Der Kunstwart
und Kulturwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Sechsundzwanzigster Jahrgang, erstes Viertel
Oktober bis Dezember 1912

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze", der Sprechsaal und die „Rundschauaufsätze" sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter", „Vollbilder" und „Noten" nach dem Alphabet geordnet.

Allgemeineres

Größere Aufsätze

National (Avenarius) 1 1
Weihnachten (Traub) 6 375

Rundschau

Zum Geleit 1 46
Vom „Recht behalten" 1 47
Zu Traubs Verurteilung 1 48
Erster und zweiter Hand 2 122
„Was nützt es ihm?" 4 273
Religiöses Beamtentum? 5 342
Ein Weihnachtsheft 6 418
Johannes Müller 6 418

Vom Ausland

Rundschau

Schweiz 1 67
Weiterblättern 2 150
Für die deutsche Jugend im Auslande 2 151
Der Alkohol bei den Auslandsdeutschen 3 223

Bildung und Schule

Größere Aufsätze

Absolutismus oder Demokratie im Schulstaate? (Weber) 1 22
Zu den Lehrer-Maßregelungen (Avenarius) 2 96
Pädagogische Reaktion in England (Lehmann) 3 182
Staatserhaltende Fahrpreisermäßigungen (Marr) 4 249
Kleinigkeiten. Ein Gespräch auf der Straße (Weber) 4 252
Bildung und Schulwesen. Zur zweiten Tagung des Bundes für Schulreform (Schumann) 5 303
Vorweihnachtsfreude in die Schule! (Tuch) 6 388

Rundschau

Nach Poincarés Tode 1 71
Vom Märchen von heute 1 73
Praktische Erziehung zum Staatsbürger 1 75
Von meinem Lehrlingsverein 2 154
Die Deutsche Jugendbücherei 2 156
Der zweite Kongreß des Bundes für Schulreform 3 224
Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen 3 227
Grammatik und Volksschule 5 370

Gesellschaft

Größere Aufsätze

Kleingärten und Volkskultur (von Mangoldt) 1 15
Die Verhältniswahl (Corbach) 3 175
Vom Gemeindebestimmungsrecht (Baran) 4 248
Juden, Antisemiten und wir. Ein offener Brief an den Verein zur Abwehr des Antisemitismus (Avenarius) 5 297
Von der Charitas zur Sozialpolitik (Salomon) 5 315
„Status quo" und „Nichteinmischung". Auch etwas über Kultur und Politik (Malzan) 6 377

Rundschau

Unser ganzes Couleurleben 1 65
Anzeigen als Anzeichen 6 1 65
Anzeigen als Anzeichen 7 2 145
Knigge 3 219
Kindersklaverei 3 220
Mörder 3 222
Anzeigen als Anzeichen 8 4 289
Vom Rittergut zur Bauerngemeinde 5 366
Anzeigen als Anzeichen 5 369
Zur Jugendfürsorge 6 443

279240

Digitized by Google

Handel und Gewerbe

Größere Aufsätze

„Fabrikware“ (Buschmann) 5 312

Rundschau

Der Heilige Abend des „jungen Mannes“ 6 445

Heimatpflege

Größere Aufsätze

Schützt die alten Holzkirchen! (Seeliger) 2 92

Rundschau

Klaus Groths Geburtshaus 2 144

Leitungsstangen und Heimatschönheit 2 144

Weg mit dem „Landschaftlich hervorragend“! 3 218

Weihnachtsmärkte und Dürerbund-Aufgaben 6 441

Von der katholischen Seite

Größere Aufsätze

Protestanten und Katholiken. Zu Bachems „Staatslexikon“ (Stapel) 6 586

Körperpflege

Rundschau

Fräulein Michel und die Körperkultur 1 69

Sport und Schönheit 2 152

Volkssport und Tagespresse 4 290

Eine „Volksborngesellschaft“ 5 369

Angewandte Kunst

Rundschau

Und immer wieder „Nouveautés“? 1 63

Die gesunde Stadt 2 138 3 216

Zu Georg Meisenbachs Tode 4 287

Deutsche Teppiche 5 363

Knöpfe 5 365

Und immer wieder: „Städtebau“! 6 437

Vom guten Geschmack in der Weihnachtszeit 6 437

Puppenkleid, Laubsägearbeit, Schnitzen 6 439

Bildende Kunst

Größere Aufsätze

Kunstgeschichte für Kunstgenuß? (Stapel) 1 12 2 90

Reform der katholischen kirchlichen Kunst (Müller-Guttenbrunn) 4 242

Zum Thema Traum und künstlerisches Schaffen (Hans Thoma) 5 308

Albert Welti, der Mensch (Avenarius) 6 384

Rundschau

Vom Kleinhaus in Großberlin 1 55

Welti-Ausstellung in Zürich 2 134

Zwei Wünsche zur Illustration des Jugendbuches 2 137

Licht und Schatten 3 216

Würdige Totenhallen! 4 285

Die Feuerbestattungsanlage in Dresden 4 286

Zu Haiders Tod 5 354

Zum Thema Sascha Schneider 5 355

Fröhlichs fröhliches ABC-Buch 5 356

Käthe Kollwitz-Mappe des Kunstwarts 6 432

Elisabeth Müller 6 435

„Anatomie der Tiere für Künstler“ 6 435

Literatur

Größere Aufsätze

Neue Frauenbücher (Nidden) 1 6

Franz Nabl, ein neuer österreichischer Dichter (Schumann) 3 168

Echtheit. Auch etwas zu Gerhart Hauptmanns Geburtstag (Avenarius) 4 231

Gerhart Hauptmann. Zu seinem fünfzigsten Geburtstage (Behl) 4 233

Digitized by Google

Neuere schwedische Dichtungen (Nidden) 4 254
Poesie und Dichtkunst (Spitteler) 6 381

Rundschau
Von der französelnden Geistreichigkeit 1 49
Wolzogen als Erzketzer 2 124
Wird die Werningerei weiter blühn? 2 125
Fünfzig Jahre nach Uhlands Tod 3 207
Der neue Literarische Jahresbericht 5 343
Tristram Shandy 5 345
Zwei neue Jesusdichtungen 6 420
Vom „herzigen" Weihnachtsstück 6 424
Warum hört man auf die Prüfungsausschüsse der Lehrer? 6 426

Mann und Weib

Größere Aufsätze
Der weibliche Richter (Landsberg) 1 19

Rundschau
Nimmt die weibliche Erwerbstätigkeit zu? 2 152
Politische Reife und Frauenstimmrecht 4 289

Musik

Größere Aufsätze
Operettenmarkt (Batka) 1 9
Vom Singen lernen (Schumann) 2 86
Ariadne auf Naxos (Schmidt) 4 240
Opernregie (Batka) 6 382

Rundschau
Straußen-Politik 1 54
Wagner- und Operettenabend 1 54
„Stella maris" 1 55
Pantomime 2 130
Zur Eröffnung der Berliner Musiksaison 2 131
Einführungskonzerte 2 132
Neue Wandervögel-Musik 2 133
Wir Dilettanten und die Musik 3 214
Eine neue Tonschrift? 3 215
Ein Klavierbuch zur Musikgeschichte 4 281
Eugen Gura 5 351
Eine neue Schubert-Biographie 5 351
Arnold Schönbergs „Pierrot Lunaire" 5 383
Eugen d'Alberts „Liebesketten" 6 430
„Ariadne" in Dresden 6 431

Naturschutz

Rundschau
Warum schneidet man uns die Ohren ab? 1 65

Vom Recht

Größere Aufsätze
Was geschieht nach dem Prozeß Knittel? 4 244

Rundschau
Zur Frage der Todesstrafe 2 145
Anzeigesucht 3 222

Von der Sprache

Größere Aufsätze
Rednerische Schulung (von Bülow) 3 172

Rundschau
Pausen im Gespräch 1 49
„Der Kinderfreund" 2 123
Zum Superlativismus 4 274

Digitized by Google

Zu den Tagesereignissen

Größere Aufsätze

Balkankrieg-Nebengedanken 5 295

Rundschau

Zum Falle Knittel 1 66

„Nicht als bare Münze“ 1 66
Nach Marschalls Tode 2 147
Der Fall Hildebrand 2 148
Vom „Schreistil“ 5 369

Theater

Größere Aufsätze

Schauspieler vor die Front! (Gregori) 2 81
Intendantendämmerung? (Rath) 3 164

Rundschau

Berliner Theater:
I: Zum Beginn der neuen Spielzeit 1 52
II: Neues von Sternheim (Don Juan), Fulda (Feuerversicherung) und Dreyer (Der lächelnde Knabe) 2 127
III: Totentanz, Narrentanz und Waffengang (Strindberg, Birinski, Blumenthal) 3 208
IV: Shakesperes „König Heinrich IV.“ und Thomas „Magdalena“ 4 277
V: Skowronneks „Generalsecke“ und das Komödienhaus 5 347
VI: Strindbergs „Kameraden“ und Donnays „Prinzenerziehung“ 6 427

Münchner Theater:
I: „Der standhafte Prinz“ (Nach Calderon von Georg Fuchs) 2 129
II: Herbert Eulenbergs „Belinde“ 4 279
III: Ganghofers „Der Wille zum Leben“ 6 429

Wiener Theater:
I: Reinhardts „Mirakel“ 3 210
II: Rittners „Sommer“ und Stefan Zweigs „Haus am Meer“ 5 348

Baron Berger † 1 51

Unter uns

Größere Aufsätze

Zehn Jahre Dürerbund (Avenarius) 1 24
Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit, begründet vom Dürerbunde (Avenarius) 3 161

Rundschau

Vom „Berliner Tageblatt“ und der Wahrheit 1 76

Kleinere Kunstwart-Neuerungen 1 77
Spitteler und der Kunstwart 2 156
Kleine Berichtigungen und Ergänzungen 2 157
Die „Seitenrubriken“ 3 227
Dürerbund-Vertriebsstelle und „einheimische“ Geschäfte 4 290
Hilfsmittel zu Weihnachtsfeiern 5 372
Avenarianische Chronik 5 372
Unsre Weihnachts-Kaufberatung 6 446
Unsre Gedenkmünzen 6 448

Lebende Worte

Rundschau

Geschmack 1 78
Kunstfron und Kunstgenuß 2 157
Volksvertretung 3 227

Religiöses 4 292
Mitarbeit an der Welt 5 373
Wie unterdrückt man die Religion? 6 448

Lose Blätter

Bonus, Beate: Karl Zwiebelbier 6 399
Gilm, Hermann v.: Gedichte 5 318
Harlan, Walter: Des Fliegers Mutter 1 37

Lagerlöf, Selma: Aus dem Roman „Liljecronas Heimat“ 4 259
Lissauer, Ernst: Gedichte (aus dem „Strom“) 1 28

Digitized by Google

Mörike, Eduard: Auf eine Christblume 6 417
Nabl, Franz: Aus dem Roman „Ödhof“ 3 185
Schirokauer, Alfred: Aus „Lassalle“ 5 325
Spitteler, Karl: Pandora 2 98
Ein Strauß alter Weihnachtslieder 6 393

Bilder

Vollbilder: Heft

Altdorfer, Albrecht: Christi Geburt 6
Bachmann, Alfred: Nordische Insel 1
Desclabissac, Felice: Kartenspielende Bäuerinnen 2
Fröhlich, Karl: Blumenmädchen 1
Haider, Karl: Selbstbildnis vom Jahre 1906 5
— Moni 5
— Ueber allen Wipfeln ist Ruh II 5
Haeser, Karl R.: Bei der Lampe 4
Heroux, Bruno: Mühle im Walde 1
Hübner, Ulrich: Hafen 5
Klemm, Walter: Blaumeisen 5
Orlik, Emil: Bildnis Gerhart Hauptmanns 4
Schäfer, Rudolf: Bergpredigt 6
Schramm-Zittau, Rudolf: Bäuerin am Fenster 2
Spitteler-Bildnis 2
Stremel, M. A.: Die rote Brücke von Wasserburg 5
Walser, Karl: Am Wasser 5
Welti, Albert: Züricher See 6
— Die Walze der Kunst 6
— Das Zelt 6
— Berner Heim 6
— Das Tellenbüblein am Marterpfahl 6
— Glückwunsch 6
— Himmelsgaben 6
— Im Lampenlichte 6
— Letztes Geleit 6
Wolfgangmüller: Die Sehnsucht des Jünglings 1

Illustrationsbeilagen: Heft

Acht Abbildungen zu dem Beitrage: Schützt die alten Holzkirchen! (siehe auch Textbilder) 2
Fünf Abbildungen zu dem Beitrage: Die Feuerbestattungsanlage in Dresden 4
Vier Abbildungen zu dem Beitrage: Unsre Gedenkmünzen 6

Textbilder:

Bartels, Wera von: Lachendes Mädchen 5
Diez, Julius: Junger Herkules 1
Fröhlich, Karl: Drei Seiten aus dem fröhlichen ABC-Buch 5
Hübner, Ulrich: Die Stadt am Abend 5
Kalkreuth, Leopold von: Begräbnis 4
Liebermann, Max: Straße in Amsterdam 1
Müller, Elisabeth: Vier Schattenrisse aus d. Schwarzen Kindern 6
Schramm-Zittau, Rudolf: Hühnerhof 3
Thiemann, Karl: Klingengasse in Rothenburg 2
— Alt-Lübeck: Hafenhof 2
Volkmann, Hans von: Sieben Zeichnungen 6
Winckel, Richard: Verschlafenes Kind 4
Zehn Abbildungen zu dem Beitrage: Vom Kleinhaus in Großberlin 1
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Schützt die alten Holzkirchen! (siehe auch Illustrationsbeilagen) 2
Borel-Silhouette 1

Noten

Bruckner, Anton: Aus der Neunten Symphonie 1
Haas, Robert: Viola d'amour 3
Humperdinck, Engelbert: Prozession und Ländlicher Tanz aus „Das Wunder“ 4
Stöhr, Richard: Wiegenlied aus der Oper „Rumpelstilzchen“ 2
Waltershausen, Hermann Wolfgang von: Aus der Oper „Oberst Chabert“ 1
Aagots Berglied 5
Der vergnügte Roßbub 5
Trauriger Ehstand 5
Deutscher Dantz 5
Ein Kind ist uns geboren 6
Ave Maria 6

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY

Digitized by Google

Wo der Gesundbrunnen quillt,
Umgrünt vom rauschenden Leben,
Fand ich's – nicht allzu geschwind
Laß es Dir welken im Heim!

Gruß vom Dürerbunde

Schattenriß von Karl Fröhlich

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Oktoberheft 1912 Heft 1

National

Das gehört für mich zum Erstaunlichsten in unsrer Kultur: daß man nicht mit der festesten Beharrlichkeit bewußt auf die Erscheinungen achtet, von denen hier oft als vom „Steckenbleiben" gesprochen ward. Denn ich kenne nichts Gefährlicheres, nichts Heimtückischeres in der Geschichte der Kulturen, und unter den Schäden nichts Häufigeres als dies. Es bedeutet im Kulturleben dasselbe, wie im Leben des einzelnen das Philisterwerden, das „Verkalken". Ein großes Ziel ist gesehen, mit aller Anspannung mühen sich die seelischen Kräfte darum. Aber das Bahnbrechen verlangt nun Aufmerken auf den Weg, auf das Wie, auf die Mittel der Arbeit. Du mußt mit Gelegenheit, Kräften und Handwerkszeugen Bescheid wissen, du mußt dich einüben ins Technische, du mußt hier diesen, dort jenen Nebengedanken erledigen, mußt Hindernisse beseitigen, mußt Störenfriede besiegen können, ehe du vorwärts kommst. Da geschieht es: über der Beschäftigung mit all den Mitteln und Zwischendingen nehmen sie selber dich so in Anspruch, daß du nicht merkst, wie du dich leise bei ihnen *festzusetzen*, bei ihnen *aufzubrauchen* beginnst, wie du allmählich die Richtung aufs Wesentliche, den Trieb auf das Große verlierst, wie du *abgelenkt* wirst oder *stecken bleibst*. Wenn dir der tönende *Name* des letzten Zieles auch noch in Kopf und Munde umgeht, deine *Kraft* gibt sich doch in Nebensach-Arbeit aus und vielleicht sogar in abgelenkter Nebenan-Arbeit. Und nun ist es mit dem Vorwärtskommen aus.

Wer dem nachgeht, wird in der Kulturgeschichte aller Bewegungen, wird in Wissenschaften, Künsten, Religionen, wird überall dieses Steckenbleiben finden und oft geradezu als menschliche Tragik.* Die seelische Kraft der Mehrheiten reicht eben nicht dafür: Ziel und Mittel zugleich zu bearbeiten. Auch schleichen sich bewußte oder unbewußte Sonderinteressen in den Mänteln ihrer Schutzgefühle beim psychischen Ermüdungsvorgange nun leichter ein. Deshalb sollte man mit voller Bewußtheit immer und überall nachprüfen, wo in den Kulturbewegungen das Steckenbleiben mit seinem Veräußerlichen, Ablenken, Erlahmen und Fälschen beginnt. Wenn sich eine eigne psychologische Wissenschaft daraus entwickelte, so könnte sie dem Ganzen besser dienen als manche bestehende — und je mehr, je kühler objektiv sie wäre.

Bevor wir vom Steckenbleiben beim Thema „national" sprechen, eine Erinnerung. So viel man in diesen fünfundzwanzig Jahren gegen den Kunstwart geklagt und gekämpft hat, eins hat ihm noch keiner abgesprochen: daß er national ist. Neulich erst hat der hochkonservative „Reichsbote" in einer Polemik gegen meine Haltung zum

* Ausführlicher ist der Gegenstand im 2. Dezemberheft 1907 behandelt worden. Der Aufsatz „Vom Steckenbleiben" ist aber auch als Flugschrift des Dürerbundes (Nr. 36) erschienen.

Digitized by Google

Judentum ausdrücklich zugegeben: das gute Deutschtum der Kunstwart-Arbeit könne keiner bestreiten, der sie kenne. Diesen Hinweis als eine unversteckte captatio benevolentiae voraus. Denn ich möchte um Nachdenken für Gedanken bitten, die unter denen nicht, sagen wir: gangbar sind, die das Nationale ihres Wirkens am stärksten empfinden und deshalb am meisten zu betonen pflegen.

Hören wir im Blätterrauschen umher, so wird das Wort „national" zunächst bei Forderungen gebraucht, um dem Deutschtum im eignen Lande die Vorherrschaft, um ihm draußen mit Heer und Flotte die „gepanzerte Faust" zu stärken, um ihm die Macht im Menschheitganzen zu sichern, die ihm seinen Leistungen nach zukommt und deren es wieder zur Erhöhung seiner Leistungen bedarf. Das versteht sich von selbst, aber die nationale Forderung verlangt viel mehr. Nur in dem Maße, wie wir tüchtig sind, haben wir zur Mitwirkung im Ganzen Recht sowohl wie Kraft. Deshalb ist die letzte Aufgabe aller nationalen Arbeit die Tüchtigung unsres Volkes. Und jede noch so national gedachte und geführte Einzelarbeit ist Steckenbleiberei, wenn sie an dieser Tüchtigung etwa schadet, wenn sie um näherer Erfolge willen die Kräfte in den Einzelnen schwächt, deren Summe die Volkskraft ist.

Ein paar Beispiele dafür!

Eins ist den Kunstwartlesern geläufig: die Pflege der Werningerei. Seit Heinrich Freise im Kunstwart diesen Unfug aufgedeckt hat, sind uns ein paar andre nationale Zeitschriften im Kampfe dagegen gefolgt, bei den allermeisten aber schwieg man verlegen und überließ die weitere Behandlung der Sache — den Sozialdemokraten. Nicht nur das: man unterstützte die Werningschen „Festspiele" an hundert Stellen weiter, man führte sie sogar unter Königlichem Protektorate auf, und nicht nur hohe und höchste Namen glänzten unter den Aufrufen für sie,* auch solche, deren Träger so feinsinnige Männer sind, daß nur der Satz vom Zweck, der das Mittel heiligt, ihre Unterschrift an dieser Stelle erklären kann. Was ist der Zweck hier, was das Mittel? Der Zweck soll nationale Erziehung sein, das Mittel ist ein Berauschen an albernen Phrasen, eine Selbstloberei, die zum Himmel stinkt, ein Verächtlichmachen der Gegner, eine Minderung des Sinns für Wahrhaftigkeit. Brauchen wir für die Kämpfe der Zukunft ein der Wirklichkeit kundiges, denkfähiges, besserungfreudiges Volk oder eine ungeheure Trottelherde hinterm Tuthorn?

Ein ander Beispiel: die Jugendpflege. Die Sozialdemokraten nützen sie für die Partei. Und wir andern machen's geradeso, nur, daß wir alles national nennen, was unsrer Parteiauffassung überhaupt entspricht: Monarchie, Dynastie, Standestrennungen, Kapitalismus. So hoch ich aber die Begriffe „mein König", „mein Stand", „mein Erbe", „mein ehrliches Verdienst" bewerten mag, es sind andre Werte als der Wert „national", denn es hat ein Deutschtum auch außerhalb Monarchien, Dynastien und Kapitalismus gegeben und gibt es außerhalb ihrer noch heut. Das ist eine dunkle Erbschaft aus der deutschen Geschichte, daß wir innerhalb der aus Deutschen gebildeten Parteien

* Der Fall ist vom Kunstwartkreise aus auch in der Flugschrift „Patriotischer Unfug" (Verlag A. Köhler, Dresden) besprochen worden.

Digitized by Google

zwischen nationalen und nichtnationalen unterscheiden, und ist ein Mißbrauch des Wortes national, den kein andres gleich hochstehendes Volk in seiner innern Politik duldet. Auch Männer aus all den Parteien, die im Lauf der Jahrzehnte schon der Reihe nach in irgendwelchem Parteiinteresse als inter- oder antinational bezeichnet worden sind, können national im besten Sinne, das heißt: zur Hebung der Volkskraft wirken, — verhöhnte „Agrarier“ wie Zentrumsleute, aber auch Sozialdemokraten, beispielsweise, wo sie aus der Stumpfheit erwecken und den Lebensmut anspannen. So gewiß, wie der Pfleger verblödender Werningerei wider Wissen und Willen antinational wirkt. Und wenn unsre Industrie dem deutschen Namen Respekt in der Welt verschafft, so weiß jeder Sachkenner, wieviel wir davon der überragenden Tüchtigkeit unsrer Arbeiter verdanken, mögen sie auch Sozialdemokraten sein. Kampf gegen sie, wo er sein muß, aber keiner mit der Anmaßung, das Nationale stände in irgendwelcher Parteien Privatpacht. Weiter: was verlangt nationale Arbeit dringlicher, fast möchte ich sagen: was leidenschaftlicher als die Zusammenfassung der Kräfte, die doch allein der Nation als Ganzem die volle Stoßkraft gibt! „Seid einig, einig, einig!“, der Attinghausenruf hat zum mindesten die Bedeutung immer noch: daß es nationale Aufgabe ist, für die Aufgaben der Gemeinschaft zu vereinigen, was immer sich für sie sammeln läßt. Steht die Kraft des Ganzen in Frage, so darf keinem irgendein Bundesgenosse nicht genehm sein. Bei der Jugendpflege gilt das. Eine gemeinsame Jugendpflege muß trotz aller Schwierigkeiten das Ziel sein, so gut wie eine gemeinsame Volksschule und ein gemeinsamer Heeresdienst, und wie bei diesen beiden unter Ausschluß aller sozialdemokratischen wie antisozialdemokratischen Gesinnungsfängerei. Sonst wird auch die „nationale“ Jugendpflege nur der Zerspaltung des Deutschtums dienen und damit antinational wirken. „Aber eine gemeinsame wäre unmöglich.“ Glaubt man, die allgemeine Volksschule und der allgemeine Heeresdienst waren kleinere Aufgaben? Es handelt sich nicht um die Frage, ob schwer oder leicht, es handelt sich darum: es muß sein. Morgen, wenn das erreichbar ist, später, wenn's nicht eher geht: es muß Ziel sein. Übrigens: daß eine Jugendpflege, wie wir sie „meinen“, erreichbar ist, das haben führende Männer von der äußersten Rechten wie von der äußersten Linken in Briefen mir zugegeben, und auch ihnen schien das der einzige Weg zum Segen. Nur öffentlich wagen sie heute noch nicht zu fordern, was heute noch bei allen Parteileuten mißverstanden würde. Also bleibt's vorderhand noch beiderseits bei der Herdenmenschenmacherei in Parteiinteressen.

Ein drittes Beispiel: der Adel im Staatsdienst. Ein Volk hat schon deshalb allen Grund, die Träger alter Überlieferungen hochzuschätzen, weil sehr zu vermuten ist, daß an ihre Stelle die schön so genannte „Geldaristokratie“ rücken würde, d. h. der Stand derer, denen der entscheidende Maßstab der Dinge und der Entschlüsse in der Bankbilanz liegt. Nationale Forderung aber ist: daß jede Stelle nach Möglichkeit von dem verwaltet werde, der sie am besten verwaltet, weil so allein die Volkskraft daheim und im Wettbewerb der Nationen sich

Digitized by Google

höchstmöglich einsetzen kann. Ich halte die Adligen nach ihrer Geschichte im Durchschnitt zum Regieren und Diplomatisieren für besser befähigt als die Bürgerlichen, denn sie haben jahrhundertelange Übung darin. Im Durchschnitt. Glaubt man aber im Ernst, daß beispielsweise die deutsche Diplomatie fast nur beim Adel die berufenen Verwalter findet, wie sie fast nur vom Adel besetzt wird? Ihre Leistungen sprechen kaum dafür, und jedenfalls ist es bei den andern anders, bei denen, die seit langem uns gegenüber die Erfolge haben. Was aber geschieht, um vom jungen Alter ab ohne alle andern Rücksichten die Meistbefähigten zu finden und an die Front zu bringen? Sorgt man nicht dafür, so versündigt man sich am Nationalen, und ob man ihm im höchsten Chor lobsinge.

Von Zeit zu Zeit braucht jedes Wort neuen Überdenkens, sonst wird es zu alt und im Ermatten der Gewohnheit Phrase. Das möchten für das Wort national wir zu hindern suchen, die nun so lange schon dem Stück Leben dienen, das in seinem Wortkleide steckt.

Was heißt denn „national"? Bei manchen Leuten ist das Wort „völkisch" unbeliebt, obgleich es so brav gebildet ist wie städtisch oder ständisch. Eigentlich ist es wirklich nur eine Verdeutschung des eingebürgerten Fremdworts. Auch „national" kann ja gar nichts andres heißen, als: unserm Volkswesen gemäß, aus unserm Volkswesen heraus, unserm Volkswesen zu gut — oder weiß einer eine bessere Umschreibung? Es faßt enger als „vaterländisch", denn im Vaterlande wohnen als seine gleichberechtigten Bürger auch Nichtdeutsche, es greift weiter, denn Deutsche wohnen über seine Grenzen hinaus und arbeiten als Kulturträger in aller Welt. Völkisch wie national sagen, wenn wir Deutschen sie brauchen: deutsch. Nationale Politik ist Politik, um das Deutschtum zu kräftigen.

Das Deutschtum zu kräftigen, verlangt als allererstes: die Volksgesundheit zu kräftigen. Zunächst schon die rein körperliche, und nicht etwa nur der Kriegstauglichkeit wegen, sondern wegen der Tüchtigung des Volkes, der „Rasse" zu aller Arbeit überhaupt, nach dem mens sana in corpore sano auch der geistigen. Auskömmliche Löhne, auskömmliche Ernährung, auskömmliche Wohnung, Volkshygiene in jedem Sinn, sie werden gefordert von der nationalen Aufgabe. Sorge für bestmögliches Bildungswesen, Sorge für geistiges Wohlbefinden, Sorge, endlich einmal, für eine vernünftige Volkswirtschaft auch der geistigen Güter hat unmittelbar daneben zu stehn, damit all das die nationale Leistungsfähigkeit steigere. Aber wir wollen nicht erst mit dem Aufzählen anfangen, denn wir kämen zu keinem Ende: alles, was diese Zeitschrift bespricht und noch wie vieles sonst betrifft ja Aufgaben der nationalen, der völkischen Kultur, alles, was unter dem Leitgedanken steht: hebt die Volkskraft und ihre Arbeit.

Den Begriff völkisch und national mit dem Begriff international in Widerspruch zu setzen, ist ein Taschenspielerkunststück, falls beide nicht auf demselben Gebiete gegeneinander wirken. Unsre Post ist deutsch, obgleich sie im Weltpostverein ist, unser rotes Kreuz ist deutsch, obgleich „das" rote Kreuz international ist, die Kunst ist national und ist auch international, Wissenschaft, Industrie und Handel sind es erst recht, und für eine Menge von Aufgaben, die aufs allerengste

Digitized by Google

mit dem Volksleben verwachsen sind (ich erinnere nur an Volkskunst, Heimatschutz, Naturschutz), bauen wir gerade die internationalen Beziehungen fortwährend aus. Die Völker haben ja nicht nur verschiedene, sie haben auch gleiche Interessen, Verbündungsinteressen und Interessen daran, daß der Verbündete aus Eigenem heraus stark sei. Nur mit dem, was er aus Eigenem hat, kann er die Gesamtheit bereichern. Und Gedanken und Taten, die hier geboren sind, bekommen ihre Kinder in anderm Land. Deshalb bedeutet es keinerlei Enge, national zu sein, denn das Erstarken des eignen Volkstums macht ein Volk erst recht aufnahme-, gebe-, bündnisfähig für die Welt. Aber es bedeutet an sich auch keinen Vorwurf, in dem oder jenem international zu sein, wenn nur das Hereingeholte nicht über den Wert bezahlt und wenn es nur wieder zur Stärkung des Eigenen verwandt wird. In jedem kann ja letzten Endes nur produktiv sein, was im heimischen Boden gedeiht.

Das ist alles so einfach, daß man eine Menge von Äußerungen und Handlungen sogar aufrichtiger Politiker nicht begreifen könnte, wüßte man nicht, wie leicht uns Menschen die eigene Gestaltung des Denkens als die beste für alle, als die beste schlechthin und als solche untrennbar verwachsen erscheint mit allem, was wir hochschätzen. Die Vertreter der Staatsform in ihrem Entwicklungszustand von heute müssen, wie Menschen und menschliche Dinge sind, das natürliche Bestreben haben, den Gedanken an alle hohen Werte möglichst fest mit „ihren" Werten zu assoziieren. Es wird ferner keiner bestreiten, daß das Bewußtmachen des nationalen Gedankens ein notwendiges Mittel zur Erziehung des Volkes zum Zusammenfassen seiner Kräfte in völkischer Arbeit ist. Aber auch hier droht die Gefahr des Steckenbleibertums, des Überbewertens eines Mittels, das den weiteren Zweck vergessen macht. Wie viele unter uns können bei ruhigem Nachdenken sagen, daß sie immer den Endzweck, die Stärkung der Volkskraft im Auge hatten, wenn sie den nationalen Gedanken betonen, dieser Volkskraft, nochmals: die sich aus den Selbstkräften der einzelnen zusammensetzt?

Kürzlich schrieb die „Kreuzzeitung" in einem Aufsatz voller Ernst: „In seiner äußeren Politik braucht das deutsche Volk, das nicht aggressiv ist, keine immerwährende Begeisterung. Das innere politische Leben der staatserhaltenden Kreise aber erlischt, wenn es der Begeisterung entbehrt. Die Ziele der Sozialdemokratie sind zwar verderblich, aber sie wecken Enthusiasmus und halten ihn wach. Das Freiheitsideal der Demokraten ist zwar ein blasser Schemen, aber es hält doch noch Tausende in seinem Bann." Das nationale Ideal dagegen — „Wo liegt es begraben, und wer holt es hervor und trägt es dem Volke voran gegen seine inneren Feinde?" Der trägt es voran und der führt damit unser Volk zu Einheit und Sieg, der davon überzeugt, daß man es um seiner selbst willen hoch hält, daß man national nur um der Nation willen ist. Nicht um irgendeinen ihrer Stände, auch nicht um ihrer Fürsten willen, nicht irgendwelchen Gewinnen, Vorteilen und Vorrechten zulieb, und seien's die ältesten und seien's für unser Gefühl geheiligte. Der Verdacht, daß unser höchstes politisches Ideal bewußt oder nicht bewußt, sei

Digitized by Google

es rechts oder links, mißbraucht werde für Interessen einzelner Stände oder gar einzelner Menschen, das ist es, was bei uns Deutschen mehr als anderswo die nationale Glut mit Asche beschüttet. Unser Volk als Ganzes glaubt nicht mehr daran, daß es irgendwelcher Partei mit der Arbeit fürs allgemeine Wohl vor den eigenen Interessen tiefinnerer heiliger Ernst sei. Insbesondere: erst wenn es Opfer von uns Besitzenden und Herrschenden für die Stärkung seiner Selbstkraft sehen wird, Opfer an Geld, an Ehre, an Macht, erst dann wird es wieder daran glauben. Und erst dann werden wir so stark wirken können, wie wir sind.

Kürzlich ist hier von „Politischen Außenseitern" gesprochen worden. Die unsre Anschauungen teilen, sind vorläufig alle politische Außenseiter. Sie denken allesamt nicht an neue Parteigründungen, sie fühlen sich, ihren sonstigen Anschauungen entsprechend, bei irgendeiner der Parteien rechts oder links erträglich untergebracht. Sie wollen auch nicht etwa sänftigen, was an Kräften nur wachsen kann, indem es sich kämpfend stärkt. Aber sie wollen jeder an seiner Stelle dafür wirken, daß aus dem Streitstoff innerhalb unsres Volkes das Entbehrliche ausgesondert werde. Dieweil wahrhaftig immer noch „zureichen" wird, was an Zunder für Zwietracht übrig bleibt. A

Neue Frauenbücher

Es läßt sich wohl stets, wenn man Werke von Frauen behandelt, über die Fähigkeiten und Unfähigkeiten des weiblichen Geschlechtes irgend etwas allgemein Gültiges oder wenigstens gelten Sollendes daranknüpfen.* Erst vor wenigen Wochen las man in einer großen süddeutschen Zeitung, die „intelligenteren und geschmackvolleren Frauen" mieden das „Metier" der Schriftstellerei, während die „Durchschnittweiber", denen „die einzig wirklich bedeutende Angelegenheit heute wie immer die Erotik ist", so viel schrieben, daß die Literatur hinter den dickleibigen literarischen Folgen ihrer kleinen erotischen Erlebnisse kaum noch zu sehen sei. Ich halte das für eine Augentäuschung, ich sehe die Literatur noch. Überhaupt — ob zum Beispiel Eva Lotting, die uns den prächtigen Roman „Nervosität" schrieb, eine Durchschnittnatur ist? Ein ganz eigen gesehenes Buch ist das, kaum glaubhaft, daß es ein Erstling sein sollte. Ein kleines Mädchen leidet in einer Kleinstadt und in ihrer namenlos spießigen Familie an etwas unbefriedigter Erotik und sucht ihrem Männerdrang vom sechzehnjährigen Schüler bis zum fünfzigjährigen Theatermaler — Lubini! — weiblich verliebte Opfer. Und doch ist das kein Roman „um Erotik herum", sondern zunächst um jene sonderbare Nervosität, welche aus innerer Nichtigkeit, Langeweile, aus Philisterium

* Lotting, „Nervosität", Roman, Verlag E. Reiß, Berlin, 4 M.; Egidy, „Die Prinzessin vom Monde", zwei Novellen, Verlag S. Fischer, Berlin, 3,50 M.; Reuter, „Frühlingstaumel", Roman, derselbe Verlag, 5 M.; Marriot, „Heinz Henning", Roman, Verlag Grote, Berlin, 5 M.; Meisel-Heß, „Die Intellektuellen", Roman, Verlag Oesterheld & Co., Berlin, 6,50 M.; Lambrecht, „Notwehr", Roman, Verlag K. W. Mecklenburg, Berlin, 4 M.

Digitized by Google

und Sorgenunruhen aufsteigt und ein behagliches Leben zur Hölle umwandelt. Ein Glück, daß das Kind rechtzeitig unter die Haube kommt, sonst kochte die Überreiztheit ihrer Familie und ihrer Verehrer über den Rand. Eva Lotting ist aber nicht zufrieden, uns dieses Stück nervenbewegter Alltäglichkeit mit lebendigen Farben untermalt und mit keckironischer Charakteristik koloriert zu haben, sie gibt, das Thema zu erschöpfen, noch die Gestaltung eines Künstlers drein, welcher an schwerem Nervenleiden krankt, im Umgang mit einem feinen, liebenswerten, herzvollen Normalmenschenkind allmählich sein von Depressionen verschüttetes Weltbild wieder reinigt und endlich heiter zum Schaffen zurückkehrt. Diese Nervosität ist nicht mehr bloße Torheit und bürgerliche Selbstverängstigung, sondern Erlebnis einer geistigen, tief innerlich sich abringenden Entwicklung. Wer des Schlagwortes Nervosität in diesen Zeitläuften überdrüssig geworden ist, lasse sich von diesem geistreichen Roman belehren, daß doch mehr dahinter ist als der alte „Zappelphilipp", von dem man in den Schulen vor fünfzig Jahren hörte. Es bedeutet ein literarisches Verdienst, diese schleichende Schlange, die uns unsichtbar packt, hervor ins Licht der Gestaltung zu ziehen, und dem Thema so viel Sinn und Tiefe abzugewinnen war eine Kunst, die sehr weit vom „Durchschnittweib" abliegt. Das Buch gipfelt in folgendem Wort: „Ein Arzt darf nie verachten. Wenn Sie Nervosität verachteten — das wäre mir weh. So Viele tun das. Manche Nervosität ist nur ein Flügelregen unsrer unsterblichen Seele. Sie ist das schmerzliche Bewußtsein von der Endlichkeit und Wertlosigkeit des gelebten Daseins, sie ist der heftige Wunsch, etwas darüber hinaus zu erwerben und die Unfähigkeit, zu glauben, was man nicht wissen kann.... Aber wenn wir den einzigen Schritt, den wir jenseits der Erde tun können, gewagt — wenn wir uns die Religion ins Herz gezwungen haben — sind wir gesund. — — Forschen Sie oft nach Leben und Tod, nach Gott und sich. — — Wenn die Religion totgeschlagen wäre, würden alle Menschen nervös sein — aber ich habe keine Angst, weder um die Menschen, noch um die Religion."

Liest man jährlich ein paar hundert Bücher, so darf man sich am Ende ein Gefühl für Durchschnitt zutrauen. Daraufhin empfehle ich ein Buch wie die „Prinzessin vom Monde" mit besonderem Nachdruck. Emmy von Egidy hat es geschrieben, und es handelt nun freilich von Erotik. Jedoch ist diese Erotik ein ganz persönlich geschautes und mit solcher Kraft durchdachtes Erlebnis, daß man diese Wucht selbst in Männerromanen schon ziemlich lange suchen muß. Zwei Novellen, eingehüllt in italienischen Duft und eingebettet in die unvergleichliche Schönheit einer herzlich empfundnen Landschaft, erzählt mit dem langen Atem der Reife, durchgeführt mit der Sicherheit eines energischen Kunstbewußtseins. Die Geschlechterliebe darin wirkt als eine labile Macht, welche zu beherrschen dem Kind alten Adels fast zu schwer, welche sich zu nehmen und zu pflegen dem stärkeren Wesen einer andern Frau Dienst der göttlichen Liebe ist. Das Urgründige, Unergründliche findet man selten so herb ans Licht geholt. Nicht, als ob hier eine große Künstlerin „Letztes" gäbe. Diese zarte Poetin hat sehr viel Geist und viel zu wenig Unterhaltungbedürfnis, zu wenig Gestalt und Form, aber es ist schließlich ein schöneres und edleres Beginnen, sich mit ihr von Liebe zu unterhalten, als mit den „Durchschnittweibern", welche mit ihrer Erotik so böse die Literatur heimsuchen.

Digitized by Google

Sollte der Verfasser jenes Aufsatzes etwa an Gabriele Reuter gedacht haben? Dann hier meine Hand! Diese Frau hat früher Besseres geschrieben. Aber auch ich sehe nicht ein, warum sie uns nun mit den ganz alltäglichen, kitschig-lüstern aufgefärbten erotischen Erlebnissen verschiedner sehr „älterer" Damen molestiert. Schon mit dem sentimental duftenden „Tränenhaus" hatte sie einer merkwürdig unverhohlenen Neigung zur Gartenlaube nachgegeben. Der neuerliche „Frühlingstaumel" aber riecht bedenklich nach Balz mit Parfüm. Auch das ist nicht Durchschnitt, denn so technisch geschickt und keck an feinere Gefühle anempfunden schreibt selten ein gehaltloser Mensch. Aber wäre hier ein solcher, so ließe sich über seine „Gefährlichkeit" wohl reden.

Durchschnitt heiße ich Bücher wie das neueste von Emilie Mataja (Marriot), worin ein gutes Klaviermädchen einen flatterhaft feinfühligen Schauspieler liebt. Dieser aber läßt sich von seiner derben Frau scheiden und von einer schlau-frechen Polin versehentlich heiraten, nimmt an seiner stumm-stolzen Liebhaberin sympathischen Anteil, nimmt sie aber nicht zur Frau. Diese durchaus achtbare, glaubwürdige und traurige Geschichte steht, in normale, etwas papierene Dialoge und kurze Zwischenerzählungen geteilt, auf — 433 Seiten. Das ist für ihren Gehalt etwa um 400 zuviel. Wenn man aber Ahnungsvermögen hat, kann man 400 überschlagen. Auch Emil Marriot hat früher stärkere und wichtigere Bücher geschrieben. Dies Buch hat künstlerische Qualitäten kaum überhaupt mehr, und nur ein gewisser Lebensernst, eine gewisse Lebenskenntnis spricht angenehm daraus.

Diese Kenntnis wird man Grete Meisel-Heß wohl auch nicht absprechen dürfen. Wie hat sie sich nicht in den ständig bewegten Kreisen der „Intellektuellen" Wiens und Berlins umtun müssen, um all die typischen Schriftsteller, Reformer, Ärzte, Lebeleute, Künstler, um die unverstandnen und verstandnen, befriedigten und unbefriedigten Frauen kennen zu lernen, die sie so frisch beschreibt. Ins volle Menschenleben hat sie kräftig hineingegriffen und ein recht interessantes Stück herausgeholt. Interessant und unterhaltend, ja. Aber mehr? Ich glaube es nicht. Zunächst: Dichtung sieht doch wohl ganz anders aus. Dichtung ist Gestaltung von Persönlichkeitwerten und Ideen. Hier ist aber nur flotte Wirklichkeitwiedergabe und kluges, sehr unverantwortliches Kaffeehausdenken. Der Titel scheint in eine Oberschicht zu weisen, wo das Leben die reine Form der Vergeistigung annimmt, aber das Buch selbst führt in die Schicht der Unglücklichen, die ihren Intellekt nicht überwinden und ihrem Trieb nicht trauen —, eine fühlbar „persönliche" Schicht, aber eine von verhältnismäßig geringem sozialen Wert. Immerhin, diese gespannten Diskussionen über Erotik, Lebensführung, Frauenfragen und Weltanschauliches haben typischen Charakter, und solche Bücher sind am Ende lehrreicher als die doktrinären irgendeines idealen Querkopfes.

Nicht weit von diesem Werk steht ein leidenschaftlicheres, zielbewußteres, aber auch pathetischeres und zerrissneres: „Notwehr, Der Roman der Ungebornen" von Nanny Lambrecht. Diese heißblütige ehemalige Katholikin sagt hier flammende Fehde an dem Kirchenverbot der Empfängnisverhütung. Bemerken wir rasch, daß ihr Stil noch flackeriger und eigenwilliger geworden ist als er war, bis zum Überdruß satzarm und schlagwort-, schlaglichtreich, daß die Gestalten des Werkes innerhalb ihrer Romanproduktion schon recht bekannt anmuten, daß sie eine solche Nähe

Digitized by Google

zum Stoff hat, über welcher die sichre Proportionierung und Nuancierung kaum mehr möglich ist — geben wir also schwere künstlerische Bedenken zu. Es bleibt doch ein Verdienst, einmal die furchtbaren Folgen der vom Gesetz noch unterstützten Menschenopfer in starken, gefühlgewaltig hingeworfnen Bildern von Elend und Mitleiden darzustellen. Man ruft so viel nach Gestaltung der zeitgemäßen Stoffe aus dem Gebiete der Sozialpolitik, des Geistes- und Zivilisationlebens — hier ist einer, kraftvoll durchgearbeitet und verständnisvoll eindringlich gemacht. Und das ist von einer Frau, zum Trotz der „allgemeinen Beobachtung", daß diese immer nur um ihre erotischen Erlebnisse herumdichten.

Es ist mit den allgemeinen Beobachtungen wohl ähnlich wie mit der Statistik. Die Hauptsache bleibt, sie richtig benutzen, deuten, verstehen zu lernen. Wir versäumen darum auch hier die Gelegenheit, mit männlichem Behagen festzustellen, daß die Frauen nicht „eigentlich produktiv" sind, obwohl fast alle diese Romane in der Tat „nur" eine feste Wirklichkeitschilderung, nicht die Phantasiegestaltung zum künstlerischen Element haben. Ach, schon eine „Prinzessin vom Monde" möchte uns Lügen strafen. Und vor allem: wir sind froh, wenn wir in der Poesie statt ausschweifender, hochtrabender, theoretisch erspekulierter oder durch Kulissenwerk angeputzter „form"sicherer Gehaltlosigkeit zunächst einmal den Gehalt finden, für den uns nichts so bürgt wie die Wirklichkeitfreude in Büchern wie diesen. Ezard Nibden

Operettenmarkt

Kam da im Frühjahr ein junger deutscher Komponist nach Wien, natürlich eine Partitur im Gewande. Ich freute mich, den talentvollen Mann wiederzusehen. Er erzählte mir von seinen Lebenskämpfen und seinen Plänen. Auch heiraten wollte er jetzt, nach fünfjährigem Warten. „Ich habe nämlich den gordischen Knoten zerhauen, der Misere ein Ende gemacht. Ich habe nämlich" — er errötete leicht — „eine Operette geschrieben."

„So!"

„Nun ja! Es mußte doch endlich ein Schritt getan werden. Die Operette ist heutzutage doch das einzige, wobei man als Autor verdient. Und nicht wahr: man wird es mir weiter nicht übelnehmen? Warum sollen denn immer nur diese Schmierfinken die fetten Tantiemen einstreichen und Villen und Autos haben? Nicht? Mir scheint, ich hab einmal sogar im Kunstwart gelesen, es sei nichts dabei, wenn ein Künstler sich mit einer Marktware die Unabhängigkeit zum eigenen Schaffen erschreibt. Wenn er sich nur auf diese Leistungen nicht etwa was zugute tut . . ."

„Natürlich!"

„Nun also, da ist die Partitur. Und weil Wien die vielen Operettentheater hat, bin ich kurz entschlossen hergefahren. Und weil in Wien die Presse allmächtig ist, habe ich gehofft, daß .... Sie ... Ich meine eben, ein Wort von Ihnen ... Darf ich vielleicht etwas von meinen Noten zeigen?"

„Halt. Vorfrage: Von wem ist das Buch?"

Digitized by Google

Er zögerte ein Weilchen. „Nun — von mir und von einem Doktor Müller. Noch unbekannt, aber riesig talentvoll . . .“

„Nun, hören Sie mal! Darin haben Sie recht: an der Operette wird verdient. Man gibt sich nicht mit Kleinigkeiten ab, und wenn Sie Ihr Werk hier anbringen, zahlt man Ihnen ohne weiteres Ihre 20 000 Kronen und mehr als Vorschuß auf die Hand.“ In seinen Augen leuchtete es auf. „Dann: Wien ist in der Operette allerdings ein Hauptplatz. Mehr noch: der Hauptplatz. Hier werden die großen Erfolge gemacht. Bringen Sie die Operette in Leipzig oder Berlin heraus, so wird sie im besten Falle noch von einem Dutzend Theater nachgespielt. Dann ist Schluß. Nur von Wien aus gehen die Operetten, die guten wie die schlechten, in die Welt . . .“

„Gut. Darum bin ich ja hier und will in die Welt gehn!“

„Aber stellen Sie sich's nicht so einfach vor, hier anzukommen.“

„Wenn Sie mir nur die Gelegenheit schaffen, meine Arbeit vorzuspielen, so ist mir nicht bange. Was hört man doch auch hier für Operettenschund! Warum soll der Direktor so unvernünftig sein, nicht lieber eine gute, wirksame Sache nehmen, als eine fade und schlechte?“

„Als wenn die Gesetze der Vernunft auf dem Operettenmarkt gälten! Zunächst, Bester: glauben Sie, die Buchfabrikation absatzfähiger Operetten sei ein freies Gewerbe? Irrtum, sie ist das Monopol einer Gruppe, eines Dutzends von Skribenten, die den »Ring« bilden. Kein Wiener Operettendirektor wird ein Werk annehmen, das nicht zum mindesten den Namen eines der Mitglieder dieses Ringes trägt.“

Er sah mich ungläubig an. „Ja, das wäre ja geradezu verzweifelt! Das wäre eine unerträgliche Tyrannis.“

„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Übrigens gäbe es immerhin noch Mittel, dieser Sache ihre Härten zu nehmen. Wenn man nämlich Beziehungen hat, findet sich wohl ein Ringmensch bereit, seinen Namen gnädigst mit auf das Buch zu setzen. Sie müssen ihm natürlich dafür — sagen wir: die Hälfte der Einnahmen abtreten. Sie glauben es nicht? Ach, es soll hier Leute geben, die gerade von den Büchern, die sie nicht geschrieben haben, die reichsten Prozente ziehen!“

„Was Sie nicht sagen! Aber das wäre ja ein Skandal! Und dagegen lehnt sich niemand auf? Unerhört! Unmöglich!“

„Wer sollte sich dagegen auflehnen? Sollen's die Komponisten? Vergessen Sie nicht, daß es sich bei der Annahme von Operetten um fünfstellige Zahlen handelt. Da macht man mit dem, der einem dazu verhilft, wenn auch zähneknirschend, Halbpart. Oder sollen sich etwa die Verleger auflehnen? O, von denen haben sich die Theaterdirektoren dadurch unabhängig gemacht, daß sie selbst Verlagsunternehmer wurden . . .“

„Davon weiß ich. Nur: sie können dabei doch nicht viel erreichen. Solcher Schund! Aber freilich, freilich, die Wiener lassen sich ja alles bieten, man spielt ja hier die elendigste Operette gleich ein paar hundertmal serienweise ab!“

„Hören Sie, Sie sind nicht im Bilde. Die Wiener sind durchaus

Digitized by Google

nicht schlechter als jedes Großstadtpublikum, und mit den Aufführungsserien hat es eine besondere Bewandtnis."

„Sind denn am Ende die Zeitungsnotizen nur Reklamelügen?"

„Ja und nein. Die Aufführungsziffern stimmen allerdings. Aber ist es Ihnen nicht schon aufgefallen, daß die Wiener Operettentheater keineswegs geschäftlich blühen? Haben Sie nicht bisweilen von namhaften Defizits und materiellen Krisen gehört?"

„Ja, ja, doch! Freilich! Man sprach so allerlei. Aber dann ging ja alles wieder klaglos weiter."

„Aber diese Gerüchte hatten im Grunde nicht unrecht. Die in fünf Theatern florierende Wiener Operette macht in vielen Jahren sogar sehr schlechte Geschäfte, und zwar, eben *weil* sie — die Novitäten serienweise herausbringt. Das heißt: weit über das wirkliche Bedürfnis des Hörpöbels hinaus. Man erspielt künstliche Erfolge. Mit den Ziffern ködert man dann die Provinz und das Ausland. Sehn Sie, und dann bringt das Verlags- und Vertriebsgeschäft die Fehlbeträge doch wieder herein, mit denen die Theater abschließen."

„Ach nein, die auswärtigen Direktoren müßten doch diesen Trick längst durchschaut haben!"

„Natürlich durchschauen sie ihn, viele sehen *ganz* klar. Aber was hilft es ihnen — sie *müssen*."

„Müssen?"

„Ja. Nach einem Dutzend Nieten kommt doch wieder irgendein Schlager heraus, den der auswärtige Direktor bringen muß, um den er sich eifrigst bewirbt. Gut, sagt der Wiener Verlegerdirektor, du sollst ihn haben. Aber dafür mußt du dich verpflichten, auch noch die und die Operette unsres Verlags zu bringen und mindestens soundso oftmal zu wiederholen."

„Ach!"

„Sie sehen, es ist ein ganz einfaches Verfahren, um schlechten Operetten einen Zwangskurs an der Bühnenbörse zu geben, künstliche Werte zu schaffen und die Frage nach Erfolg oder Mißerfolg in seiner Wirkung aufs Geschäft bis zu einem gewissen Grade auszuschalten. In der Kette der Maßnahmen schließt sich eisern Glied an Glied, und diese Kette soll mal einer durchbrechen! Das ganze Geschäft beruht auf diesem Zusammenhalt. Natürlich hat es nicht an Versuchen gefehlt, den »Ring« zu sprengen. Seit Jahren arbeitet der Berliner Verlag Sliwinski daran, einen *Gegentrust* zu bilden und in Wien ein Operettentheater für den Absatz *seiner* Ware zu kaufen. Bisher vergebens."

„Hm, hm, offen gestanden: davon hab ich keine Ahnung gehabt. Daher also dieses Überschwemmen der Theater mit schofelsten Handwerksoperetten! Daher das Wiederauftauchen immer derselben Namen! Daher die Unmöglichkeit für andre, in Wien zu Worte zu kommen! Aber duldet denn die Kritik solche niederträchtige Zustände?"

„Sehen Sie, das kommt daher, daß die Operette in Wien *jenseits* der Kritik steht. Die Kritiker von Fach besuchen sie nicht von Amts wegen. Das fällt gewöhnlich dem Herrn Lokalreporter zu. So können die Herren des Rings so ziemlich unbelästigt ihr Schäfchen

Digitized by Google

scheren. Aus diesem Grunde kann ich Ihnen auch nur wenig behilflich sein. Man wird Sie mit meiner Empfehlung vielleicht sehr artig empfangen, in der Sache aber werden Sie kaum etwas erreichen. Bringen Sie mir eine Oper, die ein wirkliches Meisterwerk ist, so wird sie in drei bis vier Tagen, wenn es sein muß, angenommen. Im Operettenfach könnte ich nichts versprechen, und wenn ein zweiter Offenbach daher käme, weil da sachliche Beweggründe gar nicht mitreden."

„Der Schlüssel der ganzen Frage liegt also doch bei den Direktoren?"

„Mir scheint, noch mehr bei den Librettisten. Die sind offenbar die Herren der Lage. Ich kenne Fälle, wo die Direktoren junge Komponisten fördern wollten, mit ihnen auch Kontrakte eingingen und — nicht einhalten konnten, weil die Librettisten sich weigerten, für »so Unbekannte« Bücher zu liefern . . ."

„Unerhört! Unmöglich!"

„Aber wahr. Man sieht da an einem nicht von der Befürchtung konstruierten, sondern lebendigen Beispiel, wohin es kommt, wenn die Kunst in die Hand der Händler und Wechsler gerät. Setzen wir also alles daran, um wenigstens die höhere Kunst vor solcher Vertrustung zu behüten."

„Was ließe sich tun? Sehn Sie denn gar keine Änderung dieser Verhältnisse voraus?"

„Doch, mir ist, als ob man Anzeichen eines »Wettersturzes« spürte. Aber bis der Wind tatsächlich umschlägt, kann's noch recht lange dauern. Augenblicklich ist die Stimmung an der Operettenbörse sogar recht flau. Man findet, daß die berühmten Librettisten und Komponisten sich ausgeschrieben haben und spürt eine Sehnsucht nach jüngeren, unverbrauchten Kräften. Nicht ohne Belang ist es ferner, daß die Matadore der neueren Wiener Operette das sinkende Schiff verlassen und einer nach dem andern der Oper zustreben. Vielleicht bekommt der alte »Ring« bald ein paar neue Glieder. Wollen Sie etwa selber ansuchen, eins davon zu werden? Nicht, das traute ich Ihnen zu. Also versuchen Sie anderswo Ihr Glück, damit Sie sich und mir keinen Vorwurf zu machen haben."

Ich gab ihm eine Menge Empfehlungsbriefe mit, und er ging, seine Arbeit anzubieten. Aber bis heute habe ich nichts wieder von ihm gehört.

Richard Batka

Kunstgeschichte für Kunstgenuß?

Rechtsgeschichte, Sprachgeschichte, Geschichte der Philosophie usw. — Ach, denkt man, die sind „trocken". Aber Kunstgeschichte? Wenn man nur Zeit hätte! Treibt man die, „hat" man sicher mehr von den Sachen, die man so in Museen und Ausstellungen zu sehen bekommt. Hat solch ein Hoffender zu seinem Unglück wirklich „Zeit genug", so geht er hin und ersteht eine „Kunstgeschichte". Aber sind die Bilder durchgeblättert, ist der erste Band bis Seite zwanzig gelesen — dann dreht die so heiß ersehnte „Kunstgeschichte" für den Rest ihres Daseins der schnöden Welt den Rücken. Das braucht man nicht zu bedauern. Aber der Besitzer pflegt leider fortan dasselbe gegen die Kunst

Digitized by Google

zu tun. Denn er weiß nun gewiß: Kunst ist für ihn „zu schwer". Sie ist doch nur für Fachleute.

Aber — „verstand" denn einst die Eminenz, welche die Wände ihrer Familienkapelle mit Fresken bedecken ließ, etwas von Kunst? Oder der handelskundige und Tulpen züchtende Mynheer, der sich eine Mondscheinlandschaft an die Wand hängte? Man versteht nicht nur Kunst, wenn man etwas „von Kunst" versteht. Oder weiß der einen Diebstahl am besten zu erkennen, der die Entwicklung des römischen Eigentumsbegriffs nach den neuesten Forschungen kennt? Weiß der die Welt am besten zu nehmen, der sich genau davon unterrichtet glaubt, wie Platon sie genommen hat? Der Knecht, der die Pferde füttert, mag wohl beider Meister sein. Und das Kind, das über einem Holzschnitt in die Händchen klatscht, es freut den alten Ludwig Richter im Himmel mehr als der kluge Mann, der die Entstehung dieser Holzschnittzeichnung psychologisch und historisch allen Anforderungen der Wissenschaft genügend zu schildern vermag. Denn für wen hat Ludwig Richter seine Bildchen gezeichnet: für jenes Kind oder für diesen Kunsthistoriker? Welche Unsterblichkeit hat er erstrebt: die im Kinderherzen oder die im fünften Band der Kunstgeschichte?

Wir haben uns aus der Wissenschaft eine Rute gebunden! Wir schütteln heute klug den Kopf über Zeiten, die alle Dinge und Gedanken religiös werteten. Wir werfen Kulturen Einseitigkeit vor, die sich im Ästhetischen befriedigten. Genau so werden die Menschen künftiger Jahrhunderte erstaunen über die fast groteske Einseitigkeit unsres Zeitalters, das kein Lebensgebiet außer der Wissenschaft als selbständig gelten läßt, das all und jedes wissenschaftlich unterbaut, alles Leben darnach bewertet, wie es sich unter Formeln und Gesetze menschlicher Erkenntnis bringen läßt. Der größte Teil der gebildeten Welt von heute betrachtet auch die Werke der Kunst wesentlich als Objekte der Ästhetik und der Kunstgeschichte, als Beispiele oder anders gefaßt: Ergebnisse der psychologischen Entwicklung des Künstlers oder irgendeiner kunsthistorischen Entwicklungslinie. Die Einreihung eines Gemäldes etwa in den historischen Zusammenhang, das analysierende Eindringen in die Komposition, Farbengebung, Raumentwicklung gilt uns als „Verständnis" des Bildes und als Intensivierung des Kunstgenusses.

Gewiß: wenn wir uns Rechenschaft über solche Dinge geben, kann uns das die Augen für manches erschließen, was wir sonst übersehen, kann es uns manches dumpfe Empfinden zur Klarheit und zum völlig erschöpfenden Genuß erheben. Aber wenn wir meinen, daß jene verstandesmäßige Rechenschaft, welche die Erkenntnis sich über ihre Objekte gibt, nun der eigentliche Kunstgenuß sei, so ist das der ärgste Irrtum: so verbauen wir uns den unmittelbaren Genuß. Darum ist es besser, daß, wer Kunst „verstehen" lernen will, sich ihr nicht auf dem Weg der Kunstgeschichte und Ästhetik nähert. Er wird allzu leicht in die Täuschung verfallen, Kunstverständnis sei nichts anderes als wissenschaftliches Verständnis der Kunst. Aber beide haben grundverschiedene Verhaltungsweisen der Seele zur Voraussetzung. Ihnen ist nichts weiter gemein als das zufällige Wort „Verständnis". Das Kunstwerk aber ist vor allem geschaffen zum Kunstgenuß, zum Nacherleben seiner Werte.

Digitized by Google

Wie aber soll man dann Kunst genießen „lernen“? So wie man Schlittschuhlaufen lernt: man schnallt sich gute Schlittschuhe unter und versucht drauf zu laufen, bis man's kann. Man nimmt sich ein gutes Bild her und versucht in langer und wohl auch wiederholter Betrachtung, ob man es liebgewinnen kann. Denn Kunst genießen heißt: ein Bild *lieb haben*, mit ihm und in ihm *leben*. Wie ich einen Menschen von Herzen lieben kann, ohne je seinen Charakter psychologisch zu zergliedern, so kann ich ein Bild lieben, ohne über Komposition, Farbenauftrag usw. wissenschaftlich irgend etwas aussagen zu können. Dies ist Sache des erkennenden Verstandes. Die Liebe aber sitzt tiefer.

Also Gemälde anschauen! Kupferstiche, Radierungen, Steinzeichnungen, Holzschnitte besehen! Es handelt sich vor allem darum, mit den Kunstwerken selbst in Berührung zu kommen. Nachbildungen sind immer nur Hilfsmittel. Die Kunstwerke selbst — wenn wir von Holzschnitten, Steindrucken usw. absehn, bedeutet das für die meisten von uns in den meisten Fällen: in die öffentlichen Sammlungen gehn. Durch die Gemäldesammlungen flutet alltäglich ein Strom von Menschen, um sie „kennen zu lernen“, um die und die Bilder „gesehen zu haben“. Wie wenige aber sind in diesen Sälen und Zimmern *heimisch*! Wie wenige haben zu diesem oder jenem Bild ein selbständiges inneres Verhältnis! Wer ein Bild lieb hat, hat das Bedürfnis, immer wieder zu ihm zurückzukehren, so wie wir immer wieder zu einem Gedicht oder zu einem Musikstück greifen, wenn wir es wirklich in unser Gefühlsleben aufgenommen haben. Jedes Bild ist ein Stück Leben für sich, geboren aus einem bestimmten Erleben und ein so und so bestimmtes Leben ausstrahlend. Der Zusammenhang eines Bildes mit andern Bildern ist *Kunstgeschichte*. Ein Vergleich kann uns vielleicht manches zeigen, was wir sonst nicht sahen. Aber das Vergleichen als historisches Erkennen trägt dem Kunstgenuß als solchem nichts zu. Wer liest eine Gedichtsammlung Seite für Seite von vorn bis hinten durch? Die durch die Bildersäle von Nummer zu Nummer schlendern und vermeinen, das sei Kunstgenuß, tun dasselbe. Noch weniger wie die Galerien werden die Kupferstichkabinette von denen benützt, für welche die Künstler malten, zeichneten, stachen, radierten. Es ist sehr schade, daß mancher ehrliche Kunstfreund sich von der feierlichen Stelle, von den einfachen Formalitäten abschrecken läßt, zu den Schätzen vorzudringen, die dort in den Mappen darauf harren, vom Begrabensein *erweckt* zu werden, um ihre Bestimmung zu erfüllen, das ist: in Menschenseelen *lebendig* zu sein. Wie seltsam ist es und für unsre Zeit wie bezeichnend, daß viele die Empfindung haben, die Kupferstichkabinette seien eigentlich nur für die Leute da, die Bücher und Aufsätze über Kunst schreiben!

Das Anschauen der Kunstwerke selbst kann durch nichts ersetzt werden. Freilich, für die Schwarz-Weiß-Kunst reichen unsre Vervielfältigungsverfahren aus, um Nachbildungen zu schaffen, die den Werken von Künstlerhand nahekommen. Aber zwischen dem ersten Abzug von einer Kupferplatte und einer guten Nachbildung bleibt immer noch ein unverwischbarer Unterschied. Mancher lächelt zu dieser Behauptung: das bissel Schimmern, die geringe Erhöhung des Striches usw., das seien raffinierte Genüsse für Menschen, die nichts Besseres zu tun haben als auf derlei zu achten. Man kann das Gegenteil nicht *beweisen*. Man

Digitized by Google

kann nur auffordern, sich selbst in das ursprüngliche Werk des Künstlers zu vertiefen, dann erst wird man seinen besonderen Wert ganz empfinden und einsehen, daß es sich nicht um eigenwillig übertreibende Kunstbegeisterung handelt, wenn man die letzten Mängel der mechanischen Wiederholungen betont. Viel deutlicher wird uns das bei Gemälden. Wer sich je ganz einem Gemälde hingegeben hat, wird vor den üblichen glatten Farbendrucken fast einen Abscheu empfinden. Er wird ihnen einfarbige Nachbildungen bei weitem vorziehen, wenn sie einen schönen und charakteristischen Ton haben, und hinsichtlich des Buntrummels den Groll begreifen, der in diesen Blättern sich schon mehrmals entladen hat.

Aber wenn Nachbildungen also niemals die Kunstwerke selbst ersetzen können, so können die wirklich guten unter ihnen, besonders die diskreten einfarbigen, doch sonst gute Dienste leisten. Einmal für die Erinnerung: auf Grund der Nachbildung ruft uns die Phantasie das Vorbild ins Gedächtnis zurück. Dann aber, und das ist sehr wichtig: eine Nachbildung kann einen beträchtlichen Teil der künstlerischen Werte des Urbildes und oft genug gerade den wichtigsten und für die Allgemeinheit wesentlichsten Teil einfangen. Sie kann uns nie den ganzen Wert geben, aber sie kann ihn in seiner Fülle uns ahnen lassen und manche Reize auch völlig vermitteln. Weil dem so ist, verlohnt sich die Beschäftigung mit Nachbildungen nicht nur für den Kunsthistoriker, sondern auch für den, der Kunst genießen will.

Wen es also zur Kunst zieht, wer tiefer in die Kunstwerke eindringen möchte, der beginne nicht mit einem „bißchen Kunstgeschichte", sondern er gehe, wo er immer kann, in die Gemäldesammlungen und Kupferstichkabinette. Außerdem raten wir ihm, sich eine Sammlung von Nachbildungen anzulegen. Und erwirbt er, um diese Sammlung zu krönen, ein bescheidenes Werk aus Künstlerhand dazu — um den Preis, den eine Kunstgeschichte kostet, kann man sehr wohl eine gar nicht üble Radierung bekommen —, so wird er zwar nicht mit wissenschaftlichen Ausdrücken „über Kunst mitreden können", aber doch etwas sehr viel Bedeutenderes für seine künstlerische Bildung getan haben. Er wird die Kunst in seinem Hause und in seinem Leben heimisch machen. Das „Bilderbesehen" in behaglichen Mußestunden, bei der Lampe, oder wenn's draußen windet und regnet, welch eine Fülle von Freude und Lebensgesundheit ruht in diesem Brauch! Und doch ist er in unsrer Zeit so wenig geübt! Wir haben noch immer nicht oder wie selten nur die „Hausbildereien", die den Hausbüchereien entsprächen. Und doch ergäben sie immer neue Anregungen und Entdeckungen, während eine „Kunstgeschichte" mit den gehäuften Namen und kurzen Charakteristiken nur verwirrt und belastet. Wilhelm Stapel

(Schluß mit Bücherbesprechung folgt)

Kleingärten und Volkskultur

Die alte Erfahrung, daß aus kleinen und gering geachteten Dingen oft große heilsame Umwälzungen entstehen, wiederholt sich jetzt bei den Kleingarten-, Lauben- oder Schrebergartenkolonien. Anfangs von der großen Öffentlichkeit wenig beachtet, gewinnen sie eine immer größere Bedeutung. Da der Hausgarten in unsern

Digitized by Google

größeren und mittleren Städten mehr und mehr ein Luxusgegenstand für Wohlhabende geworden ist, so werden weiter außen, mehr an der Peripherie der Stadt, zusammenhängende Kolonien kleiner Gärten, je meist 100 bis 300 Quadratmeter groß, angelegt, die einzeln verpachtet werden. In der Regel steht auf jedem eine einfache Laube. Der Pachtpreis schwankt meist zwischen 5 und 15 Pfennigen für den Quadratmeter. Häufig ist mit einer solchen Kleingartenkolonie ein größerer Kinderspielplatz verbunden; insbesondre ist dies ein Charakteristikum der auf die Anregungen des Leipziger Arztes Dr. Schreber zurückgehenden sogenannten Schreberkolonien, die überhaupt nicht nur auf die Anlage von kleinen Gärten hinzielen, sondern vor allem auch Erziehungszwecke verfolgen.

Schon zahlenmäßig fallen diese Kleingärten bei uns jetzt recht ins Gewicht. In Groß-Berlin gibt es 40- bis 50 000. Die ganze Einrichtung nimmt in Deutschland zusehends an Umfang und Bedeutung zu, zumal jetzt durch den Zentralverband der Arbeiter- und Schrebergärten unter Leitung des Geheimrats Bielefeldt, des Vorsitzenden der Landes-Versicherungsanstalt der Hansestädte, eine planmäßige Propaganda dafür organisiert ist. Die ärmere Bevölkerung stellt natürlich die Hauptmasse der Kleingärtner, aber auch Familien des Mittelstandes und selbst der oberen Stände sind mangels eigener Hausgärten in gar nicht geringer Zahl an den Kleingartenkolonien interessiert. Die Vorteile liegen ja auf der Hand. Die Gesundheit von groß und klein wird durch die Gartenarbeit und durch den Aufenthalt im Freien gefördert, dem Haushalt wird eine sehr angenehme Zubuße durch den Gartenertrag geliefert, die Ernährung wird verbessert und manche Ausgabe erspart. Vor allem aber wird der ganze Sinn des Stadtmenschen wieder viel mehr auf die Natur und ihre Freuden, ihre Belehrungen und Erhebungen hingelenkt, was insbesondere für die heranwachsende Jugend von größter Bedeutung ist. Gelingt es, diese Kleingartenkolonien planmäßig und organisiert gemeinnützigen Zwecken dienstbar zu machen, so können sie allmählich zu äußerst wichtigen Pflanzstätten einer wirklichen Volkskultur werden.

In den Massen unsres Volkes steckt gottlob immer noch ein starker Trieb, durch eigene Handarbeit etwas Erfreuliches und Wohlgefälliges in der eigenen Umgebung zu schaffen. Dieser Trieb äußert sich jetzt in den Kleingartenkolonien bei der Errichtung der Laube und der Ausgestaltung des Gartens vielfach noch ungeschickt, ja ungeschlacht. Gelingt es hier, in freundlicher Weise einzuwirken und anzuleiten, so kann das so mühsam zu erhaltende Pflänzchen Volkskunst hier eine neue, sehr wirksame und gedeihliche Pflanzstätte finden. Gelänge es ferner, Spielplätze, und zwar nicht nur für Kinder, sondern auch für die Erwachsenen, allgemein mit den Kleingartenkolonien zu verbinden, gelänge es auch, die Lehrer und andre gemeinnützige Kreise an dem Spielbetrieb, an den gemeinsamen Festen, die auf den Kolonien abgehalten werden, zu beteiligen, so könnten hier weitere sehr wichtige, veredelnde Momente mit der Zeit erzielt werden. Dann würden auch die Anlage und der äußere Anblick unsrer Außenstadtteile durch solche Stätten eines heitern und hochstehenden Volkslebens ungemein verbessert und verschönt. Kurz: es ist wirklich nicht zu viel gesagt, daß hier Möglichkeiten eines schönen Stückes wirklicher äußerer und innerer Volkskultur vorliegen. Nebenbei

Digitized by Google

sei daran erinnert, daß in Kriegszeiten, wo unter Umständen durch Störung unsres Seehandels langandauernde Arbeitslosigkeit und große Teuerung entstehen können, die Kleingartenkolonien für die Beschäftigung und Ernährung der großstädtischen Volksmassen von gar nicht unerheblicher Wichtigkeit werden könnten.

Leider haben sich aber bei dieser im ganzen so segensreichen Einrichtung bereits wieder recht erhebliche Mißstände eingenistet. Fast überall steht für die Kleingartenkolonien nur späteres Baugelände zur Verfügung, so daß also bei dem Wachstum unsrer Städte die Kolonien in den meisten Fällen früher oder später, mögen sie auch noch so schön herangeblüht sein, wieder abgebrochen und weiter hinaus verlegt werden müssen. Auf diese Weise wird es der Bevölkerung durch die immer mehr wachsende Entfernung zur Peripherie der Städte immer schwieriger gemacht, sich an solchen Kleingartenkolonien zu beteiligen. Aber darüber hinaus leiden auch während ihres Bestandes schon die Kolonien vielfach unter der Kurzfristigkeit der Pachtverträge. Lautet der Pachtvertrag für den einzelnen Kleingartenkolonisten auf lange Frist, sagen wir einmal auf sechs bis zwölf Jahre, so lohnt es sich für ihn allenfalls, noch größere Aufwendungen in die Parzelle hineinzustecken, für ein gefälliges Äußere zu sorgen, Aufwendungen für einen hübschen Bestand an Sträuchern und dergleichen zu machen. Sind die Pachtverträge aber nur für kurze Frist geschlossen, nur etwa auf ein, zwei oder drei Jahre, so lohnen sich solche Aufwendungen natürlich nur in sehr geringem Umfange. Die Folgen davon sind: daß das an sich so überaus begrüßenswerte Streben der Stadtbevölkerung nach Zusammenhang mit dem Boden gedämpft und eingeschränkt wird, und: daß das äußere künstlerische Aussehen der Kleingartenkolonien vielfach außerordentlich leidet.

Weitere Mißstände hängen mit dem Generalpächtersystem zusammen. Das Land für die Kleingartenkolonien wird öfters von den Eigentümern in großen Komplexen an Generalpächter verpachtet, die es dann ihrerseits in Form der einzelnen kleinen Gärten weiter verpachten. Natürlich kann der Generalpächter dann ein Willkürregiment führen und auch die Pachtpreise oft stark steigern. Über diese Mißstände sind wir besonders für Groß-Berlin unterrichtet, da im vorigen Jahre, herausgegeben von dem „Ansiedlungsverein Groß-Berlin", eine besondre Schrift über „Das Berliner Laubenkolonieweſen, seine Mängel und seine Reform" erschienen ist, verfaßt von dem Sekretär des Vereins Dr. Friedrich Coenen. In Berlin gehört das Laubenland nur zum Teil Privaten und Terraingesellschaften, zum großen Teile dagegen der Stadt Berlin und Kirchengemeinden. Die Mißstände herrschen ziemlich gleichmäßig auf allen diesen Ländereien, untersucht sind sie jedoch in der genannten Schrift besonders für das städtische Land. Hier wird das Land so gut wie ausschließlich nach rein geschäftlichen Gesichtspunkten dem meistbietenden Generalpächter von der Berliner Stadtverwaltung zugeschlagen. So werden die Pachtpreise von Termin zu Termin in die Höhe getrieben, und diese Steigerung wird natürlich auf die Laubenkolonisten abgewälzt. Was aber beinahe das schlimmste von allem ist: das Generalpächtersystem in Verbindung mit der Meistbietung und den hohen Pachtpreisen, die bereits die Generalpächter selber zahlen müssen, führt dazu, daß die Generalpächter — trotz aller offiziellen Verbote — durch einen

Digitized by Google

flotten Kantinenbetrieb in den Kleingartenkolonien sich schadlos zu halten suchen. Auf diese Weise dienen die Berliner Laubenkolonien jetzt in vielen Fällen geradezu der Förderung des Alkoholismus. Im Interesse der Generalpächter* liegt es da natürlich auch, auf den Kolonien möglichst viele „Feste" — Erntefest, Familienfest, Kinderfest — abzuhalten. Bei einem solchen Feste wurden in einer Kolonie an einem Sonntag 600 Kasten Bier geleert, woran der Generalpächter allein 360 Mark verdiente. Das Erntefest dauert manchmal acht Tage und so weiter. Das sind wirklich Verhältnisse, die auch der Berliner Stadtverwaltung nichts weniger als zum Ruhme gereichen.

Faßt man alles Angeführte zusammen, so zeigt sich wieder einmal, daß der Segen guter Einrichtungen durch unsere sozialen Verhältnisse aufgehoben, ja in Unsegen verkehrt werden kann. Es ist eben eine alte Wahrheit, daß wirkliche Volkskultur sich auf die Dauer nur auf gesunden sozialen Grundlagen erheben kann.

Was hier vor allen Dingen geschehen müßte, das wäre die Sicherung dauernden Bodens. Die einzelne Kolonie muß aus einer Anlage, die periodisch immer weiter hinauswandern muß, zu einem dauernden festen Bestandteil der ganzen Ortsanlage werden, die an der Stelle bleibt, wo sie einmal ist, so gut wie öffentliche Parke, Rennbahnen, Bahnhöfe und dergleichen. Mit andern Worten: dieses große Volksbedürfnis muß seine geregelte Befriedigung innerhalb unsrer Gesamtbebauungspläne und durch sie finden. Damit würde die Neigung der Bevölkerung, sich dem Kleingartenbau zuzuwenden, außerordentlich wachsen und nicht nur die wirtschaftlichen und sozialen, sondern auch die ästhetischen Vorteile, das äußere Aussehen, die ganze künstlerische geschmackvolle Gestaltung der Kolonien sich ungemein heben. Soweit aber das Kolonieland nicht dauernd gesichert werden kann, müßten wenigstens möglichst langfristige Pachtverträge an Stelle der kurzfristigen treten. Im übrigen eignet sich dieses ganze Feld hervorragend zum reformatorischen Eingreifen für die Gemeinden und für die gemeinnützige private und korporative Tätigkeit. Soweit irgend möglich, muß die Verpachtung an Generalpächter, die aus der Sache einfach ein Geschäft machen, ersetzt werden durch unmittelbare öffentliche Verwaltung nicht auf fiskalischer, sondern auf sozialer Grundlage oder durch einen gemeinnützigen Betrieb einschlägiger Vereine.

In der Tat sind auch schon eine große Zahl deutscher Gemeinden in dieser Weise vorgegangen. Sie haben damit sehr gute Erfolge erzielt. Selbst die Stadt Berlin besitzt im Norden von Groß-Berlin im Anschluß an einen ehemaligen Gutshof in Blankenburg eine große, musterhaft, ohne Generalpächter, von der Stadt verwaltete Kleingartenkolonie. Ebenso haben auch schon viele Vereine gemeinnützig gehandelt. Wir nennen nur die bekannten Schreber-Vereine in Leipzig, ferner das Rote Kreuz, die Vereine für naturgemäße Lebens- und Heilweise. Trefflich

* Daß in einzelnen Städten wohlwollende und volksfreundliche Männer „Generalpächter" geworden sind, wissen wir. Solchen Männern ist sehr zu danken, aber an der Verwerflichkeit der Einrichtung als solcher ändert es natürlich nichts, wenn einzelne freiwillig das Schlechte ins Gute wenden.

Digitized by Google

würden sich solche Kleingartenbestrebungen auch eignen für die Landesversicherungs-Anstalten der Arbeiterversicherung, für Lehrervereine, für Bürger- und Bezirksvereine usw. Aber schließlich kann auch der Einzelne, ohne besondere Organisation, hier tatkräftig wirken, indem er frisch ans Werk geht und im gemeinnützigen Sinne eine Kleingartenkolonie einrichtet. Auch für gemeinnützige Stiftungen, Vermächtnisse usw. eignen sich diese Schöpfungen vortrefflich. Nicht zu vergessen sind auch die Kirchengemeinden, die an vielen Orten über geeignetes Land verfügen und denen eine solche volksfreundliche Verwendung ganz besonders am Herzen liegen sollte. Die eigentlichen sozialen Grundlagen werden aber doch in erster Linie unsre öffentlichen Körperschaften legen müssen, insbesondere die Gemeinden, indem sie aus ihrem reichen Besitz geeignetes Land zur Verfügung stellen und in den Bebauungsbestimmungen die nötige Rücksicht auf diese Anlagen nehmen. Jedenfalls, so oder so: durch eifriges und einträchtiges Zusammenwirken muß dieses aussichtsreiche und blühende Stück Volksleben von seinen Mißständen befreit, der richtigen Pflege und Anleitung unterworfen, fest begründet, sehr viel stärker ausgebreitet und so schließlich zu dem wertvollen Stück wirklicher Volkskultur gemacht werden, das es werden kann.* Karl von Mangoldt

Der weibliche Richter

„Nun besteht nicht darin die Frauennot, daß die Frau nicht ist, was der Mann ist, sondern darin, daß sie nicht das ist, was sie nach ihrer Frauennatur sein möchte und sollte."
Zimmer: „Frauennot"

Vor kurzem erklärte der nationalliberale Abgeordnete und Professor der Rechte van Calker im Reichstage, daß er die Zuziehung von Frauen als Schöffen zum Jugendgericht befürworte. Damit wird die ganze Frage der Zulassung von Frauen zur Beamtenlaufbahn und insbesondere zum Richterberufe aufgerollt. Ich habe zu ihr in einem bei der Versammlung fortschrittlicher Frauen zu Berlin gehaltenen Vortrage schon früher Stellung genommen und dabei unterschieden zwischen der Stellung des Staates zu der zum Wirken bereiten Frau und der Stellung der Frau selbst zu dem zu wählenden Arbeitsfelde. Der Staat hat sich vom Gesichtspunkte des Volkswohles, des Gedeihens der Gesamtheit leiten zu lassen. Die Frau selbst hat wohl auch Rücksicht auf die Gesamtheit zu nehmen, aber das für sie Ausschlaggebende ist praktisch doch das Recht und die Pflicht der Selbsterhaltung. Der Staat hat, meine ich, keinen Anlaß, die sich anbietenden geeigneten Kräfte bloß deshalb zurückzuweisen, weil es weibliche Kräfte sind. Er soll sich den Weg nicht versperren, unter der Gesamtzahl der Bewerber,

* Wer sich für die Frage der Kleingartenkolonien näher interessiert, der sei hingewiesen auf folgende Schriften: v. Mangoldt, Neue Aufgaben in der Bauordnung und Ansiedlungsfrage, Vandenhoeck & Ruprecht 1906, 1 M.; Dr. Friedrich Coenen, Das Berliner Laubenkolonieweſen, seine Mängel und seine Reform, Vandenhoeck & Ruprecht 1911, 0,80 M.; Oberbürgermeister Dr. Wilms, Posen, Erfahrungen mit der Ausgabe von Land zur Wohlfahrts- und Armenpflege, enthalten im Jahrbuch der Bodenreform 1910, 4. Heft. Ferner Bielefeldt, Artikel „Arbeitergärten" im Archiv für Volkswohlfahrt 1908, Heft 7.

Digitized by Google

Männern und Frauen, die Tauglichsten herauszusuchen. In diesem Falle ist „gerecht", was zweckmäßig ist.

Anders liegt die Frage für die Frau selbst. Dafür ein Bild, eine Erinnerung!

Eine alte zerbröckelnde Stadtmauer am Rhein, sonnenscheinübergossen; in allen Spalten und auf dem zerzackten Saume der Mauer blüht und duftet der sonst nur wohlgepflegt in Gärten gedeihende Goldlack, weithin leuchtend, wie weiter oben auf den Höhen des Hunsrücks gleichzeitig die goldene Flut des Ginsters. Auf der Mauer sitzen zwei spielende Kinder. Mit ihrer Puppe kost das Mädchen, während der Knabe mit seinem Mekkanobaukasten seltsame Brücken und Hebekrane erbaut. Eingefügt in die Natur, ohne Künstelei dem Worte der Natur folgend, sind sie ein Bild der verschiedenen Veranlagung von Mann und Weib. Darum kann doch aus dem Knaben ein „Kindervater" werden, der statt seiner „aushäusigen" Gattin den Kleinen das Fläschchen reicht, und aus dem Mädchen eine Brückenbauingenieurin, die ihre Tage auf dem Konstruktionsbureau zeichnend verbringt. Es würde nicht Sache des Staates sein, diese Entwicklung der beiden Kinder zu verhüten. Aber jedes dieser Kinder wird als „Schmied seines Glückes" gut daran tun, sich nicht durch eine solche Entwicklung an den Felsen des Unheils zu schmieden. Denn zum äußeren Beruf gehört der innere. Wer diesen inneren Beruf nicht hat, der ist ein gefesselter Sklave der Arbeit. *Das* ist es, weshalb ich den Frauen als Frauen von der Wahl des Richtertums als Beruf abrate. Ich bin nicht so unbescheiden, zu behaupten, daß ich „*die Frau*" kenne und deshalb *allen* Frauen zugleich sagen dürfte: „Ihr könnet das nicht! Die Fähigkeit geht *jeder* von Euch ab!" Die Frauen aber, welche ich kenne, und das sind zum Teil ganz ungewöhnlich befähigte Frauen, die ihren Weg entschlossen selbst gemacht haben, *diese* Frauen könnten die Berufsarbeit eines Richters nicht leisten, ohne an ihr vorzeitig zugrunde zu gehen. Es ist nicht etwa die Urteilskraft, nicht etwa die Intelligenz, was ihnen fehlt. Es ist etwas, das aus dem Körperlichen stammt und daher durch bloße Willenskraft nicht überwunden werden kann. Es ist überhaupt streng genommen kein Fehlen, viel eher ein Zuviel. Ein Zuviel vielleicht an sehr Achtungswertem, an Neigung zu werktätiger Hilfe! Ein Zuviel vielleicht an innerer Ergriffenheit von dem Stoffe, der zu behandeln ist! Ein Zuviel vielleicht an nie selbstzufriedener Gewissensüberprüfung! „Aus welchen inneren Beweggründen — sind sie rein? — habe *ich* mich für die Sache des X gegen Y entschieden? O weh, darin war dies oder jenes »subjektive« Moment! Wie kann ich es wieder gutmachen?" Diese Frauen — es sind die besten, die ich kenne —, Wandlerinnen großer, neugesuchter Wege, Herrinnen im Kreise des gewonnenen Berufes, starke, kerngesunde, freidenkende Frauen, erkennen ihre natürliche Veranlagung, und lehnen deshalb mit einer Schärfe, die ich bei Männern nicht fand, den Richterberuf für sich und „die Frau überhaupt" ab. Auch das Schöffenamt wollen sie nicht. Meines Erachtens geht diese Ablehnung zu weit. Denn mir ist es völlig zweifellos, daß als Schöffen beim *Jugendgericht* Frauen nicht nur geeignet, sondern sogar vorzugsweise geeignet sind. Ebenso, daß eine Berufung zu diesem Amte den Frauen gesundheitlich nicht schaden würde. Denn das Schöffenamt ist eben kein „Beruf". Jederzeit kann, auch wenn

Digitized by Google

die Schöffen fürs ganze Jahr die gleichen sein würden, eine Schöffin, die unter dem Amte leidet, ausscheiden und durch eine Hilfsschöffin vertreten werden. Auch haben sie keine Urteilsbegründungen auszuarbeiten. Endlich ist das, was wir von einer Gesetzesreform als Jugendgericht erwarten, kein eigentliches Strafgericht mehr, — berufen, Untaten im Namen der staatlichen Vergeltungsmacht zu rächen, sondern eine in richterlicher Unabhängigkeit wirkende Verwaltungsbehörde, — berufen, die Unerzogenen einer erziehlichen Gewalt zu übergeben. Es erhellt ohne weiteres, daß das Mütterliche im Weibe die Frau befähigt, gerade in einer solchen Behörde Hervorragendes zu leisten. Das Jugendgericht ohne weiblichen „Einschlag" würde sein, wie eine Familie, in der die Mutter fehlt, die in Augenblicken der wichtigsten Entscheidungen über die Kinder, oder der Kinder selbst, das Wort der zartfühlenden Fürsorge, den Ton der Gemütstiefe reden könnte. Gerade die Frau, die ganz nur Weib und Mutter ist, hat da ihren Posten. Je weiblicher und mütterlicher, desto bessere Schöffin des Jugendgerichtes. Nun wird man mich fragen: „werden gerade solche Frauen als Schöffen zum Jugendgericht kommen?" Es ist klar, daß die Kommissionen, welche bisher die Schöffenlisten zusammenstellen, nicht befähigt sind, die Geeigneten auszuwählen. Vorhanden sind sie. Aber wer sucht sie aus? Ich glaube, daß man diese Arbeit am besten wie folgt vollbringt: die Gemeindewaisenräte des Bezirks, der Kreisschulinspektor, die Fürsorgeausschüsse, die Kirchengemeinden und die mit Erziehung sich befassenden Vereine seien berechtigt, die beiden Erstgenannten auch verpflichtet, in der Jugendfürsorge erprobte Personen untadeligen Rufes vorzuschlagen. Aus diesen wählt dann die Kommission, ergänzt durch die Vormundschaftsrichter und den Jugendrichter des Bezirkes die Schöffen und Schöffinnen, ohne an die vorgeschlagenen unbedingt gebunden zu sein. Gegen die Wahl Ungeeigneter haben die genannten Richter das Recht des Einspruches. In den meisten bedeutenderen Orten gibt es jetzt bereits in der Jugendfürsorge erprobte Frauen. Wir würden bei der Auswahl nicht in die Verlegenheit kommen, Geeignete zu vermissen, sondern höchstens in die Verlegenheit der Frage, welche die Beste und Eifrigste ist. Wo eine Jugendgerichtshilfe gearbeitet hat, oder ein Ausschuß für Jugendfürsorge seine Helferinnen an das Jugendgericht abordnete, kennt der Jugendrichter längst die Frauen, die er als Schöffinnen an seine Seite wünscht.

So ist dieses Problem zur Lösung reif. Man löse es. Nur geistige Trägheit ist es, wenn wir da nicht sofort das Neue schaffen, das uns aus einem zerfahrenen Holzwege auf eine gute Straße führen wird, die ein Ziel hat.

Das Richtertum als Beruf dagegen ließe der Frau nicht eben viel von der Möglichkeit, weiblich zu bleiben. In der großen Mehrzahl der Stellen, und zwar in der ganzen Prozeßtätigkeit des Richters, ist kein Raum für Mütterliches. Und bis zum Niederdrücken schwer lastet das Maschinelle, das stets neue Beurteilungsobjekte ungerufen rasch hintereinander Vorbringende der Arbeit auch auf den „wetterfestesten" Männern unter uns. Dann: welche Verantwortungen! Und die Gewißheit, trotz gewissenhaftester Prüfung oft gefehlt zu haben! Ein Augenblick der Müdigkeit, ein Versagen des Gedächtnisses, die Ablenkung durch einen äußeren, einen körperlichen oder inneren Vorgang, und das Bild der

Digitized by Google

Verhandlung ist im Spiegel unsres Geistes gefälscht, das Urteil wird falsch. Ich habe lange Zeit in einem Kollegium gearbeitet, das ausgezeichnet zusammengesetzt war. Lauter jugendfrische und doch erfahrene Richter. Der Direktor ein Mann voll schwärmerischer Begeisterung für sein Amt, und doch eine Persönlichkeit, wie geschaffen, die stürmischste Verhandlung mit Ruhe zu beherrschen. Das Vertrauen der Menschen, die er beurteilte, flog ihm entgegen, als habe er einen Zauber im Blick. In den Beratungen fiel nie ein unsachliches Wort; keine Rechthaberei war zu finden; den Irrtum gab jeder gern zu, und das wechselseitige Vertrauen der fünf Männer hatte keine Grenzen. Ich blicke stolz auf die Zeit, da ich einer dieser Fünf sein durfte. Und dennoch kam das Schwerste wiederholt vor. Einmütig hatten wir uns durch Zeugenaussagen und Kombinationen von der Schuld eines Menschen überzeugen lassen und ihn hart und schwer verurteilt — und noch vor Ablauf eines Jahres mußten wir im Wiederaufnahmeverfahren ebenso einmütig einsehen, daß wir uns geirrt hatten, daß die Unschuld sicher bewiesen war und die Freisprechung einstimmig erfolgen mußte. Wie steht man nach solchem Vorgange dem nächsten Falle gegenüber?! Wie rafft man sich wieder zusammen?!

Da hüte sich, wer sich nicht in jeder Stunde Herr weiß seiner körperlichen Vollwertigkeit und seiner Gedankenführung, wer nicht sehr, sehr fest ist! Da hüte sich vor allem die Frau! J. F. Landsberg

Absolutismus oder Demokratie im Schulstaate?

Das Recht, sich selbst zu betätigen, sich individuell zu entfalten, war dem einzelnen Schüler im Betrieb der „alten Schule“ verhältnismäßig karg zugemessen. Die „Autoritätsschule“ unterdrückte jede Sonderneigung, soferne sie nicht ihrem fest bestimmten Programm entsprach. Sie zwang den einzelnen zu willenloser Unterordnung unter ihre Gesetze und Paragraphen. Eigenart galt nicht selten als Unart, Betätigung des eignen Willens als Widersetzlichkeit.

Demgegenüber fordert eine moderne Richtung Pflege der persönlichen Sonderart, Freiheit der Entfaltung, Aufhebung jedes unnötigen Zwanges. Der Schüler soll überall ein Feld finden, wo sich seine Kraft und sein Wille auswirken können, wo er nach eigenem Antriebe denken und handeln darf. Nicht nur innerhalb der eigentlichen Lernarbeit, sondern auch da, wo es sich um den äußeren Betrieb, um die Verwaltung und um die Aufrechthaltung der Ordnung, um Disziplinarangelegenheiten und um ähnliches handelt. Mit andern Worten: die Schule soll einen Staat im kleinen darstellen, aber nicht nach dem Prinzip des Absolutismus, sondern nach den Grundsätzen demokratischer Selbstverwaltung. Der Lehrer ist kein Alleinherrscher mehr; er ist nur oberster Vorsitzender eines sich selbst Gesetze gebenden Parlaments. Er diktiert keine Beschlüsse mehr; er genehmigt nur, was seine Schüler beschlossen, oder bildet eine Art Berufungsinstanz in Zweifelsfällen. Die eigentliche Verwaltung, die äußere und innere Ordnung, liegt der Schülergemeinschaft ob. Der Grundsatz der produktiven Arbeit findet seine folgerechte Ausweitung: die freien Bürger des Schulstaates fordern nicht nur das Ministerium des Innern, sie

Digitized by Google

verlangen auch das des Außern, der Justiz, des Verkehrs — oder wie man es sonst nennen will — für ihre Selbstbetätigung. Die Entwicklung unsrer Staatsverfassungen von der autokratischen zur parlamentarischen Regierungsform wiederholt sich ähnlich im kleinen innerhalb der einzelnen Schulgruppen und -klassen.

Am reinsten finden diese Forderungen ihre Ausprägung in Amerika; aber auch bei uns in Deutschland mehren sich die Stimmen, die den Schülern ein Recht der freien Selbstbestimmung zusprechen, die eine Art Arbeitsgemeinschaft auch innerhalb der Verwaltungsangelegenheiten einzelner Klassen fordern.

Die neuen Reformgedanken haben auf den ersten Blick hin viel Bestechendes: Was die Schüler selbst beschließen und anordnen, was ihrer eigenen Überlegung und Überzeugung entsprungen ist, das pflegen sie auch mit größerer Lust und Kraft durchzuführen als die diktierten Befehle einer autoritativen Macht. Der Geist der Gemeinsamkeit wird gestärkt. Die Zahl der innern Widerstände gegen die selbst verfaßten Disziplinarbeschlüsse schrumpft zusammen. Der ewige Kampf zwischen Lehrer- und Schülerwillen weicht einer friedlichen Lösung. Das bedeutet eine gewaltige Kraftersparnis, wo früher über Kraftvergeudung geklagt werden mußte. Gleichzeitig wächst das Verantwortlichkeitsgefühl. Jeder einzelne fühlt und handelt als Bürger seines Schulstaates und findet damit zugleich die beste Vorbereitung für seine künftige Stellung als Bürger des großen Staates, in dessen Dienst er einst denken und wirken soll.

Derartige Folgen *kann* unter Umständen eine Selbstverwaltung seitens der Schüler mit sich bringen; aber das *muß* nicht der Fall sein. Es kann unter Umständen auch das Gegenteil eintreten. Genau wie im großen Staate auch. *Ein Volk, das sich selbst regieren soll, muß reif zur Selbstregierung sein.* Wo dies nicht der Fall ist, verkehrt sich der Segen in Fluch. Das gilt auch für den Staat im kleinen, für die Schule. Besonders in Schulgattungen, wo die Schüler noch auf einer verhältnismäßig niedern Stufe der Entwicklung stehen: in Volksschulen, in den unteren Klassen der Gymnasien und Realschulen. Hier wäre eine Selbstverwaltung, welche die Autorität des Lehrers und Erziehers in der angegebenen Weise einschränkt oder gar ausschaltet, verfrüht.

Alle Verwaltungsmaßnahmen sind nur Mittel zum Zweck. Ziel ist Bildung und Erziehung des jungen Menschen. Die Art dieses Zieles bestimmt die Art der Verwaltungsmaßnahmen. Wer einen Kodex der Schülerpflichten festsetzen will, der muß sich vorerst klar geworden sein über die eigentlichen Ziele, denen jene Mittel dienstbar gemacht werden sollen. Er muß die inneren und äußeren Beziehungen zwischen Mittel und Zweck kennen. Wem diese Kenntnis abgeht, der verwechselt Mittel und Zweck. Der erblickt in der Verwaltungsäußerlichkeit selbst ein Ziel, das des Erstrebens wert ist. Diese Gefahr ist um so größer, je unreifer der Schüler ist. Dann werden Kleinigkeiten zu staatserhaltenden Angelegenheiten aufgebauscht. Eine unverhältnismäßig große Summe von Kraft wird für Nebendinge verausgabt, wo das Befehlswort einer maßgebenden, selbstsicheren, zielklaren, gereiften Persönlichkeit den gan-

Digitized by Google

zen schwerfälligen Apparat der Schülerinstanzen unnötig machen könnte.

Dazu kommt: die Schülerregierung bietet keineswegs die Gewähr dafür, daß ein unerträglicher Zwang durch die rechte Freiheit abgelöst wird. Schüler urteilen über ihre Altersgenossen in der Regel — ich erlebte dies an Dutzenden von Beispielen — härter, als der gereifte, psychologisch geschulte Mann. Ferner fiel mir immer auf, daß die Klassenmeinung meist zu einer Tyrannei wird, die jede, auch die berechtigte Einzelpersönlichkeit niederzuhalten strebt. Unreife Menschen fürchten den Spott ihrer Altersgenossen mehr als die Rüge des Lehrers. Nicht jeder Klassengeist ist gesund. Die „öffentliche Meinung" innerhalb einer Klasse zur gesetzgebenden Macht zu erheben, kann zur Gewaltherrschaft im schlimmsten Sinne führen. Der gesunde Knabe verlangt den gereiften Mann. Er will in seinem Lehrer und Erzieher ein Beispiel, ein Ideal finden, das ihn selbst zur Nacheiferung anspornt. Freilich muß der Lehrer darnach sein! Kein engherziger Pedant, kein verbissener Sonderling, sondern ein Freund seiner Schüler, ein Kamerad seiner Zöglinge, ein Mensch mit jungem Herzen, ein Mann, der mit dem Jungen mitfühlen, mitlachen und mitstreben kann, der aber bei aller Kameradschaftlichkeit doch den Abstand zu wahren vermag, der nötig ist, um Führer, um — ich gebrauche mit Absicht das geschmähte Wort — „Autorität" bleiben zu können. Wem dies nicht gelingt, den verwirft am allerersten der gesunde Instinkt eben der Schüler, die er zu freien Männern erziehen soll.

In einer derartigen Lehrerpersönlichkeit ist zugleich die Gewähr gegeben, daß eine angemessene Selbstverwaltung seitens der Schüler zu ihrem Rechte kommt, ohne in knabenhafte Veräußerlichung, in Zeit- und Kraftvergeudung oder in ungesunde Jakobinerherrschaft auszuarten.

Freiheit und Zwang — nur wo die beiden Mächte in rechte Verbindung treten, werden sie zum Segen führen, während die überscharfe Betonung der einen wie der andern naturnotwendig in ihr Gegenteil umschlagen wird: in die unleidliche Parteiherrschaft einzelner Schülergruppen bei scheinbarer Freiheit oder in die aufrührerische Kraftstimmung bei scheinbar unantastbarer Lehrerherrschaft. Der Weg zur Selbstregierung führt durch den Gehorsam; aber auch der Weg zum rechten Gehorsam bedingt eine freie Bestimmung durch das eigene Selbst. Das sollte nicht vergessen werden, weder von den Anhängern der neuen, noch von den Vertretern der alten Grundsätze.

Ernst Weber

Zehn Jahre Dürerbund

Vor diesem Hefte bringt Fröhlichs Blumenmädchen den Lesern einen Gruß vom Dürerbunde. Er ist jetzt zehn Jahre alt.

Der Dürerbund ist nach der Lex Heinze-Bewegung von Ferdinand Avenarius im Gegensatz gegen die nur agitatorische Tätigkeit anderer Vereinigungen aus dem Willen heraus gegründet worden: Nicht nur reden und protestieren, sondern arbeiten! Nicht nur dabeistehen, sondern auch bauen! Nicht nur bedauern, sondern auch helfen!

Digitized by Google

1. Gegenstand seines Wirkens ist Ausdrucks-Kultur, also nicht nur „künstlerische", nicht nur „schöne". Sondern ein Erstreben sittlicher Werte durch ästhetische, eine Mehrung an Gesundheit, Kraft und Glück durch das Miterleben echter Kunst, durch edle Gestaltung der Heimat, die sie lieben läßt, durch wahrhaftige und gesunde Gestaltung aller Erscheinungen unsrer Kultur und unsres gesamten Lebens überhaupt.

2. Gemeinnützigkeit. Wir haben Bünde und Vereine, die verschleierte Geschäftsunternehmungen und deren Mitglieder in Wahrheit nur Abonnenten auf irgend etwas sind. Was mit den Erträgnissen wird, bleibt bei ihnen unklar. Der Dürerbund ist rein gemeinnütziger Art. Werfen die Unternehmungen des Dürerbundes Gewinn ab, so kommt er keinem Privatunternehmen zugute, sondern wird restlos wieder dem Dürerbund selber zur Verfügung für seine Zwecke gestellt.

3. Die Organisation der Arbeit war das Schwierigste. Von den angeschlossenen Vereinen (jetzt 335) wirkt jeder nach eigenem Ermessen auf seine Weise, wo das angeht, unter Benutzung des vom Bund herausgegebenen Materials. Der Bund als Ganzes wirkt durch den Arbeits-Ausschuß unter dem Beirat von etwa hundert Sachverständigen für die Einzelgebiete. Der Arbeitsausschuß hat noch dieselbe Zusammensetzung wie bei der ersten Wahl: Vorsitzender Dr. F. Avenarius, erster Schriftführer: Prof. Dr. P. Schumann, Schatzmeister: Georg D. W. Callwey. Weitere Mitglieder werden durch Kooptation erwählt.

4. Arbeitsmöglichkeiten bieten sich im Bunde mehr als draußen. Da er kein Geschäftsunternehmen ist, muß er nicht verdienen, kann er auch geschäftlich Ungünstiges wagen, und der Bundeszwecke wegen soll er das. Aber die Wahrscheinlichkeit größerer Verluste ist bei ihm geringer. Selbst eine große Organisation, ist er durch Verbindung mit Kunstwart und Kunstwartunternehmungen zugleich Teil einer noch größeren Organisation, nämlich der Kunstwart-Gesamtarbeit. Das erleichtert die geistige Arbeit: man steht im „Mittleramt" einer Menge von Anschlüssen und Verbindungen, man weiß daher besser Bescheid als anderswo. Und hilft materiell: der Dürerbund kann schriftstellerische Beiträge doppelt und dreifach benutzen, der Kunstwart enthebt ihn durch unentgeltliche Förderung der Kosten für Bekanntmachungen usw. und kann ihm zudem Material der verschiedensten Art unentgeltlich überlassen.

5. Parteilosigkeit. Der Dürerbund dient wie der Kunstwart der Aufgabe: wichtige Kulturfragen nach aller Möglichkeit aus der Verquickung mit Parteiprogrammen zu lösen und dadurch zu allgemeinen Forderungen der Gebildeten zu machen. Er will die Kulturarbeiter aus allen Parteien zu gemeinsamer Arbeit für gemeinsame Forderungen sammeln, gleichviel, ob sie vor andern Fragen untereinander Gegner sind — denn nur so gewinnen diese Kulturforderungen die nötige Wucht. So hat er treue Mitglieder und rege Mitarbeiter unter den sozial Hochgestellten wie unter den Bauern und Arbeitern und bei den Parteien von der äußersten Rechten über das Zentrum hinweg bis zur äußersten Linken. Wir meinen: es bleibt uns genug zu tun, auch wenn wir das politisch und konfessionell Strittige grundsätzlich aus der Bundesarbeit ausscheiden.

Wo sollen wir eingreifen? Wo's nötig und wo's wichtig ist und wo wir's können, gleichviel auf welcherlei anständige Weise. Sprechen wir

Digitized by Google

aber nicht mehr von dem, was wir wollen, sprechen wir mit Beispielen von dem, was wir getan haben:

1. Wir haben durch Eingaben und motivierte Gutachten Behörden, Verbänden und Einzelnen wichtige Beratungen erteilt, auf Projekte eingewirkt, Erlasse erzielt, sogar Gesetzentwürfe verändert.

2. Wir haben durch unsre Zeitungskorrespondenz, die von rund tausend Zeitungen benutzt wird, einer großen Anzahl guter Aufsätze über Fragen der Ausdruckskultur die weitestmögliche Verbreitung durch die Presse in Deutschland und über seine Grenzen hinaus verschafft.

3. Wir haben durch den „Literarischen Ratgeber" und durch den „Literarischen Jahresbericht" (denen heuer zum erstenmal noch ein „Weihnachtskatalog" zur Seite tritt), die erste von geschäftlichen Interessen vollkommen unabhängige allgemeine Führung durch die deutsche Literatur alter und neuer Zeit geschaffen, die unser Volk und wahrscheinlich: die irgendein Volk besitzt. Sie erstreckt sich auch nicht nur über die ästhetischen Gebiete, sondern auch über alle wissenschaftlichen, die für den gebildeten Leser irgendwie in Frage kommen.

4. Mit dem „Gesundbrunnen" haben wir die Arbeit für die breitesten Schichten des Volkes aufgenommen, indem wir ihm den nach Ansicht der Kritik besten aller gegenwärtigen Volkskalender gegeben haben.

5. Die Sammlung „Der Schatzgräber" des Dürerbundes bringt gute Literatur zu billigsten Preisen in Massen unters Volk, Vergessenes und Neues, auch mit guten Bildern geschmückte Heftchen, die Nummer meist zu 10 Pfennigen.

6. Mit dem Büchlein „Heb mich auf!" haben wir der schulentlassenen Jugend einen ersten gedruckten Wegweiser zu „nährenden Freuden", zu billigen Büchern usw. mitgegeben, der den Strebenden unter den Jungen und Mädeln zur edleren Kultur hin weiterhelfen soll.

7. Unsre Auskunftsstelle bemüht sich, jedem zu dienen, der bei wichtigen Fragen auf unsern Gebieten Rat sucht.

8. Unsre Wanderausstellungen, zum Beispiel drei gegen Schundliteratur, zehn über Wandschmuck, eine über Jugendbücher, eine über Kinderliederbücher, ferner Ausleihversendungen von Lichtbildern bemühen sich um Verbreitung von Gutem in kleine Städte und aufs Land.

9. Unsre Beratung über wertvollen Feuilletonstoff an kleine Zeitungen dient ähnlichen Zwecken zur Hebung der Gesamtkultur.

10. Unsre Versuche mit Meßbuden bemühen sich, gute Sachen statt des Schundes auch auf die Jahrmärkte und damit unmittelbar an den „kleinen Mann" zu bringen.

11. Unsre Preisausschreiben. Der erste Versuch war der, dem Reich zu guten Münzen und Briefmarken zu verhelfen. Wollen Regierung und Parlament, so können sie durch den Dürerbund nun künstlerische Entwürfe zu guten Münzen und Briefmarken sogar auf unsre Kosten haben. — Das zweite Preisausschreiben bemühte sich um Beiträge zur sexuellen Aufklärung. Sie ergaben den Band „Am Lebensquell".

12. Wir gaben Hermann Poperts „Hellmut Harringa" heraus, nicht nur ein Streitbuch gegen den Alkoholmißbrauch, sondern für gesunde Lebensreform überhaupt.

Digitized by Google

13. Weitere Buchausgaben des Bundes: die Volksausgabe von Ludwig Richters Lebenserinnerungen, Martin Braeß' „Tiere unsrer Heimat", die „Landschaftsmappen" zum künstlerischen Ersatz des Reiseandenkenschundes und der schlechten Postkarten.

14. Besonders wichtig ist die Sammlung von „Flugschriften" des Dürerbundes, deren nun schon hundert erschienen sind. Kürzere und längere, wenn nötig illustrierte Abhandlungen über die verschiedensten Themen der Ausdruckskultur, von den besten Sachverständigen verfaßt, die zu gewinnen waren, großenteils von allseitig anerkannten Autoritäten. Sie werden zu den niedrigst möglichen Preisen verkauft (von 10 Pfg. ab), um als Aufklärungs-, Selbstunterrichts- und Agitationshilfe überall zur Hand zu sein.

15. Eben begründet ist die „Gemeinnützige Vertriebstelle deutscher Qualitätsarbeit" in Dresden-Hellerau. Ein Versuch mit dreierlei Zwecken: den Abnehmern gute Arbeit billigstmöglich zu vermitteln, auf den Hersteller im Sinne des Gediegenen und Geschmackvollen einzuwirken und den Ertrag aus unsrer Vermittelung nicht einem einzelnen, sondern wieder restlos gemeinnützigen Zwecken zuzuführen.

All das Genannte ist keine „Zukunftsmusik", es soll nicht erst werden, es ist. Daß es auch wirkt, dafür sprechen die Ziffern der Auflagen, mit denen unsre literarischen Unternehmungen verbreitet sind. Von den periodischen erschien der Literarische Ratgeber im letzten Jahr in 20 000 Abzügen, der Literarische Jahresbericht in 60 000, der Gesundbrunnen in 50 000. Vom Heb mich auf! sind bis jetzt insgesamt 276 000 Stück verbreitet worden. Vom Hellmut Harringa sind bis jetzt 75 000 Exemplare gedruckt. Von den Flugschriften sind bis jetzt 360 000, vom Schatzgräber 860 000 Hefte verbreitet.

Da aber unsre meisten Unternehmungen nach dem vorhin Gesagten nicht „geschäftlich" kalkuliert sind, also nichts einbringen, so hätte der Dürerbund eine so reiche Wirksamkeit nicht entfalten können, wenn ihm nicht eine vornehme Stiftung geholfen hätte. Dauernd kann sie solch intensive Arbeit trotzdem nicht sichern. Deshalb bitten wir alle Freunde deutscher Kultur um Spenden und bitten sie um Eintritt in den Dürerbund mit einem nicht gar zu geringen Jahresbeitrage.* Denn es ist die Sache unsres Volkes, für die wir arbeiten.

Für den Arbeitsausschuß des Dürerbundes
Der Vorsitzende: Ferdinand Avenarius

---

* Eintrittsanmeldungen mit Jahresbeitrag nach Selbsteinschätzung sowie Spenden nicht nach Dresden-Blasewitz, sondern an den Schatzmeister Georg D. W. Callwey, nach München, Finkenstraße 2.

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Ernst Lissauers „Strom"

[Über die „Impressionisten" der Lyrik, über die Stammler, Rufer und Flüsterer, über die „Laller" unter den „Neutönern" kann sich nur der ohne Vorbehalt lustig machen, der nicht bedenkt, daß lyrische Kunst im Gegensatz zur Schönrednerei überhaupt kein logisches Sprechen, sondern ein Aufträumen von Halbbewußtem aus den Untergründen der Seele ist. Deshalb bedeutet es keine Bewertung, sondern nur eine Feststellung: daß der von vielen jetzt sehr gerühmte Ernst Lissauer abseit von jenen „Neutönern" arbeitet. Lissauer gehört zu den Bildnern mit Vorstellungen, zu den besonnenen bildschauerischen Gestaltern — mitunter ist es sogar, als malte er nicht, als mauerte er seine Stücke und beschlüge dann noch mit meißelnder Hand die Steine. Er ist durchaus bewußter Künstler. Bei seiner Art bleibt trotz aller verhaltenen Erregung das Objektive mit einer gewissen Kühlheit klar; in einer besonderen Weise episiert seine Lyrik sehr oft. Mir wenigstens geht es so: ich fühle stark sein Ich, aber ich fühle in dieses sein Ich nicht zugleich das meine hineinverwandelt, wie bei denen, die ich für die Größten halte. Diesen Vorbehalt möchte ich betonen, und ferner den: daß ich Lissauers rhythmischem Gefühl nicht immer nachgehen kann. Trotzdem sehe ich ihn unter den lebenden Lyrikern in der vordersten Reihe. Es ist ein sehr hoher Kunsternst und eine sehr große Begabung für Veranschaulichung in seinen Gedichten. Gegen den „Acker" finde ich zudem in seinem „Strom" auch ein sehr wesentliches Wachsen nicht nur des Könnens, auch der Kraft. Damit genug Umreißen einer Meinung, weil ein paar Proben viel besser von Lissauers Eigenart zeugen, als besprechende Worte.

Das Buch „Der Strom" ist bei Eugen Diederichs in Jena erschienen.]

Seele

O du meine Seele, die du beglückst mein Blut, meinen Leib, all mein atmendes Sein,
Du fliegst auf in die Welt, und die Welt wird mein,
Menschen und Fluten und Felsen und Sterne, —
Froh badest du dich in aller Nähe und Ferne.

O du meine Seele, wie fühl ich dich reisen!
Bebende Luft ist spürend, ist bindend zwischen uns ausgespannt . . .
In Schmiedhämmern pochst du: ich klinge hart wie schlagende Eisen —
Über Abendsteppe hin treibst du: ich verdämmere weit wie ein Land —
Gier glimmt in mir wie in lauernden Tigerpranken —
Ich zacke steil wie gletscherne Firne —
Es wehklagt in mir Fieberglut eines Kranken —
Ich gleite am Firmament wie Trümmer zerborstner Gestirne —

O du meine Seele, du sollst mir niemals wiederkehren!
Du sollst wandernd wie Wind dich mit Samen von Welt beschweren.

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1918 (Berlin, Fritz Heyder)

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1913 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART

MAX LIEBERMANN
STRASSE IN AMSTERDAM

Digitized by Google

Digitized by Google

Bisweilen um Mitternacht, Seele, sitzen wir zu zwein
Über einem alten Liede wie bei einem alten Wein.
Rings Schlummer und Stille, wir sitzen, Mann vor Mann.
Wir schaun uns lang in die Augen. Wir klingen an.

Grabschrift für einen Dichter

Er sah Glück auf die Welt. Er ging um, von Licht und Raum trunken.
Heilig war sein Haupt umzündet von Funken.

Er wanderte singend am Horizont wie an eines fließenden Wassers Rand.
Er schöpfte Sterne; Himmel rann durch seine Hand.

Sommer des Stroms

Also kommt Sommer über den Strom!

Sturm gräbt die Wasser um wie mit tiefwühlendem Pflug,
Daß Furche an Furche sich schließt zu langem Zug,
Schleppt Wolken zuhauf
Und birst sie breitauf,
Daß wie fallender Samen schwer und dicht
Rauschender Regen niederbricht.

Nun blüht Sommer über den Strom!
Es treiben die Wasser Wasser aus sich wie Boden Frucht,
Wie über die Erde grünender Rasen, wächst über die Fluten rollende Wucht,
Greift aus, stößt aus, schießt springende Wasser ins Land,
Reißt von den Ufern Geröll, Mergel und Sand,
Ackerschollen werden von mahlendem Strudel zu Grund gepreßt,
Wiesenstücke gleiten wie schwimmendes Baumgeäst, —
Wasserner Sommer weit und breit;
Breit liegt der Strom in brausender Seligkeit.

Ich wandere heim vom Abendgang

Ich wandere heim vom Abendgang,
Da glänzt mein Haus in das dämmernde Land,
Meine Fenster lohen blank,
Als seien festlich droben Kerzen und Ampeln angebrannt.
Wolken sind durch die spiegelnden Scheiben ins Zimmer gestiegen
Und schmiegen
Sich schimmernd entlang an Decke und Wand,
Und wohnen mir im Haus und füllen es mit Pracht
Eine funkelnde Stunde vor Schlaf und Nacht.

Balkons in der Vorstadt

Stuben an Stuben, langhin aneinandergestaut,
Stockwerk auf Stockwerk getürmt, Wolken und Sterne verbaut,
Weithin Stein und Asphalt —
Wächst irgendwo Weizen und Wald?
Dunst, Rauch, Staub —
Rauscht irgendwo Welle und Laub?

Digitized by Google

Nie von ſtarkem Leuchten beſonnt,
Wie gemauerter Nebel ſtarrt die unendliche Front.

Doch an jedem Haus, jedem Geſchoß, immer zu zweit,.
Balkone, ſchwebende Zimmer, hangen
In langen
Fluchten zur Rechten und Linken die Straße hinuntergereiht;
Aus Wein und aus Efeu geflochten Wände aus Grün,
Irdene Töpfe, drin rote Geranien und Fuchſien blühn,
Stücke Wieſe und Wuchs, verwehte, verſtreute, —
Land der landloſen Leute.

Auf einen Taktſtock

Hohe Scheiben ſpiegeln blank im Tagesſchein,
Zur Schau gebreitet liegen Geigen, Trommeln, Flöten,
Inmitten ruht ein weißer Stab aus ſchmalem Elfenbein.
Doch unter meinem Blick beginnt er ſich zu röten,
Glut
Iſt zitternd in ihn eingeſchloſſen,
Er iſt durchfloſſen
Von wundertätgem Blut.

Plötzlich umragen mich Wände und Bogen,
Durch harrende Menge rauſcht Rede und Lachen in wechſelnden Wogen,
Auf der Eſtrade verworrn
In das Klimpern von Geigen
Schreit Klarinette und Horn, —
Da pocht der Stab laut auf; es wölbt ſich hoch ein Schweigen;
Steil zündet er empor gleich einem Blitze,
Aller Augen ſehen gebannt nach ſeiner bannenden Spitze.

Er winkt, und trommelnde Schlägel raunen,
Er ſchwebt, klar blaſen dunkle Oboen,
Er ſtreicht, und Celli und Bäſſe drohen,
Er ſtößt, da dröhnt Feuer auf aus Poſaunen.

Mannigfalt
Über den Klängen wandelt ſich ſeine Geſtalt.

Er ragt, als Banner geſchwungen hoch über feſtlichen Scharen,
Er ſchreitet ſtill als Kruzifix, getragen vor dem Trauerzug,
Er wiegt über klingender See als Möwe den flimmernden Flug,
Er blinkt als Pallaſch vor reitenden Siegfanfaren.

Er zuckt, er zaubert; ſeine Griffe ziehen
Aus dem Orcheſter lange Melodien,
Die ſich als lichte Strähnen um ihn winden.
Er herrſcht und funkelt, zepterlich,
In Wink und Schlag und Strich
Umgüldet von den glänzenden Gebinden.

Digitized by Google

Bruckner

Wände grauen, aus gleitendem Dunkel steigen
Gewölbe und Bögen, — das Münster dämmert.
Da bricht
Klang in die Halle, es birst das Schweigen,
Jubel hämmert
An Stein und Portal,
Einzulassen das Licht, —
Hoch an der Orgel sitzt Meister Bruckner und spielt Choral,
Seine Hände greifen
Weitaus, — er lobsingt Gott mit hunderten Stimmen und Pfeifen.
Brausend schwemmt
Musik rings in die Halle und stemmt
Breitauf die Fenster, die Tore, die Wände, —
Da ist das Münster klar erhellt
Wie ein Morgengelände.

Er schreitet hart über Feld.
Der Acker dampft.
Wind weht um ihn her.
Schwer
Stampft
Sein Fuß das Pedal.
Wie den Sterz am Pflug
Faßt seine Hand Griff und Zug,
Tief gräbt seine Kraft über das Manual.
Entlang den Boden bebt Klingen und Hallen,
Die Schollen dröhnen, die Furchen schallen,
Hoch, ein werkender Bauer, schreitet er aus, in ackerndem Sieg,
Er wühlt aus dem Boden Ton, er pflügt Musik.

Aber lieblich im Orgelholz wie in Buchengeäst
Bauten Vögel ihr Nest
Und fliegen singend durch den bogigen Raum,
Die weiten Gewölbe als steinerne Wolken hoch über ihnen,
Von breiten Bändern Sonne beschienen
Den bunten Flaum,
Den zierlichen Schopf,
Zum Chore
Und zurück zur Empore
Und um des spielenden Meisters Kopf.

Hymnus

Nun flicht um deine Stirn aus Birkenbast ein Band,
Laß funkeln Lachen und Gesänge,
Besprenge
Mit gelb- und rotem Wein in unsrem Heim Grund, Tor und Wand,
Bekränze
Im Hause rings Gestühl, Gesims, Gebälke und Gerät,

Digitized by Google

Geh ſchlank durchs Haus, kredenze
Aus deinem Angeſicht
Ein abgeſpiegelt Licht
Auf weiß- und braun- und kupfernes Gerät.

Dann tu die Fenſter auf, tu alle Fenſter auf, — breit.
Stell an die Borde Brot und Wein.
Stoß alle Türen auf, lauf hell ins Land hinein,
Lauf hell den Hügel an, ſtell dich und winke,
Und weh und winke
Ringsum dem frohen Horizont, dem blanken, klaren Land ringsum.

Sieh, an allen Fenſtern ſchimmert das Brot und brennt der Wein,
Durch alle Fenſter, ſieh, in weißen Fluten wächſt ein Schein.
Der Horizont, die Luft, das Land kommen in Glanz und Helligkeit und ziehen ein und werden unſere Gäſte ſein.
Geweitet atmet nun das Haus, und alles Holz und Eiſen blüht durchſonnt.
Schlank und gläſern ragen die ſteinernen Wände, und die glückſeligen Gebälke tragen mit Geſang.
Wir wohnen nah dem Horizont; der Herd blinkt mitten im Gelände.
Erde ward die Diele; Wolken und Geſtirne ſind das Dach.

Troſtlied

Komm in den Schlaf! Schlaf iſt ein dunkler See,
Wie eine Nixe wohne dich ein am Grund,
Von Gram und Weh
Bade dich ſelig geſund.

Wie ein Gebirge ragt meine Liebe, daß nicht die hellen,
Böſen
Winde vom Tage verworrene Wellen
Löſen.

Gebet

Wenn, gelöſt aus der Glut des verloderten Seins,
Wie ein wandernder Rauch mein Schatten zum Hades graut,
Eins dann erflehe ich, eins:

Daß auch hinter der blickloſen Stirn
Mir fortleuchte, was je ich erſchaut,
Meines Weibes Geſtalt, der Gefährten Haupt, Ebene, Städte und Firn,

Daß auch im unhörenden Ohr
Mir fortrauſche Erinnerung,
Meerflut und Wind, das eigene Lied und der betenden Menge Chor, —

Daß nicht ich im Lethe trinke den auslöſchenden Trunk.

Digitized by Google

Des Fliegers Mutter

von Walter Harlan

[Die kleine Novelle, ein Zeugnis, wie nun auch in Deutschland das Fliegen allmählich literaturfähig wird, entnehmen wir einem Bändchen von „vierzehn Geschichten von Weib und Kindern, von Dienstboten und von der Weltseele", die Walter Harlan als „Familienszenen" (im Verlage E. Fleischel & Co., Berlin) herausgegeben hat.

Harlan bereitet mit diesen knappen Novellen seinen Freunden eine zweite Überraschung; auf ein groteskes Lustspiel ließ er einst einen religiösinnigen, dichterisch vertieften Problemroman folgen; und nun zeigt er sich wieder von einer neuen Seite: als geistreicher Plauderer, Aphoristiker, Momentbildner, Idylliker. Auf dem Grunde dieser sorgfältig zugeschliffnen und geschickt dem großen Leben als kleine Beispiele abgewonnenen Stücklein schimmert aber wieder, was auch seine früheren Werke beleuchtete: ein starkes, unangekränkeltes Fühlen und ein ehrliches Ringen um den Sinn des Geschehens, dem dabei männliches Lachen und Lächeln nicht fremd sind. Die kleine Sammlung darf kaum den Anspruch erheben, zu den literarischen Kostbarkeiten zu zählen, aber unter den Büchern, welche gleichzeitig auf Kopf und Herz künstlerisch wirken und es doch nicht verschmähen, zu — unterhalten, recht weltlich und prickelnd zu unterhalten, steht sie oben an. Einige der Stücke reichen noch tiefer. Im „Spitzenhemd" etwa, einer kleinen Geschichte von der heißblütigen Frau und dem versonnenen Gelehrten, die einer über des andern Temperament stolpern, gestaltet sich aus kleinen Zügen doch so etwas wie ein tiefes, typisches Erlebnis heraus, das in hundert Abwandlungen unsre Ehen durchzieht. Die spannende Geschichte von der Kindsmagd, die einmal nur ihren Pflegling aus dem Auge läßt und ihren Liebsten küßt und nun, als jenem etwas zugestoßen scheint, verzweifelt gleich selbst in jagender Hast den Tod sucht — trotz des harmlosen, „plumpsigen" Ausgangs enthält diese Geschichte ein starkes, warm mitgefühltes Stück primitiven Herzenlebens. Eine Episode vom „Apfelbaum", der nach der Hitze eines nahen Brandes allzuschnell fruchtet und den in herber Nacht „eine feine lange Nadel von oben bis unten durchs Mark" stach, ist nicht minder eindringlichem Naturgefühl entsprungen. Von Ameisen eine „symbolische Weltgeschichte" bildet den Schluß, die beides vereint: nachdenksamen Humor und liebevolle Naturfreude.

Der oben angeführte Untertitel erweist sich übrigens in jedem Sinne als zu Recht bestehend; fast immer ist der kleine Kreis von Ehe und Familie, öfter in psychologisch sehr reizvoller Form das Dienstbotentum der Gegenstand der Teilnahme. Und die „Weltseele" spukt als heimliche Kraft und Sehnsucht, als Lächeln und Wehmut in alles hinein. W. Sch.]

Den ganzen Tag hatte Frau Rosenhag in ihrer Mansarde verbracht, am offenen Fenster hatte sie über Beethovens Symphonien ein kluges, bis in den Himmel vorsichtig ansteigendes Buch studiert und hatte nur durch ihr einsames Mittagessen sich unterbrechen lassen. Nun band sie eben die Schleife ihrer Konzertkapuze. Die Eroika sollte an diesem Abend gespielt werden.

Digitized by Google

Anna, die treue Köchin, Stubenbesorgerin und Kammerzofe, brachte das Abendblatt, es befand sich in einem aufgelösten und schon sehr gelesenen Zustand — wie alltäglich, denn in den letzten zwei Jahren, seit der Professor am Matterhorn abgestürzt war, hatte sich der Brauch herausgebildet, daß Anna diese Zeitung zuerst durchsah. Frau Rosenhag hatte es ihr Lebtag niemals eilig gehabt, die Stadtverordnetenwahlen in Chemnitz und den übrigen Kleinkram des Weltwerdens zu verfolgen.

Mit Geräusch legte Anna die Hand auf ihren Busen, sie schien nach Worten zu suchen, und Frau Rosenhag merkte gar wohl ihre Aufregung. — vielleicht war wieder ein Wickelkind von einer Ratte gebissen worden, fortwährend stehen ja die entsetzlichsten Sachen in der Zeitung. Doch hoheitsvoll legte die Freundin Beethovens das Abendblatt beiseite, sie wird es morgen lesen; in diese Stunden wird sie keinerlei Alltag hereinlassen, in ihr seligahnendes Instrumentestimmen.

Da brachte Anna folgendes über die Lippen, anklagend und stoßweise, und immer wieder zeigte die kleine Keule ihres Zeigefingers auf das Abendblatt: „Er will nach Dresden fliegen! Auf einer künstlichen Maschine! Er ist in Chemnitz! Der junge Herr! Und es steht in der Zeitung! Und ist schon heute morgen geflogen! Um vier Uhr achtundzwanzig!“

Nun las die Frau Professor den schwungvollen Hymnus, den das Tageblatt in dieser Nummer den „Sachsenfliegern“ darbrachte — es muß ein anderer „Wolfgang Rosenhag“ sein!

Trotz dieser Selbstbeschwichtigung aber hatte die arme Frau und Mutter eine gräßliche, gräßlich deutliche Vorstellung: Bleich wie ein Toter wurde ihr Junge in dieses Zimmer gebracht, mit Lehm beschmiert und mit geronnenem Blut, ein fremder Arzt stand neben der Bahre und sagte, daß beide Beine mehrmals gebrochen wären, ob aber innere Verletzungen vorlägen, könne man jetzt nicht untersuchen . . .

Das ist ja Unsinn! Der Wolfgang Rosenhag, der sie was angeht, Student des Maschinenbaues zu Charlottenburg bei Berlin, zeichnet wohl jetzt auf seinem Reißbrett . . .

Da plötzlich, auf einen Augenblick, stellten der jungen Studentenmutter Herz und Lunge ihren Dienst ein. Schrieb Wolfgang nicht am Anfang des vorigen Semesters in seiner lieben, weltstürmenden Weise von einem Kolleg „über Drachenflieger“, das er zu hören begonnen hätte? Dann freilich hat er nie wieder von solchen Luftsachen geschrieben oder geredet. Hat er etwa nur darum geschwiegen, weil die Mutter in Chemnitz ein solches Frevelspiel mit seinem Leben selbstverständlich verhüten würde? Ah, das würde sie freilich! Und müßte sie sich solch einer entsetzlichen Flugmaschine vor allen Leuten an den Schwanz hängen!

Frau Rosenhag verließ ihre Wohnung so eilig, daß Anna alle Mühe hatte, für die weite Fahrt nach dem Exerzierplatz der Angstgejagten die wärmende Jacke noch anzuziehen.

Dem Droschkenkutscher setzte Frau Rosenhag doppelten Lohn aus, so daß die Peitsche den armen, sehr erschrockenen Gaul zu wiederholten Galoppsprüngen veranlaßte.

Die Türme schlugen. Halb sieben!

Frau Rosenhag blickte nochmals ins Abendblatt, das ihr glücklicherweise in Händen geblieben war. Richtig: „Der Start zum Überlandfluge nach Dresden beginnt um sechs Uhr.“ Schon abgeflogen! Wenn dieser

Digitized by Google

„Wolfgang Rosenhag auf Fallschirm“ nun überhaupt ihr Junge ist! Ihr lieber, tollkühner, unglückseliger Junge!

Als aber der Gaul erst vor der Stadt war und nun ins leere Freie hinauszackeln sollte, schien er dies Ansinnen für einen vernunftlosen Irrtum seines Herrn zu halten und war nur durch fortwährende knallende Schläge vorwärtszubringen.

Endlich eilte die Schnellfüßige auf jene Menschenmauer zu, die heute den Exerzierplatz umsäumte. Sumste nicht in ängstlicher Nähe ein Brummer? Aber es ist kein Brummer, es — knattert!

Da sah Frau Rosenhag einen fliegenden Menschen. Den ersten in ihrem Leben. Einen riesigen Adler. In der Sphäre über allen Kirchtürmen schwebt er, ganz ruhig. Und so warm pulste der vorwärtsdrängende Menschheitwille in Frau Rosenhags Blut, daß sie auf sieben Atemzüge selbst ihren Jungen vergaß: singen hätte sie mögen! Zu dem Triumphgesang des riesenhaften Himmelsbrummers, der in der Abendsonne kreiste und gleißte, in einer rotgoldenen Gloriole . . .

Aber die Angst strömte ins Mutterherz zurück, mit aufgestauter Kraft; die Unglückliche lief weiter. Dort vorn stand etwas Breites, sehr Großes aus Segeltuch oder woraus es nun sein mochte: ein Doppeldecker. Zwei Gestalten saßen schon auf der unteren Tragfläche, wollten wohl eben abfliegen. Wunderlich: gerade dort, wo man doch sicher am besten dem Abflug zusehen konnte, war in der Menschenmauer eine breite Lücke ...

Frau Rosenhag trat an die Schranke. Die beiden Flieger sprachen mit den Männern, die hinter ihnen an den Schrauben noch mit einer Ölkanne hantierten; doch Gott sei Dank: keines der beiden halbverkappten Gesichter war Wolfgangs rotbäckiges, liebes!

Da fuhr ein Wirbelsturm voll Kies an Frau Rosenhags Brust und Antlitz, atembenehmend. Sie mußte sich bücken, mußte die Augen mit ihrer Hand schützen; also darum war dieser Platz frei gewesen!

Glücklicherweise ließ der Sandsturm bald wieder nach, aber da schwebte auch schon der Doppeldecker beinahe drüben über dem Tannenhügel, wurde kleiner und uninteressant . . .

Von links her schoben Herren und Männer ein weiteres Flugzeug auf den Anfang des Abfahrtsweges, und noch drei Apparate standen zur Linken, die wohl ebenfalls abfliegen wollten.

Da sah Frau Rosenhag ihren Jungen. Er stand an einem Eindecker, hatte die Arme verschränkt; der Herr an seiner Seite mit den vielen Klubzeichen am Riemen seines Feldstechers wies mit der Hand auf den rosigen Abendhimmel, wozu Wolfgang auf eine getroste Weise nickte. Er trug einen Helm aus Filz und Leder, eine ruhige Gespanntheit glänzte in seinen Augen, und . . . kein Zweifel: er denkt mit keinem Atem an seine Mutter.

Ohne Zögern kroch Frau Rosenhag unter der Schranke durch; einer mit weißer Armbinde versuchte vergeblich, sie zurückzubringen. Sie stand vor Wolfgang.

„Mutting!“

Die nahe Militärkapelle blies eben das Menuett aus „Don Juan“.

Da nahm der Sohn den Arm seiner Mutter und führte sie querfeldein in den weiten, menschenumrahmten Platz, er flüsterte: „Ich habe bestimmt gehofft, diesen Schrecken dir zu ersparen! Ich bin total unschuldig! Nicht

Digitized by Google

ich habe bestimmt, daß der Sächsische Rundflug ausgerechnet in Chemnitz anfangen mußte!"

Zornbebend antwortete die Mutter: „Du hast gesagt, du willst Maschinenbau studieren!"

Wolfgang lächelte listig. „Die Flugmaschine", erklärte er, „gehört in diese Abteilung." Und hielt einen ausführlichen Vortrag über den Drachenflieger in seinem zwanzigjährigen, feuertrunkenen Allegro. Mühsam beherrscht rief er: „Mutting, es gibt nichts Kolossaleres als die Flugsache, in unserer wundervollen Zeit gibt es nichts . . . Kolossaleres! Die Krämer freilich . . . ich will dir eine wahre, kostbare Geschichte erzählen. Unser weltberühmter Poststephan, als das Telephon ihm vorgeführt wurde, daß er es einführen sollte für die Reichspost, hat er gesagt: »Es ist eine Spielerei für Millionäre.« Wörtlich! Und ich sehe ihn lächeln, ich sehe dieses Lächeln der wohlwollenden Untätigkeit . . . Es gibt eben, es gibt einen Grad der Krämerei, den spätere Zeiten ganz einfach mit Gefängnis bestrafen werden, reifere Zeiten. Und ich sage dir, Mutting: in zwanzig Jahren fällt es keiner Marktfrau mehr ein, wenn sie von Chemnitz nach Dresden will, auf Rädern am Boden hinzurutschen! Mit einer lächerlichen Reibung! Auf einer blödsinnigen Zickzacklinie, und außerdem doch noch bergauf, bergab! . . . Welchen Platz aber, welche ungeheure Bodenfläche verschlingen diese acht Meter breiten, Milliarden Meilen langen Bahnwege, Landstraßen und so weiter. Überall könnten Kornfelder . . . wogen . . . Weißt du auch, daß ich heut morgen einen Preis geholt habe, immerhin sechstausend Mark? Wovon zweitausend auf meine Kappe kommen? Ohne Unkosten? Und ich werde mir noch ganz andere Preise holen. Also wir flogen über ein Panzerschiff, das mit Schlemmkreide an den Boden markiert war, warfen Scheinbomben. Die meine ist dem Panzerschiff am allernächsten gekommen! In einem künftigen Seekrieg mit England oder Japan sprengen wir jeden beliebigen Fünfhundert-Mann-Panzer mit Melinit in die Luft, aus der Welt!"

Die Mutter klagte: „Und wenn du zehnmal recht hast mit deinen wogenden Kornfeldern, mit all deinen Zukunftsträumen: die Tollkühnen, die jetzt als Erste das Fliegen ausprobieren, die opfern sich! Beim dritten Fluge stürzen sie ab oder meinetwegen bei ihrem sechsten! Mein Einziger! Es ist unmöglich!! Hörst du: du bist mein Einziger!!!"

Doch auf die überlegene Weise der jungen Studenten lächelte Wolfgang. Er kehrte um und wies mit der Hand auf seinen weiß schimmernden Fallschirm, er sagte: „Auf jeder andern Maschine ist es auch meiner Meinung nach entschiedener Leichtsinn, Fallschirm aber ist schlechthin gefahrlos, sturmsicher. Überlege doch bloß: Ich und mein Kartenleser, das sind beinahe drei Zentner! Wir sitzen mit unserm gemeinsamen Schwerpunkt zweiundvierzig Zentimeter unter dem Druckmittelpunkt! Daher der vortreffliche Name »Fallschirm«! Wenn du mit einem Fallschirm aus einem Ballon springst, mit einem Fallschirm von der Größe meines Flugzeuges, legst du dich auf den Boden wie eine Flaumfeder! Selbstverständlich gibt es Gefahren; zum Beispiel ist es vorgekommen, daß eine Maschine in der Luft anbrannte. Du siehst, Mutting, daß ich die Sache kaltblütig und absolut objektiv durchdacht habe, aber es gibt auch zum Beispiel Eisenbahnunglücke! Wo man hilflos zwischen zwei Sitzbänken zerquetscht wird! Und weiß Gott, Mutting, ich fühle mich sicherer, wenn

Digitized by Google

ich mit Fallschirm reise, als im Eilzuge! Einfach sicherer! Kann ich denn wissen, ob so 'n Zugführer vielleicht bezecht ist? Den Fallschirm aber — hab ich in meiner Hand, in meiner Hand!"

Das Mutterherz flüsterte immer wieder: »Sie werden ihn dir ins Haus bringen als einen unförmigen, blutigen Klumpen!« Und schließlich, feierlich und verzweifelt, erklärte Frau Rosenhag: „Kannst du deinen tollkühnen, dummen Sportkitzel nicht beherrschen, ich meine: steigst du auf dieses Dings, vor allen Leuten häng ich mich an den Schwanz oder ans Steuer, oder wie es nun heißt! Und wenn der Wirbelwind aus Kies mich blutig peitscht! Ich lasse nicht los!"

— —

Der Kinomann, der neben dem Startplatz bei seinem verhängten Kasten stand und augenblicklich keine dankbare Aufgabe hatte, war in der Zeit seiner Blütenträume Bildnismaler gewesen; mit einer tiefen koloristischen Wonne betrachtete er Frau Rosenhags Anzug: der gute Wollstoff, daraus ihr Kleid, ihre Jacke und ihre Kapuze gemacht waren, hatte die Farbe trockner Erde; ein fast valeurloses, absolut stilles Graubraun war es, das diese ganze zierliche Frauengestalt umhüllte; das handbreite Seidenband der Kapuze aber, das unter dem Kinn eine mächtige Schleife bildete, war sattblau, nicht kornblumenblau, sondern noch satter, vielleicht hätte ein großer Armkorb voll eben gepflückter Enzianblüten so prachtvoll blau sein können. Brustbild müßte man machen! Alle Madonnenrätsel strahlen aus diesem ganz modernen Gesicht! Das um Gott weiß was so wundervoll sich aufregt!

Man brauchte bloß die Natur zu kopieren! Und könnte dreitausend Mark für dieses Bild verlangen, fünftausend!

... Ob sie denn mitfliegt? Der unten geschnürte Rock wird wahrscheinlich den Zweck haben, daß der Wind nicht hineinkam!

Also der Kinomann fragte den jungen Direktor der Fallschirmwerke — es war der Herr mit den Klubzeichen —, ob diese Dame mitflöge.

„Rosenhag fliegt mit Leutnant Steffen."

„Schade!" bedauerte der Kinomann. „Eigenartiges Paar! Wär eine sehr hübsche Aufnahme geworden."

Und in dem Herzen des wagemutigen jungen Kaufmanns echote dieses Schade: Wär eine prachtvolle Reklame für Fallschirm! Auf Fallschirm kann einer ... seine jüngere Tante mitnehmen oder auch seine Liebste ...

Als aber Mutter und Sohn in ihrer schmerzenreichen Unterhaltung nachher bei den wartenden Apparaten vorbeikamen, ging der Direktor auf das »eigenartige Paar« zu, und nach der gegenseitigen Vorstellung fragte er in seiner umschweifloseu, treuherzigen Weise, ob die Frau Mutter nicht mitfliegen wollte. Sehr viele beherztere Damen seien in letzter Zeit geflogen.

Da mußte Frau Rosenhag einen wunderlichen Gedanken denken: »Wenn du mit ihm fliegst, ist es unmöglich, daß ihn die Leute dir ins Haus bringen auf einer Bahre! Auf jeden Fall unmöglich!«

In ihrem Blut und Herzen aber fing ein Flüstern und Streiten an: »Agnes Rosenhag, bist du etwa zu alt, um noch zu fliegen? Um diesen großen Menschheitsschritt mitzutun? Bist du zu alt? ...« »Freilich: morgen vormittag sind zwei Klavierstunden zu geben, und keinesfalls würde man rechtzeitig wieder da sein, um neun Uhr ...« »Andererseits

Digitized by Google

ist es wohl fast windstill, ein vorzügliches Flugwetter, ein rosenroter Frühlingsabend: sehr möglich ist es, daß man gesund nach Dresden kommt und etwas Wunderschönes erlebt hat! . . .« »Andererseits soll man es denn ganz aufgeben, den Jungen von seiner Tollheit abzubringen?« »Oh keineswegs! Wenn dieser Flug nach Dresden getan ist, Wolfgangs letzter, dann wird man ihn, dann wird man . . . seine Vernunft aufrufen, in aller Ruhe des Redens und Briefschreibens, mit List und Liebe.« Und nun abermals dachte Frau Rosenhag jenen unwiderleglichen Gedanken: »Wenn du mit ihm fliegst, ist es unmöglich, daß ihn die Menschen auf einer Bahre dir ins Haus bringen, unmöglich!«

„Mutting, du — überlegst! Also dann fährst du mit!"

Der Direktor, welcher mehrere Schwestern hatte, auch noch aus andersartigen Erfahrungen die Frauenseele ein wenig kannte, gab den Monteuren ein Zeichen: Maschine vorschieben!

Frau Rosenhag aber knöpfte die Jacke zu.

Und Leutnant Steffen erklärte galant, er wolle die Strecke Chemnitz-Dresden in einem bequemen Abteil zweiter Klasse zurücklegen. Rosenhag habe ja diese höchst simple Strecke mit ihm durchgearbeitet. „Aber die Zschopau, Freiberg links lassen, über die Mulde! Dann der Weißeritz nach! Dresden, Vogelwiese!"

Die Herren traten an das Flugzeug, und eine unbegreifliche, unwiderstehliche Macht zwang Frau Rosenhag, ihnen zu folgen. —

Da, auf diesem kurzen, unfreiwilligen Weg, fühlte sie plötzlich ein starkes inneres Hemmnis, fühlte den ungestorbenen, neunzehn Jahre lang in ihre Seele eingegangenen Willen des Professors, der in den Primen des Chemnitzer Stadtgymnasiums Deutsch und Griechisch gelehrt hatte. „Agnes," rief dieser Wille, „laß dich doch nicht verrückt machen! Laß doch Rennradler und Chauffeure diese unfertigen Dinger ausprobieren! Oder Schlosserlehrlinge! Die auf Pöbelruhm Wert legen! Oder auf Geldpreise! Schon um Wolfgang ist es zu schade, er hat immerhin seinen Maturus bestanden, wenn auch nur mit einem Genügend — leider, leider. Um dich aber . . . Agnes, um dich ist es ein Jammer!"

Und als Frau Rosenhag dicht vor dem Flugzeug stand, trat ihr der hinübergegangene Gatte als ein ganz richtiges, durchsichtiges Gespenst in den Weg, mit blonden Locken auf dem reckenhaften Germanenleib: „Ich verbiete es, Agnes, ich verbiete!"

Da schritt Frau Rosenhag durch das große Gespenst hindurch, was auf dem Kinobild ja nur in ihren trotzigen Augen erschienen ist, und setzte sich an ihres Jungen linke Seite. Irgendwer schnallte ihr einen pelzgefütterten Sack um, bis unter die Arme, die Musik setzte mit dem Hohenfriedberger Marsch ein, hellschmetternd. Und ehe Frau Rosenhag den nächsten notdürftigen Gedanken zustande brachte, schwebte sie schon über des Tannenhügels Wipfeln, grausig, eilend.

Ein Druck preßte die Brust, als müßte man schneller als der eiligste Eilzug durch ein eiskaltes Gallert — aber ein weiches Wiegen war es, unmöglich können die Altwienerinnen in ihren Sänften so weich gesessen haben!

Ein Flußlauf glitt unter den Füßen rückwärts, wie alles. Die zarten, unter dem Wildleder frierenden Hände umklammerten die Armlehnen, ein Schiffbrüchiger hätte sich an seine Planke nicht fester klammern können.

Digitized by Google

Wie aber die beiden Kolben eines doppelten Dampfhammers auf ihren Amboß schlagen, so hart klopften und klopften die Pulse der zarten Frau.

Sie sehnte sich, mal in das Antlitz ihres Jungen zu blicken, ihres Nachbars, sie wird — ihren Kopf drehen müssen. Aber . . . das Gleichgewicht! Ob das Kopfdrehen gefährlich ist?

Ganz wenig nur bewegte Frau Rosenhag ihre Nase, hauptsächlich drehte sie ihre Pupillen. „Ich bin ganz ruhig", sagte sie. „Es ist sehr schön."

Aber der Junge hatte wohl keine Zeit, auf sie zu hören. Seine Augen suchten etwas weit vorn in der Landschaft.

Ein Windstoß, der von rechts unten heraufkam, hob die rechte Tragfläche, wie es schon mehrmals seit dem Abfliegen geschehen war; ruhig trat der Pilot auf das rechte Pedal, es war, als könnte er diese ganze weithinlangende Tragfläche hinuntertreten mit seines Fußes Kraft.

Wie eine Wage benahm sich Fallschirm, die sich beruhigt.

Nun stand er wieder.

Nur vorwärts rasend.

Selten und wenig drehte der Steuermann an seinem Rad.

Noch einmal blickte Frau Rosenhag in Wolfgangs Antlitz, die höchste Menschenschönheit glühte in diesen Augen: Wille, der eine Seele vollkommen ausfüllt.

Ob der Pilot wohl gar nicht hört, wenn man bei diesem unablässigen Knattern spricht? Ein Vorteil! Denn sonst würde der Junge merken, daß man doch eben nervös ist.

Viele Dörfer waren schon überflogen, auch gleich im Anfang eine größere Stadt, die Frau Rosenhag nicht erkannt hatte, da plötzlich trat an Stelle des bisher unablässigen Motorknatterns eine Stille, die Schraube, die bei der ganzen bisherigen Fahrt, einer gläsernen Scheibe ähnlich, ihren Dienst getan hatte, drehte sich langsamer, war deutlich zu erkennen: ein schweres, braunhölzernes Doppelruder.

Ärgerlich sagte Wolfgang in das tiefe, plötzliche, ungeheuerliche Schweigen: „Der Vergaser will uns vereisen, scheußlich!" Und ruckte an einem Hebel.

Da war die gläserne Scheibe gleich wieder da. Nun merkte Frau Rosenhag: Wahrlich, dieses eintönige Motorknattern, es war doch auch — Gesang!

Und nach einer Weile, ganz da vorn, blinkte der Horizont, blinkte an mehreren Stellen — die Elbe?

Aber das ist ja Meißen!

In dieser krebsroten Stadt mit ihrer Felsenburg hatte Frau Rosenhag die ersten neunzehn Jahre ihres Lebens verbracht, auch aus einem Himmelsfenster würde sie Meißen erkannt haben. Es liegt nicht auf der Luftlinie zwischen Chemnitz und Dresden. Wolfgang fliegt in der Irre!

Und über Wald und Weinberg lag schon des Abends erster grauer Schleier.

Sie blickte wieder in des Piloten Antlitz; diesmal bemerkte Wolfgang ihre Kopfbewegung, er hatte soeben selbst feststellen müssen, daß er der Triebisch nachgeflogen war, anstatt der Weißeritz, und hatte auf dies bange Verwundern der Fluggenossin schon seit einer Viertelminute gewartet. Doch gar getrost schaute er drein, zuckte nur mit den Achseln, wie um Entschuldigung bittend wegen des unbedeutenden Versehens. Just über der Stadt machte er einen schönen, weiten Bogen; da wurde die Schraube wieder langsam, die ungeheuerliche Stille war wieder da. Aus den

Digitized by Google

Gassen und Gäßchen klang ein Hurra herauf, ein Jungensopran aus düsterer Tiefe.

Der brave Hebel machte nochmals das Eis unschädlich, diesmal freilich erst nach mehrmaligem Ziehen und Rucken. Und nun ging es stromaufwärts.

Unbegreiflich bald sah Frau Rosenhag die Stadt im breiten Tal: Dresden.

Wie im Fluge war diese ganze Zeit vergangen. . . . Wie im Fluge? Ein schöner Unsinn! . . . Auch an die Zackeldroschke von vorhin dachte Frau Rosenhag, und plötzlich liefen die großen Tränen aus ihren Augen, Tränen des Mutterstolzes und Menschenstolzes. Hier oben weinte sie. Schwebend. Und es fragte in ihr: Ob wohl auch . . . schwebende Engel manchmal weinen, vor Freude über die Nähe Gottes?

Wenn bloß dies Gallert nicht so grauenhaft kalt wäre! . . .

Und abermals, auch hier oben, redete der Wille des Professors, der in Frau Rosenhags Willen eingeströmt war, neunzehn Jahre lang, beinahe von morgens bis abends, drohend redete der Professor: „Du bist brutal durch mich hindurchgegangen! Du legst keinen Wert auf meine Überzeugungen! Die ich in lebenslangem Denken mir erkämpft habe! Was? Keine Zeit hättest du jetzt, auf mich zu hören? Gut, Agnes! Es ist gut, Agnes! Aber ich werde wiederkommen." — — —

Aber den ersten Vororten der großen Stadt benahm sich der Propeller wie ein stößiger Bock.

„Füße anstemmen!" ermahnte Wolfgang; auf seiner Stirn stand eine tiefe Falte. Und ein wenig neigte sich Fallschirm, als suche er einen Landungsplatz weit vor sich auf dem Strom oder auf jenen Dächern oder dort auf der Bahnlinie.

Da zitterten Frau Rosenhags Knie, auch ihre Arme machten Bewegungen, die sie nicht hindern konnte.

Indessen aber hatte der Steuermann das Doppelruder doch wieder in die gläserne Scheibe verwandelt. Wagrecht knatterte Fallschirm weiter, wagrecht und also selig.

Da hörte die Freundin Beethovens das allerherrlichste Geigen und Schmettern, — nur mit ihrem inneren Ohr, lauter aber war dieses Geigen und Schmettern, als das Knattern vor ihren Füßen, als das Knattern unabläßiger Explosionen: Jenes Motiv der Eroika geigte und schmetterte, darin der Held, der überlegene Mensch, über die tausend hämischen Stimmen der Philister und aller übrigen Kobolde obsiegt, durch seiner Seele reine Flamme obsiegt, die nun auflodert bis zu den Sternen und Sonnen. — —

Alsbald landeten Sohn und Mutter vor der Tribüne zu Dresden, wo sie zu landen gewünscht hatten, von viel tausend Menschenstimmen umjubelt. — —

Am folgenden Abend aber saß Agnes Rosenhag, die Klavierlehrerin, wieder in Chemnitz am offenen Fenster ihrer Mansarde. Sanft strahlte die Petroleumlampe; die brave Anna war längst schlafen gegangen. Ganz still war es draußen über den Dächern — „Silberwölkchen flogen". Es raunte in der Mutterseele: Entschieden besser, daß er mit seinem Kartenleser weiterfährt, anstatt mit einem wertlosen, nur dasitzenden und störenden Fahrgast . . . Da sah Frau Rosenhag den blondlockigen Professor wieder.

Digitized by Google

Durchsichtig und lastlos, genau wie gestern auf dem Exerzierplatz, stand er nun mitten in der sanft erleuchteten Stube. Die Uhr auf der Kommode tickte laut.

Der Durchsichtige zuckte die Achseln, er disputierte: „In jedem Tal, wo etwa zwischen Farnkräutern ein Bach über die Steine rauscht, ist Mutter Erde schöner als oben in ihrem Luftmantel, in dieser eiskalten Öde! Wo weniger los ist als in der Wüste Sahara.

Und wenn die Land- und Seeschlächtereien erst mal endgültig vorbei sind, dann werden diese Flugstühle nichts andres sein als eben ... als ein neuer, recht komfortabler Droschkentyp, als Wolkendroschken."

Mit geschlossenen Lippen bat Frau Rosenhag das Gespenst, solche herabziehende dumme Worte doch für sich zu behalten. Da nahm der Blondlockige einen ernsten Ton an, einen metaphysischen Ton: „Wareſt du gestern abend ... warst du etwa — im Himmel? Ach, liebe Agnes, warum ließest du dein Billett verfallen, dein schönes Billett in die »Eroika«! Ich sage dir: wenn wir nicht fliegen, fliegen wir viel höher."

Und im silbernen Glanze draußen schlug Mitternacht.

Aber Frau Rosenhag hörte nichts, sie suchte nach der notwendigen Antwort.

Indessen pendelte das Gespenst fortwährend durch die Stube, die Hände auf dem Rücken gefaltet, nach alter Gewohnheit, und auf eine triumphierende Weise schweigend. Auf eine höhnische Weise.

Und wie manchmal Nachtschmetterlinge an einer Stubendecke flattern, so flatterten im obersten Drittel dieser Mansarde, vor allem aber in der Nähe der Lampe, unzählige Menschenseelen: Schulmeister, Tragödiendichter, Erkenntnistheoretiker, Hofprediger und andere Geisteshelden, die natürlich noch viel leichter waren als Schmetterlinge. All diese Nachtschmetterlinge nahmen des Ehemanns und Professors Partei, riefen und jubilierten: „Wenn wir nicht fliegen, fliegen wir viel höher." Und hatten recht! Und hatten recht!

Es schlug halb eins.

Bald nachher aber, plötzlich, ward es ganz hell um das Madonnenantlitz, und von Seele zu Seele antwortete die Witwe dem Gatten: „Ich hab's, Bruno: Auch mit dem Fleische will die Menschheit fliegen. Das ist es: Auch! Einerseits mit der Seele, andererseits mit Fleisch und Knochen. Denn die Menschheit will alles. Will eben alles!"

Der Pendelnde war stehengeblieben, deutliche Eifersucht auf den eignen Sohn rollte in seinen Augen, er höhnte laut: „Wir tauften unsern Jungen mit dem Namen Mozarts und Goethes, er ist kein Goethe und auch kein Mozart! Ein Techniker ist ein Mensch, der seinem eigentlichsten, allertiefsten Wesen nach an der Materie klebt! Wenn er ans Fliegen denkt, denkt er an eine Drachenfläche aus Kontinentalstoff und an einen Propeller — der göttliche Funke lebt nicht in der Seele eines Technikers, das Feuer des Prometheus! Ein Techniker ist niemals ein Gott."

Da ließ des Fliegers Mutter diesen einseitig geistigen, mitleidswürdigen Humanisten wieder in leere Luft sich auflösen, samt all den übrigen Nachtschmetterlingen, in leere, sanft erleuchtete Luft.

Und schloß das Fenster.

Wolfgang — „kein Gott"? Ah, dies wußte Frau Rosenhag besser!

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Zum Geleit

Er betete: „In Freude und in Pein
Ein Mensch, o Vater, gönne mir zu sein.
Das Nichts-als-Tier, deck es mit Schleiern zu
Und nimm mein Bessres dann zum Danke du“ —
Inbrünstig betet er's, die Stirn am Knie,
Da hob es ihm das Haupt und flüstert': sieh!

Und wie er sah, begann ein Schleiergehn,
Ein Formenweben und ein Farbenwehn,
Das Wort ward Sang, das Lärmen ward Getön,
Der Stoff zerrann, und aller Schein ward schön.
Sein Auge trank, — doch sehnend griff die Hand . . .
Da war nur Bild, wo ihn gelockt ein Land!
Er brach zusammen: „Dein Geschenk bleibt tot.“
So denke! rauschte ruhsam das Gebot.

Was zeigte sich? Dies Goldgeleucht war Glut,
Dies Grün war Gift und dieses Rot war Blut!
Weh sang den Ton, der ihn so süß berückt,
Fluch goß das Erz, das seinen Sinn entzückt.
Was schön ihm war: an Rädereinerlei
Und tausend Kolbenstößen troff's vorbei.
Sein Herz ward bange und sein Hirn ward irr,
Denn nichts erfaßt' es, nichts als ein Gewirr —
Doch wie er schlug sein Haupt am Boden wund:
Hilf! klang es her aus seines Gottes Mund.

Und zögernd sucht' zur Wirrnis er den Pfad
Und zagend half er am Maschinenrad.
Doch, wie ihm scheu ein Bruderwort erklang —
War das ein Gruß nicht wieder wie von Sang?
Da stampft' es aus den Rädern her ein Merk:
Bist du dabei, wird dir die Wirrnis Werk!
Der Stahl im Rad, der Stahl in eurem Blut,
Maschin' und Mensch, 's ist eines nur an Gut!
Meinst du, mit uns, den neuen Armen, braut
Gedünst die Menschheit? Kärrner du: sie baut!
Du siehst nicht was, doch fühlst du ein Entstehn,
Und hilfst du mit, fühlst du dein Helfen schön,
Und bist du Teil, so fühlst du alles groß —
Da reckt' er sich: „Und sterb ich — ich genoß.“ A

Digitized by Google

Vom „Recht behalten“

Eine Behörde hat eine Einrichtung getroffen, die sie nicht aufrecht erhalten kann; denn sie ist nach allgemeinem Urteil töricht. Nun hebt sie aber die Maßregel nicht auf; denn eine Behörde kann nicht aufheben, was sie angeordnet hat; das würde ihrem Ansehen schaden.

Das ist ein Erlebnis, das man jetzt zu dutzendmalen in deutschen Ländern machen kann. Einige kluge und alle unklugen Leute sprechen andächtig nach: „Das würde ja ihrem Ansehen schaden.“ Ich glaube, manche wirklich kluge Menschen in den Behörden lachen sich im Stillen ins Fäustchen; solch trefflichen Anwalt ihrer eigenen Maßnahmen muß man schätzen; er kostet nicht einmal etwas, und man braucht sich nicht mehr ängstlich zu sorgen. Selbst die Unvernunft hat ihr Beharrungsvermögen.

Hat die Rede nicht doch recht? Sicherlich soll sich die Behörde *vorher* besinnen. Es ist sehr lästig, sich einzugestehen, daß man das nicht oder zu wenig getan hat. Oder man hat es getan; aber man hat sich in der Schätzung der Wirkungen getäuscht. Auch das ist lästig. Man sitzt darum in der Behörde, damit man die möglichen Wirkungen voraussehe und sie nach Nutzen oder Schaden gegeneinander abwäge. Unangenehm bleibt es, wenn man sich verrechnet hat. Aber sind denn eigentlich die Bürger unsrer Zeit solche Kindsköpfe, daß sie mit einer törichten Maßregel bestraft bleiben müssen, bloß darum, weil man sich einmal in der Behörde verrechnet hat und sich eine Behörde nie den Anschein geben darf, daß ihr so etwas begegnet ist? Ich empfinde das als lächerlich. Als ich ein ganz junger Vater war, da meinte ich auch, mir etwas in der Erziehung zu vergeben, wenn ich vor meinen Kindern einen Fehler eingestand. Bald merkte ich, daß dieser Weg schlecht war. Die Kinder merkten sehr genau, ob der Vater einen Fehler gemacht hatte, und an seiner steifen Unnahbarkeit empfanden sie erst recht das Unnatürliche. Man hüte sich vor Befehlen, die man nicht durchführen, vor Maßregeln, die man nicht überschauen kann; man scheue sich aber ebenso davor, in kindischem Trotz auf etwas zu bestehen, was man selbst als töricht eingesehen, nur weil man es angeordnet hatte. Ich weiß noch sehr gut, wie dankbar mein Junge war, als ich einmal einen Fehler offen vor ihm eingestand. In dem Augenblick waren wir beide miteinander in die Höhe gestiegen. So nah waren wir einander selten gekommen. Wir verstanden uns als Menschen. Die sogenannte Autorität hatte keinen einzigen Augenblick zu leiden. Sie war stärker als je. Jetzt gehorchte der Junge nicht mehr nur, weil er mußte; sondern er wollte.

Manche Behörden leben von einem ledernen Gehorsam. Sie merken gar nicht, wie gering sie ihre eigene Autorität einschätzen, wenn sie sich mit päpstlicher Unfehlbarkeit umkleiden. Dazu sind heute die Menschen alle doch zu verständig. Sie würden viel willigere Kräfte zur Mitarbeit bekommen, wollten sie menschlich unter Menschen sein. Der rein äußerliche Begriff der Autorität schafft hilflose Behörden und unfreie Untertanen. Denn nichts ist hilfloser als Macht, die sich nur auf den Schein beruft. Sie lebt nur von der Duldung anderer, aber nicht aus innerem Recht. Wo dies verloren ist, ist auf die Dauer alles verloren. Eben darum kämpfen wir für einen

Digitized by Google

tieferen Begriff von Autorität. Der Herrscher versteht sein Regiment am besten, der gar nicht unfehlbar sein will. Dann trägt er seine Würde, aber er ist frei von dem Fluch, der auf dem unmenschlichen und widernatürlichen Anspruch auf Fehlerlosigkeit liegt. Wir treten ein für Autoritäten. Weil wir das tun, wollen wir keine leblosen Begriffe, sondern lebendige Menschen, welche die Kraft haben, Autorität zu üben. Vor allem muß man in den Zeiten, da man Friedrichs des Großen gedenkt, die Meinung begraben, daß es hier nur Regierte, und dort nur Regenten gebe. Die Weisheit kommt am liebsten zu denen, die auch zu irren zugeben. Vollkommene und Fertige hat sie von jeher unbesucht gelassen. Traub

Zu Traubs Verurteilung

schrieb die „Post“: „Wenn folgerichtig der Kampf fortgesetzt würde, und nicht nur alle Pfarrer, sondern auch alle Mitglieder, die nicht auf dem positiven Boden der Landeskirche stehen, aus ihr ausgeschlossen werden sollen, dann würde dieses eine Schwächung der Landeskirche herbeiführen, die mit ihrem Zerfall als allgemeine Landeskirche wohl gleichbedeutend wäre. Man mag persönlich zu den beiden Richtungen stehen, wie man will. Jedenfalls läßt sich kaum leugnen, daß die meisten Mitglieder der Landeskirche heute nicht mehr auf dem Standpunkt des Oberkirchenrates stehen. Alle Anhänger der Sozialdemokratie sind erklärte Feinde des Positivismus und der Landeskirche. Dazu gesellen sich mindestens vier Fünftel der sogenannten gebildeten Stände. Würde man heute eine Abstimmung unter den Mitgliedern der Landeskirche anstellen, so würde sicher eine große Mehrheit sich gegen den Oberkirchenrat aussprechen. Die evangelische Landeskirche geht also einer sehr schweren Krisis entgegen, wenn sie, wie bisher, den Kampf fortsetzt. Dies aber scheint uns im Interesse der Landeskirche bedauerlich. Bedauerlich aber auch in nationalem Interesse. Der konfessionelle Zwiespalt und Zank, den wir schon besitzen, ist gerade gefährlich genug. Kommt dazu noch ein scharfer Streit im Protestantismus, so wird es immer schwerer fallen, die nicht sozialdemokratischen und ultramontanen Deutschen für große nationale Fragen zusammenzuführen und zusammenzuhalten.“

Gibt es viele, die nicht einsehen, daß diese Meinung des freikonservativen Blattes zutrifft?

Im Falle Traub jedoch ist das Urteil wegen eines Momentes noch ganz besonders bedauerlich, das nur auf den ersten Blick nebensächlich scheint. Man glaubte, daß er nicht nur in seinem gegenwärtigen Amt, nein, auch in der Landeskirche nicht mehr wirken könne — also verhinderte man diese Wirksamkeit. Das ist auch Andersdenkenden begreiflich. Aber man sprach Traub noch das Ruhegehalt ab, man nahm ihm und den Seinen das Brot, und hier richtete der Oberkirchenrat wegen „Beleidigung“ noch dazu teilweis in eigner Sache. Welcher Sachzwang lag dazu vor? Wir sind überzeugt, daß sich diese unzweifelhaft achtbaren Männer nur unter schwersten Sorgen zu dem entschlossen, was ihnen als ihre Pflicht erschien. Aber dann blickten ihre Gedanken nicht weit genug, um die Folgen ihres Spruches zu übersehen. Denn mit diesem Beschluß gaben sie Übelwollenden den Scheingrund zu sagen: die Kirche selbst handelt nicht im Geiste des Christentums. Das Urteilsdatum nennt für die

Digitized by Google

evangelische Landeskirche einen schwarzen Tag.

Wir wiederholen unsre Frage: Können wir zu einer dauernden Klärung all dieser Wirren kommen, bevor die Bekenntnisfreiheit in die Kirchenverfassung gebracht ist? Daß dies möglich sei, scheint noch vielen bei uns undenkbar und unerhört, und doch ist es der Religion zuliebe in einer der gläubigsten Städte der Welt, in Basel, von den Positiven selbst angeregt und mit durchgeführt worden! A

Pausen im Gespräch

Ich kenne etwas, das ist ein Schrecken und eine Wohltat: Die Gesprächspause.

Ein Schrecken ist sie im Gesellschaftsleben, eine Labung unter Freunden. So scharf sind die Akzente dieser Pause, daß sie zum Probierstein wurde zwischen Gut und Gräßlich, zwischen Wahr und Unwahr.

Du machst Besuche. Du mußt schnattern. Er muß schnattern. Es geht nicht anders. Sie heißen's eine Unterhaltung. Was geschnattert wird, ist gleich, wenn nur geschnattert wird. Wenn nur um Gottes willen keine leeren Rederäume blanke Augen zeigen!

Zwischen allen Sätzen, die gesprochen werden, nisten Angste. Nistet eine Angst nur: Es wird doch keine Pause im Gespräch entstehen. Nur keine Pause.

Die Pausenangst hetzt hinter unsern Sätzen her. Wir sprechen schneller, immer schneller. Die leichten Fittiche der Zeit belasten wir mit einem Knäuel von Sätzen. Sie tragen's nicht, sie sinken in die Tiefe. Deine Worte steigen nicht, sie fallen. Sie verschludern in dem Angstgehechel vor der Pause im Gespräche.

Auf einmal schnellt die Feder rückwärts. Man sieht sie kommen, unabwendbar, krampfhaft: Ihre Majestät, die Pause. Unbarmherzig ist sie für die Sklaven der Gespräche: das Blut pumpt sie ihnen aus dem Kopfe, faltet ihre Stirnen, deckt die Augen zu mit ungewissem Scheine. Nichts kann man denken als: „Wenn doch die andern sprächen — jetzt wird er sprechen — jetzt . . .“ Und die andern denken ganz genau dasselbe. Da hilft kein Schleier, kein Verbergen. Da stülpt sich unsre Seele um. Da kommt der Bodensatz zum Vorschein und die Schalheit.

Und am Ende streckt die Pause ihre Hand aus. Einen Spiegel hält sie dir vor Augen:

„Schau, das bist du . . .“

Und mit einem „Es war mir ein Vergnügen.“ — „Bitte, ganz auf meiner Seite“, flüchten wir mit Schnattern ins Gebüsch der hohlen Rede.

Aber unter Freunden ist die Pause eine Labung. Der ist nicht reif zur Freundschaft, dem das Schweigen im Gespräche noch ein Schrecken ist. Sind sie Freunde? Ja, denn sie schweigen sich oft lange Strecken an. Das ist nicht Armut, das ist Reichtum. Unser Reichtum plätschert in den Schalen unsres Schweigens. Unsre Armut schöpft sie aus. F. Zürcher

Von der französelnden Geistreichigkeit

Deutsche Journalisten sind in Nachahmung des leichten französischen Stils nachgerade dermaßen geistreich geworden, daß sie bald keinen gesunden natürlichen deutschen Satz mehr zu schreiben wagen. Es gibt zwar auch gute geistreiche deutsche Feuilletonisten, aber als seltene Vögel; die Mehrzahl derjenigen, die in französischer Art geistreich schreiben wollen,

Digitized by Google

schreiben statt geistreich verdreht. Die Wirkung ist denn auch danach: während ein geistreiches französisches Feuilleton befreiend und fröhlich stimmt, verdrießt ein Feuilleton des deutschen Nachahmers wie Regenwetter. Ich habe mich oft gefragt, woran liegt es? Was läßt der deutsche Geistreiche, wenn er's dem französischen Geistreichen gleichtun will, außer acht? Da sind viele Gründe; ich will einige nennen: der Franzose *will* nicht geistreich sein, er muß es bloß, weil er nicht anders kann; in Frankreich gilt der Satz, der dort oft genug ausgesprochen wurde: man darf nicht mehr Geist zeigen als unbedingt nötig ist. Der deutsche Nachahmer aber *will* geistreich sein; diese Absichtlichkeit verpfuscht ihm schon den Stil und bringt ihn um die erfreuliche Wirkung, denn es ist nicht erfreulich, jemand mit Willenskraft tänzeln zu sehen. Ferner hat der Franzose eine ihm angeborene Hochachtung vor der Sprache, während der deutsche Nachahmer um geistreich zu scheinen, dem deutschen Sprachgeist durch Nachahmung fremder Sprachgebräuche Gewalt antut; er reiht abgehackte asthmatische Hauptsätzlein aneinander, setzt ein helles Nachtragssätzchen zwischen zwei Punkte, schleicht auf französische Weise nachlässig ins Thema hinein, nennt den Namen des Mannes, von dem er erzählt, nur so beiläufig im Verlauf, und meint, solcherlei wäre etwas. Was dem Franzosen natürlich ist: Lebhaftigkeit des Temperaments und Lässigkeit der Logik, wird hier zu einem gymnastischen Getu mit unnützen Luftsprüngen, bei denen sich der Deutsche meistens verrenkt. Der Geist der deutschen Sprache hat nun einmal einen ebeneren Flug als der Geist der französischen und Impfversuche mit französischen Fittichen bewirken nicht Beschleunigung, sondern Unruhe. Noch mehreres wäre dabei aufzuzählen, ich will aber gleich zur Hauptsache kommen. Der Hauptunterschied zwischen deutscher und französischer Geistreichigkeit ist der, daß der deutsche Tanz ohne Nachahmer ein Solo vor den Lesern tanzt, mit dem Anspruch, bewundert zu werden, während der französische Geistreiche sein Lesepublikum galant am Arm auf den Ball führt. Übereinfühlung mit dem Leser, von Satz zu Satz, ja von Wort zu Wort, das ist das Geheimnis des französischen Stils. Diese Übereinfühlung läßt ein Franzose nie aus den Augen; deshalb, weil der Franzose Respekt vor denen hat, mit denen er redet; ob er noch so boshaft werde und scheinbar poltere, so bleibt er immer bedacht, es so zu tun, daß er den Leser mit sich reißt. Aus dem Genialen heraus, ins Blaue hinein, verächtlich über den Leser hinweg, schreibt kein Franzose. Wenn er daher geistreiche Bemerkungen fallen läßt, so tut er es so, daß er weiß, der Leser quittiert Punkt für Punkt mit beifälligem Lächeln; und wenn er sich mit scheinbar nachlässigen Andeutungen begnügt, so tut er es, weil er weiß, seine Leser sind geistig so lebhaft, daß sie die selbständige Ergänzung lieben.

Dieses Zusammenfühlen mit dem Leser geht dem deutschen Geistreichen ab. Das deutsche Lesepublikum — man braucht es deshalb nicht „intolerant" zu schelten — hat nicht das nämliche Vergnügen an stilistischen und geistigen Kunstwendungen, wie das französische; es ist mehr sachlich orientiert; der deutsche Geistreiche wiederum hat nicht die nämliche schuldige Hochachtung vor dem Publikum wie der französische; er bringt Geniedünkel oder Artistendünkel oder Geistdünkel oder Zeit-

Digitized by Google

geistdünkel oder Nachaffendünkel, jedenfalls immer einen Dünkel mit, und spielt nun seinen Lesern, die er im Grunde geringschätzt, seine stilistischen Kunststücke vor; versteht sie der Leser nicht, um so schlimmer für den Leser; und ein Beweis mehr, daß er, der Kunststückmacher, etwas Besonderes ist. Kurz, der deutsche Geistreiche schauspielert eitle Stiltänze vor einem Publikum, dem er innerlich fremd ist. Und das gibt dem französisierenden deutschen geistreichen Stil einen so widrigen geckenhaften Beigeschmack.

Nun die Moral der Geschichte: Man soll überhaupt nicht geistreich sein wollen; es genügt, Geist zu haben. Karl Spitteler

Baron Berger †

In ihm mischten sich viele Elemente und wenn ich sage, daß das österreichische vorherrschte, so kläre ich sein Bild nur wenig, denn der echte Österreicher ist nicht leicht auf eine oder einige Grundeigenschaften festzulegen. Wenn er sprach — und er sprach gern — so hörte man seinen flott gebauten improvisierten Sätzen mit Aufmerksamkeit zu; sie strotzten von Einfällen. Dazu kam, daß ihm jedes Buch, das er auch nur angelesen hatte, fast vertraut wurde; und sein Gedächtnis war nicht nur im mechanischen Sinne ungewöhnlich gut, er verstand es auch, weit auseinanderliegende Erinnerungen schnell zu kombinieren. Geistig also höchst beweglich war der körperlich so schwerfällige Mann, der durch Jahrzehnte auf den Direktorposten des Burgtheaters wie auf das große Glück und die hohe Zeit seines Lebens gewartet hatte und der das beneidete Zepter dann nur reichlich zwei Jahre in den schon zitternd gewordenen Händen halten durfte. Er hat die Hoffnungen der Wiener getäuscht, sagt man, denn er brachte keine Klassikeraufführung zustande, die sich des Zulaufs erfreute, und füllte die Kasse mit den Einkünften des „Jungen Medardus“, der „Fünf Frankfurter“ und der Shawschen Cäsarkomödie. Aber ist ihm nicht das Unglück auf den Fersen gewesen wie kaum einem andern? Als Sechsunddreißigjähriger griff er ehrgeizig und verliebt zum ersten Male nach der Krone; dem Achtundfünfzigjährigen erst schob man sie zu. Und Kainz starb ihm, Sonnenthal und Römpler waren kurz vorher für immer aus ihrem Rollenkreise getreten, Hartmann der Ewigjunge verließ die Welt; der Nachwuchs spielte sich nicht in die Gunst des Publikums hinein. Und Berger selbst, dem in den zehn schöpferischen Hamburger Jahren das lobende und bewundernde Wort alltägliche Speise gewesen, wurde verstimmt, als man ihn, den noch jetzt gefeierten Feuilletonisten, den ehedem angeschwärmten Universitätslehrer in der Presse genau so behandelte wie den theaterfremden Max Burckhard, wie den ungeselligen Ostpreußen Paul Schlenther. Müde und verstimmt — das sind keine Eigenschaften für einen Wiener Burgtheaterleiter!

Die Ironie des Nachruhms wird für ihn darin bestehen, daß Hamburg ihm das einzige Denkmal setzt, obgleich er die Hamburger Zeit nur für Wien erlebt hat. Seine Gedichte, Aufsätze und Novellen werden kaum hinreichen, um in Österreich die Lücke auszufüllen, die man allgemein in seinen Burgtheaterleistungen erkannte. Als Theatermann kam er von Dingelstedt nicht recht los, war kein geduldiger Talentbildner wie Laube, sondern verlangte starke schauspielerische Persönlichkeiten, deren Kan-

Digitized by Google

ten er ein wenig abschleifen durfte. Aufs Wohlgefällige hin ging sein Theatersinn; an Ibsens und Gerhart Hauptmanns Welt hat er, meine ich, nie herzliche Freude gehabt, obgleich sein Hamburger Spielplan, der mustergültig genannt werden darf, auch ihre Werke pflegte.

Ferdinand Gregori

Berliner Theater

Zum Beginn der neuen Spielzeit

Alle Feierlichkeiten und programmatischen Verkündigungen haben wir uns längst abgewöhnt. Wo doch noch so etwas wie eine Speisekarte der kommenden Saison herausgehängt wird — das liebe alte Königliche Schauspielhaus kann sich nur schwer davon entwöhnen —, achtet man kaum mehr darauf: man weiß ja, daß das meiste davon doch nicht auf den Tisch kommt oder „gestrichen" wird, eh jemand davon was gerochen, geschweige denn gekostet hat. Immer schwieriger wird es unter sotanen Umständen, zu sagen, wann sie denn nun eigentlich da ist, die neue Spielzeit. Früher gab es eine Art stillschweigendes Glockenzeichen für ihren Beginn: wenn der 28. August, Goethes Geburtstag, wiederkehrte, machte, wer sich's mit seinen Schauspielerkräften irgend leisten konnte, seine Reverenz vor den Klassikern, um sich, dies abgemacht, desto unbefangener auf die neuen Schlager und Treffer stürzen zu können. Heutzutage begibt man sich in solche Unkosten allenfalls nur, wenn es gilt, eine „neue Stätte zu weihen" — denn ein bißchen Aberglauben muß sein. Sonst bekommt im Gegenteil die neue Spielzeit ihr neu Gesicht nicht vom Neuen, sondern vom Alten, von den Überbleibseln einer aufgehobenen Tafel, die noch nicht ganz ausgequetscht schienen, als die Sommergastspiele das Ensemble verwehten. Ach, es ist oft höchst lehrreich, zu sehen, was sich da als pièce de résistance behauptet. Beispielsweis: in den Kammerspielen, die doch vor allen andern Bühnen eine Herberge der Literaturgerechtigkeit sein sollten, schlägt die Brücke von der alten zur neuen Spielzeit „Freund Teddy", dies gutmütige und sympathische, aber literarisch weiß Gott belanglose Amüsierstück, das zwischen L'Arronge und Moser jederzeit auch am Gendarmenmarkt aufgeführt werden könnte.

Aber dennoch — trotz „Freund Teddy" und „Schöner Helena" — Max Reinhardt heißt noch immer das Fahrzeug, auf das wir unsre Haupthoffnungen und -wünsche verfrachten, wenn wir uns, unverbesserlich wie wir sind, von dem Idealismus in Zukunftsträume wiegen lassen. Der Theaterdirektor Reinhardt hat nun, auch wenn man die Allotria-Jahre von „Schall und Rauch" abrechnet, bald sein erstes Jahrzehnt hinter sich. Da sollte nun wohl der Zeitpunkt nicht mehr lange auf sich warten lassen, wo der „Spieltrieb", dies temperamentvolle, aber auch mutwillige Experimentieren, sich ausgetobt hat, wo das Instrument — mit dem er oft mehr jongliert als gezimmert hat — in seiner Hand erwärmt und aus Hand und Werkzeug ein zielbewußter Wille wird. Unverkennbar: er hat schon angefangen damit, aber jeder aufrichtige Freund seiner Unermüdlichkeit möchte ihm für das kommende Spieljahr noch mehr Festigkeit und Konsequenz wünschen für den Entschluß, den Erfolg eines Unternehmens aus der Sache selbst und ihrem Wesen zu erwarten, anstatt aus dem Ornament, aus irgend-

Digitized by Google

einem keck und auffällig angehefteten Klunker. Jede Novelle mag ihren Falken, aber nicht jede Theateraufführung braucht ihren Geier zu haben. Er strebe mehr noch als bisher vom Einzelwerk zum Ganzen, von der Ornamentierung zur Komposition, vom Raffinement zum Gehalt, von der Kälte des Intellekts zur Wärme des Herzens. Freilich wird er das alles, bei seiner Beweglichkeit, nur können und mögen, wenn ihm aus dem zeitgenössischen Schaffen die richtigen Stücke entgegenkommen, Werke, die sich geistig und theatralisch weit genug dehnen, um ihm Raum zur Entfaltung aller seiner Waffen zu bieten. Dazu braucht er — keine gleich ihm vom Theater besessenen Regisseure, sondern einen mit weitem Blick, sicherem Geschmack und charaktervollem, unbeirrbarem Willen begabten Dramaturgen, dem zuerst die dramatische Dichtung, dann erst das Theater am Herzen liegt, eine Persönlichkeit, die geistiges Gewicht genug hat, dem Herrn und Meister auch mal mit andrem Antlitz als der Miene stetig verzückter Bewunderung entgegenzutreten.

Das Schicksal des Neuen Schauspielhauses am Nollendorfplatz, dessen Direktion Halm nun glücklich abgewirtschaftet hat, scheint diese Mahnungen zur Solidität und Sachlichkeit Lügen zu strafen und denen recht zu geben, die an den Aufführungen dieses Hauses das „Sensationelle" vermißten, jenes unerhörte Etwas, von dem man sprechen, an dem man sie erkennen und von andern unterscheiden könnte. Zugegeben, fast all dem, was wir bei Halm von klassischen und modernen, ernsten und heiteren Stücken sahen, fehlte es an Temperament und „Schmiß", irgendwo blieb immer ein Rest von Mittelmäßigkeit, von gedankenloser Herkömmlichkeit, von handwerksmäßiger Routine, alles Dinge, gegen die der Berliner mehr als ein andrer Theaterbesucher empfindlich ist. Aber gescheitert ist dieser liebenswürdige und mannigfach begabte Theatermann am Ende doch nur an seiner dramaturgischen Direktionslosigkeit, an dem Mangel eines sicher orientierten und zäh im Kurse aushaltenden literarischen Charakters.

Auch das Deutsche Schauspielhaus, das sich unter der Direktion von Adolf Lantz in der früheren Komischen Oper aufgetan hat, scheint sein Glück allzusehr auf den Sand des Regisseurs bauen zu wollen. Statt eines dramatischen Programmes schreibt dies Haus eine ellenlange Liste von Schauspielernamen auf sein Schild. Es sind glänzende, es sind gediegene und künstlerisch zuverlässige Namen darunter, aber ihre Träger kommen aus allen Ecken und Enden, aus allen Stilen und Schulen — wo ist der Gott der Winde und Wogen, der den Dreizack über sie schwingt, daß sie zusammenbleiben und sich aufeinander abstimmen? ... Den mißglückten „Egmont", mit dem das Haus begann, wollen wir ihm gerne verzeihen und vergessen; es könnte sich leicht damit entschuldigen, daß es da noch nicht „ganz bei sich war", denn niemand wird einen klassischen Spielplan auf die Dauer von ihm erwarten. Wohl uns, wenn es ungefähr die Ebene des Neuen Schauspielhauses innehält, dabei nur mehr Haltung und Richtung bewahrt und aus seinem Beiwort die Verpflichtung ableitet, vornehmlich an die deutsche Dramatik zu denken.

Damit ist das Neue, das unser

Digitized by Google

wartet, noch nicht erschöpft. Aber wir wollen es erst in Tätigkeit treten, sich irgendwie manifestieren lassen, ehe wir hoffen, wünschen, mahnen oder gar so verwegen sind, zu prophezeien. Daß es übrigens in all dem Wechsel an Ruhe nicht fehle, dafür sorgt das Königliche Schauspielhaus, dem alle seine Taten zur alten hergebrachten Gleichgültigkeit geraten; sorgt das Residenztheater, das auch nach Alexanders Weggang ein Hort des Pariser Kokottenstücks und der schauspielerischen Matadorschaft eines einzelnen Schwerenöter-Mimen bleiben wird; sorgt das Residenztheater, das theater, der in seinem letzten Direktionsjahr gewiß keine Lust mehr zeigen wird, seine Respekt gebietende Zähigkeit mit Wagemut und Entdeckerlust zu beflügeln. Sein Nachfolger wird Barnowsky vom Kleinen Theater unter den Linden, und er, der mit Tolstois „Licht, das in der Finsternis scheint" der verflossenen Spielzeit das wertvollste dramatische Ereignis gegeben hat, mag der sein, der uns und — Reinhardt dereinst am meisten zu schaffen macht. Leider erst von 1914, nicht schon von 1912 an.

Friedrich Düsel

Straußen-Politik

Da wir im vorigen Hefte unsre Stellung zur Parsifalfrage gezeichnet und begründet haben, könnten wir von Richard Straußens weit über seine Bedeutung beachtetem Briefe schweigen, wenn er nicht so typisch für Künstlerpolitik wäre. Alles fruchtbare Wirken in öffentlichen Dingen hat zur Voraussetzung, daß man die Dinge von verschiedenen Seiten sieht, rund, und mit ihrer Stellung im Ganzen, mit ihren Beziehungen zum Ganzen — denn wir leben ja doch wohl in einer Gemeinschaft. Strauß kümmert sich nicht darum, er sieht eine, nur eine Seite, sieht weder die Frage der Kunst fürs Volk, noch die der Konsequenzen eines Ausnahmegesetzes im Inland, noch die der bindenden Verträge mit dem Ausland, noch stört ihn die Frage, ob denn nicht jedes Genie auch seinerseits übernommen und also weiterzugeben hat, oder die, ob es denn ahnen kann, was lange nach seinem Tode zweckmäßig sein mag. Er fühlt in sich das Rauschgefühl: „wir sind Schöpfer" und schließt daraus: „wir sind für unsre Werke in alle Ewigkeit Allmacht". Nach welcher Logik jeder Vater auch seine Kinder und Enkelkinder nicht nur sein Leben lang, sondern mit Testamentsbeschlüssen für alle Ewigkeit als sein persönliches Eigentum mit allen Verfügungsrechten binden könnte. Von anderm, was aus seinem offenen Briefe hervorgeht, will ich schweigen, denn ich schreibe diese Zeilen nicht, um Strauß herabzusetzen.

Das Schlimme all solcher Gemütsergüsse ist: daß sie es den klar denkenden und vor allem den politisch maßgebenden Leuten abgewöhnen, Künstlermeinungen ernst zu nehmen. Folge davon: man hält sich auch bei Angelegenheiten der Kunst nicht an die Künstler, sondern an die Nichts-als-Geschäftsleute. Wir haben beim Urheberrecht die Folgen davon gesehen. A

Wagner- und Operettenabend

Im „Zwickauer Tageblatt" lesen wir: „Am Dienstag findet im Hotel »Deutscher Kaiser« ein großes Konzert der Stadtkapelle statt. Es wird wieder den Charakter eines Wagner- und Operettenabends tragen. Diese Veranstaltungen haben

Digitized by Google

bei den Konzertbesuchern sehr großen Anklang gefunden. Herr Sontoneff singt: a) Liebeslied aus dem Musikdrama Die Walküre, b) Wenn zwei sich lieben, aus dem Rastelbinder, c) Leise, ganze leise, Walzer aus dem Walzertraum, d) An der Weser, Lied von Pressel, sämtlich mit Orchesterbegleitung. Die Kapelle wird im ersten Teil die Ouvertüre zur Oper Der fliegende Holländer, Pilgerchor und Lied an den Abendstern, Phantasie aus Lohengrin, spielen. In den beiden letzten Teilen werden Perlen der Operettenliteratur sowie die neuesten Schlager geboten."

Es ist doch ganz gut, sich einmal daran zu erinnern, was „in der Provinz" geschieht. Zwickau aber liegt im kunstfreundlichen Sachsen und ist keine Kleinstadt.

„Stella maris"

von Alfred Kaiser, genannt ein „musikalisches Schauspiel", eilt in kürzester Zeit von Erfolg zu Erfolg. Sogar die Dresdner Hofoper macht gute Geschäfte mit ihm. Nach der erfolgreichen Erstaufführung (am 24. August) füllt sich das Haus bei jeder Wiederholung. Zu verwundern ist das nicht. Auch in Dresden ist man, soweit der Durchschnitt in Frage kommt, hocherfreut, gute alte Bekannte wiederzusehen und zu hören. Und diese spannende Kolportageoper aus der Bretagne ist eine der geschicktest gemachten Sammlungen alter Noten, die von den beiden berühmten M der neuesten Operngeschichte, Massenet und Mascagni, wenn nicht erfunden, so doch als effektvoll erprobt und erwiesen worden sind. Wenn Denken und Erleben immerhin anstrengende Angelegenheiten sind, so gehst du richtig, wenn du Parsifal oder gar Tristan aus dem Wege gehst. Aber sogar die Bauernehre kann ein Erlebnis sein. Nur nicht ihr zweiter Aufguß. Dieser, genannt „Stella maris" (der Stern blinkt vorn und hinten, man kann sagen dekorativ vor- und nachbildlich) ist eine ganz ehrliche Vergnügung: Romantik und Verismus, Pose und Kolportage, also zweifellos ein Höhepunkt der Oper nach dem Geschmack der „oberen" Zehntausend oder Hunderttausend. Sonst ist kein Wort darüber zu verlieren, man müßte denn bemerken, daß die Bauernehre nach zwanzig Jahren noch immer lebensfähig und daß unser deutsches Publikum in hohem Grade anspruchslos und „dankbar" ist. Wer will es den „Dichterkomponisten" verdenken, daß sie mit Geschmackanpassung ehrliche Vergnügungen und gute Geschäfte machen? Friedrich Brandes

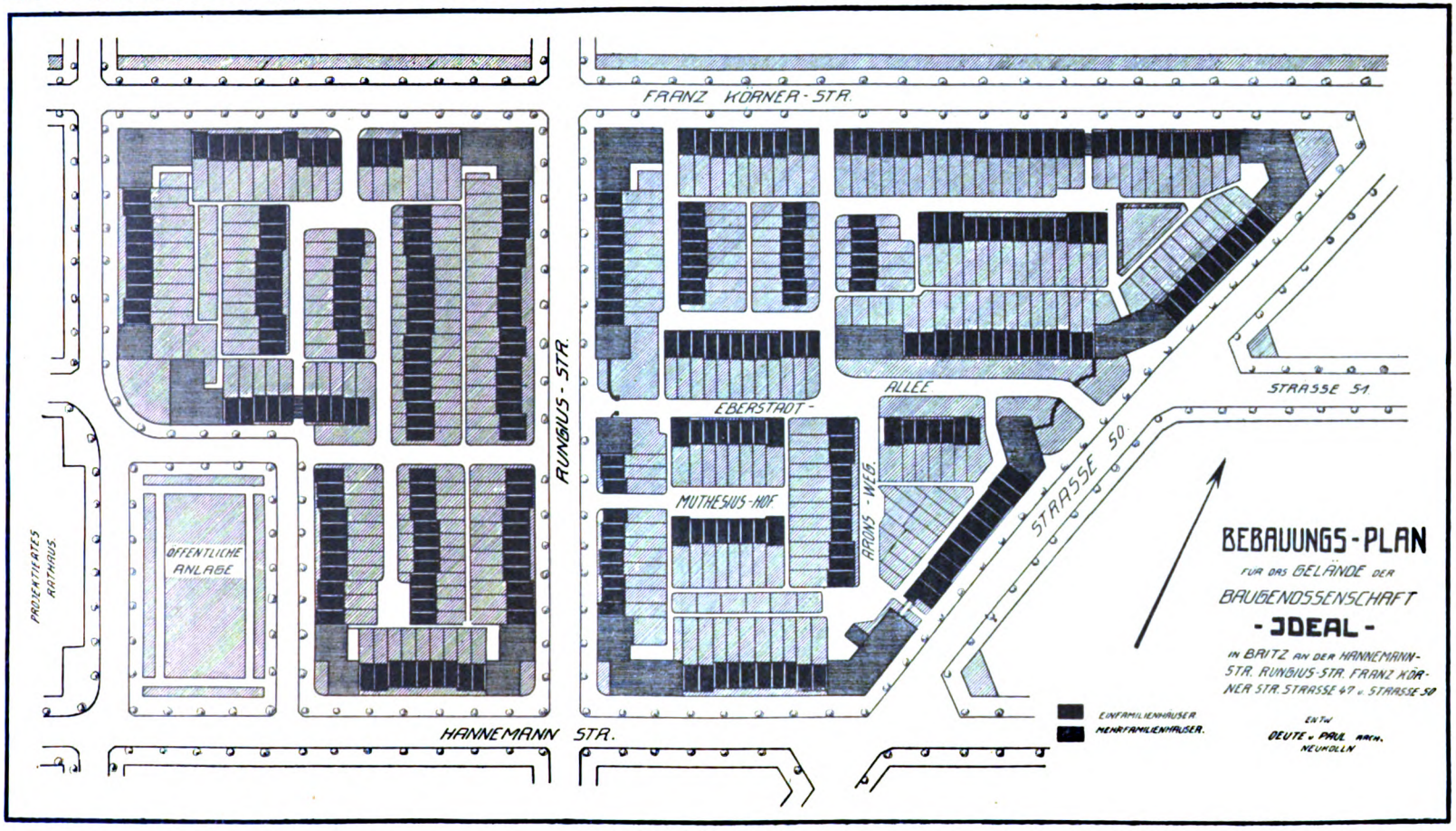
Vom Kleinhaus in Großberlin

Paul Schlegel, der Gründer der Gartenstadt Nürnberg, der jetzt Geschäftsführer der Baugenossenschaft „Ideal" ist, schreibt uns das Folgende auf unser Ersuchen darum. Es spricht hier eine Partei, aber wir bemerken ausdrücklich, daß wir uns dieser Partei anschließen:

Die Wohnung der Masse der Bevölkerung in Großberlin bildet seit Jahrzehnten Gegenstand öffentlicher Diskussion in der Presse, in Versammlungen, in Parlamenten; Bücher wurden darüber geschrieben und Flugblätter nach Hunderttausenden hinausgegeben. Die Reden wurden „mit Beifall aufgenommen", die Bücher „mit großem Interesse gelesen" und die Flugblätter „verfehlten nicht ihre Wirkung". An dem himmelschreienden Großberliner Wohnungselend

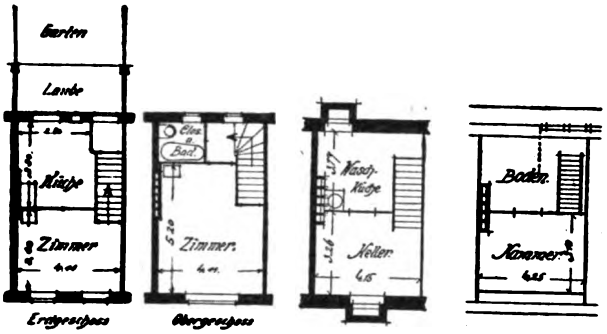
Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM KLEINHAUS IN GROSSBERLIN

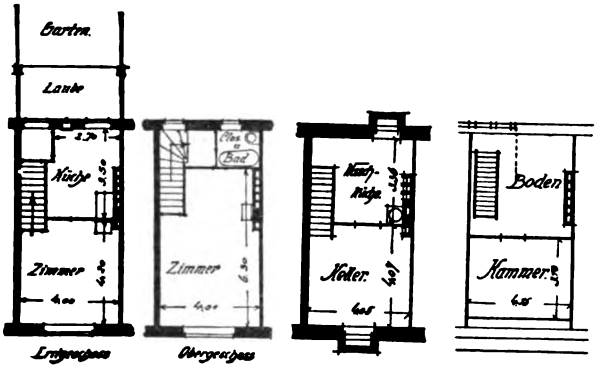


Digitized by Google

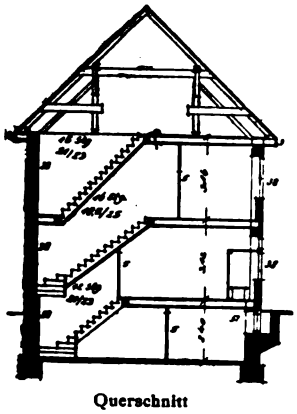
ZU DEM BEITRAGE: VOM KLEINHAUS IN GROSSBERLIN



Grundriß I: 2 Zimmer, 1 Kammer; Nutzfläche 58,10 qm

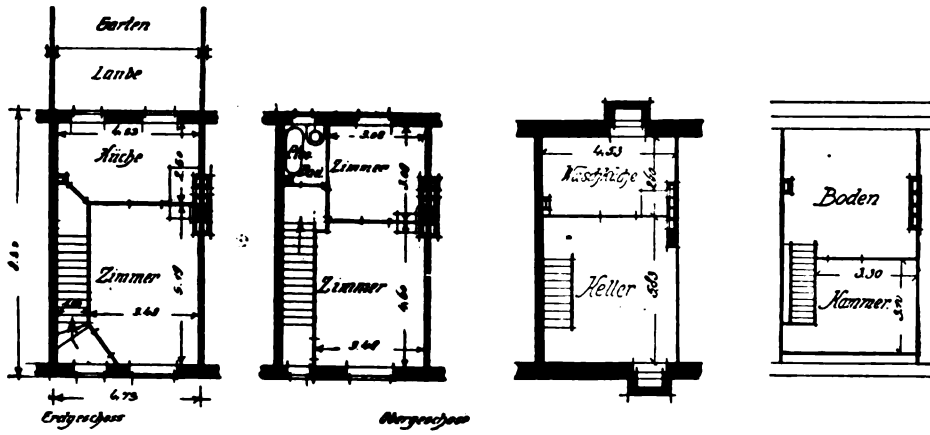


Grundriß II: 2 grössere Zimmer, 1 Kammer; Nutzfläche 64,66 qm

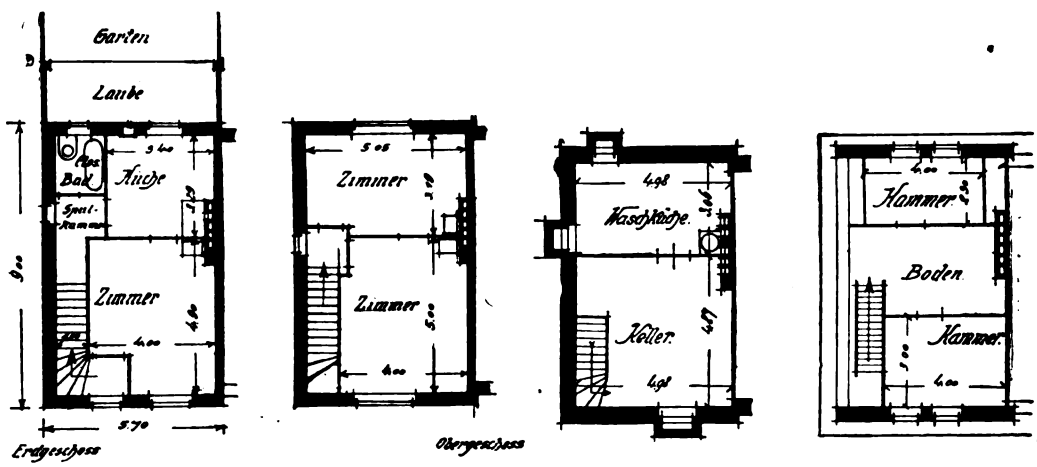


Querschnitt

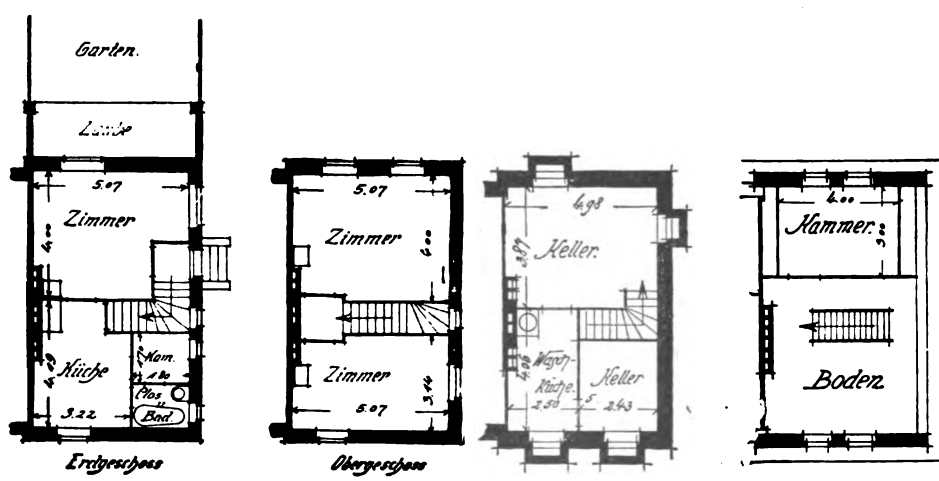
Digitized by Google



Grundriß III: 3 Zimmer, 1 Kammer; Nutzfläche 68,1 qm



Grundriß IV: 3 Zimmer, 2 Kammern, Spülkammer; Nutzfläche 90 qm



Grundriß V: 3 Zimmer, 1 Kammer, 1 Spülkammer; Nutzfläche 82 qm

Digitized by Google

jedoch ist bis heute nichts, absolut rein gar nichts geändert. Nach wie vor entstehen schematisch gleich breite Straßen als Produkt gedankenloser Reißbrettkunst, wachsen vier- und fünfgeschossige Mietkasernen aus der Erde, hinter deren verlogenen „Prachtfassaden“ 85 v. H. der Bevölkerung in Ein- und Zweizimmerwohnungen hausen, vier, fünf, sechs und mehr Köpfe in einem sonnenarmen Raum. Dem Erkennen des Übels folgte nie die Tat.

Jetzt aber ist dem papiernen Kampf gegen die Mietkaserne ein praktischer Angriff gefolgt.

Auf einem Straßenblock, auf dem nach dem üblichen Schema der Ausnützungstheorie 200 bis 250 Wohnungen in der Mietkaserne gebaut sein könnten, steht eine Siedlung von 87 Klein-, zum größten Teil Einfamilienhäusern, die keine Villen für Vermögende sind, sondern Wohnungen von zwei und drei Zimmern für Arbeiter und kleine Leute enthalten. Und sie steht nicht weit draußen in einem ländlichen, von der Kultur der Mietkaserne unbeleckten Urland, sondern mitten in einem dichtbevölkerten Proletarierviertel, wo der Spekulant für den Boden schon einen Quadratmeterpreis von 20 und 30 Mark „erzielt“. Aber nicht von „maßgebender“ Seite wurde diese Bresche in die siegreich bereits in die märkische Landschaft vorgedrungene Front der Mietkaserne geschlagen — sondern von einer Arbeiter-Baugenossenschaft.

Der Bebauungsplan zeigt ein rund 50 000 Quadratmeter großes Stück Bauland, das von der Neuköllner Baugenossenschaft „Ideal“ in dem Neukölln vorgelagerten Britz für 21 Mark den Quadratmeter erstanden worden ist. Diese Genossenschaft, die bisher Kleinwohnungen im Hochbau errichtet hat, wollte zuerst nach der Theorie von Goecke, Eberstadt, Kuczynski-Leweß hohe Randbebauung und Kleinhausbau im Blockinnern vorsehen. Die mehrmalige Umarbeitung des Bebauungsplans brachte aber schließlich ein sehr interessantes Ergebnis: es genügt zur Wahrung der Rentabilität, nur die Straßenecken dreigeschossig hochzuführen (viergeschossig wäre zulässig), um das übrige Land mit Kleinhäusern zu besetzen.*

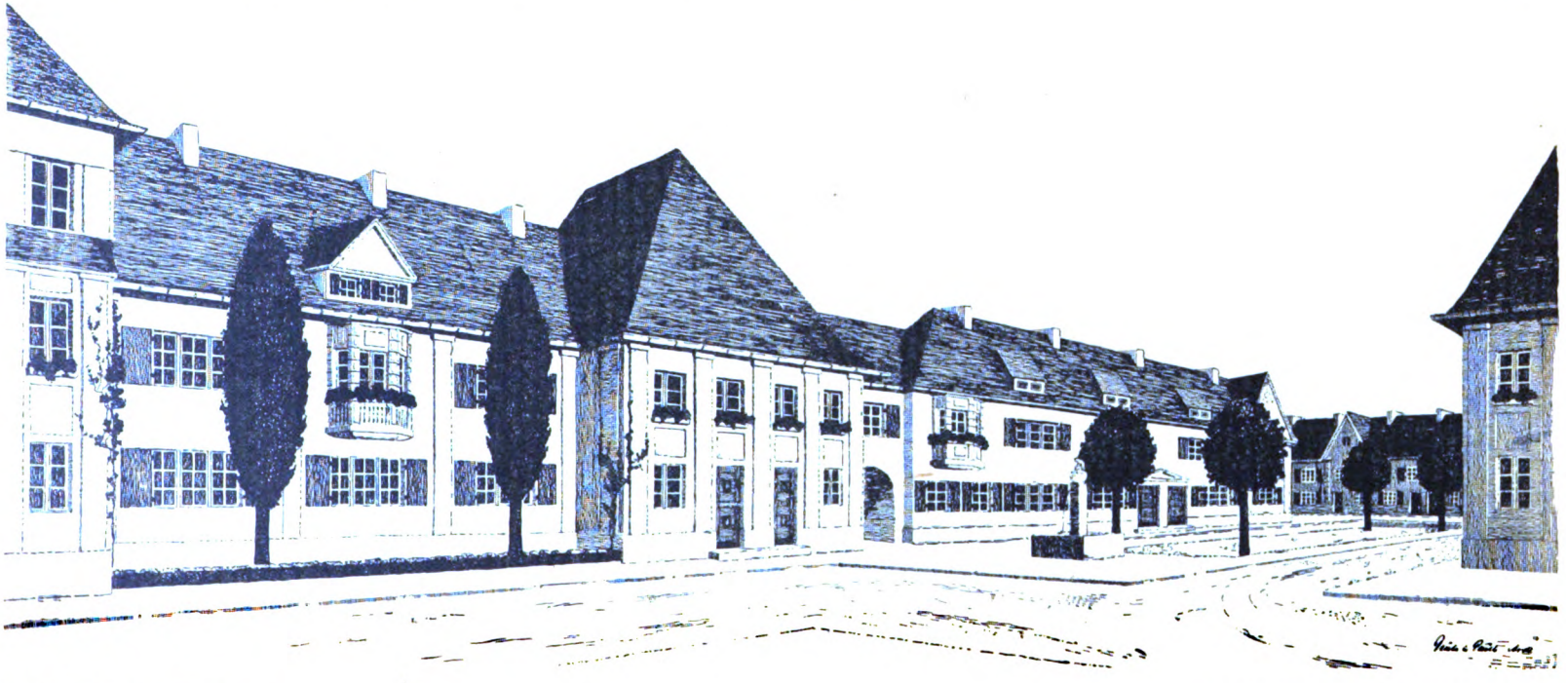
Nun ist der erste Block der Siedlung fertig; er enthält im Einfamilienhaus 50 Wohnungen von zwei und drei Zimmern, Kammer, Küche, Bad, Warmwasser, im Vierfamilienhaus vier Wohnungen von großer Stube, Wohnküche, Bad und in zwei dreigeschossigen Eckhäusern 33 Wohnungen von ein und zwei Stuben mit Bad, Warmwasser, Küche, Speisekammer und sieben Läden. Fast jede Wohnung hat ein eigenes Gärtchen von durchschnittlich 60 Geviertmetern. Ausgenutzt ist das Bauland zu 30 v. H., während die einschlägige Bauordnung dort 50, an den Ecken 60 v. H. erlaubt.

Das Einfamilien-Reihenhaus als solches ist auch für kleine Leute nichts Neues. Hellerau und andere Siedlungen lieferten schon gute Beispiele. Von weittragender Bedeutung für die Entwicklung des Großberliner Wohnungswesens ist diese

* Auf eine anzweifelnde Zeitungsnotiz hin haben wir uns darüber unterrichtet, ob dieses erstaunliche Ergebnis etwa durch irgendwie schlechte Ausführung miterreicht ist. Das Ergebnis war, daß man dort nicht nur den strengsten Bauvorschriften gemäß, sondern solider gebaut hat. K.-L.

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM KLEINHAUS IN GROSSBERLIN

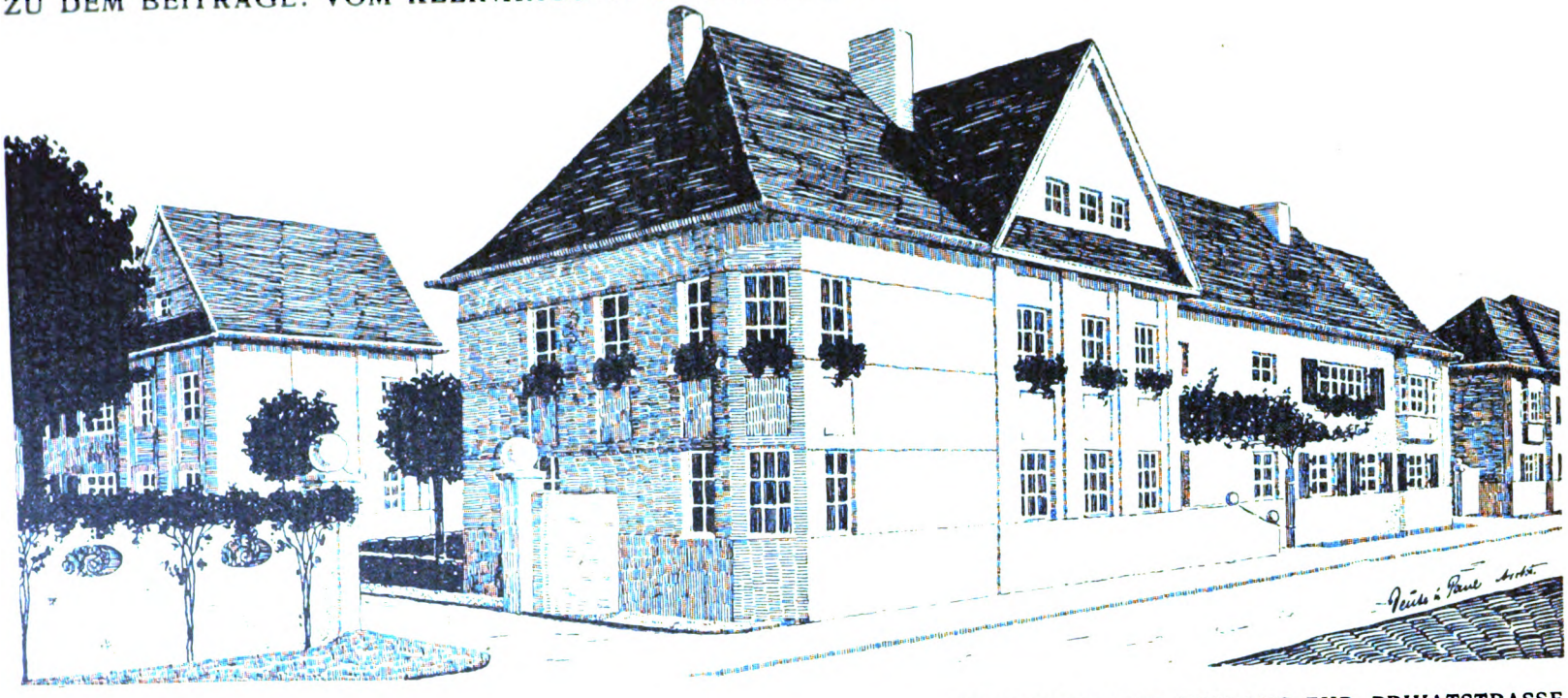


AUS DEM KUNSTWART

BLICK IN EINE WOHNSTRASSE

Digitized by Google

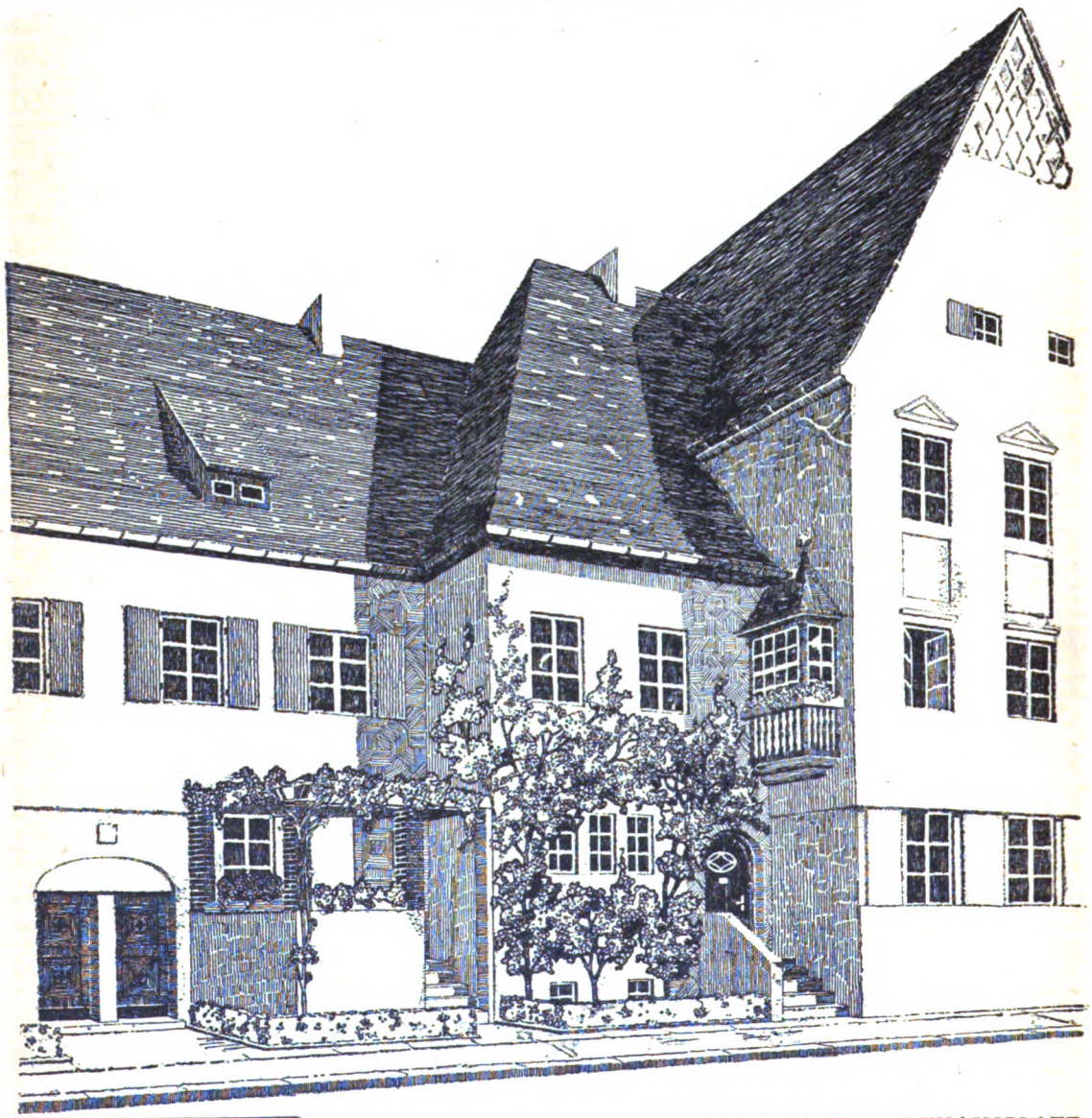
ZU DEM BEITRAGE: VOM KLEINHAUS IN GROSSBERLIN



RUNGIUSSTRASSE, EINGANG ZUR PRIVATSTRASSE

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: VOM KLEINHAUS IN GROSSBERLIN



AUS DEM KUNSTWART

TEILANSICHT VOM RATHAUSPLATZ

Digitized by Google

Siedlung aber deshalb, weil durch sie nun der praktische Beweis erbracht ist, daß es *selbst vom Standpunkt des spekulativen Bauunternehmers aus auch auf teurem Großstadtboden nicht notwendig ist, in der größtmöglichen Ausnutzung des Bodens, also im Mietkasernenbau, die erwünschte Rentabilität des Anlagekapitals zu suchen.*

Die Wohnungen im Einfamilienhaus in dieser Siedlung mit Querlüftung, Sonne, Garten, kosten keinen Pfennig mehr Miete als eine halbwegs anständige Wohnung gleicher Nutzfläche in der Mietkaserne ohne Querlüftung, ohne Sonne, ohne Garten!

Und der Kalkulation der Mietpreise bei dieser Kleinhaus-Siedlung liegen nicht etwa billige Wohlfahrtshypotheken von staatlichen Instituten zugrunde, nein, die Genossenschaft mußte ihre Kapitalien genau so teuer bezahlen wie jeder private Hausbesitzer auch. $4^1/_2$ v. H. erfordert die 1. Hypothek, Zinsen und Abschlußprovision $1^1/_2$ v. H. Mit 7 v. H. des Anlagekapitals sind die Mietpreise berechnet, ein Satz, der die Rentabilität des Unternehmens unbedingt sicherstellt.

Vermag der blockmäßige Bau von insgesamt 550 solcher Wohnungen der Neuköllner Ideal-Genossenschaft eine merkliche Besserung des gesamten Großberliner Wohnungselends nicht herbeizuführen, so wird sein Beispiel doch Nachahmer finden, um so mehr, als sich gezeigt hat, daß der Wohnungskonsument die Wohnung im Einfamilienhaus auch finanziell höher einschätzt als die Kasernenwohnung, ein Umstand, der dem spekulativen Bauunternehmer nicht gleichgültig sein wird.

Nun ist die Frage: Veranlaßt dieser gelungene Versuch einschneidender Wohnungsreform auch die *Behörden*, von der bisher üblichen Parzellenschneiderei und Häuserhochtreiberei ab- und zur Unterscheidung von Wohn- und Verkehrsstraßen überzugehen? Tut er das, so erlangt das Beispiel dieser Arbeiter-Baugenossenschaft geschichtliche Bedeutung.

Zweckverband, sieh dir diese Siedelung an!

Und immer wieder „Nouveautés"?

Gelegentlich der Leipziger Messe

Nein, meine Damen und Herren, *an uns Käufern* liegt's viel mehr, als an den Fabrikanten, daß wir nicht schneller vorwärts kommen!

Alljährlich zweimal gehe ich im Auftrag des Dürerbundes auf die Leipziger Messe. Und diesmal, wie immer, fand ich dasselbe Bild:

Der Käufer: „Na, was haben Sie Neues?"

Der Fabrikant oder Händler: „Hier, das ist das Allerneueste."

„Ach, das hatten Sie ja schon voriges Mal!" Unmutig schreitet der Käufer zur Konkurrenz, die schmunzelnd ihre stattliche Reihe Nouveautés vorführt. Nicht selten eine wahre Schreckenskammer, Hausgreuel neben Hausgreueln, Phantasiekrämpfe oder Verlegenheitsblödheiten, Farbenschreiereien, Formenzuckungen, kunstgewerbliche Veitstänze.

Und leider *nicht* nur bei den Massenartikeln, die wieder für die Masse in Deutschland oder gar draußen, billig, um Himmels willen billig produziert werden. Nein, auch bei den *Künstlern*, die noble und große Firmen beraten. Neues, um des Geschäfts, auch: um der wirtschaftlichen Notwendigkeit

Digitized by Google

willen Neues! Denn das Schönste, die wirkliche Lösung einer Aufgabe von gestern, hat heute keinen Marktwert mehr. Verfolgt man einige Semester daraufhin die Meßausstellungen, zum Beispiel in Glas- und Metallfabrikaten, in der Keramik vom einfachen Gebrauchsgeschirr bis zur Kleinplastik hin, so erkennt man die kulturzerstörende Wirkung des Schreis nach Nouveautés. Neue technische Erfindungen, neue Bedürfnisse, auch Ermüdungserscheinungen bringen Neuheiten mit sich, aber von denen sprechen wir heute nicht, sondern von der überall grassierenden Verrücktheit, etwas sei einfach deshalb weniger wert, weil es nicht neu ist. Auch ein Reichbegabter ist auf die Dauer unfähig, alle paar Monate auf Befehl Neues wirklich zu gestalten, wo er Lösungen gefunden hatte. In der Antike pflegte man Lösungen durch Jahrhunderte weiter, heute wirft man sie so gleichgültig weg wie den Schund. Die Hetzpeitsche der Konkurrenz (und nicht einmal immer der niedrigsten) treibt eben unbarmherzig dazu. Den einzelnen „Kollektionen“ sieht man ordentlich das Suchen und Schnuppern nach „Neuem“ an, das vielleicht irgendwo in der Luft liegen und sei's auch nur als Motivchen oder Ornamentchen herfliegen könnte. Der eine überträgt dann skrupellos Textilmuster auf Glas, Porzellan oder Majolika; Vasen, Krüge, Teller und Gläser prangen zum Beispiel plötzlich im Band- oder „Lawn-Tennis“-„Dekor“, das früher in seiner Einfarbigkeit lebendige Material wird mit Pünktchen, Strichelchen, Viereckchen, Blümchen, Sternchen, Flämmchen oder mit breiten oder schmalen Metallstreifen, die wie Beschlag wirken, ästhetisch totgemacht.

Als ich erfreut einen wirklichen (und berühmten) Künstler ob seiner frischen und reichen Erzeugnisse beglückwünschte und zugleich bat, in diesem Fahrwasser doch ja zu bleiben statt auf Nouveautés zu fischen, antwortete er resigniert: „Und wer kauft mir's ab? Nächstes Jahr wird es ja »alt« sein, zweimal kauft man's nicht. Der Händler, der Impresario erpreßt eben Neues!“

Aber der Händler und der „Impresario“ tun nur, was das Publikum verlangt. Man darf auch ihnen durchaus nicht ohne weiteres in allen Fällen Kunstsinn und Geschmack absprechen. Wer die Messe kennt, weiß, daß auch unter den Händlern viele, sehr viele lieber gute Ware vertreiben würden als häßliche. So ist es letzten Endes heute noch, wie vor fünfundzwanzig Jahren, als der Kunstwart zum erstenmal gegen die „Nouveautés“ schrieb. Unverstand und Unbildung der großen, über alle Lande verbreiteten Käuferschaft veranlassen die Fabrikanten zur Herstellung des ästhetischen Schundes, und vor allem durch den Ruf nach Neuheiten.

Eines aber erleichtert ihnen das: den Verkäufern männlichen und weiblichen Geschlechts, welche die Bundesgenossen des Guten sein sollten, diesen im höchsten Maß einflußreichen Vermittlern fehlt die nötige Bildung fast noch allerwärts. In neunundneunzig von hundert Fällen beraten sie noch heute das Publikum nicht, sondern reden ihm nur nach dem Mund. „Gründet gute Verkäuferschulen,“ rief mir erregt ein Fabrikant, als ich wegging, nach, „dann findet Qualitätsarbeit Absatz, an uns soll's wahrhaftig nicht fehlen“.

E. D.

Digitized by Google

Warum schneidet man uns die Ohren ab?

Sind sie nicht viel schöner, wenn sie stolz aufrecht stehn, als wenn sie weg sind? Und viel beweglicher und viel ausdrucksvoller, o ihr mit der Ausdruckskultur! In Paris bekommt man sie so zu sehn!

Ihr aber, ihr Deutschen, ihr angeblichen Natürlichen, ihr säbelt sie einem weg! Ihr angeblichen Tierfreunde, ihr bereitet jedem von uns ein ganz schauderhaftes Jugenderlebnis! Ist es keins, wenn einem die Ohren abgeschnitten werden, und gar das lustige Schwänzlein? Deutsche, geht in euch, und seid zugleich weniger grausam und mehr geschmackvoll! Vogel

„Unser ganzes Couleurleben

beruht auf den psychischen Wirkungen der alkoholischen Getränke." Man faßt sich an den Kopf und fragt sich: hat der Fanatismus die Abstinenten so blind gemacht, daß sie es wagen, eine derartig unerhörte Beleidigung dem deutschen Studententum ins Gesicht zu schleudern? Solche Jammerkerle wagt ihr in den Farbentragenden zu sehn, daß sie nicht imstande wären, Freiheit der Gedanken, Heiterkeit der Gefühle und Jubel am Leben aus sich und ihrer Jugend heraus zu erzeugen? Solche Gefühls- und Gedanken-Schwächlinge wären sie, die in den führenden Berufen unser Volk leiten sollen, daß sie erst durch alkoholische Reizungen Hemmungen beseitigen müßten, die also ohne Alkohol sie niederdrücken würden? Man les es doch noch einmal und mache sich klar, was das vorwirft, was das entwertet, was das zum Gespött macht: „Unser ganzes Couleurleben beruht auf den psychischen Wirkungen der alkoholischen Getränke."

Vorsicht, meine Herren Leser: jenen Satz hat kein Abstinent auszusprechen gewagt. Sondern ein begeisterter Kämpfer gegen die Abstinenten in dem Leitaufsatze von Nr. 6 der „Vertraulichen Mitteilungen für die Mitglieder des V.-C." Aber deshalb wollen wir nicht gleich aufbrausen. Gut, daß man so offen aussagt, was man nun einmal denkt, statt stumpfsinnig vornehmtuerisch zu schweigen. Und was da gesagt wird, ist nur bezeichnend für einen Teil der alten Herren im V.-C.; daß diese auch in ihm nicht mehr unumschränkt herrschen, wird gerade dadurch bewiesen, daß sich der Verfasser gegen das „Eindringen" antialkoholischen Geistes in die eigenen Reihen wehrt. Wir wollen doch abwarten, ob auch bei unsern Farbentragenden der Geist siegen wird, der in den Köpfen rege ist, oder der, der sich auf Flaschen ziehen läßt. A

Anzeigen als Anzeichen 6

Dieser priesterliche Turbanmann, dem das Weiße im Auge auf der Photographie mit Deckweiß aufgehöht ist, damit er noch seherischer in die Dunkel schaue, turnt jetzt schon geraume Zeit zwischen den Spalten auch ganz außerordentlich fortschrittsfreudiger Zeitschriften. Er müßte wegen der Insertionskosten gleichzeitig mit dem Propheten ein

Digitized by Google

DER SCHWARZE PROPHET!

Der Mann der Mysterien! Ein zuverlässiger Wegweiser, Gelehrter aller geheimen Wissenschaften der altägyptischen Weisheitslehre! Fragt weder nach Geld noch nach Ruhm! Dieser Weise, dem sich die dunkelsten Geheimnisse offenbaren, stellt Ihnen seine außergewöhnlichen Kenntnisse gratis zur Verfügung. Er wünscht, daß Sie seine an Wunder grenzenden Fähigkeiten auf seine eigenen Kosten prüfen. Ein alter Astrologe sagte einst: „Er vollendet, was andere bereits als unerreichbar aufgegeben hatten!“ — Erschien Ihnen Ihr Leben stets inhaltslos? Hat das Glück Ihnen noch nie gelacht? Waren Ihre Bemühungen stets erfolglos? Hatten Sie Unglück in Ihren Unternehmungen? — Der Hindu-Seher! Geboren im fernen Lande der Mysterien, besaß er schon als Kind die besondere Gabe, das Schicksal anderer Menschen zu ergründen, — schon durch einfaches Berühren der Sachen, welche von den Betreffenden getragen worden waren.

Wenn Sie die Ursachen so mancher Mißerfolge beizeiten gewußt hätten — was für Mühe und Enttäuschungen hätten Sie sich ersparen können! Haben Sie Vertrauen! und schreiben Sie sofort, denn seinen Mitmenschen zu helfen ist seine Lebensaufgabe. Hier seine eigenen Worte: „Der Moment ist da, wo ich in Ihr Leben treten kann. Versäumen Sie nicht, diese Gelegenheit wahrzunehmen. Wenn Ihnen nur irgend geholfen werden kann, ich will es tun. Lassen Sie es mich jetzt tun, da ich diesen Weg nicht noch einmal wandeln werde. Reiben Sie etwas Ruß oder Tinte auf Ihre beiden Daumen, machen Sie davon einen Abdruck auf weißes Papier, senden Sie mir dasselbe mit Angabe Ihres Geburtsdatums (Stunde, wenn Ihnen solche bekannt) unter Beifügung eines mit Ihrer Adresse versehenen Kuverts. Sie mögen ganz nach Belieben 50 Pf. Briefmarken irgend eines Landes beifügen für Portoauslagen und Schreibgebühren. Alle Briefe müssen mit 20-Pf.-Marke frankiert sein.

Nabob sein, wenn sich's nicht schön rentierte. Aber fünfzig Pfennige steckt der von Skrupeln Gejuckte für indische Seelensalbe ja gern in eine Büchse, und weitere Behandlung wird extra bezahlt. Wir bringen die Probe als einen neuen Beleg für unsre Behauptung: alles, was nach Mystik aussieht, hat jetzt gute Aussichten beim Stintfang. Astrologie blüht auch wieder.

Zum Falle Knittel

werden wir sprechen, sobald sich zeigt, welche Folgerungen die Militärbehörden aus den Ergebnissen dieses erstaunlichen Prozesses ziehn oder aber: ob sie gar keine daraus ziehn.

„Nicht als bare Münze“

Der sozialdemokratische Abgeordnete Georg von Vollmar hatte es im bayrischen Abgeordnetenhaus als „selbstverständlich“ bezeichnet, daß die Sozialdemokraten im Fall eines Krieges „ihrem Vaterlande ihre Dienste leisten würden“, und hinzugefügt: „Ich glaube, daß sie nicht die schlechtesten Verteidiger sein werden.“ Man sollte denken, wir Nationalen steckten dieses Licht schon aus Klugheitsgründen auf einen Leuchter, damit alle Roten im Lande sähen: Es gibt Dinge, in denen sich unsre Führer mit den „Bürgerlichen“ einig sind, und damit alle Völker umher es merken: bei den Deutschen ist der Geist von 1813—1870 noch immer wach. Aber was lesen wir in Zeitungen, die in jedem dritten Artikel sich mit ihrer „nationalen Gesinnung“ erhaben über die andern wissen? Das sei Heuchelei, Vollmars Wort sei „jesuitisch“, man „tue gut daran, den Patriotismus des Herrn von Vollmar nicht als bare Münze zu nehmen“. Wer das unbefangen und ohne Kenntnis unsres Parteigetriebes liest, könnte vermuten,

Digitized by Google

der das geschrieben, sei, mit Verlaub zu sagen, ein Lump. Denn wer hätte sonst den Mut, einen sittlich vollkommen Unbescholtenen der Heuchelei zu beschuldigen? Aber nicht der einzelne Zeitungsschreiber ist der Lump, die Lumpenhaftigkeit steckt vielmehr in unserm politischen Parteigetriebe überhaupt. Der einzelne Journalist und Agitator tut nur, was alle andern um ihn auch tun und was er von Anfang an zu tun gewöhnt wurde. Die Hetz von Tag zu Tage läßt ihn gar nicht zur Besinnung darüber kommen, wie erbärmlich er eigentlich handelt.

Vollmars Worte sind anderswo gelobt oder zurückgewiesen worden. Aber ich möchte wohl wissen, wie oft das allein im Hinblick auf den Inhalt seiner Worte selbst geschehen ist? Die meisten, des bin ich sicher, haben ihn gelobt oder getadelt allein aus parteitaktischen Erwägungen. Man lobte Vollmar, um das taktische Zusammengehen mit den Sozialdemokraten zu rechtfertigen, man stempelte ihn zum Lügner, um die Sozialdemokraten wieder einmal „bekämpfen“ zu können. Die Maxime des landläufigen politischen Handelns wird nicht von sittlichen Begriffen aus gebildet, sondern einzig vom Nutzen der Partei. In dieser Verwirrung der Werte aber liegt eine viel größere Gefahr für unser Vaterland als uns je eine von einzelnen Parteien, und mögen sie noch so „umstürzlerisch“ sein, drohen kann. Denn eben diese Verwirrung bedeutet eine innere Verlumpung des politischen Lebens, gegen die Verbalinjurien im Wahlkampf, Biergläserwerfen in Volksversammlungen, Prügel im Parlament harmlos sind. Solche Ereignisse sind nur barbarisch, die Verlogenheit aus Opportunismus aber ist ein Volksgift. Soll es in der Politik vorwärts gehen, so ist ein Haupterfordernis, daß man ein Wort, das als Ausdruck der Gesinnung gesprochen ist, auch als solches nimmt. Und wenn die Gesinnung erfreulich ist, daß man sie so gelten läßt, wie sie ist, statt „Lügner!“ und „Heuchler!“ zu schreien. Ganz im besonderen die Herren, welche der Arbeiterschaft die nationale Gesinnung „wiedergeben“ wollen, möchte ich fragen, wie sie sich das eigentlich denken. Wenn ein Arbeiterführer sagt: auch wir Sozialdemokraten stellen das Vaterland über die Partei; und wenn es ihm dann entgegenschallt: er ist Sozialdemokrat, also lügt er — wie in aller Welt soll sich dann die Sozialdemokratie und der von ihr vertretene Teil der Arbeiterschaft in ihren vaterländischen Gefühlen anerkannt und ermuntert wissen? Sie kann nur schließen: denen da drüben liegt gar nichts daran, daß Patriotismus als Gesamtheits- und Einheitsbewußtsein der Nation da ist, also —.

Solchen Erscheinungen gegenüber hilft nur zähe Arbeit um Ausdruckskultur, die den Schein auf das Wesen hin prüft. Die politischen Konsumenten müssen feinere Ohren bekommen. Dann sind die schreibenden und redenden Produzenten der Politik gezwungen, ihr normales Gewissen auch in ihrem Handwerk zu betätigen.

W. Salzwedel

Schweiz

Also: unser Kaiser war in der Schweiz. Wird er Freude an Schweiz gewonnen haben?

„Schweiz“? sagt der Leser, es heißt „die Schweiz“. Aber wer oft und längere Zeit dort gelebt hat, weiß, daß alte Freunde des Landes auch daheim in Deutsch-

Digitized by Google

land dann und wann „Schweiz“ verspüren, wie einen Hauch besonderer Luft. „Schweiz“ — das ist Luft mitunter wie aus ehrwürdig altem Gemäuer, mitunter auch scharfzugige bis zum Erkälten, aber weitaus am häufigsten frische, reine, sauerstoffreiche und würzige Höhenluft. Ich für mein Teil bekenne: es gibt keine, in der mir wohler wäre.

Mitunter hört oder liest man daß „die Schweizer“ „die Deutschen“ aus dem oder jenem Grunde nicht leiden könnten, oder umgekehrt. Wer sind „die Schweizer“ und wer „die Deutschen“? Wenn eine Regierung dies oder jenes tut, was anderswo mißfällt, oder wenn soundso viele Landsleute drüben mißfallen, — es ist eben menschlich, daß man in solchen Fällen „die“ andern dafür verantwortlich macht, als ständen alle Deutschen hinter jeder politischen oder wirtschaftlichen deutschen Aktion, oder alle Schweizer hinter einem scheltenden Zeitungsmann oder einem hochnehmenden Gastwirte. Es ist auch hüben wie drüben so wie stets: von dem andern Lande halten immer die am wenigsten, die es nicht aus eigenem Darinleben kennen. Im Falle Schweiz-Deutschland gehört aber schon ein längeres Darinleben dazu, weil beim Vetter leichter mißbehagt, was man beim Wildfremden ruhig hinnähme.

Die deutsche Schweiz ist ein Gebiet Deutschtum so unabänderlich, wie Deutsch-Österreich oder Deutsch-Rußland Teile der großen deutschen Gesamtkultur sind. Der Narren, denen das ärgerlich ist, gibt es unter den Gebildeten beiderseits schwerlich noch viel, und ändern könnt es ja nicht einmal, wer aus seiner Haut fahren könnte, denn wo das ganze Blut dabei ist, hülfe das auch nichts. Mit der politischen Grenze hat also das Gesagte nichts zu tun, mit der alten gemeinsamen politischen Geschichte wenig, viel mit der nie zerrissenen Brüderlichkeit unsrer gemeinsamen höchsten Geisteskultur, alles, nochmals, mit unserm Blut. Wir sind eines in unsern Fehlern, im gelegentlichen Sonderbündeln und Querköpfeln, im gelegentlichen Welscheln und sonstigen Frembeln, — aber kein Kenner der Schweiz wird bestreiten, daß sich gerade dort auch die besondern deutschen Werte so stark und stolz entwickelt haben, wie nur irgendwo. Die Verbürgung der schweizerischen Unabhängigkeit durch die Großmächte war, gleichviel aus welchen Motiven, ein Entschluß, dessen Folgen ganz Europa segnen kann. Jedes Volk konnte hier sein Eigenes frei entwickeln und doch im Austausch und so unter der Miterziehung der andern. Ungestört dabei durch den Kräftekampf draußen und doch sicher vor Verweichlichung. Was das Deutschtum betrifft, so hat es im Reiche zu zeigen, was es als monarchisch zusammengefaßte Weltmacht leisten kann, eine Aufgabe, deren Bedeutung für die gesamte Deutschkultur, und also auch für die schweizerdeutsche von höchster Wichtigkeit bleibt. So ist es nicht nur reichsdeutsche Arbeit, die das Reich leistet. In der Schweiz aber wirkt das Deutschtum in republikanischer Form, auf kleinen Raum beschränkt, in mancherlei andern Beziehungen als Vortrupp. Es ist nicht allen im Reich klar bewußt, wie schwierig für die Schweiz die innerpolitische Aufgabe war. Nebeneinander Landwirtschaft und Industrie in fast extremen Entwicklungen, nebeneinander ultramontaner Katholizismus, stark bewußtes Reformiertentum und kirchenfeindliches Freidenker-

Digitized by Google

wesen, nebeneinander uralte Staatsverfassungen und sehr neue, nebeneinander alle Parteien vom Konservativen bis zum Sozialdemokraten in voller Gleichberechtigung bei der Gesetzgebung, nebeneinander schließlich vier Völker mit vier Sprachen. Aus so unvergleichlich viel Zentrifugalem hat sich nicht unterm Willen einiger übermächtiger Zusammenzwinger, sondern bei weitester Selbstbestimmung ein Ideal gebildet, ein Vaterland, das all diese Widerstrebenden sich dulden und fürs Gemeinsame sich verbünden lehrt. Es hat sich gebildet unter Führung des schweizerischen Deutschtums. So beweist dieses wundersam edle Staatsgebilde nicht minder als das große Reich, daß wir Deutschen auch ein politisches Volk sind.

Trotz aller Verschiedenheiten der Bedingungen werden wir im Reich für unsre innere Politik, und insbesondere für unsere Kulturpolitik von der Schweiz noch mindestens so viel lernen können, wie die Schweiz von uns. Es wäre sehr zu wünschen, daß wir unsre republikanischen Brüder drüben mit rechtem Bemühen weit gründlicher kennen lernten, als wir's auf den üblichen Schweizer-Reisen tun, — kann doch einer sechs Monate in der internationalen Schweiz herumfahren, ohne die schweizerische Schweiz überhaupt zu sehn. Wer diese erst einmal kennen gelernt, dem wird sie in vielem deutscher vorkommen, als das meiste Deutschtum im Reich. Sie ist erstaunlich bewahrsam: uralte Sitten und uralter germanischer Geist leben hier noch ein reges, warmes und geliebtes Leben. Aber nirgend sonstwo greift der deutsche Geist auch kräftiger und kühner ins Neue, als hier, wo man die „zerfallenen Schlösser und Basalte" Goethes noch hat und hegt, aber die Schlösser weder im wirklichen noch im übertragenen Sinne mit falscher Romantik ausbaut, noch die Basalte zu verzierlichen sucht. Nirgendwo arbeitet das Germanentum frischer am Verkörpern jugendstarker Gedanken.

Ich für mein Teil habe nur eine Sorge um die Schweiz: daß ihr ein Fehler ihrer Tugenden schade, daß sie ihr Schweizertum schwäche, indem sie Theorien zulieb allerhand minderwertiges oder doch andersartiges Ausländervolk allzu bereitwillig zu Miterben ihrer Geschichte und dadurch zu Mitverwaltern ihrer Zukunft mache. Denn je stärker, unabhängiger und sicherer in der Schweiz das erprobte Schweizertum, je wertvoller ist die Schweiz selber für die Gesamtkultur. A

Fräulein Michel und die Körperkultur

Wer ist Fräulein Michel? Die Tochter jener vortrefflichen Eltern, die uns Stephan Waetzoldt auf dem Weimarer Kunsterziehungstag vorstellte und von denen er so lustig zu erzählen wußte, daß zwar ein Bücherschrank mit Klassikern in ihrem Besitz, daß aber merkwürdigerweise der Schlüssel dazu nicht immer zu finden sei. Die Familie hat es zu einigem Wohlstand gebracht; in ihrer „herrschaftlichen" Wohnung ist das größte und hellste Zimmer natürlich der an allen Werktagen mit heiliger Scheu umgangene „Salon", dessen Fensterseite auch ängstlich von dichten Vorhängen verhüllt wird, damit kein fürwitziger Sonnenstrahl auf all die aufgespeicherten Hausgreuel scheine und die kostbaren Möbelbezüge bleiche. Denn für diese Sippe ist ja der Mensch um der Möbel willen da!

Digitized by Google

Aber die im dauernden Schatten des Nordens liegenden Räume sind noch immer als Schlafzimmer gut genug, und das Badezimmer wird abwechselnd zum Wäscheeinweichen und zum Wäschetrocknen benutzt, weshalb böse Zungen behaupten, die Damen bei Michels wüschen sich nur an den großen Abenden der Bälle und Gesellschaften „auf ausgeschnitten“. Und damit sind wir schon dabei, zu sehen, was die Familie denn eigentlich für Körper- und Gesundheitspflege übrig hat. Der Sohn zwar ist bei allerlei Sport dabei, ob er's aber selber leistet oder ob er's andere machen läßt, das weiß man nicht immer so genau. Und Mutter und Tochter? Von jener hat der unhöfliche Schultze-Naumburg berichtet, daß sie sich mit vierzig Jahren wie ein Frachtkolli müsse in die Straßenbahn verladen lassen. Und diese? Wir dürfen uns nicht täuschen lassen durch die vielen erfreulichen Erscheinungen des modernen Lebens — die Rollschuhkinder, die Rodel- und Nadelbuben und Tennismädel! So sehr auch ein Aufblühen des Lebensgefühls im Turnen und Spiel und Sport der jungen Generation zu verspüren ist, weite Kreise stehen diesen Dingen doch noch völlig verständnislos, ja naserümpfend gegenüber. Wer's nicht glauben will, der lese den nachfolgenden Stundenzettel, auf dem eine „höhere“ Tochter, achtzehn Jahre alt und ohne Beruf, ganz wahrheitsgetreu gebeichtet hat, wie sie die Woche verbringt. Nämlich so:

Schlaf täglich 9 Stunden . . .	63 Std.
Klavierübungen tgl. 3 Std. . . .	18 „
Musikunterricht (Theorie, Geschichte, Ensemble)	16 „
Mittagessen tgl. 1 Std.	7 „
Übrige Mahlzeiten tgl. 1 Std. .	7 „
Französische Konversation . . .	2 „
Malen	2 „
	115 Std.

Übertrag	115 Std.
Lektüre, vor allem Romane . . .	14 „
Hilfe im Hause, Toilette	14 „
Besorgungen, Wege, alles mit Straßenbahn, tgl. 2 Std.	14 „
Konzert, Theater, Kaffeekränzchen	9 „
Chorgesang im Musikverein . .	2 „
Körperliche Übungen	0 „
	168 Std.

Ziehen wir davon das Ergebnis. Im Liegen werden 63 Stunden, im Sitzen 89, im Stehen und Gehen (meist im Hause!) 16 Stunden verbracht. Bleibt hinzuzufügen, daß der Schlaf durch Bälle u. a. etwa 16—20 mal im Jahre verkürzt wird. Für eigentliche körperliche Übung bleibt nichts.

Und woher sollte der Sinn dafür auch kommen, da doch so manche Mutter, die eine strenge Hüterin der „Weiblichkeit“ ihrer Tochter ist, nie in jungen Jahren von der freien Freude des Naturlebens einen Hauch verspürt und das Körperliche immer nur in Zerrbildern gesehen hat? Für dessen ursprüngliche Gestaltung und Entfaltung ist ihr nie Auge und Herz geöffnet worden: so gehört ihr ganzes Sinnen der eleganten Verpackung, dem „schicken“ Auftreten, womit Fräulein Michel, die keinen andern tieferen Lebensinhalt kennt, auf den Mann dressiert wird. Mutter und Tochter schnüren sich also weiter, bald so, bald anders, ziehen die Schleppe durch den Schmutz oder trippeln im Humpelrock, scheiteln das Haar glatt über die Ohren hinab à la Cleo oder frisieren es von der Stirn stolz in die Höhe, indem sie Drahtgestelle à la Cäcilie daruntersschieben, für deren Anpreisung Name und Bildnis der Kronprinzessin herhalten müssen, — alles ganz so, wie Frau Mode befiehlt. Die hat es in ihrer erfinderischen Laune ja sogar schon so weit gebracht, daß sie ihren Sklavinnen radgroße Hüte aufsetzt, an denen bereits die Haarrollen sinnvoll befestigt sind. Wie die

Digitized by Google

berühmten Pejes an den Käppchen überm Kaftan der polnischen Juden.

So ist denn bei der „Dame" dieser gutbürgerlichen „Kultur"-Schicht noch immer der alte „Weiberspruch" in Geltung, in dem einst Nietzsche eine Vertreterin dieses „schönen" Geschlechts sagen ließ: „Wem im Glück ich dankbar bin? Gott, und meiner Schneiderin."

Karl Möller

Nach Poincarés Tode

Gegen diesen großen Toten habe ich eine Unterlassungssünde begangen, die ich heute zum mindesten abschwächen möchte: ich habe unterlassen, von diesem Verlust und seiner Schwere hier zu reden. Allerdings hatte das seine Gründe. Freilich muß es immer möglich sein, kultivierten Geistern den Inhalt eines klaren Philosophems zu vermitteln; aber es geht bei solcher Vermittelung wie beim Besuch des Eifelturms: man kann das oberste Stockwerk nicht betreten, ohne durch die unteren hindurchgegangen zu sein; die Treppe für einen solchen Durchgang aber kann hier nur ein Buch, nie ein Aufsatz sein, denn den Schnellaufzug, der sich „Popularisierung" nennt, verschmäht jeder Denker, der auf sich und seine Leser hält.

Aber Poincaré selbst hat einen ehrenvolleren Weg gewiesen, um die Bedeutung eines großen Mannes auch ohne Bezugnahme auf den eigentlichen Inhalt seines Lebenswerkes dem Gebildeten nahe zu bringen. Schon Schopenhauer hat bemerkt, daß dem Treiben eines jeden großen Geistes eine ganz bestimmte Technik, ein ganz bestimmter Stil zugrunde liege, und Boltzmann hat dies dahin erweitert, daß, wie der Musikverständige seinen Bach und Beethoven sofort durchhöre, so auch der Mathematiker seinen Gauß oder Maxwell sofort durch das „Wie" erkenne, demgemäß er die Probleme in Angriff nimmt. Das sind Gedanken, von denen Poincaré in seinem Buche „Savants et Ecrivains" eine Ausführung gegeben hat, und denen gemäß wir ihn selber auf einen Formtyp bringen möchten.

Poincarés Philosophie ist im eigentlichen Sinne eine französische Philosophie um des willen, weil sie dem Grundmotiv des französischen Philosophierens, dem Skeptizismus, eine neue Ausgestaltung gegeben hat. Diese Behauptung ist zu erklären. Allerdings haben zunächst auch andre moderne Völker — die Engländer etwa in Hume, wir Deutschen in Aenesidem und Maimon — ihre sogenannten Skeptiker, aber diese sind entweder, wie Hume, im Grunde ihres Wesens nur Empiristen, oder aber sie gehören einer ganz andern, weit niedrigeren „Klasse" an, als die französischen. Der Skeptizismus im eigentlichen, im großen Stile ist von den Griechen ganz allein auf die Franzosen übergegangen. Da treffen wir, um vom Mittelalter zu schweigen, am Anfang der modernen französischen Philosophie auf Montaigne, den vielgewandten Weltmann, wie er mit nie fehlendem Scharfsinn ungefähr all das vernichtet, was den Bestand der — namentlich ethischen — Normalüberzeugungen des gemeinen Menschenverstandes ausmacht. — Auf ihn folgt ein Stärkerer. Erlegte Montaigne leichtere Feinde des wissenschaftlichen Denkens mit behutsamem Degen, so richtete Descartes schwerstes Geschütz gegen die Grundfesten der Menschenvernunft überhaupt, gegen die Fähigkeit, Wahrheit zu erkennen, schlechthin. Aber er blieb nicht im Ver-

Digitized by Google

neinen stecken, und dies ist ein eigener Zug, der den französischen Skeptizismus von manchen Zweigen des antiken unterscheidet. Nachdem er die bisherige Erkenntniswelt zerschlagen hatte, fand er die Mittel, sie neuer und zuverlässiger wieder aufzubauen. Von Descartes zu Voltaire ist, dem Inhalt des Philosophierens nach, ein Abstieg, der Eindringlichkeit der Wirkung nach, ein Aufstieg, denn fraglos ist Voltaires religiöser Skeptizismus von einer Wirkung gewesen, wie sonst noch kein skeptisches Werk auf Erden. Auf gleicher Höhe mit den Problemen Descartes' halten sich die Maine de Birans, die für die Literaturgeschichte von der größten Bedeutung sein dürften, und auch schon von Dilthey für diese gestellt, ja zum Teil gelöst worden sind. — Das bislang letzte Glied in dieser erlauchten Ahnenreihe nun ist Poincaré. Der jüngste Vertreter des französischen Skeptizismus ist zugleich auch der kühnste. Während nämlich Descartes nach anfänglichem Zweifel doch zu einer Begründung der Wahrheit gekommen war, greift Poincaré die fertigen Wahrheitsgebilde selber an — dezimiert Poincaré den Inhalt des als schlechthin wahr Erkannten selbst. — Der Begriff der Wissenschaft umspannte für die minder anspruchsvollen Geister vor Poincaré ungefähr all das, was auf den Universitäten gelehrt wird; aber auch die Exaktesten der Exakten hielten die kantische Definition, in aller Wissenschaft werde nur so viel eigentliche Wissenschaft angetroffen, als darin Mathematik angetroffen werden könne, jedenfalls für die letzte und uneinnehmbare Burg in der Festung „Wissenschaft". Was aber ist aus dieser Burg nach dem Angriffe Poincarés geworden! Als erstes Bollwerk ist die euklidische Geometrie gesunken. Schon lange vor Poincaré hatte als erster Gauß den Gedanken einer nicht-euklidischen Geometrie gefaßt, das heißt, die Idee einer Geometrie, in der einerseits der Raum eine Krümmung haben kann, und in der anderseits die Dimensionenzahl nicht gleich drei zu sein braucht. Diese Gebilde hatte man lange Zeit für bloße Kuriositäten gehalten — Poincaré zeigte, daß man sich ihrer genau so gut wie der euklidischen Geometrie zur mathematischen Deutung der Erscheinungswelt bedienen könne. Was macht es dann aber, daß man vielmehr nach euklidischen, statt nach nicht-euklidischen Normen tatsächlich erklärt? Nur ein menschliches-allzumenschliches Kriterium: die euklidische Geometrie ist bequemer als alle anderen. Nach der euklidischen Geometrie sank als eine nächste letzte Wahrheit die klassische Mechanik. Nicht allein, daß man andre Systeme der Mechanik ersinnen kann, die genau die gleiche Erklärungsleistung zeigen — was sind denn auch jene anscheinend so selbstverständlichen Begriffe wie Kraft, Masse, Beschleunigung? Sind das Begriffe, die aus sich verständlich, die einfachen Einsichten gleich zu achten sind? Ach nein, von denen ist immer der eine Begriff durch den andern definiert, sie sind nichts als Koeffizienten, die in den Kalkül einzuführen recht bequem ist. Und werfen wir noch einen hastigen Blick auf die Physik: was bleibt von deren oberstem, allumspannendem und stolzem Gesetz, von dem Satze Robert Mayers „die Energie bleibt konstant"? Was ist Energie? Kein Mensch kann ihr ein andres Prädikat zuerteilen, als dies, daß

Digitized by Google

sie eben konstant bleibt. Dann löst sich der Satz in die Formulierung auf „in allem Geschehen bleibt etwas konstant" — dies aber ist für Poincaré nur eine Tautologie, denn, wenn etwas geschieht, so ist klar, daß etwas in diesem Geschehen sich konstant erhält.

Dies sind einige der Richtlinien des Angriffes, den einer der ersten Meister der exakten Wissenschaft gegen diese selbst gerichtet hat. „Gegen sie?" Das ist wohl falsch ausgedrückt, denn Poincaré hat ja nicht verneint, er hat nur die Arten der Gewißheit auf ihr richtiges Maß zurückführen wollen. Daher ist sein Skeptizismus auch alles andre als unproduktiv, im Gegenteil, er ist einer der mächtigsten Impulse, die allein die Philosophie in den letzten zwanzig Jahren empfangen hat, denn auch von dieser Wissenschaft gilt das Wort „was mich nicht zerbricht, macht mich stärker".

In unsrer Zeit gärt alles, nicht nur im politischen, sozialen, künstlerischen Leben, sondern auch im Gebiet der exakten Wissenschaft. „Spezialfall" heißt hier das schier unheimliche Wort, durch das alles, was bislang ein letztes Gebilde des Erkennens schien, wie euklidische Geometrie, klassische Mechanik usw., auf etwas Übergeordnetes zurückgeführt wird. — Ich wünschte, es wäre mir gelungen, eine ganz schwache Vorstellung von der Natur und Größe des Verlustes zu geben, den die Philosophie unter diesen Umständen durch den vorzeitigen Tod des obersten Richters der Wahrheit, des vornehmsten Wägers der Normen in den exakten Wissenschaften zur gegenwärtigen Zeit erlitten hat.

Friedrich Kuntze

Vom Märchen von heute

Das Märchen ist krank, und das ist kein Wunder bei der Lebensweise, die es jetzt führt. Was war das früher für ein grundsolides, derbes Geschöpf, kräftig im Hassen und ehrlich im Lieben, damals, als es noch des Abends in Bürger- und Bauernhäusern einkehrte und am Kachelofen zwischen Großmutter und Enkeln saß. Heut muß man es in Vortragssälen, Kinderkinos und Theatern suchen, wenn man's mal sehen will. Und wie es sich da aufführt!

Am schlimmsten ist's im Theater. Wer in einem „Weihnachtsmärchen" war, weiß es. Aus dem schönsten Märchen wird ein süßlich sentimentales oder ein albern possenhaftes oder ein grausam nervenerregendes Wesen, oder eins, das von allen diesen Bestandteilen etwas hat. Am bedenklichsten ist, daß die Kinder das, was sie im Märchen oft nur leise angedeutet finden, und was, vor allem, hier durch die Phantasie des Kindes selbst geht und somit nur bringen kann, was kindlich ist, bei der Aufführung in nacktester Brutalität vor sich sehen. Der Ursprung unsrer Märchen erklärt es, daß da und dort Anschauungen und Vorgänge zur Darstellung kommen, die dem Fühlen sogar des Erwachsenen von heute fast peinlich sind. Nun läßt man ein solches Kind — ich könnte mit Beispielen dienen! — etwa die Todesangst Schneewittchens mit aller Verkörperungskraft der Bühne miterleben! Dramatische Bearbeitungen von Märchen — ausgenommen natürlich die von den Kindern selbst am Kasperl- oder am Schattentheater aufgeführten — widersprechen dem Wesen des Märchens und sind bedenklich, oft gefährlich.

Weniger schlimm, doch noch

Digitized by Google

schlimm genug, sind oft die Märchenabende. Der Dürerbund hat Lichtbilder zu Märchen angeschafft und verleiht sie für „Märchenabende“. Er tut recht daran. Überall, wo das Märchen in Gefahr ist vergessen zu werden, wo minderwertige Kinderunterhaltung bekämpft werden muß, da sind Märchenabende am Platze. Aber zweifellos: „ideal“ ist die Sache nicht. Schon, daß Hunderte von Kindern Zuhörer sind, ist für die Wirkung vieler Märchen vom Übel. Der große Vortragssaal mit seinem grellen Lichterschein und dem erregten Stimmengewirr vor der Aufführung, mit der Verdunkelung während ihr, die Stimme des Erzählers, die, um in dem großen Raume überall verständlich zu sein, kaum den schlichten Erzählerton festhalten kann — all das tut weiteren Abbruch. Ganz zu schweigen von jenen nicht seltenen Märchenerzählern und -erzählerinnen, die „das Märchenerzählen zur Kunst erheben“, das heißt oft: mit dramatischen Künsteleien und theatralischen Mätzchen aufwarten. Auch die Lichtbilder bei den Märchenabenden — zum mindesten die übliche Art der Verwendung — freut mich nicht. Mag sein, daß sie jetzt nötig sind, um anzulocken, aber um des Märchens und um unsrer Kinder willen tut mir das leid. Traut ihr denn der Phantasie unsrer Kinder so wenig zu, daß ihr alles und alles „veranschaulichen“ müßt, körperlich veranschaulichen, durchs Bild auf der Leinwand, meine ich, nicht nur geistig, durch die Phantasie? Landschaft und Handlung sich selbst „auszumalen“ und so aus Eigenem das Schönste hinzu zu tun — war's nicht eben das, was dem Märchen mit den Hauptwert gab? Dazu kommt, daß bei den Kindern, wenn sie die ziemlich schnell wechselnden Lichtbilder betrachten sollen und wollen und gleichzeitig der fortschreitenden Erzählung folgen möchten, eine Zerrissenheit des Bewußtseins eintreten kann, die nur vom Übel ist.

Und endlich: man glaube um Himmels willen nicht, daß man den Kindern einen Dienst erweist, wenn man eine recht große Zahl von Märchen bietet. Ein Kind, das ein Märchen liebt, will's immer und immer wieder hören, weil seine Phantasie im Verkehr mit seinen Geschöpfen sich nicht satt tun kann. Eine vernünftige Großmutter erzählte denn auch nur eines, manchmal zwei, höchstens drei. Mehr sollten's auch bei unsern Veranstaltungen keinesfalls sein. Man wende nicht ein, daß damit der Abend nicht „gefüllt“ werde. Wenn man zwischen die Märchen ein Lied, das den Gedanken des erzählten Märchens fortspinnt, eine oder einige im gleichen Gedankenkreise liegenden Vorträge einschiebt, wenn man nach der Erzählung ein paar gute Lichtbilder (wenn es sein muß, nun auch solche mit Szenen aus den vorgetragenen Märchen) vorführen läßt, so dient das am besten dem kindlichen Geiste, der Abwechslung, und unserm Ziele, das innere Sammlung verlangt.

Das Ideal aber wäre es, wenn wir das Märchen von seinem lockern Leben in Kino, Theater und Unterhaltungssaal wieder in den engen Kreis der Familie bringen könnten, zu der auch Nachbars Kinder gehören. Dort wird es zweifellos stets seine größte Wirkung ausüben. Dafür brauchen wir freilich Leute, die es liebend zurückführen und pflegen. Das können im allgemeinen nur unsre deutschen Mütter sein. Wie wär's, wenn wir Märchenabende statt

Digitized by Google

für Kinder — für Mütter und Jungfrauen einrichteten, Abende, in denen ihnen die Märchen und andere Volksdichtungen (wie Rätsel und Kinderreime) wieder nahe gebracht würden, damit sie in den Familien Pflegerinnen dieses edlen Erbes würden, das sie selbst guten Teils nicht mehr kennen? Vor allem aber sollten die oberen Mädchenklassen der Schulen das Märchenerzählen pflegen! Sicher: kein Mädchen verläßt die Schule, das nicht ein, vielleicht zwei oder drei Märchenbücher durchgelesen hat. Aber sicher auch: halbwegs gut erzählen kann wohl unter fünfzig Schülerinnen kaum eine ein Märchen. Schon fangen die Kinder an zu staunen, wenn man ihnen sagt, daß Märchen eigentlich zum Erzählen, nicht zum Lesen da seien. Soll das so bleiben?

Bis es besser wird, wollen wir die Märchenabende in vernünftiger Form kräftig unterstützen. Voraussetzungen sind: 1) Darbietung einer geringen Zahl von Märchen, womöglich ohne Bilder, sicher aber nur mit durchaus guten, die nach der Erzählung vorgeführt werden, 2) ganz schlichte, nur dem Märchen, nicht äußerer Wirkung dienende Vortragsweise. W. Ulbricht

Praktische Erziehung zum Staatsbürger —

so könnte man den Inhalt der Arbeit bezeichnen, die das Hamburger Volksheim seit nunmehr elf Jahren leistet. Der Jahresbericht, den es soeben herausgibt, spricht denn auch diesmal besonders von der Frage der staatsbürgerlichen Erziehung. Heinz Marr fordert andre Grundlagen für sie, tiefere, als die sind, auf denen man sie zumeist aufbauen möchte. Er spricht von den persönlich-sittlichen Wurzeln der Vaterlandsliebe. „Was wir uns selbst in unsern besten Stunden innig wünschen: die Herrschaft des Geistes über den blinden Trieb, die Erhebung des Denkens über ein egozentrisches Begehren, das nur den kurzfristigen Nutzen, nicht aber die weiten Zusammenhänge und Verantwortungen unseres Tuns überschaut — dies alles führt unmittelbar an die Quellen der Vaterlandsliebe!“ Marr wendet sich besonders scharf gegen jene äußerlich-materialistische Auffassung von Staat und Vaterland, die sich „realistisch“ nennt und aus lauter „Wirklichkeitssinn“ nicht einmal den Weg von einer Klasse zur andern findet; die „reale Notwendigkeiten“ wie die Zerklüftung unseres Volkes als „Selbstverständlichkeiten“ hinnimmt, erhaben über jede moralische Einwendung, und es als Bedingung des „entschiedenen“ Patriotismus ansieht: daß Millionen, die zum Fleisch und Blut unseres Volkes gehören, gleich geschworenen Feinden des Vaterlandes zu bekämpfen seien. Weite Kreise unsres Volkes haben das Gefühl für den Zusammenhang von Charakter und Staatskunst verloren: so „realistisch“ sind sie geworden. Hier kann nur eine Erziehung zur Gemeinschaft, zur Fähigkeit, unter Gegensätzen das Einigende zu erkennen und festzuhalten, helfen. Fritz von Borstel, Hermann Dorn und Detlef Hildebrandt sprechen in ähnlichem Sinne. Deutlicher aber als die theoretischen Erörterungen zeigen die Berichte über die praktische Arbeit im Volksheim: wie unmittelbar und vorbildlich hier der Erziehung zu jenem nicht in Parteigrenzen befangenen staatsbürgerlichen Empfinden gedient wird, das einstweilen nur in verhältnismäßig engen Kreisen des deutschen Volkes rein lebt, das aber, wenn nicht alle Anzeichen trügen, doch beginnt, tiefer und weiter zu dringen.

Digitized by Google

Vom „Berliner Tageblatt“ und der Wahrheit

Unsre neuen Leser wissen vielleicht noch nicht, daß kürzlich hier im Kunstwart eine öffentliche „Aussprache mit Juden“ stattgefunden hat, mit dem Zweck, Juden und Nichtjuden in ruhiger Weise ihr Denken und ihre Beschwerden gegenseitig kennen zu lehren. Sie war von einem Juden angeregt, eingeleitet und beschlossen und gab in der Mehrzahl Juden und, zur Beleuchtung auch dieses Standpunkts, nur einem einzigen Antisemiten das Wort. Der jüdische Hauptsprecher, Herr Dr. Moritz Goldstein, beurteilte das Ergebnis so: „Es drängt mich, Ihnen meinen Dank, und, wenn Sie das einem viel Jüngeren gestatten wollen, meine Anerkennung auszusprechen für Ihre ausführliche, tiefdringende, ruhige, höchst gerechte und durchaus offene Behandlung des schwierigen Problems. Mit diesem Ihrem vorläufig abschließenden Aufsatze ist die ganze Serie der Erörterungen, wie ich glaube, wirklich zu einem bedeutenden Dokument geworden, das seine Wirkung üben muß, und ich bin überzeugt, daß die künftigen Debatten durch den Ton Ihrer Ausführungen ein für alle Mal auf ein würdiges Niveau gehoben worden sind.“

Aber Dr. Goldstein und die andern jüdischen Kunstwartmitarbeiter kannten ihre Beschützer nicht. Siehe, es meldete sich der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus“ durch den Abgeordneten Gothein. Gegen den einzigen Vertreter des Antisemitismus unter den Sprechern bei uns sandte er mir eine Entgegnung, die außer dem Sachlichen drei persönliche Injurien gegen diesen enthielt. Ich erklärte mich zur Aufnahme der Entgegnung schon in meinem ersten Briefe bereit, wenn die persönlichen Herabsetzungen wegblieben, da ich gewillt sei, den Ton dieser Aussprache vornehm und sachlich zu halten. Daraufhin veröffentlicht Gothein im „Berliner Tageblatt“ die „Konstatierung“, „daß der Kunstwart in seine Spalten die unerhörtesten Beleidigungen des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus, seiner Leiter und Mitglieder aufgenommen hat und es ablehnt, die gebührende Kennzeichnung dieser Angriffe aufzunehmen“. „Gebührend kennzeichnen“ heißt also: den Andersdenkenden persönlich beschimpfen, — wenn das verwehrt wird, ja, dann hilft's eben nichts: dann darf man ja überhaupt nicht mehr reden!

Und was machen Mosses junge Leute? Sie machen um Gothein herum einen großen Artikel: „»Vornehmer« Antisemitismus“, und in dem steht zu lesen: der Kunstwart „behauptet in der Judenfrage einen ganz objektiven Standpunkt zu besitzen“. Aber der von ihm, tageblattdeutsch zu reden, „besessene Standpunkt“ „hindert ihn nicht, notorische Antisemiten in seiner Zeitschrift schreiben zu lassen“. „Avenarius hatte den (Antisemiten-) Artikel ohne jede Einschränkung aufgenommen und lehnte später sogar eine Richtigstellung ab.“ Kein Wort davon, daß der Antisemiten-Aufsatz in einer von Juden eingeleiteten, in weit überwiegender Mehrzahl von Juden geführten, und im Schlußwort von einem Juden beschlossenen Sprechsaaldebatte erschienen war, kein Wort davon, daß die Kunstwartredaktion ausdrücklich erklärt hatte, sie teile den Standpunkt keines der Redner, kein Wort davon, daß sie ihren eigenen durchaus nicht

Digitized by Google

antisemitischen Standpunkt in einem langen Leitaufsatze dargelegt hatte, kein Wort davon, daß ich mich bereit erklärt hatte, auch die Gotheinsche Erwiderung zu bringen, sobald die persönlichen Beleidigungen gegen den Gegner gestrichen würden!

Der Unsinn im „Berliner Tageblatt" kann auf dreierlei Weise erklärt werden. Durch erstaunliche Leichtfertigkeit, weil es sich nicht informiert hatte, durch erstaunliche Dummheit, weil es das Vorgehen der Juden und Nichtjuden im Kunstwart nicht versteht, oder durch erstaunliche Verlogenheit. Vielleicht teilt es mal mit, für welche der drei Möglichkeiten es seinerseits plädiert. Ich bin gern bereit, ihm mit weiterem Material aufzuwarten. A

Kleinere Kunstwart-Neuerungen

Schon äußerlich zeigt dieses Heft sich etwas anders als seine Vorgänger. Mit der Namenserweiterung „Kunstwart und Kulturwart" ist nur mehr eine Tatsache festgestellt, die schon seit drei Jahren gilt. Auch daß die Umschlagfarben verändert sind, besagt nichts Wesentliches. Man fand die früheren wohl gut gestimmt und vornehm, aber ein wenig zu „düster". Jetzt soll der Kunstwart wärmer, freundlicher werden, schon im Ausschauen. Fällt uns eine noch hübschere Farbenwirkung ein, so werden wir ruhig nochmals ändern.

Aber auch „innerlich" zeigt der Kunstwart einiges Neue. Man hat sich des öftern darüber beklagt, daß grundsätzliche Erörterungen, aus denen andre Zeitschriften wohl gar Leitaufsätze machten, bei uns in der „Rundschau" sich sozusagen versteckten. Wir versuchen es nun, sie dadurch mehr zu Ehren zu bringen, daß wir sie weiter vorn selbständig einhergehen lassen. Versuchen es — es sind allerlei Haken dabei; hängen sich Mißstände daran, so müssen wir's wieder aufgeben.

Die bisherige „Rundschau" erhält dadurch einen andern Charakter. Was sie fortan bringen wird, deutet wohl leidlich die neue Überschrift an: „Vom Heute fürs Morgen".

Die „Losen Blätter" dieses Heftes sind kürzer als im Durchschnitt, obgleich Heft 1 als Probeheft verbreitet wird. Obgleich — und weil: es lag uns daran, den Lesern auf möglichst vielen Gebieten unsre Stellung anzudeuten. Der Inhalt der „Losen Blätter" ist diesmal auch mit Absicht leicht gehalten. Dafür bekommen die anspruchsvolleren der Leser mit dem nächsten Heft vielleicht das Bedeutendste vorgesetzt, was ihnen die deutsche Literatur an noch Ungedrucktem bieten kann: eine ganz neue Dichtung in größerem Stil von Karl Spitteler.

Eins noch hinsichtlich der Bilder. Wir werden womöglich in noch höherem Grade als bisher darauf halten, den Heften nicht nur „Bilder" beizugeben, sondern wirkliche Kunstblätter. Es ist ja bekannt, daß der Kunstwart schon jetzt Bilder auch in so edeln Techniken mitgibt, wie kein ähnliches Blatt das tun kann. Wir bitten die neuen Leser freundlich, auf diesen Punkt ein wenig zu achten. Den üblichen „Buntrappel" der billigen „effektvollen" Farbenautotypien, die zum Herunterkommen des Geschmacks wacker, aber auf allgemeines Verlangen mithelfen, wollen wir für unsern Hausgebrauch nach aller Möglichkeit beschränken.

Digitized by Google

Geschmack

Wo es ernst wird mit dem sittlichen Kampfe des Lebens, da ist das vornehm lächelnde Geschmacksurteil viel zu kühl und gelassen, um sich von dem bequemen Fauteuil des nur ästhetisch interessierten Zuschauers mitten hineinzustürzen in den Wogenschwall der Leidenschaften, da gilt es statt ästhetischen Beifalls und Mißfallens tiefgefühlte Neigung und Abneigung, Liebe und Haß, sehnsüchtiges Ergreifen und inneren Abscheu. Für den bloßen Geschmack wird der Weltprozeß notwendig zur Theatervorstellung und das eigene Leben zur gefühlvoll gespielten Rolle; die wahre und reale Beteiligung ergibt nur das Einsetzen des Gemütes, welches echtes und tiefes Gefühl statt ästhetischer Anempfindung herzubringt. Die Teilnahme des Geschmacks an dem vorgeführten Schauspiel bleibt immer nur ein mittelbares ästhetisches Interesse am künstlerischen Schein; erst das Gemüt ermöglicht eine wahrhafte und unmittelbare Herzensbeteiligung an der Realität des Lebens. E. v. Hartmann

Unsre Bilder und Noten

Wir bitten die Leser, zunächst das Doppelblatt aufzuschlagen, den vielfarbigen Steindruck, den sie hinterm Texte finden, eine Nachbildung von Wolfgang Müllers „Sehnsucht des Jünglings“.* Als ich diesem Bild auf der Ausstellung begegnete und es gar nicht besonders beachtet fand, ich bekenne, da hatte ich das Gefühl: wie sind wir doch eigentlich heruntergekommen! Sehen wir denn nur noch impressionistische Werte, daß ein Bild von solcher Innerlichkeit des phantastischen Schauens und der großen Empfindung kaum auffällt? — Im zartesten Nebeldufte die See, daß am Horizont Meer und Himmel in Eins gehn, in die große heilige Einheit der Welt, die doppeltbesonnte und doch nur von einem Lichtquell besonnte, von einem Born des Erhabenen, um den die Wolkenscharen wie Engelheere in Anbetung stehn.

Ein Künstler, den wir auch besonders schätzen, obgleich er mit seinen Bildern vielleicht nicht immer die Höhe der Malkunst erreicht, ist Alfred Bachmann. Auch er sieht nicht nur mit den Augen, er hat, was auch unter den Meermalern ganz und gar nicht viele haben: das Gefühl des Meeres, insbesondere des nordischen Meeres. Es ist nicht nur ein schönes Spiel von Hell und Dunkel, es ist auch nicht nur Wasser, Stein, Eis, Luft und Wolke, was wir hier sehn. Sondern ist die nordische Insel mit ihrer Einsamkeit, mit ihrer Erhabenheit — mit ihrer Poesie.

* Ich meinte, das müsse auch ein Bild fürs deutsche Haus sein. Deshalb habe ich es noch in weit größerem Formate (37×38 cm) als Vorzugsdruck des Kunstwarts nachbilden lassen. Auf diesem großen Druck ist auch der vom Künstler selbst gestaltete Rahmen mit wiedergegeben. Wer's in die Mappe legen will, wird ihn vielleicht gern sehn — es bleibt ihm ja unbenommen, das abzuschneiden und das Bild auf eine weiße Fläche zu heften, was ihm sehr wohl tut. Wer's einrahmen lassen will, hat eine Andeutung über den passenden Rahmen dabei. Das große Blatt kostet unaufgezogen 2 Mark, auf weißen Büttenkarton aufgelegt 2.50 Mark.

Digitized by Google

Die Mühle im Walde, die uns die schöne Radierung von Héroux zeigt, ist nicht die gewöhnliche Mühle aus der Müllerliederzeit der deutschen Romantik. Es spukt um sie herum von Geistern, die, als sie noch in Körpern irdisch wandelten, in dem Raume droben zu tun gehabt haben mögen, zu dem die Treppe hinaufführt, die man wohl nicht den Mehlsäcken zulieb so stattlich gebaut hat. Héroux hat allerhand von diesem Spuk aufgefangen und auf den Rand seiner Erstdrucke gebannt. Die Betrachter verstehen: sie haben die Mühle der Marie Antoinette in Versailles vor sich.

Die Zeichnung von Julius Diez „Junger Herkules" ist, wie die zweite von Liebermann dem noch nicht ausgegebenen Heyderschen „Kunst und Leben" für 1913 entnommen. Sie gibt nichts als ein fröhliches Federspiel: das Motiv ist nebensächlich, das Zeichnerische ist alles. Noch in höherem Maße, als etwa bei einer gezeichneten Aktstudie: ob man sich auch daran freue, wie stramm das Riesenbürschlein unter seiner Last marschiert, die Hauptfreude ist doch die, wie stramm ihm wie der Maske die Striche sitzen: nicht die Naturwiedergabe als solche, sondern das Nervenleben im Zeichenstrich.

Ganz andrer Art ist dieses Zeichenstrichleben bei Max Liebermanns Amsterdamer Gassenbild. Bei Diez Striche wie Schläge, hier Striche wie ein Gekribbel. Aber gerade dadurch wird nicht nur der Eindruck des Menschengewirrs räumlich angedeutet, sondern überträgt sich auf uns auch das Gefühl des Zeichners für die Bewegung der kleinen Szene. Fühlen wir das erst, so wird dieses Meisterwerkchen bis zu erstaunlichem Genusse lebendig.

Vor dem Heft kommt ein Grußmädchen daher nach einem Schattenschnitt von Karl Fröhlich aus meiner Sammlung, oder vielmehr: der Dürerbund kommt mit ihm daher, denn heut muß sich schon hinter die Jugend stecken, wer was erreichen will, und dieser zierlichen Kleinen großer Altersgenosse will ja zu seinem zehnjährigen Geburtstag vom Leser etwas erreichen. An dem Dinglein selbst freut mich die meisterliche Projektion alles Bezeichnenden aus dem Vollbildlichen ins Profil und dann das durchaus Individuelle des Persönchens, das offensichtlich Bildnis ist. A.

Der Bebauungsplan, die Grundrisse und Straßenansichten gehören zu dem Beitrage „Vom Kleinhaus in Großberlin"; sie geben einerseits für den sich näher interessierenden Leser einiges „Technische" und sollen anderseits für die gute architektonische Gestaltung der Bauten Zeugnis ablegen.

Unsre Notenbeilage bringt zur feierlichen Eröffnung des Jahrgangs den Anfang der nachgelassenen Neunten Symphonie Anton Bruckners in D-moll nach dem in der Universal-Edition erschienenen, von Ferdinand Löwe besorgten Klavierauszug. Aus dem geheimnisvoll erregten Tremolo lassen die Hörner einen bedeutsamen Ruf ertönen („Merkt auf!"), den Trompeten und Pauken alsbald wiederholen. Ein kurzes Diminuendo der Rufe, und es steigt in den Hörnern ein breites, leidenschaftlich modulierendes Thema auf. Ein kurzer, gangartiger, zart sich steigernder Dialog der Geigen und Oboen, der sich allmählich schwungvoll belebt, in Oktavensprüngen kadenziert und in eine zweite lyrische Pianoepisode einlenkt, bis aus deren rasch und breit kreszendierender,

Digitized by Google

drängender Fortsetzung bei Tempo I das eigentliche, erste Thema gigantisch, in riesenhaften Oktaven und heftigen Triolen niederschmettert. Neues Tremolo. In demütigem Schauern — Pizzikatogänge der einander ablösenden Holzbläser — beugt sich der Erdenwurm vor der Majestät des Göttlichen. Modulation nach E, und mit lieblichem Gesange heben die Violinen das Seitenthema, das Lied von Menschenlust und Menschenleid an. Unser Stück endet mit dem Beschluß der ersten Themengruppe. — Bruckners „Neunte" ist zu Anfang der neunziger Jahre komponiert worden, ein erstaunliches Alterswerk des nahezu siebzigjährigen Meisters. Welcher Reichtum, welche Originalität noch der Erfindung! Der erste Satz singt noch immer in blühender Kraft von Erdenleiden und Freuden, von dem großen Schicksal, das uns niederzwingt. Der zweite sprüht als ein göttlich-neckischer Sommernachtstraum vorüber und erst im dritten beginnt mit tiefen Seufzern der „Abschied vom Leben". Der lange, schwere Abschied eines Mannes, der viel im Leben gelitten, und der sich doch tief innerlich „die Freud an der Welt" bewahrt hat, an die er sich mit allen Fasern geklammert fühlt. Es bedarf starker, seelischer Kämpfe, bevor sich das Gemüt des Tondichters zu dem resignierten, ernstheiteren E-dur durchringt! Ein vierter Satz war geplant, doch entsank dem müden Meister die Notenfeder. Aber es ist gar nicht nötig zu dem verzweifelten Mittel zu greifen, das Bruckner vorschlug, statt des Finale sein „Tedeum" aufzuführen. Das Werk ergreift viel mehr wie es ist. Wir empfinden es gar nicht als Torso. Hier hat das Schicksal, als es sein Halt gebot, einmal nicht unglücklich mitkomponiert.

Den Beschluß macht eine Probe aus H. W. von Waltershausens „Oberst Chabert", einer bemerkenswerten neueren Oper, die in Berlin erfolgreiche Aufführungen erlebte und hier bereits ausgeführter (XXV, 16) besprochen ist. Chaberts Gattin hat dem unerwartet Heimgekehrten soeben ihr „Ich liebe dich nicht" entgegengeschleudert. Wie vernichtet starrt er vor sich hin. Das Gespensterhafte seines Daseins kommt ihm zum Bewußtsein (vom dumpf schleichenden Orchester charakterisiert). In jähem Entschluß reift der Plan zum Selbstmord. Der musikalische Ausdruck ist ganz aufs Pathetische gestellt, der deklamatorische waltet vor; die thematische Verarbeitung übernimmt das Orchester. Gegen den Schluß klingt die Marseillaise in die Erinnerungen des napoleonischen Kriegshelden. Sind die rein musikalischen Werte auch nicht beträchtlich, so spricht doch die Treffsicherheit des Ausdrucks und der echt bühnengemäße Stil für eine starke, mehr auf das Realistische als auf das Romantische gerichtete Begabung.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

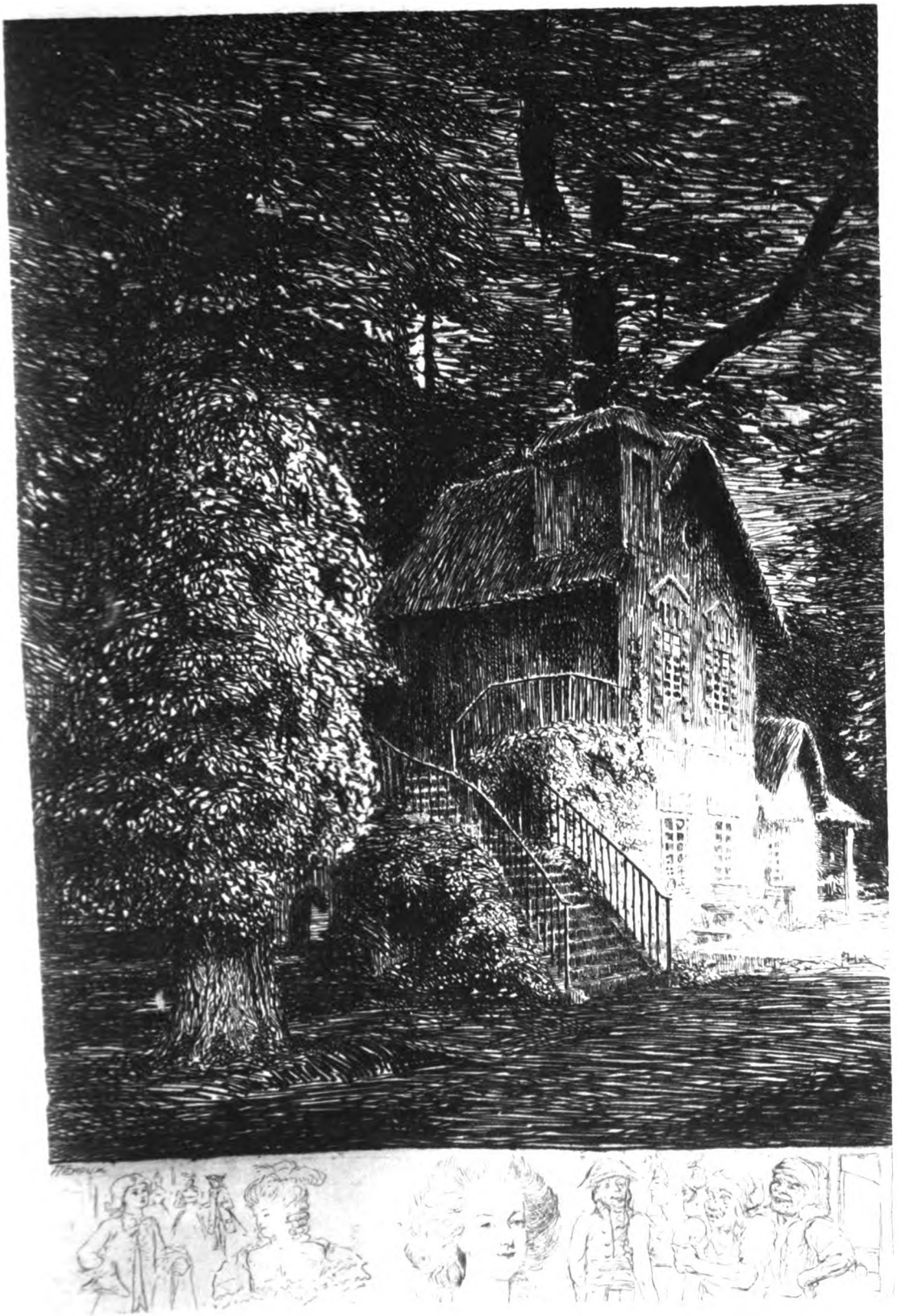
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google



Aus dem Kunstwart

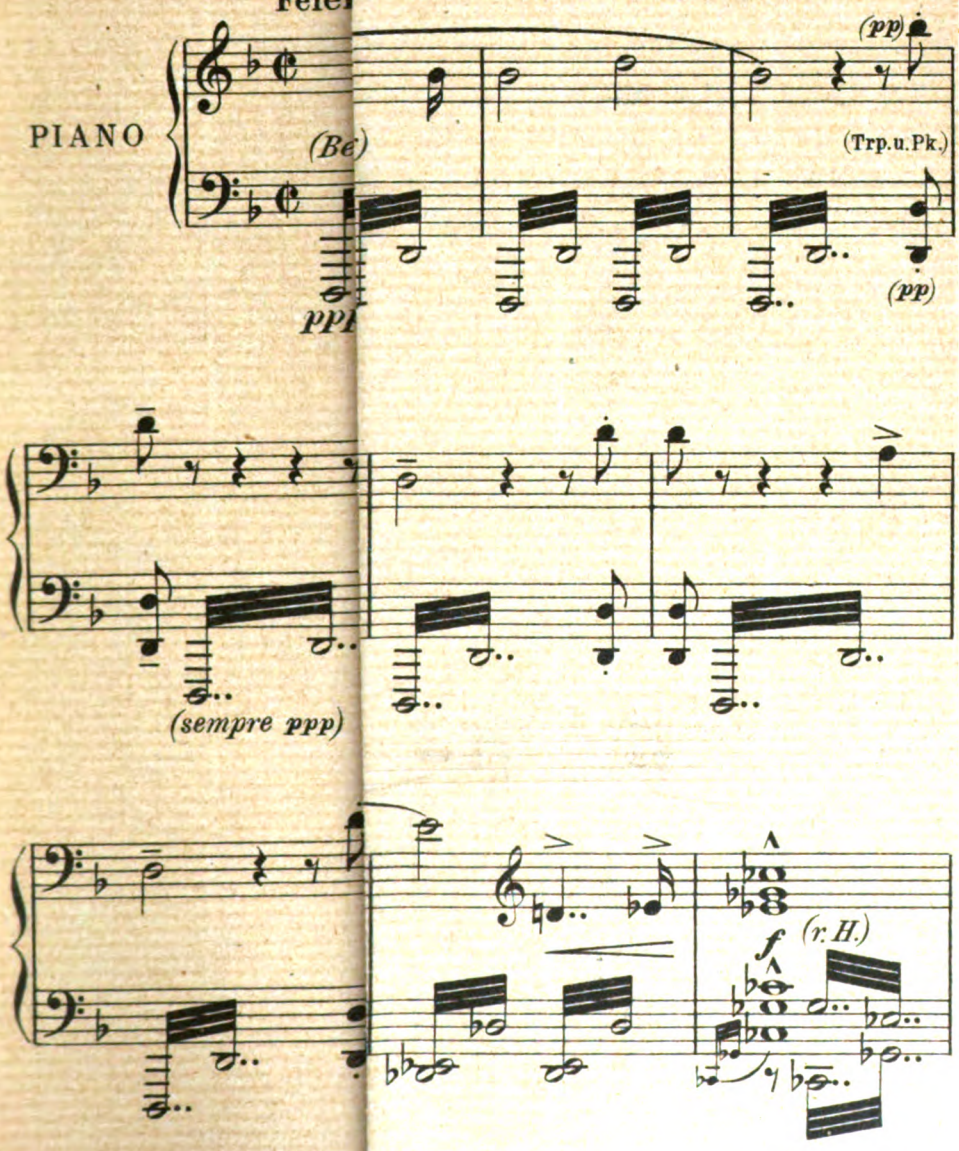
Digitized by Google

Digitized by Google

...CKNER NEUNTE SYMPHONIE

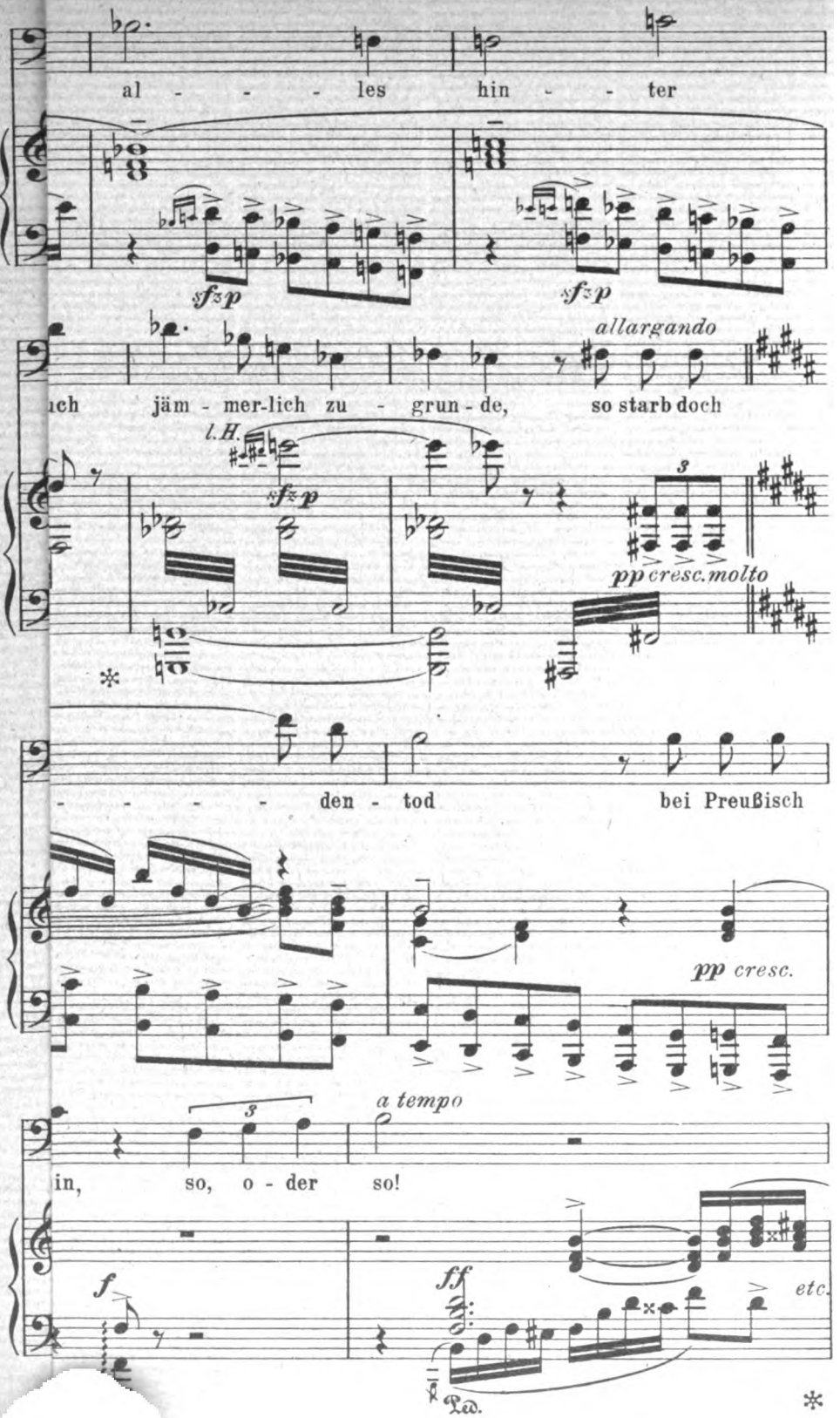
Für Klavier zu zwei Händen von
Ferdinand Löwe

Feier...



Mit besonderer Erlaubnis des Verlag...

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Rudolf Dührkoop, Hamburg-Berlin

AUS DEM KUNSTWART

Carl Spitteler

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Oktoberheft 1912 Heft 2

Schauspieler vor die Front!

Ich glaube nicht an die künstlerische Vollwertigkeit unsrer Zeit, und die Schauspielerei gibt mir vielleicht den unverhülltesten Beweis, weil Stoff und Form hier nicht nur in eins verschmelzen, sondern sogar in dem lebendigen Künstler selbst. Die künstlerischen Schwächen werden offenbar wie ein Schönheitsfehler am nackten Menschen. Des Dichters Stoff ist der Mensch, und er formt ihn zum Menschen; für den Schauspieler ist diese Form wiederum der Stoff, den er mit Hilfe seines eignen Menschen in eine neue Form bringt. Zwei künstlerische Prozesse also wirken zusammen zu einer künstlerischen Leistung, zwei künstlerische Persönlichkeiten sollen einander steigern zu doppelter Lebendigkeit der Illusion. Wir empfangen die Eindrücke auf dem geradesten Wege; nicht übers Papier, die Leinwand, den Marmor weg, sondern gewissermaßen durch die Eigenschaften des Marconitelegraphen, durch direkte Strahlungen gleich organisierter Herde.

Wo geschieht aber heute die geforderte Steigerung? Nur dort, wo die dichterische Unterlage so fadenscheinig ist, daß jeder Schauspieler sie an Lebenskraft übertrifft; er macht schon ein brauchbares Gewebe daraus, wenn er die in seine derben Hände nimmt. Bei Dichtern aber vom Range Schönherrs („Erde“), Schnitzlers („Einsamer Weg“), Gerhart Hauptmanns („Gabriel Schillings Flucht“) ist unter den heutigen Talentverhältnissen auf der Durchschnittsbühne von einer Steigerung des literarischen Eindrucks keine Rede; unser Schauspielerbestand bringt kaum an den guten ständigen Theatern eine der Dichtung gleichwertige Vorstellung zustande.

Fast unbegreiflicherweise aber legen wir an die Schauspielerei ganz andere Maßstäbe an. Sie soll nicht nur den zeitgenössischen und vaterländischen Dichtern Genüge tun, sondern gleichzeitig den Dramatikern aller Zeiten und Nationen. Und verlangen wir auch nicht, daß unser Ödipus im Kothurn und der Gigantenmaske auftrete, so verlangen wir doch vom Schauspieler unsrer Tage höhere und reichere Kräfte als vom Dichter unsrer Tage. Niemand wird es Gerhart Hauptmann als Fehler anrechnen, daß er kein Drama von der Leidenschaftlichkeit und der Struktur des Shakespereschen Macbeth geschrieben hat. Noch weniger wird es einem Kritiker einfallen, Hans Thomas Landschaften durch den Hinweis auf Michelangelos „Jüngstes Gericht“ zu verkleinern. Aus des modernen Schauspielers Munde aber soll auf Befehl des Publikums der Atem des Aschylus dampfen, unter seinem Schritte die Welt Guiskards des Normannen erzittern.

Freilich liegt dieser Forderung der Zeitlosigkeit, der Herrschaft über alle Stile und der unbegrenzten Ausdehnungsmöglichkeit eine scheinbar vernünftige Annahme zugrunde. Die Welt glaubt, der Schauspieler reproduziere nur wie der Rubens- und Rembrandt-Kopist im Museum. Aber erstens gibt es auch unter diesen Kopisten sehr einseitige Leute, die nicht von Original zu Original springen

Digitized by Google

können, und zweitens ist das gedruckte Wort, das der Schauspieler vorfindet, eben doch von geringerer Sinnlichkeit als ein Gemälde, besonders weil des Schauspielers Kunst sich an das äußere Auge und Ohr der Menge wenden soll, während der Dichter nur zu der inneren Vorstellung des Schauspielers spricht. Weder der Protagonist des Sophokles, noch Burbadge, des Shakesperetheaters Charakteristiker, hatten ein Rollenrepertoire zu bewältigen wie der erste Held und Liebhaber des neugegründeten Stadttheaters in Duisburg.

Aber gerade weil man den Vertretern der schauspielerischen Kunstübung so unbillige Lasten auferlegt, unter denen sie zusammenbrechen müssen, lassen sich an ihnen künstlerische Mängel leichter nachweisen als an Dichtern, Musikern, Malern, Bildhauern, die, wenn sie klug sind und ihre Grenzen erkannt haben, uns durch technische Virtuosität über die Armut ihrer gestaltenden Fähigkeiten leicht wegtäuschen können.

Daß die gestaltende Kraft unsrer Schauspieler im allgemeinen nicht für die besten dichterischen Produktionen unsrer Tage ausreicht, wie ich behauptet habe, zeigt sich am deutlichsten an den großen Dramen der vergangenen Jahrhunderte, die sie auch darstellen sollen. Denn wir haben zwar plastische Erinnerungen an frühere Schauspieler, die in den Klassikern stärker wirkten als die gegenwärtigen, aber für die Darstellungen moderner Stücke fehlen uns die Vergleiche. Deshalb nennen wir nur allzu leicht Aufführungen zeitgenössischer Dramen unübertrefflich und finden den Punkt nicht, aus dem heraus sich die Mängel unsrer Schauspielkunst und vielleicht unsrer gegenwärtigen Kunst überhaupt erklären. Der gute Regisseur merkt die Abstände wohl, die zwischen Schönherrs altem Bauern Grutz und der durchschnittlichen schauspielerischen Verkörperung dieser Gestalt bestehen; das Publikum aber ist eher geneigt den Dichter anzuklagen als den Bühnendarsteller. Handelt sich's dagegen um König Lear oder Wallenstein, so wendet sich der unbefriedigte Zuschauer nicht gegen Shakespere und Schiller, sondern gegen den Schauspieler. Mit viel Recht, aber auch etwas Unrecht: der Schauspieler unsrer Tage ist leider wirklich der großen Gestaltungskraft und des dämonischen Temperaments verlustig gegangen, aber man darf auch billigerweise von ihm nicht gewaltige Charaktere erwarten, die aus dem Schoße einer ganz anderen — sei es künstlerischträchtigen, sei es sozial-primitiven — Zeit gewachsen sind.

Jede Zeit hat ihr Helden- und Abenteurertum. Und zu jeder großen Kunst gehören Helden oder mindestens Abenteurer. Sie bedürfen nicht des Schießpulvers und des geschliffenen Schwertes, aber einer unerhörten Standhaftigkeit und eines Glaubens, der märtyrerfest ist. Die Biographien der Künstler sagen genug darüber aus, auch derjenigen, die im allgemeinen für glücklich und weichgebettet gelten wie Goethe. Bei den Schauspielern, unter denen auch Helden wie die Neuberin, Schröder, Ekhof, Seydelmann gewesen sind — von den stillen gar nicht zu reden, die ganz ohne Preis und Nachruhm gerungen haben —, scheint schon die Abenteurerlust als Charakteristikum der Bedeutsamkeit zu genügen. Das Weglaufen von daheim, die

Digitized by Google

Kämpfe um die Rollen und die Vorherrschaft, das fortwährende Experimentieren in den verschiedenen Schauspielfächern, die Flucht von dem Orte, den der Komödiant durch sein Können erobert hatte, das Aufsuchen neuer Schwierigkeiten und der Widerstand gegen allerlei lebenverlängernde Beschränkungen — das gehörte, wie ein halbes Dutzend Perücken und eine Zigarrenkiste voll Schminkreste, zum Reisegut des dramatischen Zigeuners. Bei vollem Hause gab's da trotz leerem Magen künstlerische Entladungen, in denen die starke Leidenschaftlichkeit des Ausgestoßenen und die Pracht einer unbürgerlichen Phantasie, von des Dichters Worten gebändigt und zur Gestalt gezwungen, in verzehrender Flamme aufloderten.

Unsre heutige Schauspielerschaft ist aber bettelarm an Helden und Abenteurern. Sie strebt der Beamtenruhe zu, und nicht erst, was wohl zu billigen wäre, wenn sie den Gipfelpunkt ihrer Ausdrucksmöglichkeiten erreicht hat, sondern gleich von vornherein. Frisch von der Theaterschule weg will der junge Bursch gleich in eine pensionsfähige Stellung, anstatt in kleinen Verhältnissen bei Wasser und Brot die Flügel am Don Carlos, Othello und Franz Moor zu prüfen. Scheinbar triftige Gründe finden sich dafür: er will nicht „verschmieren", d. h. nicht liederlich arbeiten und seine Gesundheit nicht aufs Spiel setzen. Das aber sind Erwägungen eines Greises. Wer für eine schöne Rolle nicht ein paar Nächte des Memorierens mit Lust opfert, wer im Schaffensrausch und schon lange vorher an die zugige Garderobe denkt, der hat von vornherein nicht die Maße in sich, aus dem ein Nachkomme Ludwig Devrients gereckt werden könnte, der soll sich unter Glas in der Couveuse ausbrüten lassen zum Zwecke einer Liegestuhlexistenz. Hat der Anfänger das zweifelhafte Glück, gleich an ein mittleres oder erstes Hoftheater zu kommen, so ist sein trauriges Schicksal besiegelt, wenn ihn der Leiter nicht in ganz besonderer Weise fördert oder wenn er nicht den Mut findet recht bald davonzulaufen. Wer findet ihn heute? Ist aber die Angst vor der Engagementlosigkeit eines jungen Draufgängers würdig, der sich doch mächtig fühlen muß, um die gesamte Leinwandwelt umzuwerfen und neu zu schaffen? Wozu ist er sonst jung? Nein, er spielt Melderollen, läßt sich von den älteren Kollegen spöttisch oder scheel ansehen, und wenn ihn ein guter Augenblick zur Selbstbesinnung bringt und er sein Entlassungsgesuch einreicht, so zieht er es nach 24 Stunden zurück. Daraus werden keine Himmelstürmer, die Karl Moors Flüche aus dem ersten Akt erleben, daraus entwickeln sich höchstens einseitige Episodisten für zahme Gesellschaftsstücke, die sich dann auf ihre Reserve innerhalb des Ensembles etwas zugute tun.

Das Helden- und Abenteurertum unsrer Zeit ist in die Laboratorien und technischen Werkstätten, aufs Meer und auf die Flugplätze geflohen und errichtet dort dem Jahrhundert Monumente. Und wenn die Zukunft auf uns zurückblicken und unsre Geschichte schreiben wird, so erübrigt sich gewiß ein Lamprechtscher Ergänzungsband für das Theater, es sei denn, daß der Historiker die technischen Hilfsmittel der Schaubühne für ihr Wesen ansehe. Denn die „Aufmachung" eines Stückes ist, wenn man der öffentlichen Meinung glauben darf, heute

Digitized by Google

an die Stelle der Aufführung getreten und wird mit viel Geist und Verlogenheit als einzige Aufgabe und einziger Ruhm des Regisseurs feuilletonisiert.

Wie wir Goethes Faust auch zu teuren Preisen kaufen können, sobald die Type und die Satzanordnung von einem genügend bekannten Kunstgewerbler herrühren, so zahlen Viele auch für eine Faust-Vorstellung nur dann hohe Preise, wenn der Text, den man ja für 20 Pfennig bei Reclam bekommen kann, verschwindet hinter absonderlich farbigen Bildern und „interessanten" Gruppierungen. Früher war es noch der Stolz des Dramaturgen, der den zweiten Teil der Tragödie für die Aufführung einrichtete, den Inhalt auf etwa fünf Stunden zusammenzudrängen — auch das gibt nicht mehr den Ausschlag. Noch weniger die Besetzung. Man will überhaupt, so scheint es, nicht das Werk von der Bühne herab, also in seiner eigentlichen Vollendung, kennen lernen, sondern die neuen Seltsamkeiten anstaunen, die ein weitbeschriener Regisseur hinzu erfunden hat. Ich spreche hier keinen Vorwurf aus gegen diese Regisseure, die ich für berechtigte und wichtige Zeiterscheinungen halte; denn ich weiß, daß sie alle lieber eine schauspielerisch-einwandfreie als dekorativ-merkwürdige und merkwürdig nuancierte Aufführung böten. Ich will nur zeigen, daß die Bühne wegen darstellerischer Mängel Abwege betreten hat. Aber sie rächen sich, denn kein Besucher will sie zweimal gehen. Einen großen Schauspieler sieht man sich hundertmal gerne an, ein ganzes Ensemble vortrefflicher Künstler noch öfter, aber die sogenannten Inszenierungsideen hat man schon bei der ersten Wiederholung satt. Deshalb wird der „Kaufmann von Venedig" bald in realistischer, bald in stilisierter Aufmachung gegeben (die Schauspieler achten gar nicht auf die Unterschiede der „Inszenierungsidee", weil die Idee ganz außerhalb des Werkes liegt) und nach und nach das gesprochene Wort ganz ausgemerzt, indem man zur Pantomime übergeht. Immer finden sich Kritiker, die der zufällig letzten Tat des Regisseurs den Ruhm zusprechen, „das Bühnenproblem" nunmehr endgültig gelöst zu haben. So wurde die kleine, logenlose Saalbühne begrüßt, die Drehbühne, die Reliefbühne, das Freilichttheater und so das der Fünftausend. Alle haben ihre Vorzüge, gewiß, aber alle stehen an der Peripherie des Problemkreises und sind für die meisten dramatischen Werke ungeeignet.

Wie die Regisseure, von denen ich sprach, so möchte gewiß auch das Publikum lieber in allen Teilen gelungene Vorstellungen sehen als einseitige. Aber seine Nachfrage ergeht, genährt von der Zeitungsnotiz, eifriger an die Nuance einer Inszenierung als an das Wesen der Bühnenwirkung, das trotz alledem und alledem auf der Schauspielerei beruht. Der Ruf nach dem Gesamtkunstwerk des Theaters war berechtigt, solange Maler und Architekten ganz und gar übergangen wurden, solange die wunderbaren Ergebnisse der Beleuchtungsexperimente in den Modellen der Erfinder vermoderten. Heute aber leidet jede Inszenierung, die den Rahmen des Stückes allzu sorgsam bedenkt, an der Textbehandlung und dem schauspielerischen Ineinandergreifen, und so wird trotz Malern, Architekten, Beleuchtungsinspektoren und „Künstlern des Theaters" nie ein Gesamt-

Digitized by Google

kunstwerk daraus, sondern bestenfalls ein panoramatisches Gemälde mit wechselnden Lichtern und ein paar angenehmen Körperlinien, in dem die eigentliche Dichtung unorganisch umherirrt.

Es ist hohe Zeit, das Verhältnis von Innen- und Außenregie abzuwägen. Was noch mit unserem Schauspielerbestand geleistet werden kann, zeigen die Vorstellungen, die nur eine oder zwei Zimmerdekorationen nötig haben. Da bleibt Zeit für den Dichter und den Schauspieler. In Shakespeares Stücken und in denen unsrer Klassiker, die vielerlei Schauplätze verlangen, hilft man sich jetzt sehr glücklich mit architektonischen und malerischen Stilisierungen; aber man stilisiert die Darstellung leider nicht im gleichen Maße mit oder höchstens durch tote Steifheit in der Art der „lebenden Bilder". Man lasse den Wahn fallen, daß alle unsre Schauspieler Persönlichkeiten seien, die keine Umbildungen vertragen. Sie sind es nicht und harren überall des Meisters, der sie in den Rahmen des jeweiligen Stückes einzugliedern versteht. Und wenn dann das Publikum wieder lebendiges Menschenblut auf der Bühne pulsen fühlt, bald in dem, bald in jenem Rhythmus, bald fieberhaft, bald in verhaltenem Lauf, wenn sein Auge und Ohr unablässig gefangen ist von den Erregungen der Schauspieler, dann wollen wir einmal sehen, ob sich noch jemand um den Bühnenrahmen viel mehr kümmert als um den Rahmen eines Bildes, der da sein muß, um Illusionsstörungen abzuhalten, der uns aber nicht fort und fort vorlaut daran mahnen soll, daß größere Sorgfalt auf ihn verwendet worden ist als auf das Seelenbild, das er umschließt.

Durch unermüdliche Pflege der schauspielerischen Gaben wird es auch unsre Zeit vermögen, ihren dramatischen Dichtern bis zur Vollkommenheit Genüge zu tun, ja ihre Absichten zu steigern und den Dramen früherer Epochen wenigstens zu annehmbarer Menschendarstellung zu verhelfen. Die sogenannten Inszenierungsideen, die meist einer Vergewaltigung gleichkommen und einer Auffassungsmarotte zuliebe die Hälfte der dichterischen Absicht unterschlagen, müssen zugunsten der darstellerischen Vertiefung und Verlebendigung aufgegeben werden, damit wieder in des Schauspielers Hand die Wage ruht, die dem Dichter das Urteil zumißt. Ich bin weit davon entfernt, den fürchterlichen Leinwandfetzen, wie sie in den achtziger Jahren überall allein herrschten und heute noch auf kleinen Bühnen bemalt werden, ein gutes Wort nachzusagen; aber selbst innerhalb dieser Lügenwelt, die bei aller Buntheit und allem Säulenreichtum von den guten Geistern der Farbe und der baumeisterlichen Möglichkeiten verlassen sind, vermag uns ein genialer Schauspieler heute noch die höchste Wahrheit des Lebens zu verkünden, die des Künstlers. Ein Teil der Presse hetzt unsre Regie von Seltsamkeit zu Seltsamkeit, verlangt von ihr, was die Dramatiker zu bieten versäumen oder gar nicht bieten wollen, und treibt damit das Bühnenschiff von dem einzigen Kurse ab, den es fahren soll. Nur wo dem Dichter etwas Menschliches passiert ist, soll das Theater ändernd eingreifen, im übrigen aber, d. h. ziemlich immer und überall, sollen sich Schauspieler und Regisseure zuerst an den Dichter verlieren, um mit seinen Geschöpfen aus der tiefsten Keimzelle wieder emporzusteigen: fleisch-

Digitized by Google

gewordenes Wort und dramatisch begründeter Ort. Alles andre, so schön und sinnvoll es auch relativ sein mag, darf erst in Erscheinung treten, wenn Wort und Ort ohne Tadel aufgebaut sind.

Ferdinand Gregori

Vom Singen lernen

Nicht allein für den Privatliebhaber ist die Frage hier gestellt, sondern auch und vor allem für den, dem das Auftreten im Konzertsaal als letztes Ziel vorschwebt, während für den Bühnengesang zu einem gewissen Teil andere Gedanken gelten. Für die andern ist die übliche Meinung die, daß man, koste es was es wolle, einen berühmten Stimmbildner ein paar Jahre lang besuchen müsse, um fleißig übend allmählich jene metallene Stärke und jene Einheitlichkeit der Register zu erlangen, die, wie man meint, allein einen Saal (mit Klang und mit Publikum) füllen kann. Wir sprechen nachher davon, was nur allzu häufig bei diesen Bemühungen heraus kommt, ich möchte vorher die einfache Frage aufwerfen, warum etwa ein Natursänger wie Scholander ohne „Bildung“ das vermag, was so viele Sänger mit „gebildeter“ Stimme nicht vermögen oder nur halb und halb: ein Publikum anzulocken und sogar dauernd zu fesseln. Auch der ohne Vergleich erfolgreichste „Kunst“-Sänger der letzten 15 Jahre, Ludwig Wüllner, war doch an Stimmbildung nicht ebensoweit wie an Erfolg den andern voraus. Wenn also, wie jeder von vornherein weiß, die Stimmbildung allein über den Kunstwert des Gesangs nicht entscheidet, so sehen wir auch, daß sie nicht einmal über den Erfolg allein bestimmt. Ich glaube aber darüber hinaus, daß sie den Kunstwert des Gesangs sogar häufig schädigt, in vielen Fällen nahezu vernichtet. Damit ist nicht gesagt, daß man gar nichts lernen und lieber einfach drauflossingen solle wie und was einem gerade einfällt. Ich bekämpfe nur die verbreitete Auffassung, die in Sätzen deutlich wird wie: „Sie haben aber doch eine prachtvolle Stimme! Wollen Sie die wirklich nicht ausbilden lassen?“ Oder in jener Tatsache, daß so viele Fleischhauertöchter uns „Wehlas Gesang“ und so viele Droschkenkutscher uns den „Prometheus“ nachschaffen, nolentes volentes. Oder die in Reichmanns berüchtigtem Tagebuch lebt oder in jenes Lebenden Ausspruch: „I bin halt a dumma Tenor!“ Ich bekämpfe die Auffassung, daß die Hauptsache der Ausbildung eines künftigen Musikinterpreten die seiner „Mittellage“ und der zwingendste Grund, Sänger zu werden, eine natürliche Stimmanlage sei. Oder endlich die, daß der Besitz eines bloßen „Talents“ schon zur dauernden Beachtung dieses Talents verpflichte, und daß eine nennenswerte Singstimme schon ein Kunsttalent bedeute. Dagegen meine ich, daß eine menschliche Stimme nicht ein Stück Fingernagel oder Wangenhaut ist, das man „pflegen“ kann um Schönheitwirkungen zu erzielen und auch nicht ein Werkzeug, das man vernickeln und polieren läßt. Sie ist in ihrer Brauchbarkeit zu ästhetischem Zweck weit mehr von innern psychischen Einflüssen abhängig als von äußeren physischen. Anders ausgedrückt: vor allem muß ein Sänger ein Mann von allgemeiner seelischer Klarheit und Selbstbeherrschung und Bewußtheit und Kraft und Vielseitigkeit sein. Dann erst steht in Frage, ob er auch eine gut klingende Stimme hat; für die Stimme, die Persönlichkeit-Ausdruck, Persönlichkeit-Wert ist,

Digitized by Google

ist das Wort „Mittel und Werkzeug“ ein schlechtes Bild. Das klingt nun alles recht einfach und alltäglich, als ob es jedermann wohl zugeben könne; und theoretisch gibt es wohl auch mancher zu. Aber wäre es allgemein anerkannt, so hätten wir nicht jene ständig wiederkehrenden ungeheuer wichtig genommenen Dispute aller Gesangsanfänger über die Ausgeglichenheit und Tragweite des „Organs“, jene kindische Angst, es vor natürlichen Witterungvorgängen zu schützen, jene fortwährende Frage, ob der „Saal“ auch gute Akustik habe. Wir hätten vor allem nicht so viele Kritiker, die da meinen, nach Abhören von zehn Liedern einem Sänger in ihrer Tageszeitung gute Ratschläge in Betreff seiner Stimmbildung geben zu können. Und noch weniger hätten wir jene von schiefen Fachausdrücken wimmelnden Zuhörergespräche, welche zu klären suchen, warum die Wirkung eines Gesanges nicht recht zwingend war, und dies aus „falscher Atmung“, aus „allzu häufigem Gebrauch der Kopftöne“ oder aus „zu tief hinten gebildetem Tone“ ableiten. Kurz: wir hätten nicht unaufhörlich Gedanken, die in der Betrachtung der Stimme „steckenbleiben“.

Kein physischer Vorgang ist es, Sänger zu werden, sondern ein psychophysischer; und wie man den Baum nicht pflegt, nur indem man ihm Blüten und Blätter befeuchtet, so wächst kein guter Sänger heran, dem nicht der Nährboden des seelischen Ausdrucks, die Seele selbst, daraufhin gebildet wurde. Lieber ist uns schließlich ein Künstler des Ausdrucks mit „mangelhafter“ Stimme, als eine pompöse Stimme ohne Ausdruck, und feiner abgestimmte Hörer wissen an einem Caruso mehr zu rühmen, daß er *trotz* seiner Stimme ein Künstler ist, als Stärke und Klangschöne des Organs.

Nun ist allerdings Singenlernen nicht allein eine Nebenbeschäftigung vieler Stimmbegabter, sondern vor allem ein — Geschäft. Das Kapital, welches die Ausbildung bei unsern anspruchvollen Meistern heute kostet, will man durch Konzertverdienste verzinsen und wieder „herausschlagen“. Wogegen an sich nichts zu sagen ist als dies: daß eine solche Lebensgestaltung nicht nur meistenteils für den Betreffenden ungemein unbefriedigend wird, wenn er einige geistige Ansprüche ans Dasein macht, sondern daß sie auch die Kunst in ihrer sozialen Funktion und in ihrem Ansehen oft genug schädigt. Wir sprechen die besten Wünsche der Gebildeten mit aus, wenn wir das einfache „Ausnutzen“ einer zufälligen Begabung mit Stimme als schwere Schädigung unsres Kunstlebens bezeichnen. Leopold Schmidt beklagte jüngst noch an dieser Stelle (Nw. XXV, 15), daß wir am Konzertflügel heute so vielen „Intellektualisten“ und so wenigen Ausdruckkünstlern begegnen. Noch schlimmer steht es mit der Singkunst. Denn hier gibt es nicht einmal viel Intellektualisten, hier kann es kaum welche geben, da der Gesang vom intellektuellen Bewußtsein her nicht so leicht auf sich wirken läßt; und da es Ausdruckkünstler noch weniger gibt, so erübrigt sich der Schluß, was bleibt. Und nichts ist begreiflicher, als daß die Solistenkonzerte heutzutage so leer sind, wenn nicht alter Ruhm oder Spezialreize den Saal füllen. Ich sehe hierin sogar ein gutes Zeichen für unser Publikum; es *will* Ausdruckkunst, will starke menschliche Wirkungen, und da es die Erfahrung macht, daß diese immer seltner werden, so bleibt es eben nach und nach aus. —

Digitized by Google

Nach meiner Meinung geschähe dem Kunstleben gar kein Schaden, wenn mehr als die Hälfte aller heute auftretenden Konzertsänger ihre Stimme verlören. Es rächt sich in unglaublich viel Fällen, wenn Kunst und Kunstübung geschäftlich ausgenutzt werden. Und man wird nur gut daran tun, wenn man selbst begabte junge Leute vor ihrer Gottähnlichkeit bange macht, sobald sie in Konzerterfolgen ein Lebensglück suchen. Länger als zwei Jahrzehnte hindurch kann nur ganz seltenen Ausnahmemenschen das Singen Erlebnis und allzeit von Schöpferbewußtsein und Schöpferillusionen erfülltes Gestalten innerer Kräfte sein, also Kunst im besten Wortsinne, wenn die Kunstübung „Beruf" geworden ist. Dann kommt mit der Ermüdung und mit der Routine die Verflachung. Und somit ist es Zeit, aufzuhören.

Aufzuhören? Ja. Dann hört derjenige auf, dem es ganz Ernst ist mit der Kunst, der so viel Ehrfurcht vor ihr hat, daß er ihr nur aus voller Innerlichkeit dienen mag; der auch kein „Geschäft" aus ihr gemacht hat, das ihn nun etwa zwänge, weiterzusingen um weiterleben zu können; und der Manns genug ist, um den Alltagerfolg und die Reihe der Augenblicksensationen einer gehaltvolleren Lebensführung zu opfern. Sehen wir von den ganz großen Künstlern ab, die unter dem Gesetz ihrer vulkanischen Natur stehen, so ist Konzertsingen überhaupt kein „Beruf", den sich ein gehaltvoller Mensch zur Lebensaufgabe macht. Mindestens nicht in den heute üblichen Entwicklungformen, die selbst Begabte zu einem Schnellbetrieb zwingen, der innerlich unbefriedigt lassen muß.

Will man nun hieraus Schlüsse ziehen, wie der Anfänger schon künftigen und gegenwärtigen Lebensunbilden begegnen kann, so ergeben sie sich leicht. Mindestens während des Gesangunterrichts, der nicht überhetzt und von genügend langen Ferien unterbrochen sei, am besten aber vorher schon, suche er eine gründliche allgemein-musikalische Ausbildung. Einiges von Musikgeschichte, mindestens soweit sie Vokalmusik behandelt, gründliche harmonische und formale Bildung, Erlernung eines Instrumentes, das ist das mindeste, was „dazu gehört". Natürlich auch Kenntnis der Notenliteratur, über die Grenzen der Stimmlage hinaus. Wichtig erscheint mir dann besonders, daß ein Sänger auch vom Wesen seiner Kunst und ihrer Wirkung etwas wisse. Mir scheint, er solle Auskunft geben können auf Fragen wie diese: was ist eine Ausdruckbewegung (sc. die Stimme)? Welche Faktoren ergeben „Ausdruck", und zwar welche physischen und welche psychischen? Wie sieht das seelische Gefüge künstlerischer Wirkungen im Zuhörer aus? Ist für verschiedene Kunststile eine prinzipiell oder akzidentiell verschiedene Kunstübung erforderlich oder möglich? Dies alles vermag nur der psychologisch-ästhetisch Gebildete zu übersehen, und psychologisch-ästhetische Bildung scheint mir daher für den, dessen Kunstübung Tiefgang haben soll, am zweckmäßigsten. Sie setzt eine allgemeine gute Geistesbildung natürlich voraus. Und es ist wohl kaum zuviel gefordert, wenn wir von jemand, der sich unterfängt, uns Genien der Menschheit wie Bach, Schubert oder Wolf zu verkörpern, erwarten, daß er außer über Slezaks hohes C und Lilli Lehmanns erstaunliche Alterkunst auch über wichtige Themen der Psychologie und Ästhetik oder über Kretzschmars Liedgeschichte oder über Riemanns Notensysteme oder sonst ein ernsthaftes Thema ernsthaft reden

Digitized by Google

könne. Kann er's, so wird ihm die Zumutung, nach einem oder zwei Jahrzehnten etwa dem persönlich unmittelbaren Kunstdienst zu entsagen, weder absurd vorkommen — noch unmöglich. Denn er wird imstande und vielleicht auch ethisch kräftig genug sein, noch einen anderen Beruf zu ergreifen und auszufüllen.

Über den eigentlichen Gesangunterricht kann da, wo Facherörterungen ausgeschlossen sind, wenig gesagt werden. Es gibt viele Gesangpädagogen von Rang und fast ebensoviele — Methoden. Ich möchte vorschlagen, daraus den Schluß zu ziehen, daß es vielleicht mehr als eine gute Methode gibt, und daß also kaum die des jeweiligen Lehrers die unbedingt und absolut beste sei. Die Wichtigkeit der Methode wird oft überschätzt; zwar kann eine schlechte unzweifelhaft die Stimme zerstören, aber je stärker die natürliche Anlage eines Menschen ist, sich seiner natürlichen Ausdruckmittel ohne Falsch zu künstlerischem Zwecke zu bedienen, um so leichter wird er auch den Vertretern einer Methode anhören, ob sie die Stimme nach Art einer Pflanze oder eines Rohschlüssels behandeln, und den Gärtner suchen, den Feilenbenutzer meiden. Manche Methoden, die ich kennen lernte, hatten nichts Schädliches für die Stimme, versäumten aber, vom ersten Tag der Ausbildung an, den innigen seelischen Zusammenhang im Bewußtsein zu erhalten, der zwischen dem Bedürfnis nach Leidenschaftausdruck (das allein die Ausbildung künstlerisch rechtfertigt) und *jeder* Benutzung der Stimme, auch der rein übenden, bestehen bleiben muß. Man ließ „leere", gehaltlose Klingeleien singen und mit dem Übermaß von Übungen, an denen kein Affekt beteiligt war, entstand bald die Gewöhnung, die Stimme als etwas Selbständiges, dem Innenleben relativ Fremdes zu betrachten. Wir haben viele sogenannte „gute" Sänger, Sänger, welche nicht falsch, nicht zu langsam oder zu schnell, nicht zu leise noch laut, mit einheitlichem Ton und sogar nicht geschmacklos singen, und die doch phonographisch wirken, weil ihnen der Kontakt zwischen Seele und Kehle mangelt. Dies ist meist ein Fehler der Methode. Oft allerdings auch einer der — Seele. Auch ein Gesanglehrer muß ein Psychologe sein, dies geht aus alledem hervor. Jener mangelnde Kontakt ist es, den wir meist als „Unnatürlichkeit" empfinden. Ein junger Mensch mag jahrelang mit gutem Ausdruck und Verstehen gesungen haben, — eine solche Lehre kann ihn dann rasch seinem eignen Innern entfremden. Er, der sich nun selbst nicht mehr beherrscht, da sich die Stimme dem inneren Einfluß entzogen hat, vermag natürlich auch niemand anders, vermag kein Publikum zu beherrschen. Dies ist der Fall, wo, wie oben gesagt, Stimmbildung den Kunstwert zerstört. Es ist der häufigste Fall begabter Dilettanten, die sich vom Wege der Natur abdrängen lassen.

Alles hier Gesagte steht auf dem Gedanken und fällt mit ihm: daß Singen nicht eine Beschäftigung ist, die wir unserm Körper zuliebe unternehmen, nicht eine angenehme Reizung der Sinne, daß es also nicht darauf ankommt, die Sinnenqualität der Stimme *an sich* zu fördern. Wer in ein Konzert geht, um eine Stimme zu hören, ist wert, ein paar Luftpfeifentöne von physikalischer Reinheit statt Gesanges vorgetragen zu bekommen. Wir unserseits meinen, Singen sei eine jener wertvollen Erlebnisformen, die uns unser Inneres und das Weltgeschehen offenbar machen, freier, stärker, wirksamer als wir seiner sonst teilhaft werden.

Digitized by Google

Insofern gelten diese Anschauungen auch für den häuslichen Liebhaber. Auch er wird gut tun, wenn er schon singt, diese Übung ernster und mit größerem Bedacht zu pflegen, als das jetzt üblich ist. Wie viele hört man heute, die trotz ganz hübscher Routine nichts sind als Liedverderber, weil sie das Singen als Zeitvertreib ansahen. Später lassen sie es dann liegen! Und wie viele Menschen könnten durch vernünftiges Singenlernen zu echten Musikfreunden werden und zu solchen, die vom ganzen Wesen der Kunst etwas Wahres wissen, weil sie es auf bescheidnem Platz liebevoll gesucht und erarbeitet haben!

Wolfgang Schumann

Kunstgeschichte für Kunstgenuß?

(Schluß)

Erst da, wo die Hauptbedingung: die selbständige Beschäftigung mit Kunstwerken und Nachbildungen, erfüllt ist, erst da können Bücher helfend und fördernd hinzugezogen werden. Und zwar denken wir dabei zunächst an solche, die im besprochenen Sinne zur Kunst hinleiten ohne ästhetische oder kunstgeschichtliche Absichten. Sie werden vor allem den Leser anregen, das Kunstwerk in allen seinen Teilen und in seiner Gesamtheit genau zu betrachten, und zum andern: sie werden ihm das Fremdartige, das ihm den Genuß stört, erklären und überwinden helfen. Es handelt sich also um vorbereitende Bücher. Sie sprechen nicht das Wesentliche des Kunstwerks aus — das kann ja doch immer nur das Kunstwerk selbst! —, aber sie leiten Augen und Gedanken so, daß wir darauf zukommen, wenn wir überhaupt Sinn für Kunst haben.

Die ersten solchen Einführungen in die Kunst waren Lichtwarks „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken“ (Cassirer, Berlin, 4 M.). Sie vermeiden alles Wissenschaftliche und wollen nur bis an den Kunstgenuß heranführen; das weitere überlassen sie jedem selbst. Diese „Übungen“ sind in ihrem Ton darauf eingestellt, die Jugend für Kunst zu gewinnen. Wir wünschten wohl, dergleichen Bücher für den erwachsenen kunstliebenden „Laien“ zu haben. Aber so simpel die Erfüllung dieses Wunsches dem oberflächlichen Blick zu sein scheint, es gehört doch — vielleicht nicht großes Kunstwissen, wohl aber feinstes und geklärtes Kunstempfinden dazu, ein solches Werk zu schaffen. So ist denn Lichtwark leider ohne genügende Nachfolge geblieben, soweit Bücher in Frage kommen. Gewiß gibt es eine Anzahl, die sich die Aufgabe stellen, den Anfänger oder Laien in die Kunstbetrachtung einzuführen, aber sie schlagen alle einen anderen, und zwar gefährlicheren Weg ein: den Weg ästhetischer und geschichtlicher Unterweisung. Zwar, soweit sie zur Betrachtung und Vertiefung in das Kunstwerk nötigen, haben sie auch als Anleitung zum Kunstgenuß ihren Wert. Sehr fruchtbar kann da die Methode der Vergleichung werden. Die „Vergleichenden Gemäldestudien“ des Münchner Kunsthistorikers Karl Voll (Müller, München, 2 Bände zu je 9 M.) sind sehr wohl auch dazu geeignet, dem gebildeten Laien den Sinn für die eigentümlichen künstlerischen Werte der Gemälde verschiedener Zeiten anzuregen und zu schärfen. Wer die beiden Bände durchgearbeitet hat, wird ein Bild nicht mehr mit flüchtigem Blick „abtun“, weder ein altes noch ein

Digitized by Google

modernes, und wird auch nicht etwa nach einigen Sekunden der Befriedigung zum nächsten weiterschreiten — um schließlich alles wieder zu vergessen. Der zweite Band freilich geht schon sehr beträchtlich auf Stilkritik und kunstgeschichtliche Zusammenhänge aus und nimmt dabei auf manches Bezug, was man aus den beigegebenen Abbildungen nicht selbst ersehen kann.

Ganz allgemein für Laienkreise geschrieben und mit einer Fülle von Bildchen aus allen Zeiten und Gebieten der Kunst ausgestattet ist Paul Brandts „Sehen und Erkennen“ (Hirt & Sohn, Leipzig, 5 M.). Die kurzen Betrachtungen verweilen nicht so eindringend bei einzelnen Werken, sie heben das für die Stilentwicklung Wesentlichste heraus und zeigen es an bezeichnenden Beispielen auf. Das kann den Leser und Betrachter leicht zu dem Irrtum verführen, er habe nun in dem Wissen um dieses Wesentliche, in diesen auf ästhetische und historische Allgemeinbegriffe auslaufenden Abstraktionen oder in diesen kurzen Charakterisierungen psychologischer Vorgänge das Kunstwerk ausgeschöpft. Es kann ihn weiterhin dazu verleiten, bei neuen, ihm noch fremden Bildern, Bauten usw. nur auf „Entwicklungslinien“ zu achten und danach die Werke selbst zu werten. Aber wenn man das Brandtsche Buch mit dem Bewußtsein dessen, was es geben kann und was nicht, benutzt, wenn man das im Titel ausgedrückte Programm: Sehen und erkennen berücksichtigt, kurz, wenn man sich von ihm einfach auf Wesentliches hinleiten läßt, ohne Erkennen und Genießen zu verwechseln, so kann es wertvolle Dienste leisten und ist rein historischen Darstellungen des Stoffes weit vorzuziehen.

Die drei angeführten Werke halten sich ziemlich streng an das beigefügte Bildermaterial und wollen nichts geben, was der Leser nicht an den Illustrationen nachprüfen kann. Ganz anders verfährt Wilhelm Waetzoldt in seiner „Einführung in die bildenden Künste“ (2 Bände für 10 M., bei Hirt & Sohn in Leipzig). Er gibt einen streng systematisch geordneten Überblick über alles das, was für eine ästhetische Betrachtung und Würdigung von Kunstwerken in Betracht kommt. Und dabei gibt er etwas oft Entbehrtes, sehr Dankenswertes: er stellt bei der Behandlung der einzelnen Kunstgebiete stets eine Beschreibung des Technischen voran. Gerade das fehlt dem Laien am meisten, und doch ist es so wichtig, um ein persönliches Verhältnis zu den Kunstwerken zu gewinnen. Die Ausführungen Waetzoldts über Wesen und Zwecke der einzelnen Künste, über ihre Kunstmittel usw. sind außerordentlich vielseitig, klar und gediegen. Auch wenn man mit einzelnem nicht einverstanden ist, wird man doch immer anerkennen, daß Waetzoldt nie ohne Gründe so urteilt, wie er urteilt. Nur muß man für den Laien betonen: diese Urteile sind nicht als absolut, nicht als der Weisheit letzter Schluß zu betrachten. Unter Berücksichtigung der neuesten Erkenntnisse niedergeschrieben, werden sie durch noch neuere Erkenntnisse zu ergänzen und zu verbessern sein. Und auch hier gilt wieder unsre Warnung: das Buch vermittelt nur Erkenntnisse, darum „bleibt stecken“, wer dabei stehenbleibt. Wer es gelesen hat und dann in der Meinung, er kenne ja nun alle Prinzipien der Kunstbeurteilung, sich als Kritiker aufwirft, der ist in Wahrheit um seine Mühe betrogen. Das Buch bietet uns eine Fülle von Anregungen, wie wir uns zu

Digitized by Google

einem Kunstwerk stellen, wie wir uns darauf „einstellen" können, worauf wir ihm gegenüber achten sollten; aber das Beste bleibt dem Betrachter am Ende doch selbst zu tun: vor den Kunstwerken selbst lebendig anzuschauen. Der Band Bilder, der dem Waetzoldtschen Buche beigegeben ist, hilft da nicht weit. Das Werk setzt voraus, daß der Leser sich eine „Hausbilderei" von guten Nachbildungen anlegt und so oft als möglich die öffentlichen Kunstsammlungen besucht. Nur dann lohnt sich die nicht geringe geistige Anstrengung, die es dem Laien zumutet.

Schließlich kann auch reine Kunstgeschichte als solche für die Vertiefung des Kunstgenusses fruchtbar gemacht werden. Es läßt sich sehr wohl denken, daß, etwa aus der Stilgeschichte oder aus der Künstlergeschichte, das, was den Kunstgenuß vorbereiten kann, zusammengetragen und zur Hinleitung und Einstellung benutzt wird. Für das Gebiet der Baukunst scheint mir das sogar unumgänglich zu sein. Die Dome, Rathäuser, Schlösser, Patrizierhäuser werden ganz lebendig nur aus dem Lebenszusammenhang, in den sie hineingehören. Und was etwa bei einer Radierung die Kenntnis der Technik für den Betrachter bedeutet, das bedeutet für ein Bauwerk nicht nur die Kenntnis des Materials, sondern auch die seiner Baugeschichte. Für den Anfänger gibt es da zwei feine Büchlein von Adalbert Matthaei, die in Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" erschienen sind: sie behandeln die deutsche Baukunst im Mittelalter und die neuere bis zum Ausgang des achtzehnten Jahrhunderts in einer Weise, die den Leser zu selbständigem Schauen anregt und ihn nicht mit der Vorstellung entläßt, nun „Bescheid zu wissen" und fertig zu sein.

Schließlich muß sich jeder seinen Weg zur Kunst selbst bahnen. Denn Kunstgenuß, immer wieder gesagt, ist ein Erleben. Es hilft einem nichts, wenn man „ihre Geschichte auswendig kennt", nichts, wenn einem vor jeder Plastik, vor jedem Gemälde im Museum einfällt: „Aha, da ist das zu wissen und zu beachten!" Wir genießen ihrer erst, wenn sie in uns selber eindringt, uns durchblutet, uns ernährt und uns wachsen macht.

Wilhelm Stapel

Schützt die alten Holzkirchen!

Ein oberschlesisches Dorf mit einfachen Häusern aus Holz und Stein, dazwischen schon ein paar Maurermeisterkästen, die die Nähe der Stadt verraten — aber auf einmal, von Bäumen halb verdeckt, etwas Neues, nie Gesehenes, und doch auf den ersten Blick überzeugend in seiner Schlichtheit: eine Kirche ganz aus Holz gebaut! Das war die frohe Entdeckung. Und nun ging es an ein Forschen, Wandern, Photographieren und Sammeln, bis ein ganzer Schatz heimlicher Schönheit beisammen war.

Oberschlesien ist noch heut auf der rechten Oderseite mit weiten Nadelwäldern bedeckt, und ehedem war das Waldkleid noch viel dichter. In einer Gegend, wo Steinmaterial selten ist, war es natürlich, daß man das Holz beim Bauen bevorzugte. Häuser, Scheunen, Kirche — alles aus Holz, und noch jetzt kann man abgelegene Dörfer finden, die fast ganz aus Holzbauten bestehen. Die Stämme werden vierkantig zugehauen, an den Ecken verzinkt, die Fugen mit Lehm verstrichen, und

Digitized by Google

Schematische neue schlesische Dorfkirche neben der alten. Hier hat man die alte zunächst wenigstens stehen lassen, schließlich aber doch abgebrochen.

Digitized by Google

das niedrige Dach hält das Haus fest zusammen. Scheunen erbaute man oft über einem achteckigen Grundriß. Indem man die Schmalseiten nochmals in drei kürzere Seiten zerlegte, gab man diesen luftigeren Gebäuden, denen zudem die stützenden Innenwände fehlen, einen festeren Halt gegen die Gewalt der Winde und gewann zugleich die Möglichkeit, auch kürzere Stämme zu verwenden. Der so entstandene Abschluß nach drei Seiten des Achtecks war sozusagen die Vorübung für den Chorschluß der Holzkirchen.

Diese Holzkirchen gliedern sich im Dreitakt in Turm, Langhaus und Chor. Selten steht der Turm mit den Glocken abseits oder ist mit dem Schiff durch eine gedeckte Brücke verbunden. Außerdem gibt es einige wenige in der Form eines Kreuzes ohne Turm, nur mit einem Dachreiter über der Vierung, und ein ganz seltsamer Bau ist die Annenkapelle bei Rosenberg: ein Zentralbau mit fünf Seitenkapellen in Gestalt einer fünfblättrigen Rose; daran schließt sich noch an der sechsten Seite ein kleineres älteres Holzkirchlein der gewöhnlichen Art.

Das Holz ist ausnahmelos Kiefernholz. Nur die Grundbalken bestehen zuweilen aus gewaltigen Eichenstämmen, die auf Findlingen ruhen. Alle Balken sind sehr sorgfältig bearbeitet und mit Brettern verschalt. Oft auch ziehen sich Schindeln wie ein Schuppenkleid über den ganzen Bau, nur unter dem Flugdach, das sich um Chor und Schiff zieht, kann man die mächtigen unbehauenen Stämme bewundern.

Bei aller Einheitlichkeit im Grundriß gibt es in den Einzelheiten große Mannigfaltigkeit. Der Turm ist in seiner schlichtesten Form einfach gebösch t und mit einem vier- oder achteckigen Zeltdach bedeckt. Aber man findet auch kunstvoll durchbrochene Laternen und Zwiebelhauben, oder das Glockengeschoß ist senkrecht gehalten und am untern überhangenden Rande zierlich ausgeschnitten. Das Dach ist mit Schindeln gedeckt und trägt am Ende nach dem Chore zu einen Dachreiter, der die Formen der Turmhaube abwandelnd wiederholt. Der Chor ist gegen das Langhaus eingezogen und nach drei oder vier Seiten des Achtecks oder des Sechsecks oder auch unregelmäßig geschlossen. Auch der gerade Chorschluß kommt vor.

Höchst reizvoll ist das niedrige, weit ausladende Flugdach; es dient nicht nur dazu, die Nässe von den Grundbalken fernzuhalten, sondern gewährt auch den Andächtigen, die in der Kirche keinen Platz finden, einen geschützten Unterschlupf. Es schmiegt sich um den Chor und das Langhaus, läßt hier ein Fenster, dort eine Tür frei oder weicht der Sakristei, dem Aufgange zur Herrenloge aus, so daß ein höchst bewegtes Bild entsteht. Hier und an den kleineren Baugliedern, an Portalen, Erkern, Treppen, Dachreitern, Säulen und Knaggen, hat sich die Phantasie in einfachen, anmutigen Verzierungen ergangen.

Hohe Bäume, meist Linden, stehen als Hüter um den malerischen Bau, wehren dem Sturm und dem Unwetter und dämpfen das helle Sonnenlicht zu mildem Dämmer. Um das Ganze zieht sich ein hölzerner Zaun mit einfachen Torbogen, die an einzelnen Orten zu hübschen Torhäuschen ausgestaltet sind.

Die meisten dieser Holzkirchen findet man im Regierungsbezirk Oppeln auf der rechten Oderseite, vereinzelt auch auf der linken bis ans Riesengebirge hin. Sie sind meist slawischen Ursprungs; Burgemeister hat

Digitized by Google

Charakteristische neue schlesische Dorfkirchen, zum Vergleichen mit den alten schönen, die unsere Illustrationsbeilage bringt.

Digitized by Google

darauf hingewiesen, daß ihr Gebiet sich im wesentlichen mit dem slawischen deckt und daß sie dem Charakter dieses Volkes entsprechend in ihrer niedrigen, dem Erdboden angeschmiegten Form etwas Träumerisches, Melancholisches haben, im Gegensatz zu ihren lebhafteren, hochragenden nordischen Geschwistern. Jetzt mögen in Schlesien etwa noch 150 bis 170 vorhanden sein. Manche reichen bis an den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zurück; die älteste bekannte in Oberschlesien ist die in Pniow, Kreis Tost-Gleiwitz, vom Jahre 1506, ihr nahe steht die in Syrin, Kreis Ratibor, vom Jahre 1510. Die meisten sind zwischen zwei- und dreihundert Jahren alt. Das harzreiche Nadelholz widersteht lange der Verwitterung, zudem sind schadhafte Teile leicht auszuwechseln. Eher sind sie der Vernichtung durch Feuer ausgesetzt. Am ärgsten aber sind sie bedroht von der unseligen Neuerungsucht des Menschen, von dem Bestreben, in jedes entlegene Dorf ein Stück Großstadt zu verpflanzen. Da wird nicht geruht, bis das alte Kirchlein abgetragen und dafür ein steinerner Kasten hingesetzt ist. Was damit an schlichter Schönheit und an Heimatgefühl verloren geht, für immer verloren geht, ist unersetzlich. Es müßte schon ein echter Künstler den Neubau beraten, wenn etwas Gutes zustande kommen sollte, das in die dörfliche Umgebung paßt. Von den alten aber sind viele Kunstwerke ersten Ranges, und von allen geht ein unbeschreiblicher Zauber aus, eben weil sie so bodenständig aus den Bedingungen der Heimat emporgewachsen sind. Sie gehören zur oberschlesischen Heimat wie die Linden auf den Hügeln mit den Heiligenbildern, die Fasanen und die weiten Wälder. Es genügt auch nicht, zu wissen, daß da oder dort noch eine vorhanden ist, der Freund der Heimat fordert vielmehr: alle noch vorhandenen sind nicht nur sorgfältig aufzunehmen, zu vermessen und zu photographieren, sondern auch als kulturhistorisch und künstlerisch wertvolle Denkmale *unter Schutz zu stellen*. Wird wegen Platzmangel (an den wir übrigens nicht ohne weiteres glauben, so wenig wie an den „Verkehr“ in den Städten) ein Neubau unternommen, so sind die alten zu *erhalten* und die Kosten dafür sicherzustellen. Diese Kosten sind oft mit ebensoviel Zehnmark-Stücken zu bezahlen, wie der Neubau in Tausendern kostet. Vielleicht, daß einem neuen Zeitalter beim Gegenüber des alten und des neuen Bauwerks noch einmal die Augen aufgehen. Die Rettung aber muß geschehen und muß *bald* geschehen, besonders in den Teilen Oberschlesiens, wo die noch zu erschließenden Bodenschätze in kurzer Zeit eine lärmende Industrie hervorzaubern werden, sonst sind wir Schlesier und ist damit ganz Deutschland in wenigen Jahrzehnten einer unschätzbaren Zier für immer beraubt.

Joh. Seeliger

Zu den Lehrer-Maßregelungen

Lehrer-Maßregelungen gab's in der letzten Zeit wieder oft, besonders in Sachsen. Ich habe nicht den geringsten Grund, anzunehmen, daß irgendeiner der Maßregler aus Torheit oder gar aus unlautern Motiven gehandelt habe, obgleich ich für mein Teil dem Vorgehen in der großen Mehrheit der Fälle nicht nachfolgen könnte. Man gesteht da und dort den Lehrern wohl eine Kritik anfechtbarer Verhältnisse und neuer Gesetzvorlagen in Eingaben an ihre *Behörden* zu, nicht

Digitized by Google

aber der Öffentlichkeit gegenüber, aber gerade die Öffentlichkeit hat das größte Interesse daran, vor allem die Fachmänner zu hören, und diese haben die Pflicht, sie aufzuklären. Vom Materiellen dieser Sachen will ich jedoch heut gar nicht sprechen, sondern von einer Erscheinung, auf die ihr Wie deutet. Man behandelt Väter von soundso viel Kindern und behandelt Männer, denen der Staat selbst als berufsmäßigen Erziehern die Kinder anvertraut, so, als wenn man sie ihrerseits noch zu erziehen hätte, als wenn der schöne Name „Besserungsverfahren" nicht auf zu bessernde Verhältnisse deutete, sondern auf zu bessernde Lehrer. Wie erstaunlich das eigentlich ist, versteht der Deutsche selten, er müßte denn von entsprechenden Verfahren in andern Ländern gleich hoher Kultur Bescheid wissen. Aber auch davon will ich heute nicht reden. Sondern von dem allgemeinen Geist, der an tausend Stellen heute noch die Lehrer überhaupt als subaltern empfindet.

Daß der „Schulmeister", sogar wenn er an Gymnasien dozierte, vor allem aber, daß der Volksschullehrer unter den Deutschen der besten Stände noch heutigestages nicht als ganz voll empfunden wird, hat ja, wie alles, Ursachen. Es mag richtig sein, daß vielen Lehrern ebenso wie Pastoren noch eine bescheidene Herkunft oder auch Einwirkungen ihres Berufes an der Art ihres Auftretens in der Gesellschaft anzumerken sind. Es ist sicher auch wahr, daß bei manchen Lehrern Zeichen der Halbbildung auffallen. Was aber die bescheidene Herkunft belangt, so verdient das Heraufarbeiten aus den Kreisen der Ärmeren doch wohl nur Respekt, und was die Berufsmerkmale betrifft, so ist es doch wohl recht äußerlich, daraus einen Vorwurf zu machen, daß einmal einer zu Erwachsenen ein wenig wie zu Schülern spricht. Bei jedem „schmeckt" einmal dies oder das nach dem Beruf, aber entweder ist der Beruf als solcher respektiert (was läßt man Künstlern oder Professoren „durchgehn"!) oder der Reichtum läßt „drüberwegsehn". Lehrer sind selten reich, aber das Mildersein, weil einer reich ist, erkennen wir doch überhaupt als Pöbelgesinnung an. Und daß der Beruf der Lehrer als solcher nicht viel „gilt", liegt gleichfalls an der Gedankenlosigkeit der andern, nicht an den Lehrern selbst. Wer Wichtiges und Unwichtiges auseinanderhalten kann, der muß erkennen: daß in keinem Stande mehr ehrlicher Idealismus am Werke ist, als bei der deutschen Lehrerschaft. Starke Kulturgedanken werden von Angehörigen ihrer Kreise in weitem Umfange nicht nur aufgenommen, sondern auch nach aller individuellen Kraft bearbeitet und vielfach nicht nur ohne jeden Lohn, nicht nur ohne Aussicht auf Dank, sondern sogar gegen die eigenen Interessen, weil gegen den Widerstand ihrer Vorgesetzten. Jetzt in Sachsen stehen die Lehrer ja auch wieder im Kampf für eine Verinnerlichung des Religionsunterrichts und eine nicht dem Wort, sondern dem Wesen nach nationale Schulbildung und Jugendpflege.

Der Respekt vor der Gesamtarbeit der Lehrer kann gewiß nicht jedem Einzelnen zugute kommen, aber Achtung kann für den denkenden Menschen ja überhaupt niemals ein Stand als solcher geben, auch der gesellschaftlich höchste, auch der „Stand" der Monarchen nicht, denn an, biblisch gesprochen, „räudigen Schafen" hat es ja auch ihm nie gefehlt. Was bei den Lehrer-Maßregelungen zu bedauern, ist: daß sie unter den Lehrern diejenigen am leichtesten treffen, die Kulturarbeit

Digitized by Google

tun. Und was bei der Stimmung der gebildeten Kreise gegenüber den Lehrern überhaupt zu bedauern, ist: daß man aus dem Lehrersein noch immer da und dort ein ungünstiges Vorurteil entnimmt, während man eher ein günstiges entnehmen sollte.

Es gibt aber noch einen andern, ganz nüchtern praktischen Grund, der das Verhalten der Gesellschaft gegenüber dem Lehrer bedauern läßt: es ist im Interesse der nationalen Politik unklug. Die Lehrerschaft ist von größtem Einfluß auf die Gesinnung der kommenden Volksgeneration. Je mehr nun das Selbstbewußtsein der einzelnen Lehrer wächst (und im Zeitalter des Verkehrs wächst es schon durch die unaufhaltsame Verbreitung der freisinnigen und demokratischen Ideen auch seinerseits unaufhaltsam), je mehr wächst auch die Gefahr, daß zu den „andern" übergeht, wer sich in seinem besten Kulturbemühen bei den „einen" nicht gefördert, sondern vielleicht gerade deswegen mißliebig oder gar gemaßregelt fühlt. Kommt der Lehrer erst in den Glauben, seine Kulturarbeit werde bei uns gelähmt, so fühlt er sich von uns weggedrängt, und da der Mensch hoffen können muß, so hofft er von den andern. Es ist ein Zeichen für den starken Idealismus der Lehrerschaft, daß sie trotz der gesellschaftlichen Minderbewertung und trotz der Maßregelungen der nationalen Idee treu geblieben ist. Man mache ihr nicht gar zu schwer, ihr dauernd treu zu bleiben.

Auch einfache Klugheit verlangt deshalb, was das Billigkeitsgefühl und was das Kulturinteresse verlangt: daß sich unsre Gesellschaft den Überlegenheitsdünkel gegenüber den „strebsamen Schulmeistern" abgewöhnt, daß wir den strebenden Lehrer nicht bestenfalls als unsern Unterarbeiter, sondern als den empfinden, der er ist: der Kultur-Vorposten im Volk, der uns Wichtigstes mitteilen kann und der wichtige Arbeit auch unter eigner Verantwortung leistet. Es ist hohe Zeit, daß dem deutschen Lehrer das Gefühl verschafft wird: hier ist dein Vaterland, in dem du dich wohlfühlen sollst, weil du als gleicher unter gleichen in der Reihe der besten an seinem Wohl mitarbeiten kannst, von keinem anders als nach deiner persönlichen Tüchtigkeit bewertet. Als mitverantwortlicher Bürger, nicht als befohlener Untertan. Was an den Lehrern noch „gebessert" und „erzogen" werden kann, das kann nur im Austausch der Gedanken, auch im Kampf der Gedanken geschehen, der die Kräfte stärkt. Die Zeit des Belächelns und Dirigierens der „Schulmeister" von oben herab ist durch die Entwicklung der allgemeinen Angelegenheiten selbst erledigt worden. Der Lehrerstand als solcher jedoch hat sich seine „Emanzipation" durch seine zum Teil geradezu führenden Leistungen in der Kulturarbeit errungen. A

Lose Blätter

Pandora

von Karl Spitteler

[Ich hatte einst, 1869, ein „Gleichnis", besser gesagt eine Gleichung namens Epimetheus und Prometheus unternommen. Im Laufe der vieljährigen Arbeit erlitt der ursprüngliche Plan durch privates Pathos Ver-

Digitized by Google

änderungen, so daß aus der Gleichung schließlich eine Dichtung lyrischen Charakters wurde. Als ich mich dann zur Veröffentlichung entschloß, 1880, wagte ich mich nicht an den Vers und den Reim, so daß ich mir für meinen Fall eine eigentümliche Ausdrucksform schaffen mußte. Dieser lyrische Prometheus und Epimetheus, wie er von mir vor dreißig Jahren der Öffentlichkeit übergeben wurde, ist ein Werk für sich, das seine Leser und seine Freunde gefunden hat, und das ich als eine unantastbare Tatsache glaube respektieren zu sollen; es steht mir nicht zu, nachträglich etwas daran zu ändern.

Hingegen steht mir zu, wenn ich will, ein zweites, neues Werk über das nämliche Prometheusthema zu schreiben, mit demselben Künstlerrecht, das einem Maler erlaubt, nach einer Madonna mit dem Jesuskind noch eine zweite, dritte und vierte Madonna mit dem Jesuskind zu malen. Ich sehe mich aber gezwungen, das zu wollen, weil mir der ursprüngliche Plan des Gleichnisses keine Ruhe läßt, bis ich ihn wiederhergestellt habe. Wenn ich dann die Wiederherstellung in Angriff nehme, darf ich nicht das inzwischen gewonnene Vermögen über den Vers und den Reim verleugnen, um nach der einstigen eigentümlichen Ausdrucksweise zu haschen; ein ernsthafter Versuch hat mich darüber belehrt, daß das, was damals naiv war, heute affektiert werden würde. Ob nun die neue Bearbeitung meines Prometheusgleichnisses an Wert der älteren Arbeit überlegen oder ebenbürtig ausfalle, ob ihr überhaupt Wert eigne, ist eine Frage für sich. Hat sie Wert, dann haben wir zwei selbständige Werke über ein nämliches Thema, die einander nicht beißen, so wenig, als zwei Madonnen einander beißen. Ist die Neubearbeitung wertlos, jenun, dann mag man sie verurteilen, zerreißen und in den Papierkorb werfen, das früher veröffentlichte Werk bleibt deswegen nach wie vor, wie es ist; verloren also kann dadurch nichts werden. Übrigens würde ich selbst in dem Falle, daß ich vorauswüßte, die Neuarbeit sei wertlos, sie trotzdem ausführen, und wäre es einzig für mich allein, weil ich nötig habe, mein Gleichnis in der Gestalt zu besitzen, wie ich es ursprünglich plante.

Die hier vorliegende Pandora ist eine Probe aus der begonnenen, noch nicht vollendeten Neubearbeitung. Die Veröffentlichung an dieser Stelle geschieht deswegen, weil hiermit eine Frage von allgemeiner Bedeutung aufgeworfen wird, die Frage: Erträgt, ja oder nein, ein Thema von außerordentlichem Ernst das Licht der Klarheit und den Glanz des Verses und des Reims? oder: ist solch einem Thema das mysteriöse Dunkel unerläßlich? Ich meine, das oberste Gesetz eines Gleichnisses lautet, daß es deutlich sei; laß nun hören, was andere dazu meinen.

Für die Prüfung wünschte ich mir Leser, welche den gedruckten Text nicht kennen, oder wenigstens solche Leser, welche nicht für den gedruckten Text so maßlos eingenommen sind, daß sie ein Vorurteil gegen die Fassung in Versen mitbringen. Diesen neuen Lesern muß ich, wenn ich einen aus dem Zusammenhang gehobenen Ausschnitt biete, zum Verständnis denjenigen Teil der Dichtung erzählen, der diesem Ausschnitt voranging: Der „Engel Gottes", das heißt die Personifikation alles dessen, was dem Menschengeschlecht für heilig gilt, begehrt von dem trotzigen Prometheus, der kein anderes Gesetz anerkennt, als das Gebot seiner Seele, daß er seine Seele ausliefere und dafür ein Ge-

Digitized by Google

wissen annehme. Prometheus weigert sich dessen, wird deswegen verworfen, kommt um sein Lebensglück und um den Lohn seiner außerordentlichen Geistesgaben. Umgekehrt handelt Epimetheus, tauscht seine Seele gegen ein Gewissen, wird dafür zum König der Menschen ernannt und erhält die schöne „Herzelieb", die Personifikation alles irdischen Glückes. Das ist der Inhalt des ersten Teils. Der zweite Teil erzählt dann, wie der Engel Gottes sich verrechnet hat, wie der zwar mit einem Gewissen begabte, aber dafür der Seele beraubte Epimetheus zu zweien Malen das Gottesreich schädigt, das erstemal, indem er ein göttliches Geschenk des Himmels, den Apfel der Pandora, nicht zu würdigen weiß, das zweitemal . . . Doch halt! Das Mitgeteilte genügt, um die Situation und die Meinung des vorliegenden Pandoragesanges zu verstehen. Ich habe nur noch um Verzeihung dafür zu bitten, daß ich, durch die Umstände genötigt, ungern genug, die Untat begangen habe, ein poetisches Gebilde mit prosaischem Gerede einzuleiten. Karl Spitteler]

Auf einer hohen Wiese über Raum und Zeit,
Von allem, was da keimt und atmet, weltenweit
Entfernt, wo weder Nacht noch Morgen jemals taut,
Wo keines Lichtstrahls Lächeln, keines Lebens Laut
Die Einsamkeit erhellt und stumm mit Grabesschweigen
Die Nebelschwaden dampfend aus der Tiefe steigen,
Dort haust, in eines rätselhaften Fluches Bann,
Seit Ewigkeit ein kranker, nimmerfroher Mann.

Und dies ist seiner Krankheit sonderbare Sucht:
Jahraus, jahrein in ruheloser Füßeflucht
Tritt endlos er auf einem nämlichen Geleise
Um einen selben Mittelpunkt die gleichen Kreise.
Das Haupt, in welchem niemals der Gedanke rastet,
Gebeugt, als wie von einer schweren Schuld belastet,
Der leere Dulderblick, vom langen Leid entkräftet,
Beständig auf den Boden steif und stier geheftet.
Nie wird dem müden Leib ein Stündlein Schlummerfrieden,
Ein Weilchen Halt dem wahngehetzten Fuß beschieden;
Denn weder Mitleid steuert, noch Erbarmen schenkt
Der schmerzerfinderische Geist, der Wunden denkt.

Am bösen Tage, wenn die Last, zu hochgehäuft,
Sich überstürzt, das Faß der Schmerzen überläuft,
Erschließt er jammernd seinen Mund und ringt die Hände:
„Ist kein Vergeben? kein Vergessen? Wird kein Ende?
Holt denn die Strafe, was ein Augenblick verbrach,
Mit gierigem Rachen ewig unersättlich nach?
Können die Höllenmartern, die mein Herz zerpflügen,
Kann alle Reue ihr zur Sühne nicht genügen?"
Mitunter wieder scheint's in seltnen Hoffnungsstunden,

Digitized by Google

Als ob des Kranken Mut beginne zu gesunden.
Es stockt und weilt des müden Fußes Zirkelgang,
Die Schultern weiten sich, ein Seufzer tief und lang
Erlöst die gramgepreßte Brust, Erwachen wallt,
Ein Wille wandelt durch die mächtige Gestalt,
Die, wie von einem starken Heiltrank jung belebt,
In ungeahntem Wuchse hoch und höher strebt, —
Da stutzt und lauscht er. Der erfahrene Verdacht,
Der allzeit im Gehörgang auf der Lauer wacht,
Vernimmt, vom Wind emporgetragen, hörbar kaum,
Ein fernes Stimmenweben, wimmernd durch den Raum —
Ob diesem Ton verkriecht sich, überführt, beschämt,
Die abergläubige Hoffnung. Jähverzweiflung lähmt
Mit höhnischem Blitz die Federn der Gelenke. Wieder
Krümmt sich der Nacken, sinkt das schwere Haupt vornieder,
Und wie zuvor in mut- und willenlosem Kreise
Treibt das verwunschne Knie die ruhelose Reise.

Doch während er wie alle Tage heute auch
Den ewgen Umgang übte nach gewohntem Brauch,
Da knirschten fremde, feine Tritte auf dem Sand,
Ein Schatten dunkelt in der trüben Wolkenwand,
Verkündend einer unbestimmten Körpermasse
Fragwürdgen Kern. Und aus der grauen Nebelgasse
Tauchte, ein Sonnenstrahl in feuchter Kerkergruft,
Pandora schönheitleuchtend durch die Schleierschluft.
Unwillige Augen strafend nach der Jungfrau kehrte
Der kranke Gott, und die erhabne Rechte wehrte
Mit heftiger Gebärde: „Fort! Unselige! weiche!
Nach einem andern Haus mit deiner Neugier schleiche!
Für rote Bäcklein und vergnügtes Augenspiel —
Geh heim zu deinen Puppen — ist dahier kein Ziel."

Demütig ihren lockengoldumwallten Scheitel
Neigte Pandora: „Vater, nicht aus Laune eitel
Und Neugier als ein töricht Ding mit lustigen Wangen
Komm ich zu deiner heiligen Kummerstatt gegangen:
Zu klein, zu niedrig weiß ich mich, und dich zu groß,
Als daß sich des erfrecht ein frevles Wünschlein bloß.
Wenn ich vor dein geweihtes Antlitz heute trete,
Geschieht's mit Andacht, ehrerbietig, im Gebete.
Von Liebessorge um den Vater hergezwungen,
Die meiner frommen Scheu das Wagnis abgerungen,
Ob ich vielleicht mit einer treugemeinten Gabe
Dein Herz erquicke und die heißen Lippen labe."
Mit diesen Worten beugte züchtig sie ein Knie,
Und in des Kleides Busen langend, reichte sie
Ihm zaghaft einen goldnen Apfel sittsam dar.

Digitized by Google

Als kaum der kranke Gott den Apfel ward gewahr,
Schrie er hoch auf: „Wer war's? Gesteh! Aus wessen Hand?
Weißt du des Spenders Namen und sein Heimatland?
Denn wahrlich nicht im Himmel noch auf Erden ist
Ein Kleinod, welches sich mit diesem Apfel mißt!“

Schamhaft errötend und die samtnen Wimpern senkend,
Gestand sie leise: „Meines kranken Vaters denkend,
Hab ich vor langer Zeit an einem Frühlingsmorgen
Ein Sämlein in den dunklen Gartengrund verborgen.
Hernach, die Hände zum Gebete faltend, hab
Ich diesen Segenswunsch gesprochen in sein Grab:
Sämlein im dunklen Gartengrund, die Augen schließe,
Öffne dein träumend Herz; und Heil und Segen sprieße.
Schenk eine Frucht mir, deren zauberkräftiger Saft
Dem Grambeladnen Trost, dem Kranken Lindrung schafft,
Auf daß mein Vater von dem finstern Wahn genese
Und Mut und Frohsinn ich in seinem Antlitz lese.
Das kluge Sämlein hat den Segenswunsch gehört:
Die Würzelein gestreckt, ein Stengelein empört,
Geschafft, gewachsen, sich gereckt, gebäumt,
Bis daß aus seinem Wipfel, blütenschneeumschäumt,
Nach langen Jahren, die in Tränen ich verloren,
Mir eine Frucht in goldner Sonnenglut gegoren,
Die einzge, heißersehnte, dieser Apfel hier,
Verliehen ward. O möcht er Labung spenden dir.“

Stillschweigend hört er's, ohne Zeichen, noch Bewegung,
Dem Anprall trotzend seiner stürmischen Erregung.
Doch was die geizige Zunge nicht gestehen wollte,
Sagt eine Zähre, die ihm aus dem Auge rollte.
In ihrer Hand die Gabe sah er länger nicht,
Schaut immer nur in seines Kindes Angesicht.
Nach langem, rätselhaften Schweigen schritt er dann
Langsam, mit feierlichem Ernst zu ihr heran,
Keuchend und stöhnend wie ein Büßer zum Altar,
Und ihre Stirn betastend, ihr gewelltes Haar,
Begann er: „Edles Kind, komm, laß mich dich berühren,
Mit Händen deine reine, heilge Unschuld spüren.
Dank deiner Gabe, die du gläubig mir gebracht,
Dank deiner Sorge, daß du liebreich mein gedacht,
Doch wehe mir, kein Zaubersaft, kein Segen heilt
Den Daseinstäter, den die Gnade nie ereilt.
Eh daß des wilden Weltenwirbels Kreisel steht,
Eh daß der letzte Klagelaut im Raum verweht,
Eh daß der letzte Haß im Aug des letzten Bösen
Vergrinst, gibt's keine Macht, kein Mittel, mich zu lösen.
Erhebe dich, brich auf und zieh hinab nach Erden,

Digitized by Google

Den Menschenkindern laß den Segensapfel werden,
Ihnen zum Jubelfest und frohen Feiertag,
Der ihre viele Lebensmüh versüßen mag.
Vielleicht, wenn Dankesjauchzen an mein Ufer schwingt,
Daß mir ein Stündlein Ruh, ein Schlücklein Trost gelingt."
Mit diesem Gruß entließ er sie. Alsdann aufs neue
Drehte sein müder Tritt das höllische Rad der Reue.

Bewußtlos eine Weile auf dem Knie verharrte
Und trüben Blicks auf die verschmähte Gabe starrte
Pandora, nagend am Bescheid, den ihr Verstand
Nicht faßte, ihre Kindesliebe nicht verwand;
Denn ihres Vaters Kummer schuf ihr Weh und Not.
Endlich erwachend, blind gehorsam dem Gebot,
Schied sie, ob ungern, ohne Zaudern und Besinnen
Zur Wanderfahrt ins tiefe Erdenland von hinnen,
Auf daß das Menschenvolk den Segensapfel erbe,
Und Dankgejauchz dem Kranken Trost und Labsal werbe.

Und sichern Fußes durch die Nebeldämmerung
Flog sie den jähen Pfad hinab im Lauf und Sprung.
Fürs erste, als sie noch das gipfelsturmumwehte
Steinwüstenlabyrinth der Kanten und der Gräte
Durchzog, auf schmaler Simsen schwindelhaften Brücken,
Wo kaum dem Blick ein Halt, dem Fuß die Tritte glücken,
Indessen tückisch schielend mit scheinheiligem Gähnen
Verkappte Schlünde sich in Wolkenbetten dehnen,
Die mörderische Zeh im bodenlosen Grund, —
Blieb noch ihr Herz befangen und verstummt ihr Mund.
Doch unten auf der traulicheren Trift der Weiden,
Wo sich die Wege trennen und die Wasser scheiden,
Als unverhofft, vom Morgenwind zerwühlt, zerfetzt,
Der Nebelschleier in die Weite floh und jetzt
Am Himmelsrand durch einen Schwall von Luft und Licht,
Der blickverblendend überfiel ihr Angesicht,
Das königliche Weltgebirg, gekrönt mit Gold,
Die Wolkenmäntel um die Hüften aufgerollt,
Ein dreifach Heer von Fürsten, Mann an Mann geschlossen,
Von seiner hohen Schanze nebelmeerumflossen
Herniedersah, und der von Staunen Übermannten,
Mit offnem Munde wehrlos auf dem Fleck Gebannten
Der übermütige, junge, kecke Sonnenschein
Mutwillige Küsse lachte in den Hals hinein,
Da jauchzte sie mit einem einzgen langen Schrei
Die Seele sich von allen schwarzen Geistern frei:
„Ich weiß, ich fühl's, ich kann's in tausend Sprachen lesen:
Glückauf, mein Vater! glaub, o glaub's, du wirst genesen.
O Wahn! o Trug, unseliger! begreiflich bloß,

Digitized by Google

Weil deine Demut deiner Größe ebengroß!
Ist's möglich, daß wer solcher Werke Täter ist,
Umsonst, in selbstgeschaffnem Harme sich zerfrißt?
Daß er nicht ahnt, nicht spürt die Herrlichkeit und Pracht
Der tausend Wunder, die sein Riesengeist vollbracht?
O wenn er's über sich gewänne! wenn's geschähe,
Daß er herniederstiege und mit Augen sähe!
Ein Blick, ein einziger, zerschmetterte das Joch
Des grausen Wahns in Splitter. Ei, so sagt ihm's doch!
Gleißt nicht so stumm und geistlos! Leben! Leidenschaft!
Hervor mit eurem Dank, den ihr gen Himmel gafft.
Laßt brausen eure Stimmen, gebt in Jauchzerchören
Ihm seinen Ruhm mit Preis und Lobgesang zu hören.
Und laßt nicht nach, bis daß er ungern, zürnend schier,
Sich umschaut: »Welch ein Jauchzen! gilt das, gilt das mir?«
Und ihr dort hinten mit den stolzen Silbrnnacken,
Ihr Berge alle und ihr trotzgen Felsenzacken,
Statt steif und starr auf euren Sockeln dazubauern,
Bewegt euch! Rührt euch! Hebt die Füße! lüpft die Mauern!
Steigt aufeinander! gipfelt! Himmelhoch getürmt
Durchstoßt die Wolken! Eures Schöpfers Heimat stürmt!
Alldort steht still und weist ihm eure herbe Schöne:
»Hier sind wir; sprich dein Urteil! gib! der Wahrheit fröne.«
Und wenn er schwankt, wenn zögernd er das Urteil stammelt:
»Wer hat im Weltraum solche Herrlichkeit versammelt?«
Streckt eure Zeigefinger aus und werft ihm zu:
»Der Herr, der Meister aller Meister, Namens du.«"

So jubelte Pandora, die beglückte Maid,
Die Schöpfung grüßend von der grünen Weltenweid.
Hierauf, erleichtert, wanderfroh und morgenmunter,
Flog sie den Waldpaß nach dem Erdental hinunter.

Zuunterst in des Wendelweges letzter Bucht,
Zwischen den Flühen und der wilden Wasserschlucht,
Als jetzt das blassre Blau am hellern Himmelsbogen
Und Ströme Sprühlicht, die vom Bachgrund bergwärts zogen,
Das Tal ankündigten im irdischen Gebiet,
Und Hundekläffen Menschennähe ihr verriet,
Da flüchtete sie schnell, vom Neuheitsschreck getroffen,
Abseits vom Weg sich hinter einen steilen Schroffen.
Daselbst verborgen, spannte sie das Ohr und lauschte
Dem mannigfachen Tonspiel, das von drüben rauschte,
Dem Hahnenschrei vom Dorf, dem Sägemühlesingen,
Dem Kinderlachen, wenn sie durch die Matten springen.
Wie schien, mit ihrer öden Heimat im Vergleich,
Ihr da die Welt der Erde wohnlich, warm und reich,
Und nicht begriff sie, wie im Zauberland der Dinge

Digitized by Google

Ein anderes Gefühl als Lebensluſt gelinge.
Sie, wenn ſie dürfte, wenn ein Machtſpruch ihr's vergönnte,
Wer weiß, ob ſie nicht tauſchen möchte, wenn ſie könnte!
Und neidiſche Seufzer ſtahlen ſich aus ihrer Bruſt.

Hierauf, ſich ſtrafend, ihrer Sendung neubewußt,
Nahm ſie den goldnen Apfel aus dem Leibgewand,
Betrachtet ihn, liebkoſt ihn, wog ihn in der Hand.
„Du, der ſo viele Müh und Sorge mir bereitet,
Du, den mein Herzenswunſch ſo manches Jahr begleitet,
Den ich mit Tränen pflanzte in den Gartengrund,
Den betend ich geweiht mit meinem Segensmund,
Öffne die ſchönen Augen, glänze, blitze, ſtrahle!
Mit goldnen Farben das Geländ der Erde male.
Auf daß den Menſchen werd ein Jubelfeſt zuteil,
Das meinem kranken Vater ſtifte Troſt und Heil!"
Jetzt Mut! Nach einem tiefgeſchöpften Atemzug
Sprang ſie ins Freie, wie geſchwind der Fuß ſie trug.
Alldort im klaren Tag, dem Blick der ganzen Welt
Allein und weithin ſichtbar ſchutzlos bloßgeſtellt,
Sah ſie ſich haſtig um in heißer Wangenröte,
Welch Plätzlein zum Altare ſich am beſten böte.
Sieh! hüben in der Felſenmauer eine Niſche.
Willkommen! dieſe wählte ſie zum Gabentiſche.
Legte den Apfel ſorgſam auf die Bank. Dann Flucht!
Verborgen wieder im Verſteck der ſchattigen Schlucht.
„Ob ich den Apfel wohl dem rechten Platz empfohlen?"
Sie ſprach's, und guckte prüfend um den Rank verſtohlen.
O Wonne! Welch ein Feuer, welche Farbenblitze
Er funkelte von ſeinem luſtigen Schauburgſitze!
Daß von den Garben, die er ſprühte rund um ſich,
Der gelbe Erdenſonnenſchein beſchämt verblich.
Und bunte Sommervögelhaufen, ſiehe doch,
Und Bienenſchwärme, Käfer und was alles noch,
Kamen, gelockt von ſeinem wunderſamen Glänzen,
Den ſchönen Fremdling zu umtanzen und umkränzen.
Von allen Enden wimmelt ein verzücktes Grüßen,
Selbſt Reh und Haſen mochten ihre Neugier büßen.
„Gelobt!" Zufrieden, ſicher, daß ſie gut getan,
Trat ſie mit ruhigem Herzen jetzt den Heimweg an.

Von Zeit zu Zeit, ſei's Abſchiedsweh, ſei's Schenkerglück,
Hielt ſie ein Weilchen ſtill und ſah talab zurück.
Und ob dem Wandern ſängelte ſie hin und wieder
Halblaute Sätzlein mutbeſeelter Reiſelieder.
Doch wo des Weges Schleifen in der Schluchtengaſſe
Über dem Bachgrund formten Vorſprung und Terraſſe,
Da zahlte ſie, von Glück und Schönheit übervoll

Digitized by Google

Der Jugend- und Gesundheitswollust willig Zoll
Und sang sich dieses Tages Freud und Leid und Schmerzen
Mit der erlösten Stimme höchstem Schwung vom Herzen.
Und einmal angefangen, fuhr sie fort und sang
Und sang ohn Unterbruch den ganzen Weg entlang,
So daß ihr Wanderzug ein tönend Perlenband
Von Jauchzerketten um die Felsenwände wand.
Und als schon lang ihr Angesicht und goldnes Haar
Im Wald verleuchtet und ihr Lied verklungen war,
So lauschte noch das Tal, und Andachtschleier hingen
Am Bord des Weges, den Pandoras Füße gingen.

Über dem Dorf, am Waldrain hinterm Mühlebach,
Als in der Morgenimbißpause allgemach
Die Hägedinger Bauersleute aus den Matten
Und Äckern schwenkten in den kühlern Waldesschatten,
Da trippelte in hitzigem Stolperlauf ein Trab
Von Kindern längs dem Hag den steinigen Steg herab,
Im Knäuel vorwärts strauchelnd, der sich drängt und schlug
Um etwas, das ein Maidlein in der Schürze trug.
Und ihres Staunens atemloses Ah und Oh
Gab Zeugnis, daß sie eines seltnen Fundes froh.

Nachdem zunächst die Bauern, wie man immer muß,
Den Kindern Schimpf und Zank verabreicht zum Genuß,
Hierauf den Findling ihnen unwirsch weggerafft,
Und „packt euch, trollt euch“ alle kurz nach Haus geschafft,
Ließ jeder seinem Nachbarn, dieser seinem andern
Das Glitzerding mißtrauisch in die Hände wandern,
Beguckten's links und rechts, verkehrten's um und über,
Hielten's ans Ohr und wischten mit dem Ärmel drüber,
Allein je länger sie es drehten hin und dar,
Des minder wurde ihnen das Verständnis klar.
„'s ist eine Frucht und wieder doch nicht eine Frucht,
Fast hielt ich's für ein Spielzeug, wär ich bald versucht.“
Und alles schwieg. Kein Ausspruch traute sich ins Freie.
Endlich geschah ein Vorschlag aus der hintern Reihe.
„Es sei was immer, eines scheint bewiesen schon:
Liebwerte Vettern, wir verstehen nichts davon.
Warum denn, statt die Köpfe uns damit zu plagen,
Nicht lieber einem Klügern seine Meinung fragen?
's ist Freitag heute, glaub ich, wenn ich richtig bin.
Da fährt ja unser Botenfuhrmann ohnehin
Heut nach dem Königshof zur Küche. Was verschlägt,
Daß er das kleine Weißnicht, das nicht wichtig wägt,
Beiläufig mitnimmt? Unwahrscheinlich ist es nicht,
Daß ihm gelingt, daß er den König selber spricht.

Digitized by Google

Der ist nicht stolz; sein Zugang steht dem Volke offen.
Taugt's etwas, dürfen wir auf Gegenlöhnung hoffen."
Man mängelte ein wenig, mäkelte daran,
Schließlich, da niemand Bessres wußte, nahm man's an.
Nun ward das Fundstück, säuberlich wie sich's gebührt,
In eine Zeitung eingewickelt, zugeschnürt,
Hernach mit aller Art Gemüs und Grün daneben
Dem Botenfuhrmann zur Bestellung übergeben.
Doch daß er's, falls nur immer möglich, wenn's gelinge,
Dem König selber eigenhändig überbringe.
Der stopft es in den Wagen, hob die Geißel dann
Und hauderte davon mit seinem Zweigespann.
„Hü! hott" mit Peitschenklatsch und Klingelschellen,
Umschnurrt von Bremsen und verfolgt von Hundebellen.
Kein Wirtshaus oder Dorf, wo er vorüber kam,
Daß er nicht irgendeinen Auftrag übernahm.
Hier wurden Krebse, dort ein Ferkel aufgepackt,
Bald in den Lederbeutel Briefe eingesackt,
Bald eine Bauernmagd zum Reisekameraden
Und Schwatzgesellen auf den Fuhrmannssitz geladen.
„Wie geht's in Hägedingen?" „Alles stets im Alten."
„Schön Wetter heute." „Pöh! ich fürcht, es wird nicht halten."
Und also fort mit läufigen Redensarten viel.

Verspätet, gegen Mittag, angelangt am Ziel,
Als er die Gäule mit verstärktem Peitschenhieb
Zur Burg hinan die breite Straße aufwärtstrieb,
Sieh da: am Kamme oben, längs dem Hügelborde
Gelagert, eines Wagenzuges Troß und Horde.
Aus weiter Ferne hergefahren offenbar;
Denn fremde Trachten und Gestalten nahm man wahr,
Braune Gesichter, rote Röcke zwischenbei,
Und nach dem Rossewiehern, Blöken und Geschrei,
Dem Hin- und Wiederrennen, Zanken, Rufen, Schelten
Zu schließen, mußt es etwas grausam Wichtiges gelten.
Und schau: zwei Dromedare, die sie bei sich haben!
Echte, lebendige, die Hälse hoch erhaben.
„Was gibt's denn dort?, was will das fremde Volk bedeuten?"
Fragt er zwei Knechte, welche in der Nähe heuten.
„Man hat scheint's in der Wüste einen Riesenfund,
Ein uralt Tempeltor gegraben aus dem Grund,
Und für die Menschheit hat's der König angeschafft.
Zwar unsereins sieht nichts daran mit aller Kraft,
Die Kenner aber machen ein unsinnig Wesen
Daraus und können von Bewundrung nicht genesen."
„Die ganze Schule ist erschienen zum Empfang.
Jetzt halten sie im Hofe Reden stundenlang,
Dort wimmelt's von gelehrten Häuptern, nicht zu zählen.

Digitized by Google

Wer Weisheit heut im Schloß bedarf, dem kann's nicht fehlen."
Ehrfurcht, mit Wundergierde wechselnd, überkam
Den Fuhrmann, als er diese Neuigkeit vernahm,
Und immerwährend aufwärts gaffend nach dem Hügel,
Fuhr er vorsichtiger bergan mit kürzerm Zügel.
Was ihn zumeist erfüllte mit Bewunderung,
Das war, zuvorderst oben auf dem Hügelsprung
Ein prächtiger Kamelhirt, königlich geschnäuzt,
Der stolzen Gangs, die Arme auf der Brust gekreuzt,
Im Grase wandelte, und rülpste dann und wann.
Und Haufen Volk betrachtete den großen Mann,
Der das Kamel geführt, das solch ein Ding gebracht,
Von dem man solch ein ungeheures Wesen macht.
Mit einmal kam es aus dem Trosse zornempört:
„Heda! Nein seht doch diese Frechheit! Unerhört!
Was will der Bauer hier mit seinem Hauderwagen?
Nichts da! Zurück und einen Nebenweg einschlagen."
Erschrocken über diese ungeselligen Sprüche
Schwenkt er kehrum den alten Weg hinauf zur Küche.
Als er die Pferde an den Pfosten festband: Hu!
Wie ging das heute morgen in der Küche zu!
Ein Hetzen, Keifen, Kesselschmeißen und Geklirr,
Ob Hölle oder Narrenanstalt, ward man irr.
Der König, hieß es, habe plötzlich eins, zwei, drei
Ein festlich Essen und was alles ist dabei
Für die Gelehrten auf heut abend anbefohlen.
Als ob man's nur so könnte aus dem Daumen holen.
Schon aber kam, fettglänzend, dampfend, schweißumflossen,
Mit feuerrotem Kopf der Koch hervorgeschossen:
Sprachlos vor Eile fing mit hastigem Fingerfühlen
Er an, die Wagensendung umundumzuwühlen.
Er feilschte diesmal nicht, kein Preis war ihm zu schade.
Gemüse, Ferkel, Krebse, alles fand jetzt Gnade.
Hingegen als er unter anderm schließlich auch
Das kleine Weißnicht fischte aus dem Wagenbauch:
„Was ist denn das?" heischt er unwillig stirnerunzelnd.
Der Fuhrmann, blöde lächelnd und verlegen schmunzelnd:
„Ich soll das, sagten sie zu mir in Hägedingen
Dem König Epimetheus selber überbringen."
„Zeig her, laß sehn, halt dar." Entnestelte die Schnur,
Und lüftete ein weniglein, zur Einsicht nur,
Den Zeitungsumschlag, schob die Nase durch die Kluft,
Dann warf er vorwurfsvoll die Arme in die Luft:
„Was?! Obst?! Um eine Frucht willst du zum König schuhn?
Meinst du, er habe sonst nichts Besseres zu tun?"
Doch eingedenk der Weisung, welche dem Gesinde
Der König eingeschärft, daß keinem Menschenkinde,
Und wär's der letzte, ärmste Ackerknecht auf Erden,

Digitized by Google

Zu ihm der Zutritt dürfe unterschlagen werden:
„So geh denn," gab er nach, „so geh denn meinetwegen.
Allein verlaß dich drauf, heut kommst du ungelegen.
Denn heut gibt's Wichtiges im Haus. Ich wünsch Geduld.
Und wenn du übel anläufst, ist's nicht meine Schuld."
Und einem Diener, welcher, eines Auftrags ledig,
Zum Schloß heimwegte, anempfahl er gönnergnädig:
„Du! Sorg doch, daß dem Burschen da, der eine Frucht
Beim König eigenhändig anzubringen sucht,
Ein Vorzugsplätzchen vor den andern Wartern frommt,
Wo ihn der König früher zu Gesicht bekommt."
Der Diener nickte, und der Fuhrmann spannte ab,
Worauf das Paar sich in das Schloß hineinbegab.

In einem hohen, einsamstillen Wandelgang,
Der zwischen Pfeilern lief der Mauerwand entlang,
Stellt ihn der Diener auf. „Bleib hier geduldig stehn,
So kann der König, wenn er kommt, dir nicht entgehn.
Ich melde dir's, sobald er anrückt, vorher dann.
Einstweilen schau die Aussicht und die Bilder an."
Nach diesen Worten ließ der Diener ihn allein.
Gehorsam blieb er beim befohlnen Pfeilerstein
Und wartete. Ihm ward bei diesem Abenteuer
Allmählich nicht mehr ganz gemütlich und geheuer.
Wenn einen schon die Bauern nichts als Hader schenken,
Wie wird dann erst der König toben! mußt er denken.
Vollends sein Fuhrmannskittel und die staubigen Schuhe
Benahmen ihm den Mut und raubten ihm die Ruhe.
Es war so vornehm hier herum und feierlich.
Wie kam er nur hierher? was wollt er eigentlich?
Und eines Redners Stimme, die vom Hofe tönte,
Von Jubel unterbrochen, der ihm Beifall dröhnte,
Verriet ihm, daß unzählige Menschenscharen, wehe,
Und was für wichtge! lauerten in seiner Nähe.
Offen gesagt: Ihn reute, daß er kam, im Stillen.
Und ach! der Heugeruch von draußen! Und die Grillen!
Wenn sie nur wenigstens die Gäule nicht vergessen,
Ihnen auch Wasser geben und genug zu fressen.
Und wie nun immer frischer Nachschub öder Zeit
Verlängerte der Warteſtunden Ewigkeit,
Tappt er mißmutig auf und ab und hin und her.
Er hätte nie gedacht, das Warten sei so schwer.
Die Aussicht anschaun, wie der Diener ihm befohlen?
Ja was an dieser Aussicht ist denn da zu holen?
Die blaue Luft, der Hägedinger Hügelzug!
Das braucht er nicht zu schaun, das kannt er gut genug.
Oder die Bilder? Was für? wo? an welcher Ecke?
Wahrscheinlich die Gemälde oben an der Decke.

Digitized by Google

Doch pfui! was für gemeine! Diese ansehn? Schande!
Schamlose Weiber, splitternackt im grünen Lande.
Bis daß die Langeweile schließlich ihn verdummte.
Wonach zuletzt sogar die Ungeduld verstummte.
So daß er sich vergaß, den Spinnen zuzuschauen,
Wie an den Säulen oben sie die Netze bauen,
Oder den Schwalben, wenn in blitzgeschwinden Bogen
Sie durch die Mauerfenster aus- und einwärts flogen.
Ein dummer Heuschreck neben ihm im Rosenstrauch
Rings um den Stengel turnend unterhielt ihn auch.

Da warf des Dieners Flüstern ihm die Warnung hin:
„Beiß auf die Zähne: Herzelieb, die Königin."
Vergebens guckt er sich nach allen Seiten um,
Kein Mensch zu sehn, die Halle von Geräuschen stumm.
Plötzlich geschah im Widerlichte von den Wänden
Ein Farbenspiel und eines Frauenkleides Blenden.
Und aus der Blendung tauchte, ob ein Weibsbild bloß,
Etwas: so unvernünftig vornehm, stolz und groß,
Daß er vor Niedrigkeit und Überraschungsschrecken
Sich hätte mögen in den Pfeilerstein verstecken.
Ein Windspiel knurrte, stieß ihn mit der Schnauze an.
„Ruhig!" befahl sie. „Willst du artig sein? Heran."
Die längste Zeit ohn einen Ruck zu wagen hielt
Er still, die Augen steif auf seinen Schuh gezielt.
Endlich, vermutend daß sie nun vorüber sei,
Versucht er, scheel von unten, Probeblicke zwei.
O Graus! Ein Frauenschuh, ein überschlagen Bein!
Sie saß im Mauerfenster auf dem Simsenstein,
Drei Armeslängen höchstenfalls von ihm entfernt.
Wie gern hätt er Verschwinden jetzt gelernt!
Und keine Möglichkeit sich heimlich wegzuschleichen,
Er stand zu nah. O Pein! o Ärger ohnegleichen!
Unleidlich, wie das Blut ihm in den Schläfen pochte.
Was sie im Mauerfenster tun und treiben mochte?
Laß sehn. Kaum aber hob die Nase er empor,
So wies der Unhund ihm ein Maul voll Zähne vor.
Anfänglich blieb es stille; stiller fast sogar
Als früher, da er ganz allein gewesen war.
Einzig ihr Fuß, der spielend auf und nieder schwebte,
Dem Hund den Rücken krauend, zeigte, daß sie lebte.
Mit seinem Kopf ein Veilchen zärtelte sie dann,
Erteilt ihm Koseworte, nahm die Pfote an,
Dann wieder eine Pause. Später sang sie leise
In langgezognen Tönen eine Trauerweise.
Und aus der Dämpfung, die der Stimme angeschah,
Ward deutlich, daß sie abgekehrt durchs Fenster sah.

Digitized by Google

Da horch, im Hof ein neuer Redner. Ha! der kann's!
Glattläufig wie die Strömung im Kanalbett rann's.
Und stetig stärker, lauter vor Begeisterung
Trieb über alle Dächer er den Redeschwung.
Wohl! Solchen Fürsprech möcht er haben vor Gericht!
Man mußte lauschen, ob man wollte oder nicht.
Der Windhund sträubt ein Ohr, ihr Trauerliedlein schwieg.
Und wie des Redners Stimme immer höher stieg,
So konnte man ein jedes Wort mit Leichtigkeit
Zuletzt verstehn. Er sprach von einer alten Zeit,
„als noch von Fäulnis unzerfressen, unverbraucht,
Die jugendfrische Menschheit, hain- und quellumhaucht
Ob unbewußt, im Halbschlaf, um so sichrer nur
Traumwandelnd in den heilgen Spuren der Natur
Der gütigeren Gottheit leuchtendere Spenden
Einfältig fromm empfing mit gläubigen Kinderhänden".
Mit einmal wie vom Schlaf erwachend stöhnte tief
Und seufzte mehrmals auf die Herzelieb und rief:
„Ach Jammer, daß die Götter alle Süßigkeiten
Verschwenderisch verschenkten den vergangnen Zeiten!
Ach Unrecht, daß der nüchterkahlen Gegenwart
Sie nur des Alltags grauen Griesgram aufgespart!"
Hiermit erhob sie sich; und schlank vom Sims geglitten,
Stand sie hochauf und eilte fort mit leichten Schritten.

Im Hof inzwischen drüben schien die Rede aus.
Und ein gewaltiger Sturm von Dankeslobgebraus
Erfolgte jetzt und tolles Klatschen mit den Händen
Und tobte immer neu und wollte fast nicht enden.
Dann gab es einen wirren Lärm von Füßescharren,
Von hundertfältigem Plappern, Laufen, Türenknarren,
Plötzlich ergoß sich in die stille Wandelhalle
Das sämtliche Gelehrtenvolk in dichtem Schwalle.
Der König an der Spitze. Unnütz ihn zu nennen,
Die Ehrfurcht, die ihm diente, ließ ihn leicht erkennen.
In eifrigem Gespräche, näher immer mehr
Kam er, umringt von Weisheitsobersten daher.
Sieh da ein Bauer, welcher ihm den Weg versperrte,
Sich ungeschlacht verbeugte und am Hute zerrte.
„Mut, lieber Freund," grüßt ihn der König, „Mund auf! Mut!
Was führt dich her? Sag's deutlich, sag es kurz und gut."
Und als der andre ohne Rede kurz und grob
Ihm etwas in die Hände viel mehr stieß als schob,
Und Epimetheus Auge nach entknüpfter Schnur
Ein Zeitungsblatt mit einer Frucht darin erfuhr,
Zog er ein halb enttäuschtes, halb erfreut Gesicht:
„Es scheint ein Apfel und kein Apfel wieder nicht.
Schönheit und Farbenpracht sind ihm nicht abzusprechen.

Digitized by Google

Doch Obacht! Außre Anmut darf mich nicht bestechen.
Heb an, erzähl: wer gab dir das? wo hast du's her?"
Vermucktes Maulen munkelte: „Ich weiß nicht mehr,
Als daß sie es in Hägedingen aufgelesen,
Auf einem Kalkstein in den Flühen sei's gewesen."
Der König schüttelte den Kopf; Bedenken kamen:
„In Hägedingen? aufgelesen? Ohne Namen?
Hochedle, weise Herrn, belesen und gelehrt,
Helft mir, vergönnt mir euren Spruch: Ist's etwas wert?
Ich selber weiß nicht ja nicht nein zu diesem Funde!"
Und ließ das Rätsel weiterwandern in der Runde.
Der Erste schaute gar nicht hin. „Zum vornherein:
Apfel um diese Jahreszeit, das kann nicht sein."
Der Zweite schaute scheel: „Es glänzt mir viel zu sehr.
Die rechten Früchte kommen unscheinbar daher."
„Ich unterscheide", sprach mit festem Ton der Dritte,
„Drei Klassen Kernobst, nämlich Apfel, Birne, Quitte.
's ist keins von allen dreien. Und ein Zwitterding,
Verlaßt euch drauf, wird ewig nur ein Kümmerling."
„Man kann nicht sagen, daß es übel röche just.
Und dennoch ist — weswegen ist mir unbewußt —
Etwas an dem Geruch mir innig widerlich.
Wenn's ehrlich stänke, es empörte minder mich."
„Wer weiß denn aber auch, durch was für Händ und Taschen
Es hergelangt. Ich würde mir die Hände waschen."
„Auch würd ich's nicht, ich kann die Angst nicht überwinden,
Einfach wegwerfen. Denn wie leicht kann's jemand finden."
„Nimm einmal an — man weiß ja nie — es wäre giftig,
— Denk an die prächtgen Pilze, der Verdacht ist triftig —
Wenn Kinder — nur daran zu denken! — es entdeckten!
Und, wie sie leider ja so häufig tun, dran leckten!"
„Bewahre!" rief der König: „Wehe der Gefahr!"
Und gab geschwind die Frucht dem Fuhrmann wieder dar.
„So leid mir's tut, mein armer Freund, du bist betrogen,
Sie haben einen schlechten Scherz dir aufgelogen.
Wohlleicht ist's schädlich. Besser meid, es anzurühren.
Du mußt's auf einen abgelegnen Anger führen,
Dort in ein Loch vergraben und mit Erde decken.
Recht tief, daß nicht ein Hund etwa es mag erschmecken."

Geduckt, mit schiefem Blick und langer Nase drückte
Sich der Enttäuschte weg. Doch kein Verbergen glückte.
Denn das Gesinde, voller Schadenfröhlichkeit,
Bot ihm mit spöttischen Augen schimpflich das Geleit.
Es gab, die ihren Witz an seiner Schande schliffen,
Es gab, die ihm den Abschied durch die Finger pfiffen.

Doch was am heftigsten die Galle ihm erregte,
Das war die übermütige Lustigkeit der Mägde,

Digitized by Google

Wie sie bei seinem Anblick, durch und durch gesund,
Die Lebensfreude gaben durch Gekicher kund.
Der Gärtner spürte Mitleid mit dem stummen Jammer,
Zupft ihn am Ärmel, zog ihn in die Apfelkammer:
„Um dich", sprach er, „vor ähnlichen Betruggefahren
Hinfort für alle Zukunft gründlich zu bewahren,
Gewähr ich dir, es ist nicht halb so schwer im Grunde,
Komm, setz dich, eine kleine Unterweisungsstunde
Von echt und falsch und ihren Unterscheidungszeichen."
So sprechend ließ er sich den fremden Apfel reichen,
Griff einen echten Apfel aus dem Apfelhaufen,
Hielt ihm die beiden vor und ließ die Lehre laufen,
Indem er den mit jenem gegenseits verglich.
Und zeigt ihm an dem falschen Apfel meisterlich
Alle geheimen Fehler und versteckten Mängel
In schwindelhafter Zahl vom Kränzlein bis zum Stengel.
Und als der andre schnöd die Sitzung unterbrach,
Von dannen laufend, rannt er ihm entrüstet nach:
„Nimm's mit, dein faules Zeug, kannst's anderswo abladen,
Es soll mir nicht noch meinen guten Äpfeln schaden."

Neben der Küche spannt er hastig an und floh,
Nichts anderes im Sinn, als wie etwa und wo
Er sich der Unheilsfrucht entledigen möchte, schräg
Den Berg hinunter auf dem jähen Holperweg.
Zu Fuß neben dem Wagen, grimmig, und mit Tücke
Nach einem Busche spähend, wo der Wegwurf glücke.
Ein Busch kam nicht, hingegen jetzt ein Dornenhag.
„Weg mit! — Gottlob: befreit! Nun les ihn auf wer mag."
Als unversehens hinter ihm vom Hügel oben
Die Luft erdröhnte von erbostem Stimmentoben.
Ob er den Hag für einen Kehrichtkübel halte?
Und ob er meine, daß hier keine Strafe walte?
Da half kein Sträuben und kein noch so innig Fluchen,
Den Apfel mußt er wieder aus dem Hage suchen.
Als der am Hügelsaum ihn aus den Augen hatte,
Gab's eine hoch mit Gras bestandne, saftige Matte.
Allein den Apfel weit ins Gras geschleudert kaum,
So wütete ein unsichtbarer Pächter Schaum.
Und also fort. Wohin er auch den Apfel warf,
Ward ihm ein Pächter giftig oder Wächter scharf.

Doch halt, sieh auf der Straße dort, zum Zug geschlossen
Das fremde braune Volk mit Wagen und mit Rossen:
Die Karawane, die der Fracht entledigt, leer
Heimwärts zur Wüste leitete die Wiederkehr.
Vergafft, mit offnem Maule staunt er steif und stier
Hinüber. Fastnachtsmaskerade dünkt ihn's schier.

Digitized by Google

Allein ihm schien, als ob dem Zuge jemand fehle.
Und schöpft in den Gedanken. Richtig, die Kamele.
Nach allen Seiten sucht er mit den Augen die.
Hilf Himmel! auf dem Holperwege kamen sie
Von hinten gegen ihn herab auf flinken Sohlen.
In Kürze mußten sein Gespann sie überholen.
Und in dem schmalen, hohlen Karrenweg war kaum
Ihrem Vorbeizug zeitig Platz zu schaffen Raum.
Hurtig den Apfel in den Wagen heimbeflissen,
Hernach mit Leibesmacht und wilden Zügelrissen
Das Gaulgespann gewaltsam aus dem Weg gedrückt.
Es ging wie's ging. Je nun, notdürftig war's geglückt.
Unwichtig, daß von jedem, der vorüberging,
Er einen bösen Wunsch zum Dank dafür empfing.
Erlösung! schon beinah vorüber die Gefahr.
Einzig als Nachtrab noch das zweite Dromedar.
Mit Buckelwackeln, schnauzenschmunzelnd schaukelt es heran,
Den Hals und die erhabne Miene himmelan.
Sodann beiläufig, im Vorbeiziehn, schnappt es faul
Den Apfel aus dem Wagen mit gespitztem Maul,
Und schmatzend, kauend, trampelt es damit fürbaß,
Bewahre, daß es seine Würde drum vergaß.

Der Fuhrmann glotzt ihm eine Weile geistlos nach.
Für dies Ereignis hatte sein Verstand kein Fach.
Allmählich ward ihm immer deutlicher indessen:
Der Apfel wurde vom Kamele aufgefressen.
Nun, das ist jedenfalls ein Ende und ein Schluß.
Unnötig, daß man noch darüber grübeln muß.
Und ohne weiter sich's zu Kopfe gehn zu lassen,
Schwenkt er zur Menschenstadt hinüber in die Gassen.

Im finstern Tann, zuhinterst in der Gartenschlucht,
Wo unterm Wasserfall in überstürzter Flucht
Der Bach den weiten, unterhöhlten Uferbogen
Pfeilschnell umtobt im Tanz der aufgeregten Wogen,
Indessen furchtlos von den gischtumbrausten Felsen
Rotnelken schaukeln auf den windbewegten Hälsen,
Genoß des wollustschwülen Sommerabends Gnade
Der Engel Gottes heut im quelldurchschäumten Bade;
Kraftinnig, körpermutig, gegenwartbeglückt,
Allen Gedanken, allen Sorgen frei entrückt.

Da zog die goldne Sonne übers Wipfeldach,
Die diesen Gruß ihm durch das Waldesfenster sprach:
„Was säumst du hoch im Himmel, einsam hinterm Hause,
Des Bades pflegend in der düstern Gartenklause?
Indes im lichten Tale fern, auf Erden nieden,

Digitized by Google

Ein freundgesinntes Glück dir Hochzeit hat beschieden?
Pandoras Stimme hört ich im Gebirge singen,
Den Wald bachabwärts sah ich ihre Füße springen,
Dem Menschenlande zu, am frühen, duftgen Morgen,
Wo einen Apfel auf der Felsbank sie geborgen.
Ein Kinderhäuflein hat ihn alsobald entdeckt,
Und Jubel, mut ich, ist im Menschenland geweckt."

Sie sprach's, und setzte weiter ihren ruhigen Gang.

Mit lauten Freudenrufen aus dem Bade sprang
Der Engel Gottes. Und vom Garten unverweilt
Nach seinem lichtdurchblauten Hause heimgeeilt,
Salbt er sich Haupt und Füße, zog die Schuhe an,
Und mit dem schönsten Feierkleide angetan,
Entbot er seinen Engeln: „Freude! Hochzeit rüstet!
Mit Sang und Tanz und allem was das Herz gelüstet.
Ein köstliches Geschenk ist unvorhergesehn
Dem Menschenvolke und dem Gottesreich geschehn.
Drum regt euch, schmückt euch, macht die liebe Seele weit,
Und auf mein Zeichen haltet sämtlich euch bereit.
Seht ihr vom Menschenschloß die weiße Fahne winken
Und hört die Wächter blasen aus den Hörnerzinken,
Dann mit Gesang und Harfen ordnet euch zum Zug
Und zieht hinab nach Erden säuberlich mit Fug,
Auf daß ihr mit dem Menschenvolke insgemein
Ein Jubelfest genießt in herzlichem Verein.
Lachen ist heute Tugend, Scherz soll euch nicht reuen.
Denn alles was da atmet darf sich heute freuen."

Ob dieser frohen Botschaft, glückverheißungsreich,
Geschah ein Händeklatschen durch das Himmelreich,
Und im gesamten Engelvolke um und um
Erwachte Emsigkeit mit Trällern und Gesumm.
Und gingen ihre goldgewirkten Kleider holen
Und neuen Schuhe, tänzelnd, glitschend auf den Sohlen.
Und standen, saßen, hockten auf dem Mauerrand,
Zu äußerst auf dem Sims der jähen Himmelswand,
Wetteifernd, wer die weiße Fahne möcht erschauen,
Die ihnen Lustzeit kündige und Herzerbauen.

Der Engel Gottes aber eilte frohbewegt
Die schöne Straße abwärts, die nach Erden wegt.
Mit blindem Aug und Ohre, wirklichkeitsvergäßig,
Die Gegenwart verschmähend, nur aufs Ziel versäßig.
Allein wie schnell er eilte, schneller lief die Jagd
Der stürmischen Gedanken, welche ungefragt
Und unerlaubt ihm hundert Bilder und Geschichten

Digitized by Google

In losem Gaukelspiel begannen vorzudichten,
Ohn Anfang ohne Ende, zwecklos wie im Traum,
Der Schranken ledig, fliegend über Zeit und Raum.
Pandoras Apfel ließen sie ihn ratend schauen,
Am Haus des Ehrentempels hießen sie ihn bauen,
Den er dem gnadenreichen segenshaltgen Schatze
Erstellen wollte, oben am Entdeckungsplatze.
Bald aber führt ein wärmer, herzlicher Gedicht
Pandora selbst, die göttliche, ihm zu Gesicht,
Wie sie den waldigen bachdurchschäumten Schluchtengang
Im Morgenduft zum Menschenland hinuntersprang.
Und ihrer goldnen Locken, ihres Lächelns Minne
Aus Mund und Augen ward er sehnsuchtseufzend inne.
Und unersättlich konnte nie sein Hunger heilen
Vor diesem reinen farbenseligen Bild zu weilen.
Bis einesmals — wie ging das zu? auf welchem Weg? —
Er über Berg und Tal und Raum und Zeit hinweg
In grausen Höhen, wo kein Ton, kein Licht mehr grüßte,
Sich fortversetzt sah in die wilde Wolkenwüste
Der Überwelt, und schaute andachtschauernd Gott,
Gramwandelnd auf dem nebelrauchenden Schafott.
Doch während er, demütig vor dem Herrn sich neigend,
Von ferne stand, die Augen schließend, Ehrfurcht schweigend,
War schon, von unsichtbaren Fingern weggezückt,
Das heilige Antlitz wieder seinem Blick entrückt,
Und blitzschnell über schwindelnde Gedankenbrücken
Gelangt er jenseits tausender Jahrtausendlücken
Zum Anbeginn der Zeiten, als noch wiegenjung
Die Schöpfung staunte in die Zukunftdämmerung.
Und lebte wieder neu die beiden großen Tage,
Als überm Weltall zauderte die Schicksalswage:
Den schwarzen Tag, den Tag des Unheils und Verderbens,
Als aus der Schmerzensstatt des Lebens und des Sterbens
Der Schöpfer mit verstörten Augen, wahnumnachtet,
Des Fäusteballens und des Schreiens ungeachtet,
Das hinter seinen Fersen seinen Namen rief,
Haltlos, die Hände überm Kopf, der Welt entlief,
Vom einzigen Trieb besessen, wo, in welcher Höhe
Sein Ohr dem Klageton der Kreatur entflöhe.
Indessen unter ihm die führerlose Welt,
Vom Dampf in atemlosem Rasen fortgeschnellt,
Ohne vernünftige Leitung, ohne Weg und Spur,
Ein Spiel des Zufalls und das Opfer der Natur,
Blindlings den öden, uferlosen Raum durchtollte,
Wohin das Feuer hetzte und der Wirbel rollte.

Den guten Tag, den Sieg- und Tröstertag hernach,
Da er die Macht des schwarzen Höllenfürsten brach,
Er selbst, der Engel Gottes, der mit starker Hand,

Digitized by Google

Das Erdenzepter jenem aus den Fäusten wand,
So daß, als Insel in den schlimmen Weltenschlünden,
Es ihm gelang, ein Fleckchen Gottesreich zu gründen,
Das in des Lebenskampfes allgemeiner Not
Dem Guten und dem Schönen eine Zuflucht bot.
Ha! war das eine bittere Entscheidungsschlacht
Wider des argen Feindes List und Übermacht!
Und also deutlich, wahrheitskräftig und lebendig
Erfuhr er's in der Rückerinnerung inwendig,
Daß heute noch, von tausendjährigem Nachzorn scharf,
Er wie zum Streite grimmig seine Fäuste warf,
Und ob dem Feindeshasse, der sein Herz erfüllte,
Trotzrufe donnerstimmig in die Lüfte brüllte.
Indessen immerzu sein Fuß, erfahrungsklug,
Ihn rüstigen Schrittes treu und sicher vorwärts trug.

Mit einmal, wie er schon in nächste Erdennähe
Gekommen war, erwacht er aus der Traumwelt jähe,
Entließ den Spuk der wesenlosen Denkgespenster,
Und selig grüßt er, jubelnd durch die Augenfenster
Den heutigen frohen Hochzeitstag. Doch halt? warum,
Warum denn eigentlich ist alles still und stumm?
Weshalb vernehm ich nichts von Festgetös? Weswegen
Seh ich nicht Wimpel, Fahnen, Haufen Volks sich regen?
Und diese Frage noch nicht völlig ausgedacht,
So fiel ein kleines, ekles Klümplein von Verdacht
Ihm in die Seele, wie ein Ungezieferneſt
Vom Dach, und hakte sich mit einer Zehe fest.
Stirnrunzelnd, stillestehend, Aug und Ohr gespannt,
Schickt er die Blicke prüfend übers Menschenland.
Verlassen, menschenleer die weiße Straßenzeile,
Über den Häusern eine Wolke Langeweile,
Die Felder laut von werkeltägigen Geräuschen,
O nein, hier herrscht kein Fest! unmöglich, sich zu täuschen.
Jetzt aus dem Ungezieferneſt im Seelengrund
Gab plötzlich sich ein häßliches Gelächter kund.
Und eines einzgen Sprungs, geprellt mit Katzenschnelle,
Erschien ein Krötentier auf des Bewußtseins Schwelle.
Das wuchs und wuchs und dehnte sich und schwoll
Zum schwarzen Höllenungeheuer grauenvoll,
Das Gift und Geifer in die schöne Hoffnung mengte
Und alle frohen Geister und Gedanken sprengte.
So daß er nunmehr, seine Zweifelspein zu kürzen,
Im Laufe nicht, in Sprüngen und verwegnen Stürzen
Die Weiterreise zu vollziehen war beflissen.
Wie auch die Wahrheit laute, eines wollt er: Wissen.

Das flache Feld der Erdgemark durchstürmt er nun.
Laß hören, was die Menschen für Gespräche tun.

Digitized by Google

Dort aus den Matten kehren einige müde Mäher.
Pfui Scham! sie redeten von Schwiegersohn und Schwäher,
Als ob es heut ein Tag wie alle andern wäre.
Ein ander Grüpplein handelte von Unfallsmäre.
Gelächter in den Stuben, Kartenspiel in Schenken.
Und alte Männlein, die sich sonnten auf den Bänken.
Vorwärts, ohn Aufenthalt, dem Schlosse zu! Wenn irgend,
Find ich beim Menschenkönig Aufschluß oder nirgend.
Ha! Hoffnung! Becherklang auf der Terrasse oben!
Versammlung. Redner, welche ein Ereignis loben.
Vergnügte Mienen. Ja, entschieden: eine Feier
Geschieht dort oben. Trost! Glückauf! ich atme freier.
Bald aber schüttelt er den Kopf, ungläubig: Nein,
Mit Lebehoch, mit Kränzen und mit Ehrenwein
Ist man nicht eines echten ewgen Wertes froh,
Pandoraäpfel grüßt man anders, und nicht so.
Und auch des selbstzufriednen Lächelns Zuversicht,
Der fette Überzeugungsglanz gefällt mir nicht.

Auf halbem Weg, als er den Schloßberg stürmt empor,
Kam Epimetheus freudestrahlend ihm zuvor.
„O Glück! o Ehre! Gruß und Willkomm deiner Kunft!
Schickt dich der Zufall, hat der Zufall heut Vernunft.
Wir haben nämlich just zu einer Feier Grund:
Wir ehren einen großen, ungemeinen Fund."
Der Engel runzelte die Brauen: „Und der wäre?
Beschreib den Fund. Sein Aussehn, seine Form erkläre."
Und als der andre, von dem harschen Ton erschrocken,
Von einer alten Tempeltür verworrne Brocken
Begann zu schwatzen, fiel er ihm ins Wort: „Geh über!
Hat keinen andern Fund man dir gebracht darüber?"
Der König sah verwundert drein: „Ich ahne nicht,
Von welchem andern Funde deine Frage spricht."
„Spann dein Gedächtnis. Hat zum Beispiel nicht vielleicht —
Denk nach — dir jemand eine Apfelfrucht gereicht?"
Jählings erbleichend schlug die Stirn sich mit der Hand
Der König Epimetheus; stammelt und gestand:
„Es war mit etwas dieser Gattung, richtig, ja
Wohl jemand, allerdings, ein Botenfuhrmann, da.
Doch war's kein richtiger Apfel, wie es sich gehört,
In einer Felsfluh, glaub ich, hat man's aufgestört,
Und die Gelehrten, denen ich ihn vorgewiesen,
Haben einstimmig seinen Unwert mir bewiesen."
Grimmlachend, knirschend, rief der Engel: „Selbstverständlich!
Doch du, der Herr und König, komm zum Abschluß endlich,
Was tatest du damit? Ich handle bloß mit dir.
Laß eilends sehn den Apfel, hol ihn, zeig ihn mir."
Und als der andre stehen blieb und ohn ein Wort
Zu Boden sah: „Was säumst du? Hurtig! sput dich! fort!"

Digitized by Google

„Ich hab ihn halt, ich glaubte halt, ich hab ihn eben,
Nicht wahr? dem Boten wiederum zurückgegeben."
Mit einem rauhen heisern Aufschrei packt ihn an
Der Engel: „Wiederhol's, damit ich's glauben kann!
Verschmäht? Pandoras Apfel? In die Hand bekommen
Vom gnädigen gütigen Schicksal, und nicht angenommen?
Und wagt's und streckt den Leichnam in die Luft, und guckt,
Und sinkt nicht in den Boden, klaftertief verschluckt.
Mensch! hör was ich dir sage: Daß du dich nicht rührst!
Kein Wort, keine Bewegung, keinen Laut verführst!
Eh daß ich über dich, was Rechtens ist, verfügt.
Erwidre nichts. Du hast verstanden? Das genügt."
Und hinterließ ihn. Wie dann hinter seinen Beinen
Entschuldigungsgebettel winselte und Greinen,
Erzählend wie mit keinem Wörtlein das Gewissen
Ihm einen Rat, geschweige Warnung gab zu wissen,
Sondern ihn schnöd verließ, kehrt er sich heftig um:
„Hoff nur auf eine einzge Milderung: Verstumm!
Von dir, nicht vom Gewissen lautet jetzt die Frage.
Was hast du innen denn im Leib inwendig, sage:
Hast du denn keine Seele, sag doch, daß sie nicht
Beim ersten Blick auf jenes Kleinods Angesicht,
Aus dem Gefühl, aus dem Gemüt, aus Ahnung auch
Aufjauchzte: »Auf die Knie! ich spüre Gottes Hauch?«
Daß nicht dein sämtlich Eingeweide Andacht bebte,
Dir meldend, daß ein heilger Odem dich umschwebte?"

Hierauf den Berg erstürmend, klatscht er mit den Händen
Und schrie. Und als nun alles Volk von allen Enden
Vor seine Füße flog, bestürzt und schreckenswirr,
Befahl er: „Eile! Roß und Wagen ins Geschirr!
Schafft mir sofort zur Stelle jenen Bauernboten,
Der einen Apfel heut im Schloß hat angeboten."
Hei, wie geschäftig alles auseinanderfloh.
Er selber kauerte auf einen Stein, von wo
Das Auge die gesamte Schloßbergstraße frei
Und unbehindert überblickt, samt untenbei
Das weite Land bis zu den fernen Bergesspitzen.
Auf diesem Steine blieb er unbeweglich sitzen.
Gleich einer finstern Wetterwolke, schwergeladen
Mit Blitz und Donner und mit fahlem Hagelschaden.
Und wartete geduldig eine lange Stunde.
Horch! Pferdetrab! ha jetzt! Laß sehen, was für Kunde!
Gleich einem Adler reckt er sich und schaute auf.
Doch wie nun statt mit Siegesruf in munterm Lauf,
Ein Wägelein, das jedes Aufsehns sich entschlug,
Kleinlaut den Berg heraufkroch wie ein Leichenzug,
Und in dem Wägelein ein armer, blasser Tropf
Mit scheuen Blicken und mit tiefgesenktem Kopf,

Digitized by Google

Wußt er die schlimme Zeitung: Weg! auf nimmernie!
Und wenig war er nachrichtwißbegierig, wie.
Bloß, als des Boten Zunge mühsam, schreckenslahm,
Auf das Kameltier schließlich auch zu stottern kam,
Das dumm und giftstmirgleich den Apfel aufgefressen,
Sprang er, lautstöhnend, schmerzempört, schamzornbesessen
Hochauf und ballte seine Fäuste gegen ihn:
„Zuviel! halt ein! Das lügst du, Wicht! Der Wahrheit dien! —
O Gipfel aller Niedertracht, erreicht noch nie:
Pandoras Himmelsgabe übermacht dem Vieh!“
Dann, sich ergebend, jedes Hoffnungsstrahls beraubt,
Kehrt er die Schultern und verhüllte sich das Haupt.
Aus Scham, um ungesehn mit seinem Schmerz zu kämpfen,
Aus Gnade, seinen heißen, wilden Zorn zu dämpfen.
Und als er sich enthüllte, war's von neuem Er:
Der strenge Engel Gottes, ruhig, stark und hehr.
Die Zunge zähmend, und mit Maß das Urteil leitend,
Aufrecht mit festem Gange durch die Menge schreitend,
Entbot er diesen Abschied: „Höret, was ich will.
Und schreibt es pünktlich nieder als Gesetz und Bill:
Den Boten, der das Himmelspfand, das er empfing,
Getreulich in des Königs Hände liefern ging,
Doch eitel Schimpf und Hohn für seine Treue fand,
Den braven Boten heb ich in den Fürstenstand.
Dem Dorf der Bauern, die Pandoras Apfel raubten
Und ihn nach Hofe schickten, gönn ich, weil sie glaubten,
Um ihrer schmählichen Enttäuschung Schmerz zu lindern,
Hiermit den Adelsbrief samt Kind und Kindeskindern.
Was dann den Weisheitsdünkel, schulgelehrtheitfeist,
Der übrigen betrifft, die gimpeltölpeldreist
Ein göttliches Geschenk in ihren Fingerknochen
Herumhantierten und beguckten und berochen,
Um es nachher, als wär's ein Bankert feil und faul,
Hochmütig abzulehnen mit Gerichtgemaul:
So macht das selber — wohl bekomm's! — bei euch zu Haus
Feinbrüderlichgehässig miteinander aus.
Ich habe keine Sucht in dieses Würmerfaß
Zu greifen, um es einzeln zu erlesen. Paß!
's gibt Dinge in der Welt, die riechen also übel,
Daß selbst die Strafe fleucht. Drum Deckel auf den Kübel!
Doch eurer Niedertracht zum ewigen Gedächtnis
Stift ich der Menschheit eine Feier zum Vermächtnis:
Solang der Mond sich wechselt und die Erde währt,
Soll alle Male, wenn der heutige Tag sich jährt,
Am Morgen früh, zur Zeit der ersten Tageshelle
Das ganze Volk im Trauerzuge nach der Stelle
Hinaufziehn, wo der Kinder ahnender Verstand
Pandoras Huldgeschenk auf einer Felsbank fand.

Digitized by Google

Und alle Menschen, einer hinterm andern, müssen
Daselbst die Steine jenes heilgen Felsens küssen,
Dann auf den Knien rutschen bis zum Eingangstor
Der Schlucht, aus der sie selbst, die Holde, sprang hervor.
Und Fasten herrsche jenen Tag im ganzen Lande
Zur Rückerinnerung an eure ekle Schande."

Den Spruch getan, entfernt er sich mit raschem Schritte.
Sieh Epimetheus, bangend auf des Weges Mitte.
„Ha! Dieser! Sieh ihn!" schrie sein Schmerz, der Rache kochte,
Bis der Verstand ihm mahnend ans Gedächtnis pochte:
„Ein treuer Hund, der einst ein Perlenhalsband fand,
Zerzauste das in seinem Hundeunverstand.
»Für deine Untat«, schrie der Herr, »tut Rache not«,
Ergriff den Stock und schlug den treuen Wächter tot.
»Amen,« entbot der Wolf, »nun kannst du ruhig schlafen«
Und würgt ihm nächste Nacht die Kinder samt den Schafen.
Nun überlaß ich deinem Urteil, zu entscheiden:
Wer von den beiden war der Dümmste von den beiden?"
Folgsam, den klugen Ratschlag des Verstandes nützend,
Schritt er, beiseite schauend und die Augen schützend
Mit einer Hand, an Epimetheus rasch vorüber,
Dann über seine Schulter gab er ihm hinüber:
„Einsicht und Tugend sind verschiedne Schwestern. Zieh!
Doch drei, vier Wochen, rat ich, aus der Sonne flieh.
Halt dich, so lang es Tag ist, weislich im Verstecke,
Daß nicht dein Anblick nachderhand die Strafe wecke.
Des Nachts dagegen, scheint der Mond nicht gar zu helle,
Magst du ein wenig auf und ab gehn vor der Schwelle."
Mit solchem stieg er weiter in das düstre Grab
Der dämmernachtumhüllten Länderflur hinab,
Mutlos und geistverlassen, dumpfem Schmerz zum Raube.

Unten im Felde fiel er auf die Knie im Staube.
Und nach der Richtung Leib und Angesicht gedreht,
Woher sie angekommen, rief er das Gebet:
„Pandora, heilige Jungfrau, hohe, hehre Maid,
Schau meine tiefe Scham, mein reuig Herzeleid
Um alles, was die Menschen schnöd dir angetan.
Allein zu deiner Gnade bet ich: sieh's nicht an.
Denn ach! es ist ein arm, unseliges Geschlecht.
Verderben ist sein Los, Verzeihung ist ihm recht.
Laß deine Güte walten, deine Langmut weilen,
Den bittern Schmerz des Undanks durch Erbarmen heilen.
Erhöre mein inbrünstig Flehen: kehre wieder,
Steig abermals zu Tal auf jungen Füßen nieder,
Und deine goldnen, herrlichen Geschenke reich:
Tu das aus freier Gnade, tu's fürs Gottesreich."

Digitized by Google

Nachdem er dies gebetet, richtet er sich auf,
Schwenkte zur Seite, lenkte heimwärts seinen Lauf.
Doch wie er nunmehr über sich das Farbenglühen
Der Himmelsberge sah im Widersonnenglühen,
Und flügelblitzend, licht vom Flammenschein erhellt,
Die Engelreihe, auf der Mauer aufgestellt,
Wo nach dem angelobten Freudenzeichen immer
Sie fleißig spähten, das nun folgte nie und nimmer,
Da ward der ewge, unersetzliche Verlust
In seiner ganzen Größe plötzlich ihm bewußt,
Und Tränen rannen, angesammelt und gespart,
Dem Lautaufschluchzenden auf Wangen und auf Bart.

Im Menschenschlosse aber, kurze Zeit nachher,
Als König Epimetheus still und trauerschwer
Zu Herzelieb, der schönen Freundin, kam gegangen,
In seinem Gram den Trost der Liebe zu empfangen,
Erhielt er feindlichen Bescheid. „Ei seht ihn doch,“
Rief sie ihm zu, „er wagt's fürwahr nach allem noch
Vor meinen Blick zu treten, er, den ich gesehn
Als armen Sünder zitternd vor dem Richter stehn.
Er, dem das Schandmal seiner Unzulänglichkeit
Die Stirn gemerkt hat, sichtbar in die jüngste Zeit.“
Und sprach nicht mehr mit ihm, den sie verächtlich mied,
Bis daß sie, ihn verschmähend, aus dem Hause schied.

Vom Heute fürs Morgen

Erster und zweiter Hand

Der Unterschied von „Schöpfer“ und „Verwerter“ geht durch unser ganzes Schriftwesen, nicht nur durch die Bücher, auch durch Zeitschriften und Tagesblätter. Es gibt auch in der periodischen Literatur deutlich zwei Gruppen, und es hängt ganz und gar nicht vom Geldaufwande ab, ob sie original wirken oder nicht. Wir haben bescheidene Blätter, kleine Tages- und Wochenblättchen zum Beispiel irgendwo abseit in der Provinz, deren Spalten der Leser sofort von einem schaffenden Geiste beherrscht fühlt, und es gibt große, sich führend wähnende und mit Luxus ausgestattete Zeitschriften, die nur Verwerterblätter sind. Solche sogar, die sich mit allen Zutaten des Persönlichen ausstaffieren und mit allen seinen Gebärden benehmen, damit ihre Leser für Eigenlicht halten, was doch nur Spiegellicht ist. Wer oberflächlich hinschaut, bemerkt das nicht, denn was der Schöpfer, der Schaffende voriges Jahr gefunden hat, machen sie ja dieses Jahr schon nach. Am schnellsten erkennt man sie immerhin daran, daß sie überhaupt nachmachen. Denn nichts widerstrebt dem wirklichen Schöpfer mehr, als eben dies. Nichts widerstrebt ihm überhaupt mehr, als zum zweiten Male genau ebenso zu tun, wie vorgetan ist, nichts also wird ihm auch

Digitized by Google

saurer, als abzuschreiben und nachzudrucken, selbst wo das ganz nützlich ist. Wer sich mit den Dingen selbst auseinandersetzt, findet ja bei allem Erlebten, das ihm begegnet, ganz sicher irgend etwas, das er anders erlebt als der andere. Nein, er erlebt in Wahrheit alles anders, er hat daher fortwährend das Bedürfnis zum Andersgestalten, zum Neuformen!

Trotzdem brauchen die Blätter, die nur verwerten, keineswegs schädlich zu wirken. Nicht einmal dann, wenn die Leser sich von einer etwaigen Führergebärde täuschen lassen, bis sie doch endlich bemerken, daß die Aufregung ja niemals einen neuen Gedanken erzeugt. Solche Blätter können für weite Kreise sogar sehr nützlich sein als Verbreiter und als Vorbereiter, denn sie sind leichter verständlich, weil hier schon ein zweites Gehirn aus einer schwierigen Nahrung das leichteste Aufnehmbare herausgelesen hat und es nun wohl nochmals leichter faßlich zurecht macht. Sie geben das Korn den schwächeren Gehirnen vorgemahlen — und solche Gehirne stört es nicht, daß es nun keine gewachsene Form mehr hat. Wir treffen also dieselbe Erscheinung, die zu allen Literatur- und Kunstzeiten die Nachahmer, Vermittler und Verwerter schneller populär werden läßt, als ihre Nährväter, die Schöpfer. Schneller, nicht dauernder. Denn die erstarkten Gehirne, von denen es doch schließlich abhängt, was bleibt, sie scheuen die Mehrarbeit beim Aufnehmen schöpferischer Tätigkeit nicht. Sie empfinden zu wohlig, daß sie allein durch diese Mehrarbeit selbst Miterlebende des wundervollen Vorgangs werden, wie das Heute der Kultur sich in ihr Morgen wandelt. Deshalb erkennen wir Leser die Persönlichkeiten unter den andern Lesern so sicher daran, daß sie niemals Verwerter für Schöpfer halten und daß ihnen unter den Verwertern wieder die am wenigsten erfreulich sind, die sich als Schöpfer gehaben. Der natürliche Zug innerer Wesensverwandtschaft zieht sie zu den „Selber-ianern", den Eigenen. Und nicht nur auch dann, sondern dann erst recht, wenn sie sich im lesenden Verkehr mit ihnen auch im Widerspruch zu ihnen finden. Denn eben daran fühlen sie, daß ihr Geist sich entwickelt, wie sich der Körper entwickelt, wenn er turnt. A

„Der Kinderfreund"

Etwas zur Sprachpflege

Vor kurzem fand ich in einer der wenigen Zeitungen, die man „vornehm" nennen kann, den kurzen Bericht über das endliche Erwischen eines Unholds, der schon seit langem Kinder unsittlich angegriffen hatte. In der Überschrift wie im Texte war der Mann „der Kinderfreund" genannt. Die — konservative — Zeitung hätte das ganz gewiß nicht getan, wenn die Anwendung des Wortes „Kinderfreund" in diesem Zusammenhange nicht schon gang und gäbe wäre.

Soll's dabei bleiben?

Vor etwa dreißig Jahren kam einmal in einer Gesellschaft gebildeter und freidenkender Leute das Gespräch auf Attentäter ähnlicher Sorte, und mir entfuhr dabei der Ausdruck „Kinderfreund". Ich habe das nicht vergessen, weil ich noch fühle, wie mir die verwunderten Blicke der andern als eine Zurechtweisung erschienen. Sei's drum, man mag gelegentlich die Dinge auch zynisch nehmen und einen zynischen „Witz" dazu machen, wie den mit dem „Kinderfreund" un-

Digitized by Google

zweifelhaft schon tausend Leute vor mir gemacht hatten. Aber damals war noch keine Rede davon, das Wort in der Presse anders, als seinem alten freundlichen Sinne nach zu brauchen, und in guter Gesellschaft hatte man noch sehr lebhaft das Gefühl: ein so gutes Wort sollte man nicht degradieren. Mir scheint: heute sollte man das erst recht nicht tun, heute, wo wir glücklich so weit gekommen sind, daß sich einer, der Kinder liebt, scheuen könnte, mit ihnen freundlich zu sein, weil der Verdacht nach Perversität, dreimal berechtigt, das vierte Mal das Reinste beschmutzen kann. Deshalb schlage ich vor: weg mit der ironischen Anwendung des Wortes „Kinderfreund", wo nicht wirklich eine Ironie oder Satire, sondern einfach eine sachliche Mitteilung gegeben wird! A

Wolzogen als Erzketzer

(Vierter Literaturbrief)

Auch ich, verehrter Freund, habe mir natürlich sogleich Ernst von Wolzogens neuen Roman* kommen lassen, sobald ich gelesen hatte, daß er selbst ihn als ein ungewöhnlich ernstes Buch bezeichnete, das eben seines Ernstes wegen im Gegensatz zu seinen weitberühmten Humoristiken „keine Katz" kenne. Bin ich doch mit Ihnen darüber einig, daß wir an Büchern von vernünftigem Kulturdenken keinen Überfluß haben, daß Ernst Wolzogen durch Bücher und Aufsätze längst Zeugnisse einer wesentlich gehaltvolleren Lebensauffassung gegeben hat, als man allgemein aus seinem „Überbrettl" erschlossen hatte, endlich, daß denkende Vertreter guten Adels, wenn sie ein paar Vorurteile erst hinter sich gebracht haben, für uns zu den vertrauenswürdigsten und angenehmsten Mitarbeitern in Kulturfragen gehören. Sie haben Kultur, die Polenz und Egidy, Tolstoi und Maartens, und mehr als ein Lebenskreis ist ihnen erschlossen gewesen, der sowohl Wolzogens „Chaim, alias Fr. Balder aus Krotoschin, Kritiker der »Welt der Großstadt«", wie dem trefflichen Dichter Hannes Bohnenstiel verschlossen blieb.

Soweit mit Ihnen einig, bin ich doch um ein paar Grade skeptischer an diesen Erzketzer herangegangen als Sie. Ja, was Sie rühmen, finde ich auch in dem Buch: offnen Blick für Wirklichkeiten, wenngleich durch Idealismus „gemildert", eine „anständige Gesinnung", die mehr wert ist, als die üblichen Gänsefüßchen darum heute glauben machen wollen, literarische und Welterfahrung und dazu Schreibfähigkeit wie sie nicht häufig ist. Aber die Grundlage! Ich bin der Letzte, zu verkennen, daß lange nicht alles auf wissenschaftliche Fachmännerei ankommt, ich weiß, daß wissenschaftliche Bildung aus einem Kunstgelehrten nie einen fühlsamen Kunstkritiker macht und daß nicht alles, was man zu sagen hat, wissenschaftlich gestempelt sein kann. Und dennoch — eine Denkweise, Denkform, Denkmechanik, die Unwissenschaftlichkeit erkennen läßt, steht uns niedriger im Wert. Was will uns ein Pädagog, der nicht mit Wissenschaft in Berührung kam? Ein Sexualethiker — Verzeihung für diese Mißgeburt von Wort — oder ein Rassentheoretiker, der nicht von den Tatsachen, sondern von Tendenzen ausgeht? Ein Kulturpolitiker, dessen Waffen nicht Ergebnisse sind energischen Durch- [illegible] des Kulturstoffs nach [illegible] Methoden? Sie

* den „Erzketzer", 2 Bände, Verlag F. Fontane, Dahlem, [illegible]

Digitized by Google

werden Kräfte ohne Form, Wirkende ohne Nachwirkung sein, Anreger bestenfalls, weit öfter verwirrende Querköpfe.

Sie wissen nun, worauf ich hinaus will. Wolzogens „Erzketzer“ ist zwar in meinen Augen noch nicht ein verwirrender Querkopf, aber auch noch nicht mal ein wertvoller Anreger. Dieser Mann, der als Leutnant „geht“ und ein armes Mädchen aus Mitleid heiratet, dann den Schriftsteller in sich entdeckt, Kulturpolitiker wird, fabelhaft vielgelesene Bücher schreibt, mit Judenhilfe eine Zeitung gründet, die nur Gegner hat um der stolzen Idealität des Herausgebers willen, immer im Kampf mit seiner „verfluchten Sinnlichkeit“ liegt, ein Verhältnis mit der Frau seines Wohltäters hat, das sein Unternehmen ruiniert, dieser sympathische Wuselkopf, der um 1906 noch Nietzsche predigt, als ob dessen einziges Verdienst der Kampf gegen die christliche Sittenlehre gewesen sei, dieser Schwärmer, allwelcher einem leibhaftigen Landesfürsten eine von Ibsenschem Adelsmenschentum abgefallene „Revolution von oben“ zumutet, dieser pseudonyme Verfasser nach einem kleinen „Verhältnis“ mit einer sächsischen Stenographin eilig zusammengerafften Eintagfeuilletons über Frauenfragen, dem zuletzt ein verblendeter Schwerindustrieller eine Million gibt, um damit ein neues Germanendorf mit Landerziehungsheim gründen . . .

verehrtester Freund, er ist mir, alles in allem, *sehr* sympathisch (wenn er auch ernsthafte Sachen nicht in einem Ton zwischen Leutnantjargon und „Berliner Tageblatt“ zu Papier bringen sollte), aber ganz bitter *ernst* kann ich ihn nicht nehmen. All dieses Herrenmenschen- und geistige Revolutionärtum ist ja leider von — vorgestern, als wir noch mit starken, recht weit schallenden Worten glaubten, unter Nietzsches, Häckels, Ibsens oder Ostwalds Fahnen eilig in eine bessere Zukunft übersiedeln zu können. Aber in diesen flügellahmeren Tagen haben wir uns ja längst besonnen, daß stille, möglichst ernsthafte, sachliche, durchdachte, praktische Arbeit weit mehr not tut als ausgedehnte „Ideen“propaganda —, die Ideen mit „ “. Sie selbst wissen ja jetzt, da Sie den Erzketzer, dieses liebenswerte, freie und schneidige Buch gelesen haben: daß alle die Unternehmungen darin eitel Wahngebilde sind, — sie konnten in einem Roman aber nie im Deutschen Reich das Licht der Welt erblicken. Und ein großer Künstler des Wortes ist für uns auch immer einer, der die *Wirklichkeittragweite* seiner geistigen Welt kennt, und der aus den *Gestaltung*elementen schon fühlt, wieviel „Echtes“ er gibt, wieviel Unwertiges... Aber freilich, darin bin ich mit Ihnen einig, daß trotz der Bedenken dieses Werk kein Totschweigen verdient, daß es den Tausenden besser wäre, statt des lieben Connan Doyle oder der „heiligen Skarabäusse“ allzu östlicher Herkunft einmal den Husarenritt dieses lebensfrohen angeblichen Erzketzers zur Hand zu nehmen. *Ezard Nidden*

Wird die Werningerei weiter blühn?

Es gibt eine ausgleichende Gerechtigkeit im deutschen Zeitungswesen, wenn sie auch eigner Art ist: wie fast die gesamte deutsche Presse zur Linken über unsre Aussprache mit Juden geschwiegen und nur den Schwindel von meiner Antisemiterei verbreitet hat, so hat schier die ge-

Digitized by Google

samte zur Rechten über den Werning-Skandal geschwiegen. Den haben wir schon im November 1910 in all seinen Prachten aufgedeckt, seitdem aber noch zweimal und ein drittes Mal durch zwei Kunstwart-Redakteure sogar in einer besonderen Schrift behandelt. Diese Schrift nun, „Patriotischer Unfug" von H. Ullmann und W. Schumann (verlegt bei A. Köhler in Dresden), hat besondere Schicksale gehabt: geschrieben erst, als sich die drei wichtigsten bürgerlichen Zeitungen Dresdens geweigert hatten, eine offene Besprechung der Werningschen „Schöpfung" zu bringen, ward sie von den meisten Buchhandlungen nun nicht ausgelegt, von den bürgerlichen Zeitungen nicht besprochen, und auch das letzte Mittel der örtlichen Verbreitung, der Vertrieb durch Angestellte vor dem Aufführungslokal, ward verhindert. Ein Verhalten, das den Sozialdemokraten einen Freudentag bereiten mußte, so bemitleidenswert schwach in ihrer Sorge und eng in ihren Gedanken zeigte sich hier die Vaterlandsliebe. Zur eingehenden Erörterung all dieser Vorgänge fehlte im Kunstwart der Raum, dafür hatte ihn Popert im 16. Hefte seines „Vortrupps". Wer den „Harringa" dieses früheren Hamburger Landrichters und noch gegenwärtigen Hauptmanns der Landwehr kennt, weiß, daß überhaupt kein höheres Ideal in ihm lebt, als das germanisch-nationale. Eben deshalb seien die Schlußworte seiner langen Darlegungen hier wiedergegeben:

„Die meisten Leser werden das, was ich ihnen vorgeführt habe, im Grunde recht spaßhaft gefunden haben. Und doch möchte ich den Rat geben, lieber nicht zu lachen. Wie liegt's denn? Herr Paul Werning aus Berlin, ein glänzend begabter Geschäftsmann, versteht es vermöge dieser Begabung, in fünfzehn Jahren eine runde Million zu verdienen, indem er aus den größten Erinnerungen, die wir Deutschen haben, ein Theater macht, wie ich es vorgeführt habe. Er gibt etwas, was er »Patriotismus« nennt, was aber in der Broschüre von Ullmann und Schumann mit Recht so charakterisiert ist: »Demütiger Aufblick zu den Höhen einzelner Dynastien, blindes Gleichsetzen von Größe mit Schlachtentrara, liebedienerische Nachsicht gegen die eigenen kleinen Menschlichkeiten, unschönes Schmähen des Gegners. Es fehlt jedes einfache Vertrauen des Volkes auf sich selbst, jedes Urteil über die den Weltlauf bestimmenden Kräfte, jede Kenntnis des Gegners, wie überhaupt der Tatsachensinn. Im Ganzen herrscht die Gesinnung, daß Germania, Borussia, Saxonia alle erdenkbaren edlen und deshalb vielverkannten Wesenszüge vereinigen, während Gallia alle schmutzigen Laster vertritt und der ewigen Rache darum verfallen ist.« Das alles wird uns vorgeführt in Versen, die — nun eben solche Verse sind, wie wir sie gelesen haben. Und: Das erscheint, nunmehr sogar schon seit 16 Jahren, an 600 Orten des deutschen Vaterlandes, an jedem durchschnittlich 10 bis 11 mal. Überall arbeiten die vaterländischen Vereine (die geschickt am Ertrage interessiert werden) mit, und Hunderte von Dilettanten opfern Zeit und Talent, sogar unter eigenen Unkosten. Fürsten und höchste Beamte empfehlen Herrn Werning dem Volke, Zeitungen mit offiziell vaterländischer Gesinnung heben ihn in den Him-

Digitized by Google

mel und machen seine Kritiker mundtot. Selbst die Macht der Behörden muß wohl oder übel seinem Erfolge dienen.

Und alles das in einer Zeit, wo sonst unzählige einflußreiche Personen und Vereine versuchen, gegen alle minderwertige Literatur einen Vernichtungskrieg zu führen; in einer Zeit, wo sich das Volk überall, wo sich ihm gute Bücher oder gute Bühnenstücke bieten, geradezu mit Gier auf sie stürzt, wo man also ganz gewiß nicht die Entschuldigung hat, das Volk selbst wolle ja ein solches Theaterwesen wie das des Herrn Werning; in einer Zeit endlich, wo uns eine Hochhaltung der vaterländischen Gedanken, die hier so bedenklich bloßgestellt sind, not tut, wie das liebe Brot!

Der Schuster Wilhelm Voigt zog eine alte schäbige Uniform an, die aus zweierlei Tuch gemacht war, und der Bürgermeister von Köpenik ließ sich wie ein Lamm von ihm abführen. Der Unternehmer Paul Werning zieht eine Uniform an, die aus »Patriotismus« gemacht ist, und Bürgermeister, Landräte, Minister und Generäle lassen wie die Lämmer ihre Namen unter seine Geschäftsreklame setzen. — Ja, die Sache *hat* ihre Komik! Für den, der nicht dazu gehört! Wären wir Marsbewohner oder Chinesen, wir *dürften* lachen! Der Deutsche hat mehr Veranlassung, die Faust zu ballen. Etwas *tun* gegen die Sache darf er ja doch nicht. Nicht einmal den Mund auftun, sonst geht es ihm, wie es den Herren Ullmann und Schumann in Dresden ging."

Jetzt steht die Werningerei in *Düsseldorf* bevor — und wieder sind die Kriegervereine die Hineingefallenen, die zu weiterm Hineinfall locken!

Neues von Sternheim, Fulda und Dreyer

Berliner Theater

Wenn wir vor zwei Wochen noch im Zweifel sein konnten, ob die neue Schauspielsaison schon begonnen habe oder nicht, jetzt haben wir es verbrieft und besiegelt: Berlin hat seinen ersten Theaterskandal gehabt, und ein Operettentheater hat sich in ein Komödienhaus verwandelt. Um die peinliche Hälfte dieses Doppelereignisses zuerst abzutun: der Leidtragende hieß *Karl Sternheim*, und die Unglücksstätte war das Deutsche Theater, das sonst wahrhaftig nicht über ein widerborstiges Publikum zu klagen hat. Diesmal freilich glaubte es Grund zu haben, schon im voraus verstimmt zu sein. Ein Dichter, der sich einfallen läßt, erst zwei Komödien, noch dazu Komödien von dem philisterfeindlichen Schlage der „Hose" und der „Kassette", aufzutischen und hinterher mit einer bitterernsten Problem- und Gedankentragödie zu kommen! Und ein Dramaturg, der aus diesem Zweitagewerk ein atemlos über Stock und Stein keuchendes Vierstundenstück macht! Und ein Stoff, der von Tirso da Molina über Molière, Mozart, Byron, Grabbe, Lenau, den Grafen Alexis Tolstoi und wiederum den Spanier José Zorilla, von andern zu schweigen, durch hundert Metamorphosen geschlüpft ist — da kommt jeder nur irgend Literaturgebildete nicht mit der Absicht, zu erstaunen, wohl aber mit dem Anspruch ins Haus, das und das vom geliebten Alten wiederzufinden und doch zugleich durch Neues, Unerhörtes, Unerwartetes überrascht und erobert zu werden. Ach! und dieser neue Dichter eines „*Don Juan*" tut ihnen nicht bloß den Gefallen, nein, er beschämt all ihre

Digitized by Google

Belesenheit und Gedächtnisstärke und springt gar bald mit dem heilig-unheiligen Stoffe so selbstherrlich und verwegen um, daß den gemarterten Hirnen der armen Zuschauer vor seinen Saltomortalen und Purzelbäumen angst und bange wird. Da muß erst einmal der Don Juan Tenorio, der leichtfertige Sproß eines vornehmen Hidalgogeschlechts, sich mit dem Don Juan de Meranna, dem zerknirschten Büßer, vermischen, und dann müssen beide Gestalt und Schicksal des historischen Don Juan d'Austria, des Halbbruders Philipps II. und Seehelden von Lepanto, annehmen, um bald als Faust und bald als Byron oder, wenn die Handlung sich an Shakespeares erhabenem Vorbild genügend Mut zum Komischen getrunken hat, als Sancho Pansa oder Leporello zu erscheinen. Das sind nur ein paar bescheidene Namen von der endlosen Liste literarischer Ahnen, die sich da, hurtiger noch als die zerhackte Szenenfolge, vor uns entrollt und wieder zusammenkräuselt. Um etwas von dem Sinn des Gespielten zu verstehen: dem Fluch der Treulosigkeit, die sich am Ende selber mit Blindheit schlägt, weil sie immer nur den Leib, nie die Seele des Geliebten „erkennt", braucht man all seine gespannteste Aufmerksamkeit; um hinter den „Gipfelgedanken" des Ganzen zu kommen, muß man schon die Buchausgabe des Inselverlags zur Hand nehmen, denn zu der mystischen Verzückung, die Sternheim mit seinem Helden im Sinn hat, ließ ihn die Aufführung nicht gelangen. Als König Philipp, der skrupellose und doch mit so viel Philosophie beladene Dieb der letzten Don Juan-Liebe, einen Feldbrief seines betrogenen Bruders aufschlug und ungeduldig fragte: „Wer schrieb den Unsinn?", gaben ihm die „tierischen Laute" aus dem Parkett vorzeitige Antwort auf die Frage und brachten uns Geduldigeren um den Genuß, noch zwei oder drei andre hohe Ahnen, darunter Ibsen und Shaw, aus ihren Gefilden auf dies kunterbunte Tummelfeld eines zügellosen Eklektizismus herabsteigen zu sehen. Doch, Vorbilder hin, Nachahmung her, dies alles möchte hingehen, da Zeichen eines ausgesprochen dramatischen Talents, zumal einer phantastischen Versinnlichung des hinter den Dingen Schwebenden und Lauernden, überall wie Irrwische durch Nacht und Nebel tanzen — wenn dieses Jugenddrama eines vom kritiklosen Beifall seiner Freunde Verwöhnten nur ein wenig mehr vom Quellenhaften, vom Schollenbrodem der Jugend hätte! Aber dies alles kommt mühsam durch Röhren und Filter gesickert, und wo der Strom des Gefühls rauschen sollte, hören wir immer nur die Rinnsale der Ironie plätschern und eine glossierwütige Afterweisheit dreinschwatzen, die den grandiosen Stoff um alle Farbe bringt. Mag es begreiflich sein, daß ein Dichter, der mit dem Eichhäuten vom heroischen Tragiker zum bürgerlichen Komödienschreiber noch nicht fertig ist, sein knabenhaft unreifes und jungenhaft auftrumpfendes Werk noch einmal vor sich aufleben sehen möchte, die literarische Leitung einer Bühne vom Rang des „Deutschen Theaters" hätte so viel Realpolitik und Standhaftigkeit haben müssen, diesem Tragelaphen, um goethisch zu reden, die Ehre der Aufführung zu verweigern. Noch dazu am Beginn der Spielzeit, wo man sich doch immer noch auf etwas Programmatisches spitzt!

So tief wie hier kann einer nicht stürzen, der mit einem Scherzspiel Max Dreyers und einem lustspielartigen Konversationsstück von

Digitized by Google

Ludwig Fulda sein ganz auf neu gebügeltes und gestriegeltes Haus eröffnet. Rudolf Lothar, der wienerisch gewandte Herr des Komödienhauses an der Marschallbrücke, wußte wohl, was er tat, als er sich zu Taufpaten seiner Direktionstätigkeit diese beiden Fünfzigjährigen ausersah, um die keine Leidenschaft mehr entbrennen, keine Lanze mehr gesplittert zu werden braucht. Fuldas in einem flüssigen, mit allerlei Glanzlichtern garnierten Dialog geschriebener Einakter „Feuerversicherung" stellt die Frage: Was geschieht, wenn einer von zwei Freunden, die auf Verabredung wechselseitig die Feuerprobe auf die Treue ihrer Frauen machen, wider Erwarten die Versuchte in Flammen setzt und treulos genug ist, dem doppelt betrogenen Partner nichts davon zu sagen? Er stellt sie und läßt den Vorhang eilends fallen, ehe die Geister, die er rief, mit denen er aber doch nur spielen wollte, ihm womöglich ein Trauerspiel aus der Blüette machen.

Dreyer, der Mecklenburger, hat's nicht so eilig. Sein Biedermeierstück „Der lächelnde Knabe", dort oben an der Waterkant in einem gemütlichen Hafenstädtchen heimisch, läßt sich hübsch Zeit, ehe es mit Hilfe des Steckkissenhelden, des elternlosen Findlings einer linden Maiennacht, den waldhornblasenden knurrigen Artilleriemajor a. D. und die klavierspielende spröde Jungfer Sabine, diese beiden, die vorher wie Katz und Hund miteinander standen, zu einem friedlichen, glücklichen Paare macht. Zwar von dramatischem Blute ist in dieser Idylle nicht viel zu spüren, aber man wird mit anständigen Mitteln anderthalb Stündchen bei guter Laune erhalten und läßt sich, angesteckt von dem Selbstbehagen des schmunzelnden Dichters, in diesen kühlen Zeiten willig die „Sonne — Humors" auf die Glieder scheinen. Zuletzt aber, da es getrost schon zu Ende sein könnte, kommt über den braven Fünfziger ein fatales tomber en jeunesse, ein Rückfall in die Tage des Philisterschrecks, als er seinen derben Ammenschwank vom „Tal des Lebens" schrieb. Da fängt er nämlich an, nach der paternité dieses Findelkindes, Friedens- und Ehestifters zu forschen und verdächtigt nach der Reihe all die Honoratioren des Städtchens bis auf den Ratsboten und Stadtpolizisten Kluckhahn hinunter. Das gehört weder zum Thema noch zum Stil und bringt den Dreiakter fast um den freundlichen Erfolg, den die beiden ersten Aufzüge mit Steckkissen, Lutschpfropfen, Waldhorn und langer Pfeife so sicher scheinbar schon beim Wickel hatten.

Friedrich Düsel

„Der standhafte Prinz"

Münchner Theater

Religion als Hauptgegenstand eines Bühnenwerks ist immer eine sehr bedenkliche Sache, bei der das wahrhafte religiöse Gefühl ebensoviel zu verlieren hat wie das Theater. Lessings „Nathan" beweist nichts hiergegen. Auch wenn man ihn als durchaus reines und durchaus bühnenwirksames dramatisches Kunstwerk gelten lassen will, ist doch der Gegenstand seiner geistreichen Diskussion die konfessionelle Rechthaberei, die man wieder nur als Symbol einer jeden Rechthaberei in transzendenten Fragen nehmen mag: also etwas rein Menschlich-Allzumenschliches, nicht aber die Religion selbst, nicht die religiöse Überzeugung als solche, die immer etwas Undiskutierbares bleibt. Noch weit schlimmer aber ist es natürlich um die künstlerische und menschliche Wirkung bestellt,

Digitized by Google

wenn ein Bühnenwerk die Glorifikation eines einzelnen Kirchenbekenntnisses zum Hauptzweck hat. Für den gebildeten Menschen der Neuzeit ist Konfession Privatsache, die Bühne aber ein öffentliches, ein völlig allgemeines Institut; wer sie heute zur Andachtsstätte eines einzelnen Kirchenbekenntnisses macht, zwingt sie ins vergangene Mittelalter zurück. Horribile dictu: in der schönen Kunststadt München hat man das Unerhörte „heut erlebt". Georg Fuchs, der Bearbeiter von Calderons höfischem Circe-Festspiel, fand als bestimmender Leiter des „Vereins Münchner Volks-Festspiele" die Türen unsres Hoftheaters offen für eine Reihe von Aufführungen seiner Neubearbeitung von Calderons „Standhaftem Prinzen", dieses altspanischen, fanatisch-katholischen Märtyrer- und Wunderspiels. Und seine Bearbeitung führte nicht etwa, wie er öffentlich vorher hatte verlauten lassen, das Stück zeitgemäß aufs heute noch reinmenschlich oder reindichterisch allgemein Genießbare zurück, vielmehr hob es unter möglichster Ausschaltung der charakteristischen Elemente des höfischen Byzantinismus und der spanischen Formgebung des Dialogs noch einseitiger und schärfer das rein Konfessionelle hervor, sogar durch eigenste Zutaten, wie durch eine Erscheinung der Muttergottes, und durch aufdringliche Verwendung stimmungmachender Regiemittelchen: schallendes Kirchenglockengeläute, Orgelklang, Gesänge und Aufzüge im katholischen Kirchenstil. Inwieweit dieser neue Vorstoß des „Bühnenreformators" Fuchs durch die gegenwärtigen ultramontanen Strömungen in Bayern begünstigt wurde, entzieht sich einer sicheren Beurteilung; möglich, daß es sich dabei mehr nur um eine Entgleisung des Geschmackes und der künstlerischen Einsicht handelte. Sicher aber ist das eine, daß unser Hoftheater als allgemeiner Kunsttempel in neuerer Zeit noch niemals bedenklicher mißbraucht erschien als an diesem Premierenabend.

Hanns von Gumppenberg.

Pantomime

In neuerer Zeit nimmt die Pantomimenkomposition bei uns wieder auffallend zu. Soll man diese Erscheinung beklagen? Etwa als eine unnatürliche Rückbildung der dramatischen Musik zur Gebärdensprache? Gewiß, zu ihrer stärksten Wirkung kommt die Pantomime im Organismus jedes Musikdramas, in dem sie ein so wichtiges Element bildet, daß man sie geradezu als seine Vorstufe betrachten muß. Unsern deutschen Komponisten, denen die musikalische Anschauung für das Sinnliche der Erscheinung im allgemeinen seltener angeboren ist, wären Versuche in pantomimischer Musik als Vorschule für die Oper sogar sehr zu empfehlen, Kompositionsschulen sollten dies in ihrem Lehrplan wohl beachten. Aber abgesehen davon stellt sich auch hier immer mehr heraus, daß die großartige Synthese der Künste und Kunstarten im Musikdrama das gesonderte Daseinsrecht der Kunstarten nicht aufhebt, schon darum nicht, weil jede Kunstart wertvolle Kräfte in sich birgt, die in der Vereinigung mit andern nicht zur Geltung kommen. Was ist es, was unsre Tondichter also immer wieder zur Pantomime zieht? Ist es bloß die äußere Bequemlichkeit der Komposition und Aufführung? Gewiß doch auch das schöpferische Wohlgefühl, das darin liegt, Vorgänge und Handlungen nicht umständlich durch Worte vor

Digitized by Google

dem Verstande rechtfertigen zu müssen. In der Pantomime sollen wir Wissende werden durch die Gebärde. Die Gattung schließt also eigentlich von vornherein alles aus, was sich auf diese Weise nicht mitteilen läßt, von diesem Grundsatz aber sieht man die Pantomimenverfasser leider noch viel zu wenig durchdrungen. Man erfindet die Handlung oft genau wie ein Wortdrama, und was uns die Darsteller durch ihre Gesten und Posen nicht deutlich machen können, soll das Textbuch als Krücke der Einbildungskraft deuten. Hier liegt die Achillesferse der meisten neueren Pantomimen. So wie jene Handlung den besten Stoff für eine Operndichtung bietet, die sich vom Zuschauer zum größeren Teil wie pantomimisch verstehen läßt, wird in der Pantomime jener Stoff sich als der wertvollste erweisen, der ohne Rücksicht auf die Gelegenheit zu Pas und Tanzpirouetten auch dichterisch der inhaltreichste ist. Der Wirkung einer guten Zauber- und Märchenpantomime wird sich kein phantasiebegabter Mensch ganz entziehen können oder auch nur entziehen wollen. Wo das Drama umständlich motivieren, Ursache und Effekt vorbereiten muß, herrscht hier die schöne Ungebundenheit und kaleidoskopische Grundlosigkeit des Traumes, das Recht, jede gedachte Möglichkeit augenblicklich zu verfolgen. Die Pantomime vom Ballett (im üblen Sinne) befreien, sie nicht mit allem Zwang der Konvention an das Tanzbein ausliefern, scheint mir keine geringe ästhetische Aufgabe. Sie entspricht genau der Säuberung der Oper vom Überfluß rein lyrischer, rein gesanglicher Elemente. Der Heros der Pantomime, wird er kommen? Einstweilen herrschen die Diadochen vor Alexander. Richard Batka

Zur Eröffnung der Berliner Musiksaison

Berlin rüstet sich zu seinen winterlichen Musikgenüssen. Eine ungewöhnlich lange und fast vollständige Ruhepause hat die Aufnahmefähigkeit neu gestärkt: kein Opernsurrogat und kein Musikfest störte den sommerlichen Frieden. Zwei Gastkonzerte auswärtiger Chöre und die populären Abende des Philharmonischen Orchesters im Friedrichshain waren alles, was der Chronist zu verzeichnen hatte; noch nie ist Berlin der offiziellen Musiziererei so ledig gewesen. Wie schön wäre es, wenn dieser Zustand regelmäßig wiederkehrte und eine solche Sommerpause zur Gewohnheit würde! Das könnte dem Überdruß, der ohnehin unserem Musikleben mehr und mehr die rechte Freudigkeit raubt, wenigstens einigermaßen vorbeugen und in allen Beteiligten wieder frische Teilnahme aufkommen lassen.

Die erwähnten Veranstaltungen in der Friedrichshainbrauerei, die den üblichen Konzertapparat mit Reklame und Kritik nicht in Anspruch nehmen, sind eine neue Einrichtung und scheinen sich zu bewähren. Fünfunddreißig an der Zahl werden sie von jetzt ab in den Sommermonaten stattfinden und auch dem kleinen Mann Gelegenheit geben, gegen ein Geringes die beste Orchestermusik Berlins zu genießen. Der stets gefüllte Saal beweist, daß hier ein wirkliches Bedürfnis befriedigt wird. Die Kapelle aber erhält dafür eine ansehnliche Unterstützung von der Stadt und braucht nun nicht mehr wie früher in Badeorten in anstrengendem Dienst für ihr Dasein zu sorgen. So ist beiden Teilen geholfen, und der Magistrat der Reichshauptstadt darf sich rühmen, zum erstenmal etwas für die Tonkunst getan zu haben.

Digitized by Google

Das Zeichen zum Beginn der Spielzeit gab diesmal die Kurfürstenoper. Direktor Palfi begann seine neue Tätigkeit, die ihn von der Operette zum Gebiet der Oper geführt hat, mit Wilhelm Kienzls „Kuhreigen“. Das liebenswürdige, melodiöse Werk bewies aufs neue das theatralische Geschick und die Wirkungsfähigkeit des Evangelimannkomponisten auf das Publikum. Dennoch ist der Erfolg wohl im Grunde auf den Librettisten Richard Batka zurückzuführen, der die Novelle „Die kleine Blanchefleur“ (von Hans Bartsch) zu einem wirkungsvollen Drama umgestaltet hat. — Die zweite Neuheit war eine Operette „Der goldene Leichtsinn“ von Joseph von Koblinski mit Musik von Charles Alfredy; eines jener Amüsierstücke mit Tanzduetten, die sich wie ein Ei dem andern gleichen und einer Gattung angehören, die auf künstlerische Bedeutung schon längst keinen Anspruch mehr erhebt. Die durch den Brand des Westentheaters heimlos gewordene Montische Gesellschaft hatte mit der Wiedergabe den üblichen Premierenerfolg.

Mittlerweile öffneten sich auch die Pforten der Philharmonie, um zunächst eine neue Orgel, die über Sommer an Stelle der untauglich gewordenen getreten ist, bewundern zu lassen. Ein prachtvolles, nach den neuesten Systemen gebautes Werk von Walcker in Ludwigsburg — Berlins größter Konzertsaal hat dadurch unzweifelhaft viel gewonnen. Wie man sich beim Einweihungskonzerte überzeugen konnte, sind Kraft, Tonfülle und Farbenreichtum der Register dieses Instrumentes allen Anforderungen gewachsen, die sowohl bei solistischen Orgelvorträgen, wie bei der Unterstützung gewaltiger Chormassen gestellt werden könnten. — An einem andern Abend trat der Nachfolger Dr. Kunwalds, Camillo Hildebrand zum erstenmal als ständiger Leiter der populären Symphoniekonzerte des Philharmonischen Orchesters auf und erwarb sich durch seine ruhige und sichere, stets sachliche Art sofort die Sympathien der Hörer.

Nun dauert es nicht lange mehr, und wir stehen wieder mitten im vollen Betriebe. Die Flut der Solisten-, Chor- und Orchesterkonzerte scheint sich bedrohlicher denn je zu türmen — aber wie Weniges wird es schließlich sein, das uns wahrhaft neue oder bedeutende Eindrücke zurückläßt! Vorläufig winkt nur ein Ereignis, das freilich ein Ereignis der Saison zu werden verspricht: die Uraufführung der Straußschen „Ariadne auf Naxos“. Wem der Komponist Einblick in seine Schöpfung gewährt hat, der mußte überrascht sein von der Fülle sinnlich schöner Musik, die das Werk wie kaum eines seiner andern birgt, und fast mehr noch von der Neuheit der hier ersonnenen Klangwelt, deren Wirkung und Einfluß auf die Oper der Zukunft noch gar nicht zu berechnen ist. Aber dieses Ereignis spielt sich in Stuttgart ab, wo die neuen Opernhäuser eben erst das Entzücken der Theaterwelt wachgerufen haben, während in Berlin zur selben Zeit die Caruso-Gastspiele das Interesse aller Freunde einer feinen Gesangskunst und sensationeller Theaterabende in altgewohnte Bahnen locken.

Leopold Schmidt

Einführungskonzerte

lautet das neueste Schlagwort auf dem großstädtischen Musikmarkte. Man glaubt darin die erlösende Formel aus der bedrängenden Überflutung durch die Konzerte gefun-

Digitized by Google

den zu haben. Früher war es jeder junge Künstler seinem Ruf und seiner Laufbahn schuldig, in Berlin zu konzertieren, er mußte die namhaften Auslagen für dieses Vergnügen tragen, wofür ihm der Konzertunternehmer wenigstens einen künstlich gefüllten Saal gewährleistete. Mit den in der Hauptstadt erlangten günstigen Kritiken in der Hand konnte der Sänger oder Spieler dann hoffen, Engagements in den andern Musikstädten, zumal in der Provinz zu erlangen. Dieses Verhältnis ist oft besprochen, über die Ausbeutung der Künstler ist oft geklagt worden. Jetzt will man's anders versuchen, indem man Einführungskonzerte anstrebt, worin gleich drei oder vier Künstler an einem Abend sich der Kritik und den sonstigen Interessenten vorstellen sollen.

Das neue Verfahren hat natürlich den Vorteil, daß es den dabei Beteiligten weniger kostet als ein Solokonzert. Aber es hat ja auch bisher niemand einen Künstler behindert, sich mit einem oder mehreren andern zu einem gemeinsamen Abend zu verbünden. Leider scheint man der schweren Nachteile nicht gedacht zu haben, die diesen „Einführungskonzerten" innewohnt. Finden die Abende vor geladenen Gästen statt, so braucht die Kritik sie nicht zu besuchen und wird sie um so lieber beiseite lassen, je mehr sie anderweit in Anspruch genommen ist. Da es den Debütanten aber vor allem um eine Empfehlung durch das gedruckte Wort zu tun ist, hätten solche private Vorführungen für sie gar keinen Zweck. Sind die Einführungsabende aber öffentlich, so hätte man mit einer starken Vermehrung gerade derjenigen Veranstaltungen zu rechnen, die nicht etwa einen künstlerischen Gedanken verwirklichen wollen, sondern auf die Zurschaustellung der persönlichen Virtuosität der Ausführenden hinauslaufen. Von einer künstlerischen Gestaltung der Programme wird dabei voraussichtlich gar keine Rede sein können. Und da der Großstadtkritiker selten mehr als ein halbes Stündchen dem einzelnen Konzert widmen kann, wird immer nur ein Teil der Konzertgeber besprochen werden, wogegen die andern natürlich leer ausgehen. Auf dieses Risiko hin werden die jungen Künstler bald müde werden, sich in Unkosten zu stürzen. Sollte aber der Optimismus, die Lust am Lotteriespiel des Ruhmes („Werd ich besprochen? werd ich nicht besprochen?") stärker sein als die nüchterne Sprache der Zahlen, so ist der Ausbeutung der jungen Künstler durch gewissenlose Spekulanten erst recht Tür und Tor geöffnet. Ich kann also in dieser neuesten, vermutlich gut gemeinten Panazee gegen die Gebrechen unseres Konzertwesens keinen Nutzen ersehen außer — für die Agenten und Saalvermieter.

Richard Batka

Neue Wandervögel-Musik

Die „Vervolkstümlichung" des Lauten- und Gitarrespiels hat in den letzten Jahren große Fortschritte gemacht, seit unsre fröhlichen „Wandervögel" sich seiner bemächtigt haben. Wandervögel heißen bekanntlich die Vereinigungen junger Leute, die mit Sang und Klang truppweise durch Deutschland wandern, um die Schönheiten der Heimaterde zu erkennen und zu genießen und Leib und Seele durch Wandern in freier Luft zu erquicken. Diese gesunde Bewegung ist bereits so sehr erstarkt, daß sich vor Jahresfrist schon die Ausgabe eines Taschenliederbuches für die Wandervögel, der „Zupfgeigenhansl", lohnte, worin die Begleitung auf

Digitized by Google

dem Instrument recht sinnreich durch eine leicht verständliche, moderne Tabulaturschrift (Ziffern und Buchstaben) über der Notenzeile angegeben war. Und es zeigte sich auch der Vorteil, daß diese Herausgabe gleich dem anerkannten Führer in allen Angelegenheiten deutschen Lautenspiels, Heinrich Scherrer, anvertraut und damit die Gefahr eines Hinabgleitens in kläglichen Dilettantismus vermieden war. Außerdem ist die Auswahl der Lieder mit wirklichem Kunstgefühl getroffen und die Absicht, alte Kleinodien des Liedes für den lebendigen Gesang der Gegenwart zu retten, heute schon erfolgreich verwirklicht worden. Der reichsdeutschen Liedersammlung hat sich nun unter dem Titel „Unsere Lieder“ eine österreichische zur Seite gestellt, welche jene ergänzt und weiteren Kreisen zum ersten Male den üppigen Reichtum des deutschen Volksgesanges in Österreich erschließt. Wer das Buch zur Hand nimmt, wird davon jedenfalls einen ganz anderen Begriff erhalten, als aus den bisherigen volkstümlichen Veröffentlichungen. Die Saat des Wiener deutschen Volksgesangvereins geht hier auf und überrascht durch die Fülle und Farbigkeit ihrer Garben. Sie kann damit weit über seine nächste Bestimmung als Gebrauchsbuch für die österreichischen Wandervögel hinauswirken und wird die Bedeutung Österreichs für die deutsche Volkskultur vielen überhaupt erst zum Bewußtsein bringen. Beide Liederbücher sind im Verlag von Fr. Hofmeister in Leipzig erschienen.

Richard Batka

Welti-Ausstellung in Zürich

Albert Weltis Lebenswerk wird gegenwärtig und bis zum zwanzigsten Oktober in den Räumen des „Kunsthauses“ zu Zürich ausgestellt. Der Kunstwart ist für die Würdigung Weltis seit Ende der neunziger Jahre nach Kräften eingetreten: mit Aufsätzen, mit dem Vorzugsdruck eines seiner schönsten Bilder, der „Penaten“, mit einer Mappe, die seine bedeutendsten Sachen vereinigt. Nun möchten wir unsern Lesern, denen sich Gelegenheit bietet, diese Ausstellung zu besuchen, mit allem Nachdruck dazu raten. Sie bringt eine große Überraschung, auch seinen besten Kennern und selbst seinen vertrautesten Freunden. Wohl wußte man, daß Welti manches beiseite gehalten, seiner Überzeugung getreu, daß nur Vollendetes vom Künstler aus der Hand gegeben werden sollte. Aber von der Fülle der Schätze, die da an Handzeichnungen, Pastellen, Vorstufen zu Gemälden und weitausgeführten Entwürfen zum Vorschein kommen würde, davon hatte man doch keine Ahnung. Dazu tritt, daß seine weithin verstreuten Arbeiten in Privat- und Museumsbesitz durch das Entgegenkommen der Eigentümer beinahe vollzählig versammelt werden konnten, was in dem Umfang sicherlich nie wieder möglich sein wird. Da finden wir Kinderzeichnungen, von ausgeprägter Eigenart schon, wie etwa „Bismarck auf der Jagd“ oder den „Postillon“ von Lenau; Illustrationsversuche, Kohlenzeichnungen und Kartons mit wilden Kompositionen aus der Akademikerzeit. Dann eine stattliche Anzahl von Bildern, die vom Ringen um seine künstlerische Eigenart künden, von seinem Kampfe mit den Einflüssen, die er von der Löfftzschule her erfuhr, von den Venezianern, durch Böcklin. Bis in einer Reihe von Meisterwerken der befreite Welti vor uns tritt, der auch, was er von seinen Vordern

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

K. THIEMANN, KLINGEN-GASSE IN ROTHENBURG

Digitized by Google

Digitized by Google

ererbt, zu seinem Eigen umgeschaffen hat in Geist, Farbe und Form. Ganz besonders anziehend und lehrreich ist es dabei, innerhalb seines Lebenswerkes die Werdestufen der einzelnen Bilder zu verfolgen, zumal Welti manchen seiner Entwürfe, wie zum Beispiel die Nebelreiter durch viele Jahre hindurch entwickelte, auch bei glücklicher Lösung nicht ablassend, bis er die Lösung gefunden, nach der sein Empfinden in „dunklem Drange" getastet. Kurz, wir blicken nicht nur in den Gucklasten einer malerischen Begabung, sondern das vielverschlungene Bild einer unablässig strebenden Natur tut sich vor uns auf, eines bedeutenden, einzigartigen Lebens.

Ein Werkchen für sich bildet daneben eine trefflich durchgearbeitete, wohlgeordnete Übersicht über das Gesamtschaffen Weltis, die Dr. W. Wartmann im ausführlichen Kataloge zur Gedächtnisausstellung gibt. Sie wird durch einen kurzen Lebensabriß eingeleitet, erteilt genaue Auskunft über die Entstehungszeit und die mannigfachen Zustände der einzelnen Werke und bildet so eine unentbehrliche Grundlage von wissenschaftlichem Wert für jeden, der sich mit dem Schaffen Weltis eingehender vertraut machen will. Zwölf Abbildungen begleiten den Text.

Wir möchten bei dieser Gelegenheit gleich mitteilen, daß vom Kunstwart aus neue Welti-Publikationen bevorstehen. Näheres darüber bald.

Zwei Wünsche zur Illustration des Jugendbuches

Die rege theoretische und praktische Behandlung ästhetisch-pädagogischer Fragen, die in den achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts einsetzte, hat auch erfreuliche Fortschritte auf dem Gebiete der Jugendbuchillustration zur Folge gehabt. Künstler und Pädagogen fanden in deutschen Verlegern bereitwillige und verständige Mitarbeiter. Wir besitzen heute eine große Anzahl von Jugendbüchern, an deren äußerer und innerer Ausstattung auch der Erwachsene als Kunstfreund seine Freude hat. Und dennoch: wer Gelegenheit hat, alljährlich die besten Neuerscheinungen kennen zu lernen, kann mit dem heutigen Stande der Jugendbuchillustration durchaus nicht immer zufrieden sein, sobald er das Verhältnis zwischen Bild und Text näher untersucht. Dieses Verhältnis ist in bedenklich vielen Fällen sehr lockerer Art, es läßt insbesondere nach der psychologisch-pädagogischen Seite hin wichtige Überlegungen vermissen.

Als Illustrator begibt sich der Künstler zunächst in den Dienst des Dichters. Sache des Künstlers ist es, durch seine Persönlichkeitskraft sich in selbständiger Wirkung neben den Dichter zu stellen. Das gelingt nur durch ein Versenken in den Stoff und den Stil der Dichtung. Erst wenn der Maler oder Zeichner die Dichtung seelisch in sich verarbeitet hat, kann er sie aus sich aufs neue künstlerisch gestalten. Das gilt für jeden Illustrator. Beim Jugendbuch aber handelt es sich noch um zwei besondere Wünsche, die der Pädagoge dem Künstler gegenüber aussprechen muß.

Zunächst: der illustrierende Künstler sollte den jugendlichen Leser bekannt machen mit jenen Örtlichkeiten, Gestalten, besondern Situationen, kurz mit jenen stofflichen Elementen der Dichtung, die ihm wahrscheinlich unbekannt oder unklar sind und die infolgedessen auch das Nacherleben der Dichtung erschweren. Die Erfül-

Digitized by Google

lung dieses Wunsches ist recht notwendig geworden, seit die Schranken der spezifischen Jugendschrift durchbrochen sind und die Jugendliteratur eine Auswahl aus der allgemeinen Literatur darstellt.

Der zweite Wunsch ergibt sich aus der Art, wie die Jugend liest: stoffgierig, hastig, auf Handlung, Veränderung ausgehend. Der Genuß einer Dichtung fordert aber ein öfteres Verweilen, auf daß sich dem Leser auch offenbare, was der Dichter nicht geradezu ausgesprochen hat, was aber doch in Form von Stimmungs- oder Phantasiewerten da ist. Das Unausgesprochene sichtbar zu machen, das erfordert eigentlich so recht den Künstler im Illustrator. Es gibt ihm Gelegenheit, seine Selbständigkeit neben der des Dichters zu erweisen, indem er die Jugend gleichsam anhält und zu ihr spricht: „Eil nicht so, du übersiehst sonst zu viel! Laß dir zeigen, wie schön jene Landschaft ist, durch die der Held gegangen, und jene Gruppe von Bäumen, jene Berge mit den ziehenden Wolken drüber! Wie traulich diese Stube, wie anmutig diese Gestalten in ihren Bewegungen, wie ergreifend dieses Antlitz in seinem Ausdruck!“ Insbesondere sind es zwei Gruppen von Motiven, die in der Illustration viel mehr berücksichtigt werden sollten: die Landschaft für sich allein und die menschliche Gestalt in der großgesehenen Landschaft. Dieses Sichtbarmachen, durch welches der Illustrator zugleich zum Genuß dichterischer Kunstwerke miterziehen hilft, vermissen wir in vielen sonst gut illustrierten Jugendbüchern.

Dagegen geht man im Bekanntmachen oft zu weit: wir finden überflüssige Illustrationen, die nicht beachtet werden, weil ihr Stoff ohnehin bekannt und die Form der Darstellung reizlos ist. Sie schaden zwar nicht, nützen aber auch nicht viel. Durchaus zu verurteilen sind die störenden Illustrationen, die im Jugendbuch des letzten Jahrzehnts häufig vorkommen: Bilder von Örtlichkeiten, die dem Text widersprechen, Gestalten und menschliche Antlitze, die den jugendlichen Leser — wie oft kann man das beobachten! — ärgern, ja geradezu abstoßen, so daß ihm das ganze Buch verleidet wird. Die Erwartungen seiner Phantasie werden in unbegründeter Weise enttäuscht. In einem falsch verstandenen Impressionismus liegt vielleicht der Grund, daß viele Illustratoren die Linie mißachten und jeden Ausdruck von Schönheit, Lieblichkeit und Anmut vermeiden. Wozu das? Warum den jugendlichen Sympathien edler Art nicht entgegenkommen?

Wohl kann man öfters bei Leistungen, die auf eine höhere Einschätzung Anspruch machen, eine nachlässige Art der Zeichnung, vor allem in den Bewegungen, bemerken; doch sind derartige Mängel heute nicht mehr die auffallendsten. In bezug auf die künstlerische Form hat die deutsche Jugendbuchillustration einen ansehnlichen Aufschwung getan. Es bedeutete jedoch ein Steckenbleiben, wenn nicht auch die inneren Vorbedingungen einer würdigen und wirksamen bildlichen Textbegleitung erfüllt würden: Vertiefung in den Text und Berücksichtigung der jugendlichen Eigenart.

Ludwig Praehauser

Die gesunde Stadt

Ein Kapitel Hygiene

Es dürfte wohl jedem, der die Folge kleiner Aufsätze über Städtebau in diesem Blatt las, ein

Digitized by Google

Gefühl dafür gekommen sein, daß in diesem neuen „Fach“ Städtebau, in dem Wissenschaft, Technik, Kunst und Leben zu einer Legierung verschmelzen, sich ein großer Teil unsrer heutigen Kultur spiegelt.

Das „Kulturtier“ mit seinen unzähligen, groben und feinen Verästelungen bildet sich die Stadt wie eine Koralle, gleichsam als die feste Schale, die auch, nachdem der Inhalt längst erstorben ist, noch den getreuesten Abdruck geschwundenen Lebens bilden kann. Pompeji!

So können wir jetzt auch vom Altertum bis in die jüngste Zeit einen Zweig der Kultur verfolgen, der heute, plötzlich fast, sich nach allen Seiten weit verbreitet: die Hygiene. Von jeher war Sinn für Körperpflege und Reinlichkeit ein Zeichen für die Zivilisation und konnte sich, auf das Geistige übertragen und mit ihm harmonisch verbunden, zur Kultur steigern.

Aber nicht nur in der persönlichen Pflege, sondern auch in der Fürsorge für die Gesamtheit zeigte sich diese Kultur, sie kam im Städtebau der Antike zu deutlichem Ausdruck. Konnte man auch der reinigenden Wirkung der Sonne manches überlassen, so kämpften doch schon größere Abortanlagen und Kanalisationen (man konnte das auf der Hygieneausstellung betrachten) gegen den südlichen Schmutz. Besonders aber waren bedeutende Wasserwerke für Durstige und Badende da, wobei allerdings mehr das natürliche Wohlbehagen, als hygienische Überlegung die Triebfeder gewesen sein mag. So gut auch manche Reinlichkeitsvorschriften waren, so kommt doch vieles nicht auf Rechnung einer bewußten Hygiene.

Wie wir nun der Antike nicht zuviel Lob spenden sollen, so dürfen wir auch die mittelalterlichen Zustände nicht zu sehr tadeln, wie das so oft geschieht. Von Natur mehr abgehärtet und an den Kampf mit großen und kleinen Lebewesen gewöhnt, war der alte Germane manchem gegenüber fest, was uns heute sehr unhygienisch vorkommen würde. Gefährlich wurde ihm aber dann, daß er am alten hängend seine bäuerlichen Lebens- und Baugewohnheiten auf städtische Verhältnisse übertrug, auch als er längst gegen das freie Feld die Werkstatt eingetauscht hatte. Das behäbige breite Bauernhaus wurde in dem Gedränge der Städte engbrüstig und mit spitzerem Giebel schmal und lang hinaufgedrückt. An Stelle der weiten Welt vor den Fronten trat die Gasse und an den früher besonnten Flanken lag die Gosse, ein finsteres schmutziges Loch. Vom Vieh wollte man sich auch nicht räumlich trennen, was für den Belagerungszustand ja auch seinen guten Grund hatte. Man kann wohl sagen: unsre Vorfahren haben sich schlecht und recht durchs finstere Mittelalter durchgeschlagen, und man darf ihnen nicht übelnehmen, wenn sie bei den immerwährenden Kriegsläuften die Hygiene wenig pflegten und in ihren Stadtanlagen erst an allerletzter Stelle oder gar nicht zu Wort kommen ließen. Die zum Teil hierdurch veranlaßte Kindersterblichkeit und die verheerenden Seuchen betrachtete man ja als gottgewollt. Die Kirche fühlte keine Veranlassung, diesen Glauben und seine Ursache zu bekämpfen, obwohl sie als Trägerin der Kultur und somit auch der Wissenschaft die nächste dazu gewesen wäre. In Gottes Hand lag ja alles, und das Wort „Hilf dir selbst, dann wird Gott dir helfen“, hatte noch keinen Klang. Nur der Aussatz wurde durch Isolierung in entlegenen Häusern bekämpft, denn davon zeugte die Bibel.

Aber trotz der allgemeinen Un-

Digitized by Google

kenntnis hygienischer Anforderungen war eins ungewollt gut: die Städte waren klein, selten größer als tausend Meter im Quadrat. In fünf Minuten war man vom Mittelpunkt aus vor den Toren auf grünem Rasen, in frischer Luft und Sonne. Mochten die Kranken sterben, die Gesunden waren urwüchsig kernig, wie sie uns Holbein, Dürer und Cranach zeigen. Großstadtkinder waren sie nicht. Das Bedürfnis des Badens konnte außer in den Badstuben ohne besondre Anlage im nahen Bach oder Fluß befriedigt werden. Was wir heute an Küchenabfällen haben, halfen damals Hühner, Schweine und andres Vieh beseitigen und in einen ehrlichen Mist verwandeln, der oft genug noch innerhalb der Mauern in den großen Gärten und Äckern seine Verwendung fand. Denn viel weiter und luftiger als wir heute meist annehmen, war besonders in den älteren Zeiten die Stadt immerhin gebaut, die meisten Vogelschaubilder aus alten Jahren zeigen das. Erst eine spätere Zeit füllte das Weichbild mehr und mehr mit Häusern an.

Erst als lange nach Ablauf des Mittelalters die Bevölkerung in ungeahnter Weise wuchs, und dieser Zuwachs fast nur den Städten zulief, als die Umwallung durch die neu sich bildenden Stadtteile gesprengt und dadurch die nahe Naturumgebung immer weiter vom Stadtkern verdrängt wurde, erst da begannen die Gesundheitszustände nicht nur wenn Seuchen herrschten, sondern auch sozusagen in Alltagszeiten wahrhaft unerträglich zu werden. Eine Stadt nach der andern bequemte sich zur Anlage einer kostspieligen unterirdischen Kanalisation zur Beseitigung der Regenwässer und Abfallstoffe. Wie im Altertum bildete man ganze Wasserleitungssysteme aus und führte die gesunden Quellen nun nicht nur zu den Plätzen und Straßen, sondern in jedes Haus, in jede Wohnung hinein. Neue Bauordnungen suchten durch Einschränkung der Baudichtigkeit und Gebäudehöhe, durch Vorschriften über Fenstergröße und Stockwerkshöhe wenigstens in den neueren Stadtteilen gesündere Zustände zu schaffen.

Aber was man erreichte, war nur eine negative, eine Verhütungs- und Nothygiene, die durch gewisse Maßnahmen die schlimmsten Übel der modernen Stadtanhäufungen milderte. Es war kein Neuschaffen aus dem Ganzen, sondern nur ein Wiedergutmachen städtebaulicher Fehler nach Möglichkeit.

Zwar sank die Sterblichkeit in den Städten beträchtlich, aber auch der allgemeine Gesundheitszustand sank. Nur wer krank war, empfand die Segnungen der Neuzeit ganz, denn hier in den antiseptisch und aseptisch gehaltenen Krankenhäusern feierte die moderne Hygiene ihre kaum noch zu überbietenden Triumphe, hier fand man Luft, Licht, Sonne, Sauberkeit, ruhige Gartenanlagen vor. Hier bei den Kranken.

Das Mittelalter ließ die Kranken sterben und siebte die Gesunden aus — wir pflegten bisher die hoffnungslosesten Kranken bis zum letzten, qualvollen Atemzug und ließen den allgemeinen Gesundheitszustand der Großstadtkinder, ließen die Gesundheit der Gesunden verkümmern. Am Leben blieben sie zwar meist, aber kriegstauglich, frisch, natürlich ward jedes Geschlecht immer weniger, als das ihm vorausging.

Hier nun setzt die moderne positive Hygiene ein. Ihr Ziel ist Hebung der Gesundheit, Frische und Leistungsfähigkeit eines Volkes.

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

K. THIEMANN, ALT-LÜBECK: HASENHOF

Digitized by Google

Digitized by Google

Nicht mehr die Zahl der notdürftig noch im Kriegsfall aufzubietenden Menschen. Die Güte des Menschenschlages für das körperliche und geistige Schaffen in Friedenszeiten erscheint ihr als das, wofür sie arbeiten, worum sie ringen kann. Die neue Hygiene spaltet sich wieder wie ein Mineral, aus dem immer edlere Stoffe gewonnen werden sollen. Aus der bloßen Verhütung von Krankheiten geht schließlich als das durchaus Positive die Stählung der Gesunden, die Verschönerung der menschlichen Gestalt, geht Wohlbefinden, Lebensfreude und als höchstes harmonische Schöpferkraft hervor.

Neun Zehntel aller hygienischen Literatur handeln von Alkoholismus, Tuberkulose, Nervosität und „Sexualität". Dies sind die vier feindlichen Großmächte, mit denen wir abrechnen müssen. Drei davon gehen gerade deshalb die Volkshygiene an, weil sie bisher nicht als Krankheiten angesehen wurden. Sie sind die Warnungssignale und die Wegweiser.

Teilen wir nun die gesamte Hygiene ein in Innere (Ernährung) und Äußere (Kleidung, Wohnung, Körperpflege), so dürften wir kaum im Zweifel sein, welche für die Bekämpfung jener Hauptfeinde wie für die Hinaufentwicklung eines Volkes die wichtigere und edlere ist. Alle bisherigen Bestrebungen zur Bekämpfung der großen Volksschwächen haben sich ja längst für die Wohnungsreform als wirksamstes Mittel entschieden und erwarten von ihr noch wesentlich erfreulicheres.

Aber die Ernährung eines Papua oder Samoaners werden wir in gesundheitlicher Beziehung schwerlich hinauskommen, ja wir werden unser „zu wenig" oder „zu viel" noch oft nach seinem Vorbilde verbessern können. Unsre Ernährungshygiene hat zum Ziel Sparsamkeit, Zweckmäßigkeit und Annehmlichkeit der Ernährung. Von denselben Nahrungsmitteln, mit denen sich bisher acht nährten, sollen und können nun mindestens zehn satt werden. Was heute durch unvorteilhafte Aufbewahrung, Zusammensetzung und Zubereitung der Speisen noch an Nationalvermögen nutzlos vergeudet und verkocht wird, soll in Zukunft gewonnen werden. Das sind gewiß große wirtschaftlich-gesundheitliche Ziele. Aber gegenüber der Fülle höherer Aufgaben, welche die „äußere Hygiene" zu lösen hat, treten sie doch zurück.

Denn sie will Reinlichkeit des Körpers und seiner Umgebung, der Kleidung, der Wohnung, der Straße, des Bodens und der Luft, der ganzen Stadt und ihrer Umgebung, will ferner Luft, Licht, Sonne, Wärme, Kühlung, Bewegung und Ruhe für den Körper innerhalb und außerhalb der vier Wände. Schließlich — und das ist der neuen Hygiene besonders hoch anzurechnen — will sie die ganze Welt der Schönheit in ihrem unendlichen Reichtum aufgeschlossen sehn, denn sie hat erkannt, daß Freude und Hochgefühl vor ihrem Triumphwagen die feurigsten und stärksten Rosse sind.

So mündet, was in Krankenstuben und Laboratorien mit scheinbar kleinlicher Gelehrtenarbeit begann, als herrschendes Lebensprinzip in den großen Strom des Lebens aus, so daß in allen Adern und Kanälen der Welt das frische Wasser steigt.

Wo sollten seine Kräfte wohl stärker und reicher zum Ausdruck kommen, als im Mittelpunkt unsrer Kultur, in der modernen Stadt?

(Schluß folgt)

Gustav Langen

Digitized by Google

Klaus Groths Geburtshaus

Ein Aufruf

Klaus Groths Wohnhaus in Kiel steht nicht mehr — wir haben das aufs bitterste beklagt und haben deshalb aufs schärfste angeklagt, nun müssen wir uns mit der Tatsache abfinden. Daß es nicht mehr steht, macht die Erhaltung von Groths Geburtshaus doppelt zur Pflicht. Diese Stätte der Erinnerung ist noch da. Bescheiden, fast ärmlich, aber durch keinerlei Umbau oder störende Zutat entstellt, so steht dieses rechte Dithmarschenhaus noch heutigestags in Heide so, wie bei der Geburt des Dichters. Es ist wundersam geeignet dazu, ein kleines Museum der Erinnerungen an Klaus Groth aufzubewahren, wie im benachbarten Wesselburen jetzt eines für Hebbel den Bürgern und ihrer Jugend sagt, wie der größte Sohn ihrer Stadt aus dem Kleinsten heraus zur Bedeutung wuchs. Und der Platz davor würde sich unvergleichlich besser als irgendein andrer in Heide dazu eignen, etwa mit einem steinernen Bildnis und einer Ruhebank das Gedächtnis an Groth zu erneuern und zu erwärmen. Wenn das Haus aber nicht jetzt sofort gekauft wird, so fällt es, damit an seine Stelle — ein Speicher kommt.

So gewiß Fritz Reuter der größte Erzähler in plattdeutscher Sprache war, so gewiß war Klaus Groth in ihr der größte Dichter. Sollen wir's erleben, daß man auch sein Geburtshaus abreißen läßt, wie sein Wohnhaus in Kiel? Noch ließe sich mit 7—10 000 Mark alles sichern. Noch — schon in wenigen Wochen nicht mehr! Ist unter all den Reichen in Niederdeutschland keiner, der mit schnellem Entschluß ein für allemal hilft? Will er's tun, so bittet ihn der Dürerbund, ihm das nach Dresden-Blasewitz mitzuteilen. Aber rechnen können wir ja leider mit solchem Eingreifen nicht. Also bitten wir auch die Besitzer der kleineren Beutel, sie zu öffnen. Der Direktor Friedrich Johnsen (Druckerei des „Heider Anzeigers") in Heide, Holstein, nimmt Beiträge an.

Für den Dürerbund
Der Vorsitzende: Ferd. Avenarius

Leitungsstangen und Heimatschönheit

Etwas für Behörden und „andre"

Telegraphen- und sonstige Leitungsstangen sind unentbehrlich, man müßte sich also mit ihnen selbst dann abfinden, wenn sie häßlich sein müßten; es gibt aber schwerlich irgendeine vernünftige Sache, die ihren innern Bedingungen nach häßlich sein und also auch an rechter Stelle häßlich wirken müßte. Auch die Leitungsstangen müssen das nicht, und wer sich etwa die Radierung Schinnerers (Kw. XXIII, 2) noch einmal daraufhin ansieht, wird zugeben: sie können sogar als ein feiner Schmuck der Landschaft wirken. Auf alle Fälle aber ist nötig, daß sie der Leichtigkeit ihrer eigenen Formen gemäß mit den Formen und Linien der Landschaft sagen wir: spielen. Oft wird das Spielen ein Zusammengehn sein, wie sich schwerlich dagegen was sagen läßt, daß die Telegraphendrähte die Wege einfach begleiten. Mitunter jedoch kann auch ein Kreuzen nötig sein, und dann sollte nach Ort und Gelegenheit stets eine freundliche Bewegung, ein feiner Schwung erstrebt werden, der mit den andern Formen und Linien in eine lebendige Beziehung tritt. Die Haupt-

Digitized by Google

sache ist: es müssen geometrische Linien vermieden werden, also keine Geraden, keine Kreisbogen, der „Gang" der Leitung muß organisch wirken. Das läßt sich fast immer ohne die geringste Verletzung der Zweckmäßigkeit erreichen, wenn man diese Zweckmäßigkeit nur nicht darin sieht, daß eine Kleinigkeit von Mehraufwendung, daß etwa drei Maste und zehn Meter Draht gespart werden. Jetzt aber stakt die Stangenreihe etwa eine schöne Anhöhe hinunter, ohne sich im mindesten um ihre Bewegung zu kümmern, schnurgerade und sozusagen kopfüber, wodurch denn die Stelle aufs gröblichste verschandelt wird. Oder die Ausschau über eine Wiese nach einer Mühle hin, die vielleicht den feinsten Reiz der Landschaft geboten hat, wird durch ein schnurgerades Gestelz sozusagen zertreten, wie jetzt auf der Buchheide bei Stettin durch die Überlandzentrale. Es scheint, als wenn unsre Behörden bei ihren Verordnungen und Genehmigungen auf diesen Punkt noch nicht genügend achteten. A

Anzeigen als Anzeichen 7

Aus Berliner Zeitungen:

Wer lanciert talentierten Schriftsteller

durch Inverbindungbringen mit Feuilleton-Redakteuren guter hiesiger und auswärtiger Zeitungen und Zeitschriften zwecks Veröffentlichung von Skizzen etc. jeglichen Genres, laufender Berichterstattung oder sonstiger dauernder Mitarbeit. Mehrere Arbeiten bereits im Berliner Lokal-Anzeiger (Feuilleton und Frauen-Rundschau), sowie in einigen Fachzeitschriften verschiedener Branchen veröffentlicht. Akzeptable Vorschläge einflussreicher Persönlichkeiten erbeten unter . . . . . an Rudolf Mosse, Berlin W, Leipziger Strasse 103.

Zur Frage der Todesstrafe

Die Gegner der Bestrafung durch Hinrichtung suchen Details. Möglichst schauerliche. Zum Beispiel, daß der Delinquent mit Gewalt an den Block gezerrt werden mußte. Daß er unter Kreischen sich wehrte, bis seine Kraft nachließ. Daß das Beil im Block stecken blieb. Kurz möglichst etwas für die Phantasie.

„Keiner soll sich drücken!" Man soll das recht ausführlich in die Einbildungskraft pumpen. Damit man davon träumt. Nämlich, wie man selbst hingerichtet wird! Vielleicht daß dann nicht nur der Delinquent, sondern „die ganze Nation verzweifelt sich zu wehren" begänne. Usw., usw.

Es steht zu befürchten, daß selbst die heftigsten Einzelheiten in dieser Sache nichts nutzen. Und zwar aus einem grausam simplen Grunde: Die Phantasie der Menschen ist vollständig besetzt mit den viel heftigeren Einzelheiten, die die Verbrecher selbst tagaus tagein in die Zeitungen liefern.

Man bedenke auch, daß vielleicht auf fünfzig Morde eine Hinrichtung kommt — ich kenne die Statistik nicht, glaube aber, daß das sehr hoch gerechnet ist, zumal wenn man die Kulturländer zusammenrechnet, zu denen ja Rußland in diesem Zusammenhange kaum gezählt werden darf. Und auf fünfzig Hinrichtungen wiederum wird eine, höchstens zwei kommen, die brauchbare „Details" liefert. So wird also erst auf einige tausend Morddetails ein brauchbares Hinrichtungsdetail kommen. Was will man damit für Eindruck machen?

Zumal noch eines zu beachten ist: erzogene Menschen, wenn sie nicht von Berufs wegen für dergleichen interessiert sind, „drücken sich" grundsätzlich. Sie lesen die Mordtaten nicht und ebensowenig deren Bestrafungen. Sie lieben es nicht, ihre Phantasie durch Sensationen zu erziehen. Wer aber

Digitized by Google

Einzelheiten von Hinrichtungsdetails liest, hat auch die viel schrecklicheren Einzelheiten des Mordes gelesen, der zu dieser Hinrichtung geführt hat, und wird deshalb selbst die zugkräftigsten Strafeinzelheiten nicht viel anders aufnehmen, als es die alten Griechen aufnahmen, wenn sie hörten, Theseus habe den witzigen Prokrustes das von ihm selbst erfundene Folterbett ausprobieren lassen.

Gewiß ist die Freude oder Genugtuung darüber, daß es dem Mörder so ging, wie er es seinen Opfern vorher hatte gehen lassen, roher Natur, immerhin aber gesunder als die Entrüstung derer, welche den Theseus wegen der Befreiung der Menschheit von einer Bestie verhöhnt haben würden.

Es ist ja richtig, bei den eindrucksvollen Mordeinzelheiten handelt es sich immer nur um die Abschlachtung Unschuldiger, und Unschuldige sind immerhin weniger interessant. Ein Mörder — hingerichtet werden meines Wissens in den Kulturvölkern nur Mörder, die außergewöhnliche Niederträchtigkeit bewiesen haben — ist zweifellos interessanter.

Solange man mit Begeisterung das Andenken von Tagen feiert, an denen Unschuldige zu Tausenden geopfert wurden, oder auf der andern Seite das Andenken der Revolutionen, solange scheint es mir richtiger, an den Schutz der Unschuldigen als an den der Mörder zu denken. Ist eine Bestie hierzulande schützenswerter als der Marokkaner, der aus patriotischer Glut einen Franzosen erschlägt, worauf eine Hekatombe von Unschuldigen zur Genugtuung geschlachtet wird? Man vertage den Schutz der Mörder noch etwas.

Vor allem aber gebe man uns lieber Einzelheiten — und zwar recht ausführliche und ausführbare — darüber, wie die Unschuldigen gegen die Mörder geschützt werden sollen. Der, welcher sich neulich wirkungskräftige Hinrichtungdetails erbat, hat sich um diese uninteressanteren Details „gedrückt". Wir sind also auf unsre Phantasie angewiesen.

Soll man den Mördern auf Kosten der Unschuldigen eine Staatspension aussetzen? Eine Staatspension, solange arbeitslustige, gesunde, tüchtige Menschen hungern müssen?

Man antwortet, der Mangel an Freiheit sei Strafe genug; es werde sich keiner um diese Pension reißen. Das hebt die Unsinnigkeit der Sache nicht auf. Vor allem aber scheint darnach eine Strafe doch nötig zu sein? Vielleicht stellt jemand, der mehr Psychologie und Ethik im Leibe hat, als unsre Hinrichtungsgegner, fest, daß die Beraubung der Freiheit schlimmere Strafe, vor allem grausamere, sei als der Tod. In der Tat: wenn man zweifellos nicht nur befugt, sondern verpflichtet ist, die Unschuldigen gegen die Verbrecher zu schützen, so ist man offenbar nicht dazu befugt, die Verbrecher zu martern. Gibt es aber eine grausamere Marter als die, jemanden zum Leben unter Verlust der Freiheit zu verurteilen? Allerdings, der Mörder zieht sie dem Tode vor; er zieht sie aus vielen Gründen vor, unter denen auch der ist, aus welchem ein jeder erträglich scheinende Schmerzen einer Operation vorzieht. Und darin liegt zugleich der Hauptgrund: die Schrecklichkeit der Freiheitsberaubung geht nicht in die Phantasie ein. Das aber ist gerade die Hauptverrücktheit an dieser Strafe: sie ist schrecklicher als die Todesstrafe, ohne deren abschreckende Wirkung zu haben. Ich füge hinzu: sie ist

Digitized by Google

des Menschen unwürdiger. Daß der Mensch seine Schädiger tötet, hat Sinn, hat auch eine gewisse Größe, die selbst der Verbrecher zu empfinden pflegt. Daß er sie in Käfige sperrt wie Tiere, das ist das absolut Unwürdige. Wer jemals einen gefesselten Menschen gesehen hat, wird das Gefühl einer Scham beim Gedanken daran sein Lebtag nicht los. Ich glaube, das wirkt auf feiner organisierte Menschen stärker als die Bilder von einer Hinrichtung. Ich fürchte: wenn es eine Notwehrmaßregel gibt unter denen, welche die Gesellschaft über schädliche Mitglieder verhängt, die grausamer ist, als Menschen gegen Mitmenschen handeln dürfen, so möchte es die der lebenslänglichen und also hoffnungslosen Freiheitsberaubung sein.

Den Hinrichtungsgegnern ist ein mildernder Umstand zuzubilligen; das ist das Gebaren der Gerechtigkeitsjuristen.

In der Tat: daß die Gesellschaft befugt ist, sich und besonders ihre wehrloseren Glieder gegen das Wiedererwachen perverser atavistischer Raubtiergelüste zu schützen, das scheint mir keiner Rechtfertigung zu bedürfen. Auch der weichmütigste Philanthrop würde im Ernstfall die Notwehr selbst ausüben. Und daß der Schutz Unschuldiger, wohl gar unschuldiger Kinder gegen viehische Gelüste noch viel berechtigter ist, das ist am Ende eine Frage mehr noch des Denkenkönnens als der Gesinnung. Daß wir aber befugt wären, oder auch nur imstande, im Namen der Gerechtigkeit Strafen zu verhängen — das ist ein Gedankengang, gegen den jedes edlere Gefühl und jedes tiefere Verständnis sich aufbäumt. Es gehört schon entweder eine sehr starke theoretische Verbohrtheit oder ein noch stärkerer Mangel an Einsicht und an jeder ethischen, geschweige religiösen Feinfühligkeit dazu, um, wie ein Rechtslehrer von sich geäußert haben soll, bei einer Hinrichtung reine Befriedigung über das Walten der Gerechtigkeit zu empfinden. Ich nehme die Verbohrtheit an; denn es ist mir völlig unmöglich, mir ein auch nur einigermaßen gesund funktionierendes Gemüt zu konstruieren, das sich beim Anblick eines Verbrechers, der zur Strafe geführt wird, der einfachen und unmittelbaren Frage an sich selbst entschlagen kann: wo stündest du, wenn du mit gleicher Vererbung unter gleichen Umständen aufgewachsen wärest?

Um zu schließen: die Frage der Hinrichtung ist eine Frage der Notwehr und der Zuchtwahl, sie ist keine Frage des Mitleids oder gar der Gerechtigkeit. Bonus

Nach Marschalls Tode

Die einen sagen: er gehörte zu unsern Besten, die andern: er war unser Bester, die dritten: er war unser Einziger. Zwar, wie wenige Menschen können denn so in die Köpfe der deutschen Diplomaten sehn, daß ihre Meinung verbindlich wäre! Aus wie vielen Fehlerquellen müssen auch den Meistbewanderten die Irrtümer fließen! Man wird derlei Reden nicht überschätzen. Aber an eine heimliche Talentfülle im deutschen diplomatischen Dienst wird wohl kein einziger Beobachter des letzten Jahrzehntes glauben. Und jetzt, da sich die Welt gegen uns verbündet, wie gegen Friedrich den Großen, jetzt stirbt auch Marschall.

Man könnte auch das und könnte alles in Ruhe hinnehmen, wenn man endlich in dieser drohenden Zeit den unbedingten Entschluß sähe, rücksichtslos zu bessern, wo

Digitized by Google

Besserung unverkennbar not tut. Wir haben nicht den mindesten Anlaß, zu glauben, irgendein andres Volk sei uns an Kräften überlegen; wo wir in freiem Wettkampf stehn, beweisen unsre Leistungen überall, daß wir das geistig produktivste Volk der Welt sind. Aber wir organisieren unsre geistige Nationalkraft nicht: Standesrücksichten, Altersrücksichten, Bildungsschwierigkeiten, Gewohnheiten, Vorurteile reden hinter allen Ecken hervor mit drein, wo die Laufbahnen bestimmt werden. Der große Wille ist nicht da, unter Verzicht auf alle Klassenvorteile, Gepflogenheiten und Vorlieben die Beamten des Reichs ganz ausschließlich nach ihrer Befähigung zuzulassen, auszubilden, anzustellen. Nicht aus der Fülle aller Talente im Volk, nur aus einer kleinen Schar Bevorzugter erziehen und ernennen wir auch unsre Diplomaten. Einer spätern Zeit wird das wie ein Verbrechen an der Nation erscheinen, das nur die Enge entschuldigen kann, die nicht aus den Geleisen gewohnten Tun und Denkens heraus zur freien Überschau über die Sachlage kam. Nur den Franzosen und Engländern kann's recht sein, denn die sind in der Unbefangenheit bei der Auslese weiter. A

Der Fall Hildebrand

Im Zentrum pflegen die Männer der „Berliner Richtung" im Kampfe gegen den Kölner Bachem mit seinem Anhang gern ein Wort von Görres zu zitieren, daß „alle Fragestellung auf politischem, wirtschaftlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Gebiet in tiefster Hinabverfolgung gründe auf dem Granitboden des katholischen Dogmas". Es klang sehr ähnlich, wenn auf dem Chemnitzer Parteitage der Sozialdemokratie zur Begründung des Antrags auf Ausschluß des Schriftstellers Hildebrand vom Referenten Dr. Süßheim erklärt wurde: „Die Mehrheit der Kommission und, wie ich hoffe, auch des Parteitags, ist der Meinung, daß unsre Partei als eine Kampfespartei nicht ein Diskutierklub sein kann, daß wir zu dem schweren Kampf mit unsern Gegnern eine gemeinschaftliche Grundlage haben müssen, eine gemeinschaftliche Grundauffassung, von der ausgehend wir unsre politischen Forderungen vertreten können." Mit „gemeinschaftlicher Grundauffassung" war natürlich nur ein Begriff gemeint, da es nur in der Buchstabenwelt möglich ist, die Auffassungen von mehr als vier Millionen Menschen aus einer Vielheit in eine Einheit zu verzaubern. Man sollte jedoch meinen, daß sich gerade eine durch äußere Umstände so innig zusammengefügte Bevölkerungsschicht wie die der Industriearbeiterschaft und der mehr und mehr zu ihr hindrängenden Kopfarbeiterkreise am besten verteidigen und fördern ließe, wenn man sich in der Wahl der Mittel hierfür nach den jeweiligen Tatsachen, nicht nach einer vor langer Zeit festgesetzten Formulierung irgendwelcher theoretischen Erwägungen richtete. Entweder will das sozialdemokratische Führertum der Arbeiterschaft dienen: dann muß es sie allen geistigen Einflüssen ernsthafter Forscher aussetzen, also jeden an sie herankommen lassen, der glaubt, ihr über ihre Interessen neue Aufklärung bieten zu können; — oder es will sich der Arbeiterschaft als eine von ihr sich absondernde Kaste bedienen, und dann lügt man, wenn man sich als Demokraten bezeichnet. Hinter dem Problem der Emanzipation des vierten Standes aus der Hörigkeit zu den Inhabern der Produktionsmittel lauert in

Digitized by Google

letzterem Falle noch das schwierigere Problem ihrer Emanzipation von dem neuen Kirchentum, das sich auf dem Boden des marxistischen Dogmas erhebt.

Der „Vorwärts" sagte von dem Auftreten Hildebrands auf dem Parteitage, er habe den Eindruck eines „ehrlich von seinen Theorien überzeugten weltfremden Gelehrten" gemacht. Dieses Urteil mag richtig sein; denn auch Hildebrands Verteidiger Müller-München sagte: „Ich habe den Eindruck von ihm, daß er sehr schwerfällig ist. Die Leute, die flüssig reden, sind nicht immer die, die die tiefsten Gedanken haben; er mag auf vielen Gebieten ein guter Denker sein, aber soviel ich beurteilen kann, scheint er mir für die praktische Agitation nicht die Befähigung zu haben, wie Dittmann", sein Hauptankläger. Hildebrand selbst bekannte, daß seine Bemühungen, bestimmte Arbeiterkreise unmittelbar für seine Ideen zu gewinnen, erfolglos gewesen wären. Es war also nicht ein Agitator, den die Altmarxisten in Hildebrand zu fürchten hatten, sondern nur ein Theoretiker. Um so schlimmer erscheint natürlich ihre Unduldsamkeit. Hildebrand ist für sie ein unbequemer Mahner, der ihr Gewissen dafür wecken möchte, die Arbeiterschaft darauf vorzubereiten, daß im zweiten Drittel des Jahrhunderts die westeuropäischen Industriestaaten in eine wirtschaftliche Krisis geraten könnten, „die in ihrer Schwere nur vergleichbar sein würde mit der Krise, die Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts durchgemacht hat, oder mit der Krise, an der das alte römische Reich zugrunde gegangen ist". Es müsse, meint er, in den nächsten Jahrzehnten eine verhältnismäßige Dezentralisation der Wirtschaftsenergie über die verschiedenen Erdteile bei noch fortdauernder relativer Konzentration der Erdbevölkerung in Europa vor sich gehen; denn Amerika und andere überseeische Länder verlören mehr und mehr ihren Charakter als agrarische Ergänzungsländer europäischer Industriestaaten, und diese könnten nicht in der bisherigen Weise ihre Bevölkerung übernormal stark vermehren, während ihr Außenhandel sich verhältnismäßig schwach entwickele. Nur eine krisenhafte Lösung des Widerspruches zwischen diesen beiden Entwicklungszwecken sei darum schließlich möglich, und wenn die europäische Arbeiterschaft nicht aufhöre, den Klassenkampfgedanken zu überspannen, nicht dahin strebe, die Bauern, große Teile des gewerblichen Mittelstandes und selbst des Unternehmertums auf ihre Seite zu bekommen, um mit diesen Elementen gemeinsam den Gefahren der künftigen großen Krisenepoche zu trotzen, dann werde sich ihre Lage selbst dann dauernd verschlechtern, wenn die Produktionsmittel nachher sozialisiert würden. Neu sind diese Ideen nicht, obschon sie Hildebrand im sozialdemokratischen Lager in einem Tone vorgetragen hat, als ob sie noch niemals erdacht und ausgesprochen worden wären. Daß die Altmarxisten von seinen Vorschlägen für eine neue Taktik nichts wissen wollten, kann man ihnen vielleicht gar nicht einmal verdenken; sie laden aber eine große Schuld auf sich, indem sie überhaupt leugnen, daß im Proletariat sittliche Kräfte geweckt und rege erhalten werden müssen, damit es gegenüber künftigen Aufgaben nicht versage, daß es eine wichtigere Gegenwartsaufgabe für es geben könne, als die der Vorbereitung auf den „großen Kladderadatsch", und daß diese Vorbereitung viel mehr bedeute als eine

Digitized by Google

Geduldsprobe. Wer zu bezweifeln wagt, daß das Proletariat würdig sei, den Kapitalismus zu beerben, ohne dafür erzogen zu werden, gilt in den Augen der Altmarxisten schon als ein Ketzer, auch wenn er die Marxschen Lehren an und für sich gelten läßt. Hildebrand hat nicht nur das getan, sondern auch behauptet, die Durchführung sozialistischer Grundsätze sei nach der Auffassung aller derer, die irgend etwas von wirtschaftlichen Dingen verstehen, in einem sehr weitgehenden Grade gebunden an objektive Verwirklichungsbedingungen, man müsse also, um mit Erfolg sozialistische Politik zu treiben, ungefähr wissen, was für Gegenwartsforderungen sich mit der voraussichtlichen weltwirtschaftlichen Entwicklung der nächsten Jahrzehnte vertragen. Wissenschaftliche Forschung in solcher Richtung halten die Altmarxisten für überflüssig; Marx hat ja längst ein für allemal mit mathematischer Genauigkeit den Verlauf der kapitalistischen Entwicklung auf der ganzen Erde vorausberechnet. Man braucht, um sich davon ein Bild zu machen, nicht einmal das „Kapital" zu studieren, sondern nur das kommunistische Manifest. Ein Narr ist also dieser Hildebrand, der aus den Zahlen der weltwirtschaftlichen Entwicklung neuerer und neuester Zeit eine „Erschütterung der Industriewirtschaft und des Industriesozialismus" herauszulesen glaubt und darüber ein ganzes Buch schreibt.

Hildebrand wäre wahrscheinlich nicht aus der sozialdemokratischen Partei ausgeschlossen worden, wenn man nicht befürchtet hätte, daß sich andere, für die Agitation besser geeignete „Genossen" seiner Ideen annehmen könnten; die dazu geneigt wären, sollten gewarnt werden. Tragisch könnte Hildebrands Ausstoßung vielleicht erscheinen, wenn er sich nicht nur als ein guter Theoretiker, sondern auch als ein tüchtiger Agitator innerhalb der Partei erwiesen, ohne daß man ihn lange genug hätte gewähren lassen, um großen Anhang zu gewinnen. Tragisch ist aber „nur" das Schicksal einer Arbeiterschaft, deren Kräfte, Entschlüsse zu fassen und zu handeln, erschlaffen müssen, wenn man sie einem materialisierten Himmel entgegenträumen läßt.

Otto Corbach

Weiterblättern!

Amerikanisches

Wieder einmal ungeheurer Lärm aus Amerika:

„Hie Wilson!"

„Hie Taft!"

„Hie Roosevelt!"

Drei riesenhafte Nebelhörner umtuten den Erdkreis. Aus der ersten Seite unsrer Presse, wo die fetten Telegramme stehen, tönt das Echo:

„Die 53. Abstimmung ergab für Wilson . . ."

„Der Kandidat auf der Tribüne ließ sich in eine große Nationalflagge einhüllen und . . ."

„Die Ovationen dauerten ein und eine viertel Stunde . . ."

„Schuft und Betrüger hießen sich die Kandidaten . . ."

Wir stehen starr — ist das Amerika, das große Musterland Amerika? All der Radau und das Gekrächz — Amerika? Ist das die Achse, um die sich drüben alles dreht?

Blättert weiter, Freunde, in der Zeitung. Vorn sind die Fragezeichen, hinten ist die Antwort. Zur literarischen Rubrik? Noch weiter. Aber da kommt nur mehr „Industrie und Handel". Lest!

„Die Eisenproduktion Amerikas übersteigt in diesem Jahre die von

Digitized by Google

Deutschland, England und Frankreich zusammengenommen."

Lest weiter!

„Amerika hat in diesem Jahre drei Viertel allen Kupfers auf der ganzen Erde produziert."

Immer weiter!

„Die Hälfte allen Bleies kommt aus der Union."

Weiter!

„Drei Staaten der Union produzieren allein zwei Drittel der ganzen Baumwollernte der Welt."

Weiter!

„Amerika steht an der Spitze aller Länder in der Produktion von Kohle, von Petroleum, Weizen, Mais, von Zink, von Silber, von . . ."

Mach die Zeitung zu. Nun horch nach Westen über den Atlantik — was hörst du?

„Rasseln von Maschinen, Schaufelgescharr unter Tag, das Sausen von den Schnitten einer ungeheuren Sense, Eisenbahnen über Brücken donnern, den Massentritt von riesenhaften Menschenmassen."

Weiter!

„Ein Rhythmus kommt in alle diese Klänge — sie knoten sich zu einem Lied der Arbeit, wie es gigantischer noch niemals auf der Erde brauste."

Und der Kandidatenrummel? Und der Lärm der Wahlen?

„Ich kann ihn nicht mehr hören — er ist ausgelöscht — nein: — da ist er wieder —."

Wie klingt er?

„Wie wenn ein großes Kind in Arbeitspausen vergnügt ein wenig in die Hände patscht." Z

Für die deutsche Jugend im Auslande

Als ich in Sao Francisco, einem kleinen Hafennest Brasiliens, an Land ging, hörte ich in dieser fremden Stadt, unter dem weitgespannten Sternenhimmel, in der Schwüle des Abends deutsche Märchen erzählen. Deutsche Märchen in deutscher Sprache!

Das ist ein eigenes Erlebnis, besonders für den, der frisch herauskommt, für den alles, was er hört und empfängt, noch die Offenbarung des Neuen, Ungewohnten ist.

Doch nicht überall, wo Deutsche sind, trifft er es so. Die deutschen Schulen tun sehr viel für Erhaltung deutscher Sprache und deutschen Wesens. Aber über sie hinaus könnte mehr geschehen. Es kann dem Kinde gezeigt werden: Hier siehst du deutsches Wesen, fühlst es mit, was dir das Deutsche gibt, nimm dies Buch. Billige deutsche Bücher ins Ausland! Deutsche Jugendbücher, die in der Heimat gegen die Schundliteratur wirken, sind auch im Auslande sehr am Platze. Man denke auch an die einsamen Siedlungen, nah am Urwald, in weiter Steppe. Was können da gute Jugendbücher sein!

Ein Blatt gibt es, das ist gut verbreitet und hält den Auslanddeutschen das Erinnern an die Heimat lebendig. Aber vor allem in Tagesfragen. Für die Kinder hat es nichts, als allenfalls eine kleine, seltene Beilage.

Es wäre Sache der deutschen Verleger, der deutschen Exportbuchhändler, hier zu helfen. Selbst wenn sie ihren Beruf nur als Geschäft betrachten, — was sie nicht tun sollten. Auch die deutschen Schulen im Auslande könnten in dieser Beziehung mehr bieten, mehr Büchereien einrichten, den Vertrieb übernehmen, den Kindern Bücher empfehlen. Manche deutschen Vereine im Auslande haben deutsche Büchereien, aber wie wenig Jugendbücher enthalten sie, und erst: wie wenig gute! Da, wo keine größere Ansiedlung von Deutschen ist, hat

Digitized by Google

man auch sie nicht. Das „Heb mich auf!“ und der „Gesundbrunnen“ des Dürerbundes könnten den Weg bahnen helfen.

Gute billige Jugendlektüre! Wenn ein Deutscher im Auslande ist, ist noch nicht gesagt, daß es ihm gut geht. „Der liebe Gott läßt keinen Deutschen verhungern“, aber es sind viele, die müssen hart kämpfen. Und außerdem: Vielen ist das Verständnis für den Wert eines guten Buches verloren gegangen. Die holt man sich am schnellsten wieder mit billiger Lektüre, die's leicht macht, wieder anzufangen, die keine „Opfer“ verlangt. S. Heimschütz

Nimmt die weibliche Erwerbstätigkeit zu?

Oder fragen wir vorsichtiger: hat sie in der letzten Zeit zugenommen?

Elisabeth Gnauck-Kühne bringt zu dieser wichtigen Frage in der „Kölner Volkszeitung“ folgendes vor: Bei der letzten Berufszählung (1907) waren wir ein Volk von 62, bei der vorhergehenden (1895) nur von 52 Millionen. Mit der Gesamtzahl ist auch die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen gestiegen — 1895 hatten wir 5,264,393 davon, 1907 waren es 8,243,498, mit den weiblichen Dienstboten sogar 9,492,884. Setzt man die Zunahme der weiblichen Gesamtbevölkerung mit in Rechnung, so ergibt sich: 1895 waren 25 von 100 Frauen im Hauptberufe erwerbstätig, 1907 aber 30,4 v. H. Das Bild gestaltet sich aber völlig anders, wenn wir erfahren, daß bei der Volkszählung von 1907 die mithelfenden Familienangehörigen viel genauer erfaßt sind als 1895. Wenn wir nun die Gesamtzahl der weiblichen Mithelfenden weglassen und zwar bei beiden Zählungen, so zeigt sich, daß 1895 20,6 v. H. weiblicher Personen erwerbstätig waren, 1907 aber nur 20,2 v. H. Die hauptberufliche Erwerbstätigkeit der Frauen hat also abgenommen, die nebenberufliche ist besser erfaßt worden. Auf die im Hauptberuf ausgeübte aber kommt es vor allem an, denn sie beeinträchtigt vor allem die hausmütterliche Tätigkeit.

Sport und Schönheit

Gegen die Bemerkungen von C. Th. Kaempf im Kunstwart (XXV, 23) wendet sich die folgende Einsendung Martin Berners. Wir geben sie wie die Kaempfsche vorläufig als Material wieder, damit man sich über die Meinungen der verschiedenen Gruppen unterrichte. Zum Besprechen und zum Stellungnehmen unserseits wird sich noch Gelegenheit genug geben. Berner schreibt:

Der Sport erkennt nur ein Gesetz an: du sollst keinen Stärkeren haben neben dir. Mit anderen Forderungen hält er sich keinen Augenblick auf. Das mag kalt, herzlos, gemütsarm sein. Aber es ist nun einmal so.

Darum geht es nimmermehr an, etwa die Haltung während des Kampfes oder die harmonische Ausbildung der Gesamterscheinung zum Gegenstand eigener Wertung zu machen. Die „harmonische“ Ausbildung ist ein ganz problematischer Begriff. Die grundverschiedenen Ansichten der Schiedsrichter bei einem Körperformenwettbewerb belehren darüber ebenso wie die ganz speziell beschränkte Leistungsfähigkeit körperlich offenbar ebenmäßig gebauter Sportsleute. Die Haltung während des Kampfes ist im Sport ganz gleichgültig. Der schafft sich nämlich seine Regeln und Formen selbst, läßt keine vorher abstrakt festgestellten an sich herantragen. So ent-

Digitized by Google

wickelt sich die Schönheit, die der Zweckmäßigkeit parallel geht. Es ist eine künstlerische Freude, etwa ein Rudel Läufer am Start hockend in gebückter Haltung auf den Zeitpunkt des Abschnellens warten zu sehen, obwohl diese Bewegung nichts „Klassisches" an sich hat, sondern erst durch die Technik der amerikanischen Sportwelt zur Vollendung entwickelt wurde. Nicht minder „schön" ist das Hinüberwerfen des Körpers über die Sprunglatte beim sportlichen Hochsprung, wobei der Springer nach sorgsam ausgeklügelter Methode in winzigen Bruchteilen einer Sekunde Teil um Teil seines Körpers über die Stange dreht.

Ein elastischer, spielender Lauf ist ohne weiteres auch der zweckmäßigste Lauf, denn Stampfen und hartes Aufsetzen hemmt die Vorwärtsbewegung. Darum ist es überflüssig, eine Laufart besonders hoch zu bewerten, die bei verschieden gebauten Leuten ganz verschiedene Formen annehmen kann. Ein typischer Laufstil existiert nämlich nicht, das hat Stockholm von neuem gelehrt. Die sorgsamste Technik ist nicht imstande, die natürlichen Anlagen eines Läufers ganz zu verwischen, und das ist doch wohl ganz in der Ordnung.

Mit dem Gespenst der krampfhaften Zuckungen ist es nicht weit her. Lächelnd gehen die Meister des Sports nach der größten physischen Anstrengung von der Bahn, und selbst die weniger Starken verraten in ihrem Gesichtsausdruck beim Endkampf nur hier und da eine durchaus erträgliche, die Jugend zu gleichen Taten anfeuernde Spannung von Willenskraft, ohne die der Sport eben nicht Sport ist.

Auf der Dresdner Hygiene-Ausstellung 1911 hatte die Universität Pennsylvania einige Abgüsse von Gesichtsmasken und zudem Momentbilder aus allerlei Endkämpfen zur Schau gestellt. Diese Stücke waren insofern lehrreich, als sich die Grade von Anstrengung in verschiedenen Sportzweigen abschätzen ließen. Aber „unschön" wirkte auch das verzerrteste Gesicht nicht.

Würde der Sport das gefährliche Wagnis der vorgeschlagenen Prüfungen versuchen, so bliebe allerdings nur eine Punktwertung übrig, und vor der behüte uns ein gutes Geschick. Wir haben sie im Sport — leider, so bei einigen Schwimmwettbewerben (beim Schulbrustschwimmen) und bei den Schaurudern der Schülerrudervereine. Sie hat sich als unhaltbar erwiesen. Es gibt eben keinen absolut richtigen Stil, die Ansichten gehen auseinander und dürfen sich doch an den einzigen sicheren Wertmesser, die wirkliche Leistung, nicht mehr halten.

Der Sport ist eine ernste Sache bei aller Lebensfreude, die er dem Menschen schafft, und darum ist es auch bedenklich, aus den Olympischen Spielen eine Art Volksfest nach dem Vorbild der Schützenfeiern zu machen oder, was dem etwa gleichsteht und hier vorgeschlagen wurde, beim Begriff „Wettspiele" den Nachdruck mehr auf die „Spiele" zu legen.

Der Sport baut sich seine Welt ganz folgerichtig auf und schafft sich nach dem Prinzip der Auslese seine Kämpfe und Meisterschaften. Der Gipfel der ungeheuren Pyramide sind die in vierjährigen Abständen stattfindenden Olympischen Spiele. Unter ihnen stehen unabsehbare Landes- und Gaumeisterschaften, die wieder die Besten für die nächste Stufe vermitteln sollen. Da wird auch in das simpelste Spiel, wenn es sportmäßig betrieben wird, die Kampfidee getragen. Natürlich bleibt jedem unbenommen, Spiele zu seinem Zeitvertreib zu treiben.

Digitized by Google

Wer aber den Wettkampf ausschaltet, entfernt auch den Sport.

Und gerade der tut unsrer Jugend und unsrem Volke doch so bitter not. Das kann hier nur angedeutet und nicht ausgeführt werden, daß der Sport eine neue Art Lebensglück, den Genuß eigenen Schaffens, eigener Arbeit beschert hat, in einem Geschlecht, das der Bierbank und der Unkultur näher stand als Gottes freier Natur, dem Aufgehen in Nichtigkeiten des Tages näher als großen Zielen, die den einzelnen in seinem Wesen packten. Wer selbst Sport treibt, weiß, wie dies Gefühl beseligt und trotz des eintönigen sportlichen Prinzips, das so nüchtern scheint und so erhaben ist, täglich von neuem auch die Freude an der Form, am Spiel der Kräfte und am Gleichklang der gewonnenen Werte erzeugt.

Martin Berner

Von meinem Lehrlingsverein

Im Jahr 1901 gründete ich einen Lehrlingsverein in der Hamburger Arbeitervorstadt Hammerbrook. Von Januar bis März versammelte ich von Konfirmanden im Gemeindesaal allsonntäglich soviele, wie eben zu werben mir gelang, setzte ihnen nach einigen Wochen aus ihrer Mitte einen Vorstand, und als Ostern vorbei war, da ward unversehens der Lehrlingsverein Hammerbrook daraus. Wir siedelten in die Turnhalle einer Volksschule über. Darin besteht der Verein jetzt 12 Jahre.

Seine Stärke beruht auf den strebsamen, innerlich gesunden jungen Leuten, die geistig regsam sind und den Wunsch nach Emporkommen haben. Sie bringen eine gewisse häusliche Erziehung mit, etwas Sinn für Ordnung und Unterordnung und nehmen mit der Zeit die Vereinsämter ein. Sie sind der eigentliche Großstadttyp, sehr intelligent, körperlich fein aber zäh, anhänglich, dankbar, fleißig, ungemein aufnahmefähig. Sie treten überall hervor und scheinen dadurch zahlreicher zu sein, als sie sind.

Die normale Masse ist dankbar, gutartig, wenig begabt, aber mehr noch geistig unentwickelt, sie weiß erstaunlich wenig von der Welt und ist leicht zu leiten — und zu verführen.

Diesen beiden Arten den Verein zur Heimat zu machen, ist die Hauptkunst der Vereinsleitung. Wenig in Betracht kommen für uns die harmlos-unbegabt-Zufriedenen aus der 3. und 4. Klasse, und die „Briten“, die Sonntags keinen Kragen umbinden und eine besonders unverschämte Miene annehmen, bis etwa ein Helfer sie besonders zu seinen Freunden macht. Bis dahin sind sie gefährlich. Noch gefährlicher sind die, welche Sonntags aussehen wie fertige Dandys, Glacéhandschuhe tragen usw. Diese sind innerlich ebenso große „Briten“, sie hintergehen und umgehen gern jede Ordnung.

Wir dürfen unsre Kraft nicht verschwenden.

Ein großer Verein wird immer Gruppen bilden und bilden müssen: für Literatur, Schach, Theateraufführung, Fußballspiel u. dergl. Hier gilt es, für den Leiter die Gefahren der Absonderung für das Ganze zu sehen. Ich habe manchmal zu sehr solch eine „Ecke“ in Obacht genommen, wodurch ich dann anderes Wichtiges übersah, Zwistigkeiten oder Neubildungen. Es kam dann eine Zeit, wo ich mich um die „Ecke“ nicht kümmern konnte; sofort entwickelte sich das von mir Organisierte zum Klub oder zur Clique. Die Folgen sind denkbar unange-

Digitized by Google

nehm, meist haben sie auch den Verlust einiger Mitglieder zur Folge. Die Gruppen müßten von Mitarbeitern geführt werden. Man sieht hier die Unentbehrlichkeit der Helferarbeit. Manchmal bin ich zu heftig geworden. Doch hat davon der Leiter mehr den Verdruß als die Jungen. Diese beanspruchen geradezu zeitweise eine gewisse Grobheit.

Unsre Beeinflussung will Erziehung. All unsre Bemühungen laufen letzten Endes darauf hinaus, auch die Leibesübungen in Turnen, Spiel und Wanderung. Für den Geist der Ordnung und Zucht unter den Jungen gibt es kein besseres Mittel, für den Zusammenhang des Vereins, für den leichten natürlichen Verkehr mit allen keinen besseren Ort als Turnplatz, Spiel und Turnfahrt.

Das Turnspiel, Barlauf, Faustball, Schlagball bedarf häufiger Unterstützung, ja einer treuen Hingabe der Leiter. Dann aber hält es die Jungen auch mächtig zusammen. Fußball und Rudern sollten wir nur als turnerisches Spiel betreiben. Die Nachahmung des Sports verdirbt den Jungen den Charakter und führt Eifersucht und endlosen Zank mit sich. Aber jede Übung ist gut, wenn es gelingt, den Sportsgeist fernzuhalten. Dieser sondert Matadore und Siegermannschaften aus, der Turngeist holt die Neulinge und Schwächlinge heran; er ist christlicher darin. Die Tüchtigsten aber stellt er als Vorturner und Spielleiter in den Dienst der andern.

Das verleiht ihnen eine gewisse Bedeutung, gibt ihnen ein Gefühl der Wichtigkeit. Das ist wertvoll für den Verein. Dies Gefühl sollte mehr oder weniger jedes einzelne Mitglied haben. Dazu bedarf es eines Stückes „Demagogie". Darunter verstehe ich, daß die im großen, jedes Mittelpunkts entbehrenden Stadtteil zerstreuten Mitglieder von Zeit zu Zeit angestachelt werden. So zum Beispiel, wenn eine jener Abnahmen im Besuch eintritt oder eine Clique sich zu sehr vordrängt, ist plötzlich eine Generalversammlung nötig. Dafür schickt man gedruckte Postkarten, auch an die verlorensten Schäfchen. Ebenso habe ich immer für Elternabende einladen lassen. Das dazu nötige Drucken und Adressieren gibt den daran tätigen Jungen ein Gefühl der Wichtigkeit. Ferner weise ich auf Feste und Wanderungen lange vorher hin, nehme Abstimmungen vor, die den Mitgliedern ein Gefühl der Wichtigkeit geben, doch lasse ich wirklich wichtige Dinge meistens zwischen den Vorstandsbeamten und mir allein. Große Hauptbeschlüsse mache ich annehmbar, so daß mehr eine spartanische Ekklesia zustimmt, als daß ein Parlament verhandelte.

Es erscheint vielleicht merkwürdig: die Jungen wollen Ordnung im Verein wissen. Ohne die Ordnung in den kleinen Dingen kann der Verein nicht leben. Bücher, Bücherei, Spiele Bälle bedürfen der stetigen sorgfältigen Aufsicht, die dafür angestellten Beamten der Ermunterung, der Unterstützung durch Rat und Tat, des energischen Schutzes gegen unverschämte und unordentliche Mitglieder. Das Aufschlagen der Tische und Bänke muß zur rechten Zeit und in der gewohnten Ordnung geschehen, ebenso das Abräumen. Dafür sind zwei bezahlte Ordner angestellt, doch müssen immer die andern Mitglieder zum Helfen ermuntert werden. Sowie die Meinung bei unseren Mitgliedern einreißt, es gehe nicht mehr so ordentlich her wie sonst, sinkt rasch der Besuch.

Digitized by Google

Die Mitglieder müssen auch fühlen, daß es von den bestehenden Ordnungen, Zeiten, Gebräuchen kein willkürliches Abweichen gibt. Gesetz und Sitte sind heilig, Leiter und Helfer sind ihre Hüter. Wer vor dem Vortrag weggehen will, verabschiedet sich vom Leiter. Im ganzen ist dies Weggehen unerwünscht. Der Verein erfährt etwa einmal im Halbjahr, daß, wenn diese Sitte bestehen bleibt, der Leiter den Verein auflöst.

Während des Vortrags wird nicht geraucht. Die Schulbeete werden nicht zertreten, die Leitern Sonntags nicht benutzt, weil einmal einer fast den Hals gebrochen, die Benutzung der Stäbe für Freiübungen und gewisser Geräte steht uns nicht zu, in den Schaukelringen wird nicht mit Stiefeln gestanden. Alle Neulinge werden freundlich auf diese Sitten bei Gelegenheit aufmerksam gemacht und gewöhnen sich schnell. Wer oft und eigensinnig widerstrebt, muß sich fügen lernen oder gehen. Gästen habe ich manchmal unter vier Augen mitgeteilt, rechten Rowdys mitten am Sonntagabend, daß sie nicht wiederzukommen hätten. Bei alten Mitgliedern bin ich manchmal so scharf aufgetreten, daß ich meinte, sie kämen nie wieder; und siehe, sie kamen doch, und die Freundschaft war besser als vorher.

Unsre beste Kraft aber ist die Begeisterung, die weiter wirkt als Liebe zum Verein. Diese zu wecken dienen am meisten glückliche Vorträge (Persönlichkeiten, Anschauung, Ereignisse!) und wohlvorbereitete, gute Wanderungen. Um aber immer neu und jung die Begeisterung und Liebe zu wecken, bedarf es vor allen Dingen einer freundlichen Aufmerksamkeit auf die neuen Mitglieder. Die alten ausgezeichneten Mitglieder lernt man schon von selbst kennen. Aber die neuen, namentlich die stillen und die jungenhaften, bedürfen es, daß man sich ihrer annimmt. Dies zu erfahren ist für sie immer neu und weckt das Gefühl des Wohlbehagens. Man soll sich's nie verdrießen lassen, daß von zwei Gästen nur einer ein gutes Mitglied wird. Mancher kommt noch nach einem halben Jahr und wird dann Mitglied. Gerade das persönliche Freundschaftsuchen hat noch immer schließlich seine Frucht getragen, und sei es auch nur ein guter Ruf, den wir draußen bei den „Briten" und armen Teufeln bekommen.

Walter F. Classen

Die Deutsche Jugendbücherei,

die bisher von den „Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften" herausgegeben wurde, ist von diesen Vertretern der deutschen Lehrerschaft dem Dürerbunde übergeben worden. Die Mitarbeit der Prüfungsausschüsse soll uns bleiben, auch der bisherige Verlag (Hermann Hillger in Berlin) bleibt, die Herausgeberschaft aber verwaltet fortan der Dürerbund. Wir danken den deutschen Lehrern für das ehrende Vertrauen, das sie damit unserm Bunde bezeigt haben und werden uns bemühen, auch die „Deutsche Jugendbücherei" in dem Geiste weiterzuführen, der sie geschaffen und ausgebildet hat, so gut, wie die Unternehmungen des Dürerbundes.

Spitteler und der Kunstwart

Wir meinen, es wird uns keiner verargen, wenn wir heute ein kleines „inneres Jubiläum" auch öffentlich erkennen lassen: heute genau vor fünfundzwanzig Jahren

Digitized by Google

erschien als Leitaufsatz der erste Beitrag Karl Spittelers im Kunstwart. Mittlerweile ist es wenigstens den Gebildeten der Zeit so nach und nach bewußt geworden, wer eigentlich abseit all dem aufgeregten Literatengetriebe am Vierwaldstätter See arbeitet, mehrere und mehrere glauben in ihm den größten lebenden Dichter nicht nur der Schweiz, sondern der deutschen Gesamtkultur zu erkennen, und der und jener behauptet sogar, er sei der größte seit Goethes Tode. Wir werten heut nicht, wir danken einfach Spitteler dafür, daß er dem Kunstwart so lange unwandelbar die Treue gehalten hat und noch hält. Und es beglückt uns, daß er durch seine neue Dichtung in diesem Hefte zeigt, wie ein Vierteljahrhundert auf seine Kraft nur dadurch gewirkt hat, daß es sie reifte.

Kleine Berichtigungen und Ergänzungen

In der Bemerkung über die „Losen Blätter“ im vorigen Heft, auf S. 77, ist mir in der Eile einer nachträglichen Einfügung ein ärgerlicher „Lapsus“ geschehn. Hätte ich von diesen Zeilen Korrektur lesen können, so hätte ich natürlich selber gemerkt, wie Falsches das aussagt: „der Inhalt der »Losen Blätter« ist diesmal mit Absicht leicht gehalten“. Es hätte heißen sollen: kurz gehalten und dadurch leichter aufzunehmen. Dem Gehalt nach ist auch Harlans Novelle gewichtiger als sie zunächst erscheint und erst recht nicht „leicht“ in irgendwelchem übeln Sinne sind Lissauers Verse. A

Kunstfron und Kunstgenuß

Es ist eine bemühende Beobachtung, sehen zu müssen, wie Schulweisheit und Kathedergelehrtheit es dahin bringen, selbst die süßesten Früchte mittelst philologischer Bakterien ungenießbar zu machen und Geschenke, die dazu ersehen sind, uns zu beglücken, in Buß und Strafe umzusetzen. Die Kunst ist großherzig und menschenfreundlich, wie die Schönheit, aus welcher sie sich aufbaut. Sie ist der Trost der Menschen auf Erden und macht keine andern Ansprüche als innig zu erfreuen und zu beseligen. Sie verlangt auch keine Studien und Vorbildungen, da sie sich unmittelbar durch die Sinne an das Gemüt und die Phantasie wendet, so daß zu allen Zeiten die einfache jugendliche Empfänglichkeit sich in ihrem Gebiete der Kunst urteilsfähiger erwiesen hat, als die eingehendste und gehäufteste Gelehrsamkeit. So wenig man Blumen und Sonnenschein verstehen lernen muß, so wenig es Vorstudien braucht, um eine Aussicht herrlich und ein Fräulein schön zu finden, so wenig ist es nötig, die Kunst zu studieren. Freilich bringt nicht jeder gleichmäßige Empfänglichkeit nach allen Seiten hin mit, denn die Sinne, welche die Kunsteindrücke vermitteln, sind in verschiedener Vollkommenheit und Richtung veranlagt. Doch habe ich noch keinen Menschen von Gemüt und Phantasie (denn Gemüt und Phantasie sind die Vorbedingungen, aber auch die einzigen Vorbedingungen des Kunstgenusses) gekannt, welcher nicht an irgendeinem Teil der Kunstwelt echte unmittelbare Freude empfunden hätte. Und darauf kommt es allein an. Jeder suche sich an dem himmlischen Fest diejenige Speise aus, die seine Seele entzückt...

Es gilt, sich entschlossen auf die seelenverwandten Lieblinge zurückzuziehen und mit ihnen in traulichem Umgang zu verkehren; mit einem

Digitized by Google

solchen Entschluß befreit man sich von der drückendsten Sklaverei der modernen Welt, der Bildungsfron, jener ebenso lästigen als gemeinschädlichen Kopfsteuer. Der betreffende Entschluß kostet übrigens nicht mehr als die Entsagung auf den allseitigen Genuß sämtlicher Sonnenstrahlen und sämtlicher Landschaften; es bleibt für das Bedürfnis des einzelnen noch immer ein Überfluß übrig, wenn er sich mit seinem Teil bescheidet...

Eine Kunstform entsteht, sobald der Kunstgenuß als eine Pflicht aufgefaßt wird. Es ist so wenig die Pflicht des Menschen, Schönheit und Kunst zu lieben, als es eine Pflicht ist, den Zucker süß und angenehm zu finden. Die Kunst ist vielmehr eine gütige Erlaubnis und eine menschenfreundliche Einladung, mehr nicht; man kann es nehmen oder lassen. Glücklich, wer ihr zu folgen und sie zu schätzen weiß; wer es nicht vermag, den mögen wir bedauern, aber wir haben kein Recht, ihn deshalb zu maßregeln oder gar zu schelten. — Die Tatsache, daß die Kunst veredelnd wirkt (echte Künstler und naive Kunstliebhaber sind stets gute Menschen), legt nun allerdings den Gedanken nahe, die Kunst als Erziehungsmittel zu verwerten, und wer möchte der Jugend das höchste Geschenk der Erde vorenthalten? Indessen darf dabei nie vergessen werden, daß die veredelnde Kraft nicht im Wissen über die Kunst, sondern im Genusse der Kunst liegt...

Wie die Kunst zum Genusse und nicht zur Buße der Menschen vorhanden ist, so muß man sich auch den Meister, und wäre er noch so berühmt, nicht als einen Popanz vorstellen, der geschaffen wurde, um zu imponieren oder gar uns zu erdrücken, sondern als einen Freund und Wohltäter. Liebe ist das einzig richtige Gefühl gegenüber einem Meister, und zwar unbefangene, unmittelbare Liebe, ohne Scheu und ohne vorsündflutliche Ehrfurcht. Mit diesem Gefühl begnügt sich jeder Schaffende gern, selbst der größte; denn die Huldigung des Herzens bleibt doch immer die feinste Huldigung. Zur Liebe wird sich von selbst der Dank gesellen, und in ihm findet gewissenhafte Arbeit die schönste Entschädigung für ausgestandene Mühe und Gewissenskämpfe. Die Bewunderung bedeutet den Tribut ausübender Künstler an den Meister; der Laie ist von ihr entbunden; sie steht ihm auch schlecht zu Gesicht, da er keine Ahnung von den Schwierigkeiten hat, die in einem Kunstwerk überwältigt und von den Aufgaben, die in ihm gelöst worden sind; er begnüge sich mit Dank und Liebe; das ist natürlicher und zugleich bescheidener. Die Vergötterung der Meister ist eine Frechheit. Sie stammt auch nicht von den Künstlern, sondern von den Kunstschulmeistern, welche sich unbefugterweise an einen toten Meister heranschleichen, um ihn als ihr Monopol in Beschlag zu nehmen und sich mit seinem gestohlenen Glanze vor den Menschen unleidlich zu machen.

Karl Spitteler
(in seinem ersten Kunstwartbeitrage, 2. Septemberheft 1887)

Digitized by Google

Unsre Bilder und Noten

Unsern Lesern wird es recht sein, Karl Spitteler, den die ältesten unter unsern Getreuen nun fünfundzwanzig Jahre aus dem Kunstwart kennen, sozusagen körperlich zu sehn. Die für den Dichter höchst charakteristische Aufnahme hat Rudolf Dührkoop in Hamburg gemacht.

Die kartenspielenden Bäuerinnen von Felice Desclabissac haben trotz des fremd klingenden Künstlernamens Ausländisches weder an noch in sich, denn Desclabissac lebt in München, und sie selbst sind gut bachauerischen Anzuges und Geblüts. Aber die Malweise, die unser Steindruck zur vollsten Zufriedenheit auch des Künstlers wiedergibt, ist nicht im bekannten Sinn bachauerisch, sie geht von ganz andern Absichten aus als die der Schulen von Dill und Hölzel. Entschiedener Gegensatz zum Impressionismus, scharfe Zeichnung, kräftige Herausarbeitung der Lokalfarben, ihr Auftrag in Flächen, die modellierenden Schatten so sparsam wie möglich — so wird der Phantasie als Material anderes, als in der modernen Malerei üblich, mit der Aufforderung geboten: mach dir ein Raumbild daraus, Phantasie. Scheint es aber, daß der Maler die beiden Behäbigen doch mit andern Humoren beobachtet habe, als ein eingeborener Landsmann, so wolle man auch das Sonntag-Nachmittägliche nicht vergessen, das unsern Damen nicht nur im Anzug eine höhere Weihe gibt.

Nun eine vergnügte Dachauerin des Wochentags, von einem trotz des „Zittau" im Namen eingebürgerten münchnerischen und von einem impressionistisch gebildeten Maler gesehen. Wir setzen die Gravüre nach dem Bild von Rudolf Schramm-Zittau zum Vergleich neben den Steindruck nach Desclabissac. Schramms Bild will so lange angesehen werden, bis man den Raum mitfühlt, diesen dreieckigen Zimmerwinkel, aus dem die Feste uns anlacht. Dann erst spürt man ganz den warmen Hauch Leben in diesem Malerspaß, der doch mehr ist.

Weiter bringen wir die Faksimile-Wiedergaben zweier Originalschnitte von Karl Thiemann, welchen Künstler die Leser schon aus dem Farbenholzschnitte der Münchner Landstraße in Dachau (XXV, 1) kennen. Wir haben schon allerhand Bilder vorgezeigt, um zum Vergleichen in technischer Beziehung anzuregen, denn nichts, als natürlich der eigne praktische Versuch, übt besser im Einfühlen auch ins Technisch-Künstlerische, und damit in die Freude am Nachschaffen. Wer Originalholzschnitte recht fühlen will, muß das Holzschnitzen mitfühlen, das Fühlen aber bringt ihm erst das rechte Mehr an Genuß, sonst tät es die Federzeichnung ja auch. Holzgrund also, der dunkel druckt, das Helle ist ausgehoben. Das eine Bild gibt ein Stück Rothenburg, das andre ein Stück Alt-Lübeck.

Digitized by Google

Unsre Illustrationsbeilage begleitet den Aufsatz „Schützt die alten Holzkirchen!“ durch eine Reihe schöner Aufnahmen nach solchen zu lange geringgeschätzten Baudenkmälern im Schlesischen. Im Texte zeigen wir an ein paar „Gegenbeispielen“, wie Langweiliges oder Erschreckliches man an ihre Stellen setzt. A

Unsere Notenbeilage bringt eine Probe aus einer noch ungedruckten und ungespielten neuen Märchenoper von Richard Stöhr, dessen Name den Kunstwartlesern nicht mehr fremd ist. Es handelt sich um das Grimmsche Märchen vom „Rumpelstilzchen“. Um die Geschichte von der stolzen Müllerstochter, die der Königsohn liebt und welcher der gestrenge Königvater wie zum Hohne die Bedingung stellt: wenn sie die Scheune voll Stroh über Nacht zu Gold verspinnen könne, so solle sie ihren Prinzen haben. Das Wunder geschieht mit Hilfe eines Kobolds, nach welchem die Oper und das Märchen heißt, doch mußte die Müllerstochter Ilse ihm dafür ihr erstes Kind versprechen. Unser Bruchstück mit seiner Mischung zwiespältiger Stimmungen (Mutterglück und -Harm) ist dem zweiten Aufzug entnommen. Die glücklich vermählte Ilse wiegt ihr Kind und bangt vor der Ankunft des Kobolds. Aus dieser dramatischen Lage heraus ist das feine lyrische Stück unschwer verständlich. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: SCHÜTZT DIE ALTEN HOLZKIRCHEN!

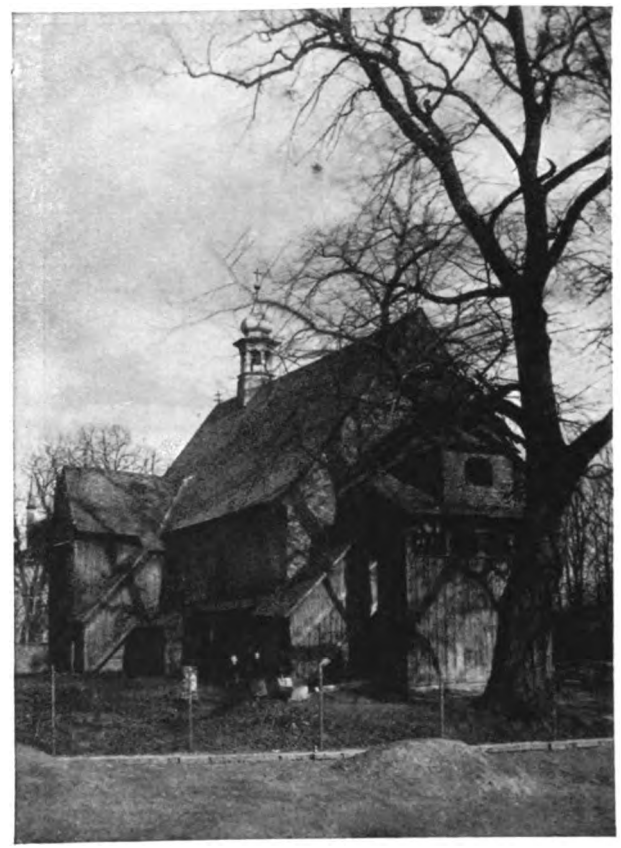
AUS DEM KUNSTWART

OBERSCHLESISCHE DORFKIRCHEN

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: SCHÜTZT DIE ALTEN HOLZKIRCHEN!

AUS DEM KUNSTWART



OBERSCHLESISCHE DORFKIRCHEN

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: SCHÜTZT DIE ALTEN DORFKIRCHEN!

AUS DEM KUNSTWART

OBERSCHLESISCHE DORFKIRCHEN

Digitized by Google

ZU DEM AUFSATZE: SCHÜTZT DIE ALTEN HOLZKIRCHEN!

AUS DEM KUNSTWART OBERSCHLESISCHE DORFKIRCHEN

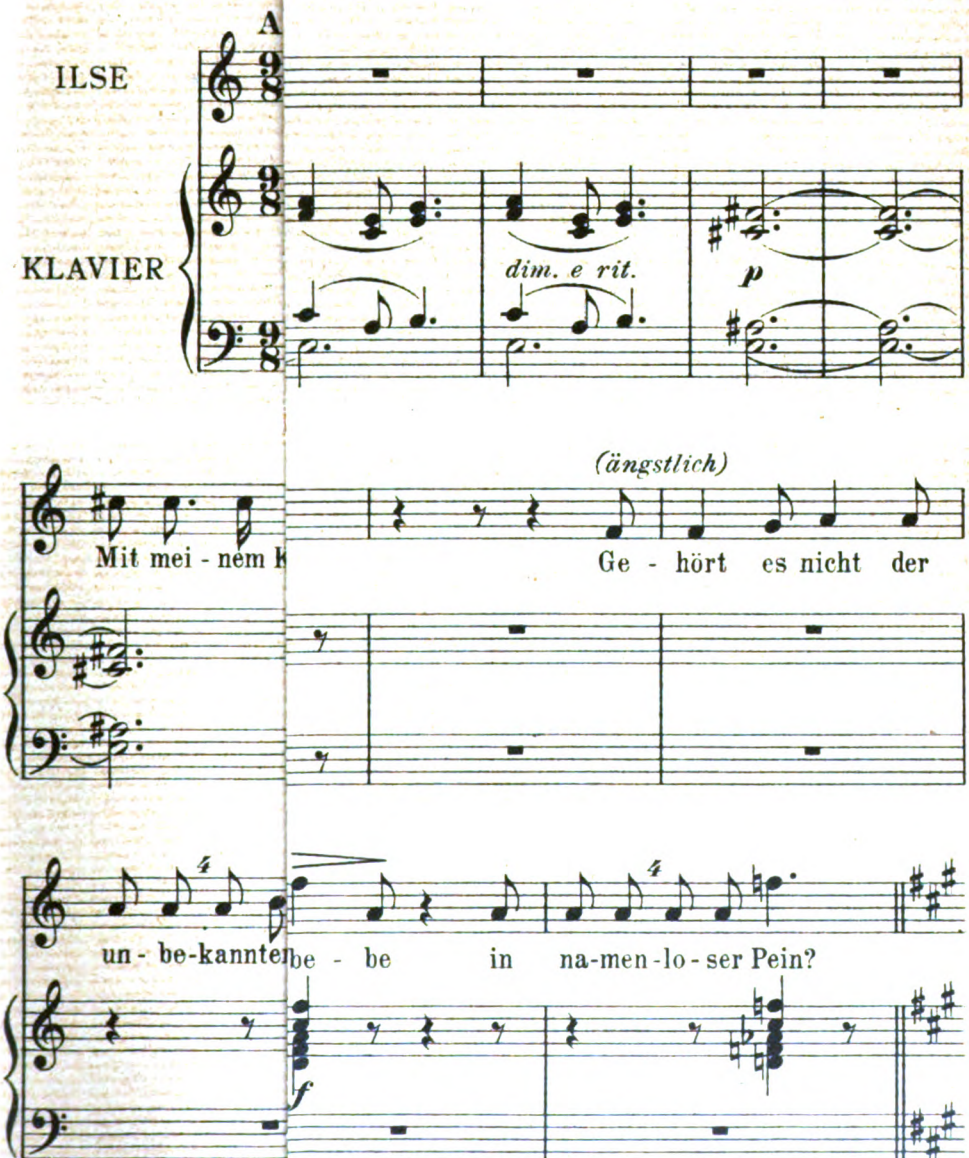
Digitized by Google

BEILA

HARD STÖHR

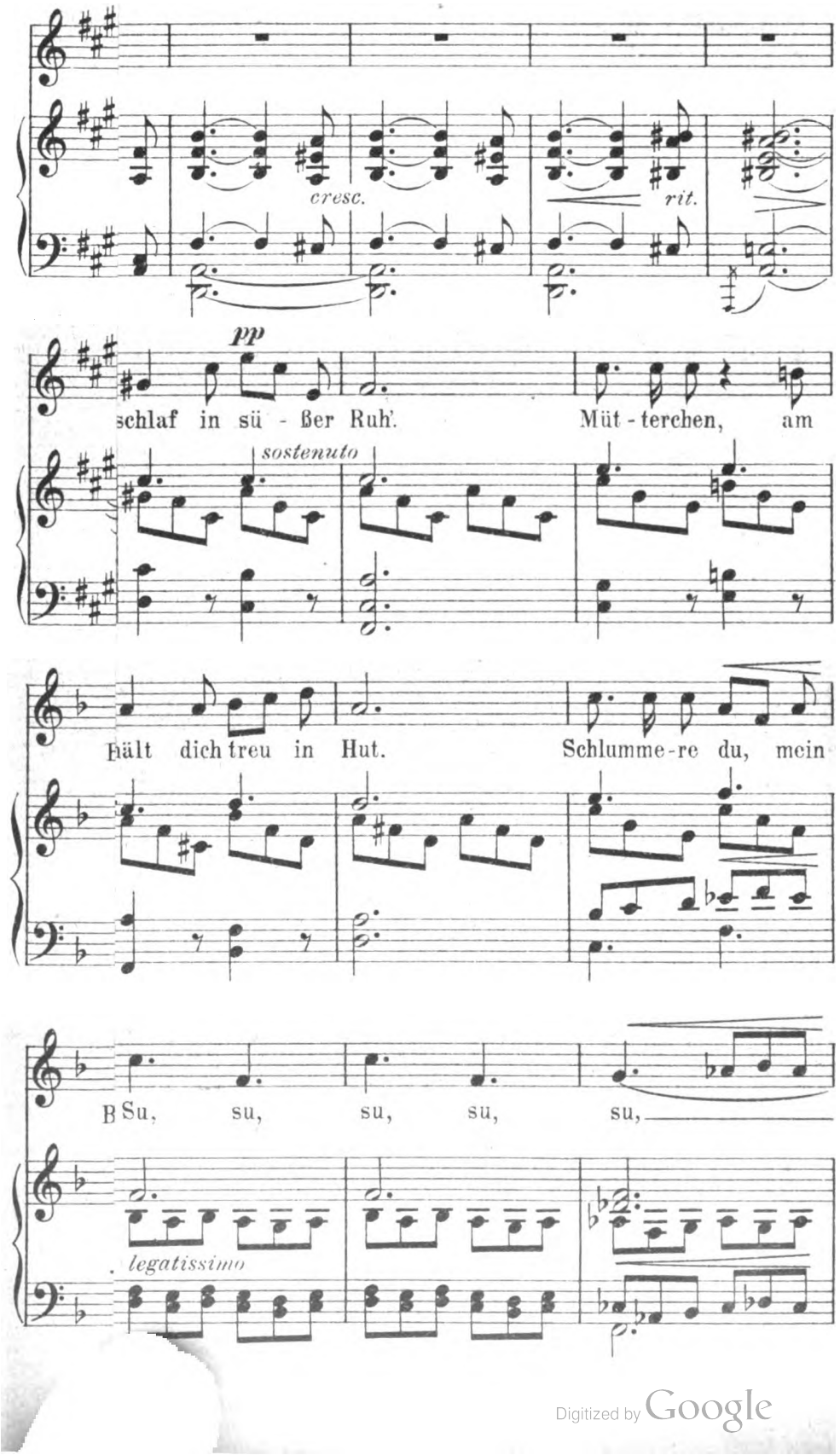
WIEGENLIED
aus der Oper:
„RUMPELSTILZCHEN“

ILSE, r

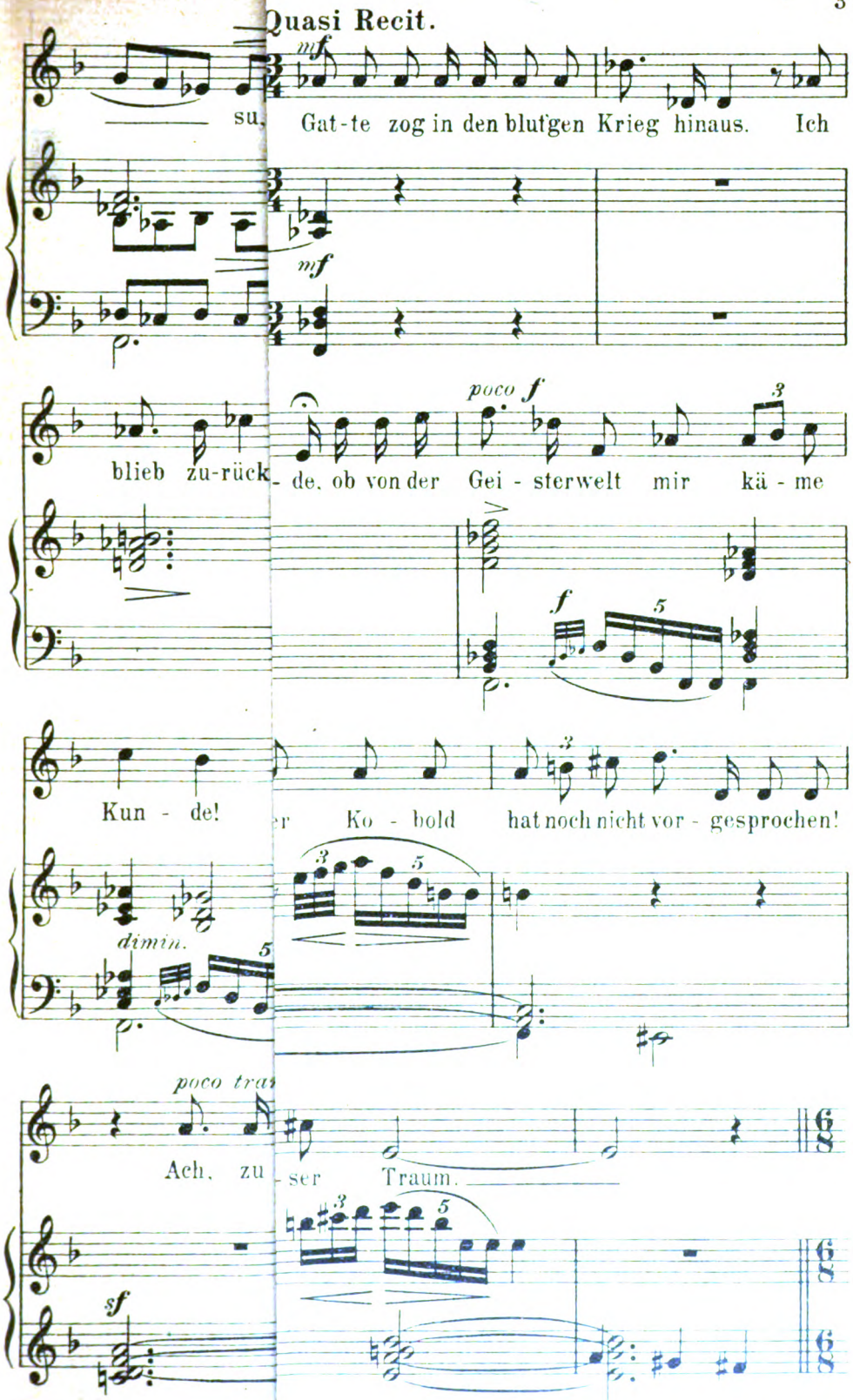


Erster Druck aus der Hand

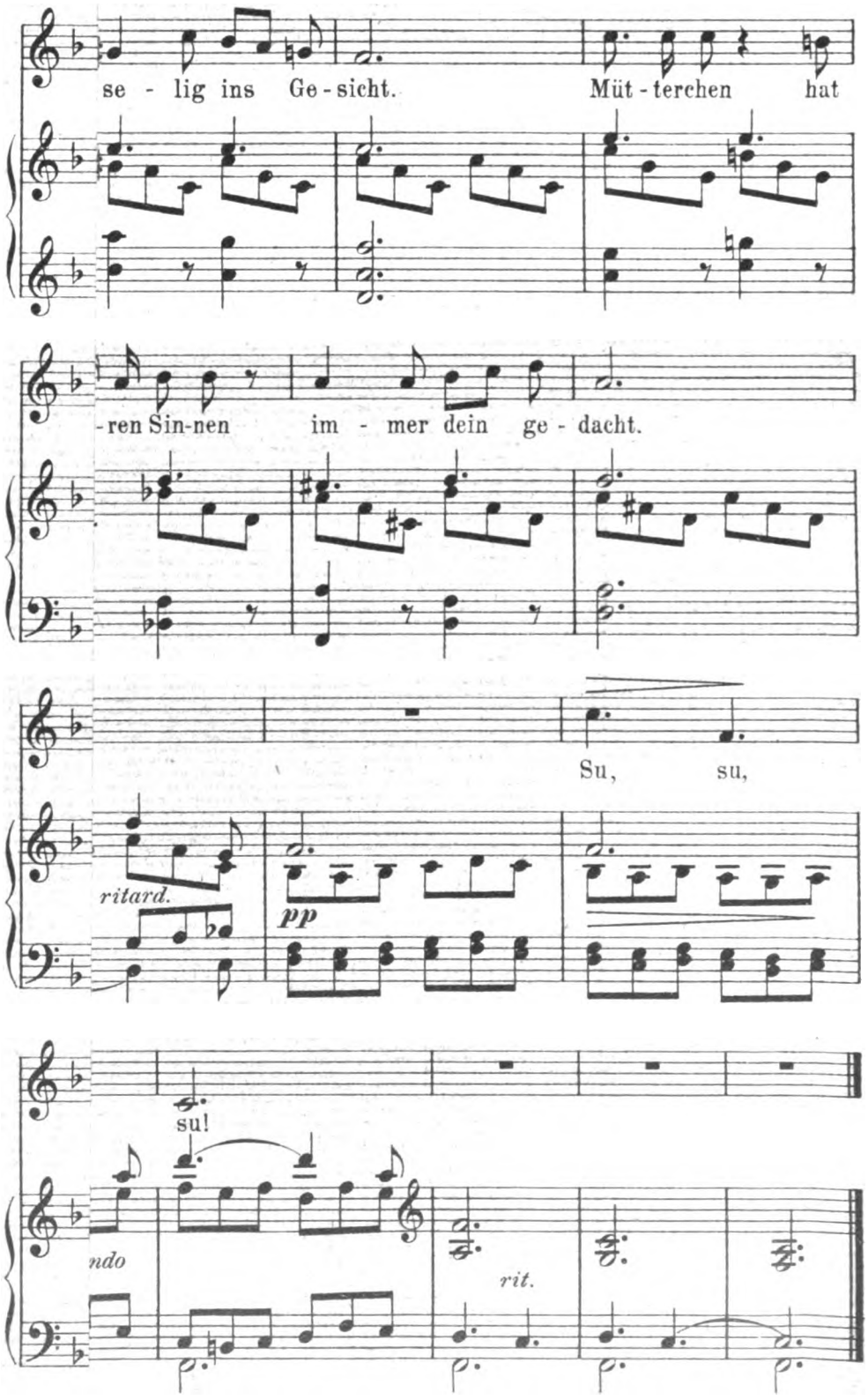
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Félice Desclabissac

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Novemberheft 1912 Heft 3

Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit,

begründet vom Dürerbunde

Die Gründung der „Gemeinnützigen Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit*“ bedeutet einen Versuch des Dürerbundes nach drei Seiten hin. Erstens: Sie soll dem Käufer gute Waren preiswert verschaffen. Zweitens: sie soll die Hersteller anregen, solche darzubieten. Drittens: sie soll einen etwaigen Gewinn des vermittelnden Unternehmens restlos gemeinnützigen Zwecken zur Verfügung stellen.

In den letzten Jahren kommt uns immer häufiger ein neues Schlagwort „Käuferpflichten“ zu Gesicht. Die gewaltige Entwicklung unsers Wirtschaftslebens hat in der Herstellung und im Vertrieb unsrer häuslichen Gebrauchsgegenstände Zustände entstehen lassen, die dringend der Abhilfe bedürfen. Materialfälschungen, unsolide Technik, unsinnige Formen und Überladungen mit geist- und stilloser Verzierung sind immer noch an der Tagesordnung. Durch die Überfülle des Angebotenen ist dem Publikum die Übersicht und das eigene Urteil außerordentlich erschwert. Der Käufer, der unter den früheren einfachen Verhältnissen die Gegenstände, die er in seinem Hause brauchte, genau kannte, und der schon deshalb besser imstande war, selbst zu wählen, läßt sich heute bewußt und unbewußt in weit höherem Maße als früher vom Verkäufer beraten und beeinflussen. Ja, seine Wahl ist meistens schon vorbestimmt durch die Auslagen, die die örtlichen Geschäfte getroffen haben. In den meisten herrscht aber der Ungeschmack vor, und dem Käufer fehlt dann, auch wenn er eigenes Urteil hat (wozu heute eine Kenntnis von Material und Formen gehört, die man sich nur durch eingehendes Studium erwerben kann), oft geradezu die Möglichkeit, Gutes zu kaufen. Unter diesen Zuständen leiden nicht zuletzt die Produzenten, die sich bemühen, in Form, Technik und Material einwandfreie Waren herzustellen. Nur zu oft erlahmt ihr Bestreben infolge der Schwierigkeit, für gute Waren Absatz zu finden. Bei dieser Sachlage bleibt die Mahnung an den Käufer: seine Macht und seinen Einfluß auf das Wirtschaftsleben auszuüben durch sorgfältige Prüfung der Waren, die er kauft, meist wirkungslos.

Diese Umstände haben den Dürerbund veranlaßt, die Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit ins Leben zu rufen.

---

* Der Ausdruck „Qualitätsarbeit“ macht uns auch keine Freude. Aber wir fanden kein deutsches Wort, welches das Gleiche besagt und doch in allen Kreisen, die hier in Frage kommen, ohne weiteres verständlich ist. Von den rund zwanzig Ausdrücken, die in Frage kamen, genügte keiner allen Bedingungen ganz. D.-B.

Digitized by Google

Ihre nächste Aufgabe ist, in Unterlagen und Musterbüchern gute und geschmackvolle Waren nachzuweisen.

Vom ganz einfachen Gebrauchsgegenstand an (sofern bei ihm Ansprüche an Material und Form gestellt werden müssen) bis zum vornehmen Ausstattungs- oder Schmuckstück und bis zum Kunstwerk sollen alle Waren des häuslichen Gebrauchs nach und nach in ihren Bereich gezogen werden. Auf die Wirtschaftsgegenstände, die täglich gebraucht werden, soll zunächst sogar unser Hauptaugenmerk gerichtet sein, denn die schönsten Kunstwerke können ein Hauswesen nicht stilgerecht machen, wenn der Grundstock unsolide und geschmacklos ist. Wir wollen aber auch den Schmuck des Hauses — das Wort Schmuck im weitesten Wortsinn genommen — nicht vernachlässigen. Zu Hochzeits-, Ehren- und Abschiedsgeschenken werden jetzt häufig kostspielige Gegenstände beschafft, deren Wert nur auf Materialprotzerei beruht, wobei das Material noch oft durch die Verarbeitung entwertet ist. Wir wollen diesen Geschenkgegenständen das persönliche Erzeugnis feiner künstlerischer Empfindung und geschickter Hände, die auch bescheidene Stoffe adeln können, entgegenstellen.

Wie arbeitet nun die Vertriebsstelle?

Erstens: Sie verbreitet auf verschiedene Weise einen illustrierten Katalog, der eine Auswahl gediegener Waren, als beispielsweise Porzellan, Fayence, Kunstschmiedearbeiten, Bronzen, Möbel, Teppiche, Vorhänge, Beleuchtungskörper, Spielzeug, Haus- und Küchengeräte usw. verzeichnet. Nach diesem Katalog bestellt der Käufer das Gewünschte bei der Vertriebsstelle. Die gibt den Auftrag an den Unternehmer weiter, so daß der Käufer seine Ware geradeswegs von der Fabrik erhält. Die Vertriebsstelle hält also keinen offenen Laden, auch kein Lager. Ihre Vermittelung besteht vielmehr darin, daß sie die Vorlese guter Waren übernimmt, dann den Katalog vertreibt, sich mit den größeren Verbänden der Konsumenten in Verbindung setzt und diesen die Vorteile ihrer Einrichtungen zur Verfügung stellt.

Zweitens: Wenn das Unternehmen sich so ausdehnt, daß es Überschüsse einbringt, so fallen diese Überschüsse nicht irgendeinem Privatkapital zu, sondern sie werden für gemeinnützige Zwecke verwendet.

Der Direktor erhält als Entschädigung für seine Arbeit einen sehr bescheidenen Anteil am etwaigen Gewinn, ferner wird ein angemessener Betrag zur Bildung und Verstärkung eines Reservefonds jeweilig von der Generalversammlung bestimmt. Aller eigentliche Reingewinn fällt an den Dürerbund zur Verwendung für gemeinnützige Zwecke auf kulturellem Gebiet nach den Bestimmungen des Vorsitzenden oder eines anderen vom Gesamtvorstand des Dürerbundes zu ernennenden Vertrauensmannes. „In gleicher Weise wird bei der Auflösung der Gesellschaft der Reservefonds, soweit er nicht zur Deckung von Verbindlichkeiten der Gesellschaft und Rückerstattung der Geschäftsanteile gebraucht wird, verwandt."

Das Unternehmen gibt also nicht etwa nur einen Prozentsatz

Digitized by Google

für gemeinnützige Zwecke ab, sondern es ruht durchaus auf gemeinnütziger Grundlage.

Damit wirklich nur Qualitätsware vertrieben wird, ist ein Beratender Ausschuß gebildet worden, der den Katalog überwachen wird. Dieser Ausschuß hat das Recht, Anregungen zu geben und gegen Waren, die seine Mitglieder nicht als Qualitätsarbeit ansehen, Widerspruch zu erheben. Folgende Herren haben sich bisher bereit erklärt, diesem Ausschuß beizutreten: Professor Dr. E. Högg, Dresden, Chemiker Dr. Paul Krais, Tübingen, Geh. Regierungsrat Dr. ing. Herm. Muthesius, Nikolassee, Professor Dr. G. E. Pazaurek, Vorstand des württ. Landesgewerbemuseums, Stuttgart, Professor Hans Pölzig, Direktor der Kgl. Kunstschule zu Breslau, Professor Paul Schultze-Naumburg, Saaleck, Architekt Heinrich Tessenow, Hellerau.

Ein unabänderlicher Mangel des ersten Versuches ist, daß unser erster Katalog noch nicht allen Ansprüchen genügen kann, die wir selbst an ihn stellen. Es liegt das an gewissen Anfangsschwierigkeiten, die eben nicht ohne weiteres beseitigt werden können. Wir hielten es aber nicht für angebracht, wegen einiger Unvollkommenheiten das ganze Unternehmen noch länger hinauszuschieben, da es doch auch so von großem Nutzen für die Allgemeinheit sein kann und da sich die weiteren Schwierigkeiten am besten während der Arbeit selbst überwinden lassen. Wir haben den guten Willen, das Werk mit der Zeit so vollkommen auszugestalten, wie das nur irgend angeht, und wir meinen, bei uns sind die nötigen Bedingungen dazu gegeben. Es kommt darauf an, ob unser Volk, unsre Fabrikanten und unsre Abnehmer, erkennen, daß hier ihre besten Bemühungen mächtig gefördert werden können.

Um zu erreichen, daß vom großen Publikum, welches zum Teil der modernen Kulturbewegung noch fern steht, der Vertriebsstelle das Vertrauen entgegengebracht wird, das sie braucht, um in kurzer Zeit eine zahlreiche Kundschaft zu gewinnen, hat der Vorstand des Dürerbundes eine Anzahl hervorragender Männer gebeten, einem Förderer-Ausschuß beizutreten. Die Förderer sind Männer und Frauen aller Parteirichtungen und sehr verschiedenen Standes aus allen Teilen Deutschlands. Sie bieten nun Produzenten und Konsumenten eine weitere Gewähr dafür, daß es sich um eine gute Sache handelt, die der Allgemeinheit dienen will.

Dem Förderer-Ausschuß traten bisher bei: Professor Dr. H. Albrecht, Geschäftsführer der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin — Johannes Buschmann, Herausgeber der „Welt des Kaufmanns", Leipzig — Adolf Damaschke, Vorsitzender des Bundes deutscher Bodenreformer, Berlin — Dr. R. von Erdberg, Herausgeber des „Volksbildungsarchivs" der Zentralstelle für Volkswohlfahrt, Berlin — Dr. Karl Johannes Fuchs, Professor der Volkswirtschaftslehre, Tübingen — Frau Fanny Goetz, Vorsitzende des Deutschen Verbandes für neue Frauenkleidung und für Frauenkultur, Leipzig — Frau Hedwig Heyl, Vorsitzende des Deutschen Lyzeum-Klubs, Neu-Babelsberg — Geheimer Oberbaurat und vortragender Rat im Reichsmarineamt A. Hoßfeld, Berlin — Gustav Ickler,

Digitized by Google

M. d. R., Vorsitzender des Kartells Deutscher Reichs- und Staatsarbeiter, Berlin — Just, Direktor im Reichsamt des Innern a. D., Vorsitzender des Verbandes deutscher Beamtenvereine — Dr. Hans Kampffmeyer, Geschäftsführer des badischen Landeswohnungsvereins, Karlsruhe — Frau Elsbeth Krukenberg-Conze — Dr. K. von Mangoldt, Generalsekretär des Deutschen Vereins für Wohnungsreform, Frankfurt a. M. — Adolf Otto, Generalsekretär der Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft, Schlachtensee b. Berlin — Dr. Hermann Popert, Hamburg — Dr. Joseph Popp, Privatdozent der Kgl. Technischen Hochschule in München — Direktor Th. Radtke, Vorsitzender des Beamten-Wohnungsvereins zu Berlin — Heinrich Prinz zu Schönaich-Carolath, M. d. R., Präsident der Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung, Amtitz — Professor Heinrich Sohnrey, Geschäftsführer des Deutschen Vereins für Wohlfahrts- und Heimatspflege, Berlin — Frau Else Wirminghaus, Köln.

Den Katalog erhält man von der „Gemeinnützigen Vertriebsstelle für deutsche Qualitätsarbeit" in Hellerau bei Dresden für eine Mark. Vereine usw., die den Katalog zum Gebrauch für ihre Mitglieder auslegen, erhalten ihn umsonst. Bestellungen sind ebendahin zu richten.

Es handelt sich hier, das betonen wir nochmals, um einen Versuch, und zwar um einen so neuartigen, daß sich für den Anfang unzweifelhaft Schwierigkeiten und wohl auch Unzuträglichkeiten ergeben mögen, wegen deren wir um Nachsicht bitten müssen. Vielleicht sogar um viel Nachsicht. Die Sache selbst aber ist unzweifelhaft gut, und sie birgt Entwicklungsmöglichkeiten, die sich noch gar nicht übersehen lassen, so weit dehnen sie sich aus. Möge der Versuch gelingen!

Wir bitten nun unsere Mitglieder und Freunde, für unsere Sache zu werben und die Vertriebsstelle selbst zu benutzen.

Der Dürerbund

Für den Arbeitsausschuß: Ferdinand Avenarius

Intendantendämmerung?

Die Leiter der altberühmten Hofbühnen zu Wien und München sind gestorben, und eine wahrhaft befriedigende Neubesetzung der beiden Posten* scheint äußerst schwierig zu sein. Der Intendant der großherzoglich-städtischen Bühne zu Mannheim hat verärgert verzichtet. Der Generalintendant der königlich preußischen Schauspiele hat schon vor einem Jahr eine Flucht in die halbe Öffentlichkeit unternommen, um sich gegen scharfe Angriffe aus dem Landtag zu wehren, und soll kürzlich, da er den hervorragenden Kapellmeister Muck sozusagen zur Auswanderung nach Amerika veranlaßte, beinahe gestürzt worden sein; nur die persönliche Freundschaft seines Herrn hielt und hält ihn oben. Aus alledem ergibt sich ein merkwürdig unsicherer, dämmeriger Zustand im Bühnenintendantentum,

* Der Aufsatz ist vor der neuen Besetzung des Münchner Postens geschrieben worden.

Digitized by Google

ein Zustand, der uns die Frage nach der grundsätzlichen Berechtigung und den weiteren Aussichten des Intendantenwesens nahe legt.

Es gibt ja zweierlei Dämmerung. Haben wir hier „verglimmendes Abendrot“ oder, um mit Hamerlings „Schwanenlied der Romantik“ fortzufahren: „Ist dieser Zeiten Zwielicht Morgendämmerung, mit einem neuen Tage schwanger, der herrlich und jung über den harrenden Völkern beginne den stolzen Lauf . . .?“ Wir meinen: beides in einem. Es kommt darauf an, was wir unter einem Intendanten im Grund verstehen und was sich aus der Intendanz-Einrichtung entwickelt. Wenn der Zwielichtzwitterzustand sich zur Morgendämmerung klären soll und darnach zu einem herrlich jungen Tag für das ganze deutsche Bühnenwesen, so muß der Begriff des Intendanten erst neu gefaßt, erweitert und dann möglichst allgemein verwirklicht werden.

Der fremdwörtlich höfische Name könnte dabei natürlich mit Vergnügen geopfert werden, sobald ein gutes deutsches Wort dafür gefunden und allgemein durchzusetzen wäre. Dann freilich würde der „Intendant“ endgültig in Nacht versinken, aus der Bühnenwelt wenigstens verschwinden und bestenfalls (möglichst mit dem wohlfeilen Zusatz „General“) ein rein hofamtlicher Titel bleiben. Ein deutsches Ersatzwort wird jedoch nicht leicht zu finden sein.

„Bühnenleiter“ oder „künstlerischer Leiter“ sind treffliche Bezeichnungen, aber keine Titel. Und Titel sind bei uns doch unentbehrlich, zumal beim Theater! „Bühnenleiter der X-Bühne“ (oder auch des X-Theaters) ergäbe einen Pleonasmus. „Herr Leiter“ klingt zu farblos allgemein, „Herr künstlerischer Leiter“ klingt unmöglich-umständlich. „Bühnenmeister“ ist leider schon für ein weit bescheideneres Amt von altersher üblich. „Bühnenoberster“ wirkt zu militärisch, „Bühnenführer“ und selbst das vernünftige „Bühnenwart“ haben wieder wegen der fehlenden Titularbegabung wenig Aussicht auf Beliebtheit. Der Titel Direktor aber hat außer dem fremden Ursprung noch den Fehler, daß er durch heftigen, immer noch wachsenden Mißbrauch in den Augen vieler entwertet und im Theaterbereich mit dem herrschenden Typus des Pächters verwachsen ist. Es wird also wohl das Beste sein, wir behalten vorerst den Namen Intendant für das bei, worauf es uns hier ankommt: für einen mit Jahresgehalt angestellten künstlerischen Leiter. (Nebenbei hat der Intendantentitel einen so verlockenden gesellschaftlichen Klang, daß bei seiner Verleihung vielleicht gar ein paar Tausend Mark Gehalt zu ersparen sind.)

Das ist ja der hohe Vorzug in der Stellung der bisherigen Hoftheater-Intendanten: daß sie keine kaufmännischen Sorgen haben und aus dem Betrieb keinen persönlichen Geldvorteil herauszuwirtschaften brauchen. Der Vorzug wird allerdings durch die mehr oder minder starke Einwirkung höfischer Rücksichten meist beeinträchtigt. Gelegentlich kann auch höfische Geldknappheit (zuweilen mitverursacht durch landtäglichen Geiz) zu einer kläglichen Anbetung des Kassenerfolges führen, so daß es bei einer solchen Hofbühne im Effekt dann auf dasselbe hinausläuft wie bei einem verpachteten Stadttheater oder G. m. b. H.-Geschäftstheater. Aber sotane Schattenseiten des höfi-

* Kw. XXIV, 15: „Höfisches Theater“.

Digitized by Google

schen Theaters haben wir uns hier vor einiger Zeit* des Näheren ausgesprochen. Heute wollen wir die Lichtseite betonen: die grundsätzliche Unabhängigkeit des Leiters vom Geschäftlichen. Fügen wir noch die Unabhängigkeit von kunsthemmenden politischen Mächten hinzu, so haben wir den ideal „gestellten" Leiter für jegliche Bühne im Land, den deutschen Theaterleiter der Zukunft, wie wir ihn uns als typischen Vertreter seiner Zunft wünschen müssen.

Die Hoftheater mögen bei der Besetzung des Intendantenpostens zusehen, wie sie ihren dreierlei Rücksichten — den „höheren", den finanziellen und den künstlerischen — gerecht werden. Ernst genommen werden und gute Früchte bringen können sie auf alle Fälle nur, wenn eine wirkliche künstlerische Leitung in irgendeiner Form, unter irgendeiner Betitelung vorhanden ist.

Der Fall Muck und viele ähnliche beweisen, daß es nicht genügt, wenn echte Künstler für die Leitung zur Verfügung stehen. Es muß ihnen auch die Vollmacht gegeben werden, in wichtigen Fällen innerhalb ihres Faches selbständig zu entscheiden. Ist z. B. kein fachkundiger und bevollmächtigter Opern-Oberleiter da, so darf der kunstliebhaberische Hofmann, der an der Spitze des Hoftheaterwesens steht, nicht die Vorschläge seiner bedeutenden Kapellmeister in der Regel unbeachtet lassen, darf noch weniger gegen deutlich ablehnende Gutachten dieser Fach-Autoritäten die Annahme fragwürdiger Opern verfügen. Erweist der höfische Intendant (auch dafür haben wir ja Beispiele) die Fähigkeit, bis zu einem gewissen Grad Fachmann zu werden, und ferner den Takt, seinen Fachleuten in Dramaturgie, Schauspiel und Oper genügenden Spielraum zu lassen, so braucht weder für die Schauspiele noch für die Oper ein besonderer Direktor verpflichtet zu werden. Der Generalintendant ist dann für seine Leute insgesamt nicht mehr „der Herr Generaldilettant", sondern in seinem Bühnen-Kleinstaat ein anerkannt konstitutioneller Fürst, und zwar ein guter. Die Machtfülle des künstlerischen Leiters verteilt sich dann auf die Exzellenz (die außerdem die Aufgabe des Repräsentierens und zuweilen auch — des Geldflüssigmachens übernimmt), auf die ersten Dramaturgen, Regisseure und Kapellmeister, Maschinenmeister und Raumkünstler.

Der beste Intendant in unserm weiteren Sinne, also der beste künstlerische Leiter irgendeiner anständigen Schaubühne, wird natürlich derjenige sein, der den Kern aller ihm unterstellten Dinge so beherrscht, daß er allgemein, vor allem von den Untergebenen, als geborener und wohlausgebildeter Fachmann anerkannt wird. Zugleich aber muß er so viel Takt, neidfreie Sachlichkeit, selbstsichere Ruhe haben, daß er wertvolle Anregungen von seiten der Hilfsleiter und Bühnenkünstler erkennt und dankbar aufnimmt.

Kommt nun der künstlerische Leiter von der Schauspielkunst her, so wird er in der Regel szenische Routine und mehr oder weniger sicheren Blick für Bühnentalente und Rollenwirkungen mitbringen. Vom Wert der Dramatik aber, vom Aufbau eines — trotz allen herabziehenden Alltagsforderungen — gehaltvollen Spielplans wird er selten etwas verstehen oder auch nur verstehen wollen. Zur Ergänzung seines Könnens müßte ihm also ein wirklicher Dramaturg beigesellt werden. Da

Digitized by Google

ein wirklicher Dramaturg aber gar nicht oder höchstens als Anfänger für ein Weilchen mit der üblichen, gänzlich unselbständigen und elend honorierten Stellung eines sogenannten Dramaturgen zufrieden sein wird,* so wird der künstlerische Leiter aus dem Mimenstand höchstens ausnahmsweise die erforderliche Ergänzung finden. Selbstverständlich wird ein solcher Oberleiter seinerseits auch durchaus nicht auf solche Ergänzung versessen sein. Er wird sich nur drein fügen, wenn der Hof, die Stadt oder wer sonst Besitzer des Theaters ist, es schlechterdings nicht anders tut. Unter solcher Voraussetzung aber ist ein friedlich-freudiges Zusammenarbeiten nicht leicht zu erwarten; denn der Spielplan bestimmt den Charakter des Theater-Organismus. Hieraus folgt, daß der künstlerische Leiter in der Regel lieber aus der literarischen Welt bezogen werden sollte.

Gewiß ist Vorsicht dabei sehr nötig, weil bei den Literaten die Zahl der tatsächlich Theatersinnigen und organisatorisch Begabten ganz bedeutend kleiner ist als die Zahl der Theaterwütigen und Direktionlustigen. Auch die bühnenblütigsten Schriftsteller sind nur selten zum Regieführen berufen. Aber hier ist leichter ergänzen. Tüchtige Regisseure, routinierte szenische Drillmeister sind keine Seltenheit. Wenn man die Direktoren der Stadttheater und provinzlichen Privatbühnen ins Auge faßt, so wird man finden, daß sie im Durchschnitt — falls sie nicht geborene kaufmännische Leiter sind — als „Verbrauchsregisseure" besser am Platz wären. Ausnahmen werden bereitwilligst zugegeben. Im ganzen aber wäre es sicherlich von entscheidendem Vorteil für das deutsche Bühnenwesen, wenn es mehr „lateinische" Bühnenleiter hätte, die für einen künstlerisch an- und selbständigen Spielplan sorgten und bei den Proben die ehrliche Handwerksleistung der Regisseure aus dem Schauspielerstand psychologisch-poetisch vertieften und verfeinerten.

Mit der allgemeinen Einführung solcher Intendanten hat es noch gute Wege. Wer wüßte das nicht! Aber in einer Zeit, da man Hunderte Menschenleben und Millionen Reichsmark daransetzt, die Luft wegbar und militärtauglich zu machen, in solcher Zeit gibt es ja wohl keine Furcht mehr, daß Forderungen, die am Boden der Wirklichkeit bleiben, utopisch unerfüllbar sein könnten. Die rückständige Gesinnung vieler Stadtverwaltungen, die ein Stadttheater haben und nichts dafür aufwenden oder gar daran profitieren wollen, diese schäbige, muffige, kleinliche, ja mittelbar in gewisser Hinsicht unsittliche Gesinnung kann in unsrer „Kulturblütezeit" unmöglich noch lange fortdauern.

Der alte üble Brauch ist schon hie und da durchbrochen. Fast jedes Jahr entschließt sich eine Stadt mehr, ihre Bühne nicht mehr einem Pächter zu überantworten, sondern einen künstlerischen „Direktor" anzustellen und das Geschäftliche in die Verwaltunggeschäfte der Stadt einzubeziehen. Aber es muß noch viel, viel schneller gehen! Der Staat, die Bühnenkünstler-Organisationen und die Presse könnten es mit vereinten Kräften in wenigen Jahren so weit bringen, daß eine Stadt sich schämen müßte, wenn sie sich noch keinen „Intendanten" angeschafft hat.

* Wirkliche Dramaturgen sind wohl gegenwärtig bloß an vier, fünf Bühnen (fast nur an Hofbühnen) tätig und denkbar.

Digitized by Google

Damit allein ist es jedoch nicht getan. Wenn die größten Großstädte (allwo der Wettbewerb manches regelt) vorläufig aus dem Spiel bleiben können, so erscheint es doch als klare Pflicht der Städte mit einem bis zu drei lebensfähigen Theatern, diese ohne Ausnahme in städtischen Betrieb zu nehmen und keinem Privattheater die Existenz zu ermöglichen. Die Erfüllung dieser Pflicht wird sich in manchen Fällen sogar materiell, in allen aber ideell bezahlt machen. (Materiell durch die Vereinfachung des Betriebs und durch den Wegfall des verteuernden Wettbewerbs.) Die kleinen „wilden" Sensation-, Ehebruchschwank- und Operettentheater vom „Residenztheater"- und „Lustspielhaus"-Typus haben kein Anrecht auf ein unabhängiges und so gut wie unkontrolliertes Dasein. Die Städte können und müssen alsdann an ihren Bühnen auch die dringlichsten sozialen Forderungen der Bühnenkünstler erfüllen: mindestens zehnmonatige Spielzeit (oder — Gehaltszeit), Beseitigung der Scheingagen und der Hungergagen, kostenlose Lieferung auch der modernen Bühnengewänder für die weiblichen Darstellerinnen, und das bedeutet: Abstellung eines entehrenden Mißstandes.

Auf solchen Grundlagen und mit vertraglich gesicherter Selbständigkeit werden unsre künstlerischen „Intendanten" erfolgreich arbeiten können, ohne lauter Genies sein zu müssen. Wo bisher der alte Schlendrian herrschte, wird die Wandlung zum Besseren, Vornehmeren gewiß nicht frei von Schwierigkeiten sein. Konflikte zwischen der Stadt und dem Intendanten sind möglich, besonders so lange der Rechte nicht gefunden sein sollte. Aber: die Sache will's! Und das Zusammenarbeiten wird hie und da erleichtert werden, wenn die städtische „Theaterkommission" sorgfältiger, um nicht zu sagen: minder grotesk zusammengesetzt wird.

Warum sollten wir wenigstens eine merkliche Annäherung an dies goldene Zeitalter nicht erleben? Wenn Staat, Künstler, Presse richtig wollen, ist die gegenwärtige „Intendantendämmerung" — Morgendämmerung.

Willy Rath

Franz Nabl

ein neuer österreichischer Dichter

Es ist schon ein paar Jahre her, daß Franz Nabl mit seinem ersten Romane kam, Hans Jäckels erstes Liebesjahr *. Aber es ist kaum zu verwundern, daß man nicht sogleich allgemein erkannte, wieviel in dem neuen Mann an dichterischer Kraft steckte. Jenes Buch war nicht kraftlos, doch auch bei weitem nicht reif. Das sexuelle Leben des vier- oder fünfundzwanzigjährigen Hans Jäckel war hier beinahe virtuos geschildert, und die Virtuosität zeigte, wie ruhig, in welcher Entfernung der Verfasser diese unklaren, verdrückten Erlebnisse eines spät Reifenden gesehen hatte. Aber die Schilderung, so zielsicher und seelisch reichhaltig sie war, endete mit einem sehr gewaltsam und künstlerisch roh herbeigeführten Knalleffekt; überdies, ohne daß aus dem peinlichen Kreisen verworrener Gedanken und Triebe irgendein Weg zu festeren

* Verlag Egon Fleischel & Co., Berlin, ebenso: Ödhof, zwei Bände (geb. 12 M.); Narrentanz, Novellen, ein Band.

Digitized by Google

Tagen gewiesen wurde, so daß nicht recht ersichtlich war, ob Nabl diesen wunderlichen Herrn Jäckel noch durchweg ernst nahm oder nicht. Im vorigen Jahr taten dann die Novellen des Bandes „Narrentanz" kund, wieviel weiter als nur bis zum Horizont Hans Jäckels der Blick Nabls reichte. Mit weitaus sichrerer Ruhe sind sie erzählt. Was sie enthalten sollen, ist alles bis in den kleinsten Zug fein und genau herausgearbeitet. Man merkt die Absicht eines Künstlers, einmal jede äußere Rücksicht auf den Leser zu lassen und nur sein inneres Gesicht ganz auszuführen. Diese Absichtlichkeit müßte verstimmen, wenn die Erlebnisse des Autors alltäglich oder aufgebauscht wären. Aber Nabl hat in manchem völlig Eignes zu geben. Vor allem sieht er seltsame, irgendwie aus der Normalbahn herausgedrängte Leute, deren echtes, rechtes Menschenwesen sich nun abseit der breiten Straße Luft schafft, mit einer ganz ungewöhnlichen Klarheit des Herzens und des Geistes. Man hat noch nicht das Gefühl, hinter all seinen Bildern stehe ein unbedingter Zwang, so und nicht anders zu sehen, aber er hat doch die Gabe, seine Gestaltung wie aus eigner Kraft wachsen lassen zu können. Das war in höchster Steigerung K. F. Meyers Poetengabe, dessen Geist gewaltige Naturen und Heroen aufnahm und sie in sich werden ließ zu vollkommener Unabänderlichkeit des Wesens. Nabl greift nicht in die Geschichte und die Geschicke der Welt. Es ist allein dies oder jenes Stück vom wunderlichen Heute und Gestern, das er ausschneidet aus dem Lebenszusammenhang und vor sich hinstellt. Aber er packt Stellen des Menschengetriebes, wo tiefe, innerliche Quellen rauschen — und diese Quellen läßt er hören. Mächtige Gefühle stürzen hervor, gepreßte Triebleidenschaft entlädt sich in grotesker „Komödie" Mitleid und Wehmut hervorrufend, — die wahnsinnige Gier eines Büchernarren verzerrt dessen Wesen zu verbrecherischer Aktivität, — eine harte Selbstgerechtigkeit zerstört sich ihr eignes Glück, — eine langsam tiefinnerlich gereifte, leuchtende Menschenliebe feiert für sich und Hunderte ein Fest; dieses „Weihnachten des Dominik Brackel", der für ein ganzes Dorf einkauft und aufbaut in eigens errichteter Halle und dann im Lichterglanz schenkt an Hunderte, selig umhergeht, Liederklang und Dankworte um sich, ein Mal ganz froh, beglückt und beglückend — dies alles ist mit liebenswürdiger Behutsamkeit aus wirklichen Tiefen der Sehnsucht gehoben und froh gestaltet zu einem Eindruck, welcher haftet und hallt. „Narrentanz" heißt das Buch, das diese wachen Träume von einsamen Menschen enthält; darin liegt eine Art falscher Ironie. Denn mindestens einige von diesen Narren tragen das Mal, das künstlerischer Ernst seinen Gestalten aufprägt, und für diesen Ernst stimmt das Wort Narrentanz nicht; Nabl wagt es, wie jüngere Künstler so oft, noch nicht, auch nach außen hin die volle, klare Verantwortung für sein Werk, vor allem für sein heißes Gefühl auf sich zu nehmen. Es ist, als ob ein verlegenes Lächeln des Erzählers hie und da sagen wollte: ganz so schlimm ist es übrigens nicht mit diesen Erlebnissen; und unter dem Lächeln brandet doch lodernde Glut hervor. Dies Lächeln ist übrigens eine Eigenheit so mancher Wiener Autoren, an der sie im Innersten krank geworden sind. Nabl, dessen Scharfblick für das Allzumenschliche es mit den feinsten Wienern aufnehmen kann — und ich erkenne, wie die Leser des Kunstwarts wissen, an diesen viel wirkliche Feinheit — ,

Digitized by Google

Nabl hat alle jene Vorsicht, die sich nicht ganz auszugeben wagt, heute schon überwunden und damit seine künstlerische Vollbürtigkeit erwiesen. Denn nur der restlos Aufrichtige, der sich zu seinen Gestalten und Gefühlen bekennt, wird mit dem Leiden des Dichters auch dessen Krone gewinnen. Gerhart Hauptmann sagte zu einer Rundfrage über den Bühnenhervortritt der Verfasser: „Ich bin jederzeit bereit, vor mein Werk zu treten." Das war ein Künstlerwort von echtem Gehalt.

Franz Nabl hat seine künstlerische Reife mit dem „Ödhof" erreicht, einem zweibändigen Romanbuch, das den Untertitel trägt: „Bilder aus den Kreisen der Familie Arlet." Dieses Werk ist in jeder Hinsicht ungewöhnlich. Wie es den Ungeduldigen durch einen Umfang von neunhundert Seiten abschreckt, so den Oberflächlichen durch eine unverschleierte Bitterkeit vieler Einzelzüge vom Leben, ein bis ins kleinste der furchtbaren Wirklichkeit nachspürendes hartes Aufdecken der Düsternisse. Was ein Wedekind ohne Intuition beredet und zerhackt und nur viertels gestaltet, bildet sich unter Nabls Schauen von selbst zu Gestalt und Wesen. Was Hunderte von denen, die das heutige Leben leidend lieben, nur andeuten und schwerfällig herauszuarbeiten suchen, bannt er in fruchtbare und völlig eigen erfundne Szenen. Wenn es eines Beweises gegen die törichte Meinung bedurft hätte, daß ein folgerichtiger künstlerischer Realismus „keine Kunst", sondern ein unschwieriges Abmalen der jedermann zugänglichen Wirklichkeit sei, so läge er in Nabls Werk; denn er läßt es — nach Jahren! — wieder einmal nacherleben, welche innere Kraft des Erlebens und welcher Umfang der Anpassung, der Beobachtung, welche Rücksichtlosigkeit des Denkens und Darstellens dazu gehört, ein Stück nur von der Wirklichkeit in ihrer ewig wunderhaften Gewalt zu erfassen. Und auch eine andere Rede der Unfähigkeit wider den „Naturalismus" schlägt Nabls „Ödhof" nieder: daß er nur umweltumschlossene Zwergnaturen kenne und das Heldische der Menschennatur ihm unzugänglich sei. Es sind zwar weder kostümierte königliche Puppen noch mit jambischem Pathos abgewickelte Staataktionen, in denen sich hier Großes zeigt; aber das schlichte Leben des Freiheitsuchers und Gewaltmenschen Johannes Arlet reckt sich öfter zu einer Leidenschaft und Fülle, deren Wirkungen an das Erhabene und Höchste streifen. Ein Name drängt sich der Erinnerung gelegentlich auf, wenn man diese Szenen liest: Dostojewski. Der große Russe hatte mehr Beweglichkeit und dialektische Lust, in seinem Lebenswerk ein weiteres, herzlicheres Menschheitgefühl, als Nabl bislang zu zeigen Gelegenheit hatte. Nabl übertrifft ihn aber jetzt schon durch ein elementares, tief ausgleichendes Naturgefühl, das sich weniger in einzelnen Schilderungen als in einer untergründigen Abgestimmtheit des Erlebens kundgibt. Auch die außerordentliche Konzentration, das Zusammenballen vieler Wirkungen und Motive in eine Situation und das vielfältige Beziehen der Situationen aufeinander hat Nabl jetzt schon zu einer ganz außerordentlichen Geschicklichkeit entwickelt. Man fühlt sich nach kurzer Zeit vor jedem dieser „Bilder" auf dem Punkt, der den tiefsten Einblick, die innigste und natürlichste Teilnahme erlaubt.

Der Inhalt des „Ödhofs" ist zu reich und vielfältig, als daß man ihn kurz wiedererzählen könnte. Die Hauptgestalt ist Johannes Arlet, ein brutaler, urkräftiger Mann, der von Kindheit an seine Geschwister

Digitized by Google

in kalter Gefühlshärte unterdrückt hat, seinem Bruder später die Geliebte weg- und sich zur Frau nahm, seine Frau gut aber ohne innere Wärme, fremd und kühl behandelte. Man lernt ihn im Buch als Witwer kennen, der nun ganz seinem Herrenbewußtsein, seinem absoluten Freiheitdrang leben will; er zieht aus der Stadt und kauft sich das herrschaftliche Gewese des Ödhofs am Gebirge. Dort lebt er fern den Verwandten, die ihn hassen, mit seinem jüngsten Sohn, mit dessen Privatlehrer und mit seiner schönen und klugen Wirtschafterin, die später seine Geliebte und die „gnädige Frau" des Schlosses wird. Zwischen diesen spielt sich das Leben ab: Liebe, Gewinn, Verzicht, stille Gegensätze und offne Aussprache, wunderliche Fügungen und gewaltsame Verwicklungen. Allmählich erwächst zwischen Sohn und Vater aus tiefster Gegensätzlichkeit ihrer Naturen ein unlösbarer Konflikt, und der schwächere, von der Gewalt des Stärkeren verwirrte Teil, der Sohn, endet im Selbstmord; das ruhige Leben der Ödhofbewohner ist einer verbitterten Einsamkeit gewichen, Arlet selbst findet den Tod in trotziger, trunkener Wildheit. Wie das Ganze mit Haß und im Unreinen begonnen hat, so geht es im Trüben aus. Und dennoch ist es nicht dumpf und wirr. Sondern alles steht im Lichte einer vollendeten menschlichen Klarheit; die Hauptgestalten leben in diesen fruchtbaren Szenen ihr ganzes Inneres dar; Nabl findet immer Zeit und Gelegenheit, neben ihren wichtigsten Meinungen und Willenstaten auch ihr spielendes Unbewußtes offenbar zu machen, ihre Träume und Eigenheiten zu zeigen. Und mit einer jedesmal wieder überraschenden Sicherheit gibt er dem Ganzen Relief. Eine Szene im Dorfwirtshaus, wo die versammelten Einwohner — Honoratioren und Geringere — die Ankunft des neuen Schloßherrn erwarten und jeder allmählich seine Erwartungen preisgibt, bis Arlet zuletzt kommt und alles anders wird, betreten und verlegen, endlich in burschikoser Ungezogenheit sich wieder glättend — eine solche Szene genügt für Nabl, um das ganze Milieu jener Welt bis ins Kleinste lebendig zu machen, aus dem für Arlet dann so viel Wichtiges erwächst. Auch das Auftreten des Professors Meser, des Vaters des Hauslehrers, umschließt derart eine Fülle von Lebensstimmungen und Geschehnissen. Ein alter Mann, der ohne Geld mühselig sein Amt versah, und in dem fast völlig der Funke der Lebenslust unter Alltagplage verlöscht ist, trotz der Phantasiereisen, die er auf Karten und mit Reisebüchern oft unternahm, — soviel weiß man von früher. Nun tritt er mitten in das Glück, das Arlet mit der Fuchstaler genießt, wie ein frohes, starkes Kind genießt, und an dem der junge Meser und Arlets Sohn teilhaben, hinein. Da löst sich seine Spannung und sein Leben erschließt sich vor den Fremden und vor dem Sohn, die alle nach ihrer Art darauf eingehen: das Weib still, liebevoll, der Sohn erstaunt, schamvoll, Arlet verstehend, überlegen, hart und zart zugleich. Und dies Leben liegt so klar, überzeugend in seiner unseligen Alltäglichkeit da, daß es zu der ganzen Dichtung einen tiefen Gegenton gibt, bis zuletzt von dem Glück des Ödhofs etwas überfließt in des Professors Dasein und sich alles verschlingt zu reichem, vollem Klang. — So ist jede Episode, vor allem das Leben der übrigen Familie Arlet, der Dorfbewohner, das fürchterliche schleichende Rattenfänger-Verbrechen eines Priesters an Arlets Sohn, das wundersame Verdämmern eines

Digitized by Google

verlotterten Studenten, der im Revier Fischer geworden ist, endlich das Schicksal der beiden andern Söhne Arlets, alles ist verwoben mit dem innersten Erleben der Ödhofer und dient nicht nur dazu, sich selbst in voller Breite vorzutragen, sondern auch Geist, Gemüt, Sinnen und Sehnen der Gestalten in wechselndem Reichtum aufzuschließen. Es braucht kaum gesagt zu werden, daß ein Poet wie Nabl dabei nicht ein einziges Mal trivial oder dürftig wirkt. Arlet selbst ist, wenngleich ein in seinem wilden Blut Verlorener, doch ein geistvoller Mann, die Fuchstaler eine kluge, erfahrene Frauennatur, der junge Meser gibt als Tierfreund, Turner, Vegetarier, Abstinent dem Gespräch oft Gehalt und Tiefgang, die Probleme der Erziehung und des Lebens der Liebe und in der Natur werden abgewandelt; keine Seite des Buches, das einem unerhört tiefen Suchen und Erfassen des Lebenssinnes Gestalt verleiht, langweilt oder verwirrt.

Daß der neue Name, dessen Klang für das literarisch anscheinend unerschöpfliche Österreich ein neuer Ruhm ist, nun bald weithin laut genannt werde, das darf man noch bezweifeln; die Zeitströmung, die Mode ist seinem Wesen nicht günstig. Wir sind Sensationelleres, Präziseres, Animalischeres gewöhnt und anderseits Klingenderes, Süßeres, Scheinhafteres. Eben dieser Umstand gab den Grund, hier mit so viel Nachdruck für einen Schaffenden einzutreten, der den Besten dieser Tage gesellt werden darf. Denn nach unsrer Meinung trägt Nabls Art schon in Kunst- und Erlebnisform die Kennzeichen tief eigner Persönlichkeit.

Wolfgang Schumann

Rednerische Schulung

Unser öffentliches Leben hat in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren durch die Häufigkeit, mit der auch Frauen sich bei den verschiedensten Anlässen hören lassen, eine wesentliche Bereicherung erfahren. In literarischen Vorträgen, Kongressen, Vereinen, bei politischen Versammlungen begegnen wir ihnen und gewinnen im allgemeinen den Eindruck, daß es ihren Reden an logischem Aufbau, an Wärme, Gewandtheit, Schlagfertigkeit nicht gebricht. Ja, es will oft scheinen, als ob alle diese Werte der deutschen Durchschnitts-Rednerin mehr zu Gebote stünden als dem deutschen Durchschnitts-Redner, der, verglichen mit dem anderer Nationen, im Nachteil ist durch eine gewisse Unfreiheit, Unansehnlichkeit seiner Vortragsweise: Stimme, Körperhaltung, Geste, Blick kommen bei ihm dem Gesagten nicht zu Hilfe. Indessen scheint es auch den meisten vortragenden Frauen noch nicht genügend bewußt zu sein, wie wichtig es ist, sich nicht nur mit dem gedanklichen Inhalt einer Rede auf das gründlichste zu beschäftigen, sondern auch dafür zu sorgen, daß der Hörer ihr leicht, ohne Anstrengung und womöglich mit Genuß folgen könne. Und doch hat in unserer red- und vereinsseligen Zeit jeder Gelegenheit, sich davon zu überzeugen. Ein besonders reiches Feld zu derartigen Studien bot der Berliner Frauenkongreß des vorigen Winters. Es gab da unter den Referaten mäßig Interessantes, oft schon früher Gehörtes, das trotzdem dankbar aufgenommen wurde, aus keinem andern Grunde, als weil man den Wortlaut überhaupt verstand; während inhaltlich Besseres, Wertvolleres in-

Digitized by Google

folge schlechter Vortragsweise eindruckslos verpuffte. Saß man in den ersten Reihen, so konnte man mit einer Anstrengung folgen, die man zur Not eine Stunde, aber nicht mehrere aushalten kann — doch schon in der Mitte des Saales half auch alle Anstrengung nichts, man gab sie auf und vertröstete sich auf die Zeitungsberichte, die nachher schon orientieren würden. Was aber ist der Zweck solcher Kongresse, wenn nicht der, die vortragenden Persönlichkeiten als solche gegenseitig lebendig unmittelbar aufeinander wirken zu lassen, sie unter diesem Kreuzfeuer anzuspannen, über sich selbst hinauszuheben, so manche in Jahren mühevoller, unverdrossener Arbeit gewonnenen Ergebnisse zu allgemeiner Geltung zu bringen und ihre Urheber neugestärkt für weiteres Tun zu entlassen? Könnte man sonst den Aufwand von Zeit und Kraft für solche Veranstaltungen rechtfertigen? Aber dies alles wird beeinträchtigt oder aufgehoben durch die Verkennung gewisser Grundgesetze, von deren Befolgung die Wirkung öffentlicher Aussprache im großen Raume abhängt.

Schon Luther hat sie auf eine klassische Formel gebracht: „Tritt fest auf, mach 's Maul auf, hör bald auf." Was uns hier zu beschäftigen hat, ist vornehmlich die zweite der drei Mahnungen. Sie aber vor versammeltem Volke im gegebenen Augenblick befolgen *können*, ist in den seltensten Fällen Naturgabe. Meist gehört dazu regelrechte Ausbildung, als: Kultur der Stimme, richtige Atemführung, Reinheit der Vokale, peinlichste Beachtung jedes Konsonanten in seiner charakteristischen Eigenart. Genau so wie die Singstimme kann auch *jede* Sprechstimme durch Schulung an Kraft, Umfang, Wohllaut bedeutend gewinnen, was nicht nur ein sicheres Mittel ist, Ohr und Herz des Hörers zu fesseln, sondern auch mit der Frage der *Deutlichkeit* und der *Ausdauer* eng zusammenhängt. Mit der Deutlichkeit insofern, als ein gewisses Stimmvolumen selbst der leisen Rede eigen sein muß, wenn sie bis in die entferntesten Ecken des Saales dringen soll. Die Fähigkeit, den Silben dieses notwendige kleine Quantum von Stimme zu geben, muß erlernt werden. Das mezza voce und piano des Sängers, das überall vernehmlich bleibt, gehört zu den schwierigsten Errungenschaften der Schulung, während effektvolle starke Töne naturalistisch von sich zu geben jedem stimmbegabten Dilettanten leicht gelingt. Allein die Herrschaft über die klangvollen leisen und Mitteltöne, die dem geschulten Redner so mühelos von den Lippen fließen, bewahrt ihn vor Monotonie — die immer einschläfernd wirkt —, vor Ermüdung der Stimmbänder und erweckt durch den Nuancenreichtum der Klänge die Illusion spontaner, völlig freier, natürlicher Rede. Eine nicht hoch genug anzuschlagende Illusion ganz besonders, wo es sich um vorher memorierte oder gar abgelesene Vorträge handelt, die, an sich eigentlich sinnwidrig, der sorgfältigsten oratorischen Vorbereitung bedürfen, um den Geist der Langenweile, der gewöhnlich schon seine Flügel öffnet, wenn der Referent mit seinem Manuskript das Podium betritt, siegreich in die Flucht zu schlagen. Gerade die am häufigsten vorkommenden Referenten und Referentinnen, die lesenden, können nicht eindringlich genug darauf hingewiesen werden, daß die Ausarbeitung ihres Manuskripts nur einen *Teil* ihrer Aufgabe bedeutet. Sie schießen an ihren Zielen vorbei, wenn sie nicht gleichzeitig dafür sorgen, daß man dieses ihr Manuskript womöglich vergißt, daß nur die Persön-

Digitized by Google

lichkeit übrig bleibt, die mit vollem Bewußtsein alle ihre äußern und innern Hilfstruppen verwendet, um die Aufmerksamkeit des Hörers zu gewinnen und festzulegen. Eine gute Definition von der Kunst des Vortrags gibt Stendhal, er nennt sie „l'art de fixer l'attention". Um so notwendiger ist sie, je schwieriger für die geistige Auffassung die Materie ist. Nur zu oft hat man bei der öffentlichen Vorlesung eines Referates den Eindruck, als ob sie mechanisch vor sich ginge, ohne Wechselwirkung, ohne jede Sorge darum, wie das Auditorium sich verhält. In sich hinein statt aus sich heraus, auf den Tisch herunter oder nach einer zufällig gewählten bestimmten Saalrichtung wird gemurmelt, das Auge kaum einmal erhoben von dem Unglücksblatt — ein französischer Professor, der in Berlin eine conférence gab, hielt es sich sogar vor's Gesicht, so daß man nicht einmal von seinen Lippen ablesen konnte, was sein monotones rasches Gesäusel den gespitzten Ohren vorenthielt. Man hört keinen Punkt, kein Komma, keine Parenthese wird stimmlich kenntlich gemacht — „o Bächlein, laß dein Rauschen sein", stöhnt man endlich gefoltert und überlegt, wann und durch welche nächste Türe ein Entkommen winkt.

Daß der bloße Vorsatz, deutlich und gut zu sprechen, nicht viel nützt, daß, um ihn auszuführen, vorbereitende Studien unumgänglich sind, geht aus dem Gesagten hervor. Neben den Organübungen, bei welchen gleichzeitig auf die Reinheit der Vokale geachtet werden muß, ist die Ökonomie des Atems zu schulen. Ein langer Atem ist nicht nur die Seele des Gesanges — wie Richard Wagner einmal sagt — , er ist überhaupt die gesunde Grundlage für eine wohlklingende, ruhig und sicher dahinfließende Rede, die auch den letzten Silben eines Satzes ihr volles Recht gibt. Das hängt wieder mit der Deutlichkeit ebenso eng zusammen, wie es der Gefahr einer Stimmübermüdung vorbeugt. Das Auf- und Abschwanken der Tonstärke muß von dem Sinn, der Stimmung des jeweiligen Redeinhalts abhängen, nicht aber von dem Umstand, ob noch Atem da ist oder ob er vorzeitig ausgegeben wurde. Der geschulte Redner wird stets an den sinngemäßen Stellen Atem schöpfen, wo der Satzbau dies zuläßt; genau so, wie das bei dem künstlerischen Sänger der Fall ist, während der dilettantische sich durch falsches Atmen sofort verrät. Langer Atem, das heißt die Kunst, beim Ausatmen so zu sparen, daß kein Wort mehr Luft verschlingt, als erweislich nötig, ist durch konsequentes Üben erlernbar. Man kann dadurch nicht nur angeborene Anlagen erweitern, sondern auch scheinbar gar nicht vorhandene wecken. Gewiß, einer rauhen oder blechernen Stimme wird man ihren Grundcharakter nicht nehmen können; aber etwas veredeln, modifizieren läßt sich jedes Sprechorgan. Und vor allem: es lassen sich Gliederungen, Abstufungen, Steigerungen bei jedem erreichen, dem ihre Notwendigkeit beim öffentlichen Sprechen zum Bewußtsein gekommen ist.

Ganz unabhängig von dem angeborenen Stimmcharakter, also allen erreichbar, ist hingegen eine konsequente Pflege der Konsonanten, ohne welche es keine Deutlichkeit gibt. Die deutsche Sprache leidet an einem Übermaß von Konsonanten, was jeder weiß, der sich mit dem Studium fremder, besonders romanischer Sprachen gründlich befaßt hat. Die verschiedenen deutschen Mundarten suchen sich mit dieser Tatsache auf die

Digitized by Google

verschiedenste Weise abzufinden, durch Verschlucken, Zusammenziehen, Schleifen usw. Diese Naturbehelfe verlieren aber beim Redner, der sich eines allgemein verständlichen Hochdeutsch zu bedienen hat, ihre Berechtigung; hier heißt es „bar auszahlen", aussprechen, was geschrieben steht.

Roderich Benedix hat sein treffliches Werk: „Der mündliche Vortrag" * in drei Teile gegliedert: der erste gilt der Reinheit und Deutlichkeit der Sprache, der zweite der richtigen Betonung, der dritte der Schönheit, dem künstlerischen Ausdruck. Dieser Einteilung des Stoffes verwandt sind Hans von Bülows Mahnungen: „man müsse zuerst richtig, dann schön, dann interessant spielen". Beim Spielen unterschied er „Klavier sprechen" von „Klavier plappern". „Deutliche Aussprache", sagte er, „ist noch kein verständiges Deklamieren, sinnvolle Deklamation ist noch nicht empfindungs- und somit eindrucksichere Beredsamkeit. Eine »Kunst des Vortrags« wird aber, zumal in der Tonsprache, erst durch das Zusammenwirken dieser drei Faktoren begründet, von denen jeder höhere den niederen bedingt." Was er so für die Tonsprache forderte, ist die conditio sine qua non auch für die Wortsprache. Den vorhin erwähnten Konsonantenanhäufungen widmet Benedix im ersten Bändchen ein besonders umfangreiches Kapitel mit Beispielen, die wahre Turnübungen für die Zunge sind und, mit gleicher Gewissenhaftigkeit exerziert, wie etwa eine Koloraturs ängerin ihre Triller und Staccati zu bändigen sucht, unschätzbaren Gewinn für zuverlässige Deutlichkeit in allen Tonlagen zeitigen. Doch muß diese Arbeit der Zunge vom Ohr überwacht werden, damit um der Deutlichkeit willen sich keine Manieriertheit und Unnatur einschleiche. Ist es zum Beispiel nach längeren Versuchen erwiesen, daß ein natürliches Zungen-R das norddeutsche Gaumen-R durchaus nicht ablösen will, so verzichte man darauf, und suche um so mehr anderer, leichter zu überwindender Hindernisse Herr zu werden. Die Bedeutung der Pausen als physisch notwendig, als verständnisfördernd und endlich als Kunstmittel, den Hörer zu spannen, kann nicht hoch genug angeschlagen werden. Doch wird ihre richtige Bemessung und Verteilung stets Sache der Übung und des Gefühls sein. Das Gefühl seinerseits kann ebenfalls entwickelt werden. Schon durch rein technische Studien, worunter tägliches lautes Lesen an erster Stelle zu nennen wäre, denn sie machen mit dem Stoffe auch innerlich vertraut.

Eingehendere Ratschläge hätten den Gegenstand konsequenter praktischer Schulung zu bilden. Hier kam es nur darauf an, auf weitverbreitete Mängel hinzuweisen und die Notwendigkeit der Abhilfe festzustellen. Nach dem Vortrag einer erfolgreichen Rednerin sagte eine von den Zuhörerinnen: „Jeder Einzelne von uns fühlte sich persönlich angeredet." Es müßte der Vorsatz aller öffentlich Sprechenden sein, ein solches Lob zu verdienen. Marie von Bülow

Die Verhältniswahl

Es gibt kaum eine sozialpolitisch strebsame Gruppe der modernen Menschheit, die nicht irgendwie für sich oder ihre Nachkommen eine Art gesellschaftlichen Gleichgewichts wiederzuerlangen hoffte, das einmal, sei es auch in grauer Vorzeit, obgewaltet haben mag.

* Ein Lehrbuch für Schulen und zum Selbstunterricht. Leipzig, J. J. Weber.

Digitized by Google

Etwas von Erinnerung an ein „verlorenes Paradies“ scheint in uns allen noch nachzudämmern und bei keinem eine volle Zufriedenheit mit dem Heute aufkommen zu lassen. Man kann in der Tat bei näherer Betrachtung wahrnehmen, daß die sozialen Bestrebungen unsrer Zeit in der Regel nur etwas im großen durchführen wollen, was im kleinen irgendwann einmal erreicht war. Es sei nur an den Durchbruch uralter germanischer Rechtsgedanken im modernen Rechtsleben erinnert. Mit dem römischen Recht siegten einst Großzügigkeit und Einheitlichkeit über Kleinlichkeit und Verworrenheit, aber in kleinem Rahmen hatten die alten Gerichte oft das richtigere Recht gesprochen. Jetzt beginnt allmählich in den großen Spielräumen, die das römische Recht der Rechtsprechung mit der Zeit erobert hat, wieder zur Geltung zu kommen, was am germanischen besser war.

Daß der moderne Parlamentarismus in seinen Grundzügen etwas ist, was einst eine allgemeine Errungenschaft wohl der ganzen Menschheit war, hat schon Morgan in seinem Werke über die „Urgesellschaft“ nachgewiesen; nun deuten aber die modernsten Reformbestrebungen auf diesem Gebiete, die des Referendums und der Verhältniswahl auch darauf hin, daß sich im heutigen Parlamentarismus wieder im großen etwas zu verwirklichen strebt, was im kleinen schon dagewesen ist. Das Referendum ist nämlich nichts als eine moderne Form der alten Gemeinfreiheit, der Proporz nichts als eine moderne Form der alten Selbstverwaltung, von Genossenschaften frei wollender Menschen. Der wesentliche Unterschied beruht nur darin, daß die alte Gemeinfreiheit und die alte Selbstverwaltung für Gruppen bestanden, die nach blutsverwandtschaftlichen Beziehungen organisiert waren, für Geschlechtsverbände, während beide Prinzipien heute für politische oder wirtschaftliche Zweckgemeinschaften, Staaten oder Berufsverbände erstrebt werden.

Einer der frühesten Vertreter des Proporzgedankens, der Genfer Considérant, gab die Losung aus: Macht den Wähler von der Scholle frei. Mir scheint, daß hierin der eigentliche Sinn der Verhältniswahl am ursprünglichsten und deutlichsten zum Ausdruck kommt. Sie ist ein neues Mittel zur Verwirklichung des bodenreformerischen Ideals, so sehr auch über solche Behauptung die Bodenreformer selbst den Kopf schütteln mögen, die ihr Ideal nur durch ein Mittel wie die Wertzuwachssteuer erreichen wollen. Hat nicht schon Henry George darauf hingewiesen, daß er nichts anderes erstrebte, als das „ursprüngliche Recht der Bodenbenutzung“ wieder an die Stelle der „ausschließlichen“ Benützung zu setzen? Eingehend sucht er in „Fortschritt und Armut“ nachzuweisen, daß das unbeschränkte private Eigentumsrecht am Boden immer nur gewaltsam, mit Hilfe derselben Mächte geschaffen wurde, „die zur Verleugnung gleicher persönlicher Rechte und zur Einsetzung privilegierter Klassen“ führten, nicht aber von selbst aus dem ursprünglichen gemeinschaftlichen Bodenbesitz hervorgewachsen ist. Die gesellschaftliche Organisation aber, unter der es einst nicht möglich war, ungenutzten Boden zu sperren, d. h. Bodenspekulation zu treiben, das war die Gentilorganisation, deren bester Interpret der Amerikaner Morgan ist. Er sieht bezeichnenderweise ihren Hauptunterschied gegenüber den politischen Gesellschaften, die

Digitized by Google

27 XII 1908 Wera v. Bartels

AUS DEM KUNSTWART

WERA VON BARTELS
LACHENDES MÄDCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

sie in unserer Kulturzone verdrängten, darin, daß diese „auf Landgebiet und Eigentum“ begründet waren, „während die Gentilorganisation auf Personen beruhte“. In China war bis in die jüngste Zeit hinein der Geschlechtsverband der Hauptträger des wirtschaftlichen wie politischen Gemeinschaftslebens, es gehören dort Bodensperrung und Bodenspekulation in der Tat zu den importierten „modernen Errungenschaften“. Warum aber läßt die Gentilorganisation keine Bodenspekulation aufkommen? Weil sich unverdienter Wertzuwachs des Bodens nur durch Ausbeutung fremder Arbeit erzielen läßt und weil die nicht möglich ist, wo eine politisch freie Gruppe solidarisch für den Einzelnen eintritt. Nun ist aber die Gentilorganisation nicht mit unbeschränkter Arbeitsteilung und Produktion vereinbar. Darum mußte sie bei uns gesprengt werden, damit sich ein modernes Wirtschaftsleben entwickeln konnte. Die Einzelnen verloren damit ihren Rückhalt an festen freien Menschenverbänden, und da sich nicht gleich wieder neue bilden konnten, mußten Zwangsverbände geschaffen werden. Das Herrschaftsmittel für diese Verbände wurde die Bodensperrung. Der Einzelne hörte auf, ein Familienhöriger zu sein, um Höriger derer zu werden, die den Boden beherrschten, auf dem er wohnte oder arbeitete. Bodenhöriger im weiteren Sinne ist der Bürger moderner Staaten noch. Die Freizügigkeit hat seine Kette nur verlängert.

Das Wahlsystem, das durch den Proporz verdrängt werden soll, trägt nun ganz offenbar das Gepräge des Herrschaftsgedankens politischer Gemeinschaften, die auf Landgebiet statt auf Personen beruhen. Weil hierin seine geschichtliche Berechtigung liegt, sehen seine Freunde gerade in der Wirkung des Proporzes, den Wähler von der Scholle freizumachen (die Considérant der größte Vorzug zu sein schien), dessen schlimmsten Nachteil. Camille Pelletan, der in Frankreich den Proporz vom Standpunkte eines Demokraten aus bekämpft, faßt die Bewegung dafür als eine Bestrebung auf, die Parlamentarier von der „zu hellsichtigen Kontrolle“ der breiteren Bevölkerungskreise zu befreien. „Wie,“ ruft er dazu entrüstet aus, „haben wir denn die Republik gegründet? Wie, bemächtigt sich denn, heute noch, die Demokratie der letzten Bollwerke der Reaktion? Dadurch, daß seit beinahe vierzig Jahren die Kleinen, die Bescheidenen, die Unbekannten, die Armen auch in den letzten Dörfern jedem Druck und allen reaktionären Verfolgungen getrotzt haben und noch trotzen: sie trotzen dem Zwang des Arbeitgebers, der die Arbeiter mit Entlassung bedroht; dem des Großgrundbesitzers, der dem nicht gesinnungstreuen Bauern die Arbeit verweigert; dem des Kleinkaufmanns, der die reiche Kundschaft verliert; nur allzuoft auch dem der hohen Beamten; denn in unsrer Verwaltung und in unserm Gerichtswesen sitzen großenteils immer noch Hörige unsrer Gegner. Millionen tapferer Männer aber haben all diesen Umständen und Menschen getrotzt, um die gegenwärtige Regierung und das Parlament zu schaffen; und jetzt lohnt man ihnen so!“ Mit diesem „So“ meint Pelletan die Propaganda für den Proporz, die ja inzwischen schon ein Parlamentsbeschluß unterschrieben hat. „In Wirklichkeit,“ meint Pelletan, „geht beim Proporz die tatsächliche Macht der Wähler, die auf die Listen stimmen, von ihnen

Digitized by Google

ganz auf die Ausschüsse über, welche die Listen zusammenstellen. Indem diese die Männer auswählen, bestimmen sie ein Programm und drängen es den Wählern auf. Sie haben die Macht, zu wählen und auszuschließen, und dadurch beherrschen sie die Kandidaten. Man kann kein besseres Mittel ausdenken, um den Gewählten von seinen Wählern zu isolieren; um die politischen Richtungen der Kammern dem Einfluß des Volkswillens zu entziehen; um das Land unverantwortlichen Oligarchien zu unterwerfen, oder Fanatikern jeder Art, die gegen die Einflüsse von außen abgeschlossen sind, und die es in der Hand haben, die Ideen der Parteien in einer engherzigen Orthodoxie unbeweglich und unveränderlich erstarren zu lassen."

Diese Einwände wären völlig berechtigt, wenn der einzelne unvermögende Arbeitsverkäufer immer noch schutzlos einer übermächtigen, auf unbeschränktes Grundeigentum gestützten Arbeitgeberschaft gegenüberstände. Für den einstigen isolierten Arbeiter war der Abgeordnete seines Wahlkreises der gegebene Beschützer, der ihm durch genaue Vertrautheit mit den örtlichen Verhältnissen auf dem Umwege des Parlamentarismus manche Erleichterung seines Loses verschaffen konnte. Inzwischen ist aber ein Gebilde erstanden und immer stärker geworden, das berufen scheint, einmal im großen die Rolle zu übernehmen, die im kleinen früher der Geschlechtsverband spielte: der moderne Berufsverein, die Gewerkschaft. Die Gewerkschaft aber ist eine von lokalen Verhältnissen schon so losgelöste Genossenschaft, daß sie auf großen Gebieten einheitlich von einer Stelle aus geleitet werden kann; ja, daß oft zwischen gleichartigen Berufsvereinen verschiedener Nationen mehr Eintracht herrscht, als zwischen verschiedenen Berufsvereinen desselben Landes. Dies gilt zum Teil auch schon außerhalb der eigentlichen Handarbeiterkreise. Gerade infolge des immer stärker werdenden Rückhalts des einzelnen Arbeitnehmers an seinen Berufsverbänden treten nun die Vorzüge der Bindung eines Abgeordneten an einen bestimmten kleinen Wahlkreis immer mehr vor deren Nachteilen zurück. Zu solchen Nachteilen gehört es, daß der einzelne Volksvertreter wie der altrömische Patrizier über eine ausgedehnte Klientel von Wählern herrscht, die er, um seine Macht zu behalten, fortgesetzt durch persönliche Dienstleistungen ködern muß. Der französische Deputierte Doumer erzählte, wie Alexander Ular berichtet, einmal erbost, daß einer seiner Wähler ihn mit dem Ankauf dreier Unterröcke in einem Pariser Warenhause beauftragt habe, die er schließlich noch aus seiner Tasche hat bezahlen müssen, um der Stimme dieses guten Republikaners und (da er Schankwirt war) seiner Kundschaft willen. Das ist eine komische Seite des alten Wahlsystems; ernster ist die, daß die Minister in parlamentarisch regierten Ländern innerhalb eines Jahres oft mehr als hunderttausend Empfehlungsschreiben von Parlamentariern lesen und fast immer beachten, oder daß Beamte, die in ihrer Laufbahn nicht steckenbleiben wollen, bei einem einflußreichen Wähler um Empfehlungsschreiben an seinen Abgeordneten, und bei diesem dann wieder um Empfehlungsschreiben an den Minister betteln und betteln müssen.

Die Lahmlegung der Wahlkreisminderheiten und die Ungerechtigkeiten jeder Wahlkreiseinteilung sind bekannte Übel des alten Systems.

Digitized by Google

Was die Wahlkreisminderheiten anlangt, so wäre der Fall denkbar, daß eine Partei in sämtlichen Kreisen des Landes 40, 45 oder auch 49 v. H. aller Stimmen auf sich vereinigte; deswegen brauchte sie doch noch keinen einzigen Kandidaten durchzubringen. Eine andere Partei, die vielleicht in 51 v. H. der Kreise je 51 v. H. der Wähler zu Anhängern hätte und in den übrigen Kreisen überhaupt nicht oder nicht nennenswert vertreten wäre, würde im Gegensatz dazu im Parlament die absolute Mehrheit besitzen, obwohl sie im Volk viel schwächer wäre als jene Partei, die gar keinen Abgeordneten stellt. Die Wirklichkeit kennt natürlich solche äußersten Möglichkeiten nicht —, aber doch bedenkliche Annäherungen daran. Bei den letzten Reichstagswahlen erlangte eine Partei mit 306 381 Stimmen 27 Mandate, eine andere mit 306 265 Stimmen — zwei. Man mag nun einwenden, daß es auf die Mehrheit nie ankomme, da Verstand nur bei wenigen zu finden sei. Wenn man aber schon für ein Pluralwahlsystem eintreten will, so wird man doch unmöglich ein solches System rechtfertigen können, wie es das herrschende in Wahrheit ist. Denn seine Pluralität hat mit den persönlichen Werten bestimmter Wählerschaften gar nichts zu tun, da das Schicksal, zu den entrechteten Wahlkreisminderheiten zu gehören, blindlings gebildete wie ungebildete, besitzende wie besitzlose, verheiratete wie ledige Wähler trifft.

Camille Pelletan fürchtet vom Proporz eine Auslieferung der Wählerschaften an kleine Oligarchien, also eine Verstärkung der Macht der Parteileitungen. Andre Gegner befürchten gerade im Gegenteil einen Verfall des Parteiwesens, weil sie meinen, der Proporz ermögliche selbst allen möglichen unpolitischen Gruppen die Eroberung von Mandaten. Die Erfahrungen, die in der Schweiz mit Proportionalwahlen gemacht worden sind, haben nach Dr. Klöti gelehrt, daß sie in der Tat eine gewisse „Parteizersplitterung“ begünstigen, die aber „einzig und allein im Nichthindern von Parteirevolutionen besteht, die im Zuge der Zeit liegen, auch unter dem Majoritätssystem schließlich zum Durchbruch gekommen wären und dann einen viel rascheren Umschwung der Verhältnisse bewirkt hätten“. Neue Gruppen tauchen nach Klöti nur dann mit Einführung des proportionalen Wahlverfahrens auf, „wenn sie bereits vorher existierten“. Der Proporz begünstigt also lediglich das Hervortreten solcher unter dem Majoritätssystem niedergehaltener Bestrebungen, die wirklich lebensfähig sind und sowieso im Laufe der Zeit zu voller Geltung gekommen wären. In erster Reihe werden die Bestrebungen der wirtschaftlichen Interessenverbände auf Kosten der alten Weltanschauungsparteien, also gerade die Berufsinteressen der breiteren Bevölkerungsschichten auf Kosten parteipolitischer Oligarchien gefördert. „Ist die professionelle oder klassenmäßige Vertretung das Ziel, auf welches die Entwicklung zuschreitet,“ hebt daher auch Klöti mit Recht hervor, „so ist die Proportionalvertretung kein Hindernis, sondern überhaupt die passendste Übergangsstufe, die sich denken läßt. Sie läßt ja die Wählergruppen stets sich frei bilden, und wenn einer genügenden Anzahl von Bürgern die Vertretung ihrer Berufsbranche mehr am Herzen liegt, als diejenige ihrer sozialpolitischen Glaubensrichtung, so steht ihnen nichts im Wege, sich eine eigne professionelle Vertretung zu schaffen.“

Digitized by Google

Indem so die Verhältniswahl dahin wirkt, den Einfluß der Berufsvereine auf die Gesetzgebung zu steigern, stärkt sie den besitzlosen Arbeitsverkäufer im Kampfe um den Anteil am Arbeitsertrage mit der Arbeitgeberschaft seines Bezirkes, oder den freien Bürger im Kampfe gegen örtliche bureaukratische Willkür viel besser, als das heute vermöge persönlicher Beziehungen zwischen dem einzelnen Abgeordneten und seinem Wahlkreise geschehen kann. Denn diese Beziehungen können nie so innig und wirksam sein, wie die Beziehungen des einzelnen Berufsgenossen zu den Leitungen über das ganze Land verbreiteter Berufsverbände. Nun braucht ja gar nicht gleich die radikale Form des Proporzes eingeführt zu werden, unter der das ganze Reich als ein einziger Wahlkörper behandelt werden müßte. Man könnte, wie vorgeschlagen ist, zunächst nur so viel Wahlkreise zusammenlegen, wie nötig ist, um den Proporzgedanken überhaupt zu verwirklichen. Es würde vielleicht genügen, Wahlbezirke mit vier oder fünf Abgeordneten zu schaffen. Die Großstädte würden mit oder ohne ihre nähere Umgebung geschlossene Bezirke bleiben, und man brauchte im übrigen kaum über die Grenzen etwa eines preußischen Regierungsbezirkes hinauszugehen. Wenn man dann noch das englische, in Dänemark eingeführte System des „einzigen übertragbaren Votums“ statt der sonst auf dem Kontinent üblichen Listensysteme wählte, so bliebe der Vorzug des bisherigen Wahlsystems: ein inniges Verhältnis zwischen den Abgeordneten und bestimmten Wählerschaften herzustellen, so weit ein solches heute noch wünschenswert ist, erhalten. Beim einzigen übertragbaren Votum kann über eine Stimme nie in einem andern Sinne als dem des Wählers verfügt werden; die zählenden Beamten können sie nur auf einen bestimmten Kandidaten übertragen, den der Wähler gekennzeichnet hat. Bei den Listensystemen, die in Belgien, der Schweiz, Schweden und Finnland (demnächst auch in Frankreich) angewandt werden, gilt eine Stimme, die für irgendeinen Kandidaten abgegeben wird, auch für die Partei, die den Kandidaten aufgestellt hat; die Stimmabgabe kann also zu dem Erfolge irgendeines Kandidaten dieser Partei beitragen, dessen Wahl der Wähler gar nicht zu fördern wünschte. Alles, was die Gegner des Proporzes für ihre Vermutung anführen, daß er die Macht der Parteizentralen ins Ungemessene steigern müsse, läßt sich also mit dem einzigen übertragbaren Votum von vornherein nicht zusammenreimen.

Otto Corbach

Pädagogische Reaktion in England

Die pädagogische Bewegung, welche seit etwa zehn Jahren in Deutschland die Fachkreise wie die Öffentlichkeit beschäftigt, verfolgt zu einem wesentlichen Teil den Zweck, mehr Freiheit in unsre Erziehung, mehr Freude in die Schule, mehr Selbständigkeit in die Entwicklung unsrer Jugend zu bringen. Dieser Zweck ist an sich zweifellos berechtigt. Die deutsche Erziehung hat lange an einer gewissen Enge und Gebundenheit gelitten, der Schulunterricht an einer Gleichmacherei, welche die individuelle Entwicklung der Zöglinge beengte und hemmte, zum Teil wohl auch an einer Überspannung der äußeren Disziplin, die der Charakterbildung nicht förderlich sein konnte.

Digitized by Google

Indessen in die berechtigte Kritik dieser Abelstände haben sich von vornherein starke Abertreibungen und bedenkliche Tendenzen gemischt, die auf eine Lockerung der Jugendzucht und Geistesschulung überhaupt hinauslaufen. Die sentimentalen Verherrlichungen des Kindes in Ellen Keys bekanntem Buche und die phantastischen Vorschläge, in denen sie sich ergeht, haben ein Echo in den Reden und Schriften Gurlitts und seiner Freunde gefunden, und beides wirkt zusammen auf solche Kreise des Publikums ein, die der Jugenderziehung mehr wohlwollend als sachverständig gegenüberstehen. Abertriebene und ungerechte Anklagen gegen die deutsche Schule sind die Folge, nicht minder übertriebene und unmögliche Forderungen an die Schule der Zukunft. Sittliche Disziplin und wissenschaftliche Schulung dürfen nicht aus ihr verschwinden; die individuellen Neigungen und Richtungen der Schüler nicht allein maßgebend sein, und eine Art von republikanischer Verfassung kann nicht allein für die Ordnung sorgen, soweit von Ordnung noch gesprochen werden darf. Solche unmöglichen Theorien haben bis jetzt glücklicherweise nur ganz vereinzelt Einfluß auf die Praxis unsrer Schulen gehabt. Allein da sie immer wieder in der Öffentlichkeit laut und eindringlich gepredigt werden, so liegt die Gefahr nahe, daß sie mit der Zeit doch eine allgemeinere Wirkung gewinnen, und diese könnte nicht anders als zersetzend und schädigend sein.

Die Vorkämpfer einer maßvollen Freiheit ebensowohl wie die Stürmer und Dränger haben sich stets auf das Vorbild der englischen Schulerziehung berufen, in der beide glaubten, ihre Tendenzen verwirklicht zu sehen. Wieweit mit Recht, wieweit die englische Erziehung überhaupt für uns vorbildlich sein kann und wieweit nicht, soll hier nicht untersucht werden. Aber von besonderm Interesse ist jedenfalls, daß in der jüngsten Zeit in England eine Bewegung im Gang ist, die gerade im Gegensatz zu der bei uns herrschenden Strömung auf eine Stärkung der Disziplin und der Charakterzucht in Familie und Schule hinarbeitet. Ihre Führer bezeichnen sie als „Duty and Discipline Movement". Die Mittel, sie durchzusetzen, beschränken sich auf Literatur und Presse. Versammlungen und Kongresse werden im allgemeinen nicht veranstaltet, wie überhaupt jede Form von Vereinsbetrieb vermieden wird. Vier Bändchen kleiner Aufsätze von verschiedenen Autoren sind von einem Ausschuß zusammengestellt und veröffentlicht, und eine große Reihe von Männern und Frauen, darunter sehr viele der angesehensten Englands, haben ihr Einverständnis mit der Bewegung erklärt: Offiziere, wie Kitchener und Roberts, die höchsten Geistlichen der Landeskirchen und neben ihnen der jüngstverstorbene Begründer der Heilsarmee, auch Politiker entgegengesetzter Richtungen wie Winston Churchill und Austen Chamberlain, Balfour und Lord Rosebery, und ein Dichter wie R. Kipling. In der Vorrede zu den kleinen Bänden, die auf weiteste Verbreitung berechnet sind, wird das Programm mit folgenden Worten zusammengefaßt: „Es ist ratsam, die gegenwärtige erzieherische und soziale Entwicklung genau zu prüfen, damit nicht gelockerte Zucht, falsche Sentimentalität oder ungezügelte Vergnügungssucht dazu führen, die sittliche Ader der Kinder zu schwächen. Die Verfasser fühlen tief, daß die gegenwärtige Disziplinlosigkeit der Jugend eine ernste soziale Gefahr und eine Bedrohung der dauernden Sicherheit des Reiches ist."

Die Furcht vor einer drohenden Degeneration zieht sich wie ein Leitmotiv durch diese Schriften, und der Vergleich mit den letzten Jahr-

Digitized by Google

hunderten des römischen Weltreichs, der gerade dem Engländer naheliegen muß, kehrt immer wieder. Im übrigen ist der Standpunkt und zum Teil auch der Inhalt der einzelnen Essays sehr verschieden. Von deutschen Schriftstellern ist in die Sammlung aufgenommen eine der letzten Abhandlungen von Friedrich Paulsen — die freilich kaum zu seinen besten gehört — und eine Einführung in die Werke Fr. Wilh. Försters. Die übrigen Verfasser sind Männer und Frauen aus England sowohl wie aus den Kolonien. Sie behandeln die Fragen der Willenserziehung in Schule und Haus, für Knaben und Mädchen, auf verschiedene Weise, aber in gemeinsamem Geiste.

Einige aus der Mitte herausgegriffene Stellen mögen diesen Geist veranschaulichen: „Gewiß soll Liebe (schreibt J. F. Peacocke, der Erzbischof von Dublin) das herrschende Prinzip sein in unsrer Beschäftigung mit Kindern, in unsern Bemühungen, sie für die Pflichten und die Verantwortlichkeiten des Lebens vorzubereiten. Doch wir haben dafür zu sorgen, daß es wirklich Liebe und nicht bloße Verliebtheit ist, was unsre Handlungsweise bestimmt. Liebe hat allein und immer das höchste und letzte Wohl des Kindes im Auge; bloße Verliebtheit wird auf ihr Vergnügen und ihre augenblickliche Befriedigung abzielen." Das klingt modernen Ohren vielleicht banal, und noch altmodischer ist es, wenn der hohe Geistliche im folgenden das Lob des Gehorsams als des einzigen Weges zur Selbstzucht sing. Aber es erscheint an der Zeit, auf diese altmodische Weisheit wiederum zu hören.

Gegen die moralische Verzärtelung, die nichts als das augenblickliche Wohlbefinden im Auge hat, kämpfen viele dieser Aufsätze. Mit besonders charakteristischen Worten wendet sich der Earl of Meath in einem Aufruf an die britischen Frauen. „In unserm Wunsche, den Kindern eine fröhliche Jugend zu verschaffen, schwächen wir ihre moralische Ader und erziehen eine Generation, die großenteils zufrieden ist, wenn sie schwerer Arbeit ausweichen und somit durchs Leben gehen kann, ohne jemals vollen Gebrauch von ihren Kräften zu machen. In unserm Wunsche, ihnen die Dinge leicht zu machen, in unserm gutherzigen Bestreben, allen Zwang zu vermeiden, haben wir uns bemüht, ihnen den Sporn zur Anstrengung zumeist zu entziehen. Mutter Natur jedoch lehnt es ab, an dieser sentimentalen Politik teilzunehmen", — die unheilvollen Folgen, meint er, bleiben nicht aus.

Von besonderm Interesse ist es für uns, wenn der Herausgeber des Spectator, John Loe Strachey, auf Deutschland hinweist und die Freude an der Arbeit, die für den Deutschen charakteristisch sei, der englischen Neigung entgegenstellt, nur solange zu arbeiten, bis man Geld genug hat, um seinen sportlichen oder sonstigen Liebhabereien frönen zu können. „Unser neuer Lebensweg als Nation muß den deutschen Geist nachahmen." Noch verdienen wir wohl dieses Lob, und was für die englische Erziehung als Heilmittel gepredigt wird, kommt für unsre Schulen und Familien nur als Präventivregel in Betracht. Aber gerade deshalb sollten wir uns das englische Beispiel zur Warnung dienen lassen und jeder an seinem Teil dafür Sorge tragen, daß uns der Geist und die Kraft unsrer Erziehung nicht abhanden kommen. Rudolf Lehmann

Digitized by Google

Lose Blätter

Aus Franz Nabls Roman „Ödhof"

[Wir bringen im folgenden die Stelle aus Nabls „Ödhof", wo der alte Professor Meser zu den Ödhofern zu Besuch kommt; die Leser wollen darüber den Aufsatz über Nabl in diesem Hefte nachsehen. Arlets mehrmalige Bezugnahme auf Schinkl hat diese Bedeutung: Sch. ist ein verlotterter Student, der schon in jungen Jahren auf „Carrière" in jedem Sinne verzichtet hat und allmählich in Arlets Dorf zugrunde geht, elend, aber völlig frei von Konventionen und Standesunglück.]

Um die Zeit, da die Post auf dem Ödhof einlangte, waren meist schon alle vor dem Mittagmahl im Speisezimmer versammelt. Und obwohl eigentlich niemand etwas sonderlich Wichtiges erwartete, war's doch ein großer Augenblick, war's wie der Hauch eines Ereignisses, wenn Johannes Arlet den kleinen Schlüssel ins Schloß der Ledertasche steckte und die Sendungen herausnahm. Viel kam nicht zum Vorschein. Die Zeitungen vom Vortage, ein paar Börsenberichte aus den Bankhäusern, in denen er sein Vermögen liegen hatte, und allwöchentlich ein pflichtmäßiger Bericht von Hans und Karl Arlet. Früher, solange ihr Kind noch gelebt hatte, war auch für die Fuchstaler von Zeit zu Zeit ein Brief eingelangt. Eine kalte, sachliche Nachricht von der Pflegemutter. Aber das hatte jetzt aufgehört. Dafür bekam der Doktor Meser beinahe täglich ein Schreiben von daheim. Stürmische und hungrige Fragen des alten Professors nach dem Leben und der Welt jener neuen Kreise, die sich seinem Sohn erschlossen hatten, wehmütige, ja oft verbitterte Klagen über die Enge und Einförmigkeit seines eigenen Platzes im Dasein.

»... Lange kann ich es nicht mehr ertragen, mein Sohn, meine Seele zittert in angstvollem Verlangen, und wer weiß, — vielleicht ist meine Zeit nur mehr kurz bemessen. Du bist brav gewesen, dein ganzes Leben lang und was ich für dich geopfert und entbehrt habe, war kein Opfer, keine Entbehrung. Denn noch immer brennt die Sehnsucht in mir, wie in meinen jüngsten Tagen, und darum ist nichts verloren. Ich hoffe, ich werde doch noch einmal die großen Flügel anschnallen dürfen und hinausfliegen in die freie Weite! ... Ich will einmal die Sonne sehen, ohne daß sie mir die Schatten meiner Käfigstangen über die Füße wirft .. Freilich, die Mutter ist eine Frau, die fest an ihrem Sessel klebt. Ich will sie darum nicht schelten. Sie ist eine gute Frau, sie hat bittere Zeiten mit mir durchgemacht, klaglos und heiter im Dulden. Aber ich hoffe! Auf die großen Flügel, die mich tragen sollen!«

Der junge Doktor las es lächelnd, und manchmal sprach er auch mit Johannes Arlet oder mit der Fuchstaler über seine Eltern. Arlet ließ sich gern von dem alten Professor erzählen, der schon als ganz junger Mann wegen Kränklichkeit seine Stellung aufgeben mußte und mit den bittersten Lebenssorgen zu kämpfen gehabt hatte. Dann und wann las

Digitized by Google

er wohl auch selbst ein paar Zeilen aus seinen Briefen, die voll waren von junger Sehnsucht, und immer nickte er mit zufriedenem Lächeln.

„Alte Menschen sind mir ein Graus! Sie haben für mich immer etwas Ekelerregendes. Besonders, wenn sie mit ihrem abgeschlossenen Leben daherkommen, . . . oder mit ihrer protzigen Wunschlosigkeit. Dieses miserable Liebäugeln mit dem Gestank des eigenen Kadavers! . . . Aber eine so seltene Ausnahme wie ihren Vater, die laß ich mir gefallen. Ich möchte ihn gern einmal kennen lernen."

Die Fuchstaler hatte sich den Vater des jungen Doktors als einen fröhlichen alten Herrn vorgestellt, mit kinder-roten Wangen, leuchtend blauen Augen und fliegendem, weißen Lockenhaar über einer hohen Stirn. Und immer barhaupt, den Hut in der Hand durchs Leben schreitend. Die Frau Professor aber als eine freundliche, runde Dame mit weißen, gescheitelten Haaren und gestrickten Halbhandschuhen an den Händen. Und die beiden alten Leute müßten von einer zärtlichen Liebe zueinander erfüllt sein und Arm in Arm durch die Straßen gehen, wie ein ganz junges Liebespaar.

„Die Liebe zweier alter Leute ist das Schönste," sagte sie, „die hat etwas so unendlich Friedliches und Beruhigendes an sich. Wie ein Sommerabend, an dem die Sonne über einen wolkenlosen Himmel niedergeht. Man weiß ganz bestimmt, an diesem Tage kann kein Gewitter mehr kommen."

Der Doktor Meser sah sie dankbar an.

„Sind Ihre Eltern noch am Leben?"

„Nur mehr mein Vater."

Sie sagte es so kurz und abschließend, daß er nicht weiterfragen wollte.

Als eines Tages wieder ein solcher Brief des Professors gekommen war und der Doktor Meser in freundlichem Beisammensein daraus vorgelesen hatte, rief Arlet:

„Doktor, laden Sie Ihren Vater doch ein! . . . Er soll einmal auf ein paar Tage zu uns kommen."

Im ersten Augenblick erschrak Meser und wollte abwehren.

„Herr Arlet, ich habe den Brief nicht deshalb vorgelesen."

Aber Arlet ließ einen einmal aufgegriffenen Gedanken nicht wieder fallen.

„Seien Sie doch kein Kind! . . . Ich hab Ihnen ja schon oft gesagt, daß ich Ihren Vater kennen lernen möchte. Und er wird ja auch froh sein, wenn er einmal aus dem Alltagsstaub herauskommt!"

Da lachte der Doktor Meser übers ganze Gesicht und nickte vor sich hin.

„Freuen würde es ihn schon!"

„Also!" — Arlet hielt ihm die Hand entgegen, — „abgemacht! . . . ja?"

Und weil auch die Fuchstaler noch ihre Bitte beifügte, schlug Meser ein.

„Ich danke Ihnen, Herr Arlet. Sie machen mir und meinem Vater eine große Freude! . . . Ich werde ihm noch heute schreiben."

Nach ein paar Tagen kam ein Brief von seinem Vater. Er nahm mit unverhohlener Freude die Einladung an und stellte sein Kommen für einen bestimmten Tag in Aussicht. Der junge Doktor aber mußte in Arlets Auftrag umgehend antworten, daß der Wagen ihn beim Zuge in Terlau-Gramatitz abholen würde.

Digitized by Google

Als dann am festgesetzten Tage die Stunde gekommen war, da man den Grantsch mit dem Gaste zurückerwarten durfte, standen Johannes Arlet und die Fuchstaler vor dem Herrenhause, der kleine Heinz aber hatte sich's nicht nehmen lassen, oben auf der Wiese die Wache zu beziehen und von dort die Ankunft des Wagens den anderen bekannt zu geben. Der Doktor Meser war seinem Vater entgegengefahren.

Endlich hörte man von fern das gedämpfte Rollen der Räder, Heinz vollführte ein schreckliches Gebrüll und kam dann wie ein Wahnsinniger heruntergerannt, um den feierlichen Empfang nicht zu versäumen. Der Wagen wurde in der Biegung sichtbar, er rollte über die Brücke, und als er auf dem Vorplatze erschien, da sahen alle, daß der Doktor Meser allein drin saß.

Arlet warf ihm einen fragenden Blick zu.

„No? Was ist denn das?"

Der Doktor schüttelte während des Aussteigens nur den Kopf und zog die Schultern in die Höh.

„Ich weiß nicht! . . . Das ist mir unverständlich. Der Zug ist fahrplanmäßig angekommen, aber ausgestiegen sind nur zwei Bauern und der Zorner."

Die Pferde wurden ausgespannt und versorgt, der Wagen wurde in die Remise geschoben, und die andern standen noch eine Zeitlang unter allerhand Vermutungen beisammen. Die Fuchstaler seufzte in komischem Schmerz und bedauerte, heute einen besonders fetten Kaffee gekocht und in den Gugelhupf um drei Eier mehr als sonst hineingegeben zu haben.

Plötzlich hob Johannes Arlet den Kopf und spähte gegen den Wiesenhang des Harasserkogels.

„Wer kriecht mir denn da im Revier herum?"

Da blickten auch die andern hin und sahen, daß am Waldrand eine lange, graue Gestalt aufgetaucht war und jetzt mit unheimlich weiten, knieweichen Schritten über die Wiesen gestelzt kam.

Der Doktor Meser spähte noch ein paar Sekunden scharf aus, dann rief er:

„Wenn das nicht mein Alter ist!" — und rannte, ohne den Satz zu vollenden, über den Hof und davon. Gleich darauf erschien er auf der Wiese, stürzte der langen, grauen Gestalt entgegen, umarmte sie — und dann kamen sie beide ineinander eingehängt herunter. Als sie endlich im Wirtschaftshof sichtbar wurden, warfen sich Arlet und die Fuchstaler einen beinahe erschreckten Blick zu. So hatten sie sich den alten Professor wohl nicht vorgestellt. Er trug einen knapp anliegenden, grauen Turnerrock, über dessen hochgeschlossenen Klappen eine schwarze Krawatte zu kühner Schleife gebunden flatterte. Die Kniehosen fanden an den schreckhaft dünnen Beinen keinen Halt, sie waren bis über die halben Waden gerutscht und hatten die dickwollenen Strümpfe in zahllosen Falten und Runzeln mitgezogen, daß sie bis über die Schuhe herabhingen. Diese Schuhe aber waren von einer Größe und Schwere, die zu den langen, dürren Beinen in einem geradezu beängstigenden Gegensatze standen. Über den Schultern trug der Professor Meser an breiten Lederriemen einen zum Auseinanderquellen vollgestopften Rucksack, aus dem zu beiden Seiten ein langer Lodenmantel heraushing. Den Kopf, der auf dem lang aus dem niederen Hemdkragen hervorragenden Hals

Digitized by Google

mit dem großen Adamsapfel saß, krönte ein grauer, schmalkrempiger Filzhut, geziert mit vielen Wiesenblumen und dem Abzeichen des deutsch-österreichischen Alpenvereins. — So hielt der Professor Meser seinen Einzug in den Ödhof, die Rechte gestützt auf einen knüppelartigen, eisenbeschlagenen Stock.

Als sein Sohn ihn auf Johannes Arlet aufmerksam gemacht hatte, schwenkte er mit der einen Hand seinen Filz, mit der andern aber winkte er zum Gruße, als begegne er ein paar lieben, alten Bekannten. Und bevor Arlet sich noch recht fassen konnte, war er schon auf ihn losgesprungen und hatte sich seiner Hand bemächtigt. Er drückte und schüttelte sie und als könne das alles nicht genügen, hängte er sich den Stock mit der Krücke an den Arm und nahm auch die zweite Hand streichelnd und liebkosend zu Hilfe.

„Mein lieber, lieber, werter Freund, . . . ich darf Sie doch so nennen, nicht wahr, ich darf?"

Er ließ Arlet zu keiner Gegenrede kommen und sprudelte weiter.

„Was Sie für meinen Sohn getan haben —" und obwohl Arlet gar nichts dagegen sagte, schüttelte er doch heftig abwehrend die Hand, — „nein, nein, nein, nein! . . . ich weiß! . . . ich weiß alles! Wie ein Freund haben Sie an ihm gehandelt, wie ein väterlicher Freund!"

Der junge Doktor Meser wurde ganz rot und nagte krampfhaft an der Unterlippe. Er hatte Angst, Arlet könne dem Alten sein närrisches Benehmen irgendwie verübeln oder sich über ihn lustig machen. Aber der dachte gar nicht daran. Er sagte nur mit einem leichten Kopfschütteln:

„Wovon reden Sie denn, Herr Professor? . . . Hätte ich unsern Doktor vielleicht hinauswerfen sollen? . . . oder durchprügeln?"

Der alte Meser wallte wieder auf.

„Das ist edel! . . . das ist wirklich edel!"

Aber Arlet schnitt ihm das Wort ab.

„Reden wir nicht mehr davon! — Seien Sie herzlich willkommen im Ödhof und sagen Sie mir lieber, wo Sie um Gottes willen hergekommen sind?"

Da lachte zuerst der junge Doktor Meser auf.

„Wart nur, Vater! Jetzt kriegst du dein Teil! Ich hab dir's gesagt!"

Und dann lachte auch der Alte.

„Seien Sie nicht böse, verehrter Freund! Ich konnte nicht anders! unmöglich! . . . Ich bin nämlich schon drei Tage unterwegs. Per pedes apostolorum müssen Sie wissen! . . . Ja! . . . Die Eisenbahn und sonstige Fahrtgelegenheiten hab ich nur teilweise benützt! . . . Heute morgen wollte ich zwar durchaus fahren . . . bis — no, wie heißt denn die Station?

Er schnalzte suchend mit den Fingern, bis ihm sein Sohn nachhalf.

„Terlau. Terlau-Gramatitz."

„Ja richtig! Ihr habt mir's ja geschrieben. — Aber wie ich dieses herrliche Tal gesehen hab, diesen grünen Fluß und die Wälder rechts und links, da hab ich's nicht mehr ausgehalten. Da hab ich aussteigen müssen und hab den Rest zu Fuß erledigt. Per pedes apostolorum! . . ."

Johannes Arlet schüttelte wieder den Kopf.

„Und haben Sie sich denn zurechtfinden können?"

Digitized by Google

Da zog der Professor ganz stolz ein Pack Generalstabskarten aus der Tasche und schwenkte sie hin und her.

„Man kann nicht umsonst Karten lesen, verehrter Freund. Man hat nicht umsonst sein halbes Leben lang mit dem Zeigefinger Partien auf der Landkarte gemacht! . . . Ja, ja! die Theorie! . . . sie ist doch etwas wert!"

Er machte plötzlich eine unsichere Bewegung gegen die Fuchstaler hin. So als hätte er sie eben erst jetzt entdeckt.

„Darf ich vielleicht bitten, der Dame vorgestellt zu werden?"

Für einen kurzen Augenblick entstand ein verlegenes Schweigen. Aber dann sagte Johannes Arlet mit einer großartigen Handbewegung:

„Professor Meser — Elisabeth Fuchstaler, all unsere Nährmutter."

Und der Professor ging auf sie zu und faßte sie an der Hand.

„Ich dachte es mir. . . . . Lassen Sie mich auch Ihnen danken, meine verehrteste Gnädige, . . . für alles Gute, was Sie meinem Sohn getan haben! . . . Ich weiß schon, ich weiß! . . . Er hat mir geschrieben! Er hat geschwärmt!" Dabei lachte er laut auf und tätschelte die Hand der Fuchstaler, „nichts für ungut! und vielen Dank auch im Namen der Mutter."

Dann breitete er die Arme gegen das Wohngebäude aus, so heftig, daß er den Stock beinahe weggeschleudert hätte.

„Und das ist also der Ödhof?"

Arlet streifte den Alten mit einem gutmütigen Lächeln.

„Ja, Professor, . . . das ist der Ödhof. Der stellt sich selbst vor, nicht wahr?"

Und der Professor stand einen Augenblick wie in tiefe Andacht versunken.

„Herrlich, herrlich!" sagte er endlich leise und trat auf seinen Sohn zu. — „Mensch, du weißt ja gar nicht, was für ein Glück du hast, daß du hier leben kannst!" . . . Dann nickte er Arlet verständnisinnig zu, „die Jugend hat's gut, mein Freund! . . . Die, die nach uns kommen."

Aber Arlets Gesicht nahm einen Ausdruck tiefgekränkter Verwunderung an.

„Ja, sind wir denn schon alt?"

Da stieß der Professor plötzlich seinen Stock gegen die Erde, wie vor irgendeiner feierlichen, heiligen Handlung.

„Nein! Recht haben Sie, verehrter Freund! . . . Nur wollen muß man! Wollen! . . . Juvenes dum sumus!"

„No also," sagte Arlet und schob ihn vor sich her, „aber jetzt gehen wir. Der Ödhof wartet schon mit offenem Maul und offenen Armen."

Da bot der Professor der Fuchstaler mit einer zierlich ausscharrenden Verbeugung den Arm und ging voran. Der junge Doktor Meser aber folgte an Arlets Seite mit einem fassungslosen Kopfschütteln.

„Ich erkenne meinen Vater nicht mehr."

Arlet blieb stehen.

„Wieso?"

„Das ist ja ein ganz anderer Mensch! . . . So habe ich ihn nie gesehen."

„Wie war er denn?" fragte Arlet.

Aber der junge Meser gab ihm darauf keine Antwort. Er sagte nur

Digitized by Google

sehr leise und innig: „Das ist Ihr Werk, Herr Arlet! Sie haben ihn ja förmlich zu einem neuen Leben erweckt."

Johannes Arlet seufzte schnaubend auf.

„No also! . . . Wieder eine Staffel mehr zu meiner Himmelsleiter."

Dann gingen sie den andern nach.

Drei Tage wollte der Professor Meser im Ödhof verbleiben, aber es hatte keiner allzu großen Überredungskunst bedurft, ihn doppelt so lange festzuhalten. Erst am sechsten Tage bestimmte er den nächsten Morgen unabänderlich für seine Rückfahrt.

Die Woche seines Aufenthaltes aber war für ihn beinahe eine Arbeit gewesen. Denn wie jeder Mensch, der fast ein ganzes Lebensalter danach gehungert hat, die Welt kennen zu lernen und der endlich einmal dazu kommt, den Kopf aus seiner Alltagsstube zu stecken, verstand er es nicht, zu genießen. Sein Ausflug wurde für ihn ein Geschäft, aus dem er so viel Gewinn herausschlagen wollte, als er konnte. Nur ein ganz kleines Gebiet hatte sich ihm aufgetan, und sollte er nicht zu kurz kommen, dann durfte er sich nicht mit dem Besten und Schönsten von allem begnügen, sondern mußte es bis zum letzten, kleinsten Eindruck auspressen. Und das tat er. Tat es mit einem Eifer und einer Gewissenhaftigkeit, in der manches Mal der alte Lehrpedant zum Durchbruch kam. Stets führte er ein Notizbuch mit sich herum und trug ein, was er sah und hörte, als wäre er der empfangenen Sinneseindrücke nicht ganz gewiß, solange er sich ihrer nicht durch unverwischbare Aufzeichnungen versichert hatte.

Er bestieg mit seinem Sohn und Johannes Arlet den Haraſſerkogel, er ließ sich die weite Aussicht in allen Einzelheiten erklären und schrieb ein: »Gesehen die Voralpen (den Ötscher), die Berge des Gesäuses, den Dachstein und den Hochschwab.« Er ging über den Almboden hin, er neigte sich mit Ausrufen kindischer Freude zu allen Pflanzen, allen Blüten und schrieb ein: »Gesehen Legföhren, gesehen und gepflückt Alpenrosen, Enzian und Kohlröschen.« Er ließ sich im Hochwald von Johannes Arlet den Wert der verschiedenen Holzarten ansagen, die Maße und den beiläufigen Erlös der einzelnen, schönen Stämme — und er schrieb es ein, als wolle er in nächster Zeit ein bedeutendes Holzgeschäft abschließen.

Der junge Doktor Meser schämte sich seines Vaters und hatte Furcht vor dem Spott des Johannes Arlet. Aber der war von einem unendlich gütigen Verstehen. Wohl war im Anfang ein etwas verwundertes Lächeln um seine Lippen gegangen, — dann hatte sich's in einen Ausdruck schmerzlichen Mitleids verwandelt.

Und einmal, als der Professor ein paar Schritte hinter ihnen zurückgeblieben war, um wieder etwas in sein Notizbuch einzutragen, hatte Arlet leise gesagt:

„Ich glaube beinahe, ihr armer Vater ist nicht mehr ganz zu erwecken."

Auch im Tale und im Ödhof selbst war der alte Meser von einer rastlosen Gier nach neuen Eindrücken erfüllt. Alles wollte er sehen, alles kennen lernen. Er beobachtete die Hühner beim Fressen, er kroch den Hennen in die Steige nach, um sie beim Eierlegen zu belauern. Und

Digitized by Google

ULRICH HÜBNER, DIE STADT AM ABEND

Digitized by Google

Digitized by Google

als er zum erstenmal gesehen hatte, wie eine Kuh gemolken und wie Butter gestoßen wurde, gebärdete er sich, als sei vor seinen Augen eine gewaltige Entdeckung geschehen.

Dann quälte er Arlet wieder mit unzähligen Fragen über die Jagd und über das Leben der jagdbaren Tiere.

„Gehen Sie einmal selbst mit dem Gewehr aus, dann lernen Sie alles am besten kennen. Ich begleite Sie," schlug Arlet vor, und er ging mit Freuden darauf ein.

Da schleppte ihn Arlet zuerst auf die Wiese hinaus zu seinem Scheibenstand.

„Probieren Sie's einmal mit dem Schießen."

Gehorsam nahm der Professor das Gewehr in die Hand, schlug es an, so wie Arlet es ihm gezeigt hatte, und drückte tapfer los.

Arlet schoß eine sehr stark geladene Patrone, und so bekam der Alte einen gewaltigen Rückstoß zu spüren. — Die Scheibe war gefehlt.

„Noch einmal!" ermunterte Arlet.

Und wieder legte Meser an, diesmal aber schloß er vor dem Abdrücken die Augen und riß das Gewehr noch vor dem Schusse selbst in die Höh.

„Professor, die Kugel muß in den Wald gegangen sein," lachte Arlet, „ich hab sie wenigstens nirgends einschlagen sehen."

„Wissen Sie was," meinte Meser gutmütig, „machen wir's umgekehrt. Nehmen Sie das Gewehr und ich werde Sie begleiten."

Arlet war's zufrieden, und so zogen sie miteinander los. Am Abend aber hatte der Professor einige neue Eintragungen in seinem Notizbuch: »Gesehen eine Gemse, einen Auerhahn (über uns hinwegfliegend), eine Rehgeiß (weibliches Reh) und ein Rehkitz (junges Reh) nebstdem verschiedene kleine Vögel und Tiere (Wildtauben und Eichelhäher, Eichkätzchen, Wiesel und so weiter).«

Der letzte Abend, den der Professor im Ödhof verbrachte, sollte gefeiert werden.

„Zu Ostern", hatte Arlet erklärt, „fressen und saufen die Bauern hier bei uns zwei Tage und zwei Nächte ohne Unterlaß! Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag bis zum Abend hungern sie, wenn aber unser Herr und Heiland auferstanden ist, fangen sie an und hören erst auf, wenn ihnen am Ostermontag alles beim Hals herauskommt. . . . Bis Ostern ist's noch weit, Professor, . . . Sie sollen's jetzt kennen lernen."

„Sie werden keine Freude an mir erleben," hatte der alte Meser etwas wehmütig entgegnet.

„Aber Sie einen neuen Eindruck."

Am Abend hatte Johannes Arlet schon die sechste Flasche Bier vor sich stehen und drängte dem Professor mit aller Gewalt die zweite auf.

„Wir leben in einem fürchterlichen Jahrhundert! — Da sitzt ein Mensch am Tisch, vierundzwanzig Jahre alt und kerngesund, und hat ein Glas Wasser vor sich stehen! . . . Pfui Teufel, schämen Sie sich vor Ihrem Vater, Doktor, . . . Sie sind der alte Pensionist, und er ist der junge Kerl! . . . Prost, Professor!"

Der alte Meser wehrte ängstlich ab.

„Es wird zuviel, es wird zuviel!"

Digitized by Google

Arlet blickte ihn — das Glas halb zum Munde erhoben — an.

„Was wird zuviel?“

Und sein Blick ward für einen Augenblick so hart und fragend, daß der Professor nicht gleich eine Antwort wußte. Arlet aber fuhr fort, ohne zu trinken.

„Bevor Sie sagen, daß etwas zu viel wird, müssen Sie überhaupt wissen, was wird! . . . Und wissen Sie das?“

Dem jungen Doktor Meser mußte ein fröhlicher Gedanke gekommen sein. Denn er lachte ganz herzlich in sich hinein. Aber Johannes Arlet machte eine zurückweisende Handbewegung.

„Lachen Sie nicht, Doktor! . . . Weinen Sie lieber. Sie sind die erste Strophe vom Grabgesang der besseren Menschheit! . . .“

„Ich . . .“

„Ja! Sie! . . . Sie sonderbarer Messias. Ich wollte nicht noch hundert Jahre leben müssen und die zweite und dritte Generation heranwachsen sehen.“

„O doch! ich ja,“ begeisterte sich der Professor.

„So?“

Es war ein fast höhnischer Blick, den Arlet ihm zuwarf, aber der Alte merkte es nicht.

„Was könnte man da nicht noch alles zu sehen bekommen! Welche Eindrücke könnte man empfangen!“

„Gott schenke Ihnen die hundert Jahre und die Eindrücke dazu. Ich werde Sie nicht beneiden.“

Und wie zur Bekräftigung leerte Arlet sein Glas. Der Professor aber war durch den Gedanken an das Glück der Menschheitszukunft so hoch erregt, daß er es ihm nachmachte.

Still vergnügt wie zwei Verschwörer, wie zwei, die's besser wissen, saßen die Fuchstaler und der junge Doktor Meser da und warfen sich von Zeit zu Zeit einen ruhigen Blick zu.

Als das Geflügel aufgetragen wurde, rief Arlet:

„Weg mit dem Bier!“

Und die Fuchstaler brachte still und geräuschlos, wie's ihre Art war, zwei dunkle, staubumwobene Flaschen. Der junge Doktor griff nach dem Korkzieher, aber Arlet sprang auf und fiel ihm in den Arm.

„Nicht anrühren! . . . Sie sind kein Priester!“ und dann, indem er die Flasche anfaßte, wie ein ungemein zerbrechliches Ding, wandte er sich an den Professor, — „das ist das Allerheiligste, das Heiligste von allem. Wer nicht geweiht ist, der soll es nicht anrühren. . . . Ganz abgesehen davon, daß er den Satz aufschüttelt!“

Mit größter Behutsamkeit öffnete er die Flasche, goß ein paar Tropfen in sein Glas und füllte dann die Gläser des Professors und der Fuchstaler. Drauf schenkte er sein eigenes voll.

„Und nun kann der Gottesdienst beginnen.“ Er machte eine plötzliche Bewegung gegen den jungen Meser. — „Doktor, es ist noch Zeit! Wollen Sie sich zu unserm Glauben bekehren?“

Der Doktor aber schüttelte wortlos den Kopf.

„Heide, unverbesserlicher!“ grollte Arlet, „Sie sollten eigentlich nicht einmal dabeisitzen dürfen, wenn andere die heilige Handlung begehen.“ — Dann nickte er dem Professor traurig zu, „armer, schwergeprüfter

Digitized by Google

Vater!“ — Plötzlich machte er eine Gebärde des Erinnerns und winkte den kleinen Heinz, der still und verwundert zwischen der Fuchstaler und dem Doktor Meser saß.

„Komm her, Bub, und bring dein Glas mit! . . . Du sollst mein Blutzeuge sein!“

Heinz Arlet kam um den Tisch herum, und dann trug er sein gefülltes Glas behutsam und glückstrahlend an seinen Platz zurück. Der Vater aber nickte dem Doktor Meser ernst zu.

„Lehrer, lerne von deinem Schüler!“

Aber als er sein Glas vor dem Ansetzen den anderen zubrachte, streckte der alte Meser ein wenig ängstlich und zitternd die Hände aus.

„Werter Freund, . . . gönnen Sie mir einen Augenblick.“

Da ließ Johannes Arlet entmutigt das Glas sinken und dachte seufzend: Herr, mach's kurz!

Der Professor war schon aufgestanden und stützte sich mit gespreizten Fingern gegen den Tisch.

„Ich will keine Rede halten, . . . ich kann nur unmöglich die Gelegenheit vorbeigehen lassen, ohne Ihnen, mein lieber, hochverehrter Freund zu danken! . . . Zu danken dafür, daß Sie mir ein paar lichte, junge Tage geschenkt haben, und zu danken für das, was Sie alles an meinem Sohn getan haben. . . . Bitte, bleiben Sie ihm fernerhin gewogen, auch wenn er nicht in allem so sein sollte, wie sie ihn vielleicht gerne haben möchten! . . . Dank, nochmals Dank!“

Mit zitternden Fingern ergriff er sein Glas und kam auf Arlet zu. Vor dem Anklingen der Gläser schüttelte er ihm die Hand.

„Danke! . . . danke!“

Arlet zog die Augenbrauen hoch.

„Ich weiß nicht, was Sie immer wollen. — Aber in Gottes Namen.“

Sie stießen an, und der Professor ging weiter zur Fuchstaler.

„Ich danke auch Ihnen! . . . auch Ihnen!“

Er küßte ihr die Hand, zwei-, dreimal, bis Arlet ihm drohend zurief: „Aber Professor!“

Er tat's nicht aus Eifersucht, sondern weil der Alte in seiner Ergriffenheit beinahe den edlen Wein verschüttet hätte. Zum Schlusse kam noch der kleine Heinz mit seinem Glas und schmetterte in heller Zuversicht:

„Der Herr Doktor soll leben!“

„Und du daneben, mein Kind“, frohlockte der Professor, und er leerte sein Glas auf einen Zug.

Arlet winkte ihm mit beiden Händen zu.

„Endlich wieder ein Mensch!“ und füllte ihm das Glas nach. — „Verstehen Sie ihn aber auch, Professor, ihn, der sich jetzt mit Ihrer Seele vermählt hat?“

Der alte Meser trank nur selten, und wenn er trank, dann war's ein billiger, säuerlicher Wein. Aber jetzt strich es an ihm vorbei wie eine Ahnung.

„Ich glaube, Altersgenossen verstehen sich immer so ziemlich!“

Arlet nahm es für goldechte Erkenntnis und lachte übers ganze Gesicht.

„Und wenn Sie zusammenkommen, dann werden Sie wieder jung!“ Er hielt das Glas gegen die Lampe, aber der Wein war so tiefdunkelrot,

Digitized by Google

daß er kein Licht durchschimmern ließ. „. . . Der ist mit uns gewachsen und hat mit uns gelebt!“

„Aber er soll nicht mit uns sterben,“ — der Professor lachte in glückseliger Altherrenrührung, „wir wollen an seinem Grabe stehen!“ — Und er sog, als sei er zum wahrhaftigen Weinkenner gereift, an seinem Glase.

Arlet stürzte den Wein jäh hinunter und erhob dann die Faust mit dem geleerten Glas drohend gegen den jungen Doktor.

„Ihr armselige Zukünftige! . . . Eine neue, bessere Kultur wollt ihr in die Welt hineintragen! Und wie weit sind wir gekommen, Herr du mein Himmel! . . . Edelmenschen sollen wir werden und versinken ins gemeinste Barbarentum! Aus kristallnen Schalen müßte man diesen Wein trinken, aus Schalen, die man mit beiden Händen an den Mund hebt! Aus Schalen, die in ihrer Form und ihrem Schliff die Seele dessen umschlossen halten, der sie an seine Lippen setzt! — Und da! da schaun Sie her!“ — er war aufgesprungen und hielt dem Doktor das Glas ganz nahe vors Gesicht, „Dutzendware! Millionenware! . . . O Jammer, Jammer!“

Und er warf das Glas gegen die Wand, daß es zu Scherben zerschellte.

Da schien es dem Doktor Meser an der Zeit, den kleinen Heinz Arlet zu entfernen. Er zog die Uhr und warf dann dem Knaben einen Blick zu.

„Heinz —?“

Heinz Arlet seufzte leise auf, aber er verstand und gehorchte. Leise hob er sich vom Sessel und näherte sich zuerst seinem Vater, ihm gute Nacht zu bieten.

Johannes Arlet machte ein verwundertes Gesicht.

„Schon schlafen?“

Der junge Meser antwortete für den Knaben.

„Es ist schon seine Zeit.“ Er hielt den etwas ärgerlichen Blick Arlets ruhig aus.

Als sich die Tür hinter dem kleinen Heinz geschlossen hatte, lachte Arlet auf und zwinkerte dem Professor zu.

„Jetzt hat seine keusche Seele Ruh. Jetzt könnte man sogar einen unanständigen Witz erzählen!“ — Und dann, mit einem tiefen Atemzug: „Doktor, was machen Sie aus meinem Buben!“

Den alten Meser beschlich mit einem Mal ein unangenehmes Gefühl. Ein Gefühl, wie es in früherer Zeit auch über die Fuchstaler gekommen war. Er saß in diesem Hause und an diesem Tisch, als könne es gar nicht anders sein, als sei es das natürlichste Ding von der Welt, und plötzlich, durch Arlets mehr scherzhaft gemeinten Ausruf, kam es ihm zum Bewußtsein: »Dein Sohn sitzt hier als ein bezahltes Geschöpf, nicht viel besser als irgendein Diener, und du selbst sitzt hier aus Gnade und um der Barmherzigkeit willen. Und wenn jetzt diesem Arlet, diesem herrlichen, im Grunde aber doch auch selbstherrlichen Menschen irgendeine Laune aufsteigt, dann ist's aus, dann kann er euch vor die Tür setzen und ihr dürft nicht mucksen!« — Ein paar Augenblicke lang kochte es im alten Meser greulich durcheinander. Angst vor der Möglichkeit eines kläglichen Endes aller Herrlichkeiten, Wut und Verzweiflung über die eigene Ohnmacht und Abhängigkeit, Haß gegen alle, die frei waren, Haß auch

Digitized by Google

gegen den Johannes Arlet, der jetzt auf einmal wie von einem Blitzlicht getroffen so vor seinen Augen stand, wie ihn der Herr Brandeis in seiner namenlosen Galle zu schildern liebte. Aber alle Wut, aller Haß fielen gleich wieder in sich zusammen, und aus dem restlichen, armseligen Aschenhäufchen flackerte nur mehr die nackte, gottsjämmerliche Angst. Und halb aus dieser Angst, halb aus dem Taumel des rasch getrunkenen, pfundschweren Bordeauxweines streckte der Alte beschwörend seine Arme gegen den Sohn und gegen Johannes Arlet aus.

„Friede! . . . Um Gottes willen Friede!"

Arlet mußte laut lachen.

„Wer hat denn gerauft, Professor?"

Da packten diese Worte den Alten wie ein plötzliches Erwachen zu klarer Besinnung, und weil er nicht wußte, wie er am besten über seine Verlegenheit hinwegkommen könne, hielt er Arlet sein leeres Glas entgegen.

Der junge Meser zog die Augenbrauen hoch.

„Vater, du bist den schweren Wein nicht gewohnt!"

Aber Arlet schenkte das Glas voll und sagte dabei ganz nebenhin, ohne den Doktor anzuschauen: „Sie haben kein Recht mitzureden." Und dann zum Professor, während er ihm das Glas wieder hinschob: „So hab ich mir Sie vorgestellt."

Der Alte zögerte ein paar Augenblicke, das Glas zu nehmen, und starrte ihn unsicher an.

„Wie denn?"

Arlet nickte langsam und ernsthaft.

„Jung. Noch ganz jung!"

Da nahm der Professor den dünnen Stengel des Glases wie spielend zwischen Daumen und Zeigefinger der rechten Hand und senkte den Blick für eine Weile auf die leise zitternde Fläche des dunkeln Weines. Dann sah er Arlet lange und fragend ins Gesicht.

„Glauben Sie das wirklich?"

„Daß Sie noch jung sind?"

Der Alte schüttelte unmerklich den Kopf, und ein ganz feines, leichtes Rot stieg in seine Wangen auf.

„Nein. Nicht, daß ich noch jung bin. Aber daß ich jung sein könnte."

Arlet lehnte sich in seinen Sessel zurück, so als könne er aus einer gewissen Entfernung alles viel deutlicher und klarer verstehen.

„Ja, trauen Sie sich denn am Ende nicht? Haben Sie Angst? —" und als der alte Meser nur ein hilfloses Lächeln zur Antwort gab, machte er eine kurze Kopfbewegung gegen den Doktor hin. — „Vielleicht vor dem da?"

Der Professor war Arlets Bewegung mit den Blicken gefolgt, und während seine Augen eine Zeitlang beinahe traurig an seinem Sohne hängen blieben, seufzte er unmerklich auf.

„O nein. Vor dem da nicht! . . . Im Gegenteil. Ihm zuliebe müßte ich eigentlich . . ."

Er sprach nicht weiter. Wie unbewußt nahm er sein Glas und trank in langsamen, nachdenklichen Zügen. Dann saß er, die rechte Hand flach auf den Tisch gelegt, noch eine Weile schweigend da, und auch von den anderen mochte niemand sprechen. Endlich sagte er, während

Digitized by Google

er mit der Hand kurze, streichelnde Bewegungen über das Tischtuch machte, ganz leise und zögernd, beinahe als ob er sich seiner Worte schäme:

„. . . Ich weiß nicht, . . . aber man möchte manchmal wirklich glauben, daß ein guter Teil des Lebens nur ein Schlaf ist. . . . Ein Schlaf, an dem man eigentlich keinen richtigen Anteil hat. . . . Man schläft einfach zu einem bestimmten Zeitpunkt ein — und wenn man dann aufwacht, hat man ein Gefühl, als könne man gerade dort wieder anfangen, wo man vor dem Einschlafen stehen geblieben ist. . . . Natürlich geht das dann nicht mehr so recht. Wenigstens nicht vom Standpunkt der anderen Menschen aus, . . . die ja wahrscheinlich nicht mitgeschlafen haben. . . ."

Seine Worte verloren sich wieder in einem tiefen Schweigen. Der junge Doktor Meser nagte an der Lippe und starrte nach einem rötlichen, leise zitternden Fleck auf dem Tischtuch. Der kam in einem dünnen Lichtstrahl aus dem halbvollen Glase seines Vaters. Ihm gegenüber fegte die Fuchstaler mit der gekrümmten Hand Brosamen zu einem Häufchen zusammen und versuchte sie dann zu ballen, als gelte es, ein neues Ganzes zu formen. Johannes Arlet aber nickte mit kaum merklich verzogenem Munde, und seine Gedanken waren: »O Schinkl, . . . du großer Weiser!« — Aber er sprach sie nicht aus.

Und endlich erklang wieder die leise, verlegene Stimme des Professors.

„. . . Darum hat mir auch immer jenes Märchen so gut gefallen . . . von dem Hirten, der in den Zauberberg eingeht und, als er wieder herauskommt, nur einen Tag darin gewesen zu sein glaubt . . . In Wirklichkeit sind aber hundert Jahre vergangen, und er versteht die Menschen nicht mehr und die Menschen ihn nicht! . . . Ich glaube, es liegt ein ähnlicher Sinn in diesem Märchen." . . .

„Außer man bildet sich inmitten des allgemeinen Weltlaufes seine eigene Zeitrechnung."

Arlets Stimme klang nach den murmelnden Worten des Professors wie ein gegen klingendes Metall geführter Hammerschlag. Der Alte duckte sich auch, als erwarte er im nächsten Augenblick einen Hieb. Und noch immer so geduckt, sagte er:

„Das können Sie sich erlauben, mein verehrter Freund, . . . und Sie, meine Gnädige!"

Aber Arlet blieb unerbittlich.

„Und warum Sie nicht? . . . Wenn Sie wollen . . . und können, wie Sie sagen?"

Da schluchzte der Professor förmlich auf.

„Und ob ich könnte! Was könnte ich denn nicht, seit ich hier draußen bin, bei Ihnen! Alles könnte ich wieder, was ich damals gekonnt hab, . . . als ganz junger Mensch!"

Arlet warf den Kopf aufmunternd empor.

„No also!"

Und der Professor fuhr fort, hastig und selbstvergessen, als könne er mit seinen Worten etwas Verlorenes erjagen.

„Ich könnte mich betrinken, . . . ganz, bis zur Bewußtlosigkeit, wie als junger Student! . . . Ich könnte singen und brüllen und jeden Blödsinn treiben! . . ."

„No also!"

Digitized by Google

„Ich könnte mich verlieben wie ein Narr! wie ein Wahnsinniger! ... Hier, auf der Stelle! Sofort! ... In Sie, meine Gnädige!"

Und Arlet wieder:

„No also!"

Die Fuchstaler versuchte zu scherzen.

„Herr Professor! ... können Sie das auch?"

Es kam aber ganz verwürgt und heiser aus ihrer Kehle. Und der alte Meser schlug mit seiner hageren Hand auf den Tisch.

„Ich könnte es! ja! ja! ja! ... Ich könnte alles! ... Ich könnte überhaupt wieder zwanzig, einundzwanzig Jahre alt sein!"

Da rief Arlet mit hallender Stimme in seine Worte hinein: „Sie sind es!"

Und der Professor schrie mit ebenso lauter Stimme zurück.

„Ja, ich ... ich bin es! ... Aber bin ich denn der einzige auf der Welt?"

Arlet aber noch lauter:

„Was geht Sie die Welt an?"

„Die Welt?" — Der Alte schleuderte die Worte förmlich aus sich heraus wie Wurfgeschosse, „die Welt ist alles! ... ohne die Welt sind Sie nichts! ... Sie selbst können sich nur die Seele geben! ... die Welt gibt Ihnen Ihr Leben! ... Ihr Fleisch und Blut!"

Johannes Arlet lachte laut und verächtlich. Aber der Professor bäumte sich auf.

„Lachen Sie nur! ... Lachen Sie, damit Sie nichts hören müssen! ... Aber es gibt Worte, die lassen sich nicht unterbekommen! Durch nichts! Durch keinen Lärm und durch kein Lachen! ... Wissen Sie überhaupt, was das für Worte sind?"

Arlet machte eine fragende Bewegung mit dem Kopf.

Und der Professor schüttelte halbdrohend den Zeigefinger gegen ihn.

„Die ungesprochenen, mein verehrter Freund!" — dann zog er die Hand zurück und schlug sie geballt gegen die eigene Brust. „... Die da drin! ..."

Arlet machte ein verwundertes Gesicht.

„Was haben denn die aber mit der Welt zu tun?"

„Nichts! gar nichts!" höhnte der Professor, „nur daß sie aus der Vereinigung der Welt mit unserem allerhöchsten Innern geboren werden!"

Da warf sich Arlet in seinen Sessel zurück und streifte den Alten mit einem glasharten Blick.

„Ah so!"

Sonst sagte er nichts.

Der junge Doktor Meser hatte sich während der letzten Augenblicke nur mehr krampfhaft beherrschen können. Nur mit Zuhilfenahme seines Körpers und aller seiner Muskeln. Jetzt stand er auf, und wieder mußte er jeder seiner Bewegungen mit aller Gewalt Ruhe und Besonnenheit aufdrängen. Und dann sagte er, beinahe mit aufeinandergestemmten Zähnen, als habe er Angst, es könne sich ihm irgendein böses Wort aus dem Mund stehlen:

„Vater, ... wollen wir nicht endlich schlafengehen?"

Aber diese Worte wirkten auf den Alten, wie ein Peitschenhieb auf einen bissigen, störrigen Hund. Mit beiden Fäusten trommelte er gegen

Digitized by Google

den Tisch und stampfte mit dem Fuß so heftig den Boden, daß sein Knie von unten an den Tisch anschlug und alle Gläser zum Klirren und Tanzen brachte.

„Ich will nicht schlafen! ... Ich will überhaupt nie mehr schlafen! Ich habe schon genug geschlafen! Ich will endlich einmal wach sein und leben! ... Gebt mir noch Wein! ... Ich will mich betrinken!"

Und wieder streckte er Arlet sein Glas entgegen.

„Schenken Sie ein! ... Nur immer zu, ... ich hab viel nachzuholen."

Johannes Arlet machte gegen den Doktor Meser, der noch immer mit krampfhaft geballten Händen dastand, eine beschwichtigende Gebärde. Gleichzeitig zog er die Weinflasche an sich.

„Von dem da nicht mehr! ..." und dann wandte er sich an die Fuchstaler, „ist Champagner eingekühlt?"

Sie nickte und stand auf.

„Also bitte, bring eine Flasche!" und als sie gegangen war: „In Gottes Namen! Champagner ist zwar die Hure unter den Weinen, aber es heißt ja, daß die menschliche Gesellschaft ohne Hure nicht bestehen kann."

Dann streckte er die Hand aus und streichelte die dürre Faust des Alten, die noch immer schlagbereit auf dem Tische lag.

„Machen Sie kein so böses Gesicht, Professor. Es ist kein Österreichischer und auch kein Deutscher. Er läßt sich zur Not trinken! ... Und Sie, Doktor, Sie setzen sich wieder ruhig nieder! Wenn Sie glauben, daß wir nicht wissen, was wir tun, oder daß wir demnächst unter den Tisch fallen werden, dann irren Sie sich! ... Nicht wahr, Professor, so weit sind wir noch lange nicht?"

Der kameradschaftliche Ton, durch den er ihn gleichsam mit sich selbst auf eine Stufe stellte, beruhigte den Alten, und auch der Doktor setzte sich wieder an seinen Platz. Aber sein Gesicht blieb streng und trotzig. Er hätte alles geschehen lassen und mit angesehen, wenn er nur die Gewißheit gehabt hätte, daß Arlet seinen Vater nicht lediglich zu seiner Belustigung trunken machen wollte. Und diese Gewißheit konnte er heute nicht gewinnen, trotz seines guten Glaubens, den er sonst in Arlet setzte.

Als dann die Fuchstaler den Champagner brachte und die Gläser gefüllt wurden, hob Arlet die Flasche gegen ihn.

„Doktor! ... den auch nicht?"

„Nein, Herr Arlet!"

Und Arlet nickte.

„Eisen! ... härter als Eisen!"

Dann stießen sie an. Der Professor, die Fuchstaler und Johannes Arlet. Aber bevor der alte Meser das Glas ansetzte, hielt er es hoch gegen die Lampe und sah, wie die Blasen rastlos vom Boden des Kelches aufschossen bis an die Oberfläche des Getränkes.

„Also doch noch einmal!"

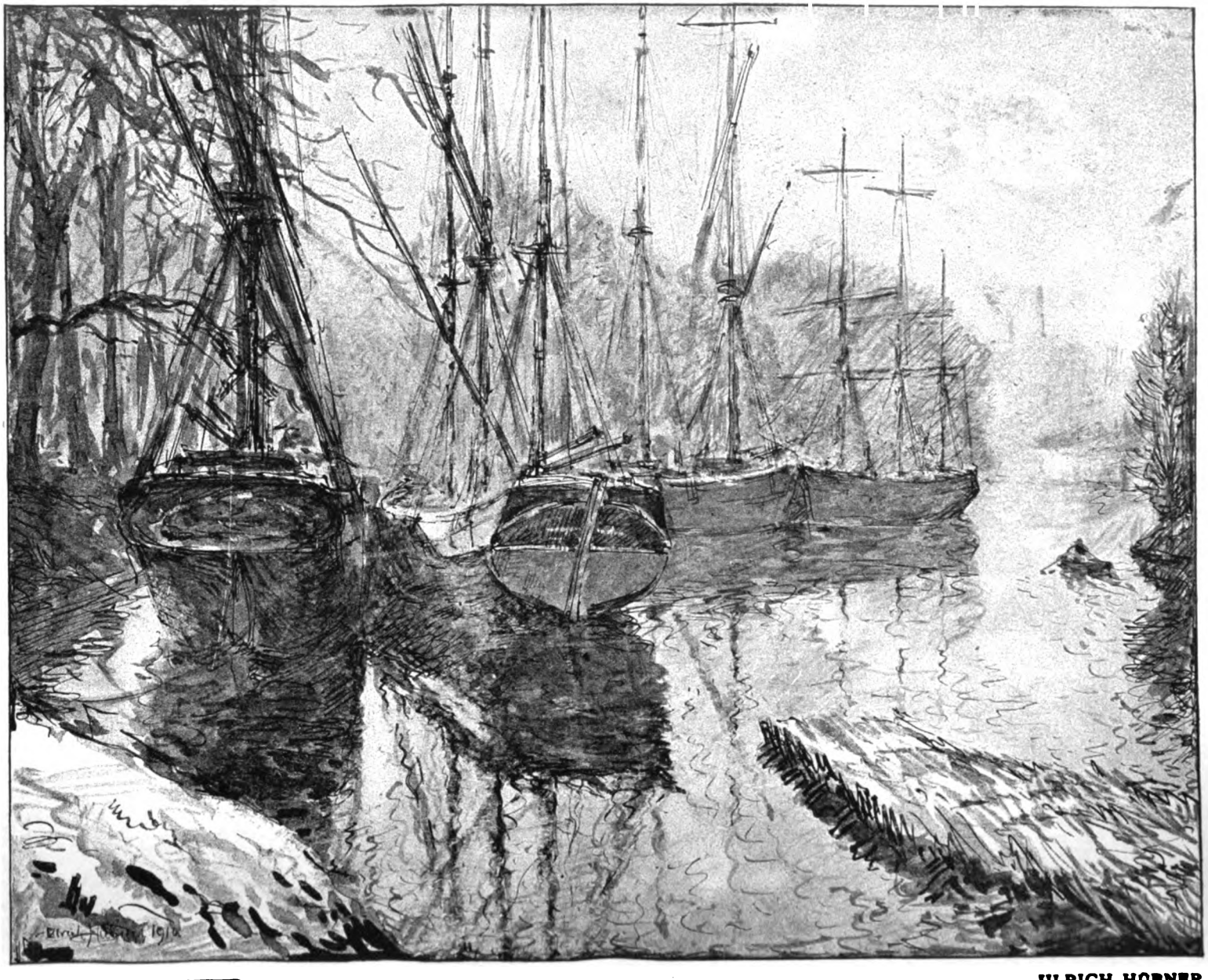
Arlet hielt im Trinken inne.

„Was murmeln Sie da für eine Zauberformel, Professor?"

Der Alte starrte noch immer in das erhobene Glas.

„Wissen Sie, wann ich bis jetzt zum ersten- und letztenmal in meinem Leben Champagner getrunken hab?" — und dann, während er seinen Blick geheimnisvoll-listig zuerst auf Arlet und von ihm auf die

Digitized by Google



ULRICH HÜBNER

Digitized by Google

Digitized by Google

Fuchstaler senkte, „... damals beim Einschlafen! Und heute zum zweitenmal beim Erwachen. ... Ist das nicht ein merkwürdiger Zufall? ... Oder ist es vielleicht mehr als ein Zufall?“

Arlet stützte das Kinn gegen die Hand, und so — etwas über den Tisch geneigt — schaute er den Alten fest an.

„Professor, können Sie mir vielleicht sagen, wann Sie eigentlich eingeschlafen sind?“

Der alte Meser trank und sagte dann in aller Ruhe und Gemächlichkeit:

„Oh, ... ich glaube schon. Wenn ich mich recht erinnere, so war das damals, wie ich geheiratet hab.“

Da drängte es sich aus seinem Sohne heraus wie ein Aufkeuchen.

„Vater, ich bitte dich!“

Aber Meser warf sich plötzlich mit dem Oberkörper zu ihm hinüber und schüttelte die verschränkten Hände gegen ihn, wie zu einer heißen, aufschreienden Bitte.

„Bub! Wenn ich dir alles das geben könnte, was sich in den letzten fünfundzwanzig Jahren in diesem armen Schädel angesammelt hat! ... Aber so geben, daß du's in dir hast wie etwas Eigenes! nicht wie etwas Angelerntes!“ — und dann wandte er sich wieder an Arlet. — „Mein lieber, guter Freund! Warum kann man das nicht! Warum kann man denn seinen Kindern nicht das ganze Weltbild schon so einprägen, wie man sich's in seinem miserablen Leben endlich zurechtgestellt und zusammengeklaubt hat! ... Warum müssen sie denn das Ganze von Anfang an wieder durchmachen und immer wieder ohne Ende!“

„Weil der Rückblick auf ein Leben immer viel schrecklicher ist, als das Leben selbst. Wenigstens für den, der's ohne ein Zurückschaun nicht aushalten kann. Und weil sonst das Leben mit dem Tod anfangen müßte und nicht mit dem Geborenwerden.“

Aber der Alte machte eine verächtliche Handbewegung.

„Was wissen denn Sie! Sie sind ja keiner von den Millionen, die gehen müssen! Schritt für Schritt! ... Und ziehen, ziehen ohne Ende! ...“ Er packte sich bei der Kehle und zog den Atem tief ein, wie ein Erstickender. Dann streckte er die Hand seinem Sohn entgegen. „Versprich mir's, Bub, bleib für dich allein! Bleib lebendig und wach! ... Geh nicht schlafen! Laß dich nicht unterkriegen von dem verdammten Gefühl! ... Es ist falsch! Falsch wie irgendeine Bestie, die sich erst anschmiegt an dich und dir dann mit der Pranke den Todesschlag gibt!“

Und wieder dachte Arlet im Fluge: »O Schinkl, du großer Weiser!«

Der junge Meser hatte die Hand seines Vaters ergriffen und schüttelte sie, als wolle er ihn aus einem quälenden Traum erwecken.

„Vater, hör doch schon einmal auf!“

Der Alte riß sich unwillig los.

„Warum soll ich aufhören? ... Warum soll ich nicht reden? ... Mit wem bin ich denn beisammen? ... Mit dir, ... mit mir ... und mit zwei Menschen, die aufrichtiger und freier sind, als wir beide! Sag ich denn etwas Ungehöriges? ... Der Wahrheit die Ehre! Deine Mutter ist eine gute Frau, sie ist sogar eine ausgezeichnete Frau! Sie hat mit mir zusammengehalten und mit mir getragen! ... Aber was hilft denn das? Was nützt mir denn das?“

Digitized by Google

Da warf ihm der junge Meser einen fassungslos-schmerzlichen Blick zu. Er vergaß ganz, daß Menschen um ihn waren, die vielleicht kein Recht hatten, alle diese Worte zu hören.

„Ja, hast du denn das nicht schon früher gewußt? Schon damals ...?“ Er stockte eine Zeitlang, als ekle es ihn, das Wort auszusprechen, „— bevor du eingeschlafen bist?“

„Nein!“ — der Alte schrie es beinahe —, „das hab ich gewiß nicht gewußt! Man ist mit zwanzig Jahren noch nicht so gescheit, wie mit fünfzig! Man kann es gar nicht sein!“ — Dann wurde seine Stimme wieder ganz weich und bittend. „Laß dir von mir raten, Bub! Laß dich fünfzig Jahre alt machen von mir! ... Ich sag dir, wenn's dir gelingt, mit zwanzig Jahren fünfzig alt zu sein, dann kannst du mit fünfzig Jahren wieder zwanzig Jahre alt sein! .... Bedenk, was das heißt! ... Es wird ja sicher über dich kommen, ... bald, sehr bald! ... vielleicht morgen, vielleicht schon heute! ... Gib nicht nach! Um Gottes willen, gib nicht nach! ... Ich weiß ja, wie man sich's ausmalt und wie's um einen herumkriecht, immer enger und enger! ... Zuerst will man gescheit sein, ganz gescheit! — und da drängt man es von sich weg, — so mit einer Hoheitsgebärde! — und dann kommt es noch einmal, und da schaut man sich's schon ein bissel besser an. Es ist ja doch etwas Neues! Wenigstens für einen selbst. Und man will's doch genauer kennen lernen! ... Und wenn man sich's so näher anschaut, gefällt's einem schon ganz gut, ... und es gefällt einem immer besser, ... und endlich gefällt's einem sogar besser, wie das eigene junge Leben, — und da, Bub, wenn du einmal so weit bist, wenn du dein junges, freies Leben nicht mehr für manneswürdig hältst, — da bist du verloren! unrettbar verloren!“

Der Alte hatte blaurote Flecke auf seinen hervortretenden Backenknochen bekommen, und ein großer blauroter Fleck brannte auf seiner Stirn bis unter die Haarwurzeln hinauf. Das halbgeleerte Glas hielt er so fest umspannt, als wolle er es in der Hand zu Scherben zerpressen.

Johannes Arlet saß da mit verhärteten Augen. Stumm und regungslos. Er wollte keinen Widerstreit erheben. Ein großes, tiefes Verstehen war über ihn gekommen.

Die Augen der Fuchstaler hatten jenen seltsamen, auch den härtesten Männerstolz niederbrechenden Glanz bekommen, wie er in Frauenaugen aufschimmert, noch lange bevor sie zu weinen beginnen.

Der junge Doktor aber saß mit auf die Brust gesunkenem Kopf, wehrlos und matt. ...

Und der Alte fuhr fort, und jetzt sprach er auch zu Arlet und zu der Fuchstaler. Und seine Stimme klang erst leise und heiser, beinahe von einem hämischen Klang entstellt.

„Und dann bist du drin! Mitten drin! ... Im Anfang merkt man's nicht. Man findet ja da so manches, wovon man geträumt hat. Man ist immer beisammen, ... man kann alles teilen! ... Die Abendlampe wird angesteckt, diese gottverdammte, heimliche Kupplerin! ... Die Frau bringt dir den guten Bissen, sie legt dir ihn auf den Teller, ... und du steckst ihr von dem guten Bissen den besten wieder zu! ... Und wenn dann dieser zweite Kuppler sein Geschäft erledigt hat, ... der da —“ dabei schlug er sich mit der flachen Hand gegen den Leib, „... dann kommt der dritte, ... der da oben —“ er klopfte mit gekrümmtem Zeigefinger

Digitized by Google

gegen die Stirn. — „Du willst ihr von dem Deinen geben. Du willst sie dir gleich machen! ... Davon hast du ja auch geträumt! ... Und so geht es weiter, noch ziemlich glatt und gut. ... Du merkst noch nicht, daß dir die Augenlider schon langsam schwer werden ... und daß sie zufallen wollen! ... Aber dann! Dann kommt auf einmal das Kind! ... Zuerst freust du dich da auch noch, schon aus Pflichtgefühl! ... Aber jetzt wird dir so nach und nach das letzte Stück, das du noch von dir festhältst, aus der Hand gezogen! Du darfst nicht mehr du sein! Du bist nicht mehr für dich da! .... Du hast ausgelebt, du bist fertig! ... Und dann wirst du auch noch krank, so wie ich's geworden bin, ... und mußt in Pension gehen lange vor der Zeit! Hast zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben! Das Kind schreit, die Frau schreit! Oder sie schweigt und schluckt und schluckt, und das ist noch viel schrecklicher! ... Und da, Bub, ... da kommt auf einmal der große, furchtbare Augenblick: da erkennst du, was du weggeschmissen hast ... und was du bekommen hast! ... Und jetzt, Bub, ... jetzt wirst du entweder ein Schuft, ein ganz gemeiner Lump, — oder du mußt schlafen, fort und fort schlafen wie ein dummes, unvernünftiges Vieh in seinem Winterbau! ... Bub, laß dir raten von mir, ... bleib jung! Bleib wach! ... Gib dich nicht!"

Der junge Meser warf sich erst mit dem ganzen Oberkörper über den Tisch. Dann richtete er sich wieder auf, atmete ein paar Mal tief schnaubend, und endlich — beide Hände mit gespreizten Fingern gegen das Tischtuch gestemmt — schrie er es heraus:

„Ich kann ja doch nichts dafür, daß ich auf die Welt gekommen bin! ... Ich hab es ja doch nicht gewollt!"

Und im gleichen Augenblick schluchzte die Fuchstaler wild heraus und verbiß sich dann, leise weiterweinend, mit den Zähnen in ihr zusammengeballtes Taschentuch.

Da erhob sich Johannes Arlet und brüllte mit so fürchterlicher Stimme, daß es — wie sie beide am nächsten Morgen erzählten — die Anna Drasda bis in ihre Dachstube hinauf und der alte Grantsch bis in das Wirtschaftsgebäude hörten:

„Schluß! Schluß! ... Heraus aus dem besoffenen Elend! Doktor! Professor! Elisabeth!"

Und der junge Doktor sprang plötzlich auf und lachte und schlug sich mit der Handfläche klatschend gegen die Stirn.

„Es ist ja alles Narrheit! Alles ist umsonst! Die Menschheit kommt nicht weiter! ..." Und dann wankte er auf Arlet zu. — „Geben Sie mir ein Glas Champagner, Herr Arlet! ... Ich bin fertig!"

Arlet schlang seinen Arm um ihn.

„Nein! — Sie stehen am Anfang, am besseren Anfang!" Dann schenkte er ihm ein Glas voll. „Gott sei Dank, daß ich das noch erlebe! ... Die Menschheit kommt weiter! ... Tote Punkte gibt es überall! ... Trinken Sie! Man ist kein Lump, wenn man trinkt! Und man ist kein Mörder, wenn man ein Tier umbringt! ... Wer schont Sie? ... Wer schont Ihren Vater? ... Und mich und uns alle? ... Glauben Sie, weil wir Menschen meistens eines natürlichen Todes sterben, sind wir weniger verfolgt? ... Wer sagt Ihnen denn, daß unsere Tode natürlich sind? ... Wer sagt Ihnen denn, ob es nicht über uns und über der ganzen Erde irgendwelche große, riesenhafte Geschöpfe gibt, die hinter

Digitized by Google

uns her sind, wie wir hier unten hinter den Tieren? ... Wir haben unsere Hand und in der Hand ein Gewehr, ... oder ein Messer! ... Die haben schrecklichere Waffen! ... Krankheit! ... Elend! ... Und das Schicksal! ... Das sogenannte Schicksal! Wer leidet mehr? Die Tiere oder wir Menschen? ... Wer?"

Der alte Meser hob drohend die Faust auf.

„Wir Menschen! Wir leiden im Verstand und im Herzen! Das ist das schrecklichste Leid!"

Und dem jungen Doktor fiel zu allem anderen auf einmal wieder ein, daß er ja die Fuchstaler verloren hatte.

„Wir leiden! ... ohne Blut und ohne Wunden!"

Dann leerte er sein Glas auf einen Zug.

Die Fuchstaler weinte noch immer still in sich hinein. Aber sie sagte nichts.

Die Sitzung dauerte nicht mehr lange. Als erste zog sich die Fuchstaler zurück. Ganz leise und ohne jemandem gute Nacht zu bieten. Dann brachte der junge Doktor Meser seinen Vater in das zu ebener Erde gelegene Gastzimmer. Der alte Professor hatte nichts mehr getrunken und auch nichts mehr gesprochen. Unbeweglich und in sich zusammengesunken hatte er am Tisch gesessen und mit ganz ausdruckslosen Augen ins Leere gestiert.

Zuletzt gingen auch Arlet und der Doktor Meser hinauf ins erste Stockwerk.

Auf der Stiege blieb Arlet stehen und legte dem jungen Lehrer die Hand schwer auf die Schulter.

„Doktor, ... heut abend haben Sie sich wohl nicht viel Gutes von mir gedacht?"

Es war sehr düster im Stiegenhaus. Eine Ampel von tiefgrünem Glas verbreitete ein Licht wie müden Mondschein. Und so fühlte der Doktor Meser Arlets auf sich gerichteten Blick mehr, als er ihn sah.

„Ich weiß nicht, Herr Arlet! Ich bin heute an der ganzen Welt irr geworden." Und nach einem kurzen Schweigen fuhr er mit beinahe angstvoll fragender Stimme fort, „Herr Arlet, glauben Sie, daß alles wieder einmal besser aussehen wird und freundlicher?"

Arlet nickte leise lachend.

„O ja! ... Wenn die Sonne wieder scheint!"

Und während sie dann die Stufen weiter hinaufstiegen: „Morgen sprechen wir noch mehr, Doktor! ... Bevor Ihr Vater erwacht. Für heute merken Sie sich eins: Wenn Sie einen Menschen umbringen, dann ist die Verantwortung, die Sie auf sich laden, lange nicht so groß, als wenn Sie einen Menschen in die Welt setzen — oder sich gar auf die Vorsehung hinausspielen wollen! ... Der liebe Gott hat es halt im allgemeinen doch viel leichter, als wir Menschen. .... Gute Nacht!"

Am nächsten Morgen ließ Johannes Arlet den Doktor Meser in sein Arbeitszimmer bitten. Nach ein paar ziemlich inhaltlosen und gleichgültigen Reden über den vergangenen Abend sagte er:

„Ihr Vater darf heute noch nicht nach Hause fahren."

Digitized by Google

Der junge Meser strich sich mit der Hand langsam über Stirn und Haar.

„Ich glaube, er wird nicht zu bewegen sein, noch länger hier zu bleiben. Und jetzt schon gar nicht, . . . nach dem gestrigen Abend."

„Er soll auch gar nicht hier bei uns bleiben. Ich will nur nicht, daß er schon wieder nach Haus fährt."

„Wo soll er denn hin?"

Arlet machte eine großartige Handbewegung.

„Wohin er will! Wo es ihn hinzieht! . . . Sich ein paar Wochen in der Welt herumschlagen!"

Der Doktor seufzte leise auf.

„Ja wenn das ginge!"

Aber Arlet sah ihn gar nicht an und sagte ganz selbstverständlich: „Ich stelle Ihnen die Mittel mit Freuden zur Verfügung. Bringen Sie es ihm bei, wie Sie wollen. Sagen Sie ihm, daß Sie schon so viel Ersparnisse haben, . . . oder meinetwegen, daß Sie einen Haupttreffer gemacht haben."

Meser wurde für einen Augenblick blutrot im Gesicht.

„Herr Arlet, das kann ich unmöglich annehmen."

„Warum nicht? . . . Wissen Sie denn, aus welchem Grunde ich es tue?"

„Das kann nicht maßgebend für mich sein."

Arlet schaute ihn eindringlich an.

„Auch nicht, wenn ich es als eine Art Buße betrachte, die ich mir auferlege?"

Der Doktor hielt seinen Blick voll aus und schüttelte leise den Kopf.

„Sie haben sich keiner Buße schuldig gemacht."

Da ging ein lustiges Lächeln um Arlets Mund.

„So? . . . Also scheint die Sonne schon wieder? Ist die Welt wieder erträglich?" und als der junge Meser keine Antwort fand und den Kopf senkte, streckte er ihm herzlich die Hand entgegen. „Doktor, ich bitte Sie darum! Tun Sie mir den Gefallen!"

Und der Doktor Meser ergriff langsam die dargebotene Hand.

„Eine Bitte kann ich Ihnen nicht abschlagen, Herr Arlet."

Etwa eine Stunde später, als Arlet schon in der Kanzlei saß, trat der Professor bei ihm ein. Er sah ziemlich abgespannt aus, und über seinem ganzen Gesicht und seiner Kleidung lag etwas Unordentliches, Ungewaschenes.

„Darf ich einen Augenblick stören?"

Arlet erhob sich halb von seinem Sessel und machte eine einladende Handbewegung gegen den Lederdiwan hin.

„Aber bitte, solange Sie wollen."

Der Alte setzte sich, aber weil er nicht zu sprechen begann, sagte Arlet nach einer Weile:

„Sind Sie mir vielleicht böse . . . wegen gestern abend?"

Der Professor schüttelte abwehrend die Hand.

„Für diesen Abend muß ich Ihnen nur dankbar sein. Aber davon wollen wir nicht weiter reden! . . . Ich komme wegen etwas ganz anderem."

Digitized by Google

Arlet wußte sofort, daß der Doktor in seiner heillosen Aufrichtigkeit dem Alten alles, was am heutigen Morgen zwischen ihnen besprochen worden war, ganz unverhüllt und wahrheitsgetreu berichtet hatte. Aber er wollte jetzt nicht davon anfangen. Er wollte abwarten, wie sich der Alte selbst dazu verhielt.

Und der Professor stand plötzlich auf und trat ganz nahe an den Schreibtisch heran.

„Herr Arlet, wollen Sie mein Freund sein?"

Da erhob sich auch Arlet und sah ihn erst eine Zeitlang fassungslos an.

„Ich bin es schon, Professor, und ich glaube, ich war es auch, noch bevor wir uns persönlich kennen gelernt haben."

Der alte Meser würgte ein paarmal, daß sein großer Adamsapfel in zuckende Bewegung geriet. Und dann sagte er leise schnaubend: „Bitte, lassen Sie mich Ihnen »du« sagen, . . . und erweisen auch Sie mir die Ehre!"

Eine Weile schwieg Arlet und blickte dem Professor dabei fortwährend ins Gesicht. Und dann — langsam und noch immer etwas verwundert — sagte er:

„Wenn Sie Gewicht darauf legen."

Und der Alte machte mit dem Oberkörper eine bejahende Neigung.

„Ich lege Gewicht darauf."

Da ergriff Arlet lächelnd seine Hand.

„Also auf du und du!"

Meser ließ ihn lange nicht los.

„Auf du und du!" — Dann seufzte er auf, wie von einer schweren Sorge befreit. — „Und jetzt brauche ich nichts weiter zu sagen, als: Dank! . . . Innigen Dank! . . . Du hast mir kein Almosen hingeworfen, mein Freund! . . . Du hast mir eine Freude geschenkt. Wenn man so alt geworden ist wie ich und sein ganzes Leben nichts von dem gehabt hat, wonach man voll Sehnsucht war, dann hat man ja wohl das Recht, unbescheiden zu sein!"

Noch in der gleichen Stunde ging ein Telegramm an die Frau Professor Meser nach Wien. Darin hieß es, daß ihr Mann noch eine kleine Reise zu machen gedenke und erst in drei Wochen zurückkehren werde.

Und dann kam der Abschied.

Wieder trug der Professor den eisenbeschlagenen Stock und den Rucksack an den breiten Riemen. Und wieder saß ihm der graue, schmalkrempige Filzhut am Kopf. Hinter dem Band aber staken ein paar eingetrocknete Kohlröschen vom Harasserkogel.

„Werfen Sie sie nicht weg," hatte Arlet gesagt, „jedesmal, wenn neuer Regen drauffällt, riechen sie wieder, als wenn sie gerade gepflückt wären."

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Fünfzig Jahre nach Uhlands Tod

Wenn wir heut seiner gedenken, mag sein, so wird uns zumut, wie dem Wanderer im farbensatten Herbst, wenn er aufschaut: „Irr ich mich nicht? nein wirklich, droben singt eine Lerche!“ Es kommt ja vor, daß eine so spät noch vom Frühling träumt, und dann bringt sie das Frühlingsträumen auch mit zu uns, etwas anderes als den unmittelbaren Frühlingsgenuß. Wir „Fortgeschrittenen“ unter den Heutigen genießen auch Uhlands selten noch unmittelbar, es ist uns seit ihm zu viel „Neugetön“ durch Ohren und Kopf gegangen. Er war auch nicht der Größte unter den nachgoethischen Lyrikern, für den man bei seinen Lebzeiten ihn fast allerwärts hielt. Wer weiß heut nicht, daß die wundersamste Feinheit und die reichestgefüllte Innigkeit der nachgoethischen Lyrik bei Mörike war! Aber auch darin war er frühlinghaft, daß er vor der neueren deutschen Lyrik als ein Tonweisender herschritt, ohne den vielleicht niemals das Volksmäßige und das Gesunde so hohen Wertes befunden wäre, wie es gottlob in der Lyrik unsrer „silbernen“ Literaturzeit ward. Wie viele später berühmte Gedichte finden sich in Stellen bei Uhland wie vorausgeahnt, sein größter Ruhm aber wird seine Durchdringung mit Volksliedgeist bleiben. Man darf es sagen: in ihm sang das deutsche Volk selber mit seiner reichsten Seele noch einmal im neunzehnten Jahrhundert auf. Er brauchte sich nicht „herabzulassen“ oder „anzupassen“, mit all seiner hohen Bildung war er Volk, sobald er von den ewigen Erlebnissen sang, die allen Menschen gemeinsam sind. Man vergleiche Uhlandsche Lieder im Volkston mit Dahns in ihrer Art durchaus nicht unschönen „schlichten Weisen“, um sofort das Wesen im Unterschiede zu spüren.

Aber davor sollten wir Heutigen uns hüten, wegen dieser Volksmäßigkeit keine rechte Kunst bei Uhland zu sehn. Es tönt in ihm nicht immer mit voller Resonanz seines ganzen innern Menschentums, und dann singt er wohl zu sehr davon, daß er singt, schildert, statt zu zeigen, reflektiert, statt fühlen zu lassen. Daß man ihn zu seinen Lebzeiten für den größeren Lyriker als Mörike hielt, wird immer als eins der schlagendsten Zeugnisse dafür gelten, wie langsam sich die Mitwelt in tiefe Lyrik einfühlt. Aber in Werken sowohl kleiner wie in großen lyrischen Formen hat Uhland doch so gebildet, daß seine Ursprünglichkeit sich wie Naturkraft überträgt, nur aber schlackenarm, — und wie ginge das an ohne echte Kunst. Man denke des Vierzeilers „O brich nicht, Steg“ — ward das Gefühl des Liebenden, der heimkehrt, hier nicht wie für alle Ewigkeit zum strahlenden Kristall? Man denke der großen Balladen — lebt in ihnen nicht das deutsche Gefühl von Heldenzeiten in Gestalten, die auf Jahrzehnte hin die Einzelnen auch heut noch wie mitlebende Freunde begleiten können? Wenn nur die Nachfahren ihrerseits bereit sind, mit ihnen zu verkehren, und gesund, stark, kernig genug, um nicht bloß im Modischen das Wertvolle zu sehn.

Digitized by Google

Uhlands Dramen sind keine Dramen, aber edle Dichtungen sind auch sie, Uhlands wissenschaftliche Schriften sind heut keine wissenschaftlichen Lehrbücher mehr, aber auch sie könnten mehr gelesen werden, denn das verstehen sie: für ihren Stoff zu erwärmen. Uhland der Politiker scheint uns Heutigen mit seinem Sehnen nach dem „guten alten Recht“ außerhalb unsres Wollens zu stehn. Aber wenn man die einzelnen Forderungen irgendwelchen Mannes aus jener Zeit mit bequemer Rückschau von heutzutage beleuchtet, wer besteht da unter ihnen überhaupt noch? Auch der Stärkste ist ja in der Geschichte seines Volks nicht bloß eine Kraft, sondern auch eine „Richtung“ unter Zehntausenden, aus denen allen zusammen und noch aus hundert andern Faktoren der Lauf der Geschichte bestimmt wird. Daß Uhlandscher Geist dabei war, wie Deutschland ward, das aber war gut, denn der war ein guter Weiser des Sicheinigens von alt und neu, von starkem Fortschrittswillen mit starkem geschichtlichen Sinn. Uhland war ein Freiheits- und ein Gegenwarts-Mann, in dem doch das Erbe als Segen und als Verpflichtung wirkte.

Totentanz, Narrentanz und Waffengang

Berliner Theater

Wirklich, an Totenopfern für Strindberg haben es die Berliner Bühnen nicht fehlen lassen. Man gab den „Scheiterhaufen“, das menschliche Passionsspiel „Ostern“, die „Gläubiger“ und den Einakter „Mit dem Feuer spielen“, alles Stücke, die gleich schwarzen Nachtvögeln sein dunkles Thema vom Haß der Geschlechter und von der Niedertracht der Ehe umkreisen — zu den Müttern all dieser Teil- und Einzelerscheinungen stieg aber erst die „Totentanz“-Aufführung hinab, die dem Deutschen Theater nach langen, oft unterbrochenen Vorbereitungen dank Reinhardts Regie und Paul Wegeners Spiel (Edgar) einmal wieder einen glänzenden Abend verschaffte. Äußerlich geht in diesem Stück vielleicht am allerwenigsten vor, und wenn die stumme Schlußszene der vier Akte aufs Haar genau die stumme Anfangsszene wiederholt: Mann und Frau, wie zu Stein erstarrt, einander den Rücken zukehrend, auf einsamer Insel in einem öden runden Festungsturm allein mit ihrem Haß und ihrer Hoffnungslosigkeit, so erschauert man unter diesem kalten ehernen Symbol rettungsloser Verzweiflung, die sich wie das Raubtier hinter seinen Gitterstäben immer nur um sich selber dreht.

Dennoch wächst gerade aus dieser dicht ummauerten Enge eine Größe und für Augenblicke sogar eine tragische Wucht herauf, mit der sich keins der andern handlungsreicheren und abgestufteren Stücke messen kann. Das macht: hier erst hat sich Strindbergs einseitig fanatischer Weiberhaß, dem überall die jämmerlich kleinen Eigenerlebnisse aus den vier Wänden durch die Löcher des Prophetenmantels sahen, zu einem nicht gerade befreiten, aber über sich selbst erhöhten Menschenhaß hinaufgerungen, dem nun von selbst auch die Kunst der objektiven Gestaltung zufällt. So weitet sich dieser kreisrunde Festungsturm, den die Regie des Deutschen Theaters aus übertriebener Geringschätzung unsrer Vorstellungskraft über den Orchesterraum ins Parkett hinein fortgesetzt hatte, vor unsern Augen zu einem Mikrokosmus, in dem urewige dunkle Triebe und Gewalten auf- und

Digitized by Google

niedersteigen. Man mag sich gegen Strindbergs gallige Weltanschauung noch so sehr auflehnen, hier beugt sie uns den Nacken oder läßt uns doch — eine Gefahr, der man in all seinen andern Stücken leicht zu entrinnen vermag — mit seinen Geschöpfen erbeben, erschauern, erstarren.

Solche Gewalt des innern Pathos ist um so bewundernswerter, als in diese dichtumzirkelte Welt der bis ins innerste Mark vergifteten Zweieinigkeit, die in der Nachbarschaft keinen einzigen Freund, mit der Welt einzig und allein die seelenlose Verbindung durch einen klappernden Tischtelegraphen hat, nur einmal für wenige Stunden ein Dritter tritt. Es ist der Vetter der Frau, der ihr damals, als sie noch Schauspielerin war, nahe gestanden und dann zwischen ihr und Edgar, dem damaligen Artilleriekapitän, die unseligste aller Ehen gestiftet hat. Jetzt, nach fünfundzwanzig Jahren, kommt er als ein mitleidsvoller, hilfsbereiter Friedensstifter, und obwohl ihm gleich beim Betreten dieses Hauses der giftige Brodem den Atem verschlägt, macht er wirklich ein paar redliche Anstrengungen, sein Amt zu erfüllen. Bald aber schlagen sich von beiden Seiten auch in ihn die Bestienkrallen. Alice peitscht mit ihrer hungrigen Gier seine Sinnlichkeit auf, Edgar bohrt sich mit seinem Vampirrüssel in seinen Willen, um — was hier nur dunkel angedeutet, kommt erst im unaufgeführten zweiten Teile zur Entfaltung — ihn zu entnerven und als Parasit im fremden Schicksal weiterzuleben. Nur im letzten Augenblick, mit genauer Not kann sich dieser Dritte durch eilige Flucht vor den niederziehenden Gewalten einer stürzenden Welt retten. Solch armseliges Licht, so schnell wieder erloschen, läßt die Finsternis nur noch trostloser erscheinen. Heller wird es erst im zweiten Teile, wenn die zarte Liebe zweier Jungen ihre Fackel in dies Dunkel trägt; aber auch dann verschlingt am Ende die Dämmerung des Mystizismus alles Glauben und Hoffen, das doch, wenn auch nur in der kleinseligen Form egoistischer Bedürftigkeit und bequemlich-träger Gewöhnung, auf dem Grunde selbst dieser Kreaturen schlummert. Wie ein letztes einsames Sternlein aus versunkener Welt zittert es zu uns herüber — darüber türmt sich in gigantischer Schwere das Gebirge des Hasses, der bleibt und triumphiert und alles begräbt . . .

Totentanz — „Narrentanz". Fast sieht das, was der Russe Leo Birinski im Lessingtheater so nennt, wie eine Parodie jener Strindbergischen Verbissenheit aus. Ihm machen die höllischen Gewalten, die dort ihr grausiges Spiel treiben, nicht die Fingerspitze heiß. Ihm ward es in die Wiege gelegt, über all und jedes, klein und groß, hoch und niedrig, edel und schurkisch, seine Lache anzuschlagen. Er schneidet dem dummdreistesten Tschinowniktum so gut seine Grimassen, wie er die tölpelhafte Schwarmgeisterei der Revolutionäre verhöhnt und sich über die gottgewollte Beschränktheit des unmündigen Volkes lustig macht. Und nachdem er dies alles mit Hilfe des hübschen Einfalls, den Gouverneur zum höheren Ruhme seiner Tüchtigkeit ein künstliches Attentat auf sich selbst veranstalten zu lassen, zu einem wild brodelnden Brei zusammengerührt hat, glaubt er seinen Löffel nur in die Schüssel stecken zu brauchen, um sich königlich zu atzen. Aber ach! der Brei kocht über, und nun weiß sich der

Digitized by Google

arme Zauberlehrling vor dem Gischt seiner eignen Einfälle nicht zu retten, nicht zu bergen. Wo bleibt die Tragikomik, die der ursprüngliche Titel, wo auch nur die tiefere menschliche Komik, die die vom klugen Brahm nur noch zugelassene Bezeichnung „Komödie" verspricht? Wo anfangs, in den behaglich schmunzelnden Szenen des ersten Aktes einer höchst geschickten Bühnenarbeit, noch der Humorist den Zeichenstift führt, da pinselt in den folgenden mit immer breiterem und stumpferem Borstenwisch der kalte Routinier drauflos, der nur noch den skrupellosen Ehrgeiz eines Schwankschreibers hat, dem aber von den unlustigen Zuschauern nicht mal diese Ehre gegönnt wird.

Was für Birinski das eigengemachte Gouverneursattentat und die Revolutionäre als polizeifreundliche Unruhstiller, das ist für Oskar Blumenthals neues Schauspielhaus-Stück „Ein Waffengang" der Duellgegner in Korsett und Unterröcken. Von dieser Überraschung lebt sein Lustspiel drei volle Akte lang behaglich und zufrieden; denn was sich sonst noch begibt, auch die beim Ringwechsel feierlich und rührsam gelöste Verlobung eines braven Graubarts und Ministerstürzers mit einer gleich braven, aber weniger philiströsen Malerin, dies und andre Dinge sind doch nur kaschierte Anstandshindernisse, die ein guter Lustspielonkel Neffen und Nichten schuldig ist, bevor er sie gegenseitig durch- und miteinander zu den Glücklichsten der Sterblichen macht. Oder gab es jemanden, der nach dem ersten halben Stündchen noch nicht wußte, daß die Duellgegner, Herr Dartois, der Romanschriftsteller, und Komtesse Laferrier, seine Kritikerin und Beleidigerin, nur mit dem Ring am Finger und mit gespitztem Mund statt gezücktem Degen auf die Mensur treten werden? Wieder ist es, wie einst in den seligen Kompagnie-Tagen mit Kadelburg im „Blinden Passagier", ein Schiff, auf dem Gott Amor das Rennen macht; aber da's diesmal kein Dampfer, sondern eine Segeljacht, so geht's schon ein gut Teil gemächlicher zu, und das muß man sagen: dieses lustwandelnde Großpapatempo kleidet den Hausdichter des Kgl. Schauspielhauses immerhin besser als der gestelzte Thesentanz und die echauffierte Pointenhetze, mit der er sich sonst strapazierte. Auch mit den Witzen und Bonmots hat er's nicht mehr gar so übereifrig. Ab und an nur tritt er mit so einem glitzernden Ding in der Hand vor den Weihnachtsbaum, hängt's auf mit behutsamem Finger, legt den Kopf zur Seite und betrachtet sich's so vergnügt, wie der liebe Gott sein Werk am siebenten Tage. Eins aber zeugt doch noch von dem alten Jugendleichtsinn. Er läßt die Geschichte im Paris der Gegenwart spielen. Warum nur? Doch nicht etwa, um sie obendrein mit einer aktuellen Satire gegen die französische Duellwut aufzuputzen? Oh, er sollte doch wissen, daß ein Kunstwerk gleich einer schönen Frau ungeschmückt immer am schönsten ist.

Friedrich Düsel

Reinhardts „Mirakel"
in der Wiener Rotunde

Auf der Jagd nach neuen Möglichkeiten der theatralischen Wirkung hat Max Reinhardt in der Wiener Rotunde endlich den Ort gefunden, wo er seinen Traum von Raum- und Massendramatik auch auf dem Kontinent verwirklichen

Digitized by Google

konnte: die eiserne Riesenglocke der Weltausstellung von 1873 schien wie geschaffen dafür. 9000 Zuschauer und 2000 Mitwirkende! Amerikanischer konnte die schlichte Klosterlegende, die Vollmoeller zum Regiebuch seines Mirakels angeregt hat, pantomimisch kaum ausgebeutet werden. Und in diesem Mißverhältnis zwischen Inhalt und Ausdruck, zwischen poetischem Zweck und den Mitteln seiner Erfüllung scheint mir der wesentlichste Irrtum zu liegen, an dem der gigantische Versuch künstlerisch scheitern mußte. Ich spreche mit Absicht zunächst nur von einem künstlerischen Irrtum, weil ich Kunst und Geschäft reinlich scheiden und für die Spekulation der Wiener Festspielgesellschaft auf katholisch-politische Ober- und Unterströmungen nicht den Vollstrecker ihres Willens verantwortlich machen möchte. Reinhardt galt nur als der Regisseur des Unternehmens. Aber die spektakulöse Art, wie er sich als solcher gegen den Geist der Legendendichtung vergangen hat, spricht deutlich genug, um seine Freude am Experimentieren als Sensationslust ästhetisch zu richten.

Rührend in ihrer frommen Herzenseinfalt ist die alte Klosterlegende von der jungen, schönen, nach den Freuden des Lebens dürstenden Nonne, die dem Ruf der Welt gefolgt und nach fünfundzwanzig Jahren gebrochen und gebleicht zum bußvollen Sterben heimgekehrt war, indes die Madonna, in Tracht und Antlitz gleich, den Dienst der Flüchtigen versehen hatte. In katholischen Orten hat diese Legende die verschiedensten Fassungen erfahren, in Wien nennt sich nach der Himmelskönigin, die aus Mitleid mit der weltsüchtigen Nonne vom Sockel herabgestiegen war, um ihr die Rückkehr in den Klosterfrieden zu ermöglichen, noch heute die Himmelpfortgasse. Auch Gottfried Keller fühlte sich angeregt, diese Sage in einer seiner sieben Legenden („Die Jungfrau und die Nonne") auf seine Art nachzuerzählen: „Beim Lesen einer Anzahl Legenden wollte es dem Urheber des vorliegenden Büchleins scheinen, als ob in der überlieferten Masse dieser Sagen nicht nur die kirchliche Fabulierkunst sich geltend mache, sondern wohl auch Spuren einer heimlichen, mehr profanen Erzählungslust oder Novellistik zu bemerken seien, wenn man aufmerksam hinblicke. Wie nun der Maler durch ein fragmentarisches Wolkenbild, eine Gebirgslinie, durch das radierte Blättchen eines verschollenen Meisters zur Ausfüllung des Rahmens gereizt wird, so verspürte der Verfasser die Lust zu einer Reproduktion jener abgebrochen schwebenden Gebilde, wobei ihnen freilich zuweilen das Antlitz nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen." Das heißt: Gottfried Keller wendet das Wunder nach einer Heiligkeit, die nicht aus frommen Gebeten und Bußübungen erblüht, sondern aus dem Leidenskelch des menschlichen Erlebens an sich.

Ähnliches erstrebte wohl auch Maeterlinck in seinem Mysterium „Schwester Beatrix", das die gleiche Legende dramatisch behandelt und das anläßlich des eucharistischen Kongresses eine Woche vor den „Mirakel"-Vorstellungen in der Rotunde auf der Residenzbühne seine deutsche Uraufführung erlebte. Wieviel Glockengeläute, Orgelklänge und Lichtkünste Maeterlinck auch beansprucht, um stimmungsvolle Wunderwirkungen zu erzielen, sein Mysterium scheint

Digitized by Google

dennoch gegen den Wunderglauben gerichtet zu sein, und er bedient sich des Wunders nur, um uns eine menschliche Heiligkeit erkennen zu lassen, die höher steht als die kirchliche. Nur fehlt ihm zum vollen Gelingen seiner poetischen Absicht die Naivität der Darstellung, die uns in Gottfried Kellers novellistischer Gestaltung der Legende erlaubt, über die dem Kirchenglauben heiligsten Dinge unheilig zu denken und zu lächeln, ohne doch darum ihrer Würde und ihrem Ansehn den mindesten Abbruch zu tun. Und was in der dramatischen Fassung Maeterlincks vom poetischen Geist der Legende noch wirksam geblieben war, das zerstörte vollends die grelle Deutlichkeit der Bühne. Legenden wollen eben erzählt, nicht dargestellt sein, es ist mit ihnen wie mit den Volksmärchen, die schon der bildlichen Darstellung widerstreben. Es ist ihnen höchstens mit dem zarten Stift und der duftigen Wasserfarbe beizukommen, während Ölfarbe und Meißel an ihnen versagen. Ihr größter Feind aber ist die Bühne, weil sie mit ihrer greifbaren Körperlichkeit die Einbildungskraft lähmt, statt sie zu poetischer Mitarbeit anzuregen. Um Märchenstimmungen vorzutäuschen, muß sie darum künstliche Hilfs- und Verständigungsmittel heranziehen, die vom Märchen nur den phantastischen Schein borgen. Wer dagegen Ferdinand Raimund ausspielen möchte, der hat nicht bedacht, daß seine Zauberspiele in Wirklichkeit gar keine Märchen sind, wie sie sich von Mund zu Mund, von Geschlecht zu Geschlecht forterzählen. Der Wiener Volksdichter erdichtete im Hinblick auf einen bestimmten dramatischen Zweck sich stets eine eigene Handlung und erfand sich dazu eine eigene volkstümliche Mythologie, weil er erkannt hatte, daß die durch den Volksmund überlieferten Märchen sich vom Buch nicht auf die Bühne übertragen lassen, ohne ihr Bestes einzubüßen. Ein gleiches aber gilt von der Legende auf der Bühne, nur daß hier religiöse Stimmungen durch Nachahmungen kirchlicher Gebräuche künstlich erzeugt werden müssen, weil eine schlichte Darstellung des Erzählten zu einer gegenteiligen Wirkung führen würde.

Wie nun haben Vollmoeller und Reinhardt den poetischen Gehalt der Legende von der allbarmherzigen Güte und Milde der Madonna ihren Zwecken dienstbar gemacht? Der eine verzichtet auf das Wort, den Träger der Gedanken, nicht aber auch auf liturgische Gebete und Gesänge und am allerwenigsten auf das Programmbuch, ohne dessen Kenntnis die Vorgänge im Zirkusrund unverständlich bleiben; der andere schwellt, was wie ein sanftes Lächeln der alles verstehenden und verzeihenden Güte unser Gemüt umschmeicheln und erheben soll, künstlich zu grellen Bildern, aufregenden Vorgängen und pomphaften Umzügen an, deren massige Bewegtheit jede zartere Gemütsregung erdrückt und jede innere Hingabe unbarmherzig hinwegschwemmt. Hatte Maeterlinck in seinem Mysterium die sterbende Nonne ihre weltlichen Erlebnisse vor ihren ungläubig aufhorchenden Schwestern nur wie im Fiebertraum erzählen lassen, so mochte es Reinhardt gereizt haben, gerade diese weltlichen Erlebnisse pantomimisch darzustellen, um in fünf Zwischenspielen das ganze Pfauenrad seiner Regiekünste aufschlagen zu können. Wir sehen, wie die von einem Ritter entführte Nonne an einen dicken Raubgrafen gerät, wie dieser sie im Würfelspiel an einen Königssohn verliert, der

Digitized by Google

ihretwegen wieder von seinem Vater erstochen wird. Auf einem Karren vor das Hochgericht geschleppt und zum Tode verurteilt, entgeht die schöne Sünderin nur durch ein Wunder dem Henkerbeil, um als reuige Büßerin ins Kloster zurückkehren zu können, wo Jubel über Jubel herrscht, als man die Madonna, ihre Stellvertreterin, wieder auf ihrem Standplatz findet. Aber der irrte sich, der etwa geglaubt hatte, Reinhardt werde seine ganze Kraft und Erfindung auf die Darstellung der fünf Zwischenspiele aufsparen, die das weltliche Leben der Nonne spiegeln. Er scheint sie schon für die kolossale Zurichtung der religiösen Stimmungselemente aufgebraucht zu haben, so daß für den illustrativen Teil kaum mehr übrig blieb, als was man schon in „Jedermann" gesehen hat. Nur daß die Bilder lange nicht so klar gegliedert und so rein stilisiert waren, wie in dem Spiel vom armen reichen Mann. Einzig die Hochgerichtsszene mit den von Neugierde und schauriger Erregtheit aufgepeitschten Menschenmengen übte einen stärkeren Eindruck aus, während ein Bacchanal die Wirkungen des Trinkgelages in „Jedermann" zu verfünffachen sucht und dadurch das gerade Gegenteil erzielt.

Wie nun sieht es mit den neuen Stimmungswerten aus, die wir den „Mirakel"-Aufführungen in der Rotunde angeblich zu verdanken hätten? Im Theater genügen einige dürftige Kirchendekorationen und ein paar Akkorde auf dem Harmonium, um uns weihevoll zu stimmen. Reinhardt braucht erleuchtete Kirchenfenster, Glühlampen und Scheinwerfer, ein Dutzend Kirchenglocken, dumpf murmelnde Kontrabässe und ein Riesenorchester, Fronleichnamsprozessionen und endlose Scharen von Nonnen und Priestern, die feierlich einherwallen, er läßt Hochämter zelebrieren und liturgische Gesänge zum Himmel steigen. Und das Endergebnis? Eine halbweltliche Kirchenstimmung, suggeriert durch den Rhythmus der Monotonie. Und wie Reinhardt im Verlaufe seines Tuns der Mut zur Legende abhanden kam, so daß er schließlich im Programmbuch Vollmoellers alle Geschehnisse des Spieles als einen „bösen schweren Traum" erklären läßt, so entpuppt sich sein Traum von der Raum- und Massendramatik als ein „böser schwerer" Rückfall zur Zirkuspantomime.

Man mag die Verwirklichung dieses Traumes als eine künstlerische „Tat" ausrufen oder als einen unkünstlerischen Mißbrauch religiöser Gefühle verwerfen. Jedenfalls berühren die „Mirakel"-Aufführungen in der Rotunde just in den Tagen des Streites um „Parsifal" mehr als seltsam. Während ernste Männer sich den Kopf zerbrechen, was man tun könne, damit das religiöse Ethos des Wagnerschen Werks auf unsern gewöhnlichen Opernbühnen nicht profaniert werde, bildet sich in Wien eine Festspielgesellschaft, deren erste Handlung eine altehrwürdige Marienlegende unter Verwendung von liturgischen Gebeten und Gesängen zu einer Zirkuspantomime veräußerlicht, die von der Nachahmung katholischen Kirchengepränges ihren Hauptreiz bezieht. Und wie um ihr Werk zu krönen, ließ dieselbe Gesellschaft von der Pantomime vor einer mit Watte belegten Dorfkirche in der Umgebung Wiens kinematographische Aufnahmen machen, damit sie, vom faulen Zauber einer Winterlandschaft umgeben, das Geschäft vervielfältigt fortsetze!

Theodor Antropp

Digitized by Google

Wir Dilettanten und die Musik

Wenn einmal ein Berufsmusiker mit einem Dilettanten zu musizieren gezwungen ist, geschieht das oft mit einer solch zerdrückenden Herablassung, daß dem Dilettanten die Freude vergeht. Darum, ihr Musikfreunde, bleibt unter euch, wenn ihr Kammermusik treiben wollt. Richtiges Musizieren verlangt auch eine Harmonie der Seelen, eine gemeinsame Freude am Gelingen. Aber Kammermusik muß es sein, im wahrsten Sinne des Wortes, ohne Gäste, ohne Beifall, ohne Phrasen. Wann finden sich Berufsmusiker freiwillig zu einem Quartett zusammen? Manchmal wohl, aber immerhin selten.

Wir Dilettanten sind uns dessen bewußt, daß wir nichts können. Oder doch: viel zu wenig, um allen Anforderungen eines Werkes, namentlich den technischen, gerecht zu werden. Gewiß, wir empfinden es schmerzlich, wenn unsre Hand versagt, und es ist uns in einem solchen Augenblicke nur ein schwacher Trost, daß wir in unserm Berufe leistungsfähiger sind. Aber sollen wir deshalb die Musik „liegen lassen"? Nur Zuhörer sein? Oder gar, wir Einsamen auf dem Lande, der holden Kunst ganz entsagen? Das wäre zuviel verlangt.

Wir Dilettanten sind der Kunst nur dann gefährlich, wenn wir, „losgelassen", uns als Künstler gebärden, als Auch-Komponisten, als Sänger, Geiger, Klaviervirtuosen, oder gar als Kritiker. Nebenbei, wer weiß, ob der tiefe Stand der Musikkritik nicht darauf zurückzuführen ist, daß jeder halbwegs sprachgewandte Dilettant sich dazu berechtigt fühlt!

Im allgemeinen aber sind wir Dilettanten die wahren Freunde der Musik, wenn wir sie für uns und unsre nächste Umgebung ausüben. Ich weiß, daß der Komponist seine Werke nicht für uns schafft, aber für Berufsmusiker und für Kritiker schafft er jedenfalls auch nicht. Wir Dilettanten können uns noch begeistern, wir füllen die Konzertsäle und Theater, wir geben dem Beifall die Wärme, wir kaufen die Werke, wir reißen die Lauen mit, kurz, in uns Dilettanten findet der starke Grundton mitklingende Obertöne, kräftige Resonanz. Im Nachempfinden können wir Meister sein. Es gibt Dilettanten, die im Überschwang des Gefühls von Musik nicht anders als in Superlativen sprechen. Immerhin besser, als wenn sie gelehrt tun und ein Werk kalt und nüchtern „beurteilen" wollen. Fängt nicht die Musik dort an, wo die Sprache aufhört?

Man hört oft von Unmusikalischen das Wort: Ich habe kein Verständnis für Musik. Verständnis? Wozu Verständnis? Mit dem Verstande kommt man doch der Musik nicht nahe. Ihr habt doch Ohren, Nerven, ihr habt doch ein Herz. Laßt doch die Töne, die Melodien, die Harmonien auf euer Herz wirken, wie ihr die Natur, ein Bild auf euch wirken lasset. Aber: Kein Verständnis haben — ich verstehe, was das sagen will: Ihr könnt nicht darüber reden. In Gottes Namen, so freut euch, daß ihr schweigen dürft.

Ich sage durchaus nicht, daß Kenntnis der Musiktheorie unserm Empfinden schade; ich bin davon überzeugt, daß schon wenige Einblicke in die Harmonie- und Instrumentationslehre, in den Satzbau, unsre Aufnahmefähigkeit erleichtern und vor allem unser stilles Urteil fördern können, wenn wir uns über den Grund einer Wirkung Rechenschaft geben wollen. Hören lehrt

Digitized by Google

schon die Übung allein. Aber entscheidend wird in der Musik immer das Gefühl sein.

Dieses Gefühl gilt es zu veredeln, damit wir nicht dem süßlichen Gift verfallen. Was uns davor zu schützen vermag, ist die Pflege einer guten Hausmusik. Das ist das eigentliche Gebiet des Dilettantismus. Die Künstler sollten uns darin unterstützen, indem sie uns nicht bloß haarsträubende Virtuosenstückchen, sondern auch technisch einfachere, dafür inhaltvollere Werke vortragen, die uns zur Nachahmung anregen. Sonaten, Lieder brauchen wir weit mehr, als große Konzerte. Diese rauben uns den Atem, sie entmutigen uns, jene geben uns Inhalt und Anregung.

Wer könnte die Unmusikalischen verurteilen? Sie sind weit eher zu bemitleiden. Was ist ihnen verschlossen geblieben! Wenn wir unsre großen Meister an unserm Auge und an unserm Ohre vorbeiziehen lassen, was für eine Welt haben sie uns erschlossen!

Und wenn uns armen Dilettanten der Höhenflug künstlerischer Leistung versagt bleibt, eines ist uns geblieben zu dauerndem Troste: Die Freude an der schönen Kunst und das Glück, ihre großen Meister zu lieben. Alfred Fröhlich

Eine neue Tonschrift?

Von Zeit zu Zeit empfindet immer wieder jemand das Bedürfnis, unsre Tonschrift zu reformieren. Jetzt wird von Berlin aus durch einen „Propaganda-Ausschuß" das Perbandtsche Notensystem als Allheilmittel gegen die Nöte der Tonkunst empfohlen. Mit Hilfe dieser Erfindung „können auch die Geistes- und Seelenschätze der Musik erst zum Volkseigentum werden, wenn sie ihm in einer verständlichen Schrift geboten werden".

Da fragt man sich doch: ist unsre Notenschrift wirklich so „schwer lern- und lesbar"? Und die neue um so vieles einleuchtender und klarer, daß es sich verlohnte, die unermeßlichen Schätze der Tonkunst in sie neu umzuschreiben und sie neu herauszugeben? Die Schwierigkeiten der jetzigen Notenschrift haben noch keinen einigermaßen Begabten abgehalten, sie zu erlernen; ich bezweifle, ob die Musik an denen, die ihr etwa auf Grund der neuen Schrift als Anhänger zuwachsen würden, viel verlieren würde. Hier liegt wirklich der Punkt nicht, wo die Musik der Gegenwart der Schuh drückt. Es sind ganz andere Schwierigkeiten, welche die musikalische Kultur behindern, als die der jetzigen Tonschrift, die übrigens vor der jetzt angepriesenen auch wieder eigentümliche Vorzüge hat. Vor allem aber: welch großer Schaden es wäre, durch Einführung einer neuen Schrift die ganze Musikliteratur zweier Jahrhunderte praktisch zu entwerten, das müßte doch auch in die Rechnung gebracht und gegen die kleinen Vorteile der Neuerung abgewogen werden, die, wenn sie das Notenlesen wirklich irgendwie erleichtern sollte, das Notenschreiben jedenfalls sehr erschweren würde. Auch in ästhetischer Hinsicht wirkt das neue Notenbild mit seinen vielgestaltigen Notentypen unruhiger und unschöner als das alte. Ich gestehe: mir scheint jede Propaganda für Perbandts Reform angesichts der vielen und großen Kulturarbeiten, die auch auf dem Felde der Musik zu leisten sind und zu deren Durchführung es überall an Kräften fehlt, eine mindestens vorderhand unnütze, vom Wesen ablenkende Beschäftigung. Richard Batka

Digitized by Google

Licht und Schatten

Als das erste Heft kam, habe ich, freimütig zu sagen, gedacht: „Ach, lange treibt ihr's nicht." Daß sich ein ausreichendes Publikum für eine „Wochenschrift für Schwarzweißkunst und Dichtung" finden würde, das schien mir unwahrscheinlich, und zudem konnt ich mir nicht vorstellen, wie man Bilder in Techniken immerhin so mannigfaltiger Art mitsammen auf einem großen Bogen nachbilden wollte. Bei letzterem Punkt liegt eine nicht immer überwundene Schwierigkeit auch noch, das andre jedoch scheint sich unter Hannsens von Gumppenberg Redaktion und unter des jungen Verlegers Betriebsamkeit „gemacht" zu haben. Desto besser, denn „Licht und Schatten" wäre etwas Gutes zu jeder Zeit, hat aber in dieser Gegenwart seine besondern Werte. Eine Kunstzeitschrift ohne Buntrappel, wie Erfreuliches besagt schon das. Jetzt, wo die breiten Farbensuppen über ganze Bögen gegossen werden, so daß acht und sechzehn verschiedenartige Bilder, wie im billigen Wirtshaus alle Braten, dieselbe Sauce bekommen! „Licht und Schatten" kann mithelfen, vom Effektvollen weg zum Intimen zu erziehen. Wir wünschten ihm zu diesem Zwecke noch etwas mehr „helfendes Wort", weil ohne solches heutzutage noch kaum ein *großer* Kreis zum Genuß all der Mannigfaltigkeiten der Schwarzweißkunst kommen kann. Aber der gebotene Stoff ist größtenteils gut, gehört großen Teiles sogar zum Besten, was man verlangen kann. Unsre heutigen Proben mögen dafür zeugen. Die Zeitschrift erscheint im Verlage „Licht und Schatten" in Berlin W 9, Lennéstr. 4.

A

Die gesunde Stadt (Schluß)

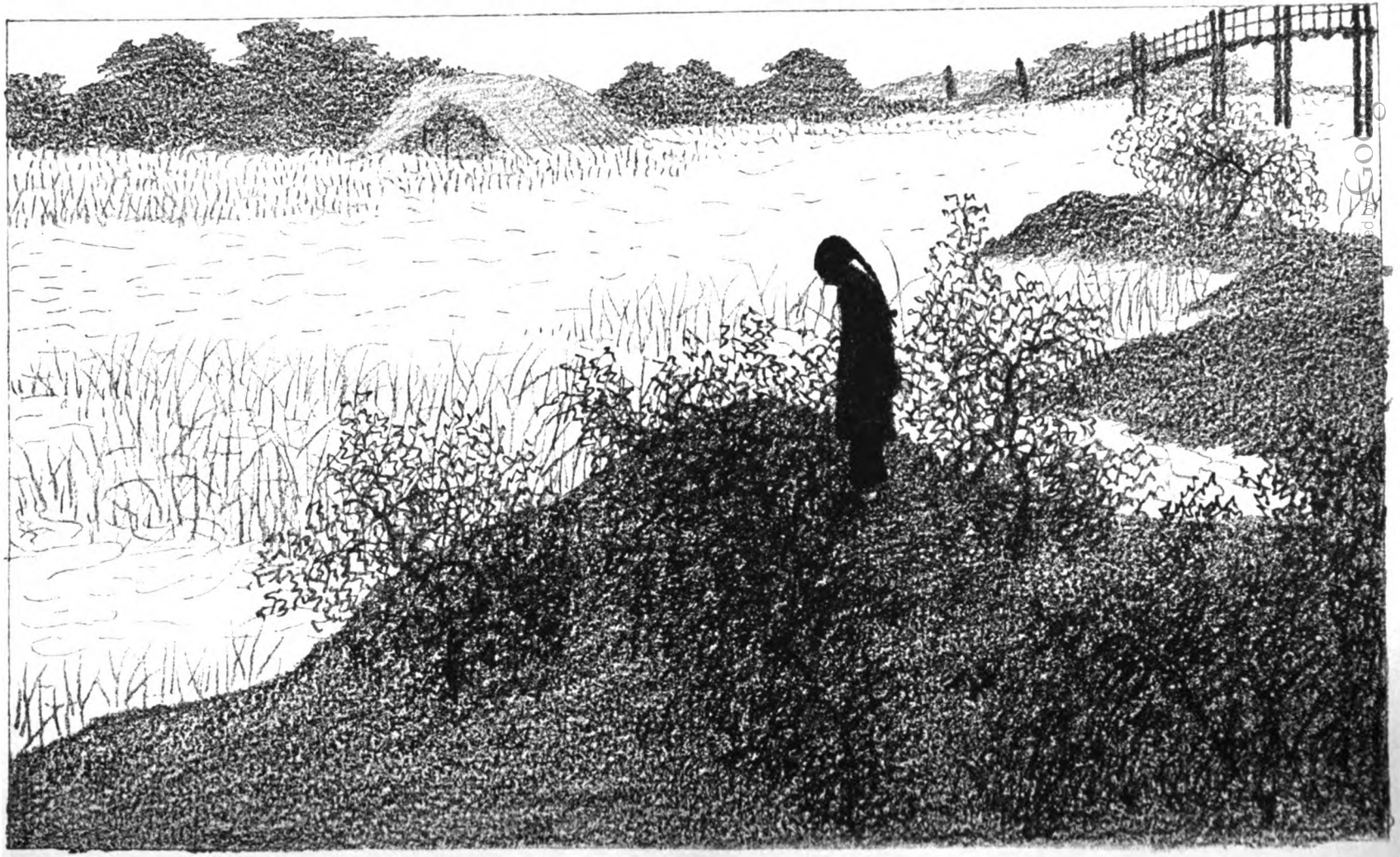
Wir haben weit ausholen müssen, um alle die Kräfte zu sammeln, die hier am Werke sind. Die *neue gesunde Stadt zu bilden* ist vielleicht die größte Kulturaufgabe, die uns im Laufe dieses Jahrhunderts gestellt ist. Sie löst die brennendsten hygienischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen mit den Mitteln der Technik, und die wichtigsten Probleme der Geistes- und Seelenkultur folgen ihr auf dem Fuß. Denn Güter wie Familienleben, Sitte, Heimatliebe, Naturfreude, Herzensbildung und Religiosität werden in der Stadt der Zukunft so gepflegt werden können, wie sie in der heutigen zurückgegangen sind.

Wie nun soll die gesunde Stadt beschaffen sein?

Es mag etwas eigentümlich anmuten, daß wir bei solchen Ausführungen von den höchsten Idealen immer wieder zu scheinbaren Banalitäten hinabsteigen müssen, aber es liegt gerade die ganze befreiende Kindlichkeit und Frische eines neuen gesunden Empfindens in solchen hygienischen Betrachtungen, die höchste Güter mit einer gesunden Verdauung, mit Luft und Licht, Straßenpflaster und Baublöcken in unmittelbare Beziehung setzen.

Die gesunde Stadt hat zunächst die Aufgabe, das gesunde Haus, die gesunde Wohnung zu ermöglichen. Seit es eine Wohnungshygiene gibt, sind ihre Bestrebungen an den übergeordneten städtischen Bauordnungen, an der Ausnutzbarkeit und dem Preise des Bodens, an der Tiefe der Baublöcke, an ungünstiger Sonnenlage der Straßen und an andern höheren Gewalten gescheitert. Was nützt ein Doppelfenster gegen den Lärm, was helfen die besten Isolierungen und Schalldämpfer, solange wir nur Verkehrs- statt Wohn-

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

KARL WALSER

Digitized by Google

straßen und Mietkasernen mit lauten Höfen statt Reihen- oder Einzelhäusern haben? Was nützt die beste Lüftung, wenn die Luft draußen schlecht ist? Was nützen die besten Sonnenlichtreflektoren, wenn keine Sonne da ist? Was endlich hilft die schönste Einzelarchitektur, wenn sie sich nicht künstlerisch mit ihrer Umgebung zusammenschließt?

Alles drängt zum Städtebau. Ohne ihn bleiben alle hygienischen Bestrebungen Stückwerk.

Der Städtebau allein kann die beiden ungeschlachten Riesen bändigen: Bodenpreis und Bodenbenutzung.

Er erschließt durch den Verkehr die weiten Ländereien ringsum und verbindet sie mit dem Stadtinnern, er schafft den bisherigen Bodentyrannen einen heilsamen Wettbewerb. Der Verkehr gibt der Stadtverwaltung und damit auch der Allgemeinheit ein wirksames Machtmittel in die Hand, das Gute zu fördern und das Schlechte zu hindern, denn die Gewährung oder Verweigerung einer Verkehrsverbindung entscheidet über Wohl und Wehe einer modernen Vorstadt. Der Verkehr sorgt vor allem dafür, daß die Mieter nicht mehr gezwungen sind, sich zusammenzudrängen und durch gesteigerte Nachfrage sich gegenseitig zu überbieten, er macht sie freier, sich eine Wohnung nach ihren Bedürfnissen zu suchen.

Ist aber erst die Bodenpreisfrage gemeinsam mit der Verkehrsfrage geregelt, dann sind die Möglichkeiten für eine geeignete hygienische Bodenbenutzung da.

Zunächst kann man jetzt nach großen Gesichtspunkten ordnen. Alle Wohngebiete kommen an die Hauptwindseite, alle Industriegebiete an die entgegengesetzte, damit Lärm, Rauch, Staub von der Stadt abgetrieben werden. Mit der Industrie werden die Eisenbahn- und Wasserverkehrswege zusammengelegt, um billige Zu- und Abfuhr zu ermöglichen. Hier ist die Stadt der harten Arbeit, der rauchenden Schlote und rollenden Fuhrwerke. Und je mehr sich hier die große Schönheit der Fabriken zu einem Gesamteindruck vereinigt, desto stiller und vornehmer werden die wohnlichen Stadtteile ihre eigene Schönheit entfalten können. Zunächst an das Industriegebiet schließen sich an: die straff organisierten und doch freundlichen Kolonien der Arbeiter, die ernsten großen Blöcke der Lagerhäuser und des Großhandels, die geschäftigen Werkstätten des Kleingewerbes. Und was dort geschaffen wird, das liegt in der Geschäftsstadt der kaufenden Menschheit ausgebreitet vor Augen. Hier ist das Herz des ganzen Organismus, alle Verkehrsadern aus den umliegenden Stadtteilen strömen hier zusammen. Hier liegen etwas abseits an vornehmen, ruhigeren Plätzen die Börsen, Banken und großen Kontorhäuser, die Verwaltungsgebäude und Versicherungsgesellschaften. Wer möchte bezweifeln, daß hier, wo eine gewaltige, besonnene Geistesarbeit geleistet wird, in der heute wohl die meisten Nerven sich verzehren, äußere Ruhe von allergrößter hygienischer Bedeutung ist. Hier sind aber auch die zentralen Unterrichtsanstalten, die Büchereien, Museen, Schauspiel- und Konzerthäuser, Ruhehallen und Kirchen, Bäder und Fremdenwohnhäuser fehlen nicht.

So haben die Hauptorgane ihren festen Platz, und gesunde Wohnviertel der verschiedensten Art können sich anschließen. Weit ausstrahlend ins Land können sie mit weiter, luftiger Bebauung den Boden nutzen, wie Gesundheit und Behagen es erfordern und Mittel

Digitized by Google

es ermöglichen. Jede Vorstadt ist in ihrem innern Bau mit ihren kleinen Plätzen, Märkten und öffentlichen Gebäuden wieder ein Abbild des Ganzen.

Noch aber bleibt das gesundheitlich Wichtigste. Wie Luft und Licht durch die Fenster in die gesunde Wohnung strömen, so durchziehen sie in langgezogenen grünen Adern den Stadtkörper und in zusammenhängenden Gärten die einzelnen Baublöcke. Wie diese Lichtstraßen und Lichtplätze weiter ausgebildet werden, entscheidet der Zweck. Bald werden sie als schattige Promenaden dem Leben der Gesellschaft dienen, bald mit ruhigem Grün und stillen Wasserflächen den kühlenden Plan vor schönen Gebäuden bilden. Friedlich umhegte Ruhe- und Lesegärten mit reichlichen Bänken werden sich anschließen, kleine Spielplätze überall verstreut den Kleinsten und ihren Pflegerinnen sichern Aufenthalt bieten. Aber wo sich dann die Flächen weiten, da liegt das, was wir die innere Zukunft unsres Volkes nennen könnten. Mag die äußere „auf dem Wasser" liegen, die innere liegt sicher auf der Wiese. Hier sind die weiten Tummelplätze der heranwachsenden Jugend, auf denen die vier Hauptfeinde unsrer Volksgesundheit noch einmal unterliegen werden.

Die moderne gesunde Stadt hat ihr Olympia in sich selber!

Man wird nicht mehr fragen: was wären diese Wiesen „wert", wenn wir sie bebauten, wie das Tempelhofer Feld? Sondern: was wäre unsre Jugend wert, wenn sie diese Wiesen nicht hätte?

⊡

Wie aber sollen wir heute diese Entwicklung der gesunden Stadt möglich machen, heute, wo jeder Quadratmeter in unsrer Umgebung schon seiner Mietkaserne harrt?

Das ist eine Sache der Schule und des Volkes. Hätten die Berliner Schulen das Tempelhofer Feld in den letzten zehn Jahren immer so benutzt, wie neulich einmal bei der Jahn-Feier, dann wäre der Gedanke, es bebauen zu wollen, als absurd belächelt worden. Von der Schule und ihren Forderungen wird es zum großen Teil abhängen, ob wir die gesunde Stadt bekommen. Regeln die Schulen doch durch die Ferien schon einen großen Teil des öffentlichen Lebens. Man stelle sich vor, wie zwei organisierte Spielnachmittage der gesamten Jugend auf das ganze Volksleben wirken würden. Um den Jubel der Kinder, um ihre hellen Augen und frischen Wangen ist unser Volk nicht nur in der Weihnachtszeit noch großer Opfer fähig.

Sollte aber auch dann noch eine dumpfe Masse den neuen Zielen widerstreben, so gäbe es noch ein Mittel. Früher erreichte man in den Parlamenten alles, wenn man sagte: „Das ist billig." Dann waren alle Parteien leicht einig. Jeder Kaufmann im Laden wirkte mit diesem Schlagwort. In der guten alten Zeit sagte er noch: „Das ist solide." Zwar sind wir noch nicht so weit, daß wir sagen könnten: „Das ist schön", was doch Gesundheit und Kraft mit umschlösse. Aber der erste große Fortschritt über das reine Maschinen- und Nützlichkeitszeitalter hinaus in das Gebiet höherer Werte wäre da, wenn von jetzt an als Schlagwort gälte: „Das ist hygienisch."

Gustav Langen

Weg mit dem „Landschaftlich hervorragend"!

Als das Gesetz zum Schutz des Landschaftlichen Bildes gegen Reklamen usw. zur Beratung stand,

Digitized by Google

habe ich dringend davor gewarnt, den Begriff „landschaftlich hervorragend“ hier einzusetzen. Erstens, weil wir heutzutag die Landschaften überhaupt nicht mehr nach erst- und zweitklassig unterscheiden, sondern uns bemühen, die besondere Schönheit jeder einzelnen zu genießen, zweitens, weil man jede Heimatpflege dadurch auf den Kopf stellt, daß man sagt: ihr habt an Schönheit sowieso wenig, da braucht euch das bißchen nicht erst geschützt zu werden. Meine Warnung half nichts, die Bestimmung kam ins Gesetz. Aber die Regierungspräsidenten waren gottlob weitherzig, sie erklärten „ihre“ Gegenden für landschaftlich hervorragend schön, also schutzfähig, und die Gerichte lehnten es bisher ab, nachzuprüfen, ob die Gegend denn wirklich hervorragend schön sei, genug, wenn der Beweis vorlag, die Reklame verunziere sie. „Die Rechtsprechung“, schreibt das „Berliner Tageblatt“, „war im Begriff, in der Praxis zu einer Erdrosselung aller Außenreklame zu führen.“ Entsetzlich, die erdrosselte Außenreklame! Leider, meinen wir, kommt es dazu wohl nicht, denn das preußische Kammergericht hat jetzt anerkannt: daß die Frage, ob die Gegend eine landschaftlich hervorragende sei, entgegen der bisherigen Übung der Prüfung des Richters unterliegen müsse.

Daß sich das juristisch anfechten ließe, glaube ich nicht, denn es ist logisch und der Fehler liegt im Gesetz. Eben deshalb muß er aus dem Gesetz heraus. Wenn wir unsre lieben Tiefebenen und überhaupt alle Heimatgaue, die nicht als „hervorragend“ zu bezeichnen sind, vor den Widerlichkeiten der Außenreklame schützen wollen, so ist unbedingt nötig, daß Regierung und Parlament so schnell wie nur möglich die Erweiterung des bestehenden Schutzes auf alle Gaue durchsetzen. A

Knigge

In Gesellschaft sprich nicht von »Dir selber“, steht im Knigge. Und wir haben uns ein Leben lang ängstlich daran gehalten. Weil wir wohlerzogene Menschen waren. Und was ist dabei herausgekommen?

Daß wir aneinander vorbeigeredet haben ein Leben lang. Daß wir uns gelangweilt haben bis auf die Knochen. Daß der prächtige Kaufmannskopf, der von weltumspannenden Handelsideen sprühte, sich mit dem tatenlustigen Ingenieur über das dämonische Prinzip in Ibsens Dramen unterhielt. Daß die geistvolle Hausfrau dem geistvolleren Dichter mit schmerzhafter Anstrengung zuhörte, wie er seine Ansichten über die neudeutsche Wirtschaftspolitik fünf Viertelstunden auseinanderfaltete, wobei sich beide wanden unter der für sie vollendeten „Wurschtigkeit“ ihres hochaktuellen Themas. Daß wir einen Fuhrmann unterwegs, den wir in der Sommerfrische ein Stück Wegs begleiteten, umarmen hätten mögen vor freudiger Erfrischung über die prächtigen Geschichtchen, die er uns von sich und seinem Pferd erzählte.

Und das Ergebnis nach einer lebenslangen Kniggeübung? „Es gibt nichts Vernünftigeres als von sich selbst zu sprechen“, sagt Anti-Knigge.

⊡

„Es ist taktlos, einem Menschen unangenehme Dinge zu sagen“, steht im Knigge. Wie sind wir überall mit gekrümmten Zehen durch die Salons gegangen, um nicht gegen diese Regel zu ver-

Digitized by Google

stoßen. Und was ist dabei herausgekommen?

Daß wir unsre ebenen Gesichter mit einem lebenslang gefälschten Lächeln ganz verkniggten und verknitterten. Daß sich Berge ungesprochnen Grolles in uns häuften, bis sie unsre Wirbelsäule bogen. Daß wir falsche Verdachte durch die Jahre schleppten. Daß wir es schließlich auch verlernten, uns selber unangenehme Dinge mitzuteilen, die so heilsam für uns gewesen wären. Daß wir schließlich aus lauter Kniggeübersättigung statt einem Wahrheitsmenschen einem Grobian die Hand zum Freundschaftsbunde reichten.

Und das Ergebnis nach hundert braven Herzen, die uns erstarben am Gift der Höflichkeit um jeden Preis? „Es gibt nichts Vernünftigeres, als jede Art von Groll an den Feuern der Aufrichtigkeit zu verbrennen", sagt Anti-Knigge.

⧈

„Suche dich selbst bis ins Innerste zu erkennen", steht im Knigge. Und wir haben gehorsam in uns hineingesehen. Wir haben uns nach innen gestülpt. Wir haben den Kopf über unsern Kopf hängen lassen und in uns hineinspintisiert. Weil wir uns selbst erkennen wollten. Und was ist dabei herausgekommen?

Daß wir blind geworden sind nach außen. Daß wir die Unbefangenheit vor uns selbst verloren haben. Daß wir am Schlusse dümmer waren als am Anfang. Daß wir den Rosenduft draußen versäumten, als wir uns nach innen immerzu begafften. Daß uns ungezählte Freuden unsrer Umwelt unterschlagen wurden. Daß wir keine Augen hatten für die Wunder außer uns. Worüber wir dann schließlich außer uns geraten sind. Als es zu spät war.

Dann, als wir erkannten: „Es gibt für mich nichts Uninteressanteres, als mich selber — ich habe über mich zur Tagesordnung meiner Umwelt überzugehen." Laut Anti-Knigge.

⧈

Als ich mit diesen Erkenntnissen soweit gekommen war, da war ich vierzig Jahre alt. Nun nahm ich den Knigge und feuerte ihn in eine Ecke. Aber es war zu spät — das Beste war ja schon vertan. Was hat „mich's" geholfen, daß jetzt der Knigge zerfetzt am Boden lag? Nichts. Nein, nicht nur nichts — sondern ich habe noch drei Mark fünfzig für einen neuen Knigge zahlen müssen. Denn der ins Eck gefeuerte war ein geliehener.

Fritz Züricher

Kindersklaverei

An das Buch der früheren Polizei-Assistentin Henriette Arendt (Berlin, Vita) mag im Anschluß an Corbachs Aufsatz über „Kindermißhandlungen" (Kw. XXV, 24) hier wieder erinnert werden. Wendet es sich doch an alle, denen das Wort vom „Jahrhundert des Kindes" einen tieferen Sinn als den einer Mode hat.

Die einfachste Weise, sich lästiger Kinder zu entledigen, die Engelmacherei, ist bekannt. Die Kinder armer, verlassener Mädchen werden von ihren Ziehmüttern mit Mohnblütentee und Alkohol eingeschläfert, erhalten ungenügende Kost und sterben in kurzer Zeit eines „natürlichen Todes".

Viel weniger aber weiß die große Welt von dem schwunghaften Kinderhandel, der in allen Ländern betrieben wird. Es handelt sich dabei um den Verkauf und das Verschenken von Kindern im allgemeinen und das Abgeben

Digitized by Google

von Kindern mit einmaliger Abfindungssumme.

Bei den Abnehmern der Kinder kommt hier in Betracht: der pekuniäre Vorteil einerseits und anderseits die Ausnützung der jugendlichen Arbeitskraft. Es gibt genug Eltern oder Mütter, die ihre Kinder wahllos dem ersten besten übergeben, und die sich dann um das fernere Schicksal der Kleinen nicht kümmern. Ein Vater, der Schwester Henriette Arendt sein kleines sechsjähriges Mädchen für eine einmalige Entschädigung von 5000 M. abgeben wollte, schrieb dazu: „Sie dürfen mit dem Kinde machen was Sie wollen, und wenn Sie unser kleines Mädchen nicht wollen, finden wir stets andere Liebhaber dafür.“ Solche Kinder werden entweder brutal mißhandelt und zu Tode gequält oder zu Unzuchtszwecken ausgenützt, oder auch künstlich verstümmelt und an Professionsbettler verkauft.

Die Verfasserin hat schon etwa 1200 Kinder, die unrettbar dem körperlichen oder moralischen Untergange verfallen schienen, in Waisenhäusern oder anständigen Familien untergebracht. Ohne den Geldpunkt zu überlegen, nimmt sie jedes gemarterte Kind, das sie entdeckt, in ihren Schutz. Ihr bergeversetzender Glaube, daß immer zur rechten Zeit die nötigen Mittel sich einstellen würden, gab ihr bisher recht.

In den Großstädten Deutschlands gibt es Bureaus, die unter dem Deckmantel der Barmherzigkeit Kinderhandel betreiben. Vielfach übernehmen auch Hebammen die Vermittlung. So erzählte eine Berliner Hebamme vor Zeugen, daß sie Berliner und ausländische Kinder zum Preise von 300 bis 10 000 Mark zu den verschiedensten Zwecken ins Ausland liefere. Weder Polizei, noch Vormundschaftsgericht, Gemeinde-Waisenrat oder Kinder-Rettungsvereine machen nach ihrer Angabe die geringsten Schwierigkeiten. Die Kinder gehen vielfach nach Paris in die Findelhäuser. Viele ledige Mütter sollen auch zur Entbindung nach Frankreich reisen und ihre Kinder dann nach Paris zu den „Enfants abandonnés“ schaffen.

In ihren Bemühungen ist die Schwester bisher nur von der deutschen Gesellschaft für Mutter- und Kindesrecht unterstützt worden. Als sie sich 1911 zwecks Studien auf Veranlassung dieser Gesellschaft in Berlin aufhielt, richtete sie an den Polizeipräsidenten ein Gesuch, sie zur Aufdeckung des Kinderhandels in Berlin polizeilich zu unterstützen. Die kurze und bündige Antwort lautete: „Ihrem Antrag kann nicht entsprochen werden.“ Wie sie nachträglich erfuhr, hatte das Berliner Polizeipräsidium kein Ressort für Kinderhandel.

Es würde zu weit führen, wenn man hier näher auf die Grausamkeiten eingehen wollte, die an Kindern verübt werden. Sie spotten auch jeder Beschreibung. Und leider sind die Strafen selbst für schwere Mißhandlungen von Kindern unverhältnismäßig niedrig.

Die Anklageschrift „Kleine, weiße Sklaven“ schließt mit einer Reihe von Reformvorschlägen. „Auch die ledige Mutter und das uneheliche Kind sind Staatsbürger“, sagt die Verfasserin, „und müssen vom Staate geschützt werden.“

Noch steht die Verfasserin fast ganz allein in ihrem Kampf. Möchte dieses Buch, wie sie selbst so sehnlich wünscht, ein Samenkorn werden, das aufgeht!

Digitized by Google

Mörder

„Crym," sage ich zu meinem Neffen aus Amerika, „wie heißt doch gleich der Mörder von Mac Kinley, eurem Präsidenten?"

„Das weiß ich nicht, Onkel", sagt er.

„Hm, was hattest du drüben in Amerika für eine Note in Geschichte, Crym?"

„Eine Eins, Onkel."

„Was? Und da weißt du nicht einmal . . . ?"

„Unser Lehrer hat gesagt, solche Morde seien ohnehin schon mehr als traurig. Er wolle sie nicht noch dadurch schlimmer machen, daß er uns die Namen solcher Mörder lernen ließe."

„Hm. Du weißt also auch nicht, wie die Mörder von Lincoln und von Garfield heißen?"

„Nein, Onkel."

„Und in euren Büchern in der Schule?"

„Stehn die Namen nicht."

Hm. Im Geiste stieg mir meine eigne Schulzeit auf. „Also, Ravaillac hieß der Mörder Heinrichs des Vierten von Frankreich; er war es, der . . ." „Also, wiederholen wir: der fluchwürdige Nobiling hat auf Kaiser Wilhelm geschossen." „Wie, Sie wissen nicht einmal, daß die Kaiserin Elisabeth von Luccheni ermordet worden ist?"

Und auf einmal fallen mir gar berühmte Mördernamen ein, vor deren populärem Glanz und hunderttausendmal wiederholtem Namen der Name der Ermordeten so verblaßte, daß ich zwar den Mörder wußte, aber den Ermordeten nicht mehr . . . Z.

Anzeigesucht

Oberlandesgerichtsrat Mayer in München, der als Verhandlungsleiter sich schon aus dem Harden-Prozesse her eines besonders guten Namens weit über Bayern hinaus erfreut, sendet uns aus seiner Erfahrung heraus die folgende, wie uns scheint, sehr zeitgemäße Anregung:

Man beklagt als „Strafsucht", daß in Deutschland viel zu viel gestraft und geahndet werde. Ob mit Recht, ist eine Frage für sich. Ich möchte heut nur darauf hinweisen, daß die Münze auch eine Kehrseite hat: Die Anzeigesucht. Zweifellos würde weit weniger gestraft werden können, wenn nicht soviel angezeigt würde. Das peinliche Gerechtigkeitsgefühl, das in unserm deutschen Blute schläft und das wohl so ziemlich jeden von uns beseelt, läßt uns doch vielfach weit schneller und weit lauter nach dem strafenden Arme rufen, als dies vielleicht nach der Art des verübten „Frevels" bei mehr ruhiger Überlegung geschehen würde. Die setzt aber leider meist erst dann ein, wenn das Rad ins Rollen gekommen und nicht mehr aufzuhalten ist.

Man kann die Richtigkeit dieser Beobachtung bei kleinen, eher komischen als ernsten Vorfällen an sich selbst und andern erproben. Nehmen wir an, wir sitzen in einem Wagenabteil eines Eisenbahnzuges, in dem das Rauchen untersagt ist. Nun soll ja durchaus nicht etwa dem Rauchen am verbotenen Orte das Wort geredet sein. Ist es aber nicht doch beinahe erheiternd, zu sehen, daß im selben Augenblick, in dem irgendein des Verbotes Unbewußter seine Zigarre ansteckt, mit fast unfehlbarer Sicherheit die Augen sämtlicher andrer Wagengenossen zwischen dem Schwerverbrecher und der Verbotstafel unruhig und rachelüstern hin und her zu wandern beginnen? Und nicht eher schwindet häufig die Unruhe, als bis irgendwer und oft gerade einer, der sich vielleicht am liebsten selbst eine Zigarre anzünden möchte, das Zugspersonal aufmerksam ge-

Digitized by Google

macht und den Sünder so wenigstens durch eine Rüge seitens des Beamten einer gewissen Ahndung ausgeliefert hat.

In wieviel tausend Fällen, wo man mit einem freundlichen Wort eine geringfügige Übertretung abstellen könnte, verleiten Übereifer, Geschäftigkeit, Wichtigtuerei oder auch nachbarliche Gereiztheit, versteckter Neid, verhohlene Schadenfreude, verleitet das Behagen an der kleinen Unannehmlichkeit eines Dritten Leute, die gar nicht dienstlich dazu genötigt und die nicht geschädigt sind, zum Anzeigen von Dingen, die sich auf anderem Wege viel rascher, einfacher und ohne Bloßstellung des lieben Nächsten abstellen ließen! Die Behörde, die einmal verständigt ist, *kann* zumeist gar nicht vermitteln. Sie muß eingreifen — sie muß strafen. Aber wir selbst haben andere, sanftere Mittel in Händen. Wie oft sind es nicht reine Formalvorschriften, die ohne jede böse Absicht übertreten werden — Kleinigkeiten, die den großen Apparat gar nicht verdienen, der ihrethalben in Bewegung gesetzt werden muß! Und wie häufig überführt sich einer der vorschnellen Anzeiger später selbst der eigenen Übereilung durch das Geständnis: „Ja, wenn ich gewußt hätte, daß das solche Scherereien macht, hätte ich lieber keine Anzeige erstattet!“

Die „Straffucht“ wird nachlassen, wenn die „Anzeigesucht“ sich mindert. *Wilhelm Mayer*

Der Alkohol bei den Auslandsdeutschen

Wenn es den Deutschen gut geht irgendwo, wenn sie irgendwo seßhaft werden, dann entsteht da eine deutsche Schule, wohl auch ein deutsches Gotteshaus, aber ebenso schnell gewöhnlich eine deutsche *Brauerei*. Und die Weineinfuhr steigt.

Daß man da draußen von der Welt abgeschnitten sei, gilt wohl nur noch sehr selten. Man hört und sieht, was überall vorgeht, ebenso gut, wie wenn man daheim wäre, nur etwas später. Das will sagen, daß man nicht immer als „Grund zum Trinken“ anführen kann, daß es ganz und gar an geistiger Anregung und Unterhaltung fehle, wenn auch natürlich im allgemeinen die Verhältnisse im Ausland, vor allem „in Übersee“, nicht mit den deutschen zu vergleichen sind. Vor allem fehlt dem jungen Deutschen, der ins Ausland kommt, der beste Schutz vor dem Trunke, ein Heim. Er steht da allein oder mit ein paar Genossen. „Also“: Man trinkt. Man trinkt, und wenn man genügend getrunken hat, so singt man. Oh, sehr patriotische Lieder! Manchmal singt man sie ja auch, ohne daß vorher getrunken wird. Und die Kaiser-Geburtstags-Feier!

Die deutschen Klubs, die deutschen Vereine im Auslande sind Stätten zur Vereinigung deutschen Sinns — gewiß; sind Stützen des Deutschtums im Auslande — gewiß; aber sind sie nicht vor allem Stätten, wo der Alkoholmißbrauch gefördert wird? Ganz gewiß!

Oft ist schon das Klima gefährlich. Aber nun gerade! Man ist ohnehin seines Lebens nicht sicher, nun wenigstens die Zeit noch richtig „genützt“. Und der Alkohol vollzieht sein Werk in *Verbindung* mit den Klimaeinflüssen.

Tausenden von jungen Deutschen ist das der angenehmste Inhalt ihres Aufenthalts im Auslande. Es gibt sogar deutsche Pastoren, die „mitmachen“.

Was soll man tun? Persönlich beeinflussen? Das hat oft den Er-

Digitized by Google

folg, daß man bis zu der Erkenntnis durchdringt, die in dem schönen Worte „Spielverderber“ gipfelt. Und was die Kaufleute im Auslande angeht, so verkehren meistens Chef und Angestellte zusammen im Klub. Der Chef sieht es meistens gern, wenn seine jungen Leute trinken, damit sie sich da wohl fühlen, ordentlich zur „Unterhaltung“ beitragen (Tradition!) und eher die Neigung haben, draußen zu bleiben. Der junge Mann fühlt sich also in seinen Entschließungen nicht einmal ganz frei. Gegenvereine gründen — ? Wer die Verhältnisse im Auslande kennt, wird das nur sehr einflußreichen und unabhängigen Deutschen zumuten. Es gibt wohl da und dort den Versuch dazu, aber dann ist's eben erst ein Versuch.

Die Schwierigkeit ist groß. Man kann dem jungen Deutschen nicht das ersetzen, was er mit seinem Heim verliert. Man kann ihm, wenn's an der Genußfähigkeit für geistige Güter fehlt, auch nichts Vollwertiges anderes geben. Deshalb dürfte die wichtigste Aufgabe sein, ihn mit den Kulturbestrebungen in der Heimat inniger zu verbinden. Eine Aufgabe, an deren Lösung die im Ausland verbreitete deutsche Presse weit mehr mitarbeiten könnte, als sie tut. Denn sie tut herzlich wenig dafür.

Das Deutschtum, das patriotisch wird, wenn es angetrunken ist, das sich nicht beherrscht, das im Dämmerzustand nicht mehr weiß, was es seiner Würde schuldig ist, das gewinnt unserm Volke auch kein Ansehen. S. Heimschütz

Der zweite Kongreß des Bundes für Schulreform

tagte Anfang Oktober in München. Es mag zunächst dieser Bund unsern Lesern vorgestellt werden, damit sich ermessen läßt, welche Bedeutung seinen Tagungen zukommt. Von all den vielen Kräften, welche in Deutschland seit Jahren eine Reform der Schule nach irgendeiner Richtung in irgendeinem Teil und Grade fördern, haben sich wesentlich drei im Bunde für Schulreform vereint. Zunächst die, welche auf Befreiung und erzieherische Nutzung verschütteter Lebensquellen zielten und einst die sogenannten Kunsterziehungstage hervorriefen. Dann der heute noch wachsende Drang der Pädagogen, sich alle denkbare Hilfe von seiten der psychologischen Wissenschaft zu gewinnen. Zum dritten die hauptsächlich aus G. Kerschensteiners reichem pädagogischen Schaffen erwachsene Bestrebung, welche die Lehrmethode beweglicher, produktiver und erfreulicher zu gestalten sucht im Sinne der Arbeitschulidee. Doch hätten wohl alle die Zuflüsse noch nicht die heutige Stromkraft des Bundes ergeben, wenn nicht ein allgemeiner Fortschrittwille mitgewirkt hätte; denn mag dieser auch oft zu überlauten und überhetzten „Reformen“ geführt haben — soweit gehen auch die konservativeren von den maßgebenden Bundesmitgliedern mit, daß sie die Notwendigkeit überhaupt anerkennen, die Schule dem modernen Kulturgeist in steigendem Maße anzupassen.

In anderen Fragen, die sonst oft genug mit Leidenschaft als die wichtigsten oder alleinwichtigen genannt werden, verhält sich der Bund abwartend, diskutierend, neutral. So gegenüber den Bewegungen für Schulgemeinden, für Abschaffung der klassischen Sprachen, für Abschaffung des sprachlich-historischen Unterrichts, kurz: für — „Experimentalschulpolitik“. Die Namen Gurlitt und Ostwald haben innerhalb des Bundes nicht die Bedeutung, die ihnen außerhalb oft zu-

Digitized by Google

gestanden wird. Dies ist um so leichter begreiflich, je klarer als Ziel des Bundes die Absicht wird, in so breitem Umfange wie nur irgend möglich den Lehrerstand und die Gebildeten aller Stände zu einer Macht zusammenzuschließen, mit der dann nicht für Utopien und Eigenbrödeleien, sondern realpolitisch auf das Bestehende und für allgemein Mögliches gewirkt werden soll.

In einer Zeit öffentlicher Beunruhigung, wo Tausende von Eltern über die früher so leichtgenommenen Schulangelegenheiten schwankend geworden sind, ist eine solche Organisation wohl von vornherein aufs wärmste zu begrüßen. Die Klage war gewiß berechtigt, daß allzu Viele — von übereifrigen Studenten bis zu uneingeweihten Eltern, denen das Wort „Reform“ schon zur Zustimmung genügte — sich minder besonnenen Propheten anschlossen. Aber eben darum mußte für Alle, welche Aufklärung über die wirklichen Verhältnisse, Verbindung mit praktischer Arbeit an einer Reform der gesamten Bildung, Vertrauen zu der sachlichen Berufenheit und zur Unvoreingenommenheit der Erneuerer suchten, für diesen größeren und bedeutenderen Teil des Publikums mußte eine Vertrauensstelle geschaffen werden. Dieses zu sein ist der große völkische Zweck des Bundes für Schulreform, dem darum die allerweiteste Teilnahme zu wünschen ist.

Allerdings muß einem solchen Wunsch sogleich der ergänzende beigefügt werden: daß auch der Bund selbst sich mehr als früher auf diese Aufgabe besinne und für sie organisiere. Man hat beklagt, daß die vorjährige Dresdner Tagung zu spezielle Schulfachprobleme behandelte; dafür brachte die diesjährige an zwei Tagen eine häufig in den höchsten Regionen der Begrifflichkeit schwebende Erörterung des Wesens der Bildung (worauf wir zurückkommen), und sie war keinesfalls für weite Kreise fesselnder, unterrichtender, „nahbarer“, als die vorherige. Die Leitung des Bundes betont gern, daß sie auch Laien zu der Bundesarbeit heranziehen möchte. Sie wird aber eben darum den Bund vor der Gefahr der theoretisierenden Fachmännerei bewahren müssen. Der gesamten Diskussion der drei Münchner Tage fehlte die unmittelbare Beziehung auf jene praktischen, alltäglichen Probleme, welche die Masse draußen beunruhigen. Es genügt für diese nicht, zu wissen, daß ernste Männer im Stillen Besserung zu schaffen suchen, sondern gerade von diesen Autoritäten verlangt sie, und mit Recht, daß sie sich mit den anstürmenden Theorien und Forderungen auseinandersetzen, die täglich durch Bücher und Zeitungen in das Volk gebracht werden. Niemand leugnet den Wert philosophischer Besinnung, gelehrter Vorträge und abstrakter Diskussionen — aber mindestens neben ihnen müßte der Bund für lautes vernehmliches Wirken sorgen. Vielleicht ließen sich neben den fachmännisch angelegten Tagungen größere öffentliche schaffen, wo dies zum Recht käme. Nach dieser Richtung sollten auch die Ortsgruppen — deren es erstaunlicherweise erst sechs geben soll — weit mehr tun. Allenthalben bieten die Gründungen neuer Reformvereine, neuer Schultypen, bieten öffentliche Versammlungen, Studenten- und selbst Schülerkundgebungen, bieten neue Brandschriften und Vorträge Gelegenheit, für die Stellung des Bundes zu wirken, das einmal erregte Interesse für ihn zu nützen. Gar nicht ausgeschlossen erscheint es auch, einmal mit der vollen Gründlichkeit dieses Kreises von

Digitized by Google

Sachkennern die Ideen Ostwalds oder die der Landerziehungheime zu erörtern und dadurch für Tausende endlich eine nicht voreingenommene und einseitige Beurteilung zu ermöglichen. Die eigentlich praktische Organisation — Pressedienst, Flugschriftenwirksamkeit, Propaganda, Veranstaltung von öffentlichen Versammlungen usw. — kann hier nicht besprochen werden; es steht aber trotz der hingebenden Arbeit mancher Mitglieder außer Zweifel, daß sich darin viel mehr tun ließe als wirklich geschieht.

Man wird auch mit alledem nicht mehr zu lange warten dürfen: jede öffentlichen Organisation hat eine gewisse Zeit, sich einen Ruf zu schaffen; ist er einmal da — in diesem Fall: steht der Bund für Schulreform erst einmal im öffentlichen Bewußtsein neben dem Bund für Reform des Religionsunterrichts, neben der Gesellschaft für freien Moralunterricht, neben allen Spezial- und Fachvereinigungen — dann ist er in zehn Jahren nicht leicht zu ändern. Noch so gehaltvolle und tiefgründige Vorträge und Diskussionen machen nicht den notwendigen bleibenden Eindruck, wenn sie sich dem Verständnis des gebildeten Laien verschließen. In München hörte man in drei Tagen neun große Vorträge, davon vier bis fünf schwer gelehrte — und die Diskussion mußte wegen geistiger Überlastung der Teilnehmer so beschränkt werden, daß auch sie nicht die wichtigste Aufgabe übernehmen konnte: das theoretisch Erarbeitete umzumünzen in allgemein zugängliche praktische Erkenntnisse.

Zweierlei innere Anlässe wirkten dazu mit. Der Bund hat vorerst noch nicht genügend Verbindung mit den Universität- und Hochschullehrern. In München war das Kollegium der Hochschule nur durch freiwillige, pädagogische Fachgelehrte vertreten. Aber so gewiß alle Reform der wissenschaftlichen Unterweisung, zum mindesten aber die in den Mittelschulen und Seminaren, mit einer Reform des Universitätenwesens, der Hochschulorganisation beginnen muß, so notwendig braucht der Bund die Hochschullehrer. Weiter hat er keine Verbindung mit der Volkhochschulbewegung, die doch eine solche Fülle von praktischen Anregungen für Bildung aller Art und soziales Wirken enthält. Endlich — trotz einiger Vorträge und gewisser Anregungen fehlt ihm die Fühlung mit dem Volksschulwesen selbst. Nicht die Förderung der Einheitschule genügt da und auch die Forderungen nach gründlichster Fachbildung und pädagogischer Durchbildung sind da auf die praktischen Verhältnisse nicht genügend eingestellt. In München bemerkte Karl Götze in einschneidenden Worten, wie wenig die Ausübung seines Berufs ihn überhaupt mit Problemen der Bildung in Berührung bringe, und diese Klage, die eine Not fast des ganzen Standes ausdrückt, fand kaum Widerhall. Die Formlosigkeit des elementaren Unterrichts, der vielfach trotz der Kunsterziehungtage ein „Mechanismus“ geblieben ist, diese wundeste Stelle fand wenig Aufmerksamkeit.

Wird es dem Bunde für Schulreform gelingen, nach all diesen Seiten sich auszubauen, sich zu organisieren, Einfluß und Ansehen zu gewinnen, dann wird er in zehn Jahren das stolzeste Zeichen deutschen Bildungstrebens und eine vorbildliche Kraft im Kulturleben sein. Daraufhin mitzuwirken sind alle seine Mitglieder berufen, und so auch die vielen Tausende, die ihm nun erst beitreten müssen, um ihn zu dem zu machen, was er werden kann. Sch.

Digitized by Google

Religionsunterricht in den Fortbildungsschulen

In der Kommission des preußischen Abgeordnetenhauses, die sich mit dem Entwurf des neuen Pflichtfortbildungsschulgesetzes zu befassen hatte, wurde wöchentlich eine halbe Stunde Religionsunterricht festgesetzt. Die Stimmen, die sich dafür und dagegen erhoben, entstammten zum größten Teile den Parteilagern. Und doch handelt es sich gerade hier um eine Frage, die man rein aus der Sache heraus, den Blick weder nach „rechts“ noch „links“ gerichtet, behandeln könnte und sollte. Die Fortbildungsschule ist eine niedere Fachschule, und muß das, nicht nur aus wirtschaftlichen und sozialen Gründen, auch aus psychologisch-pädagogischen, in der Hauptsache bleiben. Die Lehrlinge zwischen vierzehn und achtzehn bedürfen ebenso zu ihrem Fortkommen wie zu ihrer seelischen und geistigen Förderung vor allem einer gediegenen Berufsbildung, in der zugleich Vertiefung und Stärkung der Berufsfreude und Erziehung zum Staatsbürger miterstrebt wird. Der Unterricht muß sich daher zunächst eng an das praktische Leben der jungen Leute anschließen und bei der Beschränkung auf knappe sechs Wochenstunden nur das bieten, was zur Ergänzung und Vertiefung der praktischen Erfahrungen notwendig ist. Der Schwerpunkt der Lehrlingserziehung wird immer außerhalb der Schule liegen. Nun will man — mit einer halben Stunde wöchentlich! — auch eine religiös-sittliche Führung mit anstreben. Da bestehen zwei Möglichkeiten. Entweder: die gesamte Erfahrungswelt der jungen Leute, außerhalb wie innerhalb der Schule, ist von sittlich-religiösem Geiste durchdrungen — dann wird ein besonderer Unterricht ohne weiteres entbehrlich. Oder: die sittlich-religiöse Erziehung stellt eine Aufgabe für sich dar, abgetrennt von aller Berufserziehung — dann wird die flüchtige und wenig eindringliche Unterrichtsleistung eher verhindern als dazu helfen, daß jene Gesinnung sich bilde. Können sich schon Zweifel erheben, ob die Schule bei den Kindern, die sie doch in ganz anderem Maße beherrscht, durch Unterricht allein religiöses Erleben zu erzielen vermag, so scheint dies bei der Fortbildungsschule völlig unmöglich. Diese Aufgabe erfordert so gewichtige Leistungen völlig andrer Art, daß sie für sich verfolgt werden muß: das haben im Streit der Meinungen gerade evangelische Geistliche vielfach ausgesprochen. Rein aus der Sache heraus ergibt sich: der Religionsunterricht in der Fortbildungsschule würde nicht nur der Schule, sondern auch der religiösen Erziehung schaden.

Ludwig Mahr

Die „Seitenrubriken“,

die früher in der Kunstwart-Rundschau nähere Hinweise auf das Gebiet gaben, in das der einzelne Beitrag gehörte, bleiben durch den Spruch der Leser nun verbannt. Weitaus die Mehrzahl der Zuschriften hat sich gegen sie ausgesprochen, und dem fügen wir uns, da sich unsrer Meinung nach Für und Wider hier so ziemlich die Wage halten. K.-L.

Volksvertretung

Wie man den Leuten, die vom Gebirge kommen, noch immer den Hauch der erfrischenden Bergluft anzuspüren glaubt, wie der Landmann seine ländliche Tracht und Weise auch in die Stadt mit

Digitized by Google

sich nimmt, so wünsche ich, daß die Volksvertreter, mit dem Geiste des Bürgerlebens getränkt, in den Beratungssaal eintreten, das Bürgerleben selbst aber sich als ein gesundes und frisches bewähre, aus welchem wirklich Ermutigung und Kräftigung geschöpft werden kann. Uhland

Unsre Bilder und Noten

Einer der ersten Kunstkenner, Sammler und Mäzene der Gegenwart sagte einmal zu mir: „Von allen lichtzerlegenden Malern Deutschlands ist es meiner Meinung nach nur einem gelungen, seine Kraft nicht beim »Turnen« mit den neuen Kunstmitteln aufzubrauchen, sondern mit ihnen auch neuen malerischen Gehalt zu geben: Max Stremel.“ Ich sage Gesagtes weiter, ich untersuche nicht, ob es zutrifft, aber ich bitte die Leser, etwa vor unserm Vorzugsdruck nach Stremels „Goethezimmer“ über den Sinn solcher Worte nachzudenken. Die „rote Brücke von Wasserburg“, die der farbige Steindruck vor diesem Hefte wiedergibt, ist ein ganz andersartiges, aber auch ein sehr merkwürdiges Bild, das, so sollte man meinen, in eine öffentliche Galerie der modernen Kunst gehörte. Nicht nur Wasser zu malen, wie hier den Inn, wäre schwer ohne die moderne Bewegung denkbar, die wundersame Leuchtkraft der Farben hätte in solcher Einfachheit und Breite ein älterer Landschafter auch kaum hinzusetzen gewagt. Und doch: wie eigen ist die Behandlung, wie wenig „Schule“, wie besonderes, eben Max Stremelsches Sehn! Es ist volle Mannesreife in diesem Bild, ruhige, feste, sichere, lagernde Stärke.

Unsre übrigen Blätter geben diesmal Zeichnungen wieder, um neben dem kleinen Rundschaubeitrag „Licht und Schatten“ um ein größeres Publikum für Schwarzweißkunst werben zu helfen. Wer nicht im Stofflichen verfangen bleiben will, muß auch vor dem Schwarzweißblatt versuchen, sich ins Technische einzufühlen; erst mit der Illusion, Stift oder Pinsel selbst flott nachzuführen, kommt das Zusammenleben mit dem Kunstwerk, das die allerfeinsten ästhetischen Genüsse, das an Leben viel Reicheres erschließt, als aus den „farbenprächtigsten“ Autotypien hundertfach verdünnter Reproduktionen erwachsen kann. Hier geht doch vom Persönlichen, vom Besten nicht gar zu viel verloren. Man versuche das nur, auf dem Gesicht des „lachenden Mädchens“ von Wera von Bartels im Geiste mitzustricheln: wie dann plötzlich die Flächen Formen werden, wie die Augen „ach geh mir, du“ sagen, wie der Mund lacht und doch nicht traut, aber auch: welch Vergnügen die Malerin beispielsweis an dem Lichtfleck gehabt hat, der beinah allein die ganze Nase formt. Und wie der Stift im Haar, am Kragen keck und sicher herumfuhr und mit zwei Strichen rechts und links die Körperhaltung gab.

Digitized by Google

Ulrich Hübners „Stadt am Abend“ glossiert nicht, das will schildern. Schildern, nicht „abzeichnen“, er will nichts Topographisches bringen, nichts porträtieren, was unter den Laien der blöde auch bei den Landschaftern immer noch vom Zeichner zu erwarten pflegt. Nicht um die Häuser, um das Ganze geht's ihm, wozu vor allem auch der Himmel gehört, um die landschaftliche „Stimmung“. Wie anders desselben Künstlers Hafenbild! Kann man nicht aus dem Vergleichen der beiden vortrefflich sehn, wie eine andre Technik eine Arbeit „umstellt“? Hier ist Tusche dabei; die Feder, Alleinherrscherin im vorigen Bild, ist bei diesem nur vorsichtige Verschärferin. Tusche, also Töne, Flächen, Luftperspektive, Licht. Licht vor allem, ruhiges und zitterndes.

Licht ist freilich auch in Karl Walsers künstlerisch sehr raffinierter Chinoiserie „Am Wasser“ der Seelenträger, aber in anderer Weise. Ein schwarzer, wie die Norddeutschen sagen: „bösender“ Silhouetten-Zopfmann in der Mitte, der ist Herr, der herrscht. Um ihn, da zittert, webert, kribbelt alles: die Sträucher, der Boden, das Schilf sogar, der Hintergrund drüben, alles ist in allerfeinstem Geflimmer. Und, was vorhin die Hauptsache war: Wasser und Erde, sind so gut wie nicht da. Ist nicht ein sehr feiner Humor in diesem Blatt, der erst mit dem Nachfühlen des Technischen sozusagen zu kichern anfängt?

Bumm, nun kommt Rudolf Schramm-Zittau daher, der impressionistische Tier-Meistermaler, den wir mit dem vorigen Heft vors Fenster einer Dachauerin begleitet haben. Schwarz-weiß, trotz der paar Mitteltöne mag man sagen: im verwegensten Sinn. Dem war's eine Lust, beweislich zu zeigen, wie wenig Schattenstriche, Schattenhiebe man braucht, um einen Gauderhahn in all der Erhabenheit zu „verkörpern“, neben der selbst eines Gockels Majestät minder beträchtlich erscheint. Man halte das Blatt nur richtig (etwas tief und, sagen wir: einen Meter fern), dann wird sogar der Hühnerhof bis zum Geländer Raum. Welch ein Weg von Walserschem Schwarz-Weiß bis zu diesem — aber beides ist echte Kunst.

Wir haben die Bilder der empfohlenen Zeitschrift entnommen, wenn sie auch hier zum Teil nach andern Platten und zum Teil auf unsre andere Weise gedruckt sind. Genug, wenn sie diesem und jenem in solchen Dingen Mindergeübten andeuten, welche unerschöpfliche Mannigfaltigkeit von Reizen in Zeichnungen als Zeichnungen leben mag. Und doch konnten wir nur auf die gröbsten deuten, jede Minute des Verweilens bei einem guten graphischen Blatt gibt dem einmal aufgeschlossenen Auge neue.

Unsre Notenbeilage soll den Komponisten Robert Haas in den Kreis der Kunstwartleser einführen. Der junge Deutschböhme, der in Dresden wirkt, zeigt eine bemerkenswerte echt lyrische Anlage, ein Streben nach weitatmender, geschwungener Melodik, wovon das hier

Digitized by Google

aus der Handschrift erstmals veröffentlichte Lied „Viola d'amour" ein Beispiel gibt. Es ist — dem dichterischen Inhalt entsprechend — mit obligater Viola komponiert, eine Gattung, die trotz Brahmsens Vorgang (op. 91) noch ziemlich brach liegt. Es handelt sich hier wirklich nicht bloß um eine Vermannigfaltigung des Klangreizes, sondern um die Einführung eines verstärkenden Stimmungsfaktors. Die Worte brauchen nicht mit vollster begrifflicher Deutlichkeit zu kommen, sondern müssen gleichsam nur halbbewußt, stegreifmäßig, im Banne der Violamelodie als deren Reflex in der Phantasie des Hörers gebracht werden. Ein solcher Vortrag ist nicht leicht. Im übrigen bedarf das Lied wohl tüchtiger Künstlerschaft auf den Instrumenten, aber keines besonderen Kommentars. Nur nebenbei sei bemerkt, daß von Robert Haas schon eine sehr stattliche Anzahl von Werken der Lied- und Kammermusik im Druck veröffentlicht wurde. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

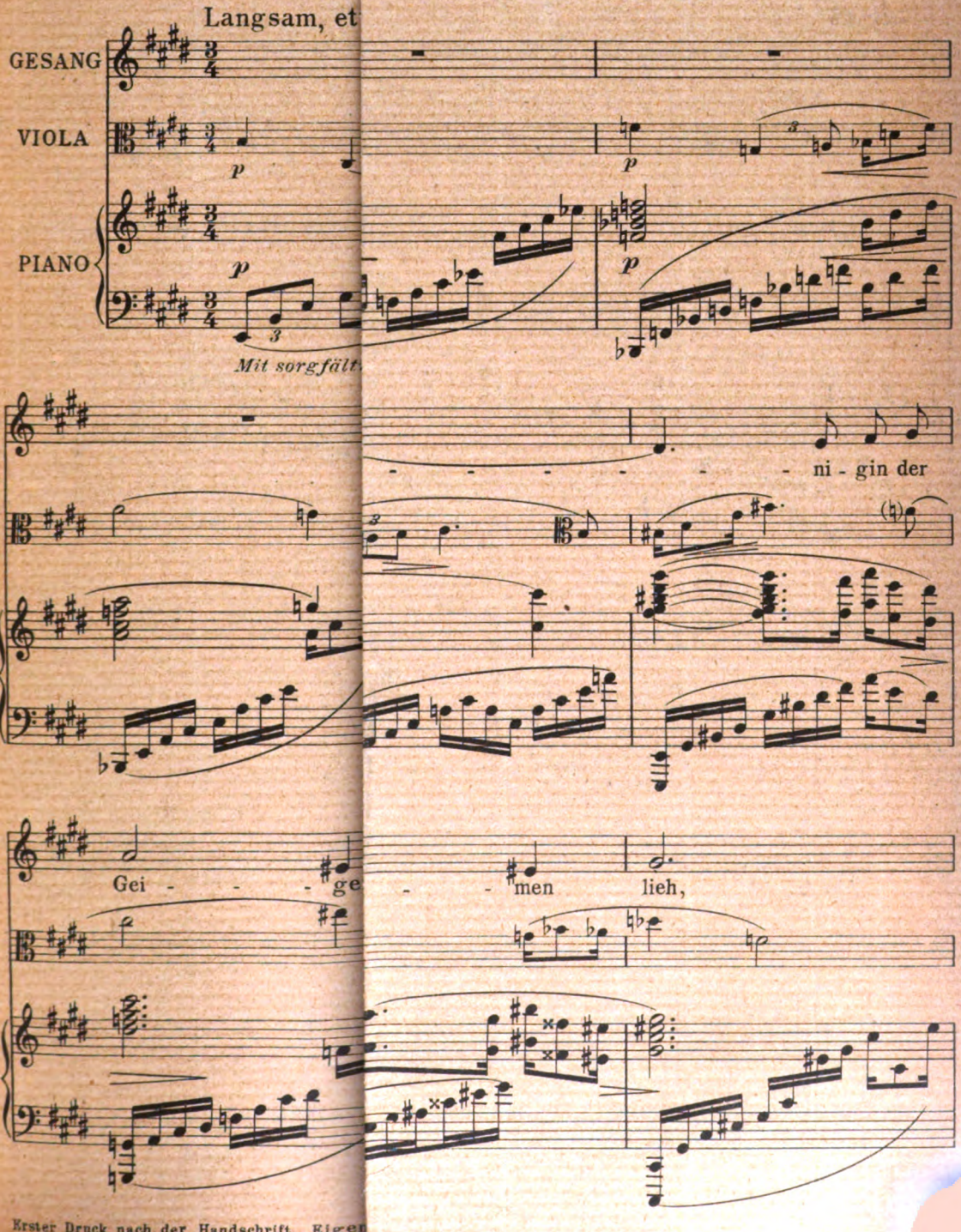
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

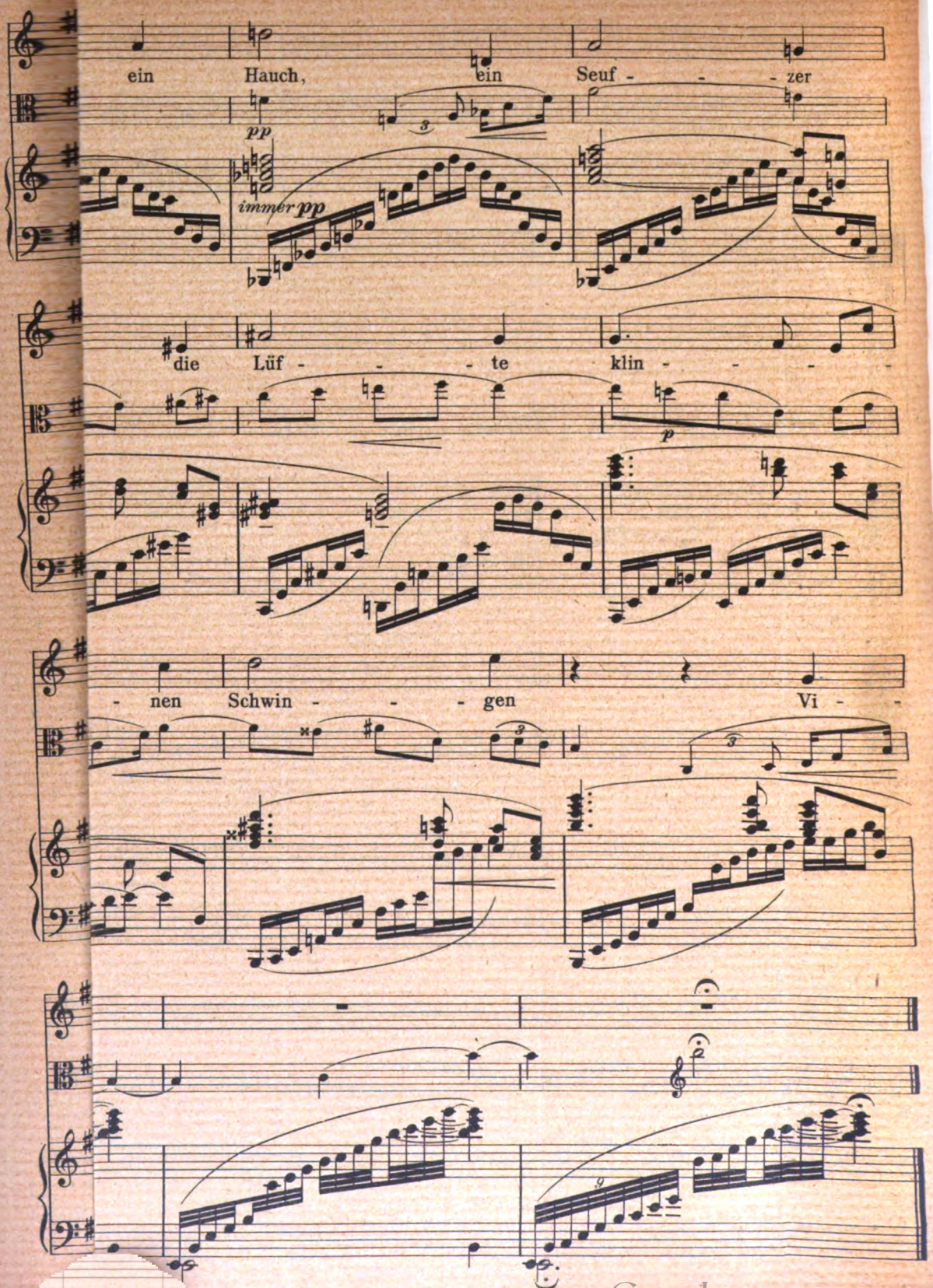
ROBERT HAAS

G. Falke:
VIOLA D'AMOUR



Erster Druck nach der Handschrift. Eige

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Echtheit

Auch etwas zu Gerhart Hauptmanns Geburtstag

Erinnern Sie sich, meine Leser, der Zeit, da man Stanniolringe und „Diaphanien“ ans Fenster klebte, auf daß es wie Butzen und Glasgemälde aussähe, gepreßte Pappornamente an die Möbel, damit sie beschnitzt schienen, und eine Art umgekehrten Tortenbelags aus Papiermaché an die Zimmerdecken, auf daß man dort Plastik grüßen glaube? Ich habe mich über diese Zeit später sehr oft lustig, aber als ganz junger Mensch habe ich sie immerhin ein Weilchen mitgemacht. Daher kann ich mir die Stimmung noch heute zurückrufen, in der ich das mit den Hunderttausenden tat: einen echten Stil hatte es nicht mehr um uns gegeben, damals in den sechziger Jahren: man war halt gar so bescheiden gemacht, durfte man mit den Flügeln schlagen, so meinte man jetzt, man flöge. Wie bei der Butzenscheibenlyrik, wie bei den „historischen Romanen“, wie bei den „altdeutschen“ Jungfräulein und Landsknechten der Zeit. Nur: uns Empfindlicheren glückte das nicht lange. Die Wohnung war keine Kulissenstube, man sah sie ja nicht nur an, man sollte drin hausen. Hier stieß man nun an Unzweckmäßiges, dort brach ab, was kraftstrotzend schien, dort verblaßte, was gestern geprangt: dem einen früher, dem andern später ward handgreiflich das Unzulängliche im Ereignis klar. Und die altdeutsche Mode in Wort, Ton, Farbe, Bau und Gerät gab neuen Hoffnungen und neuen Wirrungen, aber auch neuen Erfahrungen des ästhetischen Erlebens Raum.

Aber neben allen Kunstmoden hin, nur streckenweise mit ihnen befreundet, geht der Sinn für das Sachliche und der Sinn fürs Echte. Wem's mit der Kunst ernst ist, dem wird ja in anderm Sinne selbst die Bühnenstube keine Bühnenstube sein, denn wenn sein Leichnam auf dem Stuhl im Parterre sich an Pappe statt Holz da droben nicht ärgert, sein Geist steigt auf die Szene mit hinauf und will dort leben können. Dort, oder wohin Frau Kunst ihn ruft: auf den Gefilden der Seligen zwischen vier Bilderrahmenbrettern oder im Frühlingsweben auf Geigentönen oder im Hasseskampf hinter den Worten des Buches dort. Und seine Forderungen sind besonderer Art. Es stört ihn nicht, daß das Bühnenzimmer nur drei Wände hat, es stören ihn überhaupt (wenn er erst einmal wach ist) die gröblichsten Unzulänglichkeiten in körperweltlichen Dingen nicht, denn seine Dienerin Phantasie wird mit der des Künstlers eines, um so stark zu zaubern, daß er Anbetung fühlen mag vor einem Gemisch von Temperafarben in Madonnenform, Mitleid mit einem Stück geknetetem Tons, und eine Fülle, wo ein Nichts, eine Pause ist. — Aber kein Erdbebenmesser, der ein Zittern von jenseit des Ozeans meldet, ist empfindlicher, als die Seele des so Genießenden gegen Falsches. Gegen Wort-, Ton-, Bild-Bewegungen, die ihr verraten, daß irgendwo im Wesentlichen, im Zentralen irgend etwas unecht ist. Daß dort

Digitized by Google

jemand nicht sich geben, sondern dich gewinnen wollte. Daß es ihm nicht auf die Wahrheit der Sache, sondern auf ihre Wirkung ankam. Dann ist der Glaube weg, das Vertrauen, das sich hingab — du achtest darauf: kommt mehr dergleichen? Du argwöhnst nun überall statt inneren Zwanges der Mitteilung Mache um Beifall. Mit einem Wort: die hemmende Gegensuggestion ist da, denn dazu ist sich ja jeder Reife zu gut, daß man mit seinen besten Gefühlen spiele.

Wir feiern an dieser Stelle fünfzigste Geburtstage sonst nicht, wenn wir heut Gerhart Hauptmanns gedenken, hat das einen kunstpolitischen Grund. Wir möchten die Leser, denen Kunst ein Erleben und dadurch ein Bereichern, Stärken, Wachsenmachen ist — wir möchten sie bitten, auf die Echtheit, auf die Lebenswerte bei Gerhart Hauptmann besonders zu achten, wenn sie ihn und andere vergleichen. Flüchtigkeiten, Nachlässigkeiten, selbst Ungeschicklichkeiten finden sich auch bei ihm, von den oft besprochenen Beengungen und Schwächen seiner Dichterpersönlichkeit ganz abzusehn. Aber in keinem einzigen seiner Werke werden wir auch nur an der nebensächlichsten Stelle jenes Unechte finden, das Surrogat, das Blenderische, welches bei, ach wie vielen andern, wieviel Gefeierten zum Zeugnisse dessen vor uns spielt: hier ringt kein In-sich-Erfahren nach Gestalt, sondern hier macht uns einer was vor. Hauptmann ist, was der nicht ist, der das Wort in Schwang brachte, ein „Schaffender", und was neben ihm auf der Bühne der Gegenwart höchstens noch zwei, drei andere in bescheidenerem Maße sind. Manchmal reicht seine Kraft nicht aus, das Gefühlte zu bannen, wie in „Pippa", auch dann aber wird es nie ein verlornes Bemühen sein, sich immer wieder darein zu vertiefen, denn was man schöpfe, und sei's nur ein Becher voll, wird „Wasser des Lebens" sein. Es gibt kein einziges Hauptmannsches Werk, dessen Boden es nicht durchrieselte.

So besteht ein wesenhafter Unterschied zwischen Hauptmann hier und dort den Sudermann, Hardt, Fulda und allen ihrer Verwandtschaft. Was keine Kritik vermag, das tut ohne alles Aufheben die Zeit: die Macher altern, die Schöpfer bleiben jung. Die Macher vertreiben dem, der die Mache nicht gleich herausfühlt, unterhaltsam die Stunden, wie uns damals die altdeutschen Stuben mit dem Vormachen alten Deutschtums vergnügten. Aber vom Vorgemachten behält man nichts zum Aufheben, nur vom Gegebenen, und nur das gegebene Leben wächst beim Beschenkten weiter. Dort kam die Ermüdung, und andre Moden kamen, Rokoko, Empire, Jugendstil, Biedermeier. Daneben aber ging das Erleben der Dinge, das Sich-Auseinandersetzen mit den Fragen, das Durchdringen, das Gestalten, das denen, die dabei waren, statt Maskeradenräumen schließlich Heimstätten schuf. Dort der Wechsel im Äußerlichen, hier die Entwicklung im Innern. Das Wachsen nur hier. Das Wachsen auch in der reinen Kunst nur bei ihnen, die wie Hauptmann gestalten, indem sie aus dem Erleben um und in sich mit feinstem Wurzelfaserwerk durch den starken Stamm hinaufsaugen, was Blatt zum Atmen, Blüte zum Weiterzeugen, Frucht zum Bewahren des Lebenskernes über den einzelnen hinaus werden kann. A

Digitized by Google

Gerhart Hauptmann

Zu seinem fünfzigsten Geburtstage

Zeiteinschnitte, Jubiläen mögen willkürliche Anlässe sein; man mag sie für etwas Äußerliches, Zufälliges nehmen, das ebenso gut ein Jahr früher oder später hätte fallen können. Sie bleiben willkommene Gelegenheiten zur Umschau. Sie sind es zumal in so rastlos vorwärtsstürmenden Zeitläuften. Ein Anhalten, ein Atemholen, ein Sichbewußtwerden.

Wenig mehr denn zwei Jahrzehnte sind vergangen, seit wir Gerhart Hauptmann unter uns wissen. Wir haben während dieser kurzen Spanne all die Bangnisse eines rastlos Ringenden mit erlebt, seine Siege, seine Verzweiflungen, seinen heiligen Glauben, Gelingen und Versagen, Aufraffen und Sichfinden, Sehnsucht und Erfüllung. Das alles ist in all den Jahren mit uns dahingerauscht, eingebannt in den Rhythmus dieser unserer Gegenwart.

Professor Mäurer äußert zu Gabriel Schilling in des Dichters jüngst veröffentlichtem Werke: „Und jetzt, Junge, sage ich mal etwas Mystisches. Wir sind aus der gleichen Generation." In eben diesem Mystischen liegt auch das Geheimnis beschlossen, das über dem Verhältnis einer Zeit zu ihren Künstlern waltet. Ein beide zugleich umspannender Rhythmus, der sie gemeinsam trägt, nimmt ihnen die Möglichkeit, sich voneinander in irgendeinem Augenblicke soweit zu lösen, daß sie sich rein betrachtend gegenüberstehen könnten. Und so darf das, was zum 50. Geburtstage Gerhart Hauptmanns zu sagen ist, nichts kritisch abwägend Bewertendes sein, sondern nur das gelegentliche Festhalten eines Gesamteindrucks, der aus der Flucht vorübergerauschter Einzeleindrücke das Bleibende in sich vereinigt. Und es ist gut in dieser vielspältig-verwickelten Gegenwart, sich einmal eines besonderen Wertes in seiner Gesamtheit bewußt zu werden.

Vor uns liegt ein in kaum fünf Lustren erwachsenes gewaltiges Werk, das unsere ganze Andacht und Anteilnahme erheischt. Ein gewaltiges Werk, selbst gemessen an Gewaltigem vergangener Zeiten. Gewaltig, nicht weil etwa alles vollendet wäre, alles den Stempel des Ewigen trüge, sondern weil uns dieses Werk, als Ganzes erfaßt, etwas Gewaltiges, Ewiges bedünkt. Was von Michael Kramers Lebenswerk der gläubige Schüler äußert, das gilt für Hauptmann nicht minder: „Fragmentarisch ist alle Kunst. Was da ist, ist schön. Ergreifend und schön."

Man hat ihm — in letzter Zeit geschah es wohl häufiger als sonst — vorgeworfen, daß er sich nicht scheue, Schwaches, Unfertiges und gar Wertloses zu geben. Man hat nicht bedacht, wie wenig Schwaches oder auch nur Unfertiges dieser Dichter im Verhältnis zu der Fülle seiner Herrlichkeiten gab. Und darum könnte in solcher Erkenntnis wohl der tiefere Sinn seines Jubiläums liegen. Hauptmann hat sie uns wahrlich leicht gemacht, da er uns in diesem Jahre „Gabriel Schillings Flucht" nicht mehr vorenthielt, sein persönlichstes, menschlichstes Drama, einen seiner dauernden Werte.

Digitized by Google

Ein starker und unentwegter Zug der Entwicklung geht durch Hauptmanns Werk, nicht einer geradlinigen, fast systematischen wie bei Ibsen, sondern einer weit und oft gar wild verzweigten und verästelten. Ihr dankt der Dichter jene schier unübersehbare Fülle und Mannigfaltigkeit der Gestaltungen, der Köpfe und Bilder, die aber doch von einem stets wiederkehrenden Grundakkord beherrscht wird. Als ob die einzelnen Sätze einer großen Symphonie einem zutiefst in ihrer Seele schwingenden Leitmotiv immer neue, unerhörte Tonreihen und Wendungen entlockten. Seltsam ist es, wie des Dichters Geschöpfe — ein bunter Reigen verschiedenster Gestalten aus verschiedensten Zeiten, Zonen, Ständen und Phantasieregionen — doch ineinander verschlungen sind: kraft eben jenes großen Leitmotives. Wie etwa des armen Heinrich klein Gemahl, umwoben vom heiligen Hingebungs- und Erlösungsmysterium, eine Schwester jener Ida Buchner zu sein scheint, die im „Friedensfest" mit der inbrünstigen Kraft ihres Glaubens und ihrer Opferungsfähigkeit Wilhelm Scholzens Seele den dunklen Mächten abzutrotzen trachtet; wie des mythischen Wann gar bald in kühlklarer Weisheit sich lösende Frühlingswallung Kaiser Karls alterndes Blut in gefährliche Fieber verstrickt; wie Gabriel Schillings Meeresflucht das Johannes Vockerat-Schicksal auf einer höheren, ungleich reiferen Lebensstufe gleichsam noch einmal erfüllt. So weben Tausende von Fäden zwischen des Dichters zahllosen Gestalten hin und her. Es ist, als ob sie alle einer großen, viel verzweigten Familie zugehörten.

Und jenes Leitmotiv, das mit so seltsam mystischem Banne sie alle bindet, das bald dumpf und düster, bald hell und gläubig und rein durch Hauptmanns Werk erklingt, läßt sich in drei Worte fassen, die dessen wert sind, daß sie den Gehalt einer Dichterseele umspannen: Mitleiden — Sehnsucht — Erlösung.

In diesem großen Dreiklang liegt zugleich Gerhart Hauptmanns dichterische Entwicklung beschlossen.

Aus dem Mitleiden mit der ewigen Qual der menschlichen Kreatur — sei sie der bettelarmen Weber Verzweiflungsschrei, der schuldlos schuldverstrickten Rose Bernd unentrinnbares Leid oder Michael Kramers unsägliches Vaterweh — löst sich die Sehnsucht los, die große, wilde, unbezähmbare Sehnsucht der Menschenbrust. Jene Sehnsucht, „die hat a jeder Mensch hat" und die dieses selig-unseligen Daseins unsterblicher Teil ist. Aus dieser Sehnsucht aber mußte einer von Glaubensinbrunst erfüllten Dichterseele das Erlösungsmotiv notwendig erwachsen. Gerhart Hauptmann hat seit Anbeginn immer und immer wieder um den Erlösungsglauben gerungen. Zag klingt er an in dem frühen „Friedensfest", über dem Tode des Glockenmeisters jubelt er laut und fast allzu grell empor, in dem wundersam herrlichen Mythus vom armen Heinrich findet er endlich den Sieg:

„..... Gestorben! Auferstanden!
Die zween Schläge schlägt der Glockenschwengel
Der Ewigkeit....."

Und wie ein Leuchten schweben über Gabriel Schillings Todesfahrt die herrlichen Worte der Lucie Heil: „Ich glaube, nun ist er für ewig geborgen." Die große tragische Seite des Erlösungsglaubens

Digitized by Google

wird hier offenbar — der Glaube, daß „der Tod verschlungen ist in den Sieg", jener Glaube, der aus den vier Worten auf dem Schwerte Florian Geyers erblitzt: „Nulla Crux Nulla Corona" und der über der einsamsten und größten Stunde Michael Kramers unsichtbare Schwingen breitet.

Und seltsam schließt sich der Ring: die Wurzeln des Erlösungsmotives sind eben dieselben, denen das Mitleiden entwuchs, das durch die Sehnsucht zum Erlösungsglauben emporgetragen ward ... es ist die große Liebe, die „reine Menschlichkeit" im goethischen und — man darf wohl sagen — christlichen Sinne. Leiden, Mitleiden, Sehnsucht und Erlösung, alles in eins geschlungen durch die Liebe — dies ist der letzte und tiefste Gehalt Hauptmannscher Dichtung, unverwischbar geprägt in Michael Kramers Worte: „Warum bluten die Herzen und schlagen zugleich? Das kommt, weil sie lieben müssen."

Gerhart Hauptmanns ganzes bisheriges Werk offenbart ein unaufhörliches Ringen, eben jenes Ringen nach dem großen Glauben. Und dieses Ringen, stets erneut durch das Zuströmen immer neuer Probleme, ist zugleich das Geheimnis des Dramatischen bei Hauptmann und der Unentwegtheit seiner Entwicklung. Aus allen Dingen dieses Daseins, aus Stoffen des Alltags, aus Mythen und Märchen und Träumen besonderer Stunden, aus ureigensten Schmerzen und Seligkeiten — aus all dem wachsen die Probleme ihm zu, und rings türmen sich die Fragen und ewigen Rätsel des Lebens. Ihm ist die rechte Anschauung aller Dinge gegeben, die jedes echten Dramatikers Sendung verrät. Denn das Aufschürfen und Ringen mit Problemen ist allen dramatischen Schaffens Urbedingung. Noch nie hat Hauptmann ohne innersten Zwang sich an einen Mythus gewagt wie so mancher der Neueren, der, durch die Ehrwürdigkeit eines alten Stoffes angereizt, ihn zu meistern sich vermaß und bald selbst übermeistert sich damit begnügen mußte, ihn durch Aufpfropfung von Pseudoproblemen und Deutungsversuchen irgendwie zu verrenken. Hauptmanns innerer Reichtum macht ihn stets sogleich zum Herrn und Meister über seinen Stoff, den er nie ohne Notwendigkeit wählt. Unter seinen Dichterhänden keimte aus dem schlichten, fast einfältigen Griseldastoff, der einem Friedrich Halm gerade zum Vorwand für eine Reihe glattflüssiger Jamben ausreichte, ein Überschwall von Menschheitsproblemen auf, so üppig und wild, daß dabei die Form dieser prachtvollen Dichtung einen leisen Sprung bekam. Einer Dienstmagd nicht nur äußerer Aufstieg zur Herrin, eines maßlos Liebenden Eifersucht gegen das eigene Kind, einer Widerspenstigen Zähmung und eines ungezügelten Lebensdranges Bändigung, Soziales und Individuelles — all das entwuchs hier einem gar einfachen Sagenstoff, da ein Dichter ihn angerührt, „daß er in Blüten flammt mit einem Schlag".

Das ist gerade das Herrliche an Gerhart Hauptmann: in seinen schwächsten Schöpfungen noch leuchten die Probleme auf. Und man weiß, warum er das — nicht zu Ende Gemeisterte — angepackt hat.

Digitized by Google

In jenem schattenhaften, lautlos verschwebenden Spiel der vier „Jungfern vom Bischofsberg“ selbst noch gewinnt, als Heinrich Heines Biminilied anklingt, auf Augenblicke alles festere Umrisse, und der tiefere Sinn blitzt aus all dem Versagen und Entgleiten auf. Es ist der flüchtige Duft, die Losgelöstheit einer deutschen Sommernacht; irrlichternde Lampions in Gartengebüschen, Mädchenseelen im Reigen um tappende, irrende, haschende Männer schwebend. So bleibt bei Hauptmann ein Abglanz selbst von matt Erschimmerndem.

Mit diesem Wunder ist noch eine andere Herrlichkeit des Dichters eng verknüpft, eine natürliche, große Sinnlichkeit, etwas Erdhaftes, in der Natur und den Dingen dieser Welt stark Verwurzeltes.

Gerhart Hauptmann ist naturverwebt im goethischen Sinne. Alles redet zu ihm und wird ihm Erlebnis. Das offenbaren am klarsten seine griechischen Reiseaufzeichnungen, in denen der Dichter, sonst keineswegs einer Analyse seiner eigenen Seele zugeneigt, sondern eher scheu sein Innerstes vor der Welt verhüllend, bisweilen ganz Persönliches verrät und (bewußt oder unbewußt) einen tiefen Einblick in die Grundbedingungen seines dichterischen Schaffens gewährt. Es ist herrlich zu lesen, wie Griechenland ihm lebendig ward; wie ihm angesichts des zwitschernden Felsens der Akropolis mit den Stimmen der Vögel die Götter Griechenlands gleichsam faßbar in greifliche Nähe gerückt sind, und wie, unter dem Banne einer starken Gegenwärtigkeit, der Parnaß und seine roten Schlünde und Täler ihm zum heiliger Quellgebiet jenes „silbernen Stromes der Griechenseele werden, die durch die Jahrhunderte fließt“.

Hauptmann ist die Kraft der Vision gegeben. Traum und Wirklichkeit rinnen ihm in eins zusammen wie in jenem wildwucherndem Garten auf Korfu, in dem er, ganz in die homerische Welt sich einzuschließen, Zeilen eines dramatischen Telemachgedichtes zu schreiben begann und schließlich so im Banne der Umgebung war, daß er, auf verfallenen Marmorstufen ehrfürchtig niedersteigend, den Pfad zu einer verschwiegenen Grotte verfolgte, um dort den Najaden ein Blumenopfer zu bringen.

Aus dieser tiefen Verwobenheit heraus hat Hauptmann die unvergängliche Traumdichtung vom Hannele geschaffen. Die Kraft der Vision aber ist der Urquell seiner Symbolik, die zumeist, wo sie in der Beseelung der Natur und der Dinge wurzelt, wie in „Gabriel Schillings Flucht“ oder in den „Ratten“, von innerster Wahrheit erfüllt ist und die nur bisweilen durch die Übermacht allzu maßloser Visionen etwas Verstiegenes annimmt wie in dem opalisch flimmernden Pippamärchen. Doch wie verstiegen und wild diese Symbolik auch ist, nie mutet sie erkünstelt oder gar ausgeheckt an. Denn Traum und Symbol umfassen Hauptmanns Verhältnis zu den Dingen. Von ihm gilt Hugo von Hofmannsthals erkenntnistiefes Dichterwort: „Und drei sind eins: ein Mensch, ein Ding, ein Traum.“

Seine große, allumfassende Sinnlichkeit hat den Dichter noch stets gehindert, schematische Figuren oder gar Gedanken in Menschengestalt zu schaffen. Nur einmal, in seinem düstergewaltigen Erstling „Vor Sonnenaufgang“, ist die Tragik allzu stark durch das Besessensein des Menschheitsbeglückers Loth von sozialhygienischen Gedanken

Digitized by Google

und Theorien bedingt. Aber selbst diese Gestalt, so überladen mit Abstraktem, gewinnt alsbald Fleisch und Blut bei dem wundersamen Liebesspiel im Garten, dem schon das ganze Leuchten späterer Hauptmannscher Dichtungen eigen ist, jene zarteste Lyrik, die wie der Duft hingegossenen kostbaren Weines vorüberschwebt. In dem kurzen und wie ein Rembrandtsbild schattierten schwermütigen Heliosfragment nennt ein junger, sehnsuchtskranker Spielmann diesen Zauber, der um alle Gipfel Hauptmannschen Schaffens webt:

„Ich trage ein Leuchten in meiner Brust . . .
Ich trage in meiner Seele ein Lied . . .“

Wie diesem Leuchten, diesem Lied in der Seele Hauptmanns Lyrik entspringt, wie aus jenem Ringen das Dramatische und aus dem Verwobensein mit den Dingen Traum und Symbol geboren werden, so liegt der einzelnen Gestaltung bei Hauptmann Anschauung im weitesten Sinne zugrunde, ein tiefes und sicheres Erfassen all seiner Geschöpfe. So sind die Traumwesen, die des armen Hannele letztes Fieber bunt und wirr durchgleiten, nicht minder wahr erschaut und gestaltet als etwa die krakeelenden Kneipgäste in Wermelskirchs Schankstube, aus deren Geknäuel dem dumpfbraven Fuhrmann Henschel jäh sein Lebensverhängnis sich entgegenreckt, oder gar der winselnde Haufe zerlumpter, verprügelter Bauern auf Wilhelm von Grumbachs Ritterburg.

Hauptmanns starke und sichere Anschauung hat ihm auch die Macht gegeben, die verschlungensten Bilder packend hinzustellen. Als Erster hat er im Drama komplizierte Menschengruppen gleichsam komponiert, Vielspältiges doch mit einheitlicher Wucht umfaßt. Ein unvergängliches Beispiel dieser Kunst bleibt das Weberdrama. Es ist wie das hastig-gejagte Vorüberhuschen von etwas unfaßbar Bedrohlichem, das sich plötzlich jäh über sich selbst in die Höhe reckt; ein schicksalvolles Zusammengebundensein unzähliger Einzeltragödien. Und sein Rhythmus gleicht dem angstvollen Flügelschlagen von Hunderten aufgescheuchter Fledermäuse, das von einem feuerfarbenen Sturmwind dahingetragen wird.

Noch nie ward seit Shakespere und Grabbe Menschengewimmel so gemeistert wie in der Ratschlagung der Aufruhrbauern zu Würzburg im ersten Akte des Titanenwerkes vom „Florian Geyer“. Es ist, als würfe ein Meer, fernhin ins Ungemessene brausend, unzählige Schaumkronen und -kämme; als sei ein scheinbar Unbändbares doch von einem großen immanenten Rhythmus gebändigt. Überhaupt scheint dieses Drama, Hauptmanns kühnster Wurf, mit seinen Riesenmaßen irgendwelchen neuen Gesetzen dramatischen Formens untertan zu sein. In der Kompliziertheit seines Baues liegt etwas Inkommensurables. Aus der großen Tragödie einer Bewegung von Menschen, des in einer Masse formgewordenen Tatentriebes, ragt steil die Einzeltragödie des schwarzen Ritters, durch dessen Herz ein brennendes Recht fließt — Florian Geyers, der an einer zu großen und zu schönen Idee zerbricht und dessen Schicksal „die Tragödie des Deutschen“ ist. Zwiefach Gewaltiges ist hier unlöslich und seltsam natürlich ineinander geschlungen.

Digitized by Google

Ähnlich verwickelte Gefüge finden wir im „Roten Hahn“ und den „Ratten“, in denen das Durcheinander ganzer Bevölkerungsschichten, steigender, fallender, halberstickter, verschmitzt aufbegehrender und heuchlerisch sich zur Wehr setzender hin und her, auf und nieder wogt. Gerhart Hauptmann scheint mit der Tausendfältigkeit eines Kristalles begabt, in der dieses Lebens Bewegtheit und Buntheit sich sammelt und bricht.

Seltsam ungleich ist die Zeichnung der Nebengestalten in jenen Dramen, deren Kern Einzelschicksale sind.

Knapp und sicher Umrissenes findet sich im „Fuhrmann Henschel“ und in der „Rose Bernd“. Hier weben, von des Dichters großem Mitleiden gleicherweise erfaßt, viele Geschicke neben denen der Hauptgestalt. Und das wehe Los der von Menschlichkeit umsonnten Frau Flamm, das stille versöhnte Leid dieser Hintergangenen bleibt neben der schattengroßen Tragödie der „Rose Bernd“ unverblaßt.

Ungewöhnlich stark selbst für Hauptmann ist die Umreißung aller einzelnen Gestalten in „Gabriel Schillings Flucht“, seinem innerlichsten Werke, das trotz seiner weiten Meeresperspektive ein nervenfeines Kammerspiel der Seelen ist.

Anderswo bleibt die Umwelt des Helden skizzenhaft, äußerlich und innerlich Hintergrund, wie im „Michael Kramer“ und in der Crampton-Komödie. Absichtlich starke Herausarbeitung der Helden macht hier das Schemenhafte der Nebenfiguren zumindest begreiflich, während in dem schwachen Lustspiel der „Jungfern vom Bischofsberg“ das Konventionelle der Zeichnung verstimmt, weil es sich wie ein Staubschleier über das Ganze legt. Hauptmanns prägungsstarke Anschauung ist hier, übermüdet, teilnahmslos geblieben.

Abseits von all seinen übrigen Geschöpfen stehen die Gestalten jener beiden Gelegenheitsspiele, in denen Hauptmann willig dem Bannkreise anderer Dichter sich unterwarf. Sie scheinen unter einem ganz besonderen Gesichtswinkel erschaut zu sein. Einheitlich und stilsicher geht dieser Zug durch den Nokturnus „Elga“, dessen Menschen (in Traum und Wirklichkeit) nur sehr menschenhafte Marionetten sind. In dem bunten, bewegteren Scherzspiel „Schluck und Jau“ ist diese Marionettenart nur den Typen vom Hofe Jon Rands eigen, am stärksten der blaß-porzellanenen Märchenprinzessin Sidselill. Das tolle Paar der gefoppten, in Macht und Herrlichkeit sich sielenden Saufkumpane dagegen entstammt des Dichters ureigenster fleisch- und bluthafter Gestaltenwelt. Hier fließen die Stile wild ineinander wie Traum und Leben, Ernst und Laune, Wirklichkeit und Phantasie. Es ist, als wolle in diesem Wirbel Hauptmanns Gestaltungskraft einmal in völliger Losgebundenheit sich austollen, unter dem Schutze des Shakespereschen Genius, dessen abgründiger Humor das Ganze zauberhaft beschwingt.

Gleichem Urgrund entstammt auch jener Humor, der, bei den tollsten Bocksprüngen schweren Blutes und von einer tiefen Versunkenheit, in der herrlichen Crampton-Komödie waltet, einer der wenigen wahrhaft grotesken Schöpfungen unserer Tage, in der die tiefsten Schauder der menschlichen Seele in eine verteufelte Aufgekratztheit verwoben sind. Es ist ein Torkeln und Stolpern dicht am Rande

Digitized by Google

eines riesigen abgründigen Felstrichters. Zugleich aber umschimmert Hauptmanns menschliche Anteilnahme, sein inniges Erfühlen und Erfassen den arg ramponierten Schädel des so seltsam durch das Leben taumelnden Meisters.

Dieser tiefe und mit seinem Wesen verknüpfte Zug der Menschlichkeit hat es Hauptmann stets unmöglich gemacht, rein Satirisches zu schaffen. Selbst wo Ansätze dazu vorhanden sind, beim Landrat von Wehrhahn im „Biberpelz" etwa, fühlen wir die Gestalt doch bald in eine so menschliche Nähe gerückt, daß wir uns fast scheuen, sie zu verlachen. Man braucht hier vergleichsweise nur sich vorzustellen, was Ludwig Thomas buldoggenhafte Bissigkeit aus diesem Wehrhahn gemacht hätte, um den Unterschied deutlich zu empfinden. Ein Verstehender wie Hauptmann kann Menschen nicht einseitig satirisch erfassen. Das große Verstehen aber ist bei ihm innerlich verwachsen mit jenem Mitleiden (Sympathein), das die Wurzel all seiner Dichtung ist. Und deshalb kann man ihn nicht gröblicher verkennen, als wenn man seinen Werken — wie es leider nur allzuoft geschieht — mit einem gewissen Wohlwollen nachrühmt, sie seien vortreffliche Studien und Milieuschilderungen. Denn damit nimmt man das, was wohl Mittel zum Zweck sein kann, für den Zweck selbst. Hauptmanns Dichtung aber gibt letzten Endes nicht psychologische oder psychopathische Studien, sondern Rein-Menschliches, erfaßt von einem verstehend Mitleidenden; Ewig-Menschliches, eingebannt in eines Dichters blutendes Herz.

Gerade das große Verstehen der Menschen und der Menschheit, das Einssein mit ihren letzten und leidvollsten Sehnsüchten hat Gerhart Hauptmann jüngst dazu berufen, das von inneren Flammen durchglühte riesige Epos vom „Narren in Christo" zu schaffen. Hier schreitet, fleischgeworden wie einst in Jesu, das ewige Gottsuchen der menschlichen Seele durch unsre Gegenwart dahin, die, in ihrer ganzen Vielfältigkeit eingefangen, das Werk zugleich zu einem Menschheitsspiegel dieser Zeit macht. Nachtwandlerisch geht der von der tiefsten Sehnsucht trunkene Mensch seinen Weg, mit der äußeren Narrengebärde jedes Propheten. Narr zugleich und Heiliger, erkannt von wenigen, verfolgt von vielen, wie Christus verspottet ward und Tolstoi verlacht: und nur getragen von der großen, brünstig fragenden Sehnsucht nach dem Geheimnis des Reiches Gottes. Gerhart Hauptmann, der nicht vom Prophetenstamme ist wie Tolstoi, auch nicht vom Apostelstamme wie August Strindberg, sondern „nur" ein Dichter, aber erfüllt von allen letzten Menschlichkeiten, verbirgt sich selbst zaghaft und scheu hinter der Maske eines Chronikenschreibers unsrer Tage. Und doch sehen wir immer wieder hinter den Fragezeichen und Räsonnements eines nüchternen Berichters Hauptmanns großen heiligen Willen zum Glauben aufleuchten, zum Glauben an dieses Narren Heiligkeit, an die Größe und endliche Sieghaftigkeit der letzten menschlichen Sehnsüchte. Darum ist dieses Buch vom „Emanuel Quint" so herrlich, weil Hauptmann darin Ewig-Menschliches wieder greifbar nah in diese unsre Zeit mitten hineinstellt — und mit der Macht und Unmittelbarkeit eines im letzten Grunde dramatischen Bildners. Denn trotz sehr vieler epischer Schönheiten und manchen Idylls von home-

Digitized by Google

rischer Bildhaftigkeit ist alles Herrlichste im „Emanuel Quint“ dramatischen Ursprunges. Ebenso wie in Hauptmanns letztveröffentlichtem Entwicklungsroman „Atlantis“, dessen rein epische Partien manchmal recht schwach sind. Dramatisch war ja auch schon jenes novellistisch gefaßte erste Menschenproblem vom „Bahnwärter Thiel“, das seine endgültige Formung erst in der Fuhrmannstragödie fand.

Mitleiden — Sehnsucht — Erlösung, der große Grundakkord ist die Seele des tiefen Gottsucherepos vom Narren in Christo, wie er die Seele aller Hauptmannschen Dichtung ist und bleiben wird; denn er ist der höchste Ausdruck ihres Schöpfers. Er wird aufklingen über all den Motiven und Problemen, die der Welt und des Lebens Tausendfältigkeit dem Dichter noch schenken wird. Und wir werden ihm lauschen, überrascht und gebannt wie am ersten Tage, da er uns klang. Er aber wird uns künden, daß dieser Dichter einem großen Menschheitsglauben entgegenringt und daß er sich nicht begnügen wird mit dem jäh aus Tod und Lawinensturz erhallenden „Pax Vobiscum“ Henrik Ibsens. Deshalb darf der Fünfzigjährige auch von uns einen großen Glauben fordern. Wir aber wollen jene bange Frage aus dem „Hirtenlied“ von nun an getrost für eine stolze nehmen:

„Was denn rechtfertigt mich, wenn nicht mein Werk?“

C. F. W. Behl

Ariadne auf Naxos

Mit besonderem Aufwand und unter Beachtung der gesamten musikalischen Welt des In- und Auslandes hat am 25. Oktober in Stuttgart die Uraufführung des neuesten Musikdramas von Richard Strauß stattgefunden. Auf der Bühne wirkten mit den Mitgliedern der Hofbühne berühmte Gäste zusammen, aus Berlin war Max Reinhardt mit dem Ensemble seines Deutschen Theaters verschrieben, aus Wien die jetzt so beliebte Tänzerin Grete Wiesenthal, und für das Orchester hatte man sich der besten Bläser und altitalienischer Streichinstrumente versichert. Und trotzdem handelte es sich um die Geburt eines wirklichen Kunstwerkes von Rang und Schönheit. Auf den ersten Blick erscheint „Ariadne auf Naxos, zu spielen nach dem Bürger als Edelmann des Molière“ ziemlich barock. Mag die Entstehungsgeschichte manches erklären — Hugo v. Hofmannsthal und Richard Strauß wollten sich Reinhardt dankbar erweisen und ihm etwas für sein Deutsches Theater zurechtmachen —: schließlich hat doch künstlerisches Raffinement dem Werke die Gestalt gegeben.

Der Inhalt der Molièreschen Komödie ist bekannt. Der reich gewordene Tuchhändler Jourdain will es dem Adel gleichtun; er lernt Fechten und Tanzen, kleidet sich nach der neuesten Mode und spielt den Kunstmäzen. Während sich aber der Dichter anfangs an das Original hält, entfernt er sich später davon und setzt an Stelle der Intrige des Liebespaares Lucile und Cleontes die Operaufführung und ihre Vorbereitungen. So war für den Komponisten die Gelegenheit herbeigeführt, statt der Lieder und Tänze, mit denen dieser Molière wie alle übrigen ausgestattet war, eine dramatische Musik zu schreiben. Die Oper „Ariadne auf Naxos“

Digitized by Google

soll bei dem Gastmahl gespielt werden, das Jourdain der von ihm angebeteten Marquise Dorimene gibt, und eine lustige Farce „Die ungetreue Zerbinetta und ihre vier Liebhaber“ soll ihr folgen. Da erteilt Jourdain in einer Parvenülaune den Befehl, daß beide Stücke zu gleicher Zeit gespielt werden, und den Buffonisten bleibt nichts übrig, als in das ernste Drama hinein zu improvisieren. Die originelle Verquickung heiterer und tragischer Momente, in der die Gegensätze der Ariadne und der Zerbinetta als zweier menschlicher Typen (die Frau, die vergessen kann, und die Frau, die nur im Tode Erlösung von Liebeskummer findet) aufs schärfste beleuchtet werden, kann man als neues künstlerisches Problem gelten lassen und die geistreiche Art bewundern, in der Dichter und Komponist es gelöst haben. Die Anlage des ganzen Werkes jedoch, die Ausdehnung, die das Lustspiel auf Kosten des musikalischen Teiles nimmt, der Ernst und die Schwere der Musik, die in ihrer überragenden Bedeutung auf den leichten Stil der Umgebung drückte, haben sich in ihrer Vereinigung bei der Aufführung nicht als glücklich erwiesen. Da aber die Musik der eigentlich wertvolle Bestandteil ist, erwächst den Bühnenleitern nunmehr die Aufgabe, sie durch Kürzungen des Dialogs und geschickte Inszenierung zur rechten Geltung zu bringen und so die wirklich herrliche Partitur vor ungünstigen Schicksalen zu bewahren.

Richard Strauß hat zum „Bürger als Edelmann“ eine graziöse, ungemein fein gearbeitete Lustspielmusik verfaßt. Gleich die Ouvertüre mit ihrer Anlehnung an den Kammerstil des 17. Jahrhunderts ist ein kleines Kabinettstück. Die Lieder und Tänze, die Szenen des Fechtmeisters und der Schneider sind charakteristisch und dabei leicht und gefällig gehalten, und in der Dinerszene waltet mit allerhand Anspielungen ein übermütiger Humor. Mit dem Beginn der Oper erhebt sich dann die Musik zu ganz anderer Bedeutung. Die lyrischen Monologe der Ariadne, die Terzette der Najade, Dryade und Echos, die gegenüber dem leidenden Menschenherzen die fühllose Natur repräsentieren, die Quintette der Zerbinetta und ihrer Liebhaber, die mit musikalischem Witz den Ton der commedia dell'arte anschlagen, und nicht zuletzt das in mächtiger Steigerung aufgebaute große Schlußduett zwischen Ariadne und Bacchus mit seiner tiefen Symbolik — das alles ist so meisterhaft gemacht und so glücklich inspiriert, daß man es schlechthin das Schönste nennen darf, was seit Wagner für die Bühne geschrieben worden. Die Erfindung quillt dem Komponisten reicher denn je, und wir sehen ihn in der Vollkraft seines Schaffens wieder zum melodischen Ausdruck zurückkehren. Zugleich führt er in der „Ariadne“ eine völlig neue Art der Orchesterbehandlung ein. Die ins Ungeheuerliche gesteigerten Massenwirkungen sind aufgegeben. Äußerste Durchsichtigkeit und Feinheit sind an ihre Stelle getreten. Jedes Instrument (16 Streicher, je 2 Bläser, nur eine Trompete und eine Posaune (!), Celesta, Harfen und Schlagzeug) ist, wie in der Kammermusik, solistisch verwendet; die Füllung übernehmen (abwechselnd und zusammen) Klavier und Harmonium, die so dem Opernorchester, vielleicht für immer, angegliedert sind. Was Strauß mit diesen 36 Musikern an Fülle und Wohlklang, an Farbenwirkung und Steigerung erreicht, spottet jeder Beschreibung und bedeutet einen Gipfelpunkt genialer technischer Meisterschaft. Kurz, nichts möchte man sich in dieser Partitur anders wünschen, es sei denn die Koloraturarie der Zerbinetta, die mit ihren nicht immer

Digitized by Google

geschmackvollen Auswüchsen der Sängerin schier Unmögliches zumutet und den Witz der beabsichtigten Parodie anmutlos ins Breite zerrt.

„Ariadne auf Naxos" bedarf noch der dramaturgischen Nachhilfe und ist, schon aus praktischen Theaterrücksichten, von der komödienhaften Umrahmung tunlichst zu befreien. Dann aber wird dies Werk um seiner musikalischen und dichterischen Schönheiten, um seiner potenzierten Innerlichkeit willen, die uns wieder auf das Psychologische in der Oper zurückführt, sich wie kein anderes unter den modernen Freunde gewinnen und vielleicht einen Markstein in der Entwicklung des musikalischen Dramas bilden.

Leopold Schmidt

Reform der katholischen kirchlichen Kunst

Die Ausdrucksformen der Kunst sind wandelbar. Auch dort, wo sich die Kunst in den Dienst einer ewigen Aufgabe stellt, braucht sie nicht zu erstarren, es fließt ihr aus unversiegbaren Quellen immer neues Leben zu. Die naive altchristliche Kunst hat sich zur romanischen entwickelt, diese zur gotischen und so fort durch alle Zeitalter, es war im Rahmen der katholischen Kirche immer Raum für die Wandlungen des Schönheitsbegriffes und die künstlerische Sprache des Tages. Die Renaissance hat das Innere vieler alter Kirchen umgestaltet, das Barock brachte einen ganz neuen Ton in die Gotteshäuser, und das Auge gewöhnte sich selbst in gotischen Domen an barocke Altäre. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts aber schien eine vollständige Erstarrung eingetreten zu sein auf dem Gebiete der christlichen Kunst, das Mäzenatentum der Kirche hörte auf, und die eigentlichen Künstler kannten fast nur noch weltliche Aufgaben.

Das ist sicherlich keine zufällige, keine an der Oberfläche haftende Erscheinung. Eine große gesellschaftliche Verschiebung, eine geistige und religiöse Umwälzung muß ihr vorausgegangen sein, denn daß gerade die neuere und neueste Kunst nicht mehr fähig gewesen sein soll, heilige Dinge würdig darzustellen, das wird niemand beweisen wollen. Von der Zeit ab, da sich die gebildeten und wohlhabenden katholischen Schichten der Kirche mehr und mehr entfremdeten, fehlten auch die Stifter und Förderer der kirchlichen Kunst, der Durchschnitt der katholischen Pfarrgeistlichkeit aber merkte kaum, was sich da vollzog, und er half sich wie er konnte. Die billige Fabrikware hielt ihren Einzug in die Gotteshäuser, der Pofel, der auf allen Gebieten erzeugt wurde, überschwemmte Kirchen und Kapellen und Wallfahrtsstätten, und wo eine alte Kirche erneuert, ausgebessert werden mußte, geschah fast immer ein Unglück. Die ehrsamen Zimmermaler und die handwerksmäßigen Nachahmer alter Kunstformen beherrschten den kirchlichen Schauplatz, es kam fast nirgends mehr ein persönliches Werk aus religiösen Empfindungen heraus zustande, denn es gab keine Besteller für solche Aufgaben und es schien auch keine Künstler für deren Lösung mehr zu geben.

Im hohen österreichischen Klerus, der in herrlichen Stiften und Palästen wohnt, der alte Kirchen von unschätzbarem künstlerischen Reichtum beherrscht, hat sich seit Jahren eine arge Verstimmung kundgegeben gegen die Barbarei und den greulichen Dilettantismus in der neueren kirchlichen Kunst. Und mit Aufmerksamkeit verfolgte man hier die in Dresden und

Digitized by Google

Düsseldorf unternommenen Versuche, durch Ausstellungen befruchtend auf die kirchlichen Kreise zu wirken. Sich an jenen Ausstellungen kirchlicher Kunst zu beteiligen, war indessen unmöglich. Es gab nicht nur kein neueres Kunstwerk, das man hätte darbieten können, man entdeckte auch, daß selbst das Kunstgewerbe den kirchlichen Aufgaben völlig entfremdet worden war. Das berühmte Wort „Billig und schlecht" hatte zu lange Geltung gehabt in der katholischen Kirche.

Unsichtbare Hände aus hochmögenden Kreisen griffen nun nach und nach ein, um dem Unheil zu steuern. Man tat Geld in den Beutel und schrieb Wettbewerbe aus für religiös-künstlerische Aufgaben, man lud die Vertreter aller Richtungen ein, die der modernsten sogar zuerst. Warum sollte die Kunst unserer Zeit nicht vermögen, was alle früheren Kunstzeitalter vermocht haben? Aber einige dieser Wettbewerbe blieben ohne Ergebnis, die Entfremdung zwischen Kunst und Kirche ging zu tief. Die meisten Künstler glaubten, ältere Vorbilder nachahmen zu müssen, sie waren ganz befangen, denn es waren ihnen selbst an der Akademie, in ihrer Lehrzeit, keine kirchlichen Aufgaben mehr gestellt worden. Und die nicht nachahmten, verfehlten häufig das Ziel, Erhabenes so darzustellen, wie das die Kirche nun einmal im Rahmen ihrer liturgischen Gesetze fordern muß. An diese Gesetze haben sich auch die großen alten Meister gehalten und die konnte man nicht ändern. Zur Andacht muß der Anblick eines Kunstwerkes den Beschauer stimmen, das forderte man. Und die wiederholten Wettbewerbe vermittelten allmählich eine Annäherung zwischen Kunst und Kirche, man machte auf beiden Seiten kleine Zugeständnisse. Die Künstler kamen mit Prälaten und Bischöfen in Berührung und hörten die Wünsche kunstverständiger Besteller, der Klerus, dem die moderne Kunst nur als eine Entartung erschien, lernte, sie mit andern Augen zu sehen. Bis nach Rom zog die Bewegung ihre Kreise, sie scheint auch dort gebilligt worden zu sein.

Und jetzt endlich ist man so weit, öffentlich mit den Ergebnissen dieser Bestrebungen auftreten zu können. Anläßlich des „Eucharistischen Weltkongresses" wurde die erste „Ausstellung Kirchlicher Kunst" vom Wiener Fürsterzbischof Dr. Nagl im Österreichischen Museum feierlich eröffnet, der Legat des Papstes hat sie ebenfalls als eine ganz offizielle Angelegenheit der Kirche behandelt. Unter den Bestellern aber, die der Katalog verzeichnet, ist auch der Papst selbst genannt. Zehntausende von fremden katholischen Geistlichen, die nach Wien gekommen waren, haben diese Ausstellung besucht. Sie wissen jetzt, was möglich und statthaft ist in Gotteshäusern und sie haben gesehen, was die moderne Kunst und das heutige Kunstgewerbe zu leisten vermögen.

Das ist nämlich ein kennzeichnendes Merkmal dieser Ausstellung, daß sie keine Ausstellungsware bietet, keine persönlichen Versuche, nein, was da für drei Monate zur Schau gestellt wurde, das sind Lösungen von Künstlern für ganz bestimmte kirchliche Aufgaben an ganz bestimmten neuen und alten Stätten des Gottesdienstes. Da sind Altäre für gotische Kirchen, Monstranzen für Gnadenorte, geistliche Prachtgewänder aus ganz neuen, federleichten Stoffen, Statuen von Heiligen, moderne Altarbilder und einzelne Gestalten, Glasmalereien für alte und neue Kirchen, da ist geschnitztes Chorgestühl aus der modernsten Kunstgewerbeschule, da sind Beichtstühle und ganze Sakristeieinrichtungen in Holz ausgeführt, Trag-

Digitized by Google

himmel und Fronleichnamsaltäre, Fahnen und Antependien mit kostbarer Stickerei nach modernstem Muster, Altarteppiche und hundertfältige Gebrauchsgegenstände der Kirche.

Auf einzelnes einzugehen kann nicht meine Aufgabe sein. Das Erfreuliche an der Ausstellung ist die Tatsache an sich, daß die Entfremdung zwischen Kunst und Kirche, die viel zu lange gedauert hat, überwunden zu sein scheint, denn es haben sich alle Künstlergruppen aus Österreich an diesem Werke beteiligt, man hat allen Richtungen feste Bestellungen zugewiesen. Und gerade die, die der Sezession am nächsten stehen, haben ihre Sache am besten gemacht. Da ist ein gestaltenreiches Altarbild für den gotischen Mariendom in Linz, das nicht stilvoller gedacht werden kann, und doch sehen uns diese Menschen mit den Augen des zwanzigsten Jahrhunderts an. Eine heilige Elisabeth sieht man, die ohne weiteres als Titelbild der „Jugend" gedacht werden könnte. Damit soll nur angedeutet werden, welche Zugeständnisse die Kirche gemacht hat. Sie fordert Beseelung, fordert Würde; das Wie gibt sie nun frei, der Persönlichkeit des Künstlers zieht sie keine Schranken, sobald sie ihn nur selbst als einen Echten anerkennt, der das richtige Gefühl für seine Aufgabe mitbringt und jene Liebe, die zu allem künstlerischen Schaffen gehört.

Es scheint der katholischen Kirche, die durch Jahrhunderte im Mittelpunkt aller Kunstübung stand, ein wenig bange geworden zu sein vor der Verantwortung, die sie auf sich lädt, wenn eine ihrer schönsten Überlieferungen allgemein gültiger Art verloren gehen sollte. Sie will jetzt, daß wieder solche Werke für sie geschaffen werden wie in vergangenen Zeiten, Werke, nach deren Mitbesitz es jeden gelüstet, sei er nun Christ, Jude oder Heide. Ob sich das, da die Grundstimmung der heutigen Welt nun einmal eine andere geworden, wieder erreichen läßt, ist eine andere Frage. Vermerkt zu werden verdient der Versuch auf alle Fälle.

Adam Müller-Guttenbrunn

Was geschieht nach dem Prozeß Knittel?

Die Hoffnung, daß die Erscheinungen des „Falles Knittel" zu irgendwelchen Taten, mindestens doch zu energischen Klärungen führen würden, ist bis heute unerfüllt geblieben. Einem vaterländischen Denken aber, wie wir es vertreten, wäre ein Vergessenlassen solcher „Fälle" von allen Möglichkeiten die mindest erwünschte, denn sie bedeutete ein Nichtbeachten der Symptome von Krankheiten am vaterländischen Körper. Deshalb geben wir heute dem Einsender der folgenden Ausführungen das Wort. Ohne uns in allem mit seinen Ansichten zu identifizieren. Sondern mit der Bitte: man widerlege ihn.

Uns also wird geschrieben:

„Es wird, so scheint es, nicht mehr lange dauern, und die Militäraufsicht wird der Polizeiaufsicht ebenbürtig an die Seite treten. Es ist aber der berechtigte Wunsch jedes ernst denkenden Staatsbürgers, welcher Partei er nun angehören mag, daß jegliche geheime Verfolgung solcher Art zu entfallen habe. Während man von allen Seiten den Ruf nach möglichst geordneter öffentlicher Rechtspflege vernimmt, sind manche Regierungen bestrebt, die letzten absolutistischen Reste, welche sich in der Heeresverfassung vorfinden, nicht nur zu erhalten, sondern sogar aus-

Digitized by Google

zugestalten und damit eine geheime Strafjustiz zu schaffen, die insbesondere den politisch mißliebigen Staatsbürger empfindlich treffen kann.

Die öffentliche Gerichtsverhandlung des Falles Knittel hat nicht nur gezeigt, daß eine Anzahl der vernommenen Offiziere unerfreuliche Charaktereigenschaften aufwiesen, sondern insbesondere auch, daß die Einrichtungen des militärischen Verfahrens von dienstlichen Verfügungen angefangen bis zu ehrengerichtlichen Verhandlungen geeignet erscheinen, diese Charaktereigenschaften zur Betätigung zu bringen. Hier findet sich, so scheint es, Raum zur Gesinnungsriecherei, zum Denunziantentum, zur Vergewaltigung Untergebener und das alles „zur Wahrung der Offiziersehre", der „Kameradschaftlichkeit" und vor allem des „Patriotismus". Mag diese Tatsache den einzelnen in etwas entschuldigen, so belastet sie um so schwerer ein System, welches dieses Treiben unterstützt.

Der Fall Knittel zeigt deutlich, wie wenige Bürgschaften dafür bestehen, daß die bei Offizieren und Kriegervereinen ausgeübte politische Zensur nur den Forderungen der Billigkeit entspricht. Was soll man dazu sagen, daß einem Offizier die regelmäßige Abhaltung der Kontrollversammlungen und ein entscheidender Einfluß auf das Schicksal von Reserveoffizieren anvertraut wird, der gerichtsmäßig als „bösartiger Geistesschwacher" bezeichnet wird? Es ist gewiß traurig, wenn ein Offizier im Dienst durch eine Verletzung einen Teil seiner Geisteskräfte einbüßt, es ist aber unverantwortlich, einen solchen Mann in die Lage zu versetzen, durch übermäßig strenge Strafen und sonstige Maßnahmen die Landwehrleute übel zu behandeln, — um, wie er selbst sagte, „Pflicht, Zucht und Sitte" im deutschen Heer aufrechtzuerhalten, und es ist mehr als erstaunlich, wenn man seine Meldungen ohne weitere Untersuchung dienstlich verwertet. Begreiflich wird einem das Verhalten vielleicht, wenn man bedenkt, daß der Vorsitzende eines Kriegervereins in der Anzeige des Hauptmanns gegen den Reserveoffizier Knittel einen Beweis besonderer Geistesschärfe erblickte. Aber auch eine Reihe der andern Offiziere, welche nicht durch geistige Erkrankungen entschuldigt werden, haben sich ihrer Aufgabe als Mitglieder von Ehrengerichten kaum gewachsen gezeigt. Einem der Herren kam es, wie er selbst sagte, gar nicht in den Sinn, daß es doch peinlich sei, in einer Angelegenheit Richter zu spielen, in der man sachlich, wenn auch nicht juristisch Partei ist. Welche Unkorrektheiten aller Art von der schlichten Lüge bis zur ungenauen Berichterstattung wurden in diesem Prozesse zutage gefördert! Fast alle Beteiligten hatten irgendwelche Dinge begangen, die besser unterblieben wären, ohne daß man immer geradezu von Vergehen sprechen könnte.

Der Sachverhalt war bekanntlich folgender. Der Amtsrichter Knittel, ein Anhänger des Zentrums, hatte sich bei der Landtagswahl für den Kompromißkandidaten der Polen und des Zentrums entschieden, nachdem sich der Pole schriftlich auf die Verfassung verpflichtet hatte. Dieses Vorgehen, sowie die Tatsache, daß er eine ohne sein Wissen auf ihn gefallene Wahl in den katholischen Kirchenvorstand, in dem auch Polen saßen, annahm, erregte in manchen Kreisen Mißstimmung. Der Amtsrichter kümmerte sich nicht darum, insbesondere nicht um das Mißfallen des Kriegervereins und lebte auch fernerhin in gut kameradschaftlichem Verkehr mit Offizieren seiner Garnison. Er kam zu Regimentsfeiern und verherrlichte sie durch seine Gedichte. Nach einigen Monaten übersandte der

Digitized by Google

obenerwähnte, nach Gerichtsauffassung geistesschwache Hauptmann dem Bezirkskommandeur eine Meldung über den Amtsrichter Knittel, ohne letzterem irgendeine Mitteilung davon zu machen, obgleich er mit ihm entfernt verwandt ist, sich mit ihm duzte und ihn nach der Landtagswahl privatim zur Anfertigung seines Testamentes heranzog. Ein Offizier erklärte auf Befragen diese Art des Vorgehens als korrekt, seien doch solche Anzeigen in einer kaiserlichen Verordnung vorgesehen. Den großen zeitlichen Abstand zwischen der Landtagswahl und der Erstattung der Anzeige suchte der Hauptmann dadurch zu erklären, daß erst später die Erregung über Knittel allgemein wurde. Es scheint, er ging dabei von der weitverbreiteten Ansicht aus, daß die Offiziersehre nicht so sehr durch die Handlung selbst als vielmehr durch deren Bekanntwerden leide. Die Meldung des Hauptmanns entsprach nicht völlig den Tatsachen, auch sein sonstiges Verhalten war derart, daß das Gericht den gegen ihn erhobenen Vorwurf der Lüge als bewiesen angesehen hat.

Bezeichnenderweise hatte der Bezirkskommandeur bereits vor der Meldung des Hauptmanns anonyme Briefe über Knittel erhalten. Man erkennt eben auch in außermilitärischen Kreisen schlankweg, daß die Militärbehörde eine Art politisches Aufsichtsrecht besitzt und bedient sich seiner um politische Gegner zu bekämpfen. Der Bezirkskommandeur machte dem Regimentskommandeur von der Meldung Mitteilung und bemühte sich, den letzteren dazu zu bringen, daß er Knittels Versetzung in die Landwehr beantrage. Späterhin suchte er die Schuld dem Regimentskommandeur zuzuschieben, wodurch er sich jener gerichtsmäßig behaupteten „Lüge“ schuldig machte. Es wurde vor Gericht die Frage aufgeworfen, warum denn der Bezirkskommandeur sich nicht die Mühe genommen habe, den Amtsrichter kurzerhand zu vernehmen. Der Bezirkskommandeur erklärte dies damit, daß der Kaiser sich ausdrücklich gegen Untersuchungen wegen politischer Verfehlungen ausgesprochen habe. So sollte der Regimentskommandeur auf Umwegen zum entscheidenden Schritt veranlaßt werden. Der Bezirkskommandeur wurde dringlicher und ergänzte seine Meldung durch einen Privatbrief. Dabei passierte es ihm und seinem Adjutanten, daß die Meldung des Hauptmanns nicht unwesentlich abgeändert wurde — trotzdem stand der Passus hinter einem Doppelpunkt und unter Anführungszeichen. Hierauf aufmerksam gemacht, erklärten diese Offiziere, sie hätten ja nicht geschrieben: Der Wortlaut ist folgender, sondern: Der Inhalt ist folgender; die Setzung des Doppelpunktes und der Anführungszeichen wurde als kleines Versehen hingestellt.

Der Regimentskommandeur war dem Amtsrichter überaus wohlwollend gesinnt, da er sowohl dienstlich wie außerdienstlich sich ausgezeichnet geführt hatte. Er hatte auch gar keine Lust, einzuschreiten. Erst als der Bezirkskommandeur immer dringlicher wurde und darauf hinwies, daß doch in anderen Regimentern in solchen Fällen eingeschritten würde, entschloß er sich, die Versetzung des Amtsrichters zur Landwehr zu beantragen. Aber er stützte sich dabei bezüglich der Praxis bei anderen Regimentern wie auch bezüglich der angeblichen Vergehen des Amtsrichters lediglich auf die Mitteilungen des Bezirkskommandanten, die er nicht selbständig untersuchen konnte.

Der Amtsrichter ist über die Versetzung zur Landwehr empört und sucht die Gründe dieser Maßregelung zu erfahren, die ihm denn auch halb-

Digitized by Google

offiziell von seinen Vorgesetzten bruchstückweise mitgeteilt werden. Er findet, daß ihm Unrecht geschehen sei, vermag aber trotz jahrelanger Bemühungen bei den militärischen Behörden nicht, sein Recht durchzusetzen. Die Sache beschäftigt mehrere Ehrengerichte und kommt so schließlich zu einem Divisionskommandeur. Dieser erhebt gegen den Regiments- und Bezirkskommandeur Vorwürfe, weil sie dem Amtsrichter überhaupt Gründe für seine Versetzung mitgeteilt hätten, statt sich einfach auf einen Paragraphen zu berufen. Er fand, daß man gegen Knittel grundsätzlich korrekt vorgegangen wäre, da man ihn doch nur aus dienstlichen Gründen zur Landwehr versetzt habe. Vom Vorsitzenden näher befragt, erklärt er ruhig, ein Mann, wie Knittel, müsse mit seinem Offizierkorps unbedingt in Konflikt geraten (daß dies tatsächlich nicht der Fall war, bezeugte der Regimentskommandant) — wer aber mit seinem Offizierkorps in Konflikt gerate, müsse aus dienstlichen Gründen in die Landwehr versetzt werden. Nicht nur Zivilisten, sondern auch Offiziere, wie der frühere Regimentskommandeur des Reserveoffiziers Knittel, sprechen aber nur dann von dienstlichen Gründen, wenn die Dienstleistung als Soldat in Frage steht. Würde die Ausdrucksweise des Generals allgemein Verwendung finden, ließe sich dann nicht jede militärische Maßregel in letzter Linie auf dienstliche Gründe zurückführen? Kurzum: auch hier der schon früher erwähnte Mangel an Offenheit und Wunsch nach Klarheit.

Haben wir bisher gesehn, daß heimliche Meldungen und Verfügungen gegen Untergebene als ganz legal von den meisten Beteiligten angesehen wurden, so stoßen wir auf noch bedenklichere Erscheinungen, wenn wir die Ereignisse vor den Ehrengerichten ins Auge fassen. Privatbriefe von entscheidender Bedeutung, die den leitenden Persönlichkeiten bekannt sind, werden dem Ehrenrat nicht vorgelegt. Der Bezirkskommandant verfaßt selbst die Begründung eines Urteils, das den Amtsrichter in einer Angelegenheit freispricht, in die auch der Bezirkskommandant verwickelt ist, in einer solchen Weise, daß der Amtsrichter Protest erhebt. Die Form der Verhöre ist derart, daß Knittel einmal bemerken muß, er sei als Zeuge und nicht als Angeklagter vorgeladen, dabei kommt immer wieder die militärische Abhängigkeit der Mitglieder des Ehrengerichts von ihren Vorgesetzten zum Ausdruck. Immer wieder Geheimnis, Ungenauigkeit, Vertuschung und sonstige Unerfreulichkeiten. Ganz abgesehen davon, daß von wahrer Kameradschaftlichkeit, von Ritterlichkeit und Edelsinn wenig zu merken ist. Es widerspricht auch dem Rechtsgefühl, daß dem Amtsrichter Knittel der Spruch des Ehrengerichts nur vorgelesen, eine Abschrift aber verweigert wurde — ganz legaler Weise.

Daß der Amtsrichter schließlich dennoch sein Recht fand, verdankt er wohl nur dem Umstand, daß er ein gewiegter Jurist ist. Ein anderer hätte längst schon vorher durch die Form der Beschwerde oder irgendeinen allzu erregten Angriff sich straffällig gemacht. Scheint doch schon dadurch jedes Vorgehen gegen eine vorgesetzte Militärbehörde sehr erschwert, daß Anklagen gegen sie durch ihre Hände gehen müssen. Die Staatsanwaltschaft suchte der Amtsrichter vergeblich zu einem Einschreiten zu veranlassen. Es ist bekanntlich ein wunder Punkt unserer Justizverfassung, daß der Staatsanwalt nicht ebenso wie der Richter die größtmögliche gesetzliche Unabhängigkeit hat: Da er seiner vorgesetzten Behörde voll verantwortlich ist, wird man es begreifen, daß er sich den Bestrebungen der jeweiligen

Digitized by Google

Regierung gelegentlich wenn auch nur unbewußt anpaßt. Die Richterschaft mag noch so vortrefflich sein, wenn die Staatsanwälte die Anklage nicht erheben, so fehlt sehr oft tatsächlich die Möglichkeit für eine Gerichtsverhandlung. Es fehlt die ausreichende Bürgschaft dafür, daß nur sachliche Gründe die Einstellung einer Untersuchung von seiten der Staatsanwaltschaft bedingen.

Der Prozeß hat ferner gezeigt, welche Gefahren daraus entspringen können, daß in den Kreisen der Staatsbürger die militärischen Ehren eine übergroße Rolle spielen. N. v. W."

Soweit also der Einsender. Ob er in Einzelheiten irrt oder zu weit geht, scheint mir nebensächlich. Hat er im Wesentlichen unrecht, so widerlege man ihn. Hat er recht, wie kann gebessert werden? Nein: wie muß gebessert werden? A

Vom Gemeindebestimmungsrecht

Ein Stück Land ist der Bebauung erschlossen worden; Steinkisten mit allen Schrecknissen der Neuzeit sollen erstehen. Ein vierstöckiges Haus ist fertig und harrt der Mieter. Der Eckladen ist bereits an eine Destillation vermietet. Die an den in Arbeit befindlichen Bauten beschäftigten Arbeiter sind die einzigen Gäste in der vorläufig noch unwirklichen Gegend. Kaum sind zehn Häuser fertig, so merkt man mit Erstaunen, daß zwar kein Geschäft mit guten, preiswerten Lebensmitteln, wohl aber nicht weniger als vier Kneipen vorhanden sind. Lag denn ein Bedürfnis vor, so viele Alkoholschenken zu errichten? Gewiß. Vier Brauereien hatten eins, ihren Umsatz zu erhöhen, und vier Gastwirtsgehilfen eins, „selbständig" zu werden. Beiden Interessentengruppen „muß" man das Recht zugestehen, den Gewinn dort zu suchen, wo sie ihn zu finden hoffen. Und wenn in jedem Hause eine Kneipe wäre und dadurch die Unsicherheit in jener Gegend wüchse, so „müßte" man eben die Zahl der Wachbeamten erhöhen. Zugunsten der Alkoholleute auf Kosten der Allgemeinheit.

Denn die Bewohner dieser Häuser haben ja gar nichts dreinzureden. Die Behörde hat zu prüfen, ob der Bewerber den im Gesetz vorgeschriebenen Bedingungen entspricht, tut er das, gut. Wohin wir mit diesem System kommen, das sieht man wohl in den meisten Großstädten. Ein Schulbeispiel ist Schöneberg bei Berlin: Dort kommt auf je 163 Einwohner eine Schankstätte, auf je fünf Häuser kommen deren zwei. Der Polizeipräsident wies darauf hin, daß nun auch die stillen Nebenstraßen langsam, aber ständig, mit Alkoholschankstellen beglückt würden. Eine Abhilfe könne nur dann erfolgen, wenn ein Ortsstatut erlassen würde, das den Nachweis des Bedürfnisses als Vorbedingung aufstellt. Das beantragte Ortsstatut kam aber nicht zustande, da die äußerste Linke den Wirkungskreis der Polizei nicht erweitern wollte. Auf der einen Seite will man einer Vermehrung der Schankstellen steuern, und auf der anderen Seite die Rechte der Behörde nicht vergrößern. Das Alkoholkapital ist der lachende Dritte.

Da ist es an der Zeit, die Herren Stadtväter an das Gemeindebestimmungsrecht zu erinnern.

Das Gemeindebestimmungsrecht gesteht den männlichen und weib-

Digitized by Google

lichen Mitgliedern einer Gemeinde das Recht zu, darüber abzustimmen: ob für ihr Gebiet die gewerbsmäßige Veräußerung geistiger Getränke einzuschränken oder ganz zu verbieten ist. Also: nicht die Behörde entschiede, sondern die Bevölkerung. Die reichsgesetzliche Einführung dieses Rechts könnte durch einen in diesem Sinne gehaltenen Zusatz der Gewerbeordnung ermöglicht werden.

Noch sind wir nicht so weit. Aber, ebenso wie das Pollardsystem ganz allmählich, auf dem Wege durch die kleinsten Bundesstaaten in Deutschland siegreich einzieht, so muß auch das Gemeindebestimmungsrecht kommen.

Artur Baran

Staatserhaltende Fahrpreisermäßigungen

Seit dem Sommer gewähren die deutschen Eisenbahnen wesentliche Fahrpreisermäßigungen im Interesse der Jugendpflege, jedoch — wie es im betreffenden Erlasse heißt: lediglich Vereinen, „die einer staatlich geförderten, besonders bekannt gegebenen Organisation, besonders dem »Jungdeutschlandbund« angehören". Die Mehrzahl der deutschen Zeitungen hat seinerzeit diesen Beschluß „äußerst dankenswert" gefunden, denn ihrem hastigen Urteil genügte schon das Nebeneinander der Begriffe Jugendpflege und Fahrpreisermäßigung. Sehen wir uns die Sache doch lieber näher an!

Wer die Bewegungen und Kämpfe, die heute unter der Parole „Jugendpflege" vor sich gehen, genauer kennt, vor allem, wer Einblick gewann in die Motive, die einer Jugendpflege-Organisation staatliche Gunst verschaffen, weiß, daß der Erlaß der deutschen Eisenbahnen alle Jugendvereine ausschließt, die nicht satzungsgemäß die „Liebe zu Kaiser und Reich" oder mindestens „die Pflege des deutschen Geistes" in der obrigkeitlich gewünschten Weise „erstreben". Ausgeschlossen sind demnach die sozialistischen Jugendorganisationen und wahrscheinlich auch die ethisch-positiven, politisch aber neutralen Gruppen. Das bedeutet: Der Erlaß vom 15. Juli verändert die Tarife nach der Gesinnung der Reisenden.

Bisher waren die Benützungsbedingungen unsrer öffentlichen Verkehrseinrichtungen auch in ihren Vergünstigungen nach objektiven Grundsätzen geregelt, hier aber wird, zum ersten Male in der Geschichte des modernen deutschen Verkehrswesens, dieses Prinzip, das uns selbstverständlich galt, verlassen. Wenn es nunmehr der Reichspost einfiele, „staatlich-geförderte besonders bekannt gegebene" Zeitungen zum Vorzugspreise zu expedieren, so wäre das dem Prinzip nach nichts Neues mehr. Indessen, ich will mich bei dieser Seite der Frage, so wichtig sie auch ist, nicht aufhalten. Wesentlich näher liegt mir die Sorge: Wie wird der Erlaß vom 15. Juli auf die Jugendvereinsbewegung wirken?

Seit mindestens einem Jahrzehnt rufen wir nach Vergünstigungen für Jugendfahrten, und wir dachten dabei hauptsächlich, wenn auch keineswegs ausschließlich, an die Jugendmassen des Arbeitervolks, die in unsern dicht bebauten Vorstädten kaum noch Platz für erlaubte Bewegungen finden. Ihnen das Menschenbedürfnis nach frischer Luft zu erfüllen, sie den aufreibenden Sensationen des Großstadtsonntags zu entziehen, — diese Notwendigkeit erkennen ja heute alle Mitarbeiter am modernen Jugendwerke an, mögen sie auch sonst durch die „entschieden-

Digitized by Google

sten" politischen, konfessionellen oder sonstigen Gegensätze getrennt sein. Ja, diese „Frage", die wahrhaftig keine mehr ist, war die einzige, die außerhalb des unseligen Streits der „Richtungen" lag. Sie hätte also Anlaß zur allmählichen Verständigung der streitenden Geister bieten können, — zu Zweckverbänden der freien Jugendarbeit, die unter Verzicht auf Gesinnungsklauseln alle Beteiligten auf den neutralen Boden ihrer unzweifelhaft gemeinsamen Bedürfnisse zusammengeführt haben würden. In der Tat: Wollten wir die Lüge einer „spezifisch-patriotischen" oder „spezifisch-marxistischen" Menschenbildung überwinden und den erzieherischen Bemühungen die erforderliche Unabhängigkeit von den Absichten politischer Machtbildung verschaffen, so gab es nur diesen Weg. Denn beseitigen lassen sich die verschiedenen Richtungen nicht mehr, wohl jedoch hätte die Verständigung in den elementaren Interessen (als da sind: Beschaffung von Spielplätzen, Organisation des Wanderns, Einrichtung von Jugendwerkstätten, Förderung der volkstümlichen Kunstpflege usw.) nach und nach aus dem Zwange der Dinge heraus wenigstens die Manieren im „Kampf um die Jugend" zum Wohle der Jugend verbessert. Aber eben diese Möglichkeiten einer realistischen Lösung des Konflikts sind uns Jugendarbeitern durch den Erlaß vom 15. Juli mit Absicht versperrt! Ich sage im vollen Bewußtsein der Schwere dieses Vorwurfs: mit Absicht. Denn welche sachlichen Gründe kann es geben, die Förderung der „körperlichen Ertüchtigung" unsrer Jugend von Gesinnungsbedingungen abhängig zu machen? Gewiß dürfen die Eisenbahnen Bürgschaften für den sinngemäßen und würdigen Gebrauch ihrer Vergünstigung fordern und hier, wo es sich um erzieherische Maßnahmen handelt, auch erzieherische Motive mitsprechen lassen. Ich scheue mich vor der Behauptung nicht: man hätte getrost den Begünstigten beispielsweis die Verpflichtung abnehmen können, sich auf ihren Fahrten des Alkohols zu enthalten, Wald und Feld zu schonen und sich durch anständiges Betragen des Vorrechts wert zu erweisen. Ob eine Jugendvereinigung eine fünfzigprozentige Fahrpreisermäßigung für ihre Wanderungen verdient, wird ja kaum aus ihren Satzungs-„Zielen" sondern einzig aus ihrem Verhalten auf den Wanderungen selbst hervorgehen. Man kann nämlich auch „für Kaiser und Reich" eine Bierreise machen, die Felder zertreten und rauchend und johlend durch den Wald ziehen. — Oder hat die sozialistische Agitation recht, wenn sie behauptet, daß sogar hinter der Forderung der „körperlichen Ertüchtigung" nur politische Absichten steckten? Man wird es bestreiten, so gut wie es die Generäle, die den Jungdeutschland-Bund gründeten, bestritten haben, daß „für Kaiser und Reich" überhaupt eine politische Parole wäre. Aber was bei Generälen eine sogar sympathische Unkenntnis der Massenstimmung sein kann, ist bei Männern, die zum Regieren berufen sind, mindestens ein Mangel an Realismus in der Behandlung schwieriger Zusammenhänge! — Nach all den schreienden Mißerfolgen in der amtlichen Bekämpfung der Sozialdemokratie noch immer keine Spur von Bereitwilligkeit, aus Fehlern zu lernen? In all den Amtsstuben kein Mann von Einfluß mit wahrhaft politischem, aristokratischem Instinkt, keiner, der die großen Chancen einer klugen, versöhnlichen Tat, die Überlegenheit vornehmer Vorurteilslosigkeit erkannte? Keiner, der vor den besonderen Gefahren dieses Erlasses gewarnt hätte? Hier werden ja nicht nur „Ge-

Digitized by Google

nossen“ gereizt, sondern Väter und Mütter in ihrem natürlichen Elterngefühl, hier wird, wie ich aus eigener peinlicher Beobachtung weiß, eine das persönliche Empfinden bewegende Erbitterung hervorgerufen, ein sittliches und keineswegs nur ein politisches Ärgernis! Und ist es denn nicht auch ein sittliches Ärgernis, wenn das Menschenrecht auf leibliche und seelische Erquickung je nach der politischen Gesinnung erleichtert oder erschwert wird? — Im Namen des Vaterlands und der gegenwärtigen wie zukünftigen Imponderabilien, die wir verehren und lieben, wenn wir von „Kaiser und Reich“ sprechen: es ist ein großes Unglück, daß unser Patriotismus immer öfter zu ethisch-anfechtbaren, kleinlichen Mitteln greift.

Man könnte auch sagen: hier ist weder Moral noch Politik, sondern nur hilfloser Eigensinn, der sich für Stärke hält. Denn man wird mit solchen Mitteln die sozialistische Jugenderziehung nicht aufhalten, sondern in ihrer Energie und ihrem Radikalismus nur stärken. Und behaupten diese „Patrioten“, daß man nur nach nationalen Prinzipien anständig mit der Natur verkehren könnte, so werden jene mit immer größerer Starrheit im Sozialismus die einzig wahre Ethik des Wanderns finden. Unter solchen, unwahrhaftig verstärkten „Weltanschauungsgegensätzen“ gehen dann die reichen sittlichen Möglichkeiten auch der sozialistischen Jugendarbeit verloren. Brauchen wir denn nicht die aktive Mitwirkung des Arbeiterstandes, können wir ohne ihn die Riesenmassen der schulentlassenen Jugend erfassen, und gibt es ein weniger zweifelhaftes „Recht des Proletariats“ als das, auch in der neuen Form an der Erziehung seiner Jugend mitzuwirken?

Endlich: können wir je den „Klassenkampfstandpunkt“ von innen heraus überwinden, wenn wir ihn nur mit Worten verwerfen, mit Handlungen aber bejahen, indem wir große amtliche Machtmittel so vergeuden?

Doch nehmen wir einmal an, die politische Spekulation wäre richtig und die nationalen Jugendorganisationen bekämen durch die Lockungen der billigen Eisenbahnfahrt größeren Zulauf. Was wäre damit gewonnen? Eine größere Ziffer, erkauft mit schweren moralischen Verlusten. — Wer die Umwelt wenigstens unsrer großstädtischen Arbeiterjugend kennt, weiß, daß „staatlich geförderte“ Jugendorganisationen die Söhne und größtenteils auch schon die Töchter des Arbeiterstandes nicht erreichen. Weil es eben keinem Vater — hier so wenig wie in andern Kreisen — einfällt, seine Kinder freiwillig unter Einflüsse zu stellen, die dem Geiste des Elternhauses mehr oder weniger ausgesprochen entgegengesetzt sind. In welch moralisches Dilemma gerät nun schon jener „deutsche Geist“, der von der Heiligkeit des Familienlebens spricht und anderseits mit äußerlichen Lockungen auf die Schwäche der elterlichen Autorität spekuliert? In welche Lage bringt er die Jugend des Arbeiterstandes und auch deren Eltern? Die Zahl der Väter und Mütter ist gar nicht klein, die sagen wird: „Geht nur in den nationalen Verein, singt nur mit: »Heil Dir im Siegerkranz« und — fahrt dann um die Hälfte billiger auf der Eisenbahn, aber ....“ So würde man Charakterlosigkeit prämiieren im Namen von Kaiser und Reich! Wir wollen doch wohl der Jugend die Vaterlandsliebe als Pflicht klarstellen, hier aber erscheint sie als etwas, das Lohn und Gunst von Amts wegen fordern

Digitized by Google

darf. Schöne Methoden staatsbürgerlicher Erziehung! Schöne Aussichten auf unsre Zukunft!

Natürlich verkenne ich die große Mitschuld des sozialistischen Radikalismus nicht, ja ich bestreite denen, die die Moral des Klassengegensatzes propagieren ausdrücklich das Recht, über ein Vorgehen entrüstet zu sein, das prinzipiell nur dem Geiste entspricht, den sie selbst pflegen. Ich verkenne auch nicht die Schwierigkeiten, die die sozialistische Jugendpropaganda der amtlichen Objektivität bereitet, noch weniger verlange ich von den staatlichen Organen etwa Sympathie für ihre stärksten Gegner. Schwerer wirkt schon der Mangel an Klugheit, unverzeihlich aber ist der Mangel an Vornehmheit und an Achtung gegenüber elementaren Bedürfnissen des Volkswohls. Sollte man indessen diese Bedürfnisse so hoch nicht werten und das Verlangen nach Natur eigentlich für eine „Begehrlichkeit" halten — es wäre ja auch das noch möglich — eines bleibt dann immer noch: die Absicht, zu strafen und zu ärgern! Warum denn wählte man für eine solche sozialpolitische Maßnahme gerade diesen unsicheren Weg? Warum mischte man sich gerade in die problematischen Zustände der freien Jugendarbeit? Hätte man wirklich die Bedürfnisse der Jugend im Auge gehabt, so boten sich doch für die gute Absicht neutrale Anknüpfungen in Fülle: Im größten Teile Deutschlands ist bereits heute die Fortbildungsschule obligatorisch, und die Jugend der höheren Stände steht zwischen 14 und 17 auch noch im Bereiche der „staatlich geförderten" Schulorganisationen. Waren aber die dort versammelten Massen fürs erste Entgegenkommen zu groß, so hätten sich leicht Abgrenzungen, zum Beispiel nach dem Gesundheitsstand der Schüler, nach dem Einkommen der Eltern, nach der Kinderzahl der Familien usw. finden lassen. Nur zum Aussieben der „Wohlgesinnten" wäre dieses Verfahren nicht brauchbar gewesen, denn die meisten gesunden und kranken Kinder hat immer noch das „vaterlandslose" Proletariat.

Heinz Marr

Kleinigkeiten

Ein Gespräch auf der Straße

„Nun, was sagst du denn zu euerm neuen Ober? Taugt er was? Seid ihr zufrieden mit ihm?" Der Gefragte verzog den Mund: „Er ist ein Kleinigkeitskrämer!" „Wieso?" „Ja, denk dir nur: Frühmorgens steht er um 3/4 8 mit der Uhr unten am Eingangstor und kontrolliert die einpassierenden Lehrkräfte. Wer eine halbe Minute zu spät kommt, bekommt einen Warnungsblick. Bei einer ganzen beginnt der Rüffel. Dann läßt er sich die Hefte bringen und schaut, ob das Videzeichen in der übernächsten Zeile genau zwei Finger breit vom Rande entfernt ist oder ob auf den Löschblättern Kleckse zu finden sind. Wer anders als auf Zehen durch die Gänge geht, wird abgefangen und im Schleichen geübt." „Du übertreibst wohl!" „Ich könnte dir noch ein Dutzend ähnlicher Stücklein berichten; aber das würde mir die Laune verderben. Ich bin froh, daß ich wenigstens noch außerhalb der Schulwände Mensch sein darf." — Das Übrige verschlang der Lärm der Straße.

Ich schlenderte weiter, und vor mir stieg das Bild jenes „Ober", jenes Inspektors oder Direktors, auf: der Mensch mit dem argwöhnischen, ewig spähenden Blick, mit der fortwährenden Sucht, irgendeinen

Digitized by Google

Mangel zu finden, mit der hämischen Freude beim glücklichen Erwischen eines Unglücklichen.

Wessen Sinnen und Trachten immerfort auf das Äußere des Betriebs, auf den hundertfachen Kleinkram der äußeren Organisation gerichtet ist, wer darüber die eigentlichen Ziele der Erziehungs- und Unterrichtsarbeit vergißt, der kann den Leuten, die unter seiner Leitung arbeiten sollen, in der Tat zur unleidlichen Plage werden. Gerade den Tüchtigsten unter ihnen. Denn ein selbständiger Mensch, der gewissenhaft seine Pflicht tut, fühlt sich durch ein fortgesetztes Spionieren im Innersten verletzt, verkannt und verliert am Ende die Lust, unter ewiger Polizeiaufsicht zu arbeiten. Es gibt kaum einen unangenehmeren Vorgesetzten als einen derartigen Kleinigkeitskrämer ohne höheren Schwung.

Aber die Sache hat auch ihre Kehrseiten: Die Kleinigkeiten, die der Betrieb fordert, können auch zur Geißel des Vorgesetzten werden: er hat den Trieb und Drang, darüber hinauszukommen, um wirklich großzügig zu arbeiten, kommt jedoch nie dazu, weil er sich immer wieder um die Äußerlichkeiten kümmern muß. Weil nämlich diejenigen, denen die Erledigung der Kleinigkeiten eine Selbstverständlichkeit sein sollte, sich nicht weiter darum scheren.

Großzügige Arbeit kommt nicht dadurch zustande, daß Kleinigkeiten *unbeachtet* bleiben. Eine Tat wird nicht dadurch genial, daß sie über technische Fragen hinwegsieht. Der Soldat, der in den Kampf zieht, muß sein Gewehr in Ordnung halten. Jeden Teil der Mechanik. Ein einziger Versager kann ihm das Leben kosten. Der Flieger muß vor dem Aufstieg seinen Apparat bis ins allerkleinste geprüft haben; eine lockere Schraube kann Ursache zum Todessturz werden. Es genügt nicht allein die vaterländische Begeisterung, es genügt nicht nur der stolze Wagemut. Die Beachtung der Kleinigkeiten gehört mit zu den Vorbedingungen eines sicheren Erfolges.

Nun ist es allerdings bei der pädagogischen Fliegerei nicht so gefährlich; aber eine innere Verwandtschaft mit den genannten Fällen läßt sich nicht leugnen. Wer in genialer Ungebundenheit sich weder um die Stundenordnung, noch um die Führung der Hefte oder um sonstige „Äußerlichkeiten“ kümmert, wer nur das hohe Ziel im Auge hat, der wird bald durch die Macht der realen Tatsachen recht unsanft zu Boden geschleudert werden.

Wer von Kleinigkeiten loskommen will, muß sie überwinden. Und man überwindet sie nicht durch hochmütige Mißachtung, sondern einzig und allein dadurch, daß man sie erledigt. Wer sie durch theoretische Negation aus der Welt schaffen möchte, dem lähmen sie in der Praxis die Kraft. Wer sich ihnen gegenüber erhaben dünkt, den machen sie zu ihrem Sklaven.

Der Unterschied zwischen kleinlichen und großzügigen Menschen ist nicht darin zu suchen, daß der eine Kleinigkeiten beachtet und der andere darüber hinwegsieht, sondern darin, daß der eine Kleinigkeiten *um ihrer selbst willen* pflegt, während der andere *sie nur als Mittel zum Zweck* gelten läßt.

Wem die Kleinigkeiten Selbstzweck werden, wer vor lauter Äußerlichkeiten den Beziehungswert dieser Äußerlichkeiten vergißt, der ist ein

Digitized by Google

Kleinigkeitskrämer. Wer jedoch Kleinigkeiten erledigt, um über sie hinwegzukommen, um die tadellose Funktion des ganzen Betriebs nicht fortwährend zu gefährden, wer Kleinigkeiten erledigt, um sie im Streben nach höheren Zielen vergessen zu können, der ist ein großzügiger Mensch. Auch wenn er mit einem heiligen Donnerwetter dreinfährt, wo er unerledigte Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten als fortwährende Hemmungen antreffen muß. Ja, vielleicht gerade darum, weil er donnert, wo der Kleinigkeitskrämer im Innern frohlockt!

Das sollte mancher bedenken, der im ersten Zorn über jenes Donnerwetter vergaß, daß er selbst durch sein „geniales" Verhalten der eigentliche Schöpfer jener Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten wurde, an denen die Kritik der Vorgesetzten hängen bleiben mußte, als sie großzügig in freiere Höhen strebte. Ernst Weber

Neuere schwedische Dichtungen*

Dem ungeübten Blick erscheint wohl noch immer die nordische Dichtung als ein ziemlich einheitliches Ganzes, dessen Charakter etwa durch Ibsen, Björnson, Jacobsen und Strindberg bestimmt ist. Je tiefer wir aber durch die sehr eifrige Übersetzertätigkeit in Deutschland mit jener Literatur vertraut werden, um so weniger können wir dieses Bild gelten lassen. Und da ist denn bemerkenswert: vor allem bringt Schweden jetzt eine erstaunliche Fülle eigenartiger Begabungen und unvergleichbarer Persönlichkeiten hervor. Erinnern wir an Heidenstam allein, der sich durchaus mit keinem der „bekannten" großen Skandinaven vergleichen ließ; und Selma Lagerlöf stand auf der Insel ihrer Träume wiederum abgesondert. Ein unsagbar irrationales Wesen zog durch die Poesie dieser beiden, das der heiteren Klarheit Björnsons und dem pedantischen Genie Ibsens ebenso fremd war wie Strindbergs lärmender Phantasiearmut. Und dieses Wesen greift hinein bis in die „realistischeste" Kunst, es spielt in Hedenstjernas witzigen Gesellschaftromanen ein etwas neckisches Spiel, Hallström verdankt ihm die heimliche Lebenskraft seiner schwerbeweglichen Prosa. Wir kennen dieses phantastische, suchende, mystifizierende Element auch aus Schwedens Geschichte. Es lebte wohl in Karl XII. Es lebte auch in Bellman und in K. J. L. Almquist, die man uns beide in jüngerer Zeit bekannt gemacht hat. Nur lernen wir heuer wiederum neue starke poetische Kräfte Schwedens kennen, die uns das Schweden der großen Industrie und der weit vom Zentrum entfernten Kleinstädte, endlich die ganz entlegenen Distrikte Finnlands spiegeln. Wir sind im ganzen beneidenswert genug, daß sich solchergestalt das soziologische Bild des bedeutsamen Landes uns literarisch rundet und füllt. Die kleineren, gedrängteren Verhältnisse führen die Ereignisse näher aneinander heran, man überschaut leichter Ursache und Folge, Herkunft und Ziel einer öffentlichen Erscheinung, und damit ist eine bessere Möglichkeit gegeben, sie literarisch zu erfassen.

* Lagerlöf, Liljecronas Heimat (Verlag A. Langen, München; 5,50 M.); Ossian-Nilsson, Barbaren-Wald (5 M.); Siwertz, Die Alten (4,50 M.); Nordström, Bürger (4 M.); Berg, Genezareth (5 M.), alle im Verlag Bonnier, Stockholm und Leipzig; Turi, das Buch des Lappen (Rütten & Loening, Frankfurt a. M., 7,50 M.).

Digitized by Google

Es war anzunehmen, daß neben den individualistischen, phantasiereichen Poeten, von denen wir schon Kenntnis hatten, auch Schilderer des alltäglichen Lebens in Schweden an der Arbeit sein würden. Und in der Tat lernt man nun solche Poeten kennen, die etwa zwischen Polenz und Thomas Mann bei uns ihre Stelle fänden. K. G. Ossian-Nilsson gibt unter dem Bilde des „Barbarenwaldes", der mit seiner eintönigen, verfilzten Masse die Herrlichkeit der alten geistigen Kultur von allen Seiten überwachsen und töten will, eine groß angelegte Soziologie der sozialdemokratischen Bewegung. An einem ganz einfachen äußeren Vorgang rollt er sie auf: ein junger Lehrer — von plötzlichem Mitleid getrieben Verfasser eines unruhigen Aufsatzes — verliert sein Amt, wird sozialistischer Redakteur, gerät in die Streikkämpfe, in die Volksbildungbewegung, in die Revisionisten- und „Akademiker"-Debatten, und verliert schließlich auch diese Stellung, da sich seine vernünftigeren, verfeinerten, abgewogenen Ansichten nicht mit dem herrschsüchtigen Radikalismus des stumpfsinnig klassenbewußten Proletariats vertragen. Nicht zu leugnen ist dabei das Geschick des Autors, alle die Anstalten, die Redaktion, das Volkhaus, Streikversammlungen, Kaffeehausstreitereien, und auch einzelne Führergestalten in prächtiger Deutlichkeit und mit voller Tiefe der Gedanken- und Gefühlgründe wiederzugeben. Das Buch ist wie ein Kompendium des sozialdemokratischen Alltags. Wir Deutschen, die wir nichts Ähnliches hervorgebracht haben, müssen es mit aller Hochachtung begrüßen. Wir brauchen jedoch darum nicht zu verkennen, daß Nilsson wie ein Enttäuschter, ein Verbitterter, aus einer Reaktion heraus denkt und schildert. Er zeigt überall die gefährliche Seite am hellsten, das feinere stille Leben der Bewegung kommt sehr kurz, die philosophische Tiefe des sozialen Denkens überhaupt fehlt ihm. So sehr er sich müht, seinen Helden als trefflichen Idealsozialisten darzustellen, der in der schlimmen Massenwüste schmählich untergeht, so deutlich wird doch, daß dieser Held ein etwas voreiliger, aufdringlicher, nicht genügend unselbstischer Jüngling ist, der mit einem gewissen Recht seine Strafe empfängt. Dies alles kann nicht hindern, die hohe Bedeutung des Buches voll anzuerkennen, das wirklich eine Bereicherung für uns bedeutet. Nicht einmal das überflüssige, etwas aufdringliche und ziemlich hochmütige Geleitwort soll uns schrecken, das Sven Hedin dem Buch mitgegeben hat.

Novellen können aus einfachen Gründen schwerer noch bei uns Eingang finden als Romane. Rein als Kunstwerk betrachtet würde ein Roman wie der eben genannte bei uns nicht auffallen — die deutschen Prosakünstler leisten wohl reichlich so viel wie Ossian-Nilsson. Es ist der bedeutsame Zeitgehalt, der ihm seinen Platz sichert. In der Novelle wird es schwerer, einen solchen zu geben. Sie ist mehr auf das rein Menschliche beschränkt, das sich mit Tiefe und Schönheit darbieten muß. Um so erstaunlicher wirkt es, daß wir gleich zwei Novellisten anzeigen dürfen, die zu übersetzen wirklich sich lohnte. Ludwig Nordström gestaltet in kleinen, zart abgerundeten Geschichten ungemein fühlsame Erlebnisse, die er aus dem großen Lebenszusammenhang nach der klugen Art eines erfahrenen Binders nimmt, der weiß, wieviel Blatt, Stengel Rankenwerk zu jeder Blume gehört, um dem Strauß sein Ansehen zu geben. Er kennt die fruchtbaren Augenblicke und Auftritte des Daseins, wo

Digitized by Google

der Einzelne oder zwei Einzelne plötzlich dem Zwange nachgeben, aus dem alltäglichen Einerlei heraustreten und sich des vollen Umfangs ihres inneren Lebens bewußt zu werden, es hinauszuleben und damit Gewinn zu geben oder zu erobern. Nordströms „Bürger" sind Menschen von eigner Kraft, deren Bekanntschaft das Herz erregt und nachdenklich macht — von wenigen Büchern kann man das sagen. Es schadet nichts, daß der Poet in einigen beiläufigen Reflexionen der Nachdenklichkeit des Lesers auch noch besonders die Richtung weist. Am liebenswürdigsten sind wohl sechs kleine Geschichten von einem Kind in dem Band, das an wundersamen Ereignissen seines unbeschwerten Daseins unerhörten Zuwachs an Lebenserfahrung bekommt. Am tiefsten dünken mich die kleinen Geschichten von keimender Liebe und still sich ausbreitender Daseinsfreude darin — sie haben hier Zeit zu keimen und sich zu breiten, denn die schwedische Kleinstadt ist recht fern von dem Arbeitfieber, das eine Krankheit der Moderne ist. Der andere Novellist, Sigfrid Siwertz, hat ein leidschwereres Thema: „Die Alten". Er redet den Leser nicht mit Du an wie der freundliche Nordström, er hält ihm nur ernsten Antlitzes den Spiegel vor, in dem wir das melancholische Bild der Alternden erblicken; derer, die ein hartes gewalttätiges Leben hinter sich haben und einsam dorren, derer, die viel liebten und umgeben von Erinnerungen sterben, derer, die in Trotz und derer, die in Nachgiebigkeit enden. Ein alter affenhafter Schmierenschauspieler findet in einer von Hunger und letzter Scham verursachten Farce den Tod; ein Reicher, der ein Leben lang gewartet hat, scheidet aus dem Kreise seiner alten Freunde, um endlich — zu spät? — noch ein Leben der Ehe und Liebe zu beginnen. Das sind die Pole, innerhalb deren Siwertz' Gestaltenwelt schwingt. Sie hat einen tiefen Ton, sicher gewählte, fein abgestimmte Farben, ein durchaus reifer, echter Künstler nur konnte sie so zum Nacherlebnis bringen.

In die seelische Öde, jenseits aller Städte und Dörfer führt Bengt Bergs „Genezareth". Die Kunstwart-Leser kennen Berg als einen der hellhörigsten Dichter reiner, primitiver Natur. Im „Seefall" gab er Tier, Pflanze, Finnenleben so durchsichtig, als ob er, der Forscher, selbst im Wachstum der Organismen miterwachsen wäre. Diesmal gibt er wieder Lappengestalten. Die Natur des Seenlandes, der Fjällen und Schneeberge, der Wasserfälle und Winterstürme tritt aber zurück und wird düster leuchtender, stimmungstarker Hintergrund einer grauenvollen, blutrünstigen Geschichte, in der unterbewußte Triebe zum Weib, zum Brot und zum Aberglauben gegeneinander wüten, Mord und Bosheit sich auswirkt und sich mit dem Atem dumpf brodelnder Bestialität wie dem Hauch grotesker Kindlichkeit mischt. Das alles wird deutlich; man erlebt die spannende Erzählung lebhafter noch als seinerzeit V. Jensens Urweltroman vom Gletscher. Berg ist nicht mehr Forscher, sondern Poet. Phantasie und Absichtlichkeit wirken in seinem neuen Werk. Ich persönlich sage das mit Bedauern. Er ist Literat geworden und hat ein neues Handwerk gelernt. Er meistert es, aber es fehlt ihm nun an Gehalt, an schlichter Tiefe und Wärme, an Gedanken und Bedeutung. Was geht uns das phantastische Urvölkergrauen an! Ich verkenne die Stärke darin nicht, aber sie wäre als Episode bei uns genug vertreten — ein ganzes Buch davon ist ein Rauschgetränk. Denke

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

RICHARD WINCKEL, VERSCHLAFENES KIND

Digitized by Google

Digitized by Google

man an des Lappen Turi ethnologisch, zoologisch, heilkundlich, geographisch, folkloristisch und schließlich auch menschlich wertvolle Schilderungen des wirklichen Lappenlebens! An ihnen orientieren wir uns über das seltsame, gequälte und lichtlose Leben des nordischen Wandervolkes — seine literarische Phantasmagorienspiegelung brauchen wir nicht.

Ist es „das Schwedische", das in Berg, dem vorher so klaren Forscher, hier durchbricht? Wir wissen es nicht. Wir können das Schoßkind Phantasie nicht durchschauen, nur ehren, auch wenn wir es irren sehen. Es kann völkischer, kann individueller Besitz sein. Persönlichkeitbesitz ist es in Selma Lagerlöf. Eine Frau, die gewiß zu dem überwiegenden Teil ihres Wesens Phantasienatur ist und gegen einen Mann wie Nilsson oder Siwertz den Gegenpol innerhalb des Schwedischen bezeichnet. Und welche Zauberstärke liegt doch auch in ihr! Neuestens gab sie mit „Liljecronas Heimat" eine Geschichte, deren Fabel von märchenartiger Schlichtheit ist: eine Pfarrerstochter bekommt spät eine Stiefmutter, von der sie etwas gepeinigt wird mit Unfreundlichkeit, Arbeit und Einschränkung; sie gewinnt einen Mann lieb, ihr Vater stirbt, und der Geliebte holt sie heim. Ein Märchen, wie Schneewittchen. Aber hineingesetzt in das lachend frohe und bunte Pfarrhofleben, reflektiert in zehn, zwölf nachdenklichen, naiven, frischen und düsteren Naturen, gebannt in wundersam klare Anschaulichkeit und mit einer Fülle der Erfindungen, einer Ruhe des Stils erzählt, daß man die Meisterin alsbald mit Ehrfurcht erkennt. Jedes Gefühl, jeder Auftritt ist hier an seinem Platz, gewoben ins Ganze eines reichen, vollen Lebensstromes.

Wir geben von diesem Werk in den Losen Blättern dieses Heftes eine Probe. Möge sie nicht nur erfrischen und erfreuen — sie ist ein Teil der großen Lebenskräfte, welche die Heimat ihrer Dichterin uns zu geben hat, von denen wir wiederum einen Teil hier mit aufrichtiger Bewunderung kennzeichnen durften. Möge sie Freunde dafür werben.

Ezard Nidden

Lose Blätter

Aus Selma Lagerlöfs Roman „Liljecronas Heimat"

[Der Roman, dem die folgende Erzählung entnommen ist, findet sich in dem Aufsatz „Neuere schwedische Dichtungen" besprochen. — Zur Erleichterung des Verständnisses sei hier das Nötige mitgeteilt: die Tochter des zum zweiten Male verheirateten Pfarrers leidet unter der bösen, schikanierenden Art ihrer Stiefmutter; diese Stiefmutter war früher bei der „Gräfin" bedienstet gewesen; eines Tages aber — gerade als Vater und Tochter „zum südlichen Anger gingen, um nach den Mähern zu sehen" — war sie der Gräfin entlaufen und hatte sich zum Pfarrer geflüchtet. Während dessen Tochter verreist war, hatte sie den Pfarrer für sich gewonnen, aber in der kurzen Zeit seiner zweiten Ehe hatte sie den fröhlichen und schwachen Mann schon tief verwirrt und unter sich gebracht. Ihrer Herrschaft mußte sich nun auch die heimgekehrte Pfarrerstochter beugen. In einem „Märchen" von Schneewittchen, worin sie

Digitized by Google

ihr eignes Leben poetisierend erzählt, klagt sie nächtlicher Weile das Leid ihrer jungen Tage ihrer verheirateten Schwester Anna Brogren, der Pröpstin, die zu Besuch auf dem Pfarrhof ist. Sie wählt die Märchenform, da sie heimliche Zuhörerschaft fürchtet — und man wird leicht fühlen, wie gut diese Form für die drolligen und bitteren Erlebnisse der Pfarrerstochter und der Pfarrersfrau paßt.]

Die Pfarrerstochter erzählte weiter.

„Wenn ich mich recht erinnere," sagte sie, „so war Schneewittchen noch nicht länger als acht Tage wieder daheim, als der Küster Moreus und seine Frau Ulla zu Besuch kamen. Ich kann gar nicht sagen, wie vergnügt Schneewittchen war, als sie ankamen. Es stand allerdings jetzt alles wohl und gut zwischen ihr und der Stiefmutter, aber sie mußte immerfort arbeiten. Den ganzen Tag hindurch trat sie den Webstuhl und ließ das Schifflein an einem groben Drillgewebe hin und her fliegen, und wenn sie sich am Abend zu Bette legte, tat ihr der Rücken bitter weh. Da war es gut, wenn jemand zu Besuch kam, weil sie dann einige Stunden von der Arbeit befreit war.

Ach, ach! Schneewittchen dachte im stillen, sie werde sicherlich niemals solche Lust zum Arbeiten bekommen wie die Stiefmutter. Auch würde sie wohl nie so fingerfertig und geschickt werden wie diese. Die Stiefmutter konnte wundervollen Damast weben, mit einer Bordüre, auf der die ganze Arche Noah abgebildet war. Schneewittchen merkte wohl, daß die Stiefmutter sie für eine rechte Stümperin hielt; aber sie hoffte trotzdem, die Mutter werde verstehen, wie sehr sie sich Mühe gab, es ihr recht zu machen.

Ulla Moreus kannte die Stiefmutter schon von der Zeit her, wo diese noch Haushälterin auf Borg* gewesen war, und die beiden verstanden sich gut miteinander. Außerdem war Ulla mit ihrer Schwiegermutter vor ganz kurzem zur Herbstbäckerei auf Borg gewesen, da hatte sie viel von der gnädigen Frau Gräfin zu berichten! Schneewittchen merkte auch wohl, wie sehr sich die Stiefmutter freute, von allen den tollen Streichen zu hören, die die Gräfin wieder ausgeheckt hatte.

Wenn ich aber die Wahrheit sagen soll, so glaube ich: wer am vergnügtesten über den Besuch war, war doch ihr Herr Vater. Schneewittchen sah mit Freude, wie er das würdevolle Benehmen, das er seit seiner Verheiratung angenommen hatte, abwarf und wieder ganz wie früher wurde. Und sie sagte sich: »Ich weiß nicht, wo sich mein Väterchen in der letzten Zeit aufgehalten hat, denn ich bin nicht mehr mit ihm zusammen gewesen, seit wir miteinander nach dem südlichen Anger gingen, um nach den Mähern zu sehen.«

Ach, Schneewittchen wußte es nur zu gut! Um ihretwillen wagte der Vater nicht mehr zu lachen oder zu scherzen. Sein Gewissen machte ihm Vorwürfe, weil er ihre Erziehung bisher so schlecht geleitet hatte. Siehst du, er dachte, Schneewittchen wäre bei ihrer Rückkehr niemals so auf ihn und die Mutter losgefahren, wenn er sie nicht verwöhnt gehabt hätte; darum sollte sie von jetzt an streng gehalten werden, das hatte

* dem Schloß der Gräfin

Digitized by Google

er sich fest vorgenommen, und es war ihm so bitter ernst damit, daß er, wenn sich die Tochter jetzt im Zimmer befand, nie anders als streng und ernsthaft zu sein wagte.

Noch vor wenigen Monaten dachte der Vater nicht anders, als seine Tochter sei gerade so, wie sie sein sollte, jetzt aber taugte sie ganz und gar nichts mehr, und der Vater wurde gewiß nicht wieder wie früher, bis sie ein ganz neues Wesen bekommen hatte.

Als nun Küster Moreus kam, vergaß der Vater seine schwere Last und war ganz wie früher. Da stieg in Schneewittchen unwillkürlich der Gedanke auf, der Vater müsse sie doch recht lieb haben. Denn welchen Zwang legte er sich ihretwegen alle Tage auf! Nein, sie war ihm gar nicht so dankbar, wie sie es eigentlich hätte sein sollen.

Die Stiefmutter wollte das Abendessen selbst kochen, denn sie wollte Ulla Moreus zeigen, daß man früher auf Lövdala nie so gut gespeist hatte wie jetzt. Ulla war die geschickteste Kochfrau im ganzen Kirchspiel, das wußte die Pfarrfrau wohl. Und da Ulla überdies beständig unterwegs war, um bei Hochzeiten und Begräbnissen zu kochen, dachte die Mutter, es lohne sich wohl, aufmerksam gegen Ulla zu sein. Während nun die Pfarrfrau am Herd stand, schlug Ulla vor, sie und Schneewittchen könnten indessen eine Weile zur Großmutter gehen.

Drüben bei der Großmutter machte Ulla ein Paket auf, das sie mitgebracht hatte, um den andern ein Vergnügen zu bereiten. Es sei ein prachtvolles Geschenk, das sie von der gnädigen Frau Gräfin erhalten habe, sagte sie. Ach, nie mußte man so herzlich lachen, als wenn Ulla erzählte, wie wohl angeschrieben sie bei der Gräfin sei und welche schönen Geschenke sie von ihr erhalte. Einmal hatte sie ihr einen Schoßhund verehrt, der nur mit Sahne ernährt werden durfte. Ja, ja, das könnte man gutherzig nennen, wenn man ein solches Tier einer Küstersfrau schenkte, die gewißlich nicht immer eine Kuh zum Melken hatte!

Ich weiß nicht, ob es Ulla nicht geradezu leid getan hätte, wenn ihr von der Gräfin einmal etwas Nützliches geschenkt worden wäre. Ach, wie übermütig war sie, als sie das neue Geschenk auspackte!

»Da seht einmal her!« rief sie. »So ausstaffiert werde ich künftig auf die Bauernhöfe kommen, wenn ich zur Hochzeit koche.«

Die Gräfin dachte wohl, sie habe etwas ganz Besonderes getan, als sie Ulla diesen Reitanzug schenkte. Es war der englische, den sie in den letzten Jahren immer getragen hatte, ein langer schwarzer Rock, eine enganliegende, mit Zobel verbrämte Jacke nebst einem kleinen Zylinderhut. Der Anzug war aus ausgezeichnetem Stoff gearbeitet und sicher noch nicht vertragen, aber es war doch ein ganz verrücktes Geschenk. Der Rock war übermäßig lang, Ulla konnte keinen Schritt darin machen, und in der roten Jacke sah sie rasend komisch aus. Doch nun verlangte Ulla, Schneewittchen solle das Kleid jetzt auch anprobieren. Und als sie es angezogen hatte, waren Großmutter und Ulla ganz entzückt.

»Ach, wie schade,« rief Ulla, »daß nicht du dieses großartige Geschenk bekommen hast! Das Kleid sitzt dir ja wie angegossen, gerade als sei es für dich gemacht.«

Schneewittchen mußte sich vor den Spiegel setzen, Ulla lockerte ihr das Haar ein wenig und drückte ihr den Hut darauf.

»Seht sie nur an,« sagte sie zur Großmutter. »Sieht sie nicht ganz

Digitized by Google

aus wie eine kleine gnädige Gräfin? Habt Ihr sie je so niedlich gesehen?«

Aber nun sagte Ulla, Schneewittchen dürfe das Reitkleid ja nicht wieder ausziehen, bis sie ihr Vater und Moreus darin gesehen hätten.

Und nun muß ich eins sagen: Schneewittchen hätte sich nicht verkleiden sollen; sie wurde jetzt gleich sehr ausgelassen und meinte, sie sei nun jemand ganz andres. Großmutter und Ulla lachten sich fast krank über sie, als sie vollends anfing, die gnädige Gräfin im Sprechen und im Gehen nachzuahmen.

Ulla sagte noch einmal, sie würde es ihr nie verzeihen, wenn ihr Mann das Fräulein nicht als Gräfin sehen dürfte, und sie bestand darauf, Schneewittchen müsse jetzt gleich ins Wohnhaus mit ihr hinübergehen.

Schneewittchen dachte wohl im stillen: »Vielleicht hat Vater jetzt, wo er so ernst geworden ist, keinen Gefallen daran, daß ich mich verkleide. Früher durfte ich es tun, so oft ich Lust dazu hatte, aber jetzt ist alles anders geworden.«

Jedoch sie war mutig, weil Ulla dabei war, und so redete sie sich selbst zu und sagte: »Es geht doch wirklich nicht an, daß du dich so ganz unterdrücken läßt. Heute ist ja der Herr Vater wieder ganz wie früher, und er kann doch nichts Unpassendes darin finden, wenn du das Kleid der Gräfin angezogen hast.«

Außerdem hatte Schneewittchen noch einen weiteren Trost. Sie glaubte, der Stiefmutter werde es nicht mißfallen, wenn sie sich auf Kosten der Gräfin ein wenig ergötzten.

Als sie die Treppe hinuntergingen, kam Ulla ein neuer Gedanke. Sie nahm Schneewittchen mit nach dem Stall und überredete da den langen Bengt, den Rappen zu satteln. Der Rappe war ein dickes kleines Pferd, das den großen Reitpferden auf Borg ganz und gar nicht glich; auch sahen die Sättel des Pfarrhauses mit ihren gepolsterten Sitzen und Lehnen denen der Gräfin Märta durchaus nicht ähnlich.

Als der Rappe gesattelt und Schneewittchen aufgestiegen war, lief Ulla voraus. Mit lauter Stimme rief sie zur Saal- und zur Küchentüre hinein, die Gräfin Märta komme durch die Allee dahergeritten.

Ei, ei, ei! Welcher Aufruhr entstand im Pfarrhaus! Die Pfarrfrau riß sich die Küchenschürze so hastig vom Leib, daß der Bund abriß, und eilte auf die Freitreppe hinaus. Der Pfarrer lief mit solcher Geschwindigkeit herbei, daß ihm die Perücke ganz schief auf dem Kopf saß, und stellte sich neben seine Frau. Ulla und der Küster Moreus pflanzten sich hinter dem Pfarrpaar auf, und auf der untersten Stufe stand das Zimmermädchen und knickste.

Nun hatte Schneewittchen allerdings eine Reitgerte in der Hand, und sie gebrauchte sie auch tüchtig; aber deshalb ließ sich der Rappe doch nicht aus seinem gemächlichen Schritt bringen, und Schneewittchen dachte, das sei recht gut, denn dadurch würden ja Vater und Mutter sofort erkennen, wer dahergeritten kam.

Aber war es nicht zu komisch! Die Stiefmutter war wohl von dem roten Leibrock, in dem die Gräfin nun seit mehreren Jahren immer ausgeritten war, ganz geblendet und merkte nichts. Kaum aber hatte Fräulein Schneewittchen mit der Reitgerte gegrüßt und gerufen: »Bon

Digitized by Google

jour, monsieur le pasteur!« wie die Gräfin es zu tun pflegte, als die frühere Jungfer Babitz auch schon alle Stufen heruntereilte und eine Verbeugung machte, als wollte sie in den Boden sinken.

Ach, wie soll ich alles beschreiben? Die Mutter war etwas kurzsichtig, das wußte Schneewittchen wohl; überdies war es auch Abend und ein wenig dämmerig, aber das konnte sie sich doch unmöglich denken, daß sie nicht erkannt worden sein sollte.

Da dachte sie: »Der Stiefmutter gefällt es, daß ich mich über die Gräfin lustig mache;« denn sie wußte ja, wie erbost sie auf ihre frühere Herrin war. Nie, nie, nicht mit einem Gedanken fiel es Schneewittchen ein, daß die Mutter sich vor ihr verneigen könnte. Und sie stand ja da und strahlte mit dem ganzen Gesicht. So glücklich hatte sie noch niemals ausgesehen.

Schneewittchen sprang ohne Hilfe aus dem Sattel, ganz wie die gnädige Gräfin, und warf die Zügel dem langen Bengt zu. Dann wandte sie sich an die Pfarrfrau, reichte ihr die Hand und sagte:

»Eh bien, Raclitz, wie geht es Ihr in der neuen Stellung?«

Aber denk dir, kaum hatte Schneewittchen das gesagt, als sich die Mutter auch schon niedergebeugt und ihr die Hand geküßt hatte!

Da endlich begriff Schneewittchen! Die Mutter hatte sich täuschen lassen und glaubte, die Gräfin selbst sei gekommen, sie zu besuchen. Durch diese Erkenntnis wurde Schneewittchen so bestürzt, daß sie ausrief: »Aber Frau Mutter, ich bin es ja nur!«

Da richtete sich die Mutter blitzschnell auf und schleuderte Schneewittchens Hand weg. Noch einen einzigen Blick warf sie der Stieftochter zu, dann wendete sie sich jäh um, stürmte die Treppe hinauf und eilte in die Küche hinein.

Nun versammelten sich die andern, der Vater, der Küster Moreus und Ulla um Schneewittchen, und alle lachten herzlich über die Verkleidung. Ach, ach! Ein kleines Weilchen noch mußte sie ihre Rolle weiterspielen, weil ihr guter Vater so erfreut aussah. Aber eigentlich war sie wie versteinert; der Blick der Stiefmutter hatte ihr eine furchtbare Angst eingejagt und sie dachte: »Nun habe ich mir die Mutter zum Feind gemacht. Sie macht sich zwar nichts daraus, wenn man sie ein bißchen neckt, wenn sie aber jemand geradezu für Narren hält, wird sie es ihm nie verzeihen.«"

Hier machte die Pfarrerstochter eine Pause, wie um zu hören, was die Pflegeschwester über die Geschichte denke.

„Eigentlich sollte man nur herzlich darüber lachen," sagte Anna Brogren, „aber ich kann es doch nicht, es wird mir im Gegenteil angst und bang dabei. Erzähle nur rasch weiter, damit ich erfahre, wie schlimm es dir — nein, ich meine, wie es Schneewittchen ergangen ist."

Und die Pfarrerstochter erzählte weiter:

„Ja, ich muß dir wirklich erzählen, was sich Ende September Sonderbares ereignete. Es ist zwar gar nichts Wichtiges, das wirst du gleich merken; aber ich glaube, es hat Schneewittchen doch den Mut etwas gestärkt. So oft ihr nämlich dieses Erlebnis wieder in den Sinn kam, sagte sie sich: »Es ist doch gut, daß noch jemand auf dem Hofe ist, der keine Angst vor der Stiefmutter hat.«

Denn alle andern, ihr Herr Vater nicht ausgenommen, hatten ja

Digitized by Google

Angst vor ihr, das sah sie nur zu deutlich, und eins mußte sie auch zugeben: die Stiefmutter war wirklich äußerst besorgt um den Vater und bewachte ihn so sehr, daß er sich kaum noch zu rühren wagte. Aber ach, wie ängstlich hütete sich der gute Vater auch, nein zu sagen, wenn die Stiefmutter etwas wollte.

Ja, das war alle Tage deutlich zu erkennen, aber nie deutlicher als damals, wo er ihr die Erlaubnis zum Branntweinbrennen gab.. Jedermann auf dem Hofe sagte, wenn jemand anders als die Stiefmutter ihn darum angegangen hätte, würde er niemals eingewilligt haben, denn er sei von jeher dagegen gewesen. Wenn ihm in früherer Zeit jemand mit diesem Vorschlag gekommen sei, habe er immer ganz verdrießlich gesagt: »In einem Pfarrhaus solle man die Feldfrüchte zum Brotbacken und Grützekochen verwenden, aber nicht zu diesem unglückseligen Getränke, das nur allen Menschen zum Verderben erfunden worden ist.«

Der gute Vater hatte sicher dasselbe auch zu der Pfarrfrau gesagt, sie aber hatte sich nicht abschrecken lassen. Sie sagte, wenn der Pfarrer den Branntweingenuß in seinem Hause ein für allemal abschaffen wollte, dann würde sie ihm gewiß beistimmen, da er nun aber doch Branntwein im Hause habe, sowohl für die Gäste, als auch fürs Gesinde, könnte man ihn doch ebensowohl selbst herstellen, denn wenn man ihn zu Hause brenne, koste er nur die Hälfte. So sprach sie, und sie quängelte so lange darum, bis der Vater nachgab.

Als nun zum erstenmal Branntwein gebrannt werden sollte, entlehnte die Pfarrfrau von einem Nachbarhof einen Kessel mitsamt Hut und Rohr, und sobald er da war, machte sie sich an die Arbeit.

Während das Maischen und Gären im Gang war, ließ sie der Braumagd keinen Augenblick Ruhe, und als destilliert wurde, stand sie die ganze Zeit selbst im Brauhaus drüben. Nein, sicher hätte ihr niemand vorwerfen können, sie schone sich in irgendeiner Weise!

Der Vater dagegen saß die ganze Zeit, so lange die Branntweinbrennerei dauerte, in seinem Zimmer und tat seiner Frau nicht ein einziges Mal die Ehre an, den Kopf zur Brauhaustüre hineinzustecken und um eine Probe von dem Getränke zu bitten.

Daran merkte die Pfarrfrau wohl, daß er noch immer gegen die Sache war. Und über etwas andres war sie auch nicht im Zweifel: sobald nur ein einziger Mensch auf dem Hofe nur im geringsten beduselt wäre, würde er sofort kommen und das ganze Verfahren einstellen und verbieten. Deshalb wachte die Mutter mit Argusaugen darüber, daß keines von denen, die ihr halfen, zu oft eine Kostprobe bekam; und da alle Leute einen Riesenrespekt vor ihr hatten, gelang es ihr auch, die Ordnung die ganze Zeit über aufrechtzuerhalten.

Nur ein einziges kleines Mißgeschick ereignete sich.

Die Mutter war mit der Klärung schon ganz fertig und hatte nichts mehr zu tun, als den Branntwein in große Flaschen und Krüge zu füllen. Außerdem wollte sie auch noch den »Nachtropfen« versorgen; da er aber noch warm war, füllte sie ihn in einen Eimer und stellte diesen zum Abkühlen vor die Brauhaustüre.

Gleich darauf kam der lange Bengt am Brauhaus vorüber. Es zog ihn mit aller Macht zu dem Eimer hin; aber sofort stand die Mutter unter der Tür.

Digitized by Google

»Lieber Bengt,« sagte sie. »Ihr werdet doch davon nicht trinken wollen? Das ist nicht für Menschen, es ist nur das Spülicht.«

Der lange Bengt machte ein einfältiges Gesicht und ging weiter, indem er sagte, er sei eben auf dem Wege nach dem Stall, und es sei doch wohl nichts Strafbares, wenn er am Brauhaus vorbeigehe.

Darnach ging er auch richtig in den Stall und holte eine Heugabel, die die Stallmagd von ihm entlehnt hatte. Diese Heugabel wollte er in die Scheune zurücktragen. Als nun aber der lange Bengt das Gittertor zum Wirtschaftshofe öffnete, traf er mit dem großen Bock zusammen, der, die Nase zwischen den Gitterstäben, nach dem Brauhaus hinüber schnupperte. Es war ein schöner Tag, alle Ziegen waren im Freien, und die ganze Schar hielt sich in der Nähe eines Reisighaufens auf, nur der große Bock stand an dem Gatter.

Aber es ist ein wahres Rätsel, wie der lange Bengt so ungeschickt sein konnte! Er machte das Gittertor gerade so weit auf, daß der große Bock sich neben ihm durchdrängen konnte, und danach gab er sich gar keine Mühe, ihn wieder zurückzutreiben, was er doch eigentlich hätte tun müssen, sondern er sah nur nach, ob die andern Türen alle geschlossen waren, damit der große Bock nicht in Vaters Obstgarten und nicht auf der Mutter Kohlbeete kommen könnte. Wahrscheinlich dachte er, es könnte nichts schaden, wenn der Bock ein bißchen auf dem Rasen im Hof weidete.

Und nun sollst du hören!. Der große Bock würdigte das Gras nicht eines einzigen Blickes, sondern sprang in kurzem Trab geradeswegs auf das Brauhaus zu. Und er kam so leicht und elegant dahergetrippelt, daß die Mutter ihn gar nicht hörte, obgleich die Brauhaustüre angelehnt war.

Dieser Bock war von jeher ein richtiger Schlauberger gewesen. Beim Saufen schlapperte er weder wie ein Hund, noch schlürfte er wie ein Pferd, sondern er trank so leise, daß niemand merkte, was er tat. Auf diese Weise hatte er manche Kanne Milch hinter dem Rücken der Viehmagd ausgetrunken, und jetzt gelang es ihm, den ganzen »Nachtropfen« in aller Ruhe auszutrinken, ohne daß die Pfarrfrau auch nur eine Ahnung davon hatte, was geschah.

Als er jedoch den ganzen Eimer ausgetrunken hatte, fing er nach seiner Gewohnheit zu meckern an; denn wenn er einen losen Streich ausgeführt hatte, dann wollte er auch sehen, wie ärgerlich und aufgebracht die andern über das, was er angestellt hatte, waren, sonst machte es ihm keine Freude. So meckerte er also lustig drauflos, und im nächsten Augenblick stand die Mutter auf der Schwelle und sah, daß der Eimer leer war.

Da ergriff sie eine lange schwarze Backschaufel, die immer in der Ecke hinter der Brauhaustüre stand, und wollte den großen Bock damit züchtigen. Aber nach der großartigen Bewirtung, die diesem zuteil geworden war, meinte er gewiß, die Mutter könnte nicht im Ernst böse sein, und so stellte er sich auf die Hinterbeine vor ihr auf und begann zu tanzen. Nun war ja der große Bock ein altes großes Tier, und es war nicht immer so angenehm, wenn man mit ihm zusammentraf. Die Mutter schlug mit der Backschaufel nach ihm, und wer den großen Bock kannte, mußte nun glauben, die Sache würde kein gutes Ende nehmen. Auch

Digitized by Google

eilten nun alle, der Vater und Schneewittchen mitsamt den Mägden, eiligst aus dem Wohnhaus herbei, um der Pfarrfrau beizustehen. Der große Bock tat ihr indes nichts zuleide, sondern tanzte nur vor ihr auf und ab, und da machte der Vater den andern ein Zeichen, sie sollten zurückbleiben und sich nicht in das Spiel mischen. Zugleich rief er der Mutter zu, sie solle sich rasch ins Brauhaus zurückziehen, so lange der Bock noch in seiner guten Laune sei.

Aber die Pfarrfrau kümmerte sich nicht um diese Warnung, und schließlich gelang es ihr, dem Bock einen recht harten, empfindlichen Schlag zu versetzen. Da ließ er sich auf alle viere nieder; aber damit war nicht viel gewonnen, denn im nächsten Augenblick sprang er mit einem Satz ins Brauhaus hinein und benützte da seine Hörner dazu, so viele von den mit Branntwein gefüllten Flaschen und Krügen umzustoßen, als er nur erreichen konnte. Und kaum war die Mutter hinter ihm hereingekommen, als er auch schon wieder hinauswitschte.

Und der große Bock war schlau! Er wußte recht wohl, nun hatte die Mutter mit dem Aufrichten aller der umgestoßenen Gefäße sehr viel zu tun, da war er eine Weile sicher vor ihr und konnte in aller Ruhe seiner guten Laune die Zügel schießen lassen. Zuerst blieb er vor der Brauhaustüre ein paar Sekunden lang ruhig stehen und schaute sich um, dann schritt er langsam und ernst die Anhöhe zum Wohnhaus hinauf.

Der große Bock hatte meistens ein würdiges und feierliches Benehmen, und das kam ihm wohl zustatten, denn man hätte von einem so stattlichen Tier ja nie geglaubt, daß es je daran dächte, einen losen Streich auszuhecken. Aber noch nie hatte man ihn so großartig gesehen wie jetzt. Er hob einen Fuß um den andern langsam hoch auf, trug den Kopf stolz zurückgelegt, streckte die Nase in die Luft und protzte gleichsam mit seinem langen Bart und seinen großen Hörnern. Es blinkte allerdings etwas unruhig in seinen Augen, und der hintere Teil seines Körpers schlenkerte hin und her.

Der Vater glaubte, der Bock sei auf dem Wege zu seinen Ziegen im Wirtschaftshof; deshalb rief er Schneewittchen und den andern Frauenzimmern zu, sie sollten dem Bock aus dem Wege gehen und ihn nicht scheuchen. Wenn aber der große Bock diese Absicht gehabt hatte, dann änderte er sie jedenfalls, denn als er an der Freitreppe des Wohnhauses vorüberkam, sah er, daß der, der zuletzt herausgeeilt war, um ihn fortzujagen, die Haustüre offen stehen gelassen hatte. Und war er eben noch ganz ernsthaft dahingeschritten, so machte er jetzt plötzlich einen Satz und sprang die Stufen hinauf geradeswegs ins Haus hinein.

Sofort stürzte die ganze Schar der Mägde hinter ihm drein, um ihn hinauszujagen. Da floh der Bock die Bodentreppe hinauf; als sie ihn aber auch auf den Bodenraum verfolgten, sprang er zum Bodenfenster hinaus. Und als er diesen Sprung machte, gab er sich gar nicht erst Mühe, zu sehen, wie weit es von da auf die Erde hinunter ging. Aber dieses Tier hatte immer Glück, und so war es auch gerade an das Fenster gekommen, das direkt über dem Dach des Hauseingangs war.

Es war ein kleines steilabfallendes Dach mit einem ganz schmalen Giebelspieß in der Mitte, und auf diesen kam der Bock in seinem Sprung zu stehen. Er konnte von da keinen Schritt machen, ohne herunter-

Digitized by Google

zufallen, weder nach rechts noch nach links, und ebenso unmöglich schien es auch, daß er wieder auf den Bodenraum zurückgelangen könnte.

»Rasch hinein mit dir!« rief der Pfarrer und drohte ihm mit dem Stock.

Aber der Bock blieb da stehen, wo er stand. Die Mägde waren voller Schrecken darüber, wie es nun gehen würde, wieder aus dem Haus herausgelaufen. Aber der große Bock sah ganz vergnügt aus; er drehte nur den Kopf und zwinkerte ihnen zu, und man konnte wohl sehen, wie sehr er sich über ihr Entsetzen freute.

Indessen hatte die Pfarrfrau ihre Flaschen wieder aufgerichtet und trat nun, mit der Backschaufel in der Hand, heraus, um den Bock zu vertreiben. Aber als dieser sie sah, zwinkerte er nur noch lustiger als zuvor; in diesem Augenblick hatte er nicht den geringsten Respekt vor ihr.

Sie aber schwang die Backschaufel noch einmal gegen den Bock; in demselben Augenblick zog dieser die Beine an, flog wie ein Pfeil durch die Luft und landete dicht vor der Pfarrfrau auf dem Boden.

Kaum war er drunten angelangt, als er sich auch schon auf die Hinterbeine aufrichtete und der Mutter einen Stoß versetzte, daß sie umfiel. Darauf sprang er nach dem Wirtschaftshof davon, war mit einem Satz übers Gatter weg und tanzte dann seinen Ziegen noch mehrere Minuten lang etwas vor.

Aber im ersten Augenblick dachte niemand mehr an den Bock. Alle rannten herbei, der Mutter aufzuhelfen. Und wer von allen zuerst zur Stelle war, das war Schneewittchen. Aber die Mutter stieß sie heftig zurück und rief:

»Verstelle dich nur nicht! Ich weiß wohl, wie du gegen mich gesinnt bist, denn ich sehe, daß du dich über meinen Unfall freust! Ja, lache nur, so lange du kannst, ich weiß jemand, der dich zum Weinen bringen wird!«

Und es ist allerdings wahr, Schneewittchen sah nicht so schrecklich ängstlich aus. Sie hatte ja über den Bock lachen müssen, und da war ihr Gesicht noch nicht wieder ganz ernsthaft geworden.

Aber die Worte ihrer Stiefmutter genügten, sie für den ganzen übrigen Tag betrübt zu machen.

Und du, meine liebe Pflegeschwester, wirst wohl verstehen, daß dieses dem Schneewittchen nicht gerade neuen Mut einflößte. Nein, das tat ein Traum, den sie in der folgenden Nacht hatte.

Da sah Schneewittchen wieder den Bock vor sich, wie er da droben auf dem Dachfirst des Hauseingangs stand; aber jetzt war es kein wirklicher Bock mehr, sondern alle Freudigkeit und aller Humor, die von jeher in diesem Hause gewohnt hatten, waren da auf das Dach hinausgestiegen und machten sich über die Stiefmutter lustig. Und der Bock in Schneewittchens Traum konnte sprechen, und er sagte zu der Stiefmutter, es werde ihr nicht gelingen, dieses Haus zu einem kalten, harten Gefängnis zu machen, wie sie es gerne möchte, denn es sei zu viel von dem alten Geiste da, der leiste ihr Widerstand.

Und als Schneewittchen dann erwachte, dachte sie, das sei ganz wahr, und nun war es ihr, als sei sie nicht mehr so ganz allein in ihrem Kampf gegen die Stiefmutter."

„Und du kannst dich darauf verlassen, sobald ich Schneewittchen wieder

Digitized by Google

besuche, werde ich dem großen Bock ein paar Brotlaibe mitbringen!“ sagte Anna Brogren, als die Pfarrerstochter eine Pause machte.

„Ach, ich fürchte, dieser Schmaus kommt zu spät,“ versetzte die Pfarrerstochter; „denn im letzten Brief, den ich von Schneewittchen bekam, berichtete sie gerade, die Stiefmutter habe den großen Bock schlachten lassen.“

„Ei, sieh, ei, sieh!“ sagte die Pröpstin nachdenklich. „Aber tat denn Schneewittchens Vater gar nichts dagegen und ließ den Bock einfach schlachten? Ich sage dir, jetzt bekomme ich wirklich Angst, diese Stiefmutter werde Schneewittchen noch einmal etwas Böses antun.“

Aber da entgegnete die Pfarrerstochter rasch: „Ach nein, dem Schneewittchen tut sie wohl nichts zuleid; sie meint im Gegenteil, Schneewittchen denke an nichts anderes, als wie sie die Stiefmutter recht ärgern könnte.“

„Das müßte sie doch besser wissen.“

„Ach, es trifft sich auch immer so schlimm für Schneewittchen; und ich will dir gleich noch eine Geschichte erzählen, damit du siehst, wie unglücklich es Schneewittchen immer geht.“

„Ja, ich will die Geschichte bis zu Ende hören,“ versetzte die Pröpstin; „aber ich sehe eben doch, daß Schneewittchen in Gefahr ist und nicht ihre Stiefmutter.“

„Du weißt doch,“ fuhr die Pfarrerstochter fort, „daß Schneewittchens Vater selbst den ganzen Garten des Pfarrhofs angelegt hat. Ihm allein hatte man die Stachelbeeren und Johannisbeeren und die herrlichen Erdbeerländer und die Gewürzbeete sowie auch den Rosengarten auf der Westseite des Hauses zu verdanken.

Aber das Prächtigste von allem waren doch die Apfelbäume. Der Vater hatte alle selbst gepflanzt und gepfropft, und weit und breit gab es gewiß keine so herrlichen Äpfel wie die des Pfarrgartens. Wenn Schneewittchen von diesen Äpfeln aß, meinte sie immer, sie seien aus lauter Sonnenschein und Sommerwärme bereitet.

So schöne Äpfel wie in diesem Sommer hatte Schneewittchen noch nie in ihres Vaters Garten gesehen. Ach, die herrlichen Paradiesäpfel, die Astrachaner und Goldparmänen, die Renetten und Winteräpfel! Die Bäume hingen zwar vielleicht nicht ganz so voll wie sonst, aber die Früchte waren darum um so schöner. Nicht ein einziger Apfel war wurmig; alle waren gleich groß und schön geformt. Alle Astrachaner leuchteten durchsichtig hell, alle Goldparmänen glänzten goldgelb, alle Paradiesäpfel schimmerten dunkel grünlichrot, und alle Winteräpfel hatten glühend rote Bäckchen.

Ja, wirklich, die Äpfel waren so wundervoll, daß man in der ganzen Gegend davon sprach. Groß und schön glänzten sie bis auf die Straße hinaus, und die Vorübergehenden kamen oft in den Hof herein und baten, ob sie nicht in den Garten hineingehen und die Äpfel ansehen dürften.

Aber nun muß ich etwas sagen. So schön und gut die Äpfel auch waren, so hatten die Pfarrleute doch auch ihren Ärger damit, und in den andern Jahren war immer eine große Menge von den Äpfeln des Pfarrgartens gestohlen worden. In diesem Jahr jedoch kam kaum ein einziger Apfel weg, denn die Pfarrfrau hielt unermüdlich Wache dar-

Digitized by Google

über. Von Ende August an, wo die Äpfel allmählich reif wurden, war sie immer draußen im Obstgarten, und sie wachte auch jede Nacht dort.

Ja, sie tat sogar noch mehr als das. Sie hütete die Äpfel auch vor den Hausbewohnern. Die Gattertüren wurden mit Vorlegschlössern versehen, und die Schlüssel dazu verwahrte die Pfarrfrau in ihrer eigenen Tasche. Wenn sie dann einen recht süßen schimmernden Astrachaner fand, brach sie ihn wohl für den Vater; aber weder Großmutter Beata noch Schneewittchen bekamen je auch nur einen einzigen Apfel zu kosten.

Ach, in den andern Jahren hatte man zwar keine so schönen Äpfel, aber mehr Freude davon gehabt! Da war niemand auf den Hof gekommen, der seine Lust nach einem Apfel nicht hätte stillen dürfen. Und man gab nicht nur den eigenen Hausbewohnern, sondern wer nur zu Besuch kam, durfte die Äpfel versuchen, und die meisten erhielten auch ein Bündelchen mit auf den Weg.

Aber nicht einmal dann bekam irgend jemand einen davon zu essen, als die Äpfel von den Bäumen gebrochen wurden, denn diese Arbeit besorgte die Pfarrfrau ganz allein. Sie zog Handschuhe an und brach jeden einzelnen Apfel sehr fürsorglich von seinem Ast, damit keiner angestoßen oder verletzt wurde.

Schneewittchen kam es freilich ein wenig bitter vor, daß sie gar keine von den Äpfeln bekam, während sie noch die erste Sommersüße hatten; aber sie tröstete sich mit dem Gedanken, wie schön es dann sein würde, wenn sie im Spätjahr und den ganzen Winter hindurch Äpfel zu essen hätten. Die Stiefmutter verstand sie auch sicher so gut aufzubewahren, daß sie nicht faulten.

Aber die Mutter hatte andere Pläne mit den Äpfeln, das mußte Schneewittchen bald merken. Nein, nicht im Pfarrhaus sollte all das schöne Obst gegessen werden, daran dachte die Pfarrfrau keinen Augenblick.

Der Pfarrer hätte gewiß auch seine Äpfel gerne daheimbehalten, wie in den andern Jahren. Aber die Pfarrfrau hatte ausgerechnet, daß man Geld damit verdienen könnte, und so wollte sie die ganze schöne Obsternte auf dem Brobyer Markt verkaufen.

Und es geschah, wie die Mutter es wollte. Mit zwei schwerbeladenen Wagen voll Äpfel nebst einem Knecht und einer Magd, die ihr beim Verkauf helfen sollten, fuhr sie zu Markte.

Als sie auf dem Marktplatz angekommen war, stellte sie einen Tisch auf, öffnete die Kisten und Fässer und legte die Äpfel zum Verkauf aus. Nein, sie fürchtete sich wirklich vor keiner Arbeit! Grobe Handschuhe an den Händen und einen großen Schal umgebunden, stand sie hinter dem Tisch und bot die Äpfel feil. Sie konnte sich einfach nicht dazu entschließen, jemand anders mit dieser Sache zu betrauen. Und ich muß sagen, die Ware konnte sich sehen lassen, und die Pfarrfrau konnte stolz darauf sein. Wundervoll im herrlichsten Rot und Grün und Gelb und Weiß leuchtete es von ihrem Stand, und die Leute strömten schon der Augenweide wegen herbei. Auf den großen Brobyer Markt kamen immer die Gärtner von den förmländischen Schlössern und von den großen Herrenhöfen von Näsket; aber keiner von allen konnte so schönes Obst auslegen wie die Pfarrfrau.

Digitized by Google

Sobald sie alles zum Verkauf bereit hatte, eilte auch gleich eine Menge Leute herbei und fragte nach dem Preise der Äpfel. Aber da verlangte sie einen so hohen Preis, daß die Leute ganz bestürzt wurden und nicht kaufen wollten.

Und siehe, schließlich mußte die Pfarrfrau wirklich trotz ihrer wundervollen Auslage sehen, wie die Marktbesucher ihre Einkäufe bei ihren Nachbarn machten! Aber sie gab nicht nach und setzte ihren Preis nicht um einen einzigen Heller herunter, ja sie verlangte gerade doppelt so viel wie alle andern. Sie dachte wohl, später am Tage, wenn die Fremden ihr Obst verkauft hätten, würden ihre Äpfel schon an die Reihe kommen.

Vielleicht rechnete sie auch noch mit etwas anderem. Sie wußte wohl, wieviel Branntwein immer auf dem Brobyer Markt getrunken wurde, und daß mittags um zwölf Uhr kaum noch ein nüchterner Mann da zu finden war, und so meinte sie, die Bauersleute würden es am Nachmittag nicht mehr so genau mit dem Gelde nehmen.

Und es sah auch aus, als sollte Schneewittchens Stiefmutter recht behalten. Je später es wurde, desto mehr Leute versammelten sich um ihren Stand. In erster Linie alle Kinder, Jungen und Mädchen, die auf dem Markt waren. Diese standen um den Tisch herum, mit einem Finger im Mund, und schauten gar sehnsüchtig nach den Äpfeln hinüber, es hätte einem wirklich das Herz rühren können. Die Kinder hatten natürlich nichts, um zu kaufen, aber es standen auch Erwachsene herum, die ihre Augen nicht von dem schönen Obst abwenden konnten.

Immer wieder trat der eine oder der andere näher und fragte nach dem Preis. Aber die Pfarrfrau blieb dabei und verlangte ebensoviel wie am Morgen. Jetzt, wo alle andern Äpfel verkauft waren, wollte sie nicht abschlagen, denn sie war fest überzeugt, daß sie nun doch noch an die Reihe käme.

Schneewittchens Stiefmutter sah wohl, wie aller Gesichter um sie her vor Verlangen nach den Äpfeln glühten, und jeden Augenblick dachte sie: »Jetzt können sie nicht mehr widerstehen, es muß nur erst einer anfangen.«

Aber es währte länger und immer länger, und schließlich glaubte sie selbst, sie müsse am Ende doch mit ihren schönen Äpfeln wieder heimfahren.

Doch nun wollte sie einen letzten Versuch machen, und so trug sie der Magd auf, Fräulein Schneewittchen zu holen, die zwischen den Marktbuden umherging, um für alle daheim, die nicht mit auf den Jahrmarkt gedurft hatten, kleine Geschenke einzukaufen.

Als Schneewittchen zu ihrer Stiefmutter hinkam, sagte diese, Schneewittchen solle jetzt eine Weile ihre Stelle einnehmen und die Äpfel verkaufen; sie habe nun so lange auf einem Fleck gestanden und ganz kalte Füße bekommen, sie müsse sich deshalb ein wenig Bewegung machen.

Ach, Schneewittchen war es außerordentlich zuwider, da auf dem Brobyer Markt verkaufen zu sollen! Aber sie wagte sich der Mutter nicht zu widersetzen. So zog sie denn deren Handschuhe an, band sich den Schal um und nahm den Platz hinter dem Tisch ein. Und nach vielen Ermahnungen, sich streng an den festgesetzten Preis zu halten, durchaus nicht mit sich handeln zu lassen und auch selbst keine Äpfel zu essen, ging die Stiefmutter ihres Wegs.

Digitized by Google

Aber wenn die Mutter gedacht hatte, die Leute würden von ihrer Stieftochter eher kaufen als von ihr, dann hatte sie sich verrechnet.

Das Fräulein mußte hinter ihrem Tisch stehen und ihre Äpfel bewachen, konnte jedoch nicht einen einzigen davon verkaufen. Es ging ihr genau wie der Mutter; der dichte Kreis von großen und kleinen Leuten verringerte sich zwar nicht, aber niemand kaufte.

Doch nun kamen zwei halbbetrunkene Bauernburschen mit ihren Mädchen am Arm daher und drängten sich durch den Haufen der Herumstehenden vor. Es war eine laute, ausgelassene Gesellschaft, die Burschen hatten Geld in der Tasche, mit dem sie klimperten, und sie waren in der richtigen Laune, etwas draufgehen zu lassen. Schneewittchen bekam zwar Angst vor ihnen und wäre am liebsten davongelaufen, blieb dann aber doch stehen in der Hoffnung, nun endlich etwas zu verkaufen.

Die jungen Leute drängten sich auch ganz bis zum Tisch hin, und der vorderste fragte gar nicht nach dem Preis, sondern legte sofort seine große Faust auf einen Haufen der schönsten Äpfel. Zugleich sah er die Pfarrerstochter an und versuchte so nüchtern und bieder wie nur möglich auszusehen.

»Woher sind denn diese Äpfel?« fragte er.

Und die Pfarrerstochter antwortete, sie seien aus ihres Vaters Garten.

»Ja, da bin ich schon oft gewesen, ich kenne Euren Vater und auch Euch recht wohl. Das ist ein guter Mann, Euer Vater.«

Schneewittchen erwiderte einige freundliche Worte, denn es gefiel ihr, daß der Bursche so gut von ihrem Vater sprach.

»Ja, Ihr und Euer Vater seid alle beide gute Leute,« fuhr der Bursche fort. »Ja, Ihr seid so gut, daß Ihr es einem armen Burschen wohl gönnet, Eure Äpfel zu versuchen, ohne dafür zu bezahlen.«

Und ehe Schneewittchen recht begriff, was er im Schilde führte, hatte er eine Handvoll der schönen Äpfel ergriffen und war auf und davon gelaufen.

Und das Mädchen, das er am Arm gehabt hatte, packte auch rasch ein paar Äpfel und lief hinter ihm drein. Ganz ebenso machte es dann auch das nächste Paar.

Aber Schneewittchen war auf so etwas natürlich gar nicht gefaßt gewesen. Wie hätte sie sich das denken können! Sie war ganz außer sich, als diese Burschen und Mädel sich mit so vielen Äpfeln, für die sie kein Geld bekommen hatte, aus dem Staube machten. Im ersten Augenblick wollte sie ihnen nachlaufen, um ihnen die Äpfel wieder abzujagen; sie wagte es aber doch nicht, sondern schickte den Knecht und die Magd nach, die hinter ihr standen. Zugleich aber sah sie, daß der ganze Volkshaufen sich noch näher an den Tisch herandrängte.

»Jetzt kaufen sie doch noch,« dachte sie, und ihr gesunkener Mut hob sich wieder.

Aber die und kaufen! Oh, kein Gedanke, sondern sie sprangen vor, packten so viele Äpfel, als sie konnten, und riefen zugleich, sie und ihr Vater seien ja so gut, da verlangten sie sicher nicht, daß arme Leute so ein paar Äpfel bezahlten. Und alle die kleinen Jungen, die sich den ganzen Tag lang an den Äpfeln fast blind gesehen hatten, rissen ihre Mützen herunter und füllten sie sich; und alle die kleinen Mädchen, denen vor lauter Begierde das Wasser im Munde zusammengelaufen

Digitized by Google

war, stürzten auch vor und strichen sich die Äpfel ungezählt in ihre Schürzen.

Schneewittchen legte sich weit über die Äpfel vor, um sie mit ihrem Körper zu beschützen. Aber was half das? Sie weinte und bat und rief, sie machten sie unglücklich. Aber wer fragte danach? Es waren nicht nur kleine Buben und Mädel, die die Äpfel an sich rissen, sondern auch Erwachsene, und alle lachten vergnügt und hielten die ganze Sache nur für einen kleinen Jahrmarktsscherz. Und so oft wieder jemand einen Äpfel packte, rief er ihr zu, sie und ihr Vater seien ja so gute Leute, daß sie ihnen wohl ein paar Äpfel gönnten.

Schneewittchen schlug um sich, und Schneewittchen rief nach Hilfe, aber die Äpfel waren verloren. Die Marktleute stülpten den Tisch um, wälzten die Kisten und Fässer herbei und rissen die Äpfel an sich. Es waren auch viele Raufbolde auf dem Markt, die sich nun mit in den Tumult mischten. Da gab es Streit und eine wilde Schlägerei, und Schneewittchen mußte sich zurückziehen und ihre Äpfel im Stich lassen, sonst wäre sie zertreten worden.

Gerade da kam die Mutter zurück und fand die Stieftochter ausgeplündert, verlassen und vor Zorn und Entsetzen laut weinend. Die Stiefmutter faßte sie am Arm und schüttelte sie. »Warte nur, bis wir heute abend nach Hause kommen,« sagte sie, »da werde ich dich lehren, meine Äpfel zu verschenken!«

Und man konnte sich ja über den Ärger der Stiefmutter nicht wundern; aber Schneewittchen war es doch recht schwer, daß die Mutter glaubte, sie habe es mit Absicht getan.

Ach, war das eine schwere Heimfahrt vom Markte! Sie saßen miteinander im Wagen, der Vater, die Mutter und Schneewittchen. Im Anfang versuchte der Vater, die andern wie sonst freundlich zu unterhalten. Aber die Mutter saß stocksteif mit fest zusammengekniffenen Lippen in der Wagenecke und erwiderte kein Wort. Schneewittchen aber weinte nur immerfort. Der gute Vater konnte sich gar nicht einmal so sehr grämen; auch ergötzte er sich wohl ein wenig darüber, daß die Leute gerufen hatten, er sei gar so gut und gönne ihnen die Äpfel gewiß auch ohne Bezahlung. Außerdem versuchte er wohl auch, sich den Mut aufrechtzuerhalten, indem er alle Marktleute, an denen sie vorüberfuhren, anredete und sie fragte, ob sie ihre Kühe gut verkauft, was sie für ihre Schafe bekommen, und ob sie nicht auch einige von seinen Äpfeln gesehen hätten.

Aber nach einiger Zeit wurde Vater sonderbar still; er wendete sich nach der Mutter um und sah sie lange unverwandt an. Dann starrte er wieder lange vor sich hin, und da sah er plötzlich alt und müde aus.

Wieder nach einer Weile merkte ich, daß Vater jetzt auch mich lange und betrübt ansah. Es war, als wolle er mir ganz bis auf den Grund meines Herzens sehen.

Dann sagte er plötzlich: »Du wirst deiner Mutter sehr ähnlich;« und er nahm meine Hand zwischen seine beiden und streichelte sie ganz sachte.

Es war, als wollte mich der gute Vater beruhigen und mich fröhlich machen. Und ich dachte: »Der Herr Vater versteht, daß ich es nicht mit Absicht getan habe; er weiß, daß ich nicht so bin.«

Er behielt meine Hand in der seinigen, bis wir zu Hause ankamen.

Digitized by Google

Aber er beugte sich immer weiter vor, und als wir daheim waren, sank er ganz zusammen und machte keinen Versuch, auszusteigen, als Mutter und ich aufstanden. Ich glaubte, er sei tot.

Aber so schlimm war es doch nicht, obgleich es wohl nahe genug daran gewesen war."

Hier machte die Pfarrerstochter eine Pause. Ihre Stimme bebte, und sie brauchte Zeit, sich zu beruhigen, ehe sie weiter sprechen konnte.

„So, nun weißt du, wie es mir hier geht," sagte sie dann. „Die Stiefmutter mag mit mir machen, was sie will, ich kann bei Vater nicht klagen, denn ich fürchte, der Schlag könnte ihn dann wieder treffen wie damals, als er vom Brobyer Markt nach Hause fuhr und an unsern Unfrieden dachte."

„Aber sieht er es denn nicht selbst?"

„Das ist wohl möglich, aber er kann nichts mehr tun. Es sieht jetzt aus, als sei er wieder gesund, aber ich weiß wohl, wie schwach er ist. Niemals kann Vater wieder so werden wie er an jenem Morgen war, als wir miteinander zu den Mähern auf den südlichen Anger hinausgingen."

Vom Heute fürs Morgen

„Was nützt es ihm?"

Man spottet wohl über einen Beamten, der durch einen schönen Orden, den er auf dem Sterbebett erhält, sich beglückt zeigt („was nützt ihm der denn noch?"), über einen alten Geizhals, der Gold zusammenschachert, ohne in seinem Geiz von dem zusammengeschacherten Gold den mindesten Gebrauch zu machen („was nützt ihm dann das Gold?"), und meint mit diesem Spott sehr gescheit zu sein. Aber man spottet nicht über einen Epaminondas, der, todwund, über die Nachricht vom Siege des Vaterlandes zufrieden in den Tod geht, oder über einen Denker, der sich für die Mißachtung seiner Zeitgenossen mit der Hoffnung auf Nachruhm tröstet. Was nützt denn dem Denker der Nachruhm, wenn er tot ist? Er erfährt doch nichts davon! Was nützt einem Epaminondas der Sieg der Thebaner, wenn er tot ist? Er hat ja als Toter kein Vaterland mehr. Der Spott mit dem Denkwedel „Was nützt es ihm?" ist also gar nicht so weise, wie er meint, und ein Mensch, der auf dem Sterbebette eine „unnütze" Befriedigung über irgend etwas genießt, ist deshalb noch nicht so töricht, wie er aussieht. Es wäre denn, daß man jeden, der sein Glück in sich selber und nicht in greifbaren äußeren Vorteilen sucht, töricht nennen wollte. Die Erreichung eines Zieles, dem man lange oder gar zeitlebens nachgestrebt, verschafft eben dem Menschen Befriedigung, auch dann, wenn das Ziel an sich windig war, wie bei dem Beamten mit dem Orden, oder gar verächtlich wie beim Geizhals, und selbst dann, wenn das Ziel erst in der letzten Minute des Lebens erreicht wurde. Der Beamte mit dem Orden mag albern, der Geizhals widerwärtig sein, aber törichter sind sie beide nicht, als Epaminondas, der sich in der Sterbestunde mit dem Gedanken an das sieg-

Digitized by Google

reiche Vaterland, als der Denker, der sich mit der Hoffnung auf Nachwirkung tröstet. Der Beamte hatte Jahrzehnte nach dem Orden, der Geizhals nach Gold gelechzt, jetzt endlich hat er es, darum vergnügt es ihn, ob es ihm schon nichts nützt; nicht der Orden, nicht das Gold verursacht ihm das Vergnügen, sondern daß er *erreicht* hat, was er sehnlich *begehrte*.

Andere Beispiele, wo jedermann spöttisch aufzulachen versucht wird, während, wenn man nachdenkt, nichts Lächerliches dabei ist! Ein Kaufmann, der, während einer Kassarechnung von einem Räuber überrascht, den Räuber bittet, ihm zu erlauben, die Rechnung über die Kasse, die jener ihm rauben will, erst zu bereinigen, ist lächerlich, nicht wahr? Gut. Aber ein Wegarbeiter, der einen provisorischen Damm, welchen er am folgenden Morgen wieder wird zerstören müssen, sorgfältig und säuberlich, glatt und schön herrichtet, ist der auch lächerlich? Und ein Dichter, der einen begonnenen Abschnitt, von dem er weiß, daß er ihn schließlich verwerfen wird, nichtsdestoweniger mit allem Fleiß und mit angespannter mühevoller Arbeit erst zu Ende führt, ehe er ihn zerreißt, ist der auch lächerlich? Es scheint „ja"; aber es ist nicht „ja". Warum glättet denn der Wegemacher (nehmen wir an: ein italienischer, denn bei solch einem kann man das finden) den Damm wohlgefällig zurecht, den er am nächsten Morgen wieder zerstören muß? Deshalb, weil er nicht anders kann, weil sein angeborener Schönheitssinn ihm verbietet, ein häßliches Händewerk zu hinterlassen, und wäre es auch nur über eine einzige Nacht. Und warum vollendet der Dichter erst ein begonnenes Stück, von dem er weiß, daß er es schließlich doch wird verwerfen müssen? Weil er spürt, daß etwas Begonnenes und nicht zu Ende Gezwungenes ihm seelischen Schaden einbringen, ihn später als häßlicher Fleck belästigen würde, ähnlich, als ob er gepfuscht hätte. Ist all das töricht? Ich glaube, es ist etwas ganz anderes, etwas durchaus Richtiges, sogar Nachdenkenswertes und Beherzigungswertes. Und ähnlich steht es mit dem Kaufmann und dem Räuber. Der Ordnungssinn, den er in seinem Beruf als eine der obersten Tugenden hatte schätzen gelernt, erlaubte ihm nicht, eine Kasse in liederlichem Zustande zu verlassen. Immerhin, das gebe ich zu: Kaufleute, die in diesem Stile mit Räubern verkehren, würden wohl schwer aufzufinden sein; sie kennen eine praktischere Umgangsart mit Räubern und Dieben, und ich gebe ihnen recht. Hingegen den Dichter und den Italiener habe ich selbst gesehen und habe es nicht zustandegebracht, mir bei ihrem Tun nichts zu denken.

Karl Spitteler

Zum Superlativismus

Noch zu Goethes Zeiten regierte schlicht und recht der Positiv. Dann folgte ihm der Komparativ auf eine Weile: „Ein besserer Herr", „ein jüngerer Mann", „ein minder Bemittelter". Heute aber herrscht der Superlativ auf der ganzen Linie.

Ich erinnere mich noch der Zeit, wo man viererlei Qualitäten Weizenmehl unter der Bezeichnung 1, 2, 3 und 4 verkaufte. Weil aber 4 gar zu schlecht aussah, ward eine neue Skala: 0, 1, 2 und 3 eingeführt. Dann hat's nicht lang gedauert, und die Händler unterschieden die Qualitäten 00, 0, 1 und 2. Wieder ein paar Jährlein darauf gab's nur mehr 000, 00, 0

Digitized by Google

und 1. Die schlechteste Qualität also hatte die Nummer 1. Und heute? Es ist kaum glaublich, aber wahr, heute prangen auf den Mehlsäcken die Bezeichnungen 0000, 000, 00 und 0. Wenn das kein Fortschritt ist!

Ich selbst habe auf dem Bureau eines Großimportgeschäftes „Prima holländische Vollheringe“ fakturieren müssen. Prima — das waren die schlechtesten. Die weniger schlechte Qualität hieß „ff.“, und die gute Qualität stand mit „Superior“ fett gedruckt im Preisverzeichnis. Inzwischen, habe ich mir sagen lassen, hat man in dieser Skala das Schwanzstück „Prima“ auch schon eliminiert und über dem „Superior“ ein „Exzelsior“ aufgebaut. Es ist erreicht.

Eine Qualität „mittel“ gibt's nicht mehr. Sie wäre unverkäuflich. Darin, das muß man zugestehen, sind unsre Nachbarvölker, die Franzosen und Engländer, braver geblieben. Die haben noch auf ihren Rechnungen „une qualité ordinaire“ und „a middling quality“.

Ich schlage ein beliebiges Zeitungsblatt auf und verzeichne aus dem Anzeigenteil folgende Superlative:

„Gesucht ein erstklassiger Schreibmaschinenverkäufer . . .“ Unter „erstklassig“ gibt's nichts mehr. Jeder, der nicht ein ausgemachter Schwachkopf ist oder ein offenkundiger Lump, glaubt auf „erstklassig“ antworten zu dürfen. Wer aber darüber ist, ist schon „erstklassigst“. Hier steht es: „Erstklassigster Kaffeereisender (roh und gebrannt) . . .“ Roh und gebrannt? Der Kaffee nämlich. Ja, in einer Technikerzeitung habe ich einen „allererstklassigsten“ Menschen seine Dienste anbieten sehen und harre des hellen — entschuldigen Sie: des allerhellsten Kopfes, der diesen dreidoppelten Superlativ noch übertrumpft. Sie meinen, das ginge nicht mehr gut? Abwarten. Auch als der „werte“ Brief über „geehrt“ zum „Wertesten“ avancierte, glaubte man einen Punkt in dieser Klimax machen zu dürfen, bis einer darauf aufmerksam machte, daß man auch noch sagen könne: „Im Besitze Ihres Allerwertesten . . .“

Worte, die ihrem Sinne nach Superlative sind, wie „perfekt“, in der Form aber als solche nicht in die Augen springen, haben nun schon gar jeden Kurantwert verloren. Was sich heute nicht alles für Ignoranten melden, wenn man einen „perfekten Buchhalter“ durch die Zeitung sucht!

Das Hotel „ersten Ranges“ mag hingehen, obwohl in Kleinstädten auch alte Hütten sich hinter diesem Namen bergen, aber bei einem „erstrangigen Hotel“ muß ich immer an einen ungezogenen Rangen denken.

Der abgegriffene Superlativ „Erstes Schuhgeschäft“, „Erste Schneiderakademie“ ist schon so stumpf geworden, daß es keinem mehr einfallen wird, wegen unlauteren Wettbewerbs durch „Vorspiegelung falscher Tatsachen“ zu klagen.

Wenn eine Überbietung schon kaum mehr möglich ist, pappt man die Superlative hinten und vorne an. Ich selbst habe jahrelang in einem Geschäft „hochachtungsvollst“ unter die Briefe setzen müssen.

Übrigens ist der Kaufmann bei diesem Kapitel nicht der alleinige Sünder. Der Beamte gibt ihm nichts nach. Immer noch gehen aus den Kanzleien und in die Kanzleien „ergebenste“, „gehorsamste“, „gefälligste“ Mitteilungen. Ja, bis vor gar nicht langer Zeit sollten Eingaben an den bayrischen Regenten mit „in Demut er-

Digitized by Google

sterbend" unterzeichnet werden — jetzt nicht mehr.

Daß etwas billig und reell ist, zieht schon lange nicht mehr. Billigst und reellst muß es sein. Eine Gegend, in der ein Laden zu vermieten ist, ist niemals „verkehrsreich", sondern immer „verkehrsreichst". Vor einigen Jahren entnahm ich dem Annoncenteil einer süddeutschen Zeitung, daß „ein Kapitalist zur lukrativsten Ausbeutung" gesucht werde, und als ich mich aus theoretischem Interesse meldete, bekam ich ein Zirkular mit dem Vermerk „Vertraulichst!".

Daß auch die schönen Aussichten im Gebirge mit Superlativen der Superlative benannt werden, versteht sich. „Herrlich", „wunderbar", „großartig", diese Worte sind zwar an sich schon Superlative — tut nichts, sie werden ins Quadrat erhoben, und eine „herrlichste", eine „wunderbarste", eine „großartigste" Aussicht springt heraus.

Auch in der Sprache des täglichen Lebens macht der Superlativ jetzt seine tollen Verrenkungen. Was ist heute nicht alles „reizendst" und „entzückendst"? Und was haben sie aus dem simplen „süß" gemacht? Ein „süßestes Gedicht", ein „süßestes Geschöpf", wobei der Mund auf eine Weise gespitzt wird, daß einem schlecht werden könnte. Und nun gar das „kolossal". Ein Wort, das auf „Koloß" zurückgeht, schweißt man in Ausdrücken zusammen wie „kolossalste Liebenswürdigkeit", „kolossal zartfühlend". Ist das nicht „rasend komisch"? Oder finden Sie es eher „furchtbar nett?"

Ich weiß nicht, ob ich recht habe, aber es kommt mir vor, als ob die Superlativsucht unsrer Zeit auch in der Literatur ihre reichliche Ernte halte. Wir haben gefeierte Schriftsteller, durch deren Blätterwald man nicht schreiten kann, ohne mit einem Hagel gehäufter Superlative überschüttet zu werden. Aus jeder Seite dampft der adjektivische Rausch. Das kommt einem zwar gymnasiastenhaft überschwänglich vor, aber noch trägt es die kritische Wertungsmarke „Vollendetste Schöpfung" um den Hals.

Ist das nun alles eine deutsche Untugend? Haben wir sie uns nicht etwa aus Italien geholt, wo der „carissimo amico" und sogar die „carississima amica" lange zu Hause waren, ehe wir die „primissima-Apfelsinen" bekamen? Der Italiener hat ein Sprichwort, wonach man vom Reichtum, von den Frauen und „anderen" Superlativen nur immer la metà di metà, die Hälfte von der Hälfte glauben soll. Das wäre also der vierte Teil. Aber es kommt mir vor, als ob diese Division der neuerdings in Deutschland üblichen Superlative lange nicht mehr ausreichend sei.

Eine gewisse Übertreibung ist freilich international, und wir möchten sie nicht einmal ganz missen. Die Dichtung braucht die Übertreibung zum Charakterisieren und zum Stimmungsausdruck. Nur muß sie dann auch in künstlerischer Weise verwendet sein. Wer möchte jenen zierlichen und fröhlichen Superlativen eines Daudetschen Tartarin von Tarascon gram sein? Oder dem portugiesischen Soldaten, der dienstlich meldet, 120 Füße rücken an, womit er 20 Reiter meint? Selbst über die „Extrissima"-Macaroni mögen wir lächeln, weil wir die Italiener kennen. Müssen wir das aber nachahmen? Und womit sollen wir unsre selbstgemachten Superlative entschuldigen, hier, wo wir nicht mit Daudet sagen können: „Na ja, die Sonne da unten, die heiße Sonne?"

Ich glaube, es gibt keine Ent-

Digitized by Google

schuldigung dafür. Wir werden uns doch einmal auf das Unwürdige dieser superlativischen Schwätzerei besinnen müssen und sie wegkurieren. So dick hat es kommen müssen, damit uns diese Hinaufschrauberei eines Tages doch so geschmacklos vorkommen wird, wie Gestikulieren und Geschrei statt einer vernünftigen Rede.

F. M. Züricher

Shakesperes „König Heinrich IV." und Thomas „Magdalena"

Berliner Theater

Wir sollten uns endlich dazu bequemen, Reinhardt als Regisseur-Genie zu nehmen — was noch ganz und gar keine kritiklose Bewunderung zu bedeuten braucht. Tun wir's nicht, erwarten wir von ihm immer wieder die gediegene Zuverlässigkeit und Stetigkeit des Beamten, dem das Uhrwerk des Dienstes das Gleichmaß der Leistungen regelt, so kommen wir vor grimmigen Enttäuschungen und jähen Überraschungen zu keiner dauernden Freude an ihm. Auch wird es mittlerweile beschämend für uns selber, uns nach jeder neuen „Tat" von ihm in unserm Urteil korrigieren zu müssen. Also retten wir ihn und uns, indem wir ihm die Gezeiten zugestehen, die Sinken und Steigen der Wasserfluten regieren. Er hat den Eigensinn, die Sprunghaftigkeit und die folgewidrige Willkür, er hat aber auch die außerordentliche Spannkraft und Unverwüstlichkeit des Genies. Wenn wir ihn eben noch in irgendeiner neuen lauten und lärmenden Sensation verstrickt glaubten, so steht er schon mit gesammelter Andacht und eisernem Fleiß vor einer andern Aufgabe, die nur von innen zu erobern und zu erfüllen ist. Er stürzt sich heute mit allen Fasern und Fibern einer knabentollen Leidenschaft in die Wirrnisse eines unerhörten Experiments und sitzt morgen in stiller Klause, ganz gehorsames Instrument eines höhern Willens, als gäbe es für ihn keinen andern Ehrgeiz, als zu tun, was die Sache will. Er zerstreut und zersplittert sich wie kein andrer, er läßt sich scheinbar achtlos fallen und wirft sich herausfordernd weg, als gäbe er keinen Pfifferling für das ganze Gewerbe — aber er weiß auch wie kein zweiter seines Fachs sich zusammenzuraffen und königlich wieder aufzuheben. Dabei dürfen wir uns nicht einbilden, nun schon die Formel für seine Art und seine Möglichkeiten zu haben. Er war eine Weile fast allein ein Regisseur des Auges, jetzt fängt er an, ein Regisseur des Ohres zu werden. Wenn er eines Tages durchaus die schauspielerischen Kräfte hätte und — zu halten wüßte, die er brauchen kann, und wenn er gelernt haben würde, die überlegene geistige Kraft neben sich zu dulden und zu beschäftigen, die seine praktische als Ergänzung fordert! Dann wäre vielleicht zu erwarten, daß er aus dem Erbe Laubes und Dingelstedts, aus der Regiekunst des dichterischen Wortes und der der sinnlichen Bildkraft eine Einheit schüfe, die dem Ideal der Vollendung nahekäme.

Doch wozu im Luftmeer der Zukunft schiffen, wenn uns die Wirklichkeit der Gegenwart eine Inszenierung zu bieten hat, wie es im „Deutschen Theater" die Doppelaufführung „König Heinrich IV." von Shakespere ist? Man kommt erst aus einer gewissen Entfernung dahinter, was das eigentlich Imponierende und Bedeutende an dieser Leistung ist. Zunächst legt sich uns der Glanz

Digitized by Google

eines unerhörten Reichtums von Einzelheiten blendend aufs Auge. Wo sahen wir je zuvor dieses Gemälde von Königsverfall und Königswerden so feine Handlungs- und Gestaltenfülle ausströmen, wo je seine Farben so jung erblühen, sein Hell und Dunkel so feurig miteinander streiten, daß jedes Winkelchen, jeder Halm und jeder Stein mitlebendig wurde! Immer wieder fragten wir uns staunend: war denn das alles vorher schon da, und wie nur konnten wir so viel davon übersehen? Und wiederum: dies alles ist über dreihundert Jahre alt, die Könige und Herren, die Narren und Schelme, auf die es gedichtet, sind uns weniger denn Hekuba — gewiß, sie leben durch die Schöpferkraft des Dichters, aber das alles, mit Ausnahme der Falstaff-Szenen, hatte doch viel Staub und Spinnweb angesetzt, gerade weil wir's so ehrfurchtsvoll hinnahmen! Nun ist's einem, als webten und wirkten diese dynastischen Sorgen und Wirren unmittelbar mit uns in gleicher Zeit und gleichem Raume, so nahe hat sie uns der Feueratem einer leidenschaftlich hingegebenen Regie auf den Leib gerückt, sie, die es fertig gebracht, ihren Pulsschlag in gleichen Takt mit dem des Dichters zu setzen. Doch dieser Neuigkeitsglanz, dieser Schmelz der Verjüngung, dieser bis ins kleinste Äderchen dringende Fluß der Verlebendigung, das alles besaß und beherrschte Reinhardt auch früher schon. Was er aber hier erst hinzuerworben hat und was nun doppelt wertvoll wird, weil es den alten Besitz nicht erdrückt hat, das ist die Erkenntnis und Gestaltung auch der geistigen Größe, die dieses Doppeldrama regiert. Daran fehlte es ihm bisher ja leider nur zu oft. Die glänzenden Teile überstrahlten das Ganze, das Zweig- und Rankenwerk erstickte den Stamm. Dann hatte man am Ende trotz all den mächtigen Einzelheiten den Eindruck einer Verkleinerung und ging mit dem ernüchternden Gefühl nach Hause, daß um den tieferen Sinn, um das letzte Geheimnis der Dichtung herumgespielt worden sei. Anders jetzt. Das „Deutsche Theater" versagte sich in seiner zweimal vier Stunden umfassenden Aufführung nichts von dem schwellenden Überfluß, mit dem Shakespere den Konflikt zwischen Vater und Sohn, Spiel und Krone ausgestattet hat, aber es ließ sich durch das alles nicht ablenken von dem schmalen dramatischen Saumpfad, auf dem die Idee der Dichtung sich bewegt. Das ist um so höher zu schätzen, als die Regie wohl bei dem Darsteller des Königs (Wegener), nicht aber bei dem des Prinzen (Moissi) die ihrem Willen durchaus entsprechende Erfüllung ihrer Absichten fand. Wie er nicht ausgelassen, lebenstrunken und sektfroh genug in den Schlamm zu Falstaff, Bardolph und Dortchen Lakenreißer hinabstieg, so wußte sich dieser Prinz von Wales auch nur mühsam und notdürftig zu der königlichen Größe emporzuschrauben, die die reife köstliche Frucht all dieser bunten Begebenheiten, dieser Foppereien, Schlemmereien und Rebellereien ist und sein soll. Man sah förmlich die Anstrengung des Ringers, die der Regiewille hatte aufbieten müssen, um aus der Wohlgefälligkeit dieses auf tönenden Fittichen dahinschwebenden Pathos kräftig genug die mannhafte Struktur des tragenden Gedankens hervortreten zu lassen. Wäre Bassermann dem ersten Teil nicht ein so hinreißender Percy gewesen, man hätte wünschen mögen, seine energisch gliedernde Charakteristik,

Digitized by Google

den klingenden Meißelschlag seiner Gestaltungsgabe an Stelle Moissis zu sehen. Doch nicht einzelne Leistungen sollen hier hervorgehoben werden — die Liste würde viel zu lang werden und das Wesentliche würde an der ihm gebührenden Anerkennung nur Einbuße erleiden: die beglückende und hoffnungsvolle Tatsache nämlich, daß wir eine Bühne in Berlin haben, die Shakesperische Dramen in ihrem dramatischen Nerv zu packen weiß.

Im „Kleinen Theater" gab es statt der Komödie, die man sich um diese Zeit von Ludwig Thoma erwarten durfte, ein Volksstück, dessen Titel „Magdalena" zudem fast so aussieht, als wollte der die abscheulichen Philister verwalkende Satiriker der „Moral" damit noch um eine Stufe höher hinaufzielen als zu Anzengruber. Diese äußerlich und innerlich recht unbewegliche Geschichte eines Bauernmädchens, das, als trotzige, wenig zur Reue geneigte Verführte aus der Stadt in ihr Heimatdorf abgeschoben, von der simpel schlauen Bauernsittlichkeit, dieser allzeit spruchbereiten Richterin, moralisch fast schon stranguliert ist, als der mit den Wölfen heulende Vater sie ersticht und das „geschändete Dorf" so wieder reinigt, diese durch keinen erhellenden oder schmückenden Lebenszug geschmeidigten drei Akte sind stark allein durch das, was sie sich versagen. Nirgends werden der Gefühlsseligkeit Zugeständnisse gemacht, nirgends wird in die Trompete der Tendenz gestoßen, nirgends werden beim Mitleid oder beim „goldnen Humor" Anleihen gemacht. Mit einer zu Eis gefrorenen Sachlichkeit steht oder sitzt der gelassene Berichterstatter seinen Geschöpfen und ihren Schicksalen gegenüber, mit denen er doch sonst so vertraut und verwachsen ist. Diese Kühle des Dichters bedeutet zugleich eine so starre Verschlossenheit seiner Gestalten, insbesondere seiner unglücklichen Heldin, daß auch der Zuschauer sich nicht getraut, mit einem Gefühl herauszurücken, während doch das Volksstück hier wie dort nach Entfaltung trachten sollte. Man nimmt Notiz, wie der Bauerndichter Notiz genommen hat, respektiert die Echtheit der Beobachtung, geht aber im übrigen so kühl und leer nach Hause, wie er diesmal, scheint's, an die Arbeit gegangen ist.

Friedrich Düsel

Herbert Eulenbergs „Belinde"

Münchner Theater

Frau Belindens Gatte Eugen ist bald nach der Hochzeit auf Reisen gegangen, um reich und Belindens Liebe würdiger zu werden. Daß er beides so dringend nötig hatte, begreift man nicht recht. Andeutungen lassen ja wohl darauf schließen, daß Eugen im Hause seiner aristokratischen Frau (ihr Bruder, ein halbidiotischer Asthet, heißt Hyazinth, wird als „ein Mensch von letztem Adel" bezeichnet und hat einen alten Kammerdiener) sich mehr geheiratet denn als Eheherr fühlte, doch wundert man sich, daß ihm dieser Adelstand nicht schon vor der Hochzeit klar geworden ist. Belinde hat ihn mit allen Symptomen vertrauensvollster und vertrauenswürdigster Liebe ziehen lassen:

„Komm wieder, wann du magst,
wär es nach Jahren!
Ich warte deiner, stets bereit für dich", —

ja sie hat ihm noch den Schlüssel des Hauses mitgegeben „zum Zeichen, daß ihm stets der Einlaß zu ihr und ihrem Herzen frei bleibe".

Digitized by Google

Seither sind fast zehn Jahre vergangen, ohne daß irgendein Lebenszeichen von dem weltreisenden Gatten zu Belinde gelangt wäre; er gilt als verschollen. Aber er lebt und hat in fernen Zonen den gewünschten Reichtum erworben; der Gattin hat er erst nicht geschrieben, weil es ihm eine Weile schlecht erging, und dann „aus Eigensinn" erst recht nicht:

„Mit jedem Tage, da ich reicher wurde,
Hielt ich mein überströmend Herz zurück:
Wart, warte bis zum Tage, da du heimkehrst,
Dann schüttest du am Ziel dich für sie aus."

Dieser für einen liebenden Gatten und gesunden Intellekt der jungen Frau gegenüber recht merkwürdige „Eigensinn" hat sich gerächt. „Und glaubtest du, ich würde auch so warten?" sagt ihm die enttäuschte Belinde später. Roger, ein „Jüngling" und „brennender Mensch", hat das Herz der Verlassenen gewonnen, und in wenigen Wochen, wenn der volle Ablauf des Jahrzehnts den Verschwundenen für gesetzlich tot erklärt, vielleicht auch schon ein bißchen früher wollen die beiden sich vereinen. Da aber stört der heimgekehrte Eugen jäh das Liebesidyll, präsentiert den bedeutsamen Hausschlüssel und nimmt sein Gattenrecht wieder in Anspruch. Vergeblich suchen die entsetzte Ungetreue und der brennende Jüngling ihn zu rücksichtsvollem Wiederverschwinden zu bewegen; er erklärt kategorisch, er sei kein „totes Aas" und lasse sich nichts stehlen, und schließlich bestimmt er Roger zu einem amerikanischen Duell. Roger zieht das Todeslos und erschießt sich. Die Trauer um den jugendlichen Liebhaber macht Belinden den alsbald erneuten Liebesansprüchen des Gatten erst nur desto unzugänglicher; dann aber, als bei einem solennen Gesellschaftsabend Achtung und Liebe für ihn wieder in ihrem Herzen erwacht, erschrickt sie dermaßen vor sich selbst, daß sie auf ihr Zimmer geht und sich tötet. Eugen erhält die Kunde, just als er triumphierend sich Austern bestellt hat; er schlägt dem servierenden Diener den Teller aus der Hand und beteuert den verstörten Gästen, sich zum ethischen Exempel mittels Aushungerns gleichfalls ins Jenseits befördern zu wollen.

Wer als Urteilsfähiger diesen von äußeren und inneren Unglaubwürdigkeiten wie auch von Banalität und unfreiwilliger Komik strotzenden Vorgang kurz und schlicht berichten hört (die Possenfiguren des Ästhetentrottels Hyazinth und eines buckligen jüdischen Schwindlers bringen noch außerdem schreiende Kontraste zum sentimentalen Verliebtheitspathos der Hauptpersonen herein), dem mag es unfaßlich erscheinen, daß dieser neueste Eulenberg am Münchner Residenztheater einen völlig unbestrittenen, ja sogar sehr warmen Erfolg errang. Es ist aber kein gar so großes Rätsel. Denn Eulenberg hat seine kuriose Variante des alten Enoch Arden-Themas mit allerlei Fähnchen behangen, die der Begriffs- und Geschmacksverwirrung der großen Mehrheit unseres heutigen Theaterpublikums für genialisch gelten können. Sein krampfhaft shakesperelnder Stil, der Vers und Prosa, Pathos und Karikatur bizarr durcheinanderwirbelt und als Epigone weiland der Stürmer- und Drängersprache in gesuchtesten Bildern sich austobt, hat zudem einen besseren Bundesgenossen in einer lyrischen Potenz, die manchmal mitten im daneben-

Digitized by Google

tappenden Wust und Schwulst auch wirkliche Einzelschönheiten des Ausdrucks aufblühen läßt. Und diese spärlichen Positiva reißen dann auch die Dreiviertelsvernünftigen und Fastgeschmackvollen im Publikum zur Gesamtbewunderung hin. Ein unbestechlicher Freund der dramatischen Kunst kann freilich auch durch diese lichten Momente des Stückes nicht wesentlich günstiger dafür gestimmt werden. Einigermaßen über einen verlorenen Abend trösten mag ihn aber das bewußte oder unbewußte, auch im Fehlgreifen noch sympathisch berührende Streben nach größerem und dichterisch freierem Stil gegenüber dem platten, unfruchtbar nüchternen Gesellschaftsstück. Die außerordentliche Hingabe, mit der Regie und Darsteller sich des neuen fünfaktigen „Liebesstückes" annahmen, zeigte deutlich, daß dieses Streben und Verlangen nicht nur unter den Dichtern und im Publikum, auch auf Seite der Bühnenkünstler vorherrscht. Und aus einem so allgemeinen Verlangen wird ja wohl auch zuletzt eine moderne dramatische Kunst großen Stils erstehen, die der allgemeinen Zustimmung würdiger ist als „Belinde".

Hanns von Gumppenberg

Ein Klavierbuch zur Musikgeschichte*

Die Ankündigung des Verlegers bezeichnet diese Veröffentlichung als eine Ergänzung zu jeder Musikgeschichte, und zwar als eine sehr wichtige zur Vermittlung wirklicher Anschauung statt bloßer Qualitätsurteile. Das Vorwort des Verfassers nennt sie ein Klavierbuch zur Musikgeschichte; und dieser Name ist glücklich gewählt, so daß auch der Titel richtiger heißen würde: „Beispiele zur Musikgeschichte". Natürlich wird in den 150 Nummern nur ein begrenzter Zeitraum der Entwicklung berücksichtigt, vom dreizehnten bis zum achtzehnten Jahrhundert; das Vorwort begründet diese Beschränkung überzeugend in wenigen Sätzen. Überhaupt unterrichtet es über die Absichten des Verfassers in der ihm eigenen vorbildlich knappen und klaren, durchaus sachlichen Weise, die uns zugleich als Wegweiser dient zum Verständnis und zur Beurteilung des hier Gebotenen. Sämtliche Beispiele sind auf zwei Systemen notiert mit ausschließlicher Verwendung des Violin- und des Baßschlüssels, und so gesetzt, daß ein leidlicher Klavierunterricht genügen soll, um sie spielen zu können. Die Originale sind also bearbeitet; aber der Verfasser verwahrt sich dagegen, daß sie modernisiert oder irgendwie zurechtgemacht und dem heutigen Geschmack mundgerecht gestaltet seien; streng wissenschaftlicher Charakter versteht sich bei einem Hugo Riemann von selbst. Die große Erleichterung besteht darin, daß die Kenntnis der alten, jetzt nicht mehr gebräuchlichen Schlüssel und das Überschauen einer größeren Anzahl von Notensystemen dem Spieler erspart werden. Die Bearbeitung erstreckt sich aber weiterhin auf die Ersetzung der älteren, längeren Notenwerte durch kürzere, und vor allem auf die Einfügung der Versetzungszeichen, die wir brauchen, während sie früher sehr häufig nicht geschrieben wurden, weil sie selbstverständlich waren. Endlich sind auch durchweg Taktstriche gezogen, um

* Hugo Riemann, Musikgeschichte in Beispielen. In drei Teilen. Leipzig. E. A. Seemann. Dazu Erläuterungen von A. Schering. 12.50 M.

Digitized by Google

die Phrasierung und die Thematik deutlich erkennen zu lassen. Es ist also geschehen, was möglich war, um alle Hemmungen aus dem Weg zu räumen.

Aber nun wäre es ein verhängnisvoller Irrtum, zu meinen, man brauche sich nur ans Klavier zu setzen und die Beispielsammlung durchzuspielen, um damit auch schon Kenner zu werden. So bequem geht es doch nicht. Im Gegenteil: der Laie wird sehr vielen Beispielen fassungslos gegenüberstehen. Es sei ganz davon abgesehen, daß der Klaviersatz von der Vokalmusik durchaus keine lebendige Anschauung vermitteln kann, daß man also, wenn man zum Beispiel von Orlando di Lasso oder von Palestrina noch gar nichts gehört hat, hier auch keinen richtigen Begriff von ihrer Musik bekommt. Instrumentalmusik mag vielleicht noch eher in einem Klavierauszug aufzufassen sein. Aber ganz allgemein wird die Verlegenheit des Laien groß sein müssen: welches Tempo er nehmen, wie er vortragen soll, was das alles heißt, was den einzelnen Stücken beigeschrieben ist, darüber muß er sich erst beraten lassen, bevor er spielen kann. Wer Mühe und Anstrengung scheut, wird die Sammlung enttäuscht und unbefriedigt, wahrscheinlich sehr rasch aus der Hand legen. Denn selbstverständlich sind die Beispiele nicht danach ausgewählt, ob sie gefällig, wohlklingend, leicht verständlich sind, sondern nach ihrem stilistischen Wert und ihrer charakteristischen Bedeutung. Sie sollen nicht unterhalten, sondern belehren. Und wer etwas davon haben will, der muß die Musikgeschichte dazu studieren und daneben ständig zur Hand haben. Dabei ist es wieder durchaus nicht gleichgültig, welche man benützt. Das einzig Richtige ist, die von dem Verfasser selbst zu nehmen. Denn selbstverständlich entspricht die ganze Art, wie die Beispiele bearbeitet sind, seinen eigenen, durchaus eigenartigen Anschauungen, wie er sie historisch und künstlerisch in seinem großen Handbuch der Musikgeschichte darlegt und begründet. Es dürften geradezu Verweisungen auf dieses sein Hauptwerk den einzelnen Stücken beigefügt sein. Ein anderer Forscher hätte jedenfalls auch ein ganz anderes Klavierbuch geschrieben, von dem dann die gleiche Einschränkung zu gelten hätte wie hier. Und schließlich soll ein ernstes Interesse, wenn es einmal geweckt wurde, bei diesen Beispielen in dieser Fassung gar nicht stehenbleiben, sondern von ihnen aus zu den Originalen vordringen; nicht diese zu ersetzen, sondern zu ihnen zurückzuleiten ist die Aufgabe der Sammlung.

Das betont mit Nachdruck auch Dr. Schering in der Vorbemerkung zu seinen Erläuterungen. Sehr geschickt gibt er dann in gedrängtester Kürze zu jeder Nummer die notwendigsten historischen und stilistischen Anhaltspunkte, natürlich nach dem jetzigen Stand der musikwissenschaftlichen Forschung, so gemeinverständlich wie möglich. Aber auch hier wird eben doch sehr viel vorausgesetzt, was der Laie nicht wissen kann und nicht zu wissen braucht. Von irgendwelcher Popularisierung der Musikgeschichte kann also keine Rede sein; und die Hoffnung des Verfassers, daß seine Arbeit kein dilettantisches Gepräge offenbaren werde, ist selbstverständlich erfüllt.

Sagen wir's also rund heraus: das Klavierbuch ist ein neuer, willkommener Behelf zu ernstem Studium; wer sich zu solchem nicht berufen fühlt, der laß es beiseite. Denn „Eselsbrücken" gibt es

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

LEOPOLD VON KALCKREUTH, BEGRÄBNIS

Digitized by Google

Digitized by Google

für die Musikgeschichte ebensowenig wie sonst auf wissenschaftlichem Gebiete; spielerisch dringt niemand in ihre Geheimnisse ein.

H. v. d. Pfordten

Würdige Totenhallen!

In einer bautechnischen Zeitschrift kamen mir vor einiger Zeit die Abbildungen der Neubauten des Südfriedhofes zu Leipzig zu Gesicht, deren sorgfältige und würdige Ausführung mich befriedigte. Die Bilder gaben Ansichten des Äußeren, sowie Innenansichten der Kapellen und Urnenhallen usw., dagegen vermißte ich Abbildungen der Leichenhalle und einzelner Zellen. Der begleitende Text gab wohl eine kurze Beschreibung der Leichenhallen und ihrer Konstruktion, und wenn auch gesagt wurde, die Sargpostamente beständen aus Kunstsandstein und seien mit Marmorplatten abgedeckt, so wurde auch weiter von Gußasphaltböden, emailfarbengestrichenen Wänden und Decken berichtet. Das Fehlen einer Abbildung des Inneren einer Zelle ist ein Beweis, wie wenig wichtig die Ausstattung dieses letzten Aufenthaltsortes der Toten auch der Fachzeitschrift erschien.

Gußasphaltböden und emailfarbengestrichene Wände, gewiß — es wird meist so sein, wie auf dem Johannesfriedhof in Leipzig.

Vor einigen Jahren mußte ich nach meiner Vaterstadt reisen, um einer teuren Entschlafenen die letzte Ehre zu erweisen. Es war gegen den Tod ein erbitterter Kampf geführt worden, die Familienglieder waren vollständig erschöpft. Man entschloß sich deshalb, die Tote nach der Leichenhalle des Johannesfriedhofes bringen zu lassen.

Durch den goldenen Sommertag, dessen Pracht und Fülle bei der üppigen Vegetation des Leipziger Johannesfriedhofes den schroffen Gegensatz von blühendem Leben an der Stätte des Todes so recht zur Geltung brachte, schritt ich hin, die Tote noch einmal zu sehen. Der Diener führte mich seitwärts durch eine kleine Tür in die Halle. Schwarzer Gußasphalt bildete den Boden, einzelne Gummischläuche lagen darauf. Ein widerlicher Geruch von Essigwasser und verwesten Blumen empfing mich. Der Beamte schloß eine der nüchternen Zellentüren in dem fürchterlich trostlosen Raum auf, und indem er etwas zurücktrat, aber die Türe offen ließ, war er unmittelbarer Zeuge dieses letzten Wiedersehens. Die Zelle, so schmal, daß man knapp um den Sarg herumgehen konnte, hatte denselben feuchten, schwarzen Gußasphaltboden, die Wände waren nüchtern, wahrscheinlich auch mit Emailfarbe gestrichen. Platz zur Schmückung des Raumes fehlte. Wenn man die Verstorbene in ihrem gemütlichen Heim hatte schalten sehen, so war der Anblick für einen nahen Angehörigen grauenhaft. Ich verließ aufs tiefste verletzt die Halle. Es mag hart klingen, aber ich habe manches moderne — Schlachthaus gesehen, dessen Kühlräume geschmackvoller und freundlicher ausgestattet sind, als die Zellen der Leichenhalle von St. Johannes in Leipzig.

Tausende und aber Tausende von Familien müssen ihre Toten sofort hergeben und nach den Leichenhallen schaffen, weil die bestehenden Gesetze es verlangen, und Tausende und aber Tausende werden beim Anblick der trostlos ausgestatteten „Kühlzellen“ dieselben Gefühle durchleben.

Man baut „pompöse“ Hallen und Wandelgänge, großartige Einsegnungsräume und Kapellen, aber

Digitized by Google

für die Leichenzelle, in der nur zu oft ein letzter Abschied genommen wird, hat man nichts übrig.

Obwohl unsre musivische Industrie durch ihre Erzeugnisse Gelegenheit gibt, solche Räume nicht nur hygienisch einwandfrei, sondern auch künstlerisch durchaus würdig auszugestalten, behelfen sich unsre Architekten noch immer mit Gußasphalt und Emailfarbenanstrich.

Artur Müller

Diese Mahnung des bedeutenden Architekten ist auch meinen Beobachtungen nach fast überall in Deutschland am Platze. Als wenn man bei der neuen ästhetischen Durchdringung unsres Lebens die Totenhallen vergessen hätte — wahrhaftig kein gutes Zeichen für die Tiefe unsrer Kultur! Aber auch die kurze Andeutung über das taktlose Benehmen der Angestellten trifft einen Punkt, auf den die Vorgesetzten solcher durch das ihnen Alltägliche gleichgültig gemachter Leute fast allerorten besser achten sollten! Ich fürchte: die Geistlichen ahnen meistens gar nicht, wie störend sich Subalternbeamte in ihrer Abwesenheit benehmen können. A

Die Feuerbestattungsanlage in Dresden

In einem Aufsatz über Krematoriumbauten hat der Kunstwart seinen Lesern bereits Entwurfszeichnungen der Dresdner Feuerbestattungsanstalt mitgeteilt. Wenn er heute nochmals auf diesen Bau zurückkommt, so geschieht das nicht nur, weil das fertige Werk doch anders wirkt, als die beiden Zeichnungen, sondern vor allem, weil jetzt Innenansichten gezeigt werden können und weil gerade bei diesem Bau das Äußere der Erscheinung sich nur aus dem Inneren völlig erklärt. Wir haben den Architekten ersucht, unsern Lesern hierüber selbst zu schreiben:

Es ist ein Bauwerk ohne jeden Dach- oder sonstigen Hohlraum; die inneren Raumkörper ergeben restlos die äußere Baumasse, und dies Verhältnis von Innerem und Äußerem ausgehend vom Innenraum bei diesem Bau zu verfolgen, ist wichtig für sein Verständnis — verfolgt man dabei doch den eigentlichen Kern des baulichen Gedankens.

Man sieht: der gerundete Raum der Versammlungshalle stößt gegen eine Stirnwand, in welche ein ovaler Einbau gelegt ist, der die Versenkungseinrichtung als Hauptpunkt der ganzen Anlage feierlich hervorhebt. Es ist keine Apsis, wie im Kirchenbau, sondern ein zentrisches Gebilde, das durch eben diese zentrische Gestaltung die axiale Funktion der Versenkung architektonisch zum Ausdruck bringt. Über diesem steinernen Katafalk befindet sich die Musikempore und zwar derartig angelegt, daß die musizierenden Menschen unsichtbar bleiben.

Diese Innenanordnung tritt im Äußeren überall hervor und ergibt hier die Motive der architektonischen Ausbildung. Hier wird der Eindruck der großen Stirnwand, gegen die sich der ovale Versammlungsraum legt, noch verstärkt dadurch, daß die Ummantelung der Schornsteine diese Stirnwand verbreitert. Der ovale Versenkungsraum zeigt seine in diese große Wand eingebettete weiche Form an der Rückseite deutlich ausgeprägt, und der für die Leidtragenden nötige Umgang nimmt diese Form noch einmal galerieartig auf.

Das Gebäude besitzt unter dem für die feierliche Handlung bestimmten Raume noch zwei Untergeschosse, die für die technischen

Digitized by Google

Funktionen der Anlage nötig sind. Hierdurch entstehen besonders schwer zu lösende Punkte. Durch die Anlage des Wasserbeckens vor dem Haupteingang und die damit in Zusammenhang stehende Treppenanlage wird man von vorne über diese für den Eindruck unerwünschte Hochlage des Versammlungssaales einigermaßen hinweggetäuscht. Hinten kommt dagegen das Untergeschoß voll zur Geltung. Das Wasserbecken dient, abgesehen von seinen ästhetischen Zwecken, vor allem dazu, die Art wie der Verkehr der Trauerzüge um das Gebäude herum sich regelt, ganz von selbst zu veranlassen. Es bildet sich um das Gebäude herum eine lange Schleife, auf der auch die größten Trauerzüge sich in voller Ordnung abwickeln.

In unmittelbarem Zusammenhang mit dem Hauptbau sind die Nebenbauten der Leichenhalle und eines Wohnhauses für Angestellte sowie ein Urnenhof zu einer einheitlichen Anlage verbunden. Auch die technischen und nebensächlichen Räume der Anstalt wurden würdig in besten Materialien ausgestattet, was für eine zeitgemäße Durchführung des Feuerbestattungsgedankens als ganz wesentliche Forderung zu betrachten ist.

Der Bau wurde in Elbsandstein ausgeführt und kostete rund 332000 Mark für den eigentlichen Hauptbau; mit allen Nebenanlagen des großen Bestattungsgeländes rund 558000 Mark.

Der gesamte plastische Schmuck des Bauwerks stammt von Georg Wrba, die Glasfenster von Otto Gußmann. Fritz Schumacher

Zu Georg Meisenbachs Tode

Wir haben einmal über den seltsamen Vorgang gesprochen, der sich Erfindern gegenüber so oft wiederholt: man bemißt ihren persönlichen Wert nach der Bedeutung, die ihre Erfindung erlangt, während er doch nach dem Aufwande an Einsicht, Klugheit und sonstiger persönlicher Kraft bemessen werden sollte, die erforderlich waren, um diese Erfindung zustande zu bringen. Am auffälligsten trat solche Trugschätzung bei Gutenberg zutage, dessen Erfindung nach aller Vorläuferarbeit wirklich nicht gar so groß war: den hellen technischen Kopf, der zum ersten Male die Lettern zum Zusammenstellen beweglich machte, feierte man, als sei er der geistige Vater des ungeheuren Aufschwunges im Gedankenverkehr, der seiner Erfindung Folge war. Ich glaube nicht, daß spätere Zeiten die Erfindung Georg Meisenbachs, Flächenbilder mit dem Raster für Hochdruckplatten zu zerlegen, als Erfindung an sich sehr viel niedriger einschätzen werden, als die Gutenbergs. Die Folgen aber der Autotypie-Erfindung lassen sich noch gar nicht übersehen. Sie greift auch über den Buchdruck hinaus, denn sie ist ja die Mutter aller Rasterverfahren. Auch die Mutter des photochemischen Buntdrucks, dessen wir uns erfreuen — und an dem wir leiden. Weder für das Leiden noch für das Freuen ist Georg Meisenbach verantwortlich. Er gab seiner Zeit ein vortreffliches neues Mittel, sie muß erst lernen, es zu gebrauchen.

Noch sind wir bei der Autotypie, wo wir bei neuen Techniken anfangs immer sind: bei der Freude am Imitieren von alten. Wie das nachgegossene Schmiedeeisen-Ornament, wie die nachgepreßte Holzschnitzerei sieht da alles „beinahe“ so wie das Echte aus, ihm viel ähnlicher, als man's vor-

Digitized by Google

her erreichen konnte, und so hat man am Imitieren seinen Spaß. Nur, daß gerade das, was beim „beinahe“ fehlt, oft den eigentlichen Wert macht, wie bei, schlecht gerechnet, 99 von 100 Farbenautotypien gerade das verloren geht, was den koloristischen Wert macht. Aber während Publikus noch so im Buntrausch steckt, daß im Handel fast allein noch Farbiges „zieht“, sammelt der Kenner bereits die alten Vor-Autotypie-Blätter bis zu kolorierten Bilderbogen hinab als farbig ungleich bessere Gaben, denn alle jene Buntpracht, die den alten Techniken ihr Lebenslicht ausblies. Und was die „Schwarzkunst“ anbelangt: wer glaubt noch im Ernst, daß die durch Autotypie zeitungsfähig gemachte Photographie auch nur von Tagesereignissen dem Werte nach stets mehr gibt, als die alten Holzschnitte nach Zeichnungen? Die ließen doch immerhin durch ein Auge und einen Kopf gehen, was jetzt nur durch eine Linse und einen Kasten geht. Den verdrängten Holzschnitt aber pflegen sogar um seiner technischen Eigenheiten willen neuerdings unsre Künstler im „Originalschnitt“ wieder, und sehr mit Recht.

Eine spätere Zeit erst wird allgemeiner zu unterscheiden und jedes an seinem Orte anzuwenden wissen. Wie man bei den Gußtechniken, den Preßtechniken usw. heut schon in weiten Kreisen das anfangs so beseligende Imitieren satt hat, so wird's mit der Zeit auch beim schwarzen oder bunten Autotypieren gehn. Dann erst wird Meisenbachs Erfindung Masern, Scharlach und sonstige Kinderkrankheiten allmählich los werden.

Und noch einer andern Erkenntnis Wachstum braucht es zum Fortschritt. Daß schon graphische, daß aber erst recht autotypische, auch farbenautotypische Vervielfältigungen durchaus nicht an erster Stelle „Wandschmuck“ sein sollten, daß sie gerade als Wandschmuck meist bedenklich sind, daß man gute zwar noch in viel größerer Zahl sammeln sollte, als jetzt, aber für Mappen. Meisenbachs Erfindung hat zunächst im weitesten Sinne „wissenschaftliche“ Bedeutung, sie dient in mächtigem Umfang der Vermittlung von Kenntnissen durch das Auge auf dem Wege der Illustration bei solchen Dingen, die keiner innerlichen Verarbeitung zur Wiedergabe brauchen. Aber darüber hinaus hat sie eine meines Glaubens noch weit größere, weil erst sie dem Haus, der Schule, der Volksbibliothek die Anlage von Bildereien ermöglicht, die an Bedeutung den Büchereien kaum nachzustehn brauchen. Erst durch sie geht es an, den Schatz an seelischem Erleben der Völker, der in ihren Bildwerken für die Menge größtenteils noch schlummert, aufzuwecken, und ferner: das Leben überall im Lande zu spiegeln, das heutigestages entsteht. In solchem Sinn wirken ja schon die besten Zeitschriften. Aber erst, wenn man daran geht, systematisch gute Bildereien anzulegen, wird man sich der Lösung dieser großen Aufgaben rascher nähern. „Kupferstichkabinette“ haben wir, Volks- und Schulbibliotheken auch, Bildereien stehen noch nirgendwo in den Haushaltplänen. Vorläufig also zwitschert dieser Kulturgedanke noch so leise wie ein Vogel im Traum. Und er müßte doch laut von allen Bäumen schallen. A

Digitized by Google

Anzeigen als Anzeichen 8

Aus Berliner Blättern:

Für große patriotische 1913-Sache

werden zur Gründung einer G. m. b. H. 20000.— Mark (auch geteilt) gesucht. Sache zeitigt hohe Anerkgn. und bringt großen Gewinn. Herstellungs-Unkosten betragen M. 0,25; Verkaufspreis M. 2.50. Offerten an: Dipl.-Ingenieur 1813—1888—1913, usw.

Daß „patriotische 1913-Sache" „hohe Anerkgn. zeitigt", glauben wir nach Werningscher „Sache" auch, ebenso, daß „Sache" großen Gewinn bringt. Denn statt daß man diese Herrschaften aus den vaterländischen Tempeln mit Ohrfeigen jagte, gehen nicht nur die Militärvereine, sondern auch die Exzellenzen und Hoheiten in deutschen Gauen noch dutzend- und grosweise auf ihren Schacher ein, empfehlen das Zeug, wie bei Werning, und machen sich dadurch der Fälschung unsres völkischen Wesens mitschuldig. A

Politische Reife und Frauenstimmrecht

Die radikalen Frauenstimmrechtsorganisationen von Bayern, Baden, Hessen und Elsaß-Lothringen veranstalten einen Kongreß in München. Als Gast laden sie die Kandidatin für den böhmischen Landtag Frau Vik ein. Sie ist zu Demonstrationszwecken infolge besonderer politischer Umstände von einer jungtschechisch-sozialdemokratischen Mehrheit für den Landtag aufgestellt und gewählt worden, der Statthalter hat sie aber bisher nicht bestätigt, und der böhmische Landtag soll über die Gültigkeit ihrer Wahl entscheiden. Die „Sensation" „der ersten Abgeordnetin von Mitteleuropa" (ich gebrauche Worte der Frau Vik und am Kongreß beteiligter Frauen selbst) wollte sich nun die Tagung nicht entgehn lassen. Sie konnte auch, eben was die „Sensation" betrifft, reichlich zufrieden sein: Frau Vik begann vor dem deutschen Kongreß ihre Rede in tschechischer Sprache und benützte die Gelegenheit, vor den deutschen Frauen das tschechische Volk zu verherrlichen, das „als erstes in Mitteleuropa die Fackel der Freiheit und Menschlichkeit erhoben hat, um den andern Nationen auf dem Weg des Fortschritts voranzuleuchten". In diesem Tone ging es dann weiter, die Dame sprach neben dem tschechischen Böhmen nur noch von einem „germanisierten Gebiete" dieses Landes. Wer die Terminologie des Nationalitätenkampfes in Österreich kennt, weiß, daß damit zugleich das Recht der Deutschen in Böhmen auf ihren Heimatboden geleugnet wird.

So bewies Frau Vik ihre politische Reife. Noch deutlicher lieferten diesen Beweis aber die in München versammelten „deutschen Frauen", wie sie sich in ihrer Resolution nannten, selbst. Sie sprachen von Brücken, die über die vom „Nationalitätenhader" gerissene Kluft durch die gemeinsame Begeisterung für Frau Vik, die „enthusiastische Jungtschechin", geschlagen würden, und wandten sich mit einer Resolution an die deutschen Abgeordneten Böhmens.

Uns geht hier dieser kleine „sensationelle" Zwischenfall nur als Anzeichen an. Wir meinen: die Frauen, die für das sofortige Stimmrecht ihrer Geschlechtsgenossinnen arbeiten, dürfen sich nicht wundern, wenn nach solchen Leistungen die Bedenken eher wachsen als abnehmen. Die besonnenen Führerinnen der Frauenbewegung werden deshalb derlei Taten der radikalen wenig billigen. Denn daß Männer unter Umständen

Digitized by Google

ebenso töricht handeln, dürfte kein Argument für die Berechtigung solcher Erscheinungen sein. Das ist ja eben das Schlimme und spricht vor allem für ein langsameres Tempo: je größer die Schar ungeschulter unsachlicher Politiker, um so gefährdeter wird die ruhige Entwicklung und Vollendung öffentlicher Fragen und Angelegenheiten.

H. U.

Volkssport und Tagespresse

Man schreibt uns:

Der Sportteil der Zeitungen ist ungemein bezeichnend dafür, wie sie ihre Aufgaben auffassen. Sind sie Sensationsorgane, so liegt ihnen am Volkssport gar nichts, sie behandeln ihn, der ein Ausdruck nationaler Erstarkung ist, sie behandeln die Förderung einer neuen „Rückkehr zur Natur" nebensächlich, verzeichnen aber jeden Turfskandal, preisen jeden Lawn-Tennis-Heros, vermitteln jeden Automobilschwatz usw. mit Chronistentreue. Der Volkssport bekommt höchstens ein paar unsachliche und oft mit Irrtümern und Lächerlichkeiten gemischte Notizchen. Uns aber scheint: die Presse hätte die Pflicht, unser Volk in seinen schlichten Angehörigen aufzurütteln und es auf die Wichtigkeit des Volkssportes, der Freiluftathletik, der Rasenspiele zur Erneuerung tüchtigen Menschenmaterials hinzuweisen! Gerade die verlästerten Yankeeblätter haben die besten und reichhaltigsten Sportteile solcher Art: Warum ahmt man ihnen nicht darin nach? Gewiß können und sollen Zeitungen helfen, die Auswüchse auch dieser Bewegungen wegzuschneiden. Aber vom Volkssport sprechen sollten sie, nicht bloß von dem der Reichen und nicht bloß von dem der Berufsleute, die sich für Geld sehen lassen. Die Sportblätter tun da ihre Schuldigkeit, die Tagespresse sollte endlich anfangen, sie zu tun.

J. Spier

Dürerbund-Vertriebstelle und „einheimische" Geschäfte

Bei allen den Beratungen, die schließlich zur Einrichtung unsrer Vertriebstelle führten, war nichts mit so großer Sicherheit vorauszusehn, wie ein „Aufstand" der ortsansässigen Handwerker und Händler, die sich in ihren Geschäften bedroht fühlen würden. So bedeutet es keine Überraschung für uns, wenn er jetzt da und dort in der lokalen Presse und sogar in öffentlichen Protest-Versammlungen einsetzt. An Entstellungen fehlt's dabei nicht (sogar zu einer „Einkaufsgenossenschaft" wird der Dürerbund gemacht!), auch nicht an Verdächtigungen. Derlei nehmen wir den Geschäftsleuten nicht übel, da wir an bösen Willen nicht zu glauben brauchen, wir bitten sie einfach, sich in diesen Punkten besser zu unterrichten. Wenn man aber meint, „man solle die Leute nicht veranlassen, außerhalb des Wohnortes zu kaufen, sondern vielmehr dafür sorgen, daß man am Orte Qualitätsware erhält", ja, wenn man gar „den Mittelstand" durch uns „bedroht" glaubt, so schulden wir Rede.

Das sei vorweg auch als unsre Meinung auf das allerentschiedenste betont: Der Einkauf nach eignem Augenschein ist stets und überall vorzuziehen, wo überhaupt gute Ware da ist. Aber gute Ware ist nicht überall da, sie findet sich selbst in den Großstädten nur in wenigen Geschäften und in den Mittel- und

Digitized by Google

Kleinstädten fehlt sie oft so gut wie ganz. „Muß sie fehlen!“, sagen die kleinen Handwerker und Händler, „weil das Publikum sie nicht verlangt: das will kaufen, was ihm »fein« erscheint und was es »billig« kriegen kann.“ Uns scheint, das ist nur ein Grund, aber einer ist es. Und gerade da kann geholfen werden, indem man den Käufern durch die Autorität des Dürerbundes eine Musterlese von Qualitätsarbeit zur Verfügung stellt und zugleich mitteilt, welche Preise für sie angemessen sind. Wir meinen, dem soliden Geschäftsmann kann es recht sein, daß seine Kunden vom Basarklimbim sozusagen wegerzogen werden und ihm somit für künftig bessere Lieferungen ermöglichen. „Aber die Übergangszeit!“ Ja, meine Herren, da haben Sie's möglicherweise schwer, und wahrhaftig: wir bedauern dies. Aber Sie müssen zugeben: das Ganze in Ihren „Branchen“ kommt auf den bisherigen Wegen schneckenmäßig vorwärts oder gar krebsmäßig, nämlich nach kleinem Vorwärts wieder zurück. Wie vielfach noch das Verlangen nicht nach Gediegenheit, sondern nach Eleganz, nicht nach Gestaltung, sondern nach Putz, überall auch der Nouveautérummel! Für die mittel- und kleinstädtischen Handwerker wie Kundschaften tut wahrhaftig schon aus, nennen wir's mal so: kulturerzieherischen Gründen eine gemeinnützige Vertriebstelle mit der Autorität geschäftlich uninteressierter „erstklassiger“ Fachleute not, die an einer Anzahl von Waren zeigt: so gut sollte dergleichen immer gearbeitet sein und so viel müßte man immer für derlei bezahlen. Für eine Anzahl — die Vertriebstelle führt ja lange nicht alles, was in Frage kommt. Eine Menge von Arbeiten, alles, wobei in irgendeinem Sinn feiner individualisiert werden muß, wird sie niemals führen können.

Nun noch eins. „Versandgeschäfte“ tun sich aller Enden auf, weder Sie noch wir können das ändern. Wer Geld hat, kann sie aufmachen, ob er in ästhetischer oder sittlicher oder sozialer Beziehung ein Gewissen hat oder nicht. Größtenteils wird ihr Betrieb nach rein geschäftlichen Grundsätzen zum Besten einiger Kapitalisten geleitet werden. Mit ihnen in Wettbewerb zu treten, wäre der Dürerbund schon deshalb berechtigt, weil ja sein etwaiger Gewinn restlos Kulturzwecken zugute käme. Wäre Ihnen die „reingeschäftliche“ „Konkurrenz“ lieber? Wir betrachten unsre Arbeit als eine Übergangsarbeit, sobald die „Vertriebstelle“ entbehrlich ist, hört sie auf. Der Dürerbund denkt auch gar nicht daran, „die Mitwirkung der Gewerbetreibenden am Orte des Käufers auszuschließen“. Dazu anregen will er sie, daß sie mit den anerkannten Grundsätzen der Gediegenheit ernst machen. Unmittelbar und durch ihre örtliche Kundenschaft. Übrigens wird er sich stets ein Vergnügen daraus machen, den Kunden der Vertriebstelle örtliche Handwerker und sonstige Geschäftsleute zu empfehlen, wo immer er sicher sein darf, daß die Käufer und Besteller dort nur mit guter Ware oder guter Arbeit bedient werden.

Als Hempel und Reclam begannen, begann auch die Klage: das ruiniere den Buchhandel, als der Kunstwart die Meisterbilder herausgab, war „der“ Kunsthandel empört. Buch- und Kunsthandel haben sich mit solchen Unternehmungen abgefunden, und mit den Versand- und Vertriebstellen wird sich der Handwerker und Kleinhändler auch abfinden, denn zu vermeiden sind sie, ausweislich von hundert Gründun-

Digitized by Google

gen, auf keinen Fall mehr. Aber sie können rein privatgeschäftlich oder gemeinnützig in Verbindung mit Kulturgedanken geleitet werden. Uns scheint, der Kleinhersteller und der Kleinhändler hätten wahrhaftig allen Grund, in uns nicht seine Feinde zu sehen, sondern sich mit uns zu verbünden.

Religiöses

Aller Schönheit geht Heiligung voraus. Nur das Geheiligte in der Menschennatur konnte göttlich werden, und die Vergötterung der Natur ging hervor aus der Kraft zu heiligen, die zugleich auch Mutter der Schönheit ist. Wir haben heut eine Wissenschaft von der Natur, die leider nicht von einem heiligen Tempelbezirk umschlossen ist. Immerhin ist sie, und Wissenschaft überhaupt, eine gemeinsame Sache der Nation, ja der Menschheit geworden. Was auf diesem Gebiete geleistet wird, ist schließlich und endlich ein gemeinsames Werk. Dagegen bleiben die reinen Kräfte der Phantasie heute ungenützt und profaniert, statt daß sie am großen sausenden Webstuhl der Zeit gemeinsam der Gottheit lebendiges Kleid wie einstmals wirkten.

Polytheismus und Monotheismus schließen einander nicht aus. Wir haben es in der Welt mit zahllosen Formen der Gottheit zu tun, und jenseit der Welt mit der göttlichen Einheit. Diese eine, ungeteilte Gottheit ist nur noch ahnungsweise wahrnehmbar. Sie bleibt ohne jede Vorstellbarkeit. Vorstellbarkeit ist aber das wesentliche Glück menschlicher Erkenntnis, dem darum Polytheismus mehr entspricht. Wir leben in einer Welt der Vorstellungen, oder wir leben nicht mehr in unsrer Welt. Kurz: wir können irdische Götter nicht entbehren, wenngleich wir den Einen, Einzigen, Unbekannten, den Alleinen, hinter allem wissen. Wir wollen sehen, fühlen, schmecken und riechen, disharmonisch harmonisch das ganze Drama der Demiurgen, mit seinen olympischen und plutonischen Darstellern. . . Wir wollen sie nicht aufgeben, unsre Mutter (die Welt), der wir verdanken, was wir sind, und wir bleiben im Kampf, verehren die kämpfenden Götter, die menschennahen; freilich vergessen wir auch den menschenfernen, den Gott des ewigen Friedens nicht.

Gerhart Hauptmann

Unsre Bilder und Noten

Das außergewöhnlich schöne Bildnis Gerhart Hauptmanns, das wir originalgroß in Gravüre dem Hefte vorsetzen, hat Orlik, wie unsre Leser sehn, erst im September dieses Jahres gezeichnet. Es ist als Studie zu einer Münze gedacht. Wir meinen, daß es unsre Leser auch ganz abgesehen von seinem Bildniswert in seiner Kraft und Einfachheit als eine wahre Meisterzeichnung erfreuen wird.

Um das Thema „Zeichnung", von dem wir im vorigen Heft wieder

Digitized by Google

sprachen, noch ein wenig länger „vorn“ zu halten, fügen wir zwei weitere Zeichnungen nach „Licht und Schatten“ bei: Leopold von Kalckreuths ländliches Begräbnis übers Feld hin und das verschlafene Kinderköpfchen von Richard Winckel.

Die farbige Reproduktion nach einem großen Bilde von Karl R. Haeser geben wir weniger der Lichtstudie halber als wegen der unsres Erachtens recht guten Menschenbeobachtung darin.

Die Illustrationsbeilage erinnert daran, daß wir in den Tagen der Totenfeste sowohl der protestantischen wie der katholischen Kirche leben. Sie zeigt die neue Dresdner Feuerbestattungsanlage und wird durch einen Aufsatz des Künstlers selbst, Prof. Fritz Schumachers in Hamburg, in der Rundschau dieses Heftes erläutert.

Engelbert Humperdincks neuestes Werk, die in London mit großem Beifall aufgeführte Pantomime „Das Wunder“, gehört einer Mischgattung an. Die Handlung selbst wird durch stumme Gebärde, Aufzüge und Tänze versinnlicht; der lyrische Gefühlsausdruck verdichtet sich an geeigneten Stellen zu chorischen Gesängen. Ob dieser Wechsel heterogener Kunstmittel an sich sehr glücklich ist, mag dahingestellt bleiben, der Wert der Vollmöller-Reinhardtschen Schöpfung liegt ohnehin im Szenisch-theatralischen. Die schon von Keller behandelte rührende Legende, wie die Mutter Gottes für die sündige Nonne eintritt und während ihrer Flucht in die Welt ihr Amt im Kloster versieht, um die reuig Zurückkehrende dann in Gnaden aufzunehmen, sie hat ihren Heiligenschein für recht äußerliche Wirkungen hergeliehen. Humperdinck aber hat die dem Musiker gestellte Aufgabe in feinsinniger, vornehmer Weise gelöst und auch hier seine Eigenart bewahrt. Die Anlehnung an Volks-, Kinder- und Kirchenlieder bildet wieder den melodisch-thematischen Kern, dem eine durchsichtige Polyphonie und kontrapunktische Finessen die wirksame Fassung geben. Am glücklichsten ist der Komponist, wo er die reine Gefühlswelt der Gläubigen oder kindlich-unschuldige Lebensfreude auszudrücken hat. In dem ersten Bilde, das das Thema „Die Nonne und der Ritter“ behandelt, wie im Schlußbild ist auch der katholisierende Charakter in der Musik sehr geschickt festgehalten. Wo eine schwülere Dramatik einsetzt, wird Humperdinck bei aller Meisterschaft unpersönlicher und weniger prägnant. Doch findet sich auch in den weltlichen Szenen ein originell entworfenes Stück wie der Tanz des Spielmanns und der Nonne, der mit seinen über konstanten Bässen liegenden tiefen Flötentriolen charakteristisch wirkt.

Digitized by Google

Unsere Beilage bringt zwei sich folgende Tonbilder aus dem ersten Akt. Das eine schildert die Stimmung der beglückt heimziehenden Prozession, eine echt mittelalterliche kirchliche Fröhlichkeit; das andere läßt weltliche Töne in die klösterliche Atmosphäre hineinklingen. Dieser Gegensatz vereinigt in sich die beiden Motive, die dramatisch wirksam werden und führt zugleich dem Leser vor Augen, was vielleicht am meisten Humperdinckscheſ in der Partitur zu verzeichnen ist. L. S.

Herausgeber Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

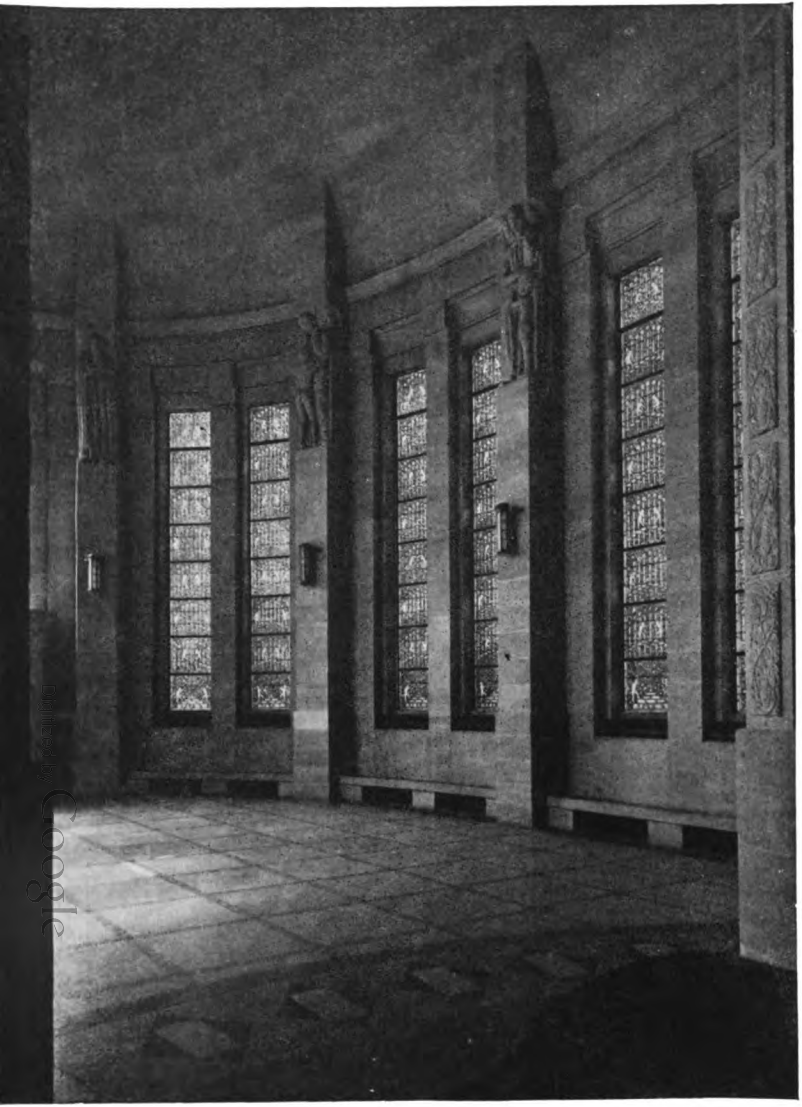
Digitized by Google

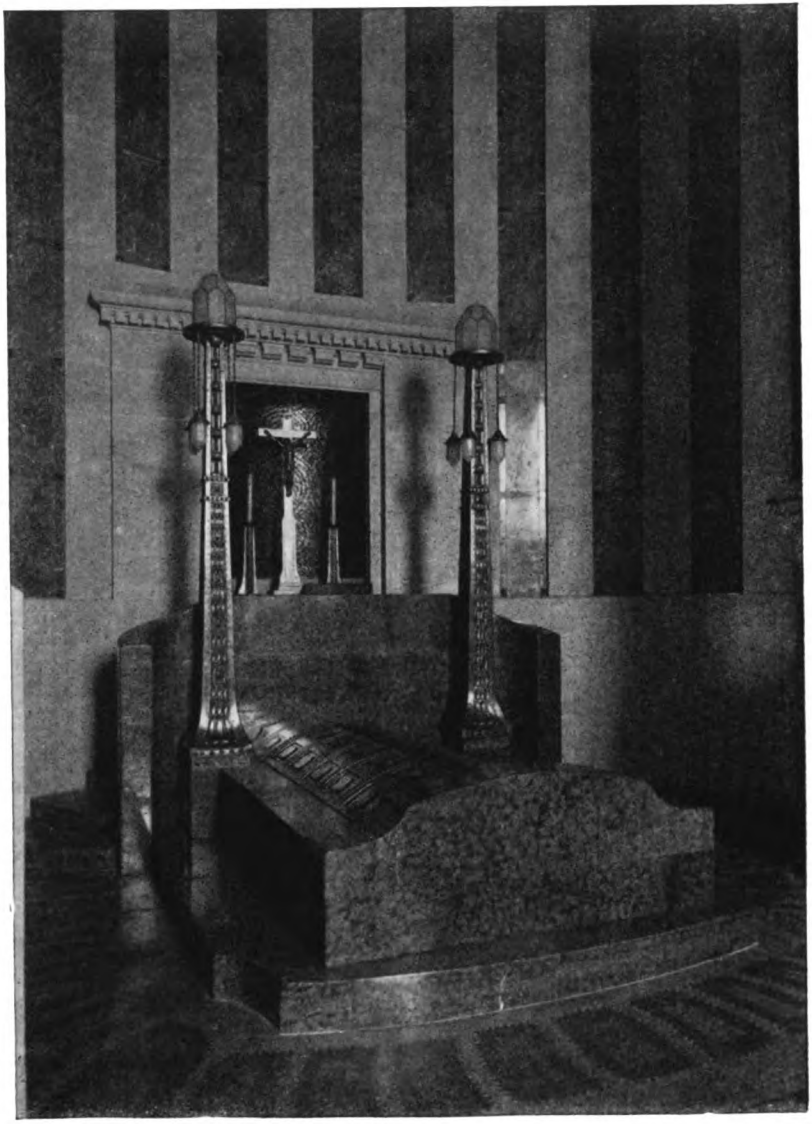
DIE FEUERBESTATTUNGSANLAGE IN DRESDEN (ARCH.: FRITZ SCHUMACHER)

VORDERSEITE MIT HAUPTEINGANG

Digitized by Google

DIE FEUERBESTATTUNGSANLAGE IN DRESDEN (ARCH.: FRITZ SCHUMACHER)





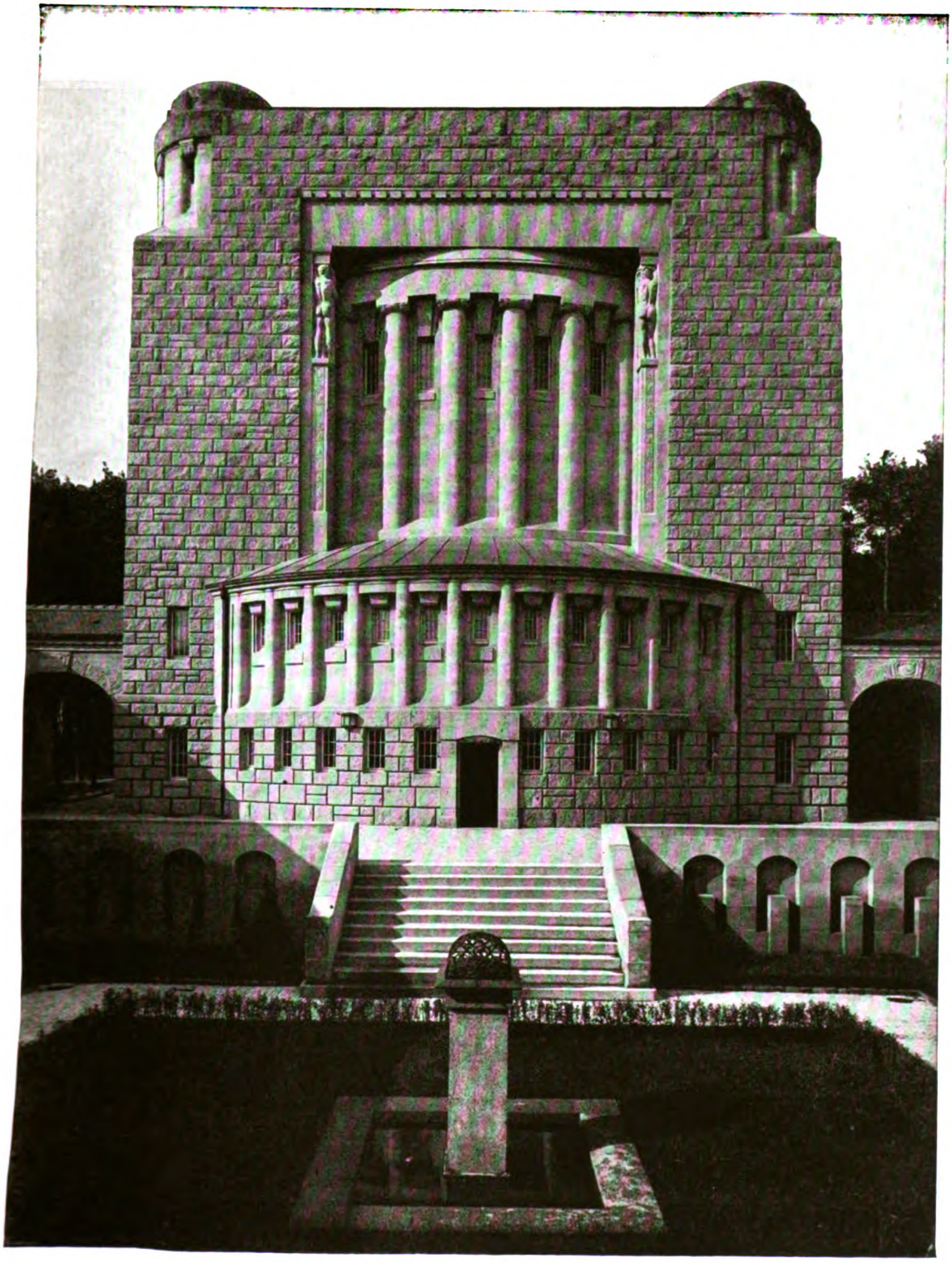
AUS DEM KUNSTWART

VERSAMMLUNGSHALLE

VERSENKUNGSEINRICHTUNG

Digitized by Google

DIE FEUERBESTATTUNGSANLAGE IN DRESDEN (ARCH.: FRITZ SCHUMACHER)



ROCKSEITE

Digitized by Google

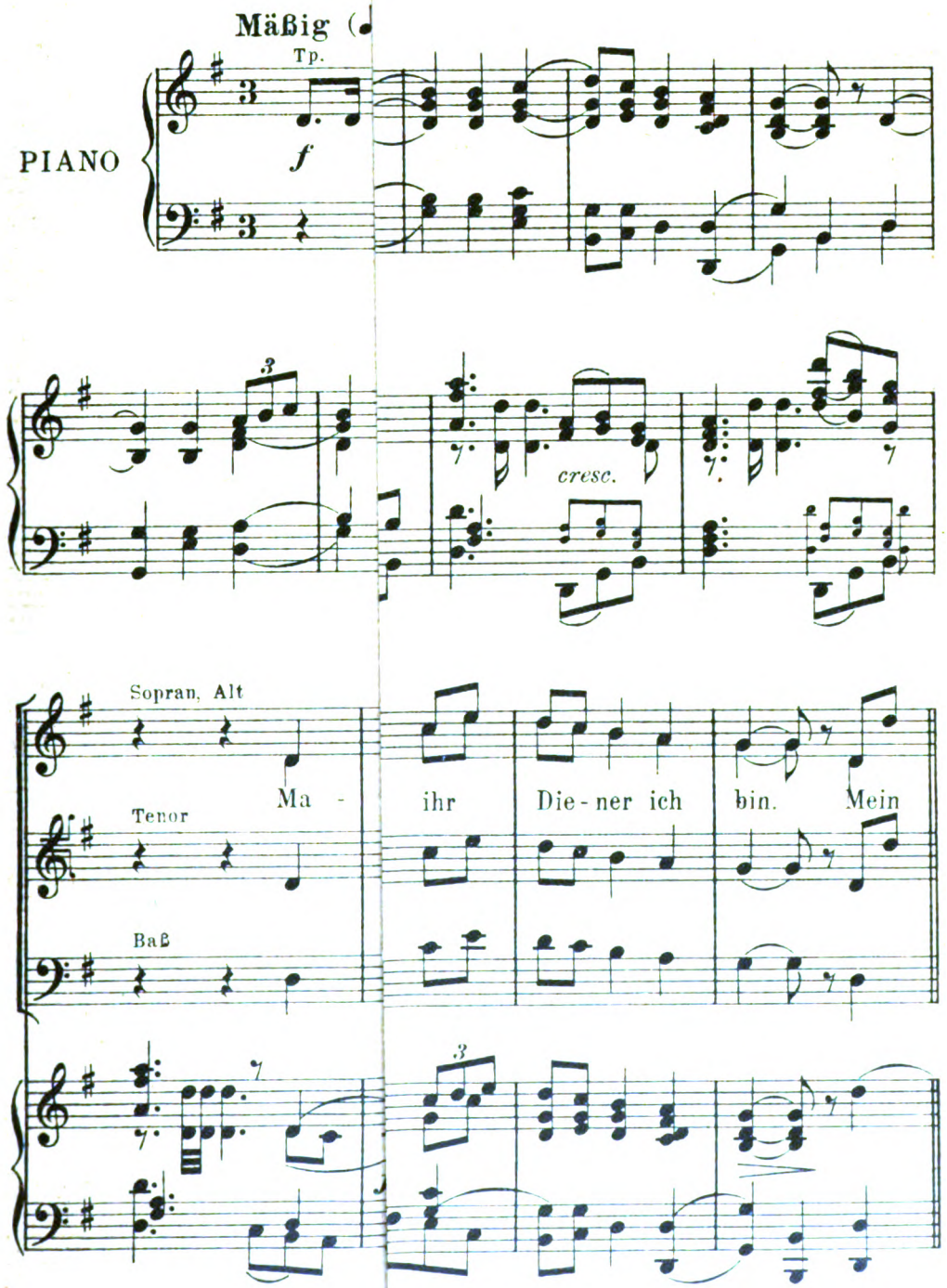
DIE FEUERBESTATTUNGSANLAGE IN DRESDEN (ARCH.: FRITZ SCHUMACHER)

URNENHOF

Digitized by Google

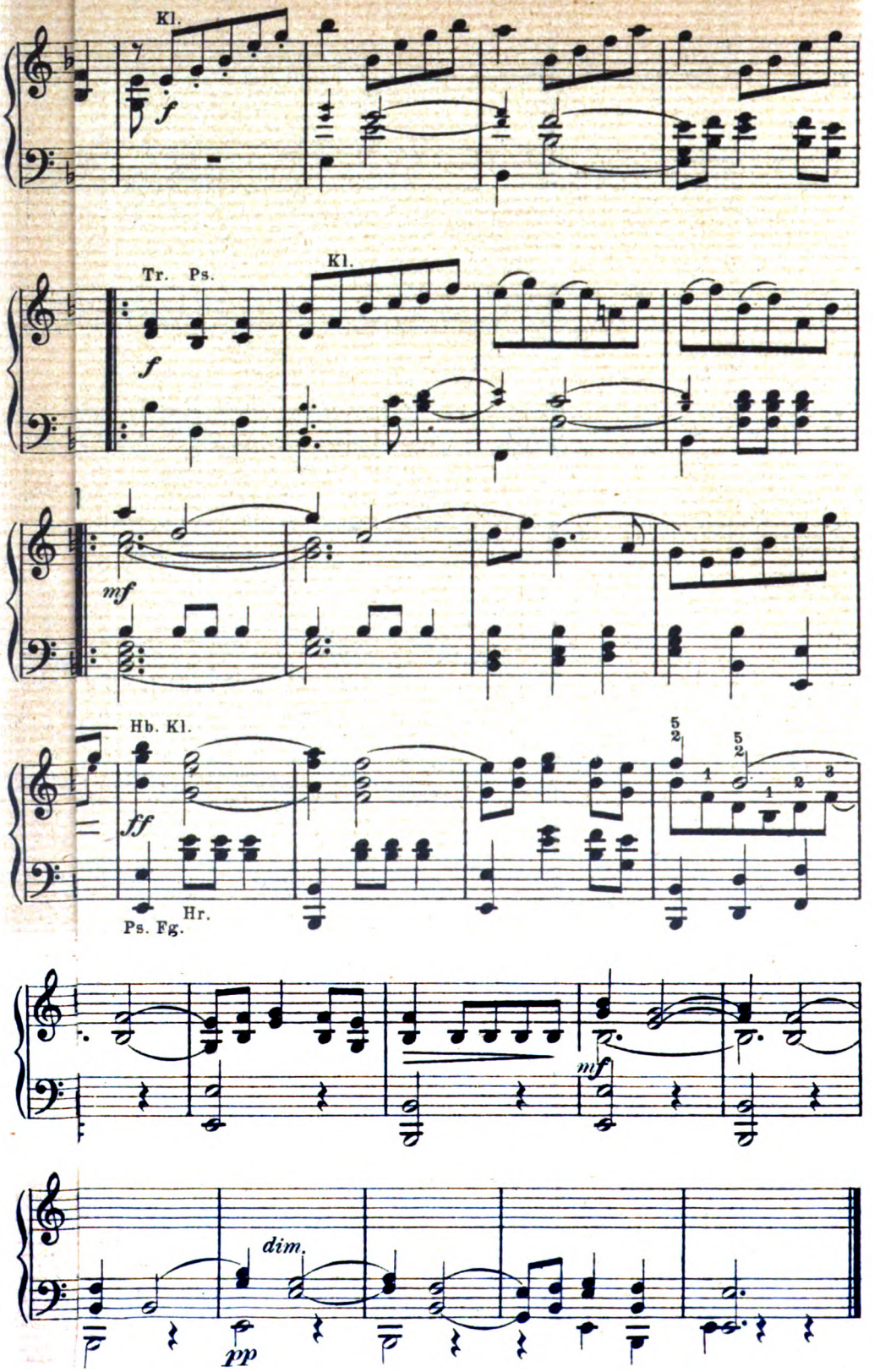
DINCK

PROZESSION u. LÄNDLICHER TANZ
aus
„DAS WUNDER“



Mit besonderer Genehmigung der Verlege

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Walter Klemm

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Dezemberheft 1912 Heft 5

Balkankrieg-Nebengedanken

In Cetinje gibt es einen Operettensaal, darin spielen Wandertrüppchen nach, was in Paris, Wien und Moskau Neues von Offenbachs Nachfolgern vorgepfiffen wird. Ist aber die Spielzeit um, so kommen aus dem ärmlichsten aller Länder von Schafherden und alten Heldengesängen her fast überhoch gewachsene und fast finster dreinschauende Männer in alten Volkstrachten eben hier zusammen, um von Arbeiten und von Kämpfen zu reden, denn eben in diesem selben Saal tagt nunmehr das montenegrinische Parlament. Eine Ortsverbindung, die als solche wieder operettenhaft anmutet. Wie eine Menge andrer Erscheinungen aus dem Balkanorient. Wie eine Menge von geschichtlichen Tatsachen dort. Kein Wunder also, daß die Welt, die nur mit den ersten Blicken prüft, daß die Operettenwelt der Bühnen wie der Zeitungen ihre Gestalten selbst mit besondrer Vorliebe aus den Balkanländern geholt hat. Und nicht einmal ein Wunder, daß in der großen öffentlichen Meinung der Vielen alles einen Operettenzug bekam, was da irgendwo hinter Österreich hervorkam, irgendwoher aus „Schlavonien“. Aber mußte es sein, daß den Vielen so wenige von den Wenigen entgegentraten? Daß uns all die Balkanslawen immer nur als komisch-verächtliche Figuren geschildert wurden, als Hammeldiebe, als Wanzenzüchter, sie alle, welche die „Balkan-Erwerbsgenossenschaft m. b. H.“ gründeten, von der so ziemlich in allen unsern Zeitungen noch bei Beginn des Krieges die Rede war? Wie oft hat man ernsthaft von diesen Menschen gesprochen, verglichen damit, wie oft man in Witzblattweise von ihnen sprach! Und die Witzblätter selbst, wie billig haben sie ihre Späße aus dem Schäumen vom letzten Oberflächenwasser gefischt, wo ein wenig Schürfen Goldsand der Komik, ja sogar Demanten von echten Humoren erbracht hätte!

Nun ist es plötzlich nicht mehr das Balkantreiben, sondern Europens öffentliche Meinung, was einem operettenhaft erscheint. Von der Diplomatie reden wir dabei gar nicht, denn das brächte uns aufs Materielle dieser Vorgänge, und davon könnten wir nur kannegießern. „Die“ Diplomatie ist sicherlich nicht so „dumm“ gewesen, wie sie noch beim Spott über den status quo-Vorschlag hingestellt wurde — wer außer den ganz wenigen ganz Eingeweihten weiß denn, was bei ihr ein Glauben, was ein So-tun um verschwiegener Zwecke willen war! Auch von denen reden wir nicht erst, die nun plötzlich ihre bisherigen „Hammeldiebe“ als gewaltige Heldenvölker entdeckt, und die entdeckt haben, daß die bisher so geliebten Türken ein Gesammel von nichts als Korruptionen sind. Narren gehören nicht ins Thema. Aber das fragen wir: wird uns bei dem Gedanken nicht bange, wie jammerschlecht unsre öffentliche Meinung seit Jahrzehnten unterrichtet ward?

Wagt man's überhaupt, bei Kulturerscheinungen solcher Art von

Digitized by Google

„Vorwürfen“ zu reden, so muß man wenigstens zugeben, daß sie doch schwerlich die berufsmäßigen Vertreter der „öffentlichen Meinung“ treffen, die Journalisten als Stand. Der Bürger, der gelegentlich das große Wort vom „verfehlten Berufe“ gelassen nachspricht, ahnt nicht, welche Summe von Betriebsamkeit und Fleiß, aber auch von Kenntnissen und Geist dazu gehört, auch nur das oft so unsolide Kartenhaus zu bauen, das man in der schlichten Form „seines“ Blatts auf dem Kaffeetisch findet. Auch ist zwar tausendmal behauptet, aber nie und nirgend bewiesen worden, daß der Journalismus als *Ganzes*, als Stand irgendwie korrupter sei, als ein andrer, und wahrscheinlich ist das schon deshalb nicht, weil der Journalist durch den Berufsgenossen von der andern Partei schärfer kontrolliert und häufiger angegriffen wird, als innerhalb seiner Kollegenschaft irgendein andrer Mann. Aber alles beiseite, was mit Unredlichkeit oder irgendwelcher Unsauberkeit sonst zu tun hat, es bleibt doch wahr, daß der selbständig arbeitende Journalist, daß *der* Mann der Presse, der dem Dutzend-Zeitungsmacher die wertvollen Informationen und die zusammenfassenden Gedanken verschafft, daß er, der den Geist der Zeitungen „speist“, unter ungemein erschwerenden Umständen arbeitet.

Da ist das *Publikum*, der Konsument seiner Ware, der Macher der Nachfrage. Es will, was ihm gefällt, und will's, *wie* es ihm gefällt, sonst kauft es eben dies Gedruckte nicht. Da ist der *Verleger*, der Vertreter der Publikums-Interessen, aber auch seiner besondern und vielleicht noch derer seiner Hintermänner. Da ist die *Partei*, die sich so oder so „festgelegt“ hat. Da sind die *Interessentengruppen* mannigfaltigster Art, die offen oder versteckt mitspielen. Da ist die *Umwelt*, deren Anschauungen zumal auf den Berichterstatter auch gegen seinen besten Willen so leicht abfärben. Und nun erst und all dem gegenüber: da ist dieses große zu Erforschende, die „*Sache*“, die heute festbleibt und morgen sich proteisch wandelt, die sich selber heute so erscheint und morgen anders, die wahrscheinlich immer nicht so ist wie sie aussieht, und die von hier aus so dargestellt wird, von dort aus unbewußt oder geflissentlich anders. Diese „Sache“, zwischen all deren Punkten zudem die große Spinne *Politik* ihre Fäden zieht, unaufhörlich darauf aus, den Journalisten zu ihrem Zwecke zu fangen. Wirklich: es ist entschuldbar, wenn wir schlecht unterrichtet wurden! Aber die Tatsache bleibt, daß wir von all dem, was sich jetzt begibt, so gut wie nichts voraussehen konnten. Und die noch wichtigere Tatsache auch: daß wir nicht das mindeste Sicherheitsgefühl haben dürfen, nunmehr werd es anders werden. Nicht nur deshalb nicht, weil kein Mensch auf der Erde voraus wissen kann, was für Funken aus den Schüssen auf dem Balkan in die europäischen Pulverfässer springen. Sondern auch einfach deshalb nicht: weil sich die Bedingungen der europäischen Information im wesentlichen nicht ändern lassen ohne eine Änderung ihrer zivilisatorischen Vorbedingungen.

Über Byzanz verbleicht der Halbmond, gegen dessen Bannerträger wir uns frühere Jahrhunderte hindurch in heiligen Kriegen gewehrt und mit dem wir schließlich — so schöne Geschäfte gemacht haben,

Digitized by Google

und Völker, die wir bisher nur als Barbaren verlacht oder als Störenfriede bemurrt haben, treten in neuem Sinn in die Geschichte ein. Die Folgen davon werden nicht nur durch die ganze islamitische Welt, sie werden über die ganze Erde zittern, und welche Kräftespannungen sie, sei es als wirkliche Ursache, sei es als Vorwand, zur Entladung bringen werden, das wissen wir erst recht nicht. Noch erhöhtes Mißtrauen gegen alles als sicher Mitgeteilte könnte für den Denkenden die erste unmittelbare Folge dieser Erlebnisse sein. Was unsre Presse noch so bestimmt als sicher, was sie mit noch so großer Gebärde als selbstverständlich behandelt, o Leser, mach du ein Fragezeichen dahinter, noch besser: mache dahinter zwei. Nur: mache auch hinter deine eignen Gedanken zum Thema einige. Unsre Presse ist kein schlechter, sie ist in ihren besten Teilen sogar ein bewundernswerter Apparat, aber von den unendlichen Verwickelungen des Lebens kann sie nur dies und das ertasten, während die Zeiger doch auf bestimmten Ziffern spielen müssen. Sichern kann uns im Weltgetriebe nichts. Stärken zum Widerstande für alle Fälle unsre Wehr, vor allem aber unsre Kraft. Kraft wächst von innen heraus. Die Ereignisse mögen im Engsten oder Weitesten spielen, nationale Kultur lehren sie uns alle.

Juden, Antisemiten und wir

Ein offener Brief

an den Verein zur Abwehr des Antisemitismus

Der „Fall", wegen dessen ich mich öffentlich an Sie, meine Herren, wende, hat deshalb ein öffentliches Interesse, weil er aufklärend hell Methoden und Gesinnungen beleuchtet, wie sie bei der Auseinandersetzung zwischen Judentum und Nichtjudentum heute noch möglich sind. Unter Ihrer Zulassung und Beihilfe, meine Herren. Ihr Verein ist zur Abwehr des Antisemitismus gegründet. Ich beschuldige Sie, daß Sie den Antisemitismus bei Unbesonnenen fördern und bei Besonnenen verzeihlich machen. Und behaupte, daß ich Sie dessen auch im Sinne aller vornehm denkenden Juden beschuldige.

Das Vorspiel unsres „Falls" ist schnell skizziert. Wie die Leser wissen, hatte im Kunstwart eine „Aussprache mit Juden" stattgefunden, in der unter eigner Verantwortung eine große Anzahl jüdischer Herren sich mit einer Minderheit von Nichtjuden über gegenseitige Beschwerden unterhielt, und hierbei hatte auch ein Antisemit gesprochen. Ohne Kenntnis von seinen Meinungen und ohne Kenntnis auch seines Tons wäre das Bild vom beiderseitigen Verhalten unvollständig und gefälscht gewesen, doch ließ ich ihm keinerlei Beleidigung eines andern Debatteredners durchgehn, und in einem Leitaufsatze führte ich meine eigne weit abweichende Meinung aus. Gegen die Bemerkungen des antisemitischen Debatteredners über Ihren Verein nun sandte mir der Abgeordnete Gothein als Ihr Vorsitzender einen Brief. Zunächst verstand ich ihn so, als wäre er für eine Fortsetzung der Aussprache bestimmt, erklärte mich sofort bereit, bei ihrer Erneuerung sein Wesentliches zu bringen, ersuchte aber zugleich um Weglassung der persönlichen Herabsetzungen des andern Debatte-

Digitized by Google

redners aus denselben Gründen, aus welchen der parlamentarische Brauch einen Unterschied zwischen Angegriffenen „innerhalb und außerhalb des Hauses“ macht. Als ich aus einem zweiten Brief ersah, daß Sie eine sofortige Aufnahme in Form einer Berichtigung wünschten, erklärte ich mich bei Weglassung der persönlichen Beleidigungen auch dazu ausdrücklich bereit. Eine Vorlage zu solcher Berichtigung ohne Beleidigungen jedoch sandten Sie mir nicht — an einer Berichtigung ohne „gebührende Zurückweisung“, anders gesagt: ohne Injurien lag Ihnen also nichts. Damit endete der erste Akt.

Nun aber erschien im „Berliner Tageblatt“ ein Artikel „»Vornehmer« Antisemitismus“. Der jüdische Hauptsprecher in der Kunstwartdebatte hatte mir für die „höchst gerechte“ Behandlung der Sache gedankt, jüdische Zeitschriften sprachen von meiner Stellung und meinem Takt mit so hohem Lob, daß ich's nicht wiederholen mag, — das „Berliner Tageblatt“ aber redete seinen Lesern vor, ich sei Antisemit, und erklärte mein Verhalten „noch abstoßender als Radauantisemitismus“. „Kratze“ man einen wie mich, so zeige sich's. Kein Wort davon, daß ich mit ausführlicher Begründung erklärt hatte, ich könne unser Ziel „*nie und nimmer dort sehen, wo es den Antisemiten erscheint*“, Gleichzeitig schrieb es, ich hätte Ihrem Verein eine Berichtigung *abgelehnt*. Weiter: Was es mir mit sittlicher Empörung vorwarf, obgleich ich es *nicht getan* hatte, das *tat es ohne weiteres seinerseits*: es lehnte meine Berichtigung ab. Ebensowenig berichtigte man von sich aus. Man sagte nicht nur die Unwahrheit, man ließ auch mit vollem Bewußtsein und also mit voller Absicht die ausgesprochenen Unwahrheiten weiterwirken.

Nun begann der dritte, der Hauptakt. Die Erörterungen im Kunstwart hatten so lebhafte Teilnahme erregt, daß allein von jüdischer Seite rund neunzig Beiträge dazu eingingen, die linksliberale Presse jedoch fand sie nicht beachtenswert. Die Behauptung dagegen, ich hätte Ihrem Verein eine Berichtigung abgelehnt, erschien ihr wichtig genug, um in allen Teilen des Reichs einen langen und großgedruckten Artikel gegen mich an auffallenden Stellen zu bringen, dem sich nur wenige vornehme Blätter, wie die „Frankfurter Zeitung“, verschlossen. Alle diese Artikel brachten dieselben Beschimpfungen, alle dieselben Unwahrheiten. Und alle die Briefe Ihres Vorsitzenden Gothein an mich und meinen ersten an ihn, nicht auch meinen zweiten — ich nehme zu Ihrer Ehre an, daß dieser letztere Umstand sich aus zeitlichen Gründen erklären läßt. Ein Teil dieser liberalen Blätter nun wurde schon durch eigne jüdische Leser darüber aufgeklärt, daß die Verdächtigungen gegen mich nicht zuträfen, sie berichtigten von sich aus. Ein andrer Teil gab ohne weiteres meiner Berichtigung Raum. Da es aber nur Zufall war, wie weit ich von der allgemeinen Agitation gegen mich und mein Blatt erfuhr, so ersuchte ich Ihren Verein zum Einschreiten. *Sie* hatten die Briefe der „Liberalen Korrespondenz“ zur Verfügung gestellt, *Sie* hatten die Agitation angeregt, auf *Ihren* Wink hatten diese Zeitungen bereitwillig ihre bisher so verschlossenen Spalten geöffnet. Wenn jeder Anständige verpflichtet ist, unwahre Verdächtigungen zu behindern,

Digitized by Google

so hatten Sie diese Pflicht bei lügnerischem Mißbrauch Ihres Materiales doppelt. Aber jetzt geschah das weitere Erstaunliche: Sie erklärten sich für die „Darstellung" des Falles nicht verantwortlich und verzichteten auf eine Korrektur. Sie schwiegen fein und ließen die Dinge laufen. Der Schwindel von der „judenfeindlichen Haltung dieser einst vornehmen Zeitschrift", welche unerhörte antisemitische Angriffe unter voller Zustimmung der Redaktion brächte und ihre Berichtigung ablehne, ward und wird denn auch zu meiner Diskreditierung wacker weiterverbreitet.

Aber Ihr Antwortschreiben an mich war auch in dem lesenswert, was es noch sonst auf und zwischen den Zeilen sagte. Nämlich: nach ihm interessierte Sie dieser Feldzug überhaupt nicht, beschäftigte Sie nur das Eine: daß ein Antisemit im Kunstwart geringschätzig über Ihren Verein habe sprechen dürfen, ganz gleichviel unter welchen Umständen und zu welchem Zweck, ganz gleichviel, ob im Sprechsaal und gegen die Stellung der Redaktion. Dieses Eine war nach Ihrem Brief „der Angelpunkt der ganzen Sache": daß ich mich durch Zulassung der Antisemitenäußerungen im Sprechsal „einer indirekten Beleidigung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus schuldig gemacht" habe. Sie sprachen von meiner merkwürdigen „Begriffsstutzigkeit" bei diesem ganzen „Handel", weil ich das nicht erfasse, dieses Unerhörte, das ich nun „nicht aus der Welt schaffen könnte", möcht ich mich auch noch so sehr „drehen und winden". Nehmen wir an, ich sei an Ihrer Beleidigung „indirekt" mitschuldig. Nehmen wir sogar an, es sei unrecht von mir gewesen, Ihnen die Beleidigungen Ihres Debattegegners nicht zu gestatten und ich hätte deshalb ihn (der klar gekennzeichnet auch mein Gegner war) vor Ihnen bevorzugt. Also das rechtfertigte nach Ihrer Meinung: daß Sie eine durch und durch verlogene Preßhetze in Dutzenden von Blättern, die sich Ihrer Unterlagen bedienten, ohne Korrektur, ohne Widerspruch zuließen, obgleich Sie wußten, daß sie verlogen war.

Und noch ein Punkt, meine Herren! Sie schrieben mir: „Die vielfachen Anerkennungsschreiben, die Ihnen aus jüdischen Kreisen zugegangen sind", bedeuteten nichts, denn sie stammten von „Zionisten oder strammen Nationalisten, die in Deutschland glücklicherweise nur ein sehr kleines Häuflein bilden". Und dann: lege der Kunstwart auf sie Gewicht, „so wird er sich nicht wundern dürfen, daß man seine Urteilskraft auch in andern Dingen gerade nicht übermäßig hoch einschätzt". Soll ich das so ergänzen: „wie Sie bei künftigen Besprechungen Ihrer Leistungen in unsrer Presse merken werden?" Es liegt nahe, es so zu ergänzen. Aber Sie lassen den Bußfertigen nicht ohne Hoffnung: „Sie würden, wie wir glauben, Ihren Interessen besser dienen, wenn Sie freimütig bekennen wollten, daß Sie in der Tat einen schweren Fehler begangen haben." Der Brief ist falsch adressiert, meine Herren: ich heiße nicht Schmock. Aber wie viele christliche und jüdische Schmocks muß es geben, wenn solche Adreß-Verwechslungen möglich sind!

Der Antisemit, meine Herren, hat es bei der Ausdeutung des bei diesem Fall gelieferten Materials sehr leicht. „Da haben Sie's ja

Digitized by Google

bewiesen," so wird er mir sagen, „was wir immer behauptet haben: und wenn Sie sich mit dem ehrlichsten Willen und der größten Sachlichkeit um gegenseitige Aussprache, um Verständigung, um Frieden bemühen, da das undenkbar ist ohne Offenheit, so müssen Sie beiden Teilen Unangenehmes sagen lassen, also auch den Juden. Sobald das geschieht, schreit man »Antisemit!«, lügt, was man braucht, um Sie verdächtig zu machen, hofft auf das »aliquid haeret« und findet jedes Mittel gegen Sie recht. Denn nichts wäre ja den Herren verhaßter und entsetzlicher, als das Aufheben der so sorgsam gewobenen und so angstvoll gehüteten Schleier."

Aber seltsam, genau dasselbe behaupten auch Judenblätter! Da wird gefragt, was nach der Kunstwart-Aussprache „unsre Verschleierer" tun werden und geantwortet: „Entweder sie werden den Gegner totschweigen oder aber, wenn man sie zwingen wird, Stellung zu nehmen, werden sie eine pathetische Miene aufsetzen und in heiliger Entrüstung deklamieren: Avenarius ist ein Antisemit." So zu lesen im „Frankfurter jüdischen Familienblatt". „Was anders hindert uns am offenen Wort als das System der Verschleierung, der Würdelosigkeit, das uns bedrückt? Und schuld daran haben die Verwalter der öffentlichen Sprechplätze, hat jener Teil der Juden vor allem, die das Urteil darüber, ob sie mehr Juden oder mehr Deutsche sind, niemand anderem überlassen wollen, die nicht Abraham Kohn heißen wollen, sondern »Einer unsrer Redakteure«, »Ein geschätzter Mitarbeiter«. Es ist klar, daß jene Juden, die das Gemischte, Halbe, das Nichtgewagte, das Versteckte, das Deutschelnde von Berufs wegen täglich produzieren, an der von allen Ehrlichdenkenden ersehnten offenen Aussprache kein Interesse haben." Das schreibt die „unabhängige jüdische Wochenschrift" „Selbstwehr". „Man stempelt Avenarius zum Antisemiten und ist nun der heiklen Aufgabe enthoben, sich mit dessen Ansichten auseinanderzusetzen. Ist das nicht pfiffig? Was ist aber die Folge solcher Taktik? Der Antisemit glaubt, wieder einmal Verlogenheit und Unaufrichtigkeit als jüdische Volkseigenschaften feststellen zu können." Das stand in der „Jüdischen Rundschau". Auch, daß die von Ihnen, meine Herren vom Abwehrverein, durch Ihr Material angeregte und durch keinen Widerspruch gehemmte Polemik „geradezu perfid" sei. Und eine Prager „jüdische Wochenschrift" sprach von der Täuschung durch den „unerhörten Trick" mit meinem Briefwechsel als von einer „Politik der Unehrlichkeit, gegen die wir im Namen des Judentums protestieren müssen".

Aber das sind alles „Nationalisten", sagen Sie. Darauf antworte ich mit einem Bekenntnis, einer Frage und einem Ersuchen.

Mein Bekenntnis: nach dieser ganzen Aussprache ist für mich Nichtjuden das Allererfreulichste, daß wir uns in dem dringenden Wunsch zur rücksichtslosen Entschleierung der Verhältnisse und damit für die praktische Arbeit an der Besserung dieser Verhältnisse auf lange hinaus mit den ihres Volkstums bewußten Juden vollkommen einig finden. Genau so bitter wie wir, beklagen sie sich darüber, daß ihr Fühlen, Denken, Arbeiten von „Tageblattjuden", wie sie sie nennen, unterdrückt werde.

Digitized by Google

Meine Frage: mit welchem Recht hält der Verein zur Abwehr des Antisemitismus die Meinungen ihres Volkstums bewußter Juden für gleichgültig? Unterscheiden Sie zwischen zu schützenden und nicht zu schützenden Semiten, oder steht in Ihren Satzungen, daß die Semiten keine sind, die sich ihres Semitentums bewußt sind?

Schließlich mein Ersuchen: nennen Sie mit Namen, unverkennbar bezeichnet, diejenigen Juden, die entgegen den „Nationalisten" und entgegen uns Nichtjuden behaupten: was Sie, meine Herren, getan und zugelassen haben, das sei vornehm und das sei klug gewesen. Es wäre für uns alle überaus ersprießlich, solche Juden kennen zu lernen. Denn dann in der Tat wüßten wir, wo man auf jüdischer Seite zur Vertretung besonderer Interessen jedes Mittel für zulässig hält, mit andern Worten: wo dort der Korruptionsherd steckt.

Unter den anständigen und klugen Juden, mit denen ich verkehre, hab ich noch keinen solcher Ansicht gefunden, obgleich sich unter ihnen kein einziger Zionist befindet. Daß es unter den nicht-nationalistischen Juden bis vor kurzem noch ehrliche Phantasten gegeben haben kann, die glaubten, das deutsche Volk werde die „Verwaltung seines geistigen Besitzes" infolge der kapitalistischen Wirtschaft nach und nach so gut wie ausschließlich in jüdische Hände übergehen lassen, das allerdings nehme ich an. Michel hatte so viel Schlafsand in den Augen, daß man das glauben konnte. Aber es lassen sich nirgend in der Welt neunundneunzig vom hundertsten beherrschen, sobald ihnen die Sachlage klar ist. Liegt es so, wie jüdische Nationalisten mit Goldstein hier und wie Antisemiten dort behaupten, so wird ein aufgewachtes Deutschtum auch ohne jeden Rassen- oder Glaubenshaß die jüdische Führung ablehnen, ob es die jüdische Mitarbeit auch nicht nur gelten lasse, sondern wie ich hochschätze. Aber Sie, meine Herrn vom Abwehrverein, sind ja der Ansicht, daß von einer jüdischen Vorherrschaft nicht gesprochen werden könne. Hand her, so müssen wir Bundesgenossen sein! Denn in wessen Aufgabe mehr, als in der Ihres Abwehrvereins, liegt, daß diese das deutsche Blut empörende Behauptung endlich bis ins letzte widerlegt werde? Anders, als durch ausgiebiges Schleierlösen läßt sich das aber nicht machen. „Offene Sprechplätze", wo bisher Vertuscherei und Verheimlichung ihren Unsegen brüteten! Preßfreiheit, meine Herren, wie sie von Ihren Parteigenossen uns Deutschen errungen ist, auch zur Aussprache über diese Dinge! Ich bin überzeugt, daß in Zukunft niemand mit feurigerer Fackel in die allgemeine Nebelmacherei leuchten wird, als der Verein zur Abwehr des Antisemitismus, als Sie. . . .

Reden wir wieder ernsthaft: Ihre Arbeitsweise, meine Herren vom Abwehrverein, ist veraltet, und da Sie sich in die neue doch nicht eindenken, geschweige denn einleben könnten, so wäre das gescheiteste, was Sie fürs Judentum tun könnten: Sie „lösten sich auf". Da Sie das nicht tun werden, so werden Sie wie schon seit lange und wie diesmal den Antisemitismus propagieren. Aber uns, die wir an der Kunstwart-Aussprache beteiligt waren, wird das auf keiner Seite berühren. Was mich persönlich anbetrifft, so betone ich nochmals, daß ich die

Digitized by Google

Meinungsverschiedenheiten zwischen „Nationalisten“ und „Assimilanten“ im Judentum für eine Gewissenssache halte, in die wir Nichtjuden uns nicht zu mischen haben. Wir können mit Vertretern der einen wie der andern Gesinnung freundschaftlich und nützlich zusammenarbeiten, und wenn ein Kulturkampf mit unabsehbarem Verluste vermieden werden soll, so müssen wir das. Wieviel an den Leistungen des Einzelnen wir als jüdisch, wieviel als nichtjüdisch empfinden, das werden wir nur von Fall zu Fall beurteilen können, da ja außer dem Volkstum bei der Entwicklung der Psyche auch Geschichte, Umgebung und persönliche Anpassungsfähigkeit bedeutsam mitsprechen. Ich wenigstens denke nicht daran, zu bestreiten, daß es auch jüdische Kulturarbeiter unter uns gibt, deren Leistungen ich in keinerlei Weise als fremdvölkisch fühle, ganz abgesehen davon, daß es ja weitestgebreitete Arbeitsgebiete gibt, auf denen die letzten Unterschiede völkischen Empfindens gar nicht in Frage kommen. Deutsche zweiter Klasse sind für mich die Juden nicht. Aber die Entscheidung darüber, was uns als heimischen Wesens erscheint, was uns deutsch erscheint, möge man so gewiß uns überlassen, wie die Juden ihrerseits über das ihnen Verwandte oder Nichtverwandte allein zu entscheiden haben. Das Wegleugnen tiefgehender Unterschiede überhaupt halten wir für die weitaus größte Mehrzahl der Konfliktsfälle auf geistigem Gebiet für so töricht, wie das Wegleugnen körperlicher, in der Vorherrschaft des Judentums auf weiten Kulturgebieten empfinden wir deshalb die Gefahr der Beirrung unsres Volkstums durch das Fühlen einer kleinen Minderheit. Wie's in der Presse hergeht, hat Ihr „Fall“, meine Herren, hell auch für Blödsichtige gezeigt, wie in der Literatur überhaupt, wie beim Theater, in der Konzertpflege, in der bildenden Kunst, wie es bei wichtigerer Kulturarbeit sonst noch zugeht — das halten wir uns für berechtigt, fortan öffentlich zu untersuchen. Nicht einseitig, in der Aussprache mit Juden. Auch nicht nur mit zionistischen, sondern wie in der Kunstwart-Aussprache auch mit solchen, die sich als Deutsche fühlen. Immer mit dem Bewußtsein: daß der Mensch andern Volkstums deshalb nicht minderwertig ist. Und daß es für die Verschiedenen eine Arbeitsgemeinschaft zu finden gilt. Wir wollen keine Trennung, wir wollen nur kein gegenseitiges Fälschen. Juden und Nichtjuden zu günstigem Zusammenwirken zu bringen, ist schließlich eine Organisationsfrage. Freilich, es ist wohl die schwierigste, die es gibt.

Daß wir Heutigen sie nicht lösen werden, scheint mir sicher. Es braucht Zeit, viel Zeit, braucht die Zeit von Menschengeschlechtern dazu. Auch, wie wir aus den greulichen Verworrenheiten der Gegenwart herauskommen werden, weiß keiner von uns. Es ist an dieser Stelle deutlich genug betont worden, daß wir in der Öffnung von Sprechplätzen nur eine Vorbedingung der Vorbereitung sehen. Aber eine unerläßliche, um weiter zu kommen. Hüben wie drüben fühlen wir wie wohlige reine bazillentötende Luft schon jetzt die Folgen der Offenheit zwischen uns. Deshalb schlagen wir Christen und Juden daraufhin Hand in Hand: wir wollen versuchen, ob wir ohne Verstellerei und Vertuscherei, ohne Schimpferei und Übelnehmerei, und

Digitized by Google

vor allem: ohne niedrige Machenschaften unsre Beschwerden verstehen, unser Volkstum erhalten und trotzdem unsre Kräfte verbünden können. Wer nach Ihrer Methode weiter von den Hauptfragen auf Nebensachen abzulenken sucht, wer die Lügen nicht hemmt, obgleich er's könnte, wer falsche Bilder verbreiten und Schleier nebeln läßt, der erweckt den dringenden Verdacht, daß es Bedenkliches zu verbergen gibt. Und schon deshalb ist er uns der gemeinsame Feind. A

Bildung und Schulwesen

Zur zweiten Tagung des Bundes für Schulreform

Mit den Worten unsrer Aberschrift ist das Riesenthema umschrieben, an dessen geistiger Bewältigung während der zweiten Tagung des Schulreformbundes eine Reihe hochgebildeter Männer sich abmühten. Wir haben schon kurz davon gesprochen. Man suchte zunächst das Wesen der Bildung allgemein und danach, an zwei Tagen, die daraus sich ergebenden Anforderungen an die Gestaltung der Schultypen und Lehrpläne, an die Lehrervorbildung für Volks- und höhere Schulen zu umschreiben; von dieser Vorbildung wurde sodann die pädagogisch-psychologische noch besonders behandelt.*

Natürlich fragt ein heute schon landläufiger Skeptizismus sogleich: „Und das Ergebnis? Tot capita, tot sensus, nicht wahr! Also: so klug als wie zuvor."

Aber nur heillose Optimisten konnten mehr erwarten. Daß reife Männer mit sehr befestigten Lebensanschauungen sich in einer Kernfrage ihres Berufs durch zwei Diskussionen nicht „vom Gegenteil überzeugen" lassen und plötzlich auf die Fahne des Vorredners schwören würden, das wußten nicht nur die Auguren des Bundes vorher. Der Wert solcher Tage für den Einzelnen liegt nicht in besonderen, abgerundeten Erkenntnissen sondern in Anregungen, in der Nachwirkung der Problemstellungen, die ihm aufgedrängt wurden, überhaupt in dialektischer Bereicherung, in der persönlichen Fühlung mit einflußreichen Persönlichkeiten, in der Klärung des Blicks für die allgemeine Lage, im Empfangen von Willensimpulsen und in der Zielgewinnung für oder gegen irgendeine Tendenz.

Man kann sagen, daß der Bund für Schulreform diesmal „aufs Ganze ging". Was wollen denn alle Unterweisungen von der Volksschule bis zur Hochschule erreichen, von der Eltern- und Erzieherwirkung bis zur letzten, abgeklärten Selbsterziehung, wenn nicht — Bildung. Man schätzt einen Menschen nach der Höhe seiner Bildung und ein Volk nach dem Verhältnis der Zahl seiner Gebildeten zu der Zahl der Erwachsenen. Wenigstens tun das ein paar hunderttausend Gebildete und wohl so ziemlich alle Schulleute. In diesem „Ganzen" des Bildungstrebens liegen die heftigsten Gegensätze. Es wollen alle das gleiche Ziel, so glaubt man zunächst, nur die Mittel, es zu erreichen, denkt sich jeder anders.

* Wir machen schon hier darauf aufmerksam, daß die Vorträge und Verhandlungen des Bundes bei B. G. Teubner im Druck erscheinen werden.

Digitized by Google

„Auswahl der geeigneten Kulturtatsachen, welche ohne inneren Widerspruch als Mittel zur Bildung benutzt werden können; Anpassung dieser Auswahl an die Anlage der zu Bildenden, unter denen es vier »Anlage«-Gruppen gibt; Behebung des Widerspruchs zwischen animalischer und intelligibler Natur im einzelnen durch sittliche Erziehung; Heranziehung nicht des Wissens und Denkens vor allem, sondern der Leistungfähigkeit — und darum Beschränkung der Wissensfächer. Tätige Teilnahme am Kulturleben und klar geleitete Willenskraft — das ist Bildung." So stellte G. Kerschensteiner in langer Rede ein System von Mitteln zum höchsten Endzweck auf. Man mag es überladen finden mit utopischem Streben, man mag es psychologisch anfechten, indem man die charakterologische Grundlage der „Begabung"-Schule kritisch zerpflückt, man mag es als zu niedrig gegriffen im Bildunggehalt und als zu hoch im sittlichen Zielen, man mag es als ein Ideal der Bildungverschlechterung kennzeichnen — dies alles ist möglich und geschieht hie und da. Aber wer Kerschensteiners wuchtige Persönlichkeit, seine Arbeit, seine Erfolge, seine Bücher kennt, weiß, daß aus diesem Systembau kein Stein fallen wird, daß er fest gemauert gegen Eingriffe und Zerstückungen dasteht.

Nach Kerschensteiner sprach Paul Cauer, einer der repräsentativen Altphilologen dieser Tage. Auch an seinen Ausführungen ließe sich Kritik üben, die nicht oberflächlich zu bleiben brauchte, aber auch hier stand ein Mann und seine Lebensanschauung hinter dem System, eine ältere, reichere, gefestigtere als hinter dem gegnerischen. Beherrschung der Natur dort, Beherrschung des Menschlichen hier, das sind ihm die beiden großen historischen Ziele der Bildung. Jenes ist den Realanstalten aller Gattungen überlassen, dieses dem humanistischen Unterricht vorbehalten. Geben wir dem einzelnen keine zu große Aufgabe, jedem die wohl abgegrenzte, in dieser aber übe er sich von Anfang an und gründlich. Menschliches beherrschen kann nur, wer Menschliches versteht; fremde Sprachen lehren die Menschenseele wie nichts anderes verstehen. Der Einblick in die Erforschung der geschichtlichen Menschheit- und Geistesentwicklung braucht der naturwissenschaftlichen Gesichtspunkte nicht zu entbehren, aber er selbst bleibt Hauptsache; und nicht nur Einblicke geben, sondern Heranziehen zur Mitarbeit ist das Ziel, das „von Sexta an vorwirken" muß. Nicht Bewegungfreiheit und die damit verbundene Überfüllung der Lehrpläne, sondern organische Durchgestaltung enger Lehrpläne.

Fühlt man nicht schon aus diesen wenigen Schlagworten, wie dem erst gezeichneten breiten, deutschen Bürgerhaus hier sich die schlanke, vornehme, fast romanische Villa entgegenstellt? Ein Cauer und ein Kerschensteiner haben manches gemeinsam, so die Ideen der Stoffbeschränkung, der lebendigen Unterrichtmethode. Aber kaum zum wiedererkennen verschieden erscheinen diese Gemeinsamkeiten durch ihre Einbettung in die Gesamtanlage. Und welche tiefen Unterschiede in der Anlage des Bildungplanes selbst. Alles, vom bescheidensten Anfang bis zur letzten Perspektive, hat nicht nur andre Abstimmung, sondern verschiednen Klang, verschiedne Tiefe, verschiedne seelische Voraussetzungen, Vorlieben, Betonungen und Ideale. Sittlichkeit, Kerschensteiners Hauptwort, kommt nebensätzlich in Cauers Referat

Digitized by Google

vor; Willensbildung, das Endziel alles Strebens bei Kerschensteiner, liegt Cauer nur am Wege; aus der „Anlage“ des Zöglings weiß Cauer nichts Pädagogisches zu entwickeln, so wenig wie Kerschensteiner mit dem Aristotelischen Ideal seines Gegners, welches seinen heißen Wunsch und Bewegungfreiheit ausschließt.

Es ist unmöglich, hier weitere „Bildungpläne“ zu kennzeichnen, so fesselnd etwa R. Seyferts hochbeladener Plan für die Volksschullehrerbildung und die Auseinandersetzungen der Psychologen W. Stern und A. Fischer über psychologische Vorbildung gerade für die Leser des Kunstwarts gewesen wären. Man darf aber betonen, daß die Gegensätze, die oben dargelegt wurden, nicht allein den Streit der Meinungen beherrschten. Es gab solcher in sich polarisierter Gegensätze mehr. Etwa stand die Meinung, daß Bildung eine Eigentümlichkeit der „oberen“ Stände sei, schroff der andren gegenüber, daß sie „im Volke“ öfter angetroffen werde; der Meinung, daß vollendete Klarheit des bewußten, sittlichen Handelns dem Gebildeten unerläßlich sei, die andere, daß Intuition, Gefühl, Instinkt in ihrer freien Gesamtwirkung ihn eher kennzeichnen. Von pädagogischen: die Einheitschule wird von vielen als notwendige Grundlage, als notwendige Folge aus der Einheitlichkeit des Bildungbegriffs betrachtet, während andere ebenso scharf Differenzierung fordern; die Bildung der Jugend wird meist als ein Herauf- und Heranziehen zum Ideal des Erwachsenen betrieben und betrachtet — dem steht die Forderung gegenüber, der Jugend ihr Recht auf eigne, unerwachsne Artung zu belassen und zu wahren.

Wir führen, wie gesagt, diese Widersprüche, von denen durch schärfere begriffliche Fassung manche sich auflösen ließen, hier nicht auf, um die Ergebnislosigkeit der Tagung zu erweisen. Im Gegenteil: um zu zeigen, welche Fülle geistiger Werte auf einer solchen durch Übereinstimmung und Widerspruch gehoben und sozusagen umgesetzt werden. In der Tat aber sind es rein geistige Werte, die zur Sprache kamen — von praktischen, schulpolitischen Tendenzen abgesehen! —, und wollte man ein geistiges Ergebnis formen, so könnte es nur dies sein: es hat nur den Anschein, als sei das Ziel der „Bildung“ Allen ein gemeinsames und nur die Wege und Mittel würden verschieden gewählt und gewünscht. In Wahrheit gibt es „die“ Bildung nicht; so tief wie die Naturen und Lehrsysteme der einzelnen Führer, so tief sind ihre Begriffe von Bildung geschieden, was sich bis in den Begriffgebrauch und die Satzbildung ihrer Referate hinein offenbart. Bildung ist in der Tat ein viel zu tiefer, umfassender Begriff, als daß ein Einzelner — und spanne er den Rahmen noch so weit — alle denkbaren Möglichkeiten ihrer lebendigen Verkörperung in ein persönliches Ideal fassen könnte. Das zeigte sich auch in dem innerlich ganz mißglückten Referat des ersten Tages, das vom „Wesen der Bildung“ schlechthin handeln sollte, und von dem übermenschlich großen Thema nur die intellektuelle und ethische Seite in gedrängter Abstraktion zeigte — daher im Ganzen mit Scheinlösungen arbeitete. Bezeichnend war, daß die Diskussionen der folgenden Tage darauf überhaupt kaum zurückgreifen konnten.

Digitized by Google

Gibt man zu, daß das Problem, was Bildung schlechthin sei, unlösbar ist, so ist damit nicht gesagt, daß darüber nicht diskutiert werden dürfe. Gerade hier, wo der Einzelne versagt, gibt die allgemeine Aussprache ein Riesenidealbild, an dessen großen Zügen sich der Einzelne wieder orientieren kann, wo er selbst denn eigentlich steht und hinzielt. Ein Vergleich: von Anfang an hat der Kunstwart darauf bewußt verzichtet, eine Definition „der" Kunst zu geben. Nichtsdestoweniger erörtert er implizite fast in jedem Heft das Wesen von Kunst. In jeder Kritik, jedem Hinweis, jeder Darstellung steckt etwas von solcher Erörterung. So ist es mit dem Begriff der Bildung; der Kunstwart hat in selten überhaupt (zuletzt XXIII, 4) erörtert; daß aber die Kunstwartarbeit bis ins Kleinste im Dienste der Bildung steht, wird kaum verkannt werden können.

Nur ist es eben nicht begriffliche, es ist praktische Arbeit, die er versucht. Und wer immer solche versucht, wird gut tun, auf einem „Kongreß der begrifflichen Bildungideale", wo zahlreiche Meinungen gegeneinanderstehen, die eigne Arbeit zu prüfen, ob sie orientiert, gehaltvoll, klar ist im Lichte solchen tieferen Denkens oder ob sie sich als wirr und undurchdacht erweist. „Können die unausgesprochenen Grundsätze meiner täglichen Arbeit mit den Grundsätzen in Wettbewerb treten, welche hier über Bildungformen ausgesprochen sind, sind sie ihnen ebenbürtig oder nicht?" Das ist die letzte Frage, welche solch ein Kongreß dem Einzelnen, vor allem dem Lehrer, auferlegt.

Und für die Sache der Bildung, welche durch solche offne und tolerante Aussprachen gefördert werden soll, handelt es sich nun wohl einzig und allein um die Antwort auf diese Kernfrage. Wie viele Arbeiter im Dienste der Bildung können sich denn nun in Wirklichkeit täglich zu jenen „ebenbürtigen" Grundsätzen bekennen, wie viele *Lehrer* vor allem; wie vielen *erlaubt* denn ihre Vorbildung, wie vielen der „Betrieb", wie vielen die Begabung, derartige Grundsätze praktisch zu verwerten? Mit andern Worten: tun wir auf Schulen und Hochschulen genug für Bildung und tun wir Zweckmäßiges? „Zweckmäßiges!" Damit ist natürlich nicht der „letzte" Zweck gemeint, den die Bildungtheorie der einzelnen Führer als höchsten hinstellt, sondern auf jene Zwecke hin muß die Bildungarbeit gerichtet werden, die *allen gemeinsam* sind: Die Vermittlung zwischen dem Mittel der Bildung (Kulturtatsachen, Unterrichtform, Lehrerpersönlichkeit) und dem Zögling *formal* zu erleichtern und enger zu gestalten.

Die Antworten müßten schmerzlich genug lauten! Davon aber hat der nach deutscher Weise hauptsächlich spekulativ-philosophisch angelegte Meinungstreit der Tagung wenig vernehmen lassen. Fast nur aus dem Ton der Redner ging manchmal hervor, *wie* meilenfern all diese bedeutsamen Gedanken im Grunde vom Elend des Alltags abstanden; wie wenig die gesamte Bildungdidaktik, als welche man die praktische Aufgabe alles Schulwesens begreifen kann, mit der Bildungtheorie organisch verbunden oder auf sie gegründet ist. Und eigentlich ist doch *dieses Mißverhältnis* der Anlaß aller Schulreform: auch zur Entstehung des Bundes, nicht die Verschiedenheit der Theorien. Kaum hätte man von dieser eigentlichen Not des Schulwesens auf dem Kongreß etwas gehört, wenn nicht ein Volks-

Digitized by Google

schullehrer schlicht erklärt hätte: ich gebe täglich soundso viel Unterrichtstunden, aber mit Bildung hat das Ganze gar nichts zu tun.

Was von Bildungdidaktik auf der Tagung gesagt wurde, lautete merkwürdigerweise sogar recht zaghaft. In dem Referat über die Vorbildung der höheren Lehrer, wo die offenbare Bildungwidrigkeit des größten Teils des wissenschaftlichen Universitätenbetriebes, die ganze Verbildung durch die Wissenschaft hätte zur Sprache kommen können, fielen nur einige freundliche Ermahnungen an die Hochschullehrer. Die Volksschullehrer drängen sich sogar im ganzen mit einer Leidenschaft zur Universität, als ob dort allein für ihre Bildungarbeit entscheidende Hilfe zu holen sei. Sogar die Forderung nach absolut gründlicher Fachbildung der Lehrer als wichtigste, die für die Bildung so verhängnisvoll werden kann, wenn einer etwa in die heutige Literaturwissenschaft oder in papierene Geschicht- oder Altertumwissenschaft hineingerät, auch diese Forderung wurde laut erhoben, ohne daß etwas von Gefahren betont oder Widerspruch hörbar wurde. Das große und für die Bildung so wichtige Gebiet der unmittelbaren künstlerischen Erziehung und zwar zum Kunstgenuß wie zur Kunstübung wurde kaum berührt, auch die Bildungwerte der sprachlich-dialektischen Erziehung blieben unbeachtet. Denn die geistvolle Theorie Cauers darüber war nach dieser Seite nicht ausgebaut. Auch die vortrefflichen, dringenden Hinweise auf die Notwendigkeit psychologisch-pädagogischer Fähigkeiten, die ja in ihrer besten Form erst zur Bildungdidaktik geschickt machen, streiften nur flüchtig die Tatsache, daß die heutige Form der psychologischen und pädagogischen wissenschaftlichen Unterweisung in Hunderten von Fällen jene Fähigkeiten gar nicht verleiht. Dies kann gesagt werden trotz der hellsten Freude darüber, daß eine Autorität wie die William Sterns der Meinung beipflichtete, der Ausdruck „experimentelle Pädagogik" sei irreführend und enthalte schlimme Verwirrung. Mit Schlagworten gesagt: der Kongreß schickte sich an, als habe er der pädagogischen Theorie, nicht dem Leben zu dienen. Es könnte nun ein zweiter Kongreß folgen, der zum Thema nähme: was ergibt sich aus dem ersten Kongreß — nicht für die Schultypen und Lehrerbildungpläne, die ja auch wieder Theorien bedeuten — sondern für die tägliche Arbeit innerhalb der Schultypen und Vorbildunganstalt. Da würde man auf die Fragen der Hochschulorganisation, der Wissenschaftformen, der „Kunsterziehung", der Lebenspraxis kommen, welche mit dem Bildungwesen zusammenhängen. Nicht Aristoteles und Kant sondern Platon und Nietzsche würden den Geist einer solchen Tagung beherrschen müssen.

Darin nun liegt der letzte große Wert der Tagung für uns alle, daß wir sahen, wie wenig die innerste Angelegenheit der Bildung, die Kulturform als Problem, dem Bewußtsein der Gebildeten noch nahegebracht ist, trotz aller Kunsterziehertage, trotz Arbeitschule und Bewegungfreiheit. Man wird weiter zu arbeiten haben an der Verlebendigung des Kulturstoffes in Wissenschaft, Kunst, Religion, Pädagogik und Staatsleben, damit unsre Überlieferung der Bildung wahrer vollempfänglicher Ausdruck unsres besten Kulturwillens werde. Dazu helfen Tagungen wie die des Schulreformbundes auf ihrem Gebiet wie kaum irgendwelche andere mit. Wolfgang Schumann

Digitized by Google

Zum Thema Traum und künstlerisches Schaffen

Es ist wohl keine verwunderliche Sache, wenn man annimmt, daß das künstlerische Schaffen, die Phantasietätigkeit, aus dem es entspringt, aus dem gleichen Wesensgrund seinen Ursprung hat, aus dem auch der Traum sich aufbaut.

Wie beim Traum, so ist auch bei der Phantasie, aus der das künstlerische Schaffen hervorgeht, ein groß Teil des Verstandes, den wir in gewissem Sinne mit den Tieren, und, wir wissen es ja nicht, vielleicht auch mit den Pflanzen, gemeinsam haben, ausgeschaltet. Es ist dies die Erkenntnis von Ursache und Wirkung und ihrem gesetzmäßigen Fortgang auf die Veränderung aller Dinge mit den Möglichkeiten bedingt von Raum und Zeit, in die wir mit unserm natürlichen Denken eingeschlossen sind. Aber Traum und Phantasie hat dieser Teil von Verstand keine große Berechtigung. Vielmehr das Losgebundensein von Raum und Zeit und von der Veränderlichkeit der Dinge in Ursache und Wirkung, das Außerhalbstehen von diesen den Verstand beherrschenden Dingen ist es, was es dem Menschen möglich macht, sich die Kunst zu schaffen. Dadurch ist die schaffende Phantasie nahe verwandt mit der Ungebundenheit, den sprunghaften Unmöglichkeiten des Traumes.

Das willkürliche, nicht von unserm Verstand und seinen Erfahrungen abhängige Spiel, welches in geheimnisvoller Tiefe des Seins unsre Seele mit den uns von den Sinnen, diesen Eingangspforten für die uns umgebende Welt, gelieferten Tatsachen treibt, ein Spiel, bei dem der Verstand kaum zugezogen werden kann, ist in Traum und Phantasievorstellungsbild sehr verwandter Art, in beiden sind die Gesetze, an die unser Denken gebunden ist, aufgehoben. Den seltsamsten, ja den verrücktesten Traum nehmen wir ruhig hin, ohne darüber zu staunen und ohne an seiner Möglichkeit zu zweifeln, solange uns der Schlaf umfaßt.

Meiner Erfahrung nach besteht der Traum meist aus Sehbildern. So sehr der Traum nun vielfach gegen alle Erfahrungen von Raum und Zeit und der verstandesgemäßen Folge von Verwandlung der Dinge verstößt, in bezug auf Farben und Lichtvorstellungen scheint er nie zu verstoßen, so daß man wohl annehmen könnte, daß das Gesetz der Farbenharmonie seinen Urſitz im Auge selbst haben müsse; die prachtvollen wechselnden Farbenbilder, die in der Dunkelheit entstehen, wenn man vorher in ein blendendes Licht gesehen hat und noch viel andre Experimente weisen auf diese innere Augentätigkeit hin.

Die Gesetze der Optik, daß die Sehstrahlen nur in bestimmten Winkelabständen in das Auge gelangen können, sind im Traum aufgehoben, denn im Schlafe ist die Eingangspforte geschlossen, und das innerliche Sehen ist nicht davon abhängig.

Im Traum gibt es keinen Augenpunkt, durch den Lage und Ort der Gegenstände bestimmt werden kann. Es kommt mir vor, als ob das Auge während des Traumes ein Mittelpunkt wäre, in dem *allseitig* gesehen wird, so daß es für das Auge sodann kein Vorne und Hinten, kein Oben und Unten gibt, es ist wie eine Kristallkugel, in der Sehvorgänge sich von allen Seiten spiegeln, es scheint mir, daß erst

Digitized by Google

im Augenblick des Aufwachens der Verstand eine Art korrigierender Tätigkeit ausübt.

Die Musik beruht auf einem inneren Hören, das Gesetz der Töne wohnt in der Seele, sowie der Rhythmus, der die Zeit vorüberrauschen hört, in dem sich die Töne zu Harmonien und Klangfiguren gestalten; aus einem Gesetz, das im Wesen der Seele begründet ist, schafft die Musik ihre Gebilde, um sie dem Sinne des Ohres objektiv vorzuführen, um in andern Seelen Gleichklang und Bestätigung zu finden.

Ähnlich ist es mit der Malerei; ohne ein inneres Gesetz der Seele, das durch das Lichtbereich des Auges den Raum schaut, ohne die Farbenempfindung, die sich als Gesetz im Auge zu Harmonien gestaltet, kann sie nicht bestehen. Die Malerei mit all ihrem Reichtum beruht gewissermaßen auf einem Schauen mit geschlossenen Augen, welches verschieden ist von dem allen Lebenszwecken dienenden beobachtenden Sehen.

Wenn man somit denkt, daß die Musik aus der tiefsten Stille der Seele hervorgeht, unberührt vom Tageslärm, so dürfte es auch nicht allzu gewagt sein, zu denken, daß die Malerei in der tiefsten Finsternis innerlichen Gestaltens ihren Ursprung hat, unbedürftig jenes Sehens, welches das Auge als Wächter des Lebens braucht.

Wenn man für die Welt der Töne die Vorstellung von einer Harmonie der Sphären gebildet hat — hörbar nur für Geistesohren, so dürfte man für die Lichtwelt der Farben einen Kreis der Farbenharmonie sich vorstellen — sichtbar für Geistesaugen.

So dürfte man wohl, wenn man es für notwendig erachtet, zu einer Art von Aufklärung zu kommen über die vielfachen Rätsel, wie das Bild in der Seele zu einer künstlerischen Anschauung sich gestaltet, auch einmal beim Traume anfragen. So unsinnig, das heißt, ohne daß er die Sinne fragt, so ohne Verstand er sich gebärdet, eine Art von Antwort kann er doch geben nicht nur für Musik und Malerei, sondern für alle Künste, denn alle Poesie ist ein Traum der Seele.

Der Traum im wachen Zustand, wo noch Verstandeskräfte ihn ordnen können, ist die Phantasie, die läßt die bunten Bilder der vorgestellten Welt erscheinen, sie spielt mit ihnen. Wie die Musik das Gesetz innerlicher Tonempfindung dem Sinne des Ohres vernehmbar machen will, so will die bildende Kunst ihr inneres Schaugesetz, ihre Phantasievorstellung, ihr Bilderschaffen materialisieren, um sie so vor das körperliche Auge zu bringen, die Poesie formt ihre Bilder aus den der Seele innewohnenden Sprachgesetzen. Es ist, als ob alle Kunst eine Bestätigung sein wolle, eine Prüfung des innerlichsten Seelenvorganges, wie um den Versuch zu machen, ein unergründliches Geheimnis zu lösen.

Vielleicht ist alle menschliche Kunst im letzten Grund das Bestreben, das in der Menschenseele ruhende ewige Geheimnis zu erklären.

Träume können so schön, so eindringlich lebhaft sein, daß der Künstler sie gerne beim Wachen festhalten möchte. Welche in einem magischen Lichte zauberhaft glänzende Landschaften mit goldnen Flüssen in grünen Tälern kann man oft sehen! Auch hohe Architekturen bekrönen die Hügel, man schwebt über Blumenhalden von überirdischer Pracht, es ist, als ob alle Natur in höhere Sphären erhoben wäre, unmateriell

Digitized by Google

durchsichtig. Aber auch zu Hauseingängen, die ganz unmöglich sind, muß man hinaufklettern und durch enge Gewölbe schlüpfen, so daß man vor Bangigkeit erwacht. Es gibt so schöne Träume, die sich wiederholen, wo man mit lieben grundgütigen Menschen zusammenkommt, die man nur im Traume kennt, und wo man, wenn der Traum sich wiederholt, die liebe Traumfamilie wiedererkennt; — man spricht nichts, aber man wandelt mit ihnen durch ihre Äcker und Wiesen — man sitzt bei ihnen in der Bauernstube, ein andermal kehrt man in ein Gasthaus ein — und da ist sie wieder, die gutbekannte Familie, bei der es einem so wohl ist. In immer andern Umgebungen trifft man diese Traumfamilie und denkt: da seid ihr ja, ihr Guten, wieder! Sogar in japanischen Papierhäuschen erscheinen sie und in den gespenstischen Eisenbahnzügen, zu denen man kein Billett bekommen kann, man findet den Schalter nicht. Es ist ja bekannt, wie der Traum uns neckt und narrt, in welche Bangigkeit er uns versetzen kann, so daß man froh ist, wenn man aufwacht.

Versuche, deutliche Sehträume zu Bildern zu gestalten, scheitern an den Gesetzen der verstandesmäßigen Sehensmöglichkeiten, an den optischen Gesetzen, denen der Sehakt unterworfen ist. Der Traum war immer noch etwas ganz anderes, er war gesetzlos, bedingungslos, auch tiefer und schöner. Aber solche Versuche, Traumvorstellungen in dem Material einer Kunst vor unsre Sinne zu stellen, werden immer wieder auftauchen, und sie sind auch wert, beachtet zu werden. In der Malerei möchten sie wohl dahin führen, daß man auch eine gegenstandslose Malerei anerkennt, welche nur Form, Licht und Farbenkombinationen geben will. Solch ein traumartiges Auflösen des Gegenständlichen in Willkür, ins Sprunghafte, ein Formen, das sich nicht an Naturvorbilder bindet, das auf inneren Gesetzen beruht, dürfte zuerst in der Architektur zum Ausdruck kommen und bei dem ihr nahestehenden Kunstgewerbe, wo unbegrenzte Möglichkeiten von Farbenkombinationen, von Formenspielen vom Traume herkommen könnten als ihrem Urgrund, wohl von dem, was Dürer „inwendig voll Figur sein“ genannt hat.

Bei solchen Versuchen, innere Schaubilder von Traum und Phantasie darzustellen, fällt es dem Verstande oft recht schwer, einen Standpunkt einzunehmen, von dem aus er ja oder nein sagen kann zu solchen Äußerungen, zu dem Bilde, welches jenseits der Verstandesgrenzen entspringt, welches nicht auf den alltäglichen Sinneswahrnehmungen beruht. Der nüchterne Verstand; man darf es ihm nicht allzu übel nehmen, wenn er dies Beginnen schließlich auch Unsinn, Blödsinn, Irrsinn nennt, wenn er sagt, Genie ist Wahnsinn! Freilich kann die Konsequenz solchen Verstandes dahin führen, daß der Kunsttrieb vernichtet wird und die zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse der Natur dienende Photographie ihren Triumph feiert, denn Photographie und Kinematograph sind aus dem Verstande hervorgegangen. Wir brauchen aber darüber nicht allzu ängstlich zu sein, denn ein rechter Verstand muß bei dem künstlerischen Schaffen, an dem er ja unschuldig ist, so verständig sein, daß er als wohlberechtigter Wächter das zarte Gefühl schützt und leitet.

Ein Genie, welches kraft der mit ihm geborenen, das heißt der ihm

Digitized by Google

innewohnenden Naturgesetze schafft und deshalb unfehlbar ist, könnte wohl noch einmal unmittelbar aus dem Traum heraus Schönes und Neues hervorbringen. Wir andere müssen uns inzwischen mit Versuchen begnügen nach theoretischen und praktischen Möglichkeiten, hier mit der Frage, ob ein solches Vorgehen eine rechtliche, das heißt vorerst verstandesmäßige Begründung hat. Jedenfalls aber wollen wir ernste Versuche in dies Gebiet mystischer Vorgänge nicht kurzerhand abweisen, auch dann nicht, wenn wir ihre Unzulänglichkeit erkennen.

Unsre naturgerechte Malerei selbst beruht doch auch auf diesem mystischen Seelengrunde. Ohne Phantasietätigkeit könnten wir auch nicht einmal das Apfel- und Spargelstilleben malen, denn auch bei diesen offenbart sich der Grad des Wesens und des Weltbewußtseins, der dem Schaffenden innewohnt; es handelt sich bei hervorragenden Werken solcher Art nicht mehr um den Gegenstand, sondern um die Kraft der Vorstellung, welcher der Schaffende fähig war. Es tritt hier das ein, was man beim künstlerischen Schaffen als das Unbewußte bezeichnet, das der Grund ist des großen Zaubers, den die Unerklärlichkeit der hohen Kunstwerke ausübt. Auch der Schaffende hat keine Erklärung, weil etwas mit ihm geschehen, das von einem geheimnisvollen Wirken der Natur aus sein Schaffen geleitet hat, daß er doch bei aller verstandesmäßigen Findigkeit in bezug auf sein Material und Handwerk wie in einem Traumzustand schaffen konnte.

Das höchste künstlerische Schaffen kann freilich nur bei voller Klarheit vor sich gehen — der Verstand muß dabei sein, wenn aus einem Material, sei es Wort, Ton, Form oder Farbe, ein künstlerisches Gebilde hervorgehen soll — eine Ordnung aus dem Chaos der Gefühle. Je feingeistiger dieses Gebilde ist, desto kräftig festerer Verstand gehört dazu, es aufzubauen. Allerzartestes hervorzubringen, kann nur allergrößter Kraft gelingen.

Zu diesen Betrachtungen über den Traum haben mich neben andern Dingen auch die vom Kunstwart herausgegebenen Mappen von Katharine Schäffner angeregt. Ein gutes Zeugnis für den Kunstwart, daß er die Grenzen der Kunst nicht einengen will, sondern auch hier das Suchen unserer Zeit nach dem Entdecken des Seelenlebens beachtet. Es ist in diesen Schäffnerschen Arbeiten viel vom Wesen des Traumes ausgedrückt, man sieht sozusagen den Embrio der künstlerischen Gestaltung. Auch die Schattenbilder von Gertrud Stamm möchte ich insoweit mit dem Traum in Zusammenhang bringen, als bei dieser Technik eine Art von somnambulistischer Begabung mitwirkt, die das Richtige wie im Traume treffen muß.

In Frauen wirkt ein hellseherisches Element, und so könnten wohl einige Frauen dazu berufen sein, als Medien ihrer eigenen Vorstellungen aus diesem innerlichsten Gebiete Künstlerisches zu gestalten, auf kürzerem Wege, als dieses manchem Vielwissenden oder Vielkönnenden vergönnt sein mag.

Auch Gebilde eines jungen Malers Gustav Wolf, die ich sah, scheinen mir ins Traumbereich zu gehören, es sind Formen und Farbenkombinationen von reicher Erfindung und schöner Farbenharmonie. Man dürfte sie geordnete Träume nennen — Gebilde, in denen die Art von

Digitized by Google

Gesetzmäßigkeit herrscht, wie man sie oft auch an Naturgebilden findet. Man dürfte sie auch Visionen nennen, die als solche ebensowohl bedeutungsvoll wie bedeutungslos sein können. Der Urheber deutet sie mystisch; das ist wohl ein Zeichen dafür, daß diese Gebilde nicht nach äußerlichen verstandesmäßigen Harmoniegesetzen zusammengetragen sind, sondern aus einer innern Vorstellung ihren Ursprung haben. Es gibt japanische Rollbilder, auf Seide gemalt, die allerdings so zart sind wie Träume, und es gibt welche von einer feierlichen Pracht, vor der man stumm hindämmern kann. Wir modernen Europäer können keine solchen Träume malen, denn wir wollen mit unsrer Farbenbuntheit schreien. Es war schon einmal anders.

Wenn man eine solche Plauderei schließen will, tritt wohl die Frage heran: Ist es denn nötig, das Traum- und Phantasierecht in der Kunst zu verteidigen? Wozu? Es sind ja alle großen gültigen Kunstwerke, alle, die uns tief ergreifen, alle, die zu unsrer Seele sprechen, Gebilde, die aus dem ewigen Traum der Menschheitsseele geboren sind. Es sind diese Kunstwerke ja doch die einzige Ergänzung, die geistige Festsetzung der gar oft zweifelhaften Wirklichkeit — es sind die großen Träume, die jenseits der Wirklichkeit entstehen, der Wirklichkeit — die wir ja eigentlich doch nie kennen lernen.

Wenn man das Leben durchgewandert hat und zurücksieht, so fragt man und weiß es kaum mehr: Was war denn Wirklichkeit von all dem, was im Leben an uns herangetreten ist? War es nicht ein Traum von der Wiege bis zum Grabe? Vorübergerauscht ist alles, wesenlos ist alles geworden. Wenn man nach der Wirklichkeit greift, so ist's ein Schlag in die Luft. Ist wohl das Wahrheit, was die Künstlerträume aus der Wirklichkeit gestalten? Hans Thoma

„Fabrikware"

Im Kunstwart (XXIII, 22) wurde von den Mebesschen Bauten für den Berliner Beamtenwohnungsverein berichtet und der Verfasser schrieb in seiner Freude über die geschmackvoll-gediegene Innenausstattung, die dem gelungenen Äußeren so trefflich entspricht: „Keine Fabrikware, sondern vom Künstler durchgestaltete Dinge, die aber doch durch den Zusammenschluß der Mitglieder in Massen und deshalb billig hergestellt werden konnten."

Einer unsrer modernen großen Werkstättenbetriebe der Möbelindustrie soll gegen seinen Willen in die Handwerkerzwangsinnung eingereiht werden. Er legt Beschwerde ein, sein Betrieb wird besichtigt, die ganze innere Organisation hat einen durchaus fabrikmäßigen Charakter, aber — in den Werkstätten werden ausschließlich künstlerisch und technisch hochwertige Erzeugnisse angefertigt. Deshalb bleibt es bei der Klassifizierung als „Handwerksbetrieb". Der Gutachter äußert, er würde ihn unbedingt als Fabrikbetrieb bezeichnen, wenn er „Klamotten" (Schundware) arbeitete, so aber könne er ihn nicht zum Fabrikbetriebe „degradieren".

Das sind zwei Beispiele einer bei uns allgemeinen Vorstellung: daß nämlich „Fabrikware" identisch sei mit Schundware, mit geschmackloser, unsolider Massenproduktion, die um des nackten Profithungers

Digitized by Google

willen betrieben werde. Und „Handwerksarbeit", das sei, so meint man, das Künstlerische, Ehrliche, in reiner Werkfreude Geschaffene. Es ist aus der frühern Entwicklung sehr erklärlich, daß dem so ist, aber allmählich haben sich die Dinge doch verändert. Man sollte den Worten „Fabrikware" und „Handwerksarbeit" ihren Schlagwortcharakter wieder zu nehmen suchen. Namentlich das Schlagwort „Fabrikware" fängt an, Unheil anzurichten, vielleicht ebensoviel Unheil, wie einstmals die Fabrikware selber.

Die Organisation der Betriebe, welche man als „Fabriken" bezeichnet, läßt sich kurz vielleicht so kennzeichnen: Sie benutzen in ausgiebigem Maße Maschinen und Motoren, haben eine mehr oder minder weitgehende Teilung der Arbeit eingeführt — vor allem ist die geistige Arbeit größtenteils abgetrennt von der körperlichen —, sie produzieren in der Regel nicht für den individuell bedingten Einzelbedarf, sondern in größeren Mengen für den offenen Markt, und sie haben — als notwendige Folge aus all diesen Faktoren — einen Umfang, der den des sogenannten Handwerkbetriebs durchschnittlicher Art überragt.

Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß diese technische Organisation — namentlich auf dem uns hier zuerst interessierenden Gebiete des Kunstgewerbes — die Gefahr des Mißbrauchs in sich trägt. Die Maschine verführt leicht zu einer Ausnutzung ihrer — sehr erheblichen — quantitativen Leistungsmöglichkeit, ohne genügende Rücksicht auf die qualitativen Grenzen, die innezuhalten wären. Die starke Arbeitsteilung kann, wenn sie übertrieben oder falsch gehandhabt wird, die Freude am Werk beim Arbeiter zerstören, und sie kann auch die Seele aus diesem Werk heraustreiben, weil es nicht mehr in seinem ganzen Umfange die Schöpfung einer Persönlichkeit ist. Und daß die Produktion nicht die Befriedigung eines bestimmten Bedarfsfalles zum Zweck hat, sondern der „unbekannten Menge" gilt, wird gerade diese entpersönlichende Wirkung womöglich noch steigern. All das ist in den ersten Zeiten unsrer Industrieentwicklung geschehen — daher der schlechte Ruf der „Fabrikware". Aber es ist nicht notwendig mit der Fabrikorganisation verknüpft. Wenn auch eine gewisse kausale Verbindung besteht, so sind die primären Ursachen der Qualitätsverschlechterung doch nicht in diesem technischen Gefüge zu suchen, das ja nur Werkzeug in der Hand des Menschen ist. Der Unternehmer, der es handhabt, die Nachfrage, das Bedürfnis, denen er dient, sie haben einst Fabrikware zu Schundware degradiert; sie haben aber auch inzwischen längst schon Fabrikware geadelt.

Wenn wir nur das Warenangebot ansehen wollen, das einer strengen kritischen Prüfung auf Form und Arbeit standhält — das weitaus meiste dieser Lampen und sonstigen Metallgeräte, dieser Webstoffe für Vorhänge und Decken, dieser Gläser, Lederkoffer, optischen Instrumente, Schrifttypen, ja selbst viele unsrer guten Möbelerzeugnisse (ich denke zum Beispiel an die bekannten Dresdner Maschinenmöbel) und auch die vom „Künstler durchgestalteten", „aber doch in Massen hergestellten Dinge", von denen der Bericht über die Innenausstattung der Mebesschen Beamtenhäuser sprach, sie sind ja Fabrikware im vollen Sinne des Worts. Und es läßt sich an ihnen im ein-

Digitized by Google

zelnen studieren, wie es gerade das Besondere der Fabriktechnik ist, dem sie ihre qualitative Vollendung verdanken. Ihre Verfertiger haben eben inzwischen gelernt, auch diese Technik richtig zu benutzen. Die planmäßige Arbeitsteilung ermöglichte eine Verfeinerung der Handfertigkeit und auch die Vervollkommnung der Maschinentechnik kam der Exaktheit der Ausführung zugute. Es gibt natürlich Ausnahmen: ein wirklich solider Bucheinband beispielsweise kann wenigstens vorläufig schlechterdings nur mit der Hand angefertigt werden. Die Maschine versagt hier; sie ist weder imstande, diejenige Handbindetechnik, welche Haltbarkeit gewährleistet, nachzuahmen, noch hat sie bisher etwa eine ebenbürtige maschinelle Bindetechnik zu entwickeln vermocht. Aber in der Buchbinderei kann man auch nachweisen, daß handwerksmäßige Organisation nicht ohne weiteres Solidität verbürgt. Den meisten Handwerkern ist die Kenntnis der alten Bindetechnik auf echte Bünde überhaupt verloren gegangen. Sie arbeiten zwar lange nicht in dem Maße wie die Großbuchbinderei (die „Buchfabrik") mit Maschinen, aber sie haben deren Unvollkommenheiten angenommen, und ich glaube, nicht zu viel zu behaupten, wenn ich sage, daß es heute in Deutschland kaum 10 Handwerker gibt, die ein Buch wirklich kunstgerecht binden können.

Und auch sonst: das Handwerk bleibt in seiner großen Masse sicherlich hinter den Leistungen der Industrie zurück, und wenn aus seinen Reihen immer wieder darüber geklagt wird, daß es die besten Kräfte an die Fabriken verliere, dann liegt darin ja schon das Eingeständnis der Schwierigkeiten, welche seiner qualitativen Ebenbürtigkeit im Wege stehen.

Es kommt noch ein andres hinzu: der Mitarbeit der Künstler hat sich in der Industrie ein weit größeres Feld geöffnet als im Handwerk. Die Peter Behrens, Bruno Paul, Richard Riemerschmid, Bernhard Pankok usw. arbeiten heute fast alle im Rahmen jener vielgeschmähten Fabrikorganisation. St. Louis 1904, Dresden 1906, München 1908 und Brüssel 1910 wären nicht möglich gewesen, wenn sie sich allein auf Handwerkbetriebe hätten stützen müssen. Wir würden es nicht halb so leicht haben, heute ein gutes Eßbesteck, einen schönen Leinenvorhang zu kaufen, hätte nicht die Industrie den Künstler zu Hilfe gerufen. Erst in ihr fand er die starke Resonanz für seine Formgedanken, die Möglichkeit, zu der großen Masse des Volkes zu sprechen.

Darum braucht nicht verkannt zu werden, daß sich dem Erzeugnis in der individuellen Technik des Handwerkers Werte mitteilen lassen, die der unpersönlichen, mehr aufs Typische gerichteten industriellen Produktion versagt bleiben. Das Höchste namentlich auf kunstgewerblichem Gebiet werden wir immer nur der freischaffenden Hand des Künstler-Handwerkers verdanken.

Aber für die breite Masse des Bedarfs kann er ja gar nicht in Frage kommen. Sie ist weder in ihrer Kultur fein genug, um seine Schöpfungen würdigen, noch wirtschaftlich kräftig genug, um sie bezahlen zu können. Dieser große Bedarf wird, soweit wir sehen können, von der Industrie befriedigt werden müssen. Sie hat das früher oft schlecht getan, tut das jetzt aber bewußt und mit Anspannung aller Kräfte besser und besser. Will man trotzdem Fabrikware unbesehen

Digitized by Google

weiter mit dem Makel der Minderwertigkeit brandmarken, dann erschwert man ihr die Arbeit zum Schaden der Gesamtheit. Deshalb scheint mir's an der Zeit, nachdrücklich zu betonen, daß das Wort „Fabrikware" an sich überhaupt keine qualitative Wertung ausdrückt, sondern lediglich eine begriffliche Definition der angewandten Technik und Organisation enthält, die unverständig, aber auch verständig benutzt werden kann und benutzt worden ist. Das ist auch ein Stück Ausdruckskultur. Johannes Buschmann

Von der Charitas zur Sozialpolitik

William Stead hat vor etwa zwei Jahrzehnten die sozialen Probleme unsrer Zeit in einem Buch behandelt, dem er den Titel gab: „Wenn Christus nach Chicago käme! Was würde er tun?" Unter dem Eindruck der unbeschreiblichen Not und des wirtschaftlichen und sozialen Chaos, das nach der Weltausstellung in der schnell angewachsenen Industriestadt herrschte, die Tausende von Arbeitskräften angezogen hatte, wollte er darstellen, daß die Bevölkerung Chicagos sich ihren kommunalen und sozialen Pflichten nicht gewachsen zeigte. Und was von ihm damals für Chicago ausgeführt wurde, trifft in geringerem oder stärkerem Umfang für alle großen Industriezentren, trifft für unsre Zeitverhältnisse im ganzen zu. Überall in christlichen Ländern können wir tausendfach Hungrigen begegnen, die nicht gespeist wurden, Obdachlosen, die wir nicht beherbergten, und Hunderttausenden, die so schlecht beherbergt sind, daß es allen Gesetzen der Hygiene und der Sittlichkeit Hohn spricht. Überall sind die Städte erfüllt von Stätten, in denen das Laster wohnt, in denen das Volk zu übermäßigem Alkoholgenuß verführt wird, während es an Gelegenheiten zu edler und würdiger Erholung für die Masse des Volkes fehlt. Das alles, weil Tausende von Bürgern ruhig dahinleben, ohne sich um die Angelegenheiten der Gemeinde, der Stadtverwaltung zu kümmern, ohne das Gefühl, für soziale und öffentliche Einrichtungen verantwortlich zu sein.

Wenn die Gebote der Nächstenliebe heut ausgeführt werden sollten, in dem Sinne, in dem sie in den Evangelien ausgesprochen wurden, dann wäre das großstädtische Elend unsrer Zeit unmöglich; denn dann müßte das Gefühl der Verpflichtung für den „Nächsten" in modernem, in umfassendem Sinne aufgefaßt, in Taten umgesetzt werden. Dann würde dieses Gefühl sich auch in der kommunalen und sozialen Politik Ausdruck schaffen und betätigen. William Stead kam geradeswegs zu dem Ergebnis, daß es eine christliche Pflicht des Bürgers ist, sich um Politik zu kümmern und zwar so lange, bis er geholfen hat, die wirtschaftlichen und sozialen Zustände seiner Heimat und seines Vaterlandes zu bessern.

Diesem Gedankengang, der Stead vom Evangelium zur Sozialpolitik führte, kann ein andrer zur Seite gestellt werden, der, von der Charitas ausgehend, sich in derselben Richtung bewegt und bei demselben Ziel endigt. Wie die Forderung, die Hungrigen zu speisen und die Frierenden zu kleiden, die Ausdrucksform des Gebotes der Nächstenliebe war, die den Bedürfnissen eines primitiven Wirtschaftslebens entsprach, so war

Digitized by Google

auch die Charitas früherer Zeit, gleichviel, ob sie auf religiösen oder humanitären Motiven beruhte, die Betätigungsform der Hilfsbereitschaft, die sich einfacheren Wirtschaftsverhältnissen anpaßte. Eine neue Zeit braucht aber auch neue Ausdrucksformen und neue Methoden, um alte Wahrheiten zu verwirklichen. Sie braucht eine Hilfsbereitschaft und eine Hilfstätigkeit, die imstande ist, ihre eigene Not und deren Ursachen zu beseitigen.

In primitiven Verhältnissen konnte man dem hilfsbedürftigen Nachbarn beistehen. In der modernen Großstadt haben wir oft keinen hilfsbedürftigen Nachbarn. Denn reich und arm wohnen fern voneinander in verschiedenen Straßen und Stadtteilen. Und selbst, wenn wir einen bedürftigen Nachbarn haben, kennen wir ihn vielleicht kaum. Wenn wir daran festhalten wollen, dem, der uns anspricht, oder dessen Not uns aus nächster Nähe in greifbarer Form entgegentritt, zu helfen, können wir in den Städten, in denen große Menschenmassen sich anhäufen, in denen stärkste Klassengegensätze sich ausgebildet haben, können wir in dem verwickelten wirtschaftlichen Organismus, den das Maschinenzeitalter geschaffen hat, der uns umgibt, nur Symptome bekämpfen, ohne an die Wurzel des Übels zu kommen.

Das moderne Wirtschaftsleben hat Mißstände hervorgerufen, die ganze Klassen treffen, Massennotstände, die durch das Wirken von Einzelnen allein nicht zu beeinflussen sind, die vielmehr der Abhilfe durch öffentliche Einrichtungen, durch Gemeinde und Staat bedürfen. Die Charitas, die in früheren Zeiten geübt wurde und die selbstverständliche Ausdrucksform der Hilfsbereitschaft war, muß sich zur sozialen Fürsorge erweitern, muß soziale Reform werden, weil soziale Ursachen der Hilfsbedürftigkeit weiter Schichten zugrunde liegen. Der Einzelne muß sich der Institution einordnen, muß seine Kraft durch sie hindurchleiten, muß an Vereinsarbeit oder kommunaler Tätigkeit teilnehmen, wenn er seine Pflicht gegen den Nächsten erfüllen will. Denn nur durch die Institution kann er den „Nächsten" finden und erreichen, der seiner bedarf.

Will man den Unterschied zwischen Charitas einerseits und sozialer Reform und Sozialpolitik anderseits kennzeichnen, so kann man mit einem Wort von Elisabeth Gnauck-Kühne sagen, „die Charitas wendet sich an den Einzelnen, die soziale Hilfe an die besitzlose Klasse als solche". Sie faßt Klassenbedürfnisse ins Auge. Der Gesichtswinkel muß auf die ganze Klasse eingestellt sein, damit die Hilfe soziale Hilfe wird. Es handelt sich nicht um eine geringere Bewertung der Charitas gegenüber der sozialen Reform. Es ist nicht das eine das Kleinere und Unbedeutendere, das andre etwa das Wertvollere. Ebenso verkehrt ist es aber auch, etwa anzunehmen, daß die Charitas rein aus religiöser Gesinnung herausquoll, während die soziale Reform und Sozialpolitik rein von weltlichen oder gar nur wirtschaftlichen Erwägungen geleitet wird. Die Gesinnung kann heut die gleiche sein wie früher. Dieselbe Liebe, dieselbe Hingabe kann der Hilfsbereitschaft zugrunde liegen. Das Innerliche kann das gleiche bleiben, aber das Äußerliche muß sich ändern. Nur die Form der Betätigung muß sich mit dem Wandel des Wirtschaftslebens wandeln.

Will man den Weg, den die Hilfstätigkeit von der Charitas zur Sozial-

Digitized by Google

politik zurücklegen mußte, an Beispielen erläutern, so braucht man sich nur zu vergegenwärtigen, welche sozialen Aufgaben Gemeinde und Staat übernommen haben, wie vieler ehrenamtlich tätiger Bürger sie bedürfen, um ihren Aufgaben gerecht zu werden. Die Hungrigen, die wir heut zu speisen haben, sind nicht Bettler, die an unsre Türen klopfen, sondern Tausende von Schulkindern, deren Mütter auf Arbeit sind, und für die es gilt, Speisungen im Anschluß an die Schul- oder die Armenverwaltungen einzurichten, zu leiten, zu überwachen. Hier sind unzählige Frauen und junge Mädchen nötig, die feststellen, welche Kinder solcher Hilfe bedürfen, die die Organisation dieser hauswirtschaftlichen Massenbetriebe in die Hand nehmen können, für Güte der Speisen, für Ordnung und Reinlichkeit und Anstand bei der Abwicklung der Speisung sorgen und den großen erziehlichen Wert, den diese Institution enthalten kann, entwickeln und entfalten. Die Kranken, die unsrer Pflege bedürfen, können wir meist nicht in ihrer Häuslichkeit besuchen und mit persönlichen Handreichungen pflegen und erleichtern; sondern wir müssen dafür sorgen, daß unsre Gemeinden und Versicherungsanstalten Krankenhäuser und Erholungsstätten errichten. Diese Anstalten müssen von Kuratorien geleitet werden, in denen nicht nur praktische Tüchtigkeit, wirtschaftliches Können, sondern auch warmes Mitgefühl und menschliches Verstehen benötigt wird. Und wenn es von jeher als selbstverständliche Pflicht der Nächstenliebe gegolten hat, den Kranken und den Armen zu dienen, so ist es heut ebensosehr unsre selbstverständliche Pflicht, Freude in das Leben all der Tausende zu bringen, die tagaus, tagein in der Fabrik bei müder, stumpfmachender, mechanischer Arbeit verharren müssen; für bessere Wohnungsverhältnisse zu sorgen, damit nicht das Schamgefühl der heranwachsenden Jugend unterdrückt und getötet werde; in unsern Städten darauf zu bringen, daß Spielplätze für die Jugend, Gärten und Parkanlagen geschaffen werden, damit auch die arbeitende Bevölkerung Gelegenheit zur Erholung und zur Kräftigung ihrer Gesundheit findet. Wir müssen den Kampf führen gegen Gesetze und Verwaltungen, die dem Laster gestatten, sich ungehindert auszubreiten, den Kampf auch dagegen, daß in unsern Straßen sich Schankstätte an Schankstätte reiht, und daß Schmutz und Schund in Wort und Bild sich breitmachen darf. Es gilt, Volksgesundheit und geistige Kultur zu heben und zu fördern, indem den Massen kürzere Arbeitszeiten gesichert werden, indem Schutzgesetze sie vor übermäßiger Ausbeutung bewahren. Es gilt schlechthin: überall dahin zu streben, daß das Gemeinschaftsleben in stärkere Übereinstimmung mit den Forderungen der Gerechtigkeit gesetzt werde.

Das alles kann nicht von einigen Wenigen für die Vielen geschaffen werden. Es ist nicht eine Angelegenheit von Politikern und Parlamenten, sondern eine Angelegenheit aller Bürger und aller Bürgerinnen. Nicht nur, weil die Bürger die Stadtverwaltung und die Volksvertretung wählen und deshalb einen Einfluß auf das ausüben können, was im sozialen und öffentlichen Leben geschieht, und nicht nur, weil auch die Bürgerinnen ein Interesse an dem haben, was mit öffentlichen Mitteln geleistet wird. Sondern weil der Kreis, in den das Leben uns hineinstellt, der Kreis, aus dem der Einzelne wirtschaftliche und geistige Güter empfängt, sich erweitert hat, und weil er deshalb diesem ganzen erweiterten

Digitized by Google

Kreis etwas zurückgeben muß, etwas schuldig ist. Weil er nicht nur für das, was geschieht, sondern auch für das, was unterlassen wird, verantwortlich ist.

Unsre Zeit fordert neue bürgerliche Tugenden: Eintreten des Einzelnen für das Ganze. Deshalb braucht sie eine Charitas, die sich zur Sozialpolitik erweitert. Alice Salomon

Lose Blätter

Gedichte von Hermann von Gilm

Zu des Dichters hundertstem Geburtstag

[Ein „österreichisches" Schicksal in Abgeschiedenheit und Heimatbeseligung, ein Stück Martyrium zwischen Vormärz und neuer Zeit: das ist der harte Boden, aus dem auch der Quell der Gilmschen Dichtung hervordrang. Eine fast hungerleiderische Beamtenlaufbahn in kleinen tirolischen Bergnestern, ewig gehemmt von dem Mißtrauen der Behörden gegen den männlichen Freiheitsdichter, gegen den Boten einer neuen, lebendigeren Heimats- und Vaterlandsliebe, ein Sehnen, das nur selten gefördert ward von dem Verständnis und der Liebe ebenbürtiger Menschen, ein Leben, das endlich in ein einförmiges Lienzer Philisterium mündete: so sah es um den aus, der oft so ungestüme Lieder gestaltet hat. Er blieb außerhalb seiner Heimat während seiner Lebzeiten so gut wie unbekannt; und jetzt noch kennt das breite Publikum von ihm wenig mehr als sein Allerseelengedicht oder „die Georgine". Die stärkeren Gaben seiner Lyrik, die weit über die Heinisch gefärbten Nachempfindungsanfänge hinausgewachsen sind, sie, die Gilm als den größten Tiroler Dichter zeigen, als den Anreger aller späteren tiroler Literatur und als einen großen Heimatdichter im besten Sinne überhaupt — sie sind noch immer nicht sehr bekannt, zumal nicht außerhalb Österreichs. Wir bringen Proben aus den Schützenliedern, die mit ihrem glühenden Heimatlieben und ihrem Freiheitsblick aufs größere Vaterland da und dort an Kellersche Töne erinnern; aus dem lieblichen Zyklus „Sommerfrische in Natters", in dem der Dichter sich köstlich unmittelbar und innig in das Leben des geliebten Mädchens einfühlt; ferner einige Proben, die die Naturnähe und sinnlich-starke Naturerfassung in der Gilmschen Lyrik zeigen; endlich einige von den adligen, farbenglühenden Sonetten an eine Roveretanerin. U

Die Gedichte sind gesammelt von Rudolf Greinz in einer handlichen Ausgabe bei Reclam erschienen.]

Aus den Schützenliedern

Unsere Berge

Es ziehen die Nebel durchs blühende Tal,
Laßt ziehen das graue Gewimmel!
Es leuchten die Berge im Sonnenstrahl
Und zeigen die Wege zum Himmel.
Die kriechenden Schatten ereilen uns nicht,
Wir trinken hoch oben das rosige Licht
Auf unsern ewigen Bergen.

Digitized by Google

Es welken die Blumen des Frühlings so schnell,
Laßt unten die Blumen verwelken!
Hoch oben gibt's Primeln am sprudelnden Quell
Und Rosen und brennende Nelken.
Weicht unten der Frühling dem reifenden Halm,
Zieht er mit der klingenden Herde zur Alm
Auf unsern ewigen Bergen.

Und macht verschmähte Liebe dich krank,
Laß liegen den Kummer im Tale;
Es reicht hoch oben die Freude den Trank
Aus bergkristallener Schale;
Denn zwischen den Sternen und zwischen dem Firn
Da neigt sich zum Kusse die stolzeste Stirn
Auf unsern ewigen Bergen.

Und wenn man das Lied zu Boden tritt,
So laßt es zertreten, zertreten,
Bevor der Roggen steht im Schnitt,
Ruft Gott die neuen Poeten
Aus jeglichem Wald, aus jeglichem Hag,
Um einzusingen den neuen Tag
Auf unsern ewigen Bergen.

Und brechen die Feinde herein ins Land,
Laßt tausend kommen und tausend;
Wir haben pfeifendes Blei zur Hand
Und Eisen singend und sausend.
Und zöge die Freiheit aus dieser Welt,
Wir baun der Verbannten ein sicheres Zelt
Auf unsern ewigen Bergen.

Aus dem Zyklus „Sommerfrische in Natters"

Gott überall

Sieh, dort zeigen sie dem Volke
Sein und seines Gotts Verhängnis:
Eine trübe Weihrauchwolke
Und ein ewiges Gefängnis.

Wollen ihn mit goldnen Spangen
Zwischen Schloß und Riegel halten;
Können nicht den Sturmwind fangen,
Nicht den Strahl der Sonne spalten.

Und es heißt: Im Windessäuseln
Kommt der Mächtige gegangen —
Wenn sich deine Locken kräuseln,
Streift sein Hauch um deine Wangen.

Digitized by Google

Und es steht im Buch geschrieben:
Wo zwei Menschen sich begegnen,
Die sich in der Seele lieben,
Naht der Herr sich, sie zu segnen.

Drei Kränze

Ich habe drei Kränze gewunden
Gleich einer Schäferin
Und will sie nun verteilen
Nach meinem törichten Sinn.

Den ersten aus Eichenblättern,
Den drück ich dir auf das Haupt;
Es liegt eine Kraft in der Eiche,
An die man vertraut und glaubt.

Den zweiten aus wilden Rosen
Geb ich dem Bächlein im Wald,
Das färbt mit rosigem Leben
Die Wangen von Jung und Alt.

Den dritten aus Blumen des Feldes
Leg ich dem Heiland aufs Haar —
Er soll keinen Dornenkranz tragen
In meinem seligsten Jahr.

Das Kreuz am Feldweg

Es steht ein Kreuz am Feldweg,
Daneben ein schattiger Baum,
Da hatt ich jüngst im Schlafe
Den wunderbaren Traum:

Es dunkelte im Tale,
Da nahm der Herr den Dorn
Vom Haupte, stieg vom Kreuze
Und legte sich ins Korn.

Doch mit dem ersten Strahle,
Der fiel vom Kirchturmknauf,
Nahm Nägel er und Krone
Und hing sich wieder auf.

Segen

Mitternacht war längst vorüber,
Und es zogen groß und schwer
Schwarze Wolken immer trüber
Von den nahen Bergen her.

Digitized by Google

Und das Aug emporgehoben,
Warf ich mich ins feuchte Gras,
Bis ich in des Himmels Toben
Meiner Seele Sturm vergaß.

Sieh, da träufelt Frühlingsregen
Auf die Wang mir lind und lau,
Und ich hatte meinen Segen
Und das Veilchen seinen Tau.

Aus den Balladen

Jakob Stainer

I

Der Geigenmacher Stainer
Geht pfeifend durch den Wald,
Ein Meister, wie wohl keiner
Geboren wird so bald.

Er geht an hohen Buchen,
An alten Eichen stolz
Vorbei; was er zu suchen,
Wohnt nicht in jedem Holz.

Doch, dort im Sonnenlichte
Von efeugrüner Wand
Schaut eine Haselfichte
Hinab ins weite Land.

Sie bückt sich hin und wieder,
Wie Gemsen auf der Wacht,
Daß ihr das knappe Mieder
Aus weißem Atlas kracht.

Der Meister klimmt geschwinde
Die steile Wand empor,
Und an des Baumes Rinde
Legt horchend er das Ohr.

Dann schlägt er mit dem Hammer
Voll Furcht und Hoffnung an,
Als hätt er's an der Kammer
Von seinem Lieb getan.

Und drinnen tönt's wie Klage,
Wie leises Weinen fast,
Und zitternd geht die Frage
Der Angst durch jeden Ast.

Der Meister ohn Erbarmen
Klopft fort und horcht dabei,

Digitized by Google

Bis sich der Brust der Armen
Entreißt ein wilder Schrei.

„Die singt, wie ein vom Pfeile
Ins Herz getroffner Schwan,“
Ruft er und greift zum Beile
Und fängt sein Handwerk an.

Er legt mit manchem Streiche
Den Baum ins weiche Moos
Und schält der schönen Leiche
Den weißen Körper bloß.

Und dann? Was sag ich weiter?
Von all des Baumes Pracht
Bleibt nur ein Arm voll Scheiter
Und Streu für eine Nacht.

II

Es geht der Tag zur Neige,
Mit einem: „Gott sei Dank!“
Springt mit der neuen Geige
Der Meister von der Bank.

Er klopft sie auf den Rücken,
Freut sich des hellen Schalls,
Liebkost mit trunknen Blicken
Den feingebognen Hals.

„Du sollst es nun berichten,
Mein jüngstes Schmerzenskind,
Ob noch in unsern Fichten
Verborgne Lieder sind.

Und ob's an einem fehle,
Der Besseres als Gneis,
Als Salz und Gold — die Seele
Tirols zu finden weiß.“

Er spricht's und mit dem Bogen
Verlangt er seinen Lohn —
Doch was da kommt gezogen,
Ist mehr als Geigenton.

Das ist lebendge Stimme,
Die bald in Tränen schwimmt
Und bald mit wildem Grimme
Sich süße Rache nimmt.

Digitized by Google

„Wohl Marter nun um Marter,
Denn reden kann ich jetzt,
Hast du nicht selber, Harter,
Die Zung mir eingesetzt?

Gib mir der Jugend Tage,
Des Waldes süßes Glück,
Das du mit einem Schlage
Zertrümmert hast, zurück.

Wo mir durch jede Ader
Der Frühling klingend zog
Und singend das Geschwader
Der Vögel zu mir flog.

Wo tags durch meine Krone
Ein lindes Säuseln lief,
Und nachts die Anemone
Zu meinen Füßen schlief.

Gib mir des Daseins Wonne,
Das Kleid, das du gelöst,
Den Leib, den vor der Sonne,
Der keuschen, du entblößt.

Die Seele willst du — Meister,
Die Seele, splitternackt —
Tor du! Die freien Geister
Gehn nicht nach deinem Takt."

So muß der Meister geigen,
Bis sich am Himmelsraum
Die ersten Wolken zeigen
Mit rosenrotem Saum.

Bis seine Füße wanken
Und er mit starrer Hand
Im letzten Lichtgedanken
Die Geig wirft an die Wand.

Die Sonn geht auf in reiner
Und strahlenvoller Pracht,
Jedoch der arme Stainer
Liegt in des Wahnsinns Nacht.

Aus den „Sonetten an eine Roveretanerin"

Der Wirt schenkt roten Wein auf der Altane
Von deinem Fenster gegenüber . . . der Jasmin

Digitized by Google

An meiner Seite flattert weiß und grün
Im Abendwind, wie die Tiroler Fahne.

Und während rings die Wolkenrosen blühn,
Reicht jenem Sterne, der im roten Kahne
Der erste droben schifft, die Tulipane
Den hellen Amethystenbecher hin.

Wenn Gott vom Himmel auf die Erde schaut
In dieser stillen Stunde, wird er meinen,
Das ist das Paradies, das er gebaut;

Und sieht er dich am Fenster drüben weinen,
So wird er glauben, eine Rose taut,
Wie alle tauen, wenn die Sterne scheinen.

Du willst, daß von Isera ich erzähle,
Der liebsten meiner kleinen Wanderfahrten,
Da gab es Trauben, edle Feigenarten,
Kastanien mit weißem Zuckermehle.

Und auf dem Friedhof, bei den Eingescharrten
Da war ich auch und sah, ob keiner fehle,
Hinauszuhängen seine arme Seele
In dieses Tales schöne Rebengarten.

Die Etsch lag wie ein Silberband im Grünen,
Die Kalkgebirge glänzten wie Rubinen,
Und aus der Kirche tönte weich das Credo.

Merk dir, im letzten Willen zu testieren,
Daß sie dich nach Iseras Friedhof führen,
Nicht in den feuchten Sand von Rovereto.

Was sie im Wahn den Tod der Liebe nennen,
Ist nur ein Schlaf, so leis und federleicht,
Daß ihn vom Aug ein Mückenflügel streicht
Und ihn hinweg die kalten Sterne brennen.

Selbst in dem Schmerz, in dem sich Herzen trennen,
In diesem Boden noch von Tränen feucht,
Liegt der Erinnrung Same aufgeweicht,
Daß sie sich ewig nicht vergessen können.

Digitized by Google

Wohl heilt die Zeit — und was wir einst gelitten,
Ist Frevel fast vor dem Gesetz der Sitten
Und vor der Pflichten angewöhnten Band.

So hat doch jede Wolke, zugeschnitten
Der Art, wie sie an unserm Himmel stand,
Den Hammer deines Herzens in der Hand.

Aus Alfred Schirokauers „Lassalle"

[Das Buch, mit dem wir heute unsre Leser bekannt machen, führt in Zeiten, denen wir gemeinhin seltsam entfremdet sind. Die Reichsgründung bildet für unser Bewußtsein eine eigentümlich undurchsichtige Mauer, welche die Vergangenheit abschneidet; und fragen wir uns, wer eigentlich noch mit Männern vom achtundvierziger Jahr, mit den Strömungen der Politik des deutschen Bundes und der Kultur unserer Großväter vertraut ist, es würden sich Wenige melden. Nicht als ob man nicht mancherlei davon gelesen hätte! Schon Bismarcks Werke und ähnliche bedeutsame Bücher legen das nahe. Aber es werden Wenige fühlen, als ob diese Zeit uns näher, verwandter, innerlich leichter zugänglich sei als die Zeit Goethes oder die Periode des Perikles. Die Ursachen dazu mögen in den Tendenzen des heutigen Schulbetriebs liegen oder noch tiefer, gewiß aber bedeutet diese Teilnahmelosigkeit eine Art Unrecht gegen die großen Männer jener Tage und eine Schädigung unser selbst, da wir unzweifelhaft von der Betrachtung jener Zustände in Gesellschaft, Politik, Geistes- und Wirtschaftleben tiefste Anregung empfangen könnten.

Alfred Schirokauer zeigt die Geburtwehenzeit unseres Reiches in einem lichterlohen Brennpunkt, um dessen Kern sich ein gut Teil Zeitgeist bewegt. Obwohl sein Buch (im Untertitel) nicht ohne reichliches Recht heißt „Ein Leben für Freiheit und Liebe", da es sprüht von fanatischem Wollen und glüht von starkem Fühlen eines Einzelnen, so ist es ihm doch gelungen, dieses Leben im Rahmen der politischen Geschichte, der sozialen Ideen und der gesellschaftlichen Umwelt zu zeigen, von denen es mitbestimmt war. Das ist zunächst, wenn man so sagen darf, eine intuitive Geschicklichkeit des Verfassers; er ergreift Lebenslagen aus der gesamten Biographie seines Helden, in denen seine Eigenart recht voll und kräftig zur Geltung kommt und seine Umwelt deutlich und wirksam wird. Die folgenden Losen Blätter enthalten davon ein Beispiel. Das darin geschilderte Souper bei Lassalle steht ziemlich am Anfang des Buches; der Verfasser hat vorher nur einiges rein Persönliche — das Schicksal einer Liebe und etwas von Lassalles augenblicklichen Plänen und Gedanken — gegeben. Schon hierin erblicken wir einen kecken Griff. Nicht nach heutiger Mode bei der Kindheit des armen Judenjungen beginnt das Buch, nicht die Verwirrungen des Jünglings, nicht sein Auftreten in der Revolution, nicht der langjährige Kampf für die Rechte der Gräfin Hatzfeld werden geschildert; und doch erfährt man von dieser furchtbar bewegten Jugend: sie bildet unausgesetzt einen der bestimmenden Faktoren für Lassalles Leben. Kennen lernen wir den Träger der Handlung aber als reifen, „arrivierten" Mann; er hat sich eben durch sein ge-

Digitized by Google

lehrtes Buch über Heraklit in die vorderste Reihe der Wissenschaftvertreter gestellt; er hat sich durch den Sieg in der Sache der Gräfin Hatzfeld materiell gesichert; er sitzt über einem Drama, das in verkleideter Form viel von ihm selbst gibt: „Franz von Sickingen". Und das Abendessen, das für den Leser Lassalles Beziehungen zur weiteren Welt eröffnet, ist nun mit Sorgfalt und Umsicht zu einem ganzen kleinen Zeitbild ausgestaltet; wir hören von den politischen Parteien und ihrer Vorgeschichte, von der augenblicklichen Lage im Staate, von Kunst und Wissenschaft, man wird der freieren gesellschaftlichen Haltung jener Tage inne, die einem alten General den Verkehr im Hause eines demokratischen Juden gestattete und an geistreicher Dialektik und Toleranz ihre Freude hatte. Endlich flammt in Lassalles prachtvoller Rhetorenleistung auch schon das Temperament und der tiefste Trieb des starken Volksmannes auf, die ihn beide von der liberalen Mäßigung abtreiben sollten.

Das Ergebnis ist dies: der Verfasser hat noch nicht sechzig Seiten — etwa ein Achtel seines Raumes — verbraucht, und schon ist der Leser mitten ins Wichtigste vom Ganzen hineingestellt, ist nach allen Seiten unterrichtet, gespannt auf die Lösungen der angedeuteten Probleme und Verwicklungen, innerlich verbunden mit der Hauptgestalt. Natürlich erklärt man nicht aus „bloßer Geschicklichkeit" eine solche Schriftstellerleistung, so wenig wie es bloße Geschicklichkeit Holbeins war, ganze Volksmassen auf einem kleinen Blatt durch fünf oder sechs Gestalten auszudrücken, als ob Hunderte sich in diese wenigen hineindrängten. Es ist intuitives Können, ist Gestalten, das sich mit dem innersten Leben des Stoffes einig weiß und aus ihm heraus eine große, einheitliche Form bildet, ohne sich durch Äußerlichkeiten, Stoffeinzelheiten und Tradition beirren zu lassen. Dies stimmt auch zu dem Bilde, das man sich von Schirokauer aus zwei älteren, zartfühligen und sicher gemeisterten Romanen seiner Hand machen konnte.

Der Lassalle-Roman schreitet, so kann gesagt werden, auch weiterhin in vortrefflich groß und scharf geschauten Szenen fort; die wichtige Lebenswende Lassalles zur Arbeiterbefreiung mit ihrem ganzen theoretisch-spekulativen Gedankenhintergrund — „System der erworbenen Rechte" — wird leidenschaftlich behandelt und dem Leser auch die Ideenwelt des Mannes recht sachlich erschlossen. Nacheinander treten dann als Freunde und Gegner Marx, Schulze-Delitzsch, Bismarck, endlich das Arbeiterpublikum selbst auf, alles in kräftiger Manier und überzeugend gezeichnet. Am tiefsten überzeugt die Gestaltung vielleicht in den Volksreden und der triumphalen Arbeitergewinnung des einzigartigen Demagogen, der Lassalle auch war. Zwischen diesen oft geistfunkelnden und eleganten, oft aufbrechend leidenschaftlichen Lebenstaten gehen Szenen mit einher, die Lassalle als Liebhaber und Privatmann zeigen. Sie wirken lebenswahr, aber doch nicht so werthaltig wie die andern, denn um die Frauengestalten ganz lebensvoll herauszubringen, fehlte offenbar der Raum und auch ein wenig die — Liebe. Schirokauer vermeidet hier nicht völlig einen süßen Illusionismus, in welchen das Sinnenleben keck hineinblitzt; eine ferne Erinnerung an seichtere Unterhaltungromane könnte hier aufkommen, welche außer dem „Lassalle" der Serie „Berühmte Männer und Frauen" angehören (Grillparzer u. ä.).

Doch hieße es zu weit gehen, wollte man diese Erinnerung festhalten.

Digitized by Google

Zartheit und Gehalt wird man auch der Liebe Lassalles in dieser Schilderung bei aller Triebhaftigkeit nicht absprechen; sicherlich gehören diese Schilderungen zum Lockendsten was der Roman für Viele bietet. Und der Verfasser ist hier wie in den politischen Schilderungen Dichter genug, um seinen Helden als Menschen mit all seinen Fehlern zu zeichnen: eitel, von Ehrgeiz fast zerfressen, hochmütig, zerstörerisch. Man begreift auch aus diesem enthusiastischen Buche, daß der heraufgekommene, zähe, geistreiche und seiner Zeit vorausgeschrittene Jude viele Feinde hatte, viel innerlichste Antipathie erweckte. Und doch ist der Roman ein Heldenbuch in unserer lauen Zeit, eine seltsam fremde Rhapsodie von Menschen, die noch große, völkisch-politische Ziele hatten und Bewegungen schufen, wo wir Erben leiser und zaghafter das Geschick über uns walten sehen, ohne ihm in den Arm zu fallen. Ez. Nidden]

Es fehlten noch fünf Minuten zu sieben. Lassalle trat an das breite Fenster, das auf die Potsdamer Straße hinausging. Die übrigen Zimmer der Wohnung lagen nach der vor wenigen Jahren bei dem Bau des Hauses durchgebrochenen Eichhornstraße.

Das Trottoir dort unten reckte die winterkahlen Äste seiner Bäume weißbepudert von frischem Schnee zu dem Manne am Fenster hinauf. Um die spärlichen Gaslaternen braute die Kälte blau und gelbrot. Der Fahrdamm war ganz vereinsamt. Auf dem Bürgersteig eilten Familien- und Freundesgruppen dahin, warm in mollige Pelze und flauschgefütterte Kapotten vermummt, dem Potsdamer Tore zu. Der Sonntagnachmittag hatte das Berliner Volk zu den zahlreichen Biergärten vor das Tor gelockt, in deren engen Zimmern man dicht und gemütlich beim Kaffee und Bier und Stadttratsch beisammensaß.

Lassalles Augen wanderten über die Straße hinüber zur Villa des Verlegers Franz Duncker. Aus einem schmalen hohen Fenster leuchtete Licht gegen die feucht beschlagenen Scheiben. Das war das gemütliche Kabinett der Hausfrau, in welchem Lina Duncker ihre Vertrauten zu traulichem Geplauder und stillem gemeinsamen Genuß einer guten Lektüre empfing.

Erst gestern nachmittag hatte Lassalle dort gesessen und der klugen feinen fixen Frau den „Rasenden Roland“ gelesen.

Lange blickte der Mann am Fenster hinüber zu dem Hause, das dalag still und geborgen, umfriedet von dem Weiß des Vorder- und Hintergartens. Und plötzlich keimte in ihm ein dunkles Gefühl der Feindschaft auf, eine dumpfe Ahnung der Gegnerschaft gegen dieses geruhigte selbstsichere Bürgerheim dort drüben mit seinem heiter-hellen Fenster.

Der Mann horchte in sich hinein auf diese ahnungsvolle Stimme. Seine Züge strafften sich, unwillkürlich ballten sich die Hände. Er preßte die heiße Stirn gegen die kühlende Scheibe. Ja — ja, dachte er, wir werden sehen, wie ihr alle dort drüben, ihr guten Freunde, zu mir stehen werdet, wenn es in den Kampf um die Freiheit geht.

Da setzte die Marmoruhr mit geschwätzigem Schlage ein. Zugleich schnellte draußen im Korridor emsig die Glocke an ihrer hastenden Feder. „Das ist Korff“, nickte Lassalle, raffte sich gewaltsam aus seinem grollenden Brüten und trat in die Mitte des Zimmers.

Digitized by Google

Draußen rasselte hell ein Säbel, man hörte, wie er am Boden aufklirrte, als die Koppel gelöst wurde, und gleich darauf trat ein schöner schneidiger Prachtkerl in der blauen Uniform der zweiten Dragoner sporenklirrend ein.

„Guten Abend, mein lieber Baron", schüttelte der Hausherr ihm herzlich die Hand. „Immer militärisch pünktlich."

„Wenn Kleider Leute machen, so macht des Königs Kleid pünktliche Leute", lachte der Rittmeister und zeigte eine Kolonne herrlicher Zähne unter dem blonden Schnurrbart. „Übrigens herzlichen Dank, lieber Doktor, für die freundliche Übersendung Ihres Heraklit und die famose Widmung."

Während die Herren sich setzten, fragte Lassalle eifrig:

„Haben Sie hineingeguckt, lieber Baron?"

„Hineingeguckt! Wort für Wort habe ich das Buch gelesen. Und meine helle Freude an Ihnen gehabt. Sie sind ein Mordskerl, Doktor. Diese Schärfe der Dialektik! Wie eine blitzende Toledanerklinge, geschmiedet freilich in der guten alten Berliner Hegelschmiede."

„Ja," stimmte Lassalle bei, „ich bin stolz darauf, in der Geistesschmiede des alten Hegel Lehrbursche gewesen zu sein."

„Ihr oller Grieche gefällt mir." Der Baron streckte forsch die langen Beine von sich. „Das ist ein Ganzer. Übrigens Ihr Urahne, Doktor. Einiges habe ich mir wörtlich gemerkt. Der eine Satz klingt wie in Ihrem Brutofen geschmort: »alle Menschen sind unvernünftig, nur ich allein weiß, während alle andern wie im Schlafe handeln«."

„Nun — nun," machte Lassalle. „Ganz so monopolsüchtig bin ich nicht. Wenn ich mein Selbstbewußtsein auch als mein Steckenpferd reite, bei der Gardekavallerie bleibe ich damit doch im Hintertreffen."

„Feine Parade," lachte der junge Offizier, „Sie sind —"

Da schnatterte die Glocke wieder.

„Der Garde folgt die Linie", scherzte Lassalle und ging dem schnurgeraden hochragenden alten Manne, der eben eintrat, zur Tür entgegen. Es war der Hofrat Dr. Friedrich Foerster. Ihm folgten auf dem Fuße der Dichter Scherenberg und Ernst Dohm, der Redakteur des Kladderadatsch.

Als die Begrüßung beendet war und die Herren in den bequemen Polsterstühlen saßen, huschte noch der Maler Ludwig Pietsch herein.

Der alte Hofrat streichelte mit der zärtlich gepflegten Hand sein schwungvoll frisiertes volles silbergraues Haar und seufzte: „Gottlob, bei Ihnen ist's warm. Draußen ist eine Hundekälte, trotz der heißen Begeisterung, die der überquellenden Volksseele entdampft."

„Waren Sie in der Stadt, Herr Hofrat?" fragte Ludwig Pietsch artig interessiert. Seine lebensfrohen Augen funkelten die aufpeitschende Frische des eisigen Wintertages. Doch um die Nasenwinkel, oberhalb des dichten Vollbartes, verrieten einige tiefschürfende Sorgenfalten den bitter verzweifelten Kampf, den der mittellose junge Maler um das karge tägliche Brot für seine schöne Frau und seine Kinder gekämpft hatte und noch rang.

„Ja," nickte der schöne Hofrat und wandte Pietsch die blauen Augen zu, „war Unter den Linden. Die Illumination brannte zur Probe, und die Volksbegeisterung desgleichen."

„Aber Hofrat!" mimte Lassalle Entrüstung, „nun habe ich mich den ganzen Nachmittag auf ein bißchen echte schwarz-weiß lackierte Begeisterung gefreut! Von Ihnen als königlichen Beamten können wir Steuerzahler offizielle Begeisterung geradezu fordern."

Digitized by Google

„Sonntags habe ich keinen Dienst", belehrte mit altmodischer Zuvorkommenheit der Hofrat.

„Nanu!" Korffs Sessel wippte ordentlich auf.

„Ha," lachte Lassalle und streckte die lebensvolle Hand ausgelassen von sich, „ein spannendes Farbenphänomen. Unserem Korff »graut« vor der Schwärze dieser roten Gesinnung!"

Und ehe der Baron beruhigende Versicherungen über die Couleur seines Seelenzustandes abgeben konnte, funkelten Dohms blitzende Brillengläser dazwischen:

„Foerster hat doch unwiderleglich recht: Sonntag ist kein Dienstag."

Mit einer zierlichen Bewegung, die eigenartig fein zu dem liebevoll frisierten grauen Haare paßte, reichte der Hofrat dem Redakteur die kleine weiße Hand: „Der Klabberadatsch hat, wie immer, recht."

Stumm, fest in seinen abgetragenen schwarzen Gehrock gewickelt, saß während des Gesprächs der Dichter Scherenberg in seinem tiefen Sessel.

Sein glattrasiertes knorriges Gesicht war unbewegt, die tiefliegenden grauen Augen unter der breiten edlen Stirn blickten nach innen, als sähen sie nicht die scherzende Herrengruppe ringsum. Der alternde berühmte Dichter von „Waterloo" und „Leuthen", der Schilderer zahlloser glorreicher preußischer Schlachten, war kein Held im Wortscharmützel.

Aber er kam gern in diesen skeptischen, witzfunkelnden Kreis, er, den die Reaktion als ihren Dichter beschlagnahmte, zu dem berüchtigten Revolutionär von 48, angezogen von dem seltsamen Reiz, den des Hausherrn Wesen übte auf Freund und Feind.

Als Pietsch jetzt den Dichter seinen Ruhm würdevoll in dem schäbigen alten Rocke bergen sah, öffnete er mutig die Knöpfe seines Kammgarn-Festkleides, dessen „glänzendes" Exterieur ihn ein wenig bedrückte, und dessen innere kunstvolle Mosaikarbeiten er sorgsam unter Verschluß gehalten hatte. — Ach, wie oft hatten Frau Pietschens kundige Hände das Futter in jenen Tagen geflickt, da sie anderes Futter manchmal tagelang kaum vor Augen bekam, damit er bei seinen Bittgängen um Arbeit honorig auftreten könne. — Pietsch öffnete den Rock und offerierte behaglich: „Lieber Lassalle, wenn Sie durchaus Begeisterung brauchen, stelle ich Ihnen die meine zur Verfügung. Ich bin begeistert. Nie war für mich wahrer das englische Wort: Zeit ist Geld. Diese Zeit des Jubels ist für mich bares Geld. Ich bin im Interesse des leeren Portemonnaies der deutschen Maler sehr für Ehebündnisse zwischen Preußen und England. Schade, daß wir nicht mehr Prinzen vorrätig haben. Na, vielleicht wird das mit der Zeit noch mal besser. Denn dann spitzt Frankreich plötzlich die Ohren. Und beauftragt einen armen Maler wie mich mit einer Kolossalzeichnung des morgigen Einzuges für die »Illustration«."

„Für Sie ist die Hochzeit des Prinzen Friedrich Wilhelm also eine goldene Hochzeit", lachte Dohm, daß sein rundliches Bäuchlein wippte.

Da sprach zierlich der Hofrat: „Verehrter Herr Pietsch, ich sehe, Sie betrachten diese ehelichen Verbindungen des Prinzen mit der Prinzessin Viktoria als Realpolitiker. Ich auch. Und ich hoffe, daß durch den freiheitlichen englischen Einfluß die neue Ära nun ernsthaft einsetzen wird" — er wurde jäh grimmig — „und die Zeit dieser gottverdammten Reaktion —"

„Hofdemagoge!" entsetzte sich Lassalle drollig, „was reden Sie da für

Digitized by Google

gefängnisschwangeres Zeug! Hat Sie Ihre Strafversetzung von der Königlichen Kunstkammer in die Königliche Bibliothek noch nicht kuriert?"

„Leider unheilbar veralteter Fall," lachte der alte Herr, „gegen mich ist in der Königlichen Reaktionsapotheke kein Kraut gewachsen."

„Von welchem Kraute ist die Rede?" fragte eifrig höflich Dr. Prietzel, der Botaniker und Kustos der Königlichen Bibliothek, der leise eingetreten war.

„Von dem Zauberkraut, mit dem der »weiße Schrecken« des Herrn von Hinckeldey und seiner Nachfolger die Gegner bekehrt", belehrte Lassalle.

„Ach so," machte Prietzel, „Sie sprachen von blauen Bohnen!"

„Aber nicht doch!" kam es da aus Scherenbergs Stuhl, so laut und überzeugt kräftig, daß alle hell auflachten. Der Dichter von Waterloo blickte ganz erstaunt aus seinen grauen Lichtern.

Da schellte es durchdringend, als verübe jemand ein erfolgreiches Attentat auf den Drahtzug der Klingel. Unwillkürlich horchten alle hinaus. „Das ist Bülow," prophezeite Korff, „so fortissimo animato singt nur ein Musiker das Lied von der Glocke."

In wilder Hast sprang Dohms untersetzte proppere Leiblichkeit vom Stuhle, eilte spornstreichs zu dem Bechsteinflügel in der Ecke des Zimmers hinüber und begann mit gewaltiger Muskelkraft den Einzugsmarsch aus dem zweiten Akt des „Tannhäuser" zu pauken.

In die heimtückische, erwartungsfrohe Spannung der Gesellschaft hinein platzte die Tür; im Hut und Mantel, einen Riesenschal um den Hals gewunden, stand der sechsundzwanzigjährige Hans von Bülow im Türrahmen, die kleine Gestalt vorgereckt, die scharfen Augen grimmfunkelnd, den charakteristischen Ziegenbart vor Wut gesträubt, und schrie: „Fis, Mann! Fis!! Sie spielen fortwährend F!"

Ein johlender Jubel erbrauste, hochgemut umrahmt von Dohms Wagnergetöse.

Inzwischen befreite Friedrich den quecksilbrig vor Ungeduld zappelnden Pianisten von seiner Umhüllung. Kaum war er den Armeln des Pelzes entronnen, stürmte er zu dem Flügel hinüber und schmetterte ohne Rücksicht auf Dohms tobsüchtige Hände den Deckel des Instrumentes nieder.

„Du läßt das!" herrschte er den Freund an. „Ihr, du und deinesgleichen, seid schuld, wenn der Meister nicht durchdringt. Wie kann einer ihn verstehen, wenn ein Pfuscher sich hinsetzt und immer F spielt statt Fis!"

Dohms lustige Augen lachten durch die Brillengläser: „Lieber, wenn mein F allein deinem Propheten im Wege stände!"

„Dein F ist typisch", ereiferte sich Bülow. „Es zeigt —"

„Nun hören Sie bloß auf, junger Mann", hob der alte Foerster abwehrend die Hände. „Bei dieser Musik —"

„Musik," fing Prietzel auf, „das nennen Sie Musik! Hofrat! Diesen Bombast, diesen Phrasenschwulst, diesen Tataren-Radau-Tamtam!"

Bülow schnaubte vernehmlich, seine kleine kampfbrünstige Gestalt reckte sich. Doch ehe er erwidern konnte, rief Lassalle: „Aber Prietzel, Junge, hast du kein Ohr für dieses hinreißende Pathos Wagners, für diese gewaltige Deklamation, für diese deutsche Wucht und Zartheit und urwüchsige Kraft!" Er stand da, vor Begeisterung sprühend.

„Bravo", sekundierte Pietsch enthusiastisch.

Digitized by Google

Jetzt stand alles und rief durcheinander.

„Entsetzlich", schüttelte sich der Hofrat.

„Paris hat ihm die Antwort Europas auf seine Zumutung erteilt", frohlockte Dr. Prietzel.

„Wenn er sich rechte Mühe gibt und noch etliches zulernt," gönnerte Korff, „kann er vielleicht einmal einen brauchbaren Regimentsmarsch zusammenschreiben."

Scherenberg, der allein sitzengeblieben war, flüsterte mit versunkenen Augen: „Meyerbeer". Es klang wie ein erlösendes Zauberwort.

Bülows Bart zitterte. Er fuchtelte mit seinen aberreichen genialen Händen und sprach wild auf Dohm ein: „Ich sage dir, Wagner ist der deutscheste Musiker, der je gelebt hat. 1849, als Liszt den Lohengrin in Weimar —"

„Paris — Paris!" hißte Prietzel sieghaft seine Fahne.

„Paris!" spießte Bülow die Herausforderung wie auf der Spitze eines Floretts auf, „wollen Sie etwa behaupten, daß dieser Tobsuchtsanfall gegen Wagner in Paris —"

„Allerdings", betonte der Hofrat. Und jeder sprach wieder heftig auf seinen Spezialgegner ein.

Zwei Parteien klafften jäh auseinander.

Da stand plötzlich mitten unter den Fehdenden eine aufrechte hohe Gestalt mit langem, schlohweißen, vollen Haar, das seltsam gegen das militärisch straffe Gesicht abstach. General von Pfuel, der Siebenundachtzigjährige, der ewig junge Ungebrochene blickte mit seinen klaren blauen Augen belustigt in den wogenden Streit.

Man bemerkte ihn erst, als er mit kräftiger Kommandostimme dazwischenwetterte:

„Alcibiades, ist das Ihre heutige Überraschung, daß Sie uns uns gegenseitig zum Schmause vorwerfen? Herr von Bülow ist gerade dabei, Dr. Prietzel menschenfresserlich zu behandeln." Damit reichte er dem Hausherrn die eisenfeste Hand.

Da verstummte alles zur Begrüßung. Dohm aber rief wie ein Heerrufer: „Exzellenz, Sie kommen als Retter in der Not. Ein 48 der Musik! Dort, Herr Hofrat Foerster und Genossen bilden den vormärzlichen Musikstaat, hier Bülow, Lassalle, Pietsch und ich schwingen die rote Fahne der Revolution. Wir erwarten von Ihnen, der Sie einst für den Antrag gestimmt haben, dem revolutionären Wien zu Hilfe zu ziehen, daß Sie jetzt auch uns zu Hilfe eilen. Ich verpfände mich und meinen Namensvetter, den Kölner Dom, für ein lorbeerumrahmtes Bild im Kladderadatsch."

Da drohte Prietzel mit seiner schönen, guten Stimme und einem feinen Lächeln: „Ich sag's der Kreuzzeitung!"

Alles lachte und dachte daran, daß die Kreuzzeitung das achtundvierziger Ministerium des Generals „das Ministerium der Schande" genannt hatte.

Der aufrechte junge Greis besah sich der Reihe nach die kampferhitzten Gesichter.

„Kinder," schmunzelte er, „habe heute früh wie jeden Tag in der Spree gebadet. Loch ins Eis hacken lassen. Scheint mir ausgezeichnetes Lokal für 'ne Wagnerdebatte, so'n Eisloch. Empfehle ich euch dringend."

Digitized by Google

Da rief Lassalle: „Ausgezeichnete Idee, Exzellenz. Dann werden die Herren dort drüben doch nicht so unverfroren auftreten."

„Bravo", erkannte Korff ritterlich an. „Aber jetzt geben Sie uns unser abendlich Brot, Lassalle. Ich befinde mich nämlich in der oktroyierten Verfassung des Verhungerns."

Man lachte, sofort umgestimmt, und Lassalle überzählte seine Gäste. „Duncker fehlt noch", stellte er fest.

„Natürlich," rief Foerster, „der lange Weg entschuldigt —"

„Frau Lina!" hob Dr. Prietzel den Zeigefinger.

„Pst, pst, lästern Sie nicht," dämpfte Lassalle drollig, „es ist mein Verleger."

„Meiner auch", beteuerte Pietsch.

Doch Dohm hatte schon das Fenster geöffnet, eine eisige Luft schnitt in das warme Zimmer, und mit mächtiger Stimme rief der Mann des Klabberadatsch durch die zum Schallrohr gerundeten Hände über die jetzt ganz einsame Potsdamerstraße:

„He, Duncker — Du—uncker!"

Alle traten zum Fenster und blickten hinüber zu der stillen Villa. Da sprang Duncker schon die Treppen zum Vordergarten hinab. Eine schmächtige Gestalt eilte vor ihm her. Er winkte hinauf und verabschiedete sich von seinem Begleiter.

„Beeilen Sie sich," rief Korff hinunter, „wir schreien nach Brot wie die schlesischen Weber."

Die schlanke Gestalt eilte über den Fahrdamm.

„Empfangen wir ihn mit der Jubelouvertüre", schlug Foerster vor. Und während Webers jauchzende Klänge unter Bülows Meisterhänden hervorrauschten, trat der Verleger ein.

Stumm blieb er in der Tür stehen, den unverhältnismäßig großen, haarumwallten Kopf mit dem üppigen braunen Vollbart verklärt lauschend vorgebeugt. Als Bülow mit einem selbstherrlichen Akkord schloß, beugte er scherzhaft demütig das packende Gesicht und sagte: „Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich Sie dem Hungertode ausgesetzt habe. Vielleicht kann Sie das aber trösten, daß meine Verzögerung höchstwahrscheinlich einen talentvollen jungen Dichter vom Hungertode errettet hat." Und während ein feines Lächeln um die gewaltige, kühne Nase zuckte, begrüßte er einzeln die Herren.

Dann trat Lassalle in die Mitte des Zimmers und sagte mit harmloser Miene: „Meine Herren, darf ich Sie in den Rauchsalon bitten." Und öffnete die kleine Tapetentür.

„Nanu," scheute Korff, der der Tür am nächsten stand, zur allgemeinen Belustigung entsetzt zurück.

„Erst Schall, jetzt Rauch. Und Essen!?"

„Bitte", lud Lassalle mit steifen Zügen ein. Nur die blauen Augen flackerten vielverkündend.

„Ihr, die Ihr hier eintretet, laßt alle Hoffnung hinter euch", murmelte Dr. Prietzel und durchschritt die Pforte.

„Hören Sie, Alcibiades," runzelte der General die durchfurchte Stirn, „daß Sie Gesellschaftsumstürzler sind, wissen wir. Das ist nicht schlimm. Wenn Sie aber die Speisenfolge umstürzen und mit der Zigarre anfangen wollen, dann sind Sie ein Mensch, mit dem ein königstreuer Mann nicht mehr verkehren kann."

Digitized by Google

Geheimnisvoll trat Lassalle als letzter ein und schloß hinter sich die Tür. Dann stellte er sich in den Kreis der gespannt forschenden Augen und sprach: „Meine Herren, das Volk draußen hat heute seinen Rausch. Es träumt von Freiheit und Hohenzollernliebe. Wir Skeptischeren, die wir nicht glauben, daß die Heirat eines Prinzen uns allen den Himmel auf Erden bescheren wird, wir würden ohne Rausch ausgehen, wenn es nicht außer königlichen Familienfesten noch andere Mittel gäbe, auch uns einmal aus dem Elend unserer Alltagsmisere in lichtere Höhen zu erheben."

„Was mag nur wieder dahinterstecken?" kribbelte Bülow.

„Auch für uns, meine lieben Gäste, gibt es ein Mittel, uns zu berauschen, wenn wir es auch freilich noch weiter herholen müssen, als das Volk da draußen seine britische Königstochter."

„Hm," summte Dohm, „etwas Gutes kann es also nicht sein, denn das Gute liegt ja nah."

„Psch, psch", rief erwartungserregt der Chorus.

„Wir wollen uns berauschen, meine Herren. Unser Freund Heinrich Brugsch, der berühmte Archäologe, der leider ebenso wie unser allverehrter Herr Geheimrat Varnhagen von Ense heute am Erscheinen in unserer Mitte verhindert ist, hat uns das Mittel aus dem fernen Orient verschafft."

„Doch nicht etwa eine Odaliske oder Bajadere!" rief Pietsch mit lüstern funkelnden Augen.

Alles lachte, und Korff neckte: „Unser lieber Pietsch schwelgt schon auf dem west-östlichen Divan."

Und prompt zitierte Foerster vor sich hin:

„Und zu des Lagers vergnüglicher Feier
Bereiten den dunklen behaglichen Schleier
Die nächtlichen Stunden das schöne Gespinst."

„Nein," fuhr Lassalle fort, schalkumwittert, „es ist zwar eine Art Götterrausch, den ich Ihnen bereiten will. Sie sollen hinaufgeführt werden über die Schranken Ihres Lebens. Aber, mein lieber Pietsch, den Gott und die Bajadere wollen wir hier doch lieber nicht als lebendes Bild stellen."

„Spanne uns nicht auf die Folter", flüsterte Prietzel ganz erregt. In allen Augen glitzerte die Neugier.

„Brugsch hat mir aus Persien —" Wieder machte Lassalle eine wohlberechnete Kunstpause. Es bereitete ihm ein satanisches Vergnügen, die Geduld der Gäste auf das Prokrustesbett zu schnallen.

„Nun los — los!" drängte Korff.

„Protzen Sie endlich ab!" kommandierte der General.

„Gemach, meine Herren, gemach, ich bin ja schon dabei, es Ihnen zu sagen, so schnell ich nur kann", hielt Lassalle sie behaglich schäkernd hin und weidete sich an der aufgewühlten Neugier, die ihn unverhüllt aus acht Augenpaaren anstarrte. Jeder wußte, es mußte etwas Unerhörtes sein, wenn Lassalle solches Wesen davon machte.

„Brugsch hat mir aus Persien —" er blickte in eitlem Triumph jedem einzelnen langsam ins Gesicht — „Haschisch besorgt."

Hellauf züngelte die lang zurückgedämmte Erregung. Alle riefen durcheinander. Was? Haschisch? Wir sollen Haschisch rauchen? Herrlich! Göttlich! Scheußlich! Ich bin doch in keine chinesische Opiumhöhle geraten!

Lassalle stand unbeweglich mit imperatorisch gekreuzten Armen, ein rocher de bronce in dem Aufruhr.

Digitized by Google

„Ist es nicht gefährlich?“ erkundete endlich Foerster.

„Unsinn“, ereiferte sich Bülow. „Ein genialer Einfall, Lassalle. Schade, schade, daß ich vor wenigen Stunden etwas gegessen habe. Man müßte ganz nüchtern sein, um den vollen Genuß zu haben. Macht aber nichts. Los, los. Wo haben Sie das Zeug?“

Auch Dunckers Augen glänzten. „Das nenne ich mir eine Überraschung“, freute er sich in seinem behaglichen Phlegma. „Haschischrausch! Kinder, paßt auf, ich werde mich in einen Harun Al Raschid hineinträumen und Tausende beglücken.“

„Ich werde Napoleon und leite Austerlitz“, beschloß Korff.

„Ich möchte träumen, ich wäre zwanzig“, sagte der General, und sein herbes Gesicht löste sich auf, weich und lind.

Einige waren bleich geworden. Doch sie scheuten sich, ihre Furcht zu verraten. Nur Scherenberg lehnte ab: „Ich danke Ihnen herzlich, verehrter Herr Doktor, für Ihre außerordentliche Aufmerksamkeit. Ich möchte aber bitten, mich ausschließen zu dürfen.“

Die Beherzten protestierten heftig: „Nicht desertieren — mitgefangen — mitgehangen! Sie, der Dichter des preußischen Heldentums, werden doch nicht kneifen!“ Und Lassalle erwog: „Herr Scherenberg, gerade Sie als Dichter müßte es doch reizen. Denken Sie an die mühelose Inspiration.“

Doch Scherenberg entgegnete fest und schlicht: „Mich inspirieren preußische Trommeln und klingendes Spiel, das den stürmenden Kolonnen voranschreitet, und flatternde Fahnen. Orientalischer Sinnenrausch ist meiner Kunst fremd.“

Da schwiegen alle, und Lassalle bat liebenswürdig: „So nehmen Sie dort in dem Stuhle Platz und erzählen Sie uns, wie wir uns aufgeführt haben. Und noch eins, meine Herren! Jeder von uns verpflichtet sich, nachher wahrheitsgemäß seine Traumerlebnisse zu berichten. Sie wissen wohl, daß der Rausch sehr schnell verfliegt, ohne jede katzenjämmerliche Nachwirkung.“

„Ja doch — ja doch!“ trieb Bülow. „Geben Sie das Götterzeug nur endlich heraus!“

„Erst Platz nehmen“, gebot Lassalle.

„Auf das Sofa, das ich hier herein habe schaffen lassen, kommen zwei, Ihr beide, du, Prietzel und Dohm. Ihr werdet euch vertragen. Habt doch schon zusammen in Breslau die Schulbank gedrückt. Auf die beiden Divans bitte ich Sie, Exzellenz, und Sie, Hofdemagoge. Wir anderen machen es uns auf den Polstersesseln bequem. Man kann sich auch in ihnen recht gut hinlegen, wenn man die Beine kräftig von sich streckt.“

Die Gesellschaft nahm die angewiesenen Plätze ein, die einen hastig, erwartungsfiebrig, die andern bleich, erwartungsbang.

Die langen türkischen Pfeifen waren bereits gestopft. Jeder erhielt eine. Lassalle ging herum und reichte Feuer. Als der Tabak knisternd aufquoll und ein leichter blauer Rauch mit einem starkwürzigen narkotischen Duft untermischt durch das Zimmer zu ziehen begann, entnahm Lassalle einer Schachtel kleine weiße Pastillen und legte jedem ein Stückchen auf den leis prustelnd glimmenden Tabak.

Dann setzte auch er sich und nahm die Pfeife zwischen die Zähne.

Zunächst herrschte tiefes Schweigen. Jeder sog, emsig hastend oder furchtsam zögernd, das Haschischaroma ein.

Digitized by Google

Stumm, mit nach innen gekehrten Augen, saß der Dichter.

Dann rief Dohm: „Ich merke nichts."

„Stille," gebot Korff, „stören Sie nicht den Betrieb."

Und alles sog am Rohre. Die Luft ward dick von grauen Rauchschwaden. Ein schwüler, schwerer, süßlicher Duft lag über den Köpfen.

Und dann wurde das Ziehen an den Bernsteinspitzen mählich weniger stürmisch, hier setzte einer ab, dort erlosch der ausgebrannte Tabak — die Pfeifen entsanken den Händen — hier polterte eine zu Boden, dort glitt eine sacht auf den seidenen Gebetteppich — die Köpfe taumelten hintenüber — die Luft war treibhausdunstig, unheimlich, vibrierend und spannungsgeladen.

Und da hob Bülow den markanten Kopf mit fahlbleicher Stirn von dem Polster, auf das er zurückgesunken war, die Augen wurden weit, weit und leuchtend, jeder Zug in dem Gesicht spannte sich in verklärtem Lauschen. Die Lippen lächelten in weltentrückter Verzückung. Die Erde trug ihn nicht mehr. Auf purpurnen Wolken lag er mit gelösten Gliedern hingestreckt wie in einem Blumenhag, leise wiegend trieben sie im Äther dahin über Länder und Meere, durch linde rosenduftige Lüfte, und rings um ihn her erklang Sphärenmusik, wehten beglückende, freudentränenlösende Harmonien, wie sie nie ein irdisches Ohr vernommen. Und in trunkener Begeisterung sang er plötzlich laut hinaus in den dicken Qualm, was ihm die Brust dehnte vor taumelig-seligem Entzücken.

Scherenbergs graue Augen wandten sich erstaunt dem Sessel zu, aus dem ein seltsames Geheul erdröhnte. Doch keiner der andern hörte es. Sie trieben längst alle in wundersamen Welten.

Lassalle lag ganz still in seinem Stuhle. Er empfand ein unendlich wohliges Behagen, die Schwere der Glieder schwand, ihm war, als ob er fliege, hoch über dem Weltraum schwebe in Leichtigkeit, Duft und streichelndem Lichte. Mit Anstrengung hielt er die Augen offen. Er wollte sehen, was mit den anderen geschah. Doch mit einemmal waren sie verschwunden, das Zimmer zerrann ins Nichts. Er war auf einer weiten öden Heide, die sich fern, fern in die Unendlichkeit verlor. Und mit der Weite der Ebene wuchsen seine Beine, schmerzlos, seltsam wohltuend, wie wenn er sich recke in milder Müdigkeit. Und dort, ganz in der Ferne, wo der Purpurrand des Horizonts die Heide säumte, dort ragten hoch wie himmelstrebende Gebirge seine Füße. Und die Spitzen der Lackschuhe glänzten auf wie die Riesengletscher der Islandküste.

Und da — und es schien ihm alles so selbstverständlich — wuchs sein Oberkörper zyklopenhaft empor und stieß mit dem Scheitel an die blaue Wölbung des Himmels. Nicht schmerzhaft war das Anstoßen, nein, wie eine streichelnde liebkosende Gotteshand. Aber da rannen ihm plötzlich heiße Tränen über die Backen. Er weinte herzbrechend. Er wußte nun, daß er niemals seinen Kampf um die Freiheit der Menschheit würde kämpfen können. Denn er konnte ja nicht von seinem Sitz auf der weiten Ebene aufstehen, ohne mit seinem Schädel das Himmelsgewölbe zu zertrümmern. Und das durfte er doch nicht! Den Himmel zerbrechen, um die Menschen zu befreien. Nein. Was half es ihnen, wenn er ihnen den Himmel auf Erden bereitete und ihnen den Himmel im Himmel zerstörte! So saß er auf der endlosen Ebene und weinte einen weiten See um sich her.

Digitized by Google

Ähnlich träumten Pietsch und Foerster. Auch ihnen wuchs alles ins Groteske, Ungeheure. Und in Foersters Kopf waren plötzlich Gedanken von solch unendlichen Dimensionen, daß sie im Hirnkasten nicht mehr Raum fanden. Sie öffneten die Schädeldecke, schmerzlos sanft, wie einen Kistendeckel in wohlgeölten Scharnieren, und wuchsen aus der engen Kopfhöhle hinauf in den Äther und breiteten sich hier in weiten Ausschweifungen aus wie Rauch aus einem Schlote bei trübem Wetter.

Prietzel, der Botaniker, wanderte durch einen jungfräulichen Urwald mit baumhohen Märchenblumen, die einen betäubend wonnevollen Odem aushauchten. Endlos dehnte sich das Pflanzenlabyrinth, ein irrlichterndes Bacchanal nie geschauter Farben. Er ging und staunte und badete die Sinne in dem schwülen streichelnden Duften und wagte kaum zu atmen vor Seligkeit und Verzauberung — bis Dohm, sein Lagergenosse, ihn unsanft aus seinen Blütenträumen weckte.

Freudebegeistert hieb der Redakteur mit beiden Fäusten kräftig auf den Urwaldpilger ein und schrie: „Ich liebe dich, du bist mein Freund!“ Und hämmerte auf den entsetzt Auffahrenden los und schmetterte sein beglücktes Lachen heraus und stieß ihn von dem Sofa und zog ihn mit Berserkerkräften an den Beinen, trotz seines wilden Sträubens, wieder zurück auf das Lager und schlug weiter aus Leibeskräften ein auf den unseligen Jugendfreund.

Schreckgelähmt starrte Scherenberg drein und wagte kein Glied zu rühren. Da berührte eine feine Gelehrtenhand seine Schulter. Er zuckte auf, als streckten Geisterfinger sich nach ihm aus, auch er angesteckt von dem Irrsinn, der ringsum aus diesem schweren Dunste hervorgrinste. Schlotternd wandte er den Kopf. Da sah er in Geheimrat Boeckhs durchgeistigtes Antlitz.

Der Professor war ahnungslos zu einer gemütlichen Sonntagsabendvisite bei seinem jungen Freunde erschienen, hatte erst, als er die zahlreichen Überkleider im Korridor erblickte, entfliehen wollten, war aber schließlich eingetreten auf des intelligenten Friedrichs Bitten hin, der wußte, wie schmeichelhaft seinem Herrn der Besuch des großen Philologen sein würde, den er nicht gewagt hatte, einzuladen. Und nun stand der alte Boeckh an der Tür und starrte.

Eben wollte Scherenberg aufklären, da erhob Duncker sich von seinem Stuhle, schlug gewaltig mit den Armen in die Luft, als wenn er flöge, erkletterte den Tisch, der in der Mitte des Zimmers stand, und hockte dort in tiefem Kummer nieder. Er hatte nämlich zu seinem Leidwesen erkannt, daß er in einen Uhu verwandelt und in eine für Eulen peinliche Lage geraten war.

Er saß auf einem Telegraphendrahte und fühlte die Depeschen durch seine Füße fetzen. Und plötzlich schrie er dem zurücktaumelnden Geheimrat mit furchtbar krähender Stimme entgegen: „He, Sie Kerl da, geben Sie mir das Beschwerdebuch! Ich will mich über die Frechheit der Telegraphenverwaltung beschweren, die mir die Füße kitzelt!“

Und als der Gelehrte spürte, wie sich seine spärlichen grauen Haare mit einem eisigen Entsetzensgefühl von dem Schädel steil aufrichteten, da hatte Korff plötzlich eines der zierlichen Taburette zwischen die Beine geklemmt, schwang seine Pfeife mächtig im Kreise wie einen Pallasch und galoppierte mit wildem Indianergeheul gegen den Professor los. Er ritt gerade die Attacke bei Roßbach.

Digitized by Google

Da flüchtete Boeckh, wie weiland Seine Hoheit der Prinz Soubise, und verriegelte mit zitternden Händen die Tapetentür und lauschte.

Der Dichter saß mit angststarren Gliedern ganz klein und alt in seinem Sessel.

Und Boeckh hörte den Rittmeister an der Tapetentür rasen wie Achill an den Toren und vernahm Bülows Gesang, und Duncker verlangte noch immer das Beschwerdebuch und Dohm brüllte vor Lachen und Prietzel jammerte unter seinen Fäusten.

Ganz still lag der General auf dem Divan. Seine Lippen bewegten sich flüsternd.

Und dann fühlte Lassalle, wie sein Körper zusammenschrumpfte, die Gletscher seiner Füße abtauten, die Ebene sich verengte.

Da war wieder das Zimmer. — Mit leichtem freien Kopf saß er in seinem Stuhl. Frisch, ohne jede Mattigkeit in den Gliedern, erhob er sich. Und wie durch den Kuß des Prinzen aus dem Dornröschenschlaf erweckt, tauchten fast zur gleichen Zeit die andern zu ihrem irdischen Leben zurück. Lachend kletterte Duncker von dem Tisch, gutmütig schmollend rieb Prietzel die gebleuten Glieder.

Und allen leuchteten die Erlebnisse ihres Traumes hell in der Erinnerung. Und ein Erzählen und Berichten begann, als man im Speisesaal an dem gemütlichen runden Tische heiter tafelte. Boeckh saß neben dem Hausherrn und lachte herzlich mit den andern, als er seine Schreckнisse beichtete.

Der General Pfuel sprach mit feuchten Augen: „Ich habe etwas ganz Seltsames geträumt. Ich war, wie so oft Anno 1811, bei meinem Jugendfreunde Heinrich von Kleist auf seiner Bude bei dem Quartiermeister Müller in der Mauerstraße 53. Jeden Nagel in dem Zimmer habe ich wiedererkannt, und es sind doch nun fast 48 Jahre her! Kleist hatte die Wunde in der Schläfe und sah noch bleicher aus als sonst. Er rannte, wie er das zu tun pflegte, beim Sprechen im Zimmer umher und sagte: »Nun wird bald meine Zeit kommen. Noch ist sie nicht ganz reif. Aber wenn ich hundert Jahre tot sein werde, wird man mich als einen der größten deutschen Dichter feiern.« Und dann stand er still und raunte mit zuckenden Lippen: »Und man hat mich doch in Scham und Not nach Wannsee gehen lassen!«"

Der General schwieg und kaute an seinem weißen Schnurrbart.

Alle schwiegen bedrückt. Da brach der Hofrat den Bann. Zwischen ihm und dem General bestand eine unausgesprochene Nebenbuhlerschaft. Auch er hatte seinen berühmten Jugendfreund. Als Jüngling war er als Körners Nebenmann in Lützows wilder verwegener Schar in den Freiheitskampf gezogen. Goethe selbst hatte ihm, wie er oft, ein wenig Ehrfurcht heischend, erwähnte, die Waffen gesegnet.

Als jetzt die Reihe des Erzählens an ihn kam, da flunkerte er aus Eifersucht gegen den General. Und er berichtete, wie ihn der Rausch in die große Zeit des heiligen Kampfes zurückgeführt und wie wieder, wie Anno 13, der junge Sänger des Schwertliedes zu Gadebusch in seinen Armen verröchelt sei.

Doch ein feines Lächeln spielte um Dohms und Pfuels Lippen. An *diese* Geschichte erinnerte der gute alte Foerster sich zu oft — auch wenn er just keinen Haschisch geraucht hatte!

Digitized by Google

Lassalle sah das arglistige Zucken um Pfuels und Dohms Lippen, und ablenkend gab er geschickt dem Gespräch eine andere Richtung.

Es war ein geräumiger Saal, über den das offene Holzfeuer im Kamin einen Hauch warmer Behaglichkeit atmete. An den Wänden, die der Lüster über dem Tisch im Halbdunkel ließ, glänzte nur dann und wann beim Aufzucken der Gasflammen ein matt vergoldeter Rahmen auf und ließ ein Gemälde, einen Stich ahnen. Aus dem Dunkel des Wintergartens, in den eine breite, jetzt offene Glastür führte, leuchtete weich verdämmernd ein vortreffliches Heiligenbild Unserer lieben Frau von Melos. Sie stammte, wie die wertvollen Stiche an der Wand, aus des Hausherrn liebegeweihten Pariser Tagen.

Das Gespräch hatte sich alsbald dem Ereignis zugewandt, das heute ganz Berlin die Stimmung aufprägte. Morgen, Montag, am 8. Februar 1858, sollte der Sohn des Prinzen Wilhelm mit seiner jungen Gemahlin Viktoria feierlich in Berlin einziehen.

Duncker führte das Wort, eifrig sekundiert von Prietzel und Dohm.

„Es ist ein neues Belle-Alliance zwischen Preußen und England", frohlockte er. „Ich sehe darin die bestimmte Verheißung, daß Preußen jetzt in die liberalen Prinzipien einlenken wird, die England groß gemacht haben."

„Sicher", nickte Dohm. „Diese Eheschließung ist das Symbol der neuen Ära und zugleich des Bruches mit Rußland."

„Ganz gewiß", versicherte der Botaniker.

„Hoffentlich", rief Foerster skeptisch dazwischen. „Diese verdammte enge Freundschaft zwischen dem kranken König und dem Zaren ist an all den grausamen Verfehlungen der Regierung schuld, unter denen Preußen stöhnt seit 1815."

„Und vor allem auch an Olmütz", erinnerte Pfuel.

Begeistert hob Duncker sein Glas: „Die Tyrannenwehr England, der Hort der Freiheit der Nationen, die Stütze der Unterdrückten — hoch, meine Herren!"

Alle, auch der alte Boeckh und Scherenberg, stießen zustimmend an. Nur Lassalle aß unbekümmert weiter.

„Nun, Herr Doktor?" fragte Boeckh, der sich mit dem Glase in der Hand ihm zuwandte, „Sie stoßen nicht an auf England?"

„Nein", erwiderte Lassalle plötzlich heftig. Aller Augen richteten sich auf ihn. „Nein," wiederholte er, „ich mache diesen allgemeinen Taumel nicht mit. Verzeihen Sie mir, meine Herren, ich finde diesen Freudenrummel geradezu kindisch."

Eine Bewegung lief um den Tisch.

„Meine Herren, ich muß offen aussprechen, was ist. Ich bin heute vormittag studienhalber durch die Stadt gegangen. Der Unfug ging so weit, daß die Leute berauscht waren von der Anordnung des Polizeipräsidiums, die an den Anschlagsäulen angeheftet ist.

Haben Sie sie gelesen? »Immer links gehen.« Ich habe ergraute Männer gesehen, die sich die Polizeiverfügung zeigten und in die Arme fielen. Ich habe mir an den Kopf gegriffen. Glauben Sie wirklich, daß die Hohe Obrigkeit damit einen liberalen Kurs anzeigen will? Daß nun statt extrem rechts — links regiert werden wird? Meine Herren, das grenzt doch an Selbstbetrug, eine einfache Verkehrsvorschrift als Glaubensbekenntnis der Regierung zu interpretieren."

Digitized by Google

Alle schwiegen und sahen auf den Mann, dessen Gesicht jetzt scharf war wie aus Bronze gegossen, dessen Augen hart sprühten wie kostbarer blauer Stahl. Keiner fand gleich die Entgegnung.

„Glauben Sie mir," fuhr er eindringlich fort, „die Regierung denkt an keinen liberalen Kurs, und die englische Prinzessin wird vielleicht ihren jungen Gemahl, aber nicht das freiheitsdürstige Preußen beglücken. Sie wird es schon deshalb nicht, weil die Voraussetzung durchaus fehlt. Ihr Trinkspruch, mein lieber Duncker, war nämlich ein grausamer historischer Irrwahn. England soll eine Tyrannenwehr, ein Hort der Freiheit sein! Ach, ich wünschte, Sie würden lesen, was der verbannte Lothar Bucher, der Englands innere Zustände genau kennt, darüber schreibt. Aber Sie lesen nicht, Sie halten fest an diesem unausrottbaren falschen Glauben. Wissen Sie denn gar nicht, was diese scheinheiligen Freiheitsapostel eben erst in Ostindien getan haben zur Unterdrückung des Hinduaufstandes? In einem ungeheuren Meer von Blut haben sie die Freiheit dieses armen Volkes ertränkt. Das »freie Albion« ist trotz aller politischen Freiheit im Innern der furchtbarste Bedrücker seiner Kolonien, aber keine Tyrannenwehr."

Er hielt erregt inne. Und als alle schwiegen, fuhr er nervös mit der Hand über die Stirn und lächelte. „Nichts für ungut, meine Herren. Ich kann nur Scheinwahrheiten nicht sich frech aufrecken sehen. Und nun wollen wir uns den Fasan schmecken lassen." Liebenswürdig wandte er sich an Duncker und fragte nach dem jungen Dichter, den er heute vom Hungertode errettet hatte.

Bald schwärmte die Unterhaltung wieder eifrig um den Tisch.

Man nahm in diesem Hause ein kräftiges, entgegenstürmendes Wort nicht krumm, zumal wenn es zum Nachdenken anregte.

Da schlug Boeckh an sein Glas und erhob sich. Alles verstummte sofort ehrerbietig und blickte andächtig zu dieser Zierde der Berliner Universität und des deutschen Gelehrtentums hinüber. Er hob sein feines Gesicht dem Lichte entgegen, als läse er dort seine Gedanken.

„Meine Herren," begann er schlicht und lächelnd, „ich bin gewissermaßen nur durch Zufall hereingeschneit in Ihre frohe Gesellschaft. Es kommt mir daher vielleicht nicht zu, mein Sprüchlein zu sagen. Es drängt mich aber, hier unter Ihnen ein Wort über das Werk unseres verehrten Wirtes zu sprechen."

Lassalle hob erwartungskühn die Stirn. Alle rückten lebhaft interessiert auf ihren Stühlen.

„*Meine Herren, Sie wissen gewiß, daß Leibniz, von der hohen Theorie herabsteigend, Versuche in der Praxis des Maschinenbaues gemacht hat. Seine Gegner behaupteten damals von ihm, er habe Kutschen bauen wollen, die in vierundzwanzig Stunden von Hannover bis Amsterdam führen. Man glaubte, ihn damals mit nichts lächerlicher machen zu können.

Die heutigen Fortschritte in der Anwendung künstlich entwickelter Naturkräfte, welche auf die Fortschritte des Wissens begründet sind, beschämen alle vorhergegangenen Zeitalter durch die früher kaum oder gar nicht geahnte Überwindung der die Sterblichen einengenden Raum- und Zeitverhältnisse. Wenn irgendwann und irgendwodurch hat sich jetzt

* z. T. historisch

Digitized by Google

bewährt, was Sophokles vor Jahrtausenden sagt: »Vieles Gewaltige lebt, und nichts ist gewaltiger als der Mensch.«

Aber, meine Herren, es gibt ein Gebiet, auf dem die Menschheit und ihr Erkennen nur sehr langsam vorrückt. Die großen Ideen des schöpferischen Geistes, die nicht von gestern sind, lassen sich nicht so leicht durch beabsichtigte oder zufällige Entdeckungen oder Erfindungen vermehren. Sie werden bisweilen für eine Zeitlang abgeschwächt und verdunkelt und wieder neu geschaffen und gekräftigt und wieder aufgelöst, wie das Gewebe der Penelope. Eben weil sie uralt und eine Prometheische Mitgift für die Menschheit auf ihrem dornenvollen Lebenspfade sind, behält das Altertum einen unvergänglichen Wert für die gesamte Nachwelt: denn es hat in jugendlicher Frische der Begeisterung jene ewigen Ideen erzeugt und ausgeprägt, und die Späteren können an jener heiligen Flamme Geist und Gemüt immer neu erwärmen und nähren. Wenn noch Jahrtausende hindurch fernerhin philosophiert wird, werden Platon und Aristoteles immer den hohen Rang behaupten, den sie jahrtausendelang unter den Philosophen einnehmen, und an ihrer Seite wird durch Aonen Herakleitos, der Dunkele, von Ephesos thronen, dessen Weisheitskrone unser verehrter Wirt einen neuen strahlenden Diamanten eingefügt hat. Ich erhebe mein Glas auf die ewigen Ideen der Menschheit und ihre Verkünder —" er neigte sich gegen Lassalle — „und ihre opfermutigen Helfer."

Er trank Duncker zu, der das Werk verlegt hatte.

Hell läuteten die kostbaren Römer durch den weiten Raum.

Und man sprach und erwog und disputierte, bis Lassalle an das Glas schlug.

„Liebe Gäste," sagte er, „ich danke Herrn Geheimrat Boeckh zunächst für die Worte der Weisheit, die er gesprochen, und für die freundliche Anerkennung, die er meinem Werke gezollt hat. Herr Geheimrat Boeckh hat von den ewigen Ideen der Menschheit gesprochen. Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf zwei dieser ewigen Ideen des deutschen Volkes hinlenke: auf die politische Freiheit und die Einigkeit Deutschlands.

Meine Herren, das sind unsere ewigen Ideen. Sie sind im tiefsten Grunde Ihres Herzens alle liberale Männer, die Sie an diesem Tische sitzen. Und ich meine, wo solche Männer sich versammeln, sollte von der Freiheit und Einigkeit Deutschlands die Rede sein. Meine Herren, ich bin kein unbedachter Schwärmer. Was ich hier sage, habe ich lange in mir herumgetragen. Ich weiß, Familienfeste und freier Wille der Regierung werden uns die Freiheit niemals geben. Freiheit gibt sich ein Volk nur allein. Meine Herren —" er richtete sich hoch auf, und jetzt sprach er stark und fest, ohne mit der Zunge anzustoßen, während seine im Gespräch hohe und dünne Stimme sonor wurde und ehern durchdringend — „48 ist keine Warnung und kein Ende. Nein, nein, wenn Sie auch skeptisch lächeln, mein lieber Foerster. Ich sage Ihnen, es gibt noch einen neuen grimmen Kampf, ehe wir freie Männer und Bürger eines Deutschland sein werden." Sein Auge blickte in prophetischem Glanz ins Weite. „Der Kampf wird kommen, und siegreich wird er sein. Nur durch Blut wird die Freiheit errungen und ein Deutschland gekittet werden, glauben Sie mir. Der Kampf naht, und wir alle hier, wir werden seine Frucht noch ernten."

Digitized by Google

Leise, tief ergriffen, schüttelte der alte Pfuel das Haupt mit dem langen schneeweißen Haar.

Lassalle hob emphatisch die geballten Fäuste. „Wir brauchen nichts als einen entschlossenen Führer, der die Fahne flattern läßt. Der wird sich finden."

Er machte eine Pause. Alle starrten ihm in das entschlossene metallharte Gesicht.

Da sagte er innig: „Deutsche Männer dürfen nicht beisammen sein, ohne derer zu gedenken, die diese grausame Zeit gemordet hat; derer, die seit langen Jahren in den Zuchthäusern modern; derer, die in weiter Ferne das harte Brot der Verbannung zehren. Denken Sie, meine Herren, an die Freiligrath, Marx, Bucher, Kinkel und all die andern Namen, die uns die Fäuste dereinst ballen werden zum Kampfe. Voran leuchte uns allerwege meines herzlieben Freundes Freiligrath Mahnung der »Toten an die Lebendigen«:

»Zuviel des Hohns, zuviel der Schmach wird täglich euch geboten:
Euch muß der Grimm geblieben sein — o, glaubt es uns, den Toten!
Er blieb euch! ja, und er erwacht! er wird und muß erwachen,
Die halbe Revolution zur ganzen wird er machen!
Er wartet nur des Augenblicks, dann springt er auf allmächtig:
Erhobnen Armes, wehnden Haars dasteht er wild und prächtig!
Die rostge Büchse legt er an, mit Fensterblei geladen,
Die rote Fahne läßt er wehn hoch auf den Barrikaden!«

Meine Herren, das Glas auf diesen Grimm!"

Er hatte so aufwühlend, empörertrotzig deklamiert, daß er sie alle, mochten sie ihm in tiefster Seele beistimmen oder nicht, von ihren Stühlen emporriß. Auch der Rittmeister ließ sein Glas hell erklingen. „Der Schönheit Ihrer Begeisterung!" sagte er lächelnd. — —

Nach Tisch las Scherenberg auf Bitten des Hausherrn im Arbeitszimmer einige Abschnitte aus seinem „Franklin". Grandiose Schilderungen von Eis und Schnee.

Hingerissen unterbrach ihn Lassalle einmal: „Göttlich, mein Scherenberg, wie schön, wie herrlich! Seien Sie von Herzen dafür bedankt. Diese Schilderung des Polarmeeres. Ein besseres Eis ist sicher keinem meiner lieben Gäste je präsentiert worden. Nur weiter, weiter!"

Und dann phantasierte Bülow auf dem Flügel bis lange nach Mitternacht.

Und als die Herren sich vor der Haustür trennten, rief Pietsch ganz außer sich vor Bewunderung: „Aber das ist ja ein Mensch aus einem Hackländerschen Roman! Gibt es denn so etwas in unserem heutigen philiströsen Berlin?"

Da versammelte Duncker die Auseinanderstrebenden noch einmal um sich im Kreise.

„Ich verstehe den Mann dort oben sehr gut. Er ist einer von jenen Naturen, die mit einer unbändigen seelischen Kraft begabt, diese immerzu bis zum äußersten anspannen und verwerten müssen. Eine genialische Natur. Solche besitzen stets zugleich den Trieb, Taten zu vollbringen, gute Taten, Opfertaten, für andere zu kämpfen.

Er erzählte einmal meiner Frau, als Knabe habe er sich geschworen, seine bedrückten Glaubensgenossen zum alten Glanze zurückzuführen. Mit

Digitized by Google

neunzehn errang er Heine die Rente, mit zwanzig stürzte er sich in den Kampf für die Gräfin Hatzfeld, achtundvierzig für die Freiheit. Dann, als seine Betätigungssucht kein neues öffentliches Feld sah, verbiß sie sich in den Heraklit. Bald wird sie sich etwas anderes, ganz Unvermutetes erküren. Diesen Tatenmenschen ist das Ziel im Grunde gleichgültig. Sie wollen tun, irgend etwas Großes, und das Größte erscheint seit Jahrtausenden allen großen Geistern der Kampf um die Freiheit. Seine Rede heute abend zeigte mir, daß er sich bald in einen neuen Kampf stürzen wird. Ihn dürstet nach einer Tat in der Öffentlichkeit."

Boeckh nickte. „Es ist das Holz, aus dem Welteroberer, Usurpatoren und Revolutionshelden geschnitzt werden. Hätte er zur Zeit des Direktoriums gelebt, so hätte Bonaparte ihn aus dem Wege räumen müssen. Für beide war in Frankreich damals nicht Raum."

Da sagte Dr. Prietzel sehr traurig: „Ich fürchte für ihn."

„Fürchten Sie nicht", tröstete Dohm. „Männer wie Lassalle bedürfen unserer Furcht nicht. Aber neugierig bin ich, was wir noch an ihm erleben werden."

„Qui vivra, verra", sagte Pfuel und hob den Zylinder. „Bis dahin gute Nacht, meine Herren!" —

Oben in seinem Arbeitszimmer saß Lassalle am Schreibtisch und schrieb bis in den grauenden Morgen an seinem Franz von Sickingen.

Vom Heute fürs Morgen

Religiöses Beamtentum?

Der Kunstwart hat sich oft mit Dingen beschäftigen müssen, denen gegenüber der Ausdruck unsrer Meinung nur noch ein schneidendes Nein sein konnte, vielleicht jedoch selten mit etwas, das so umfassend und erstickend an die Wurzel der Aufrichtigkeit und damit alles geraden Ausdrucks überhaupt gegriffen hat, wie das, was zurzeit sich in der größten deutschen Landeskirche abspielt, also für halb Deutschland. Betonen wir noch einmal: es ist nie und nimmer Aufgabe des Kunstwarts und es liegt uns deshalb heute so fern wie je, in dem Kampf zwischen Liberalismus und Orthodoxie als solchem Partei zu nehmen. Aber wir nehmen Partei für die offene Aussprache gerade der Berufenen — und als solche sollen die Pfarrer doch gelten —, seien sie nun orthodox oder liberal. Dazu verpflichtet uns unsere Aufgabe, und dafür werden wir auch in kirchlichen Dingen wirken, ganz gleichviel, ob wir uns heute mit Liberalen, morgen mit Positiven zu verbünden haben.

Wir sprechen von dem Versuch, das geistigste Element des Lebens, die Religion zu reglementieren. Dieser Versuch stellt uns unmittelbar vor einen Entscheidungskampf, und wenn er nicht abgewehrt wird, vor den Zusammenbruch des Protestantismus. In einer Zeit, wo die am tiefsten Lebenden unter uns mühsam und oft in schwerer persönlicher Qual um neuen Ausdruck für das in sich kämpfen, das ihr Leben aus dem Ewigen her durchtränkt — in einer solchen Zeit hat ein energisches Ingenium den Plan gefaßt, uns von aller solchen inneren Arbeit, von allen Skrupeln und Zweifeln durch ein verzweifelt einfaches Mittel zu erlösen. Wie einst der siebente Gregor den Plan faßte, die

Digitized by Google

Dissense des inneren Lebens dadurch zu lösen, daß er es in gehorsames Mönchsleben verwandelte, und für diesen Zweck damit begann, die Vertreterschaft dieses Lebens, die Priester, zu vermönchen, so hat jetzt ein Beamtengeist den Plan gefaßt, die religiöse Krise unserer Zeit dadurch zu heilen, daß er ihre Lösung unter den Gesichtspunkt des Beamtengehorsams zu stellen sucht. Auch er beginnt mit der berufenen Vertreterschaft des religiösen Lebens, und da dem Protestantismus der unfehlbare Papst fehlt, so setzt er an seine Stelle eine Kommission, welche bindend darüber entscheidet, was die Pfarrer sagen und besonders, was sie nicht sagen dürfen. Dieser Reglementierung der Lehre geht zur Seite eine Neuauffassung der Disziplin, des Verhältnisses der Pfarrer zum Kirchenregiment. Während nach evangelischer Auffassung der Pfarrer sein Amt letztlich allein von Gott hat, allein aus der letzten Wahrheit schöpft, die ihm sein Gewissen öffnet, so soll jetzt der Pfarrer ein Beamter sein nicht sowohl der Kirche als der Kirchenbehörde. Das oberste Regulativ für sein Handeln und Tun hat er nicht seinem Gewissen zu entnehmen, sondern der Rücksicht auf das Gutbefinden seiner Behörde, auf das, was die Autorität der Behörde zu heben oder mindestens nicht zu schwächen geeignet ist. Einer Behörde, die vielleicht seiner Überzeugung nach auf Irrwegen geht und deren Bekämpfung ihm Gewissenspflicht ist, einer Behörde, deren Einrede in seine Lehre und in die innere Tendenz seiner Amtsführung seinem Denken nach jeder sachlichen Autorität ermangelt. Ein Pfarrer, der als Seelsorger Beamter ist, ist innerlich genau so unmöglich, wie ein Forscher, der als Denker Beamter ist und die Ergebnisse seiner Forschung sich nicht von der ihm erkennbaren Wahrheit, sondern von dem Gutbefinden einer Regierung bezöge.

Man sieht sofort, daß solche Auffassung des Pfarramts völlig außerhalb des Streits zwischen Orthodoxie und Liberalismus liegt. Sie kommt gewiß zurzeit der Orthodoxie zugute, sie bedroht aber im Prinzipe genau so die Orthodoxie wie ihre Gegner. Es hat Zeiten gegeben, in denen die Orthodoxie in viel heftigerem Kampf gegen die Kirchenbehörde lag, als jetzt der Liberalismus, und sie können wieder kommen. Aber ganz abgesehen davon: sie bedroht unser Kulturleben in seinen Wurzeln: in seiner Ehrlichkeit. Die Stimme der Ehrlichkeit wollen wir hören, und je offener, desto lieber, ob sie nun von rechts komme oder von links. Kierkegaard war in seinen Grundanschauungen orthodox und hat dennoch auch unsrer Zeit noch mehr und Wertvolleres zu sagen, als unser Liberalismus. Nochmals und immer wieder: es kommt uns nicht auf Parteinahme im Kampf der Richtungen an. Es kommt uns darauf an, daß die Religion zum Ausdruck komme, wie sie in den suchenden Menschenseelen waltet und wirkt, nicht das Richtigbefinden irgendeiner Behörde.

Der neue Literarische Jahresbericht,

den der Dürerbund herausgibt, ist nun im Verlage Callwey im vierten Jahrgang erschienen.

Wie die älteren Leser des Kunstwarts wissen, ist er ein Nachfahre des Literarischen Jahresberichtes, der früher als ein Dezemberheft des Kunstwarts erschien und dann als eignes Unternehmen ausgebaut wurde. Wir empfehlen ihn nun, da er ein selbständiges Dürerbund-Unternehmen geworden ist, den Kunst-

Digitized by Google

wart-Lesern ganz besonders. Hat er doch eine ganze Anzahl von Aufgaben übernommen, die der Kunstwart im Rahmen seiner eigenen Zeitschrift-Arbeit gern berücksichtigen würde und doch innerhalb dieses Rahmens räumlich und redaktionell nicht bewältigen könnte. Daß der Literarische Jahresbericht (so wie der größere „Literarische Ratgeber") des Dürerbundes mit der engeren Kunstwart-Arbeit nicht nur äußerlich, sondern auch organisch verbunden ist, geht ja schon aus der Personal-Union ihrer Herausgeber hervor.

Von den einzelnen Teilen des Jahresberichts, wie er, von Jahr zu Jahr ausgebildet, jetzt vorliegt, nennen wir vor allem die zwölf bis vierzehn literarischen Berichte. Sie behandeln u. a. folgende Gegenstände: Deutsche Lyrik (etwa 50 Gedichtbücher), Dramen (etwa 65 Bände), Romane und Novellen (rund 150 Bücher) und Unterhaltungs-Romane, Jugendschriften (in einer kleinen Auswahl des Besten), Neue Ausgaben aus der Weltliteratur und von deutschen Dichtern von der Klassik bis zur Gegenwart (in etwa 80 Ausgaben!). Eine ausführliche Besprechung literaturwissenschaftlicher Werke, die Literaturgeschichten, Biographien, Buchausgaben, Gespräche, „Kunsterzieherisches", Essays usw. mit 150 Büchern bespricht, geht von den im Kunstwart oft dargelegten Grundsätzen einer ästhetisch und psychologisch feinfühligen Behandlung der Dichtung aus und erläutert sie an den einzelnen Beispielen. Auch eine Besprechung der in Übersetzungen vorliegenden ausländischen Literatur (etwa 80 neue Bücher) und der für unsere geistige Kultur so bedeutsamen antiken Literatur (etwa 40 Bände Übersetzungen, Literaturgeschichtliches, Anthologien, Monographien usw. aus dem griechisch-lateinischen Sprachgebiet) ist dem Jahresbericht im Bewußtsein der Wichtigkeit dieses Gegenstandes eingefügt.

Von künstlerischen Gebieten behandelt der Jahresbericht die kunsthistorische Literatur, sehr ausführlich die große Zahl der auf Musikgeschichte, einzelne Musiker, öffentliche Musikpflege und einzelne Werke und spezielle Musikprobleme bezogenen Werke (etwa 80 Bände), endlich die zum Teil auch für die Öffentlichkeit ungemein interessanten Bücher über Bühnenwesen.

Wir haben uns diesmal, da etwas mehr Raum zur Verfügung stand, bemüht, die Besprechungen noch sorgfältiger auszugestalten, die Bücher soweit wie irgend möglich so zu kennzeichnen, daß dem Leser ein Bild davon erwüchse, und durch prägnante Einteilungen und Einleitungen das Bild der literarischen Ernte auf allen Gebieten zu klären.

Aus den ausgedehnten wissenschaftlichen Referaten des Jahresberichts ergänzt so mancher die Kunstwart-Arbeit nach wichtigen Seiten. Ausführlich widmet sich eine Abteilung „Geschichte" einer Auswahl aus den zahllosen Werken, die auf dem Gebiete immerfort erscheinen, vor allem den Memoiren und großen Monographien. Die Abteilungen „Psychologie" und „Philosophie" behandeln mancherlei (zum Beispiel pädagogische) Bücher, in welchen die Grundlagen unserer Kulturarbeit erörtert werden. Bücher, die sich unmittelbar mit Formen unseres täglichen Lebens, mit dem Wesen der Gesellschaft, des Geschlechtslebens, mit politischen, sozialen, mit Rassen-Fragen, mit Sozialpädagogik, Staatsbürgerkunde und Kriegswesen befassen, bespricht ausführlich eine Abteilung „Gesellschaft und Lebensordnung". Sie sucht so

Digitized by Google

manches Werk dem allgemeinen Interesse nahezubringen, das eine Leserschaft nicht leicht finden kann, da ja eine Organisation fehlt, welche die Bücher vom Tage für die Leser sondert, für die sie bestimmt sind. — Die Berichte hier vollständig dem Inhalt nach aufzuzählen, hätte keinen Zweck. Die Leser finden das Inhaltsverzeichnis in einem Inserat dieses Kunstwarthefts.

Der Preis des rund neun große Bogen starken Jahresberichts ist so niedrig wie möglich festgesetzt — auf eine Mark! Wir hoffen hierdurch eine weite Verbreitung dieser Arbeit zu sichern, an der außer der Redaktion durchwegs anerkannte Fachleute der Wissenschaft und Literatur das ganze Jahr hindurch arbeiten.

Neben dem Jahresbericht erscheint, heuer zum erstenmal als ein Unternehmen für sich, der Weihnachtskatalog des Dürerbundes. Er zeigt eine kleinere illustrierte Auswahl des Leichtestfaßlichen und zu Geschenkzwecken Geeigneten aus der Jahres-Bücherernte, anders angeordnet als der Jahresbericht, mit weihnachtlichen Festbeigaben, ausführlicher Jugendschriften-Besprechung und kleinen Listen älterer guter Bücher. Dieser Weihnachtskatalog ist dieses Jahr von den Buchhändlern in 60 000 Exemplaren bestellt worden und ist dadurch der weitestverbreitete aller literarischen Weihnachtskataloge seiner Art geworden. Er soll dazu dienen, den Weihnachtsberatungen von nichts als geschäftlicher Herkunft, die noch immer alljährlich das Publikum verwirren, wirksamer entgegenzuarbeiten. Meistens auf Kosten der Sortimenter verbreitet, wird doch auch er in einiger Zeit (für 75 Pfennige) käuflich zu haben sein, damit ihn auch der benutzen kann, dessen Buchhändler ihm einen andern schickt.

Mögen beide Unternehmungen die Verbreitung finden, die ihnen die Lebensbedingungen sichert! Der Dürerbund bringt jährlich ein hohes Opfer an Arbeit und Geld, um diese unbestochne und sorgsame literarische Bücher-Beratung zu ermöglichen. Kein andres als das deutsche Volk hat eine solche, und auch wir Deutschen haben sie in dieser Form nur hier. Sorgen wir dafür, daß das so Errungene uns bleibe. Der Dürerbund

Tristram Shandy*

War das eine wunderlich wundervolle Welt, in der man bändereiche Erzählungen schreiben konnte, die keine Erzählungen sind; auf die Geburt seines Helden, den man nachher um der Nebenfiguren willen wenigstens neun Bände hindurch beiseite schob, ein halbtausend Seiten verwenden, einen Gedanken ruhig aufnehmen durfte und erst etwa fünf Kapitel hinterher wirklich anzupacken nötig hatte; in der man ganz nach eignem Herzenswohlgefallen Betrachtung, Erzählung, Spott, Ernsthaftigkeit, Narretei, Selbstverulkung, Lächerlichkeiten, sich aufhebende Pedanterien und spielerische Willkür mischen durfte und doch — nein: auch mit deswegen des Beifalles des Besten sicher war! Denn das dürfen wir, die wir andre Tempi gewohnt sind, die wir uns — der Mehrzahl nach — zur Stille, zur Beschaulichkeit, zu liebevoll auskostendem Verweilen bei Kleinem und Kleinstem erst wieder erziehen

* Erschienen in Bodes Übersetzung als erstes Werk der von Otto Julius Bierbaum geplanten Bücherei der Abtei Thelen, einer programmlosen für die Stillen und Empfänglichen berechneten Zusammenstellung von Altem und Neuem (bei Georg Müller, München).

Digitized by Google

müssen, nicht außer acht lassen, daß (wenn wir denn einmal so sagen wollen) dieser Roman Lawrence Sternes den Besten seiner Zeit genug getan hat, daß, um nur zwei dieser Besten zu nennen, Lessing und Goethe ihr hellstes Entzücken an ihm hatten. Insbesondere aus Goethes Werken ließen sich leicht ein Dutzend und mehr Zeugnisse rückhaltlosester Bewunderung beibringen; Zeugnisse, die nicht aus einer bestimmten kurzen Entwicklungsepoche stammen und damit mehr den Beurteilenden als den Beurteilten charakterisieren, sondern über das ganze Leben Goethes verstreut sind. So heißt es noch im Tagebuch am 1. Oktober 1830: „Las . . . im Tristram Shandy und bewunderte aber- und abermal die Freyheit, zu der sich Sterne zu seiner Zeit emporgehoben hatte, begriff auch seine Einwirkung auf unsre Jugend. Er war der Erste, der sich und uns aus Pedanterey und Philisterey emporhob." Freiheit — das Wort kehrt in allen möglichen Abwandlungen und Anwendungen in Goethes Urteilen über Sterne wieder: „Wer ihn ließt, fühlt sich frei". . . sein Humor „befreit die Seele", wiederholt wird er selber eine „freie Seele" genannt. Fragen wir uns, woher diese Freiheit stamme, so gibt es darauf nur die eine Antwort: aus der Liebe. Soviel Narreteien uns auch von Vater und Mutter Shandy erzählt, soviel Lächerlichkeiten uns von Oncle Toby, Korporal Trim, Dr. Slop und der Witwe Wadman berichtet werden, so gewiß Sterne manche Äußerungsformen ihres Wesens mit seinem Lachen bekämpft und uns von ihnen freimachen will, diese Träger aller nur erdenklichen Sonderbarkeiten und Lächerlichkeiten umfaßt er mit der ganzen Liebe seines grundgütigen Herzens. Aus dieser Liebe zu den Dingen, die den empfindsamen Reisenden von allen Zufälligkeiten und Widerwärtigkeiten unabhängig machte, die ihm die von Goethe gerühmte grenzenlose Heiterkeit, Duldsamkeit und Genügsamkeit seines Wesens gab, stammt alles, was an Sterne unvergänglich ist. Nicht Haß, Spott, Hohn, Zorn, nicht die zur Knechtung des Widerstrebenden voll ausreichende Kraft machen uns unabhängig von den Dingen. Wer genauer aufmerkt, hört hinter den lauten überlegenen Worten, in dem stärksten Gelächter die Kette klirren, die uns allem äußeren Schein zum Trotz mit ihnen verbindet. Innerlich überwinden läßt sich das Leben nur mit der edelsten aller Waffen: dem Lachen. Sterne war ein Meister in der Führung dieser Lebenswaffe und uns kann — wenn wir in der Kunst der Lebensüberwindung Fortschritte machen wollen, und wer wollte das nicht? — nur dienlich sein, bei einem solchen Meister in die Schule zu gehn. Suchen wir uns dann hinterher klar zu werden, wo die Kraft des Buches, die auf uns überströmt, ihre Quelle hat, so gewahren wir wieder einmal, daß es nicht das Formale, nicht irgendwelches Können, nicht äußerliche artistische Meisterschaft ist (dagegen wäre gar vieles einzuwenden), sondern die Herzensrichtung, die Kraft der Gesinnung, die hochgesteigerte, starke Persönlichkeitswerte — Eigenwerte! — in sich bergende Menschlichkeit des Schaffenden. Und so kann ich nicht umhin, um den Eindruck zu runden, von dieser Menschlichkeit ein Selbstzeugnis anzufügen. Ich wähle ein paar Sätze aus der Charakteristik des Pfarrers Yorik, die zugestandenermaßen eine Eigencharakteristik Sternes ist: „Er hatte so viel Lebhaftigkeit, so viel En-

Digitized by Google

thusiasmus, so viel Fröhlichkeit des Herzens, wie sie einzig der wärmste Himmel hervorbringt... Yorik hatte, die Wahrheit zu sagen, einen unüberwindlichen Widerwillen und Abscheu, nicht zwar gegen die Ernsthaftigkeit, denn er konnte, wenn es darauf ankam, tage- und wochenlang der ernsthafteste Mensch von der Welt sein, sondern gegen die verstellte Ernsthaftigkeit, welche der Unwissenheit und Torheit zum Deckmantel dient und welche nichts ist als ein Betrug und ein abgefeimter Kunstbegriff, bei der Welt das Zutrauen zu gewinnen, als ob man mehr Verstand und Einsicht habe als in der Tat wahr ist."

Armer, guter, glücklicher Yorik, deine Seele war in der Tat „wohl besegelt", sie führte — wie recht hast du! — „keine Unze Ballast" mit. Wir aber schleppen den Ernst-Ballast zentnerweise durchs Leben. Hilf du uns, das Entbehrliche daran durch Lachen zu entladen! Hans Franck

Skowronneks „Generalsecke" und das Komödienhaus

Berliner Theater

Nach einer Kraftanstrengung, wie sie die Doppelaufführung des Shakesperischen Vierten Heinrich im Deutschen Theater darstellt, braucht auch das Ungeheuer des Berliner Theaters, das aus so vielen Lungen atmet, einen Augenblick des Verschnaufens und Verdauens. Womit füllt man ihn besser als mit einer Nichtigkeit, einer liebenswürdigen Nichtigkeit vom Schlage der Richard Skowronnekischen „Generalsecke"? Das ist ein Militärlustspiel mit all den wohlbekannten honetten Requisiten, die dieses Genre so publikumsbeliebt gemacht haben: ein bißchen Patriotismus, ein bißchen Aktualität, wenn auch nur aus dem Modejournal, recht viel junges frisches Leutnantsblut, und die ganze Bühne voll zweifarbigen Tuchs — das alles geschickt, ebenso bühnen- wie zuschauerkundig gruppiert um eine große Schlager- und Sensationsszene, die sich, einmal gesehen, nie wieder vergißt, die sich „mit ehernen Lettern" in die Theatergeschichte aller Zeiten einträgt, auf die man „immer wieder zurückkommt", wie der Zigarrenkäufer auf die Hausmarke von Fuchs & Böser. Im „Husarenfieber" — wem brauchte man das in Erinnerung zu rufen? — war es der Offiziersritt auf den Stühlen, in der „Generalsecke" ist es die Parade mit den Hutschachteln, wogegen es keinen Widerstand gibt. Und mit was für Hutschachteln! Die großen Trommeln der Regimentsmusik sind niedliche Bonbonnieren dagegen. Das macht, es ist außer dem neuesten Kopfschmuck der Offiziersdamen der ganze ausbündige Rebellengeist der holden Weiblichkeit gegen die Tyrannei der Männer darin verpackt, dieser Männer, die, aus Angst, oben bei dem Allgewaltigen anzustoßen, ihr knappes Reglement sogar auf die Hüte ihrer Damen ausdehnen möchten. Aber da kommen sie schlecht an. Ja, wenn es allein die kleinen Leutnantsfrauen wären, die da frondieren! Aber nein, auch die Frau Oberst und Regimentskommandeuse selber ist dabei, und ihre aus Sammet und Eisen gemischte Frau-Eva-Politik bringt es fertig, daß sich sogar die gestrenge Frau Generalleutnant und Divisionskommandeuse, die sich die spartanische Suppe — sagt man — nur als Sonntagsgericht gönnt, einen solchen breitrandigen Rebellenhut anschafft. Was jetzt noch für Not? Was bis dahin

Digitized by Google

Stein des Anstoßes war, ist nun auf einmal Auftrieb nach oben: glatter und flotter noch als dereinst um die Majorsecke segelt die Bangbüx von Oberst nunmehr um die gefürchtete Generalsecke. So hat Frauenlist einmal wieder gutgemacht, was die Aberforschheit der Männer beinahe heillos verdorben hätte — es ist nur recht und billig, daß nach solchem eklatanten Frauenerfolg das Fabrikantentöchterchen ihren Leutnant und der Leutnant seinen Heiratskonsens bekommt.

Und solch ein Stück, vor dem alle Kritik in Liebe und Bewunderung verstummt, muß vom Schicksal dazu ausersehen sein, just eben noch mit dem Pleitegeier in das Komödienhaus zu schlüpfen, das Dr. Rudolf Lothar, der Vielerprobte, Vielgewandte, der heitern Muse erst vor wenigen Wochen am Schiffbauerdamm eröffnet hat! Drei Premierenabende mit steigendem Erfolg: von Fulda und Dreyer über Lenghels „Zarin" zu Skowronneks Militärschwank — und bankerott! Wenn irgend etwas, so beleuchtet dies den ganz und gar nicht „göttlichen" Leichtsinn, mit dem heutzutage in Berlin Theatergründungen gemacht werden. Man kann sich zu hoch versteigen, von sich, von der dramatischen Kunst und vom Theaterpublikum zuviel verlangen und dann jäh und unversehens zu Fall kommen; aber vier „Erfolge" vor dem Wagen und auf glatter, ebener Publikumschaussee dahinfahren und schon nach der ersten Meile für den Abdecker reif sein, das zeigt doch den kaufmännischen Geist solcher Unternehmungen in einem Lichte des Dilettantismus, daß man nach Prohibitivgesetzen schreit. Die Verzettelung der Kräfte, an dem das gesamte Berliner Bühnenleben seit Jahren schon leidet, hier ist sie an einem Punkte angelangt, wo sie gemeingefährlich zu werden beginnt. Friedrich Düsel

Rittners „Sommer" und Stefan Zweigs „Haus am Meer"

Wiener Burgtheater

Wo hinter stillen Heiterkeiten die Tragik des Lebens lauert, da sind von jeher die poetischen Lieblingsbezirke Thaddäus Rittners gewesen. Seine neue Komödie „Sommer" (Buchausgabe: Deutschösterreichischer Verlag, Wien) spielt gar in einem Sanatorium für Nervenkranke und beschwört den Tod als Erwecker der Lebensfreude. Allerdings einer unnatürlichen Lebensfreude, die ebenso schnell wieder erstirbt, wie sie erwacht war. Über dem Sanatorium brütet die Sommerschwüle des Müßigganges. Man hat nichts zu tun, als seine kranken Nerven ausruhen zu lassen, das heißt sie zu beobachten. Dadurch aber werden in ihnen gerade heimliche Wünsche nach Abenteuern und Erlebnissen rege. Was Wunder, daß die Gelegenheit Diebe macht, die kreuz und quer liebeln und flirten! Nur einer scheint den Lockungen zu widerstehen: ein schüchterner, zaghafter Jüngling, der an Weltfurcht leidet. So lange die Mutter lebte, war er aller Sorgen des Erwerbes enthoben. Nun sie tot ist und er gewahr wird, daß das kleine Vermögen, das sie ihm hinterlassen hat, nur mehr für diesen Sommer hinreicht, drückt ihn das Bewußtsein, sich einen Lebensunterhalt suchen und den häßlichen Kampf ums Dasein aufnehmen zu müssen, zu Boden, macht ihn menschenscheu und unfähig, sich mit den andern des süßen Nichtstuns zu erfreuen. Von allen gemieden, findet er nur in der Gattin des Sanatoriumbesitzers ein Geschöpf,

Digitized by Google

das im sympathischen Gefühl einer gleichen Schwäche sich seiner annimmt. Dem Leben so wenig gewachsen wie er und untauglich zu jeder Arbeit, ist sie ein Spielball ihrer Launen und Nervenstimmungen. In ihrem hysterischen Bemutterungsdrange begönnert sie ihn so auffällig, daß ihr Gatte Verdacht schöpft und in einer Anwandlung hell auflodernder Eifersucht sich der ungeheuren Macht besinnt, die dem Arzt über seine Patienten in die Hand gegeben ist. Um den Nebenbuhler unschädlich zu machen, läßt er die Andeutung fallen, daß der lebensfremde Jüngling nur mehr einen Sommer zu leben habe. Der tückische Vernichtungsplan bewirkt jedoch das Gegenteil: der zu Tode getroffen werden sollte, wird durch ihn gerade zum Leben erweckt; denn jetzt hat er, was er gewollt: er hat seinen Sommer und braucht den Herbst und den Winter nicht mehr zu fürchten. Die Lust, das Leben geschwind noch in vollen Zügen auszutrinken, richtet ihn auf: früher als weltscheuer Sonderling verlacht und verspottet, ist er jetzt als kecker Draufgänger von der ganzen Weiblichkeit des Sanatoriums begehrt und umschwärmt. Da naht der Herbst und bringt die Wahrheit an den Tag, die den Glückberauschten aus der fröhlichen Gewißheit seines nahen Endes reißt. Die Angst vor dem Leben kehrt zurück und die Frau, die schon zur Flucht mit dem zur Lebensfreudigkeit Erstarkten bereit war, wendet sich von dem wieder Eingeknickten enttäuscht ab, um sich mit ihrem Gatten zu versöhnen. Der holde Sommernachtstraum ist aus und nach wie eh steht der Ärmste vor der grauenvollen Ungewißheit des Lebens. Der Tod als Erwecker der Lebensfreudigkeit — ohne Zweifel ein ebenso kühner, wie ungewöhnlicher Lustspielgedanke. Nur zu überspitzt und zu gefährlich für die derbe Sinnfälligkeit der Bühne. Wie poetisch fein und psychologisch zart auch Rittner das Erwachen des Lebensgefühles aus der nahen Todesgewißheit motiviert und in einem jauchzenden Fußballspiel mit der Sonne dramatisch veranschaulicht, auf der Bühne wirkt, was symbolisch gemeint ist, durch die Realität des Ausdruckes unwahrscheinlich, wo nicht gar verletzend, und wenn schon die Todesweihe als Erzieherin zu einem höheren Lebensgefühl angerufen wird, dann müßte sie zum mindesten eine wirkliche Gesundung herbeiführen, soll sie nicht als ein müßiges Spiel mit den mystischen Kräften unsres Daseins peinlich empfunden werden. Im übrigen zeigt die Komödie einen erfreulichen Fortschritt im poetischen Schaffen Rittners. Die Gestalten sind durchwegs gut geschaut und mit sicherem Griff in den Irrgarten der Liebe und der überreizten Nerven gestellt, den Dialog beflügelt eine liebenswürdige Ironie, und nirgends erstarrt der Witz zu selbstgefälligen Aphorismen, die ihr Licht auf Kosten der dramatischen Wahrheit leuchten lassen. Trotz vorzüglicher Darstellung kamen in dem weiten Haus des Burgtheaters nur die schwankhaften Elemente zur Geltung, und was vielleicht als eine Tragikomödie des Lebens gedacht wahr, mußte sich mit dem Ruhm einer sentimental temperierten Komödie der Hysterie bescheiden.

Weicht Rittner, der Dramatiker, aus vornehmer Scheu, ins äußerlich Theatralische zu verfallen, allen stärkeren Bühnenwirkungen geflissentlich aus, so strebt Stefan Zweig, der Lyriker, in seinem Schauspiele „Das Haus am Meer“ (Buchausgabe: Insel-Verlag, Leipzig) nur zu oft und allzu

Digitized by Google

deutlich erkennbar dem krassen Effekt zu, offenbar, um dramatische Kraft zu bekunden. Was er indes bekunden will, beweist eher das Gegenteil, beweist zudem einen Mangel an realer Anschauungsfähigkeit, wie er bei lyrischen Naturen so häufig zu finden ist, wenn sie aus ihrer Art des Betrachtens, Empfindens und Erlebens heraustreten, um nach dramatischem Ausdruck zu ringen. Nur aus diesem Mangel erklärt sich der Riß, der in dem Schauspiele Zweigs zwischen dem Dichterischen und dem Dramatischen klafft und der es auch stofflich und zeitlich in zwei äußerlich verklammerte Teile spaltet. Die Klammer bildet das Haus am Meer, das, nach dem balladesken Titel zu schließen, dem Dichter als Held seiner maritimen Heimatstragödie vorgeschwebt haben mochte, das aber doch nur Schauplatz, nur Stimmungsrequisit bleibt, weil die dramatischen Geschehnisse nicht als ein tragisches Geschick aus dem Boden wachsen, darin das Heim der Lotsenfamilie wurzelt, sondern nur durch Zufall, durch eine unbedachte Heirat hineingetragen werden. In treu gehüteter Überlieferung von Geschlecht auf Geschlecht vererbt, versinnbildlicht es die Freude am eigenen Grund und Boden, am Besitz und am Beruf, und was patriarchalischer Sinn und bürgerliche Tüchtigkeit nach Urväter Sitte zu einem wetterfesten Tempel selbstgenügsamen Familienglückes ausgebaut hatten, verfällt, da eine fremde Frau sich einnistet und mit ihrer Sehnsucht aus der Enge der Häuslichkeit die Fundamente der Seßhaftigkeit lockert. Zu spät erfährt der junge Lotse, daß er eine Straßendirne geheiratet hat, zu spät, daß sie von ihm ein Kind unterm Herzen trägt. In der ersten Bestürzung über die schmutzige Herkunft seiner Frau hat er — das Stück spielt zu Beginn des amerikanischen Freiheitskrieges — einem an die englische Miliz verkauften deutschen Rekruten die Flucht ermöglicht, und nun muß er an dessen Stelle hinüber nach Kanada in den Krieg. Nach zwanzig Jahren kehrt er heim und findet sein Weib an einen jungen, rohen Wüstling verheiratet und seine Tochter — der Apfel fällt nicht weit vom Stamm — in unzüchtigem Verkehr mit ihrem Stiefvater. Angewidert von dem Schmutz, der ihm entgegenstarrt, lockt er den Entehrer seines Hauses aufs Meer und zwingt ihn mit sich in den Wellentod. Man sieht: was sich wie ein tragischer Schollenkonflikt angelassen hat, klingt wie das Schlußkapitel eines alten Abenteurerromans aus, das geschwind noch über die letzten Schicksale der handelnden Personen berichtet, um die stoffliche Neugierde des Lesers befriedigt zu entlassen. Wir sehen zwar, wie das Unheil herannaht, nicht aber das Werk der Zerstörung, und wir müssen das tragische Ende auf Treu und Glauben hinnehmen, weil wir nicht Zeuge des Kampfes selber werden, der uns erkennen ließe, weshalb es so und nicht anders kommen mußte. Was dichterisch in diesem verkappten Effektstück erscheint, ist nicht dramatisch, und was dramatisch tut, ist nur theatralisch verrenkte Epik, die in der schönen Versprache einen künstlerischen Ausgleich der äußeren und inneren Widersprüche sucht. Aber gerade diese lyrisch versonnene Versprache erwies sich mit ihren weit hergeholten Wortbildern und weit ausladenden Reflexionen auf der Bühne als ein untaugliches Instrument, um das Gemütsleben dieser schlichten, wortkargen Seeleute zu erschließen. Sie schien eher Hebbels Wort bestätigen zu wollen:

Digitized by Google

„Ein allzu weitschweifiges lyrisches Talent hält sich oft für ein dramatisches.“ Selbst die Lyrismen kommen, genau betrachtet, nicht aus dem Innern des dramatischen Geschehens, sondern sie umkreisen es nur, um schließlich mit schwächlicher Sentimentalität an Requisiten haften zu bleiben. Schier endlos nimmt der durch die Vergangenheit seiner Frau aus dem Haus getriebene Lotse von Uhr und Großvaterstuhl und anderem Hausrat Abschied, und als er, ein Fremder, nach zwanzig Jahren heimkehrt, ist es ein alter Kasten mit geheimnisvollem Verschluß, der zum Wiedererkennen führt. Was uns dagegen verschlossen bleibt, ist des Mannes inneres Verhältnis zu der Frau, die all den Jammer angerichtet hat.

Theodor Antropp

Eugen Gura,

wenn er noch lebte, wär er jetzt siebenzig Jahr! Nicht wahr, das überrascht? Als er von uns Abschied nahm, im Jahr 1902 war's, schien er uns ja ein gar alter Mann. Wie wehmütig war das damals! Der Beifall schäumte und brauste, aber es war nicht mehr die Leistung, die ihn weckte, es war die Dankbarkeit, die ihn wachhielt. Dann kam ein dunkler Abend, und dann die Nacht.

Aber die ihn erlebten, vergessen die ihn? Den Bühnenkünstler vielleicht, so groß er war —, es ist möglich, daß sein besonderes Bild in der Gesamterinnerung an alte Bühnen-Erfreuungen und Erhebungen aufgeht. Den fahrenden Sänger nie. Und nicht etwa nur, weil der Mann, der dort neben den Flügel trat, einer war, der mit seinem echten Menschentum sofort die Herzen bezwang. Sondern, weil dieser Mann als Künstler vermochte, sich selbst aufzulösen in seiner Kunst. „Kunst“ — ja, ob er ein Künstler war! Und doch, es ist etwas in dem Wort, das uns nicht ganz entsprechen will, wenn wir Guras gedenken. Wenn er den „Douglas“ sang, war unser Herz nicht ganz bei diesem Vasallen und seinem Herrn, war es auch noch bei irgendwelcher Kunst? Wenn er vom Prinzen Eugen sang, lebten wir dann nicht im Donaulager? Wenn er den Nöck aufsteigen ließ, waren wir nicht draußen beim Wasserfall, um den die alten Bäume rauschten, waren wir noch bei irgendeinem Kunstwerk?

Eugen Gura, was alles haben wir durch dich miterlebt! ...

Und das ist's, was nicht vergeht, und wenn hundertmal wahr ist, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht. Es kommt nicht auf die Kränze, es kommt auf die Früchte an. Wie viele Seelen, Eugen Gura, hast du erschlossen, daß aus dem Gebilde von Wort und Ton ein neues, reines, ein höheres Sein in ihrem Innern aufblühte. Und Sonntage säte in die Alltage ringsherum und sich weitersäte über sich hinaus. Das ist es, was in Enkeln noch fortzeugen wird. Und darin, Eugen Gura, wirst du weiterleben.

A

Eine neue Schubert-Biographie

Schuberts Leben und Schaffen ist bis heute noch nicht erschöpfend behandelt worden. Auf Grund eines reichen, von Professor Alois Fellner in Wien gesammelten Materials hat Walter Dahms einen neuen Versuch dazu unternommen*, wobei er ausdrücklich die historische Bewertung und ästhetische Betrachtung der Werke als das Gebiet seiner eigensten Tätigkeit bezeichnet.

* Dahms, Schubert, 446 Seiten, Schuster & Löffler, Berlin.

Digitized by Google

Er hat die Schwierigkeiten seiner Aufgabe nicht verkannt; es fragt sich, ob es gelungen ist, des ungeheuern Stoffes Herr zu werden. In zehn Abschnitte ist die fortlaufende Erzählung gegliedert. Durchweg ist ein wohltuend warmer Ton festgehalten; zahlreiche Einzelheiten beleben die Darstellung. Besonders wertvoll ist alles, was aus Briefen und Tagebüchern Schuberts mitgeteilt wird. So ersteht vor uns ein ungekünstelt wahres Bild vor allem des sympathischen Menschen, der, ein echter Künstler, bei allem Selbstbewußtsein sich selbst nicht in Szene zu setzen, seinen Vorteil nicht wahrzunehmen verstand, deshalb lebenslang in Dürftigkeit und Sorgen befangen blieb und doch eine geradezu unglaubliche Fülle wundervoller Musik schuf, in der allein er aufging. Sehr richtig ist es, daß bei soviel Licht auch der Schatten nicht vergessen und geleugnet wird: Schuberts Schwächen bedürfen menschlich wie künstlerisch nicht der Schonung. Aber um sein Schaffen eingehend zu verstehen und zu erklären, scheint doch der bedeutende Umfang des Buches nicht auszureichen und der eingeschlagene Weg nicht zu befriedigen. Offenbar geht der Verfasser wie von genauester Kenntnis im einzelnen, so auch von unanfechtbarer allgemeiner Grundlage der Anschauung aus. Vom Liede leitet er die einzige Möglichkeit her, Schuberts Meisterschaft zu begreifen. Eben deshalb müßte doch der Liederkomponist vor allem geschildert werden. Mit einer Aufzählung in chronologischer Reihenfolge, mit ganz kurzer Charakterisierung der meisten und einer etwas genaueren Würdigung einzelner weniger Lieder ist es nicht getan. Gewiß betont der Verfasser sehr glücklich, daß es nicht angehe, die aufsteigende Entwicklungslinie bei Schubert zu leugnen, wie das so oft geschehen ist. Aber um sie aufzuzeigen, müßte den Liedern allein ein ganzer Band gewidmet sein. Und es müßte vor allem streng stilistisch geschieden und geurteilt werden. Lied, Ballade, Szene sind ja ganz grundverschiedene Gattungen. Sie spielen alle drei in Schuberts Gesängen, die nicht alle Lieder heißen dürfen, eine große Rolle. Da ist es bezeichnend, wie der Verfasser beim „Erlkönig“ jeden Vergleich mit Loewe ablehnt und theoretische Spitzfindigkeiten verwirft. Gerade hier ist es aber ganz unvermeidlich, Wesen und Stil des Liedes und der Ballade zu erörtern. Ebenso müßte der „Prometheus“ Anlaß geben, vom Dramatischen bei Schubert zu sprechen. Ganz zu geschweigen von allem, was sich weiter daranknüpft: von dem mehr melodischen oder deklamatorischen Stil der Singstimme, von dem Verhältnis des Klaviers zum Gesang, dann von der Wahl und der Auffassung der Texte — was alles zur Ästhetik des Liedes gehört. Beinahe erhält man den Eindruck, der Verfasser sei auf instrumentalem Gebiet noch besser zu Hause als auf vokalem. Aus Schuberts Klavier- und Kammermusik ist manches etwas ausführlicher besprochen, von den Symphonien natürlich besonders die in H-moll und die große in C-dur. Aber Einzelheiten ist dabei nicht zu rechten. Aber die Abhängigkeit des Instrumentalkomponisten vom Liedermeister Schubert müßte viel schärfer aus seiner echt lyrischen Natur erwiesen werden; vortrefflich stimmt dazu die unglückliche Liebe zur Oper. Geradezu bedenklich scheint mir die Behauptung, Schubert habe mehr zur „Malerei“ als zur „Architektur“ in der Musik geneigt und die „Farbe“ habe ihm mehr gegolten als die „Form“. Wenigstens kann das

Digitized by Google

sehr leicht mißverstanden werden. Der Verfasser lehnt ja anderseits mit wohltuender Entschiedenheit alles unmusikalisch Programmatische für Schubert ab und findet für seine Seelenmusik oft sehr schönen Ausdruck. Überhaupt trifft er häufig den Nagel auf den Kopf, zum Beispiel in seiner Charakterisierung der „Winterreise" gegenüber den „Müllerliedern", in seinem Lobpreis für Schuberts vierhändige Klaviermusik, vor allem aber in der feinsinnig geistvollen Art, wie er zum Schluß Grillparzers unleidliche Grabschrift umdeutet. Es ist zu hoffen, daß das deutsche Volk allmählich wirklich in den Besitz alles dessen gelange, was Schubert ihm geschenkt hat. Dazu würde das vorliegende Buch ganz sicher auch ohne die beigegebenen Bilder beitragen; diese beanspruchen nicht weniger als 117 Seiten Raum, der sich wohl besser hätte verwerten lassen. Es muß doch einmal gesagt werden: Notenbeispiele wären in diesem wie in manchem andern Fall wertvoller.

von der Pfordten

Arnold Schönbergs „Pierrot Lunaire"

Mit einem seltsamen Werke macht Arnold Schönberg jetzt eine Rundfahrt durch die deutschen Musikstädte. Er hat Girauds bekannte Pierrotlieder für eine Sprechstimme und ein Kammermusikensemble (Streicher und Holzbläser), also als „Melodram mit kleinem Orchester" gesetzt und damit wieder einmal viel Befremden hervorgerufen. Das war freilich immer so. Als er sein schönes Streichsextett „Verklärte Nacht", sein erstes Streichquartett und seine „Guralieder" schrieb, Werke, die ein starkes Talent, eine reiche Klangphantasie und scharfgeprägte Eigenart verrieten, hat man ihn größtenteils verlacht und ihn dadurch immer mehr aus Trotz in die Bahnen gedrängt, auf die man ihm jetzt nur schwer oder gar nicht folgen kann. Nicht als ob sich seine große Begabung nicht auch im „Pierrot" an hundert Stellen verriete. Aber bei aller Weitherzigkeit möchte man sich doch bedenken, für diese genialische Geräuschkunst den Namen „Musik" noch anzuwenden. Es sind wahnwitzige, wahrhaft mondsüchtige, fratzenhafte, halbtierische Klänge, die da unser Ohr streifen in einer jenseits aller Harmonik fesselloS schweifenden Polyphonie. Freilich bekommt man von den Konzertaufführungen jetzt ein verkehrtes Bild, weil die Sprecherin des Textes in ihrem Organ gar keine Musik hat, überdies ganz unverständlich bleibt. Was den bloßen Stimmungshintergrund bilden müßte, die Musik, drängt sich vor. Das eigentlich Geistige, die Dichtung bleibt ein Stammeln, Konsonantenzischen, Rufen und Schreien ohne Sinn. Man müßte also sein endgültiges Urteil aufschieben, bis man die Sache erst im rechten Verhältnis gehört hat. Überhaupt täte man gut, im Falle Schönberg nicht so geradeswegs auf den ersten Eindruck hin abzusprechen. Es steckt doch selbst in seinen verfehlten Arbeiten mehr drin, als man auf den ersten Horch gewahr wird, und mancher, der in ihm den Gottseibeiuns der Musik sah, schwört heut auf ihn, als auf ihren Heiland. Den sehe ich in ihm nun freilich nicht, aber doch einen ihrer geistvollsten, anregendsten Köpfe, der uns zur Revision der gültigen Tabulaturen des Schönen reizt und darum für die Entwicklung der Kunst mit all seinen Teufeleien wichtiger ist, als Dutzende braver, fest auf der Meister Spur trottender Komponisten. Seine Nach-

Digitized by Google

ahmer freilich können mir gestohlen werden. Denn schließlich ist Schönberg ähnlich wie Richard Strauß ein Künstler, der die alte Lehre vollkommen meistert, wogegen die Jünger, die mit der Willkür anfangen, dieser strengen Zucht und Schulung entbehren. R. Batka

Zu Haiders Tod

Der Kunstwart hat mit seiner „Haider-Mappe“ gesagt und gezeigt, wie er über den nun Entrückten denkt, er hat das auch in der Zeitschrift selber getan. Nun darf ein Erinnern daran genügen. Daß dieser Genosse der Leibl, Marées, Böcklin und Thoma auch als Könner kein Geringer war, wird mehreren und mehreren um so stärker bewußt werden, wenn sie erkennen, daß die entwicklungsgeschichtlich für eine Weile notwendige Überbetonung des impressionistischen Sehens in der deutschen Kunst doch keine einzig „berechtigte“ Art des Sehens betonte, daß es auch in der Malerei ein scharfsichtiges Sehen gebe und daß dieses eine aufrichtige Persönlichkeit zum Feinzeichnen führen muß. Aber Haider ist als Scharfseher und Feinmaler nie in Einzelheiten aufgegangen, er konnte selbst miniaturmäßig Kleines stets zu schon räumlich stattlichen Bildern zusammenfassen. Auch das bezeugt ein künstlerisches Können. Der bescheiden und still für sich seine Wege ging, verdiente auch als Maler die Berühmtheit, die ihm ward. Aber seine größten Werte lagen nicht hier.

Wer Karl Haiders Werke kannte, der ist schwerlich durch die bayrischen Voralpen gefahren, ohne daß ihm aller halben Stunden einmal der Gedanke kam: Haider. Wer aber diese Berge durchwanderte und ihn kannte, schritt dem der alte Herr nicht immer zur Seite? Hunderte unsrer Maler haben doch auch hier gemalt! Schlechter, aber auch gut, sogar vortrefflich — warum begleiten sie uns nicht? Es wird wohl so sein: die anderen haben Motive aus diesen Gegenden geholt und mit ihnen Bilder gemacht, die guten Teils Schönes, die kleineren Teils sogar für die Kunstgeschichte Wichtiges wurden, Karl Haider aber hat hier Heimat gemalt. Hat gerade das aus Berg, Wald, Wiese und See herausgeholt, was einem Feinstsichtigen das Liebste war, der Jahrzehnt auf Jahrzehnt mit all dem zusammenlebte. Er hat hier „Heimat“ gemalt, das heißt: er hat das gemalt, was er als eines der Kinder dieser Landschaft als das Besondere dieser Landschaft vor allen andern liebte. Aber auch mit solchem Wort ist die Vorstellung von Haiderscher Kunst noch lange nicht umrissen. Aber seinen oberbayrischen Heimaten, ohne Ausnahme, liegt noch ein anderes, ein überirdisches Hochland. Seine Schlierseer Frühlingswiesen sind Frühling schlechthin, seine bayrischen Mädchen sind die Jugend, seine Abendbilder sind „Über allen Wipfeln ist Ruh“. Aus den unzähligen Einzelheiten, die seine Liebe sah, umfing und mit innigem Gefühl fürs Kleinste nachbildete, stieg auch seelisch das Große auf, das allen Große, die Menschen sind, das „Ewige“. Was zu der Kunst einer Nation als dem großen Gesamtschatze des völkischen Empfindens aus diesem Gau, aus diesem Volkswesen einfließen kann, davon hat hier sein Teil Karl Haider gegeben. Nicht in der Geschichte der Malkunst als solcher wird sein Name lang anhaltend leuchten, aber in dem der Kunst als Mitteilung innigen und großen Erfühlens. Aus dem

Digitized by Google

Deutschtum selbst ist Haiders Name nicht mehr wegzudenken.

Zum Thema Sascha Schneider

Grundsätze und Forderungen für die Beurteilung von Werken der bildenden Kunst aufzustellen ist heute nicht mehr zeitgemäß, so stark man auch die schöpferischen Aufgaben der Kritik immer wieder betont. Wir setzen unsern Stolz darein, jede künstlerische Leistung als solche bewerten zu können, unabhängig von der Kenntnis ihres Werdens, von der Umwelt ihrer psychischen Heimat, von den ideellen Zielen, die ihr Schöpfer mit ihr verfolgt. Wenn es in der Entwicklung der letzten Jahre selten mehr gelingt, diese Ruhe der Betrachtung, die man auch Objektivität nennen mag, zu wahren, so trifft die Schuld dafür weniger das Publikum als die Künstler selber. Man ist es nachgerade gewohnt, vor jeder neuen Erscheinung ein Stück Papier daherflattern zu sehn, das sich mit dem ganzen Eifer eines Bekenntnisdokumentes zwischen das Werk und seinen Beschauer drängt. Gerade die Jungen und Jüngsten ersetzen oft durch die Gewandtheit und das Temperament ihrer Feder, was ihren künstlerischen Taten an Reife und Ausdrucksfähigkeit mangelt.

Ein Künstler von Rang, dessen Persönlichkeit schon mit einigermaßen festen Konturen in der Geschichte der neueren Malerei umrissen ist, hat sich nahezu zehn Jahre lang verborgen gehalten. Wir haben Sascha Schneiders Ringen um einen monumentalen Stil in Form und Farbe mit Aufmerksamkeit beobachtet: ein nicht gewöhnliches zeichnerisches Können, das in der Wiedergabe des menschlichen Körpers am selbständigsten vorging, war sich selbst nicht genug, sondern strebte, gewisse ethische und gedankliche Einheiten in symbolhafter Gestalt festzuhalten. So entstanden Blätter von unleugbar kräftiger Bildwirkung, deren Pathos die Grenze zum Theatralischen freilich nicht immer wahrte, und Wandgemälde, deren Gegenständliches in der großen, bewußt vereinfachten Form das Ubliche sichtbar vermied. Von dieser Vergangenheit sagt sich Sascha Schneider heute los. Auch wenn er nicht selbst die Tafeln mit grandioser Gebärde zertrümmerte, die uns die Gesetze seines früheren Schaffens kündeten, müßte uns ein solcher Wechsel erstaunen. Von der Ausstellung, die den Dresdnern die Ergebnisse seines langen freiwilligen Exils zeigte, würde man aber trotzdem an dieser Stelle nicht viel Worte zu machen brauchen, wenn nicht der Versuch unternommen würde, ihren Inhalt aus der Sphäre des Kunstwerkes heraus- und auf die Plattform einer ethischen Errungenschaft und einer Erscheinung von kulturell bedeutsamen Zukunftswerten zu heben. Der Künstler selbst zwar beansprucht erheblich weniger: er will mit seiner Arbeit das Interesse an der neu erwachenden physischen Kultur heben, das Ziel der neuen körperbildenden Kraft: Gesundheit — Mannhaftigkeit — Schönheit, im Bilde zeigen. Das wäre also eine Art Idealismus mit sportlich-hygienischer Tendenz, an sich ein einwandfreies Unternehmen. Der Widerspruch gegen diese Kunst, denn einem solchen sollen hier Worte gegeben werden, gründet sich weniger auf die Tatsache eines Programms als auf die Art seiner künstlerischen Versinnlichung. Selbst von den zahlreichen geschichtlichen und ästhetischen Irrtümern und Unklarheiten, die der Künstler in

Digitized by Google

einer Broschüre diesem seinem Programm eingeflochten hat, sei kein polemisches Aufheben gemacht. Die Gefahr liegt anderswo, aber sie in Worte zu kleiden ist weder eine leichte noch eine angenehme Aufgabe. Ein bewußtes Sichbeschränken auf einen sehr kleinen Kreis von Bewegungsmotiven, das Vermeiden der Wiedergabe jedes seelischen Ausdruckes, jeder Illusionswirkung im Sinne einer Raumdarstellung — alles das kann man gelten lassen, selbst wenn das Ergebnis freier, bedeutender, lebensvoller wäre als das, was sich hier unsern Blicken bietet. Die Anmut in der Haltung eines Gürtelbinders, den weichen Reiz einiger marmorner Knabenköpfe wird man willig anerkennen: die gemessene Schar von lebensgroßen Knaben- und Jünglingsgestalten aber, die sich da in rosigen Silhouetten an den Wänden drängen, strömt einen Hauch schwärmerischer und süßer Sinnlichkeit aus, den der unvorbereitete Besucher dieses Schauspieles wohl anfangs mit Befremden atmet, der sich aber bald mit seltsamer Schwüle auf Augen und Sinne legt. Nicht die Kraft einer neuen und organisch stark gewordenen Naturanschauung zwingt ihn in ihren Bann, sondern die Unermüdlichkeit, mit der ein bestimmter Akkord hier immer wieder angeschlagen wird, die wortreiche Bewußtheit, welche diese innerlich armen Gebilde mit dem Strahlenkranz einer bestimmten Kulturenergie zu schmücken sucht. Das Publikum und leider auch ein großer Teil der örtlichen Kritik läßt sich durch die priesterliche Gebärde des „Meisters“ bannen, durch die Fremdheit des Dargebotenen reizen, durch den scheinbaren Reichtum des Denkens und Erlebens, der sich in Programmen und Broschüren über seine Köpfe ausströmt, einschüchtern und verblüffen. Wir wollen nicht mißverstanden werden. Wir setzen keinen Zweifel darein, daß der Künstler sein Eigenstes und Bestes gibt, daß er an die Bestimmung und an die Wahrheit seiner Geschöpfe glaubt, daß er von der Logik seiner Ausführungen über figurale Typik, Flächenkunst, Monumentalität, Materialrecht usw. überzeugt ist. Aber wir müßten es beklagen, wenn die individuelle Bedingtheit dieser Typen ihnen auf dem Markte, wo die inneren Gesichte der Künstler nach Echt und Unecht gewertet werden, einen bleibenden Kurs verschaffte. Ebenso wie wir die Entwicklung eines begabten und fleißigen Künstlers beklagen, der einen Goldschatz selbsterworbenen Könnens und drängender Gestaltungsmöglichkeiten hingibt, um ein blasses, aber seltsam umrissenes Pergament mit allerlei monotonen Charakteren und müd-sinnlichen Versen dafür einzutauschen.

Erich Haenel

Fröhlichs fröhliches ABC-Buch

„Das erste Kunst-ABC“

Dreiundsechzig Jahre sind vergangen, seit das Büchlein erschien, das der Verfasser damals nicht ohne Stolz das „erste Kunst-ABC“ nannte. In der Tat: es war nicht nur ein liebes Büchlein an sich, sondern zugleich ein in seiner Art erster Versuch der „Kunsterziehung“ — und Fröhlichs Nachschrift beweist, daß er sich dessen durchaus bewußt war. Er sprach darin von der besondern Fähigkeit des Schattenrisses, die Phantasie anzuregen, von der besondern Intimität, die dadurch der Kunstgenuß des Kindes erhalte, und von der nur hierdurch

Digitized by Google

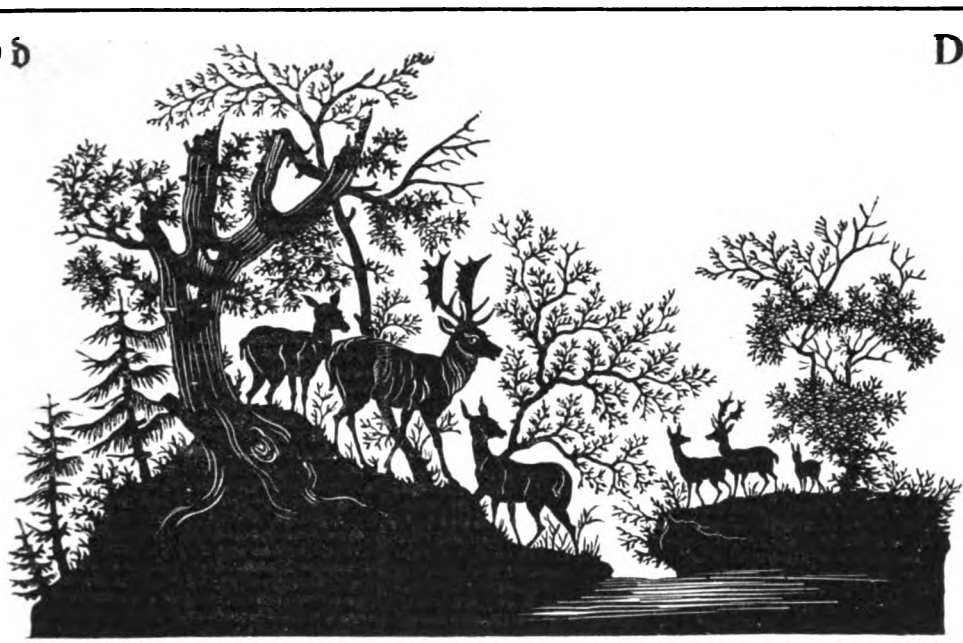
Aa Aa

Die Affen sind vergnügte Herrn —
Habt ihr aber affige Kinder gern?

Aurikel — Andacht — Alpen — Apfel — Amboß

Digitized by Google

Digitized by Google



Durchs Grün siehst du den Dammhirsch gehn —
Der weiß halt auch, wo's wunderschön!

Doktor — Drache — Dampfschiff — Dame — Dromedar

Digitized by Google

Digitized by Google

Ii Ii

Was kribbelt und krabbelt, summt, zwickt und neckt,
Und schillert und trillert, heißt meist Insekt.

Indianer — Jagd — Invalide — Jongleur

Digitized by Google

Digitized by Google

bewirkten erhöhten Kraft, zum Nachbilden, zum Selbstbilden anzuregen. Kein Wunder, daß wir vom Kunstwart nach diesem ABC-Buch schon lange ausschauten. Aber es ging nur wie eine Sage um: es war vergriffen, und selbst der letzte Verleger hatte wohl Platten, wußte jedoch beim Mangel einer Vorlage nicht einmal, wie sie zusammengehörten. Die Originalschnitte aber kamen in unsern Besitz, und endlich erbrachte ein Kunstwartleser noch ein Exemplar. Nun konnte „Fröhlichs fröhliches ABC", vom Kunstwart neu herausgegeben, „auferstehn".

Mit welchem Jubel von der Schar der Kleinen das Fröhlichsche ABC-Buch seinerzeit aufgenommen war, dessen erinnere ich mich noch aus meiner eigenen Kinderstube her. Es ist auch später nur ganz besondere Ungunst zumal der Verlagsverhältnisse gewesen, die dieses wie so vieles andere Gute von den Geschäftsführern der Mode beiseiteschieben ließ. Wenn mir unser Kunstwart-Gewährsmann schrieb, daß das erhaltene Stück nun schon im soundso vielten Kindergeschlecht immer der gleiche vor allen geliebte Kinderfreund geblieben sei, so zeugt das für Erfahrungen, die sich jetzt ganz sicherlich wieder bei vielen erneuern werden.

Unsre Neuausgabe ist nach den Originalholzstöcken gedruckt und nur ergänzt worden, wo diese fehlten.

Wir möchten dem Büchlein eine recht große Verbreitung verschaffen, deshalb ist der Preis fürs gebundene Stück nur auf $1^1/_2$ Mark angesetzt. A

Deutsche Teppiche

Eine Ausstellung in den Räumen des Abgeordnetenhauses in Berlin wollte uns vor einiger Zeit beweisen, daß es eine wirkliche deutsche Teppichfabrikation gibt, daß also das kauflustige Publikum nicht auf die doch immer mehr oder weniger zweifelhaften orientalischen Teppiche angewiesen ist. Den meisten war das gewiß keine Neuigkeit. Wenn auch zugegeben werden muß, daß jemand, der in der Industrie nicht sehr bewandert ist und die Dinge des Marktes nur nach ihrer Erscheinung selbst und nicht nach Stempel und Fabrikzeichen unterscheidet, leicht noch immer in dem Glauben leben konnte, es gäbe überhaupt keine deutschen Teppiche.

Die einfache wirtschaftliche Tatsache, daß Deutschland selber Teppiche produziert, ist ja immerhin etwas Erfreuliches. Und wenn man bei genauerer Betrachtung davon überzeugt wird, daß diese deutschen Teppiche eine stoffliche Qualität und technische Gewissenhaftigkeit besitzen, wie sie die Produkte der orientalischen Fremdenindustrie keineswegs aufzuweisen haben, so hat diese Freude sogar schon einen leichten ästhetischen Einschlag. Aber die Freude wäre eine weit größere, wenn diese deutschen Arbeiten nicht nur in wirtschaftlicher und technischer Hinsicht, sondern auch in bezug auf den künstlerischen Ausdruck deutsch genannt werden könnten. Hier hapert's leider noch immer recht bedenklich. Es ist ein Jammer, da haben wir das gesamte Kunstgewerbe reformiert und es zu jener schönen Homogenität entwickelt, und mit dem Teppich werden wir nicht fertig. Er spukt noch immer durch unsre Wohnräume als der letzte Schatten der edlen Trödlerphysiognomie, die einst hier geherrscht. Es ist nicht nur Mangel an gutem Willen seitens der Fabrikanten, es fehlt auch bei den Künstlern, entweder bleiben sie ab-

Digitized by Google

hängig von den orientalischen Vorbildern, oder sie tasten noch sehr ins Ungewisse. Ein Teppich, — das gilt nicht nur von den billigen Massenfabrikaten, sondern auch von der künstlerischen Einzelarbeit, — der mit einer modernen Einrichtung harmoniert, wirklich in Stimmung und Charakter eins wird, ist leider noch immer eine Seltenheit.

Man darf die Schwierigkeiten nicht verkennen. Die allgemeinen modernen Ausdruckgedanken erzeugen nicht ohne weiteres die spezielle künstlerische Form. Die muß zugleich entwickelt werden aus der eigenen engeren Bedingtheit heraus, aus dem besonderen Material, der besonderen Technik, dem besonderen Zweck. Aber hier fehlt es an Tradition, an Erfahrung, an jener Vertrautheit, die schon im Stoff die künstlerischen Ausdrucksmöglichkeiten fühlt, an der erprobten Zusammenarbeit von Künstler und Techniker. Der Reiz, die Schönheit der echten alten Orientteppiche, die doch oft Meisterwerke der Kunst sind, liegt gerade in dieser organischen Verwebtheit von Technik und künstlerischer Phantasie in Linie und Farbe: der gewebte, gefärbte Wollfaden bildet die innere Einheit und ist zugleich der Träger des im Flächenornament spielerisch sich ausdrückenden Volkscharakters. Hierin sollten sie uns Vorbild bleiben, aber sie sind's in den Äußerlichkeiten nur, in den „Mustern". Also gerade in dem, was wir überwinden müssen, wenn anders eben der Teppich in die Stileinheit unsrer modernen Raumkunst hineinpassen soll. Das bunte passiv launische Spiel der Maureskeu widerspricht durchaus unserm Charakter, unserm modernen wie dem traditionellen. Und stimmt deswegen auch nicht zusammen mit den eben aus diesem unserm eignen Wesen entwickelten übrigen Formen. Es entspricht auch nicht der Bestimmung, die bei uns der Teppich hat. Wir sitzen nicht wie der Orientale mit untergeschlagenen Beinen unten auf dem Teppich und amüsieren uns müßig damit, in dem kleinen Gesichtsausschnitt dem märchenhaften Spiel des geometrisierend floralen Ornaments zu folgen. Bei uns muß der Teppich als Ganzes wirken, als Stück des Raumes, als Ton.

Soweit die deutsche Teppichfabrikation den für die künstlerische Entwicklung des modernen Teppichs unbedingt notwendigen Bruch mit dem orientalischen Muster vollzogen hat (leider hat das, wie gesagt, nur ein kleiner Teil), versucht sie ja auch, gerade was die ruhige Gesamttönung anbetrifft, ihre Fabrikate so gut wie möglich modern zu gestalten. Das Prinzip wirkt immerhin sympathisch. Vor allem ist es der billigere Fabrikteppich, der hier mit gutem Beispiel vorangeht. Aber wo bleibt hier der feinere künstlerische Reiz von innen, vom Stoff, von der Technik heraus? Es sind doch mehr allgemeine gute Geschmackideen, die ziemlich unnuanciert auf den besonderen Stoff von außen aufgetragen sind. Eine wirkliche Kunst, ein Fundament sozusagen für eine reichere und feinere künstlerische Entwicklung stellen diese Teppiche nicht dar. Bleiben die besseren von Künstlern entworfenen Einzelteppiche. Auch der Künstler sucht nach der Ruhe des Tones. Aber er weiß, daß der bewegte Faden mehr verlangt, er sucht zugleich nach Bewegung. Doch leider fühlt er die technischen Bedingungen wiederum nicht so fein und genau, daß er auch ohne

Digitized by Google

Tradition sicher gehen könnte. Es ist ein Schwanken, eine Unsicherheit der schmückenden Gedanken zwischen Naturalismus und Geometrie, die manchmal recht peinlich wirkt. Wir spüren nicht den Faden als die künstlerische Einheit, als den Gestalter des Ornaments, der es belebt, heraushebt und zugleich wieder zurückbindet, in einem Gedanken. Das Ornament wirkt oft nur draufgelegt, wie fremde Zutat; und wo es mehr geometrisiert ist und in der Fläche bleibt, hat es doch nicht die Fähigkeit, ohne die Geschlossenheit des Tons zu stören, so fein und beruhigt wirklich die Fläche zu füllen. Der Künstler hat es, wie gesagt, schwer, da er sich auf keine Tradition stützen kann. Um so mehr aber sollte er sich genötigt sehen, die intimste Fühlung mit Stoff und Technik zu gewinnen.

In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, sollten die köstlichen alten Orientteppiche ihm Muster bleiben.

Erich Vogeler

Knöpfe

Wenn man das Spiel unsrer Kinder um weißgraue, gleich große „Märmel“ beobachtet, so tritt einem der Unterschied zwischen diesem stumpfen Spiel, das nur die Gewinnsucht des selbstsüchtigen, kleinen Menschen anregt, und dem Spiel in unsrer Kinderzeit recht vor Augen.

Jedes Kind, ob Knabe oder Mädchen, mußte früher seinen Knopfbeutel haben. Was für eine bunte Gesellschaft beherbergte solch eine Schatzkammer! Da waren zuerst die Einknöpfe aus Blech, Stein, Horn und anderem billigen Material gefertigt, mit zwei oder vier Löchern. Sie waren gewissermaßen die Proletarier unter den Knöpfen, die sonst nur im Dunkel der Hosen und Westen ihr Dasein fristeten. Dann kamen die Zweiknöpfe, die auch aus verschiedenem Material hergestellt sein konnten, als besonderes Zeichen aber eine Öse haben mußten. Die schönsten unter ihnen waren wohl die Glasknöpfe in allen möglichen Formen und Farben: lichtblaue, dunkelrote, milchweiße und gar kristallklare mit kleinen Sternen und Pünktchen. Zu dieser Gattung hätte man lieber die Knopf sagen mögen, denn sie hatten entschieden etwas Weibliches, zierlich Zartes an sich. Großmutter mußte Koffer und Schränke öffnen, um diese Knöpfe aus alten Kleidern zu schneiden; sie opferte, wenn auch mit schwerem Herzen, sogar die Knöpfe aus dem braun und weißen Jagonettkleid, das sie getragen hatte, als sie der Großvater zum ersten Male zum Tanze führte. Es gab aber auch Aristokraten unter den Knöpfen. Zunächst die Vierknöpfe aus Stahl, Messing oder Kupfer. Wir Kinder sprachen natürlich immer nur von „Gold“ und „Silber“ dabei. Auch diese hatten eine Öse. Vierknöpfe hatten viel erlebt. Da gab es kleinere mit Ankern, die an der Jacke blauer Jungen die Welt umsegelt, größere schlichte, stark gewölbte, die auf dem Schlachtfelde Pulverdampf gerochen und Stöhnen Verwundeter gehört hatten. Da waren Knöpfe aus den Röcken ehrenwerter, steifer, preußischer Beamter und wieder andre mit Kronen, die den Rock dänischer Konstabler geziert und mit ihnen manche abendliche Schleichtour unter den Fenstern schleswig-holsteinischer Bürger gemacht hatten. Platte schlichte Messingknöpfe zauberten uns das Bild des ehrwürdigen

Digitized by Google

Urgroßvaters vor Augen, wie er in Schnallenschuhen, Kniehosen, blauem Leibrock und hohem Hut, das silberbeschlagene Gesangbuch in der Hand, feierlich zur Kirche wandelte. Nun erst kamen aber die Fürsten unter den Knöpfen: die Achtknöpfe. Sie waren aus Kupfer und hatten zwei Ösen. Woher sie stammten, wußten wir nicht, wir raunten uns aber abenteuerliche Geschichten, die man nicht gern laut nacherzählt, über ihre Träger zu. Gerade dem geheimnisvollen Dunkel, das ihre Herkunft umwob, verdankten sie wohl, daß sie für die Vornehmsten erklärt wurden. — Im Kurse gleich blieben sich nur Ein- und Zweiknöpfe. Für Vier- und Achtknöpfe wurden von Liebhabern manchmal zwei Dutzend „Einer" geboten. — Das war noch ein Kinderspiel!

Kann ein Kind sich bei grauen Tonmärmeln so etwas denken? Die sind sich an Form und meist auch an Farbe gleich. Und nun gar Stecknadeln! Diese unschönen, dünnen Suppenkasper, die man mit spitzen Fingern anfassen muß, will man sich nicht verletzen. Ach, um sie als Suppenkasper anzusehen, dazu gehört auch schon Phantasie, und die wird bei Kindern ja selbst zum Suppenkasper, wenn sie nichts ißt, was sie nähren kann.

A. Matthießen

Vom Rittergut zur Bauerngemeinde

Durch sorgfältige statistische Erhebungen ist der Zusammenhang zwischen Grundbesitzverteilung und Abwanderung vom Lande klargelegt worden. Deutlich tritt durch diese Untersuchungen der Gegensatz zwischen östlich und westlich der Elbe hervor. Im alten Kulturlande des Westens hat es niemals Großbetrieb als Massenerscheinung gegeben; es ist altes deutsches Bauernland, trotz der in mancher Hinsicht recht erheblichen Unterschiede in der Besitzverteilung. Das westelbische Deutschland ist imstande, auch seine Landbevölkerung zu erhalten und sogar zu vermehren, eben weil es Bauernland ist, weil es neben den größeren Wirtschaften auch Kleinbauernstellen in ausreichender Zahl aufweist. Demgegenüber verliert der Osten nicht nur seinen Nachwuchs, den wie gewaltige Magneten die Städte und die Industrie an sich ziehen; sogar der Stamm seiner Bevölkerung verringert sich bedenklich. Was wir im deutschen Osten in erster Linie brauchen, sind selbständige, spannfähige, bäuerliche Betriebe. Die bäuerliche Familienwirtschaft bindet die höchstmögliche Zahl von Menschen an den heimischen Boden. Es wäre durchaus falsch zu sagen, der landwirtschaftliche Großbetrieb an sich entvölkere die östlichen Provinzen; wohl aber die Vorherrschaft des Großbetriebes, sofern sie in volkswirtschaftlich ungesundem Maße auftritt. In diesem Kernsatze gipfelt die vielbeachtete Studie des Berliner Agrarhistorikers Professor Sering, die er 1910 auf der Tagung des Landesökonomiekollegiums vortrug. Einmal hält die Vorherrschaft des Großbetriebes das Land menschenleer. Die Betriebszählung zeigt, daß der landwirtschaftliche Kleinbetrieb verhältnismäßig mehr Arbeitskräfte verwendet als der Großbetrieb. Auf 100 Hektar der landwirtschaftlich benutzten Fläche waren im Durchschnitt in den Betrieben von 5 bis 20 Hektar 44, von 20 bis 100 Hektar 22, von über 100 Hektar 17 Personen mit Einschluß der Betriebsleiter nach der Aufnahme vom 1. Juni 1907 beschäftigt. Sodann aber hindert die Vorherrschaft des Großbetriebes in

Digitized by Google

der Regel die tüchtigen Landarbeiter, in ihrem Beruf vorwärts zu kommen und sozial unabhängig zu werden. Das aber ist das Ideal der kleinen Leute auf dem Lande.

Die eigentliche Aufgabe der inneren Kolonisation liegt also klar zutage: es handelt sich darum, den Großgrundbesitz mit kleinem und mittlerem bäuerlichen Besitz zu durchsetzen. Planmäßige Siedlungsarbeit ist aber nicht nur in den national gefährdeten Landesteilen zu fordern, sondern in allen Gebieten mit vorwiegendem Großgrundbesitz. Damit stimmen auch die von der königlichen Ansiedlungskommission und den Generalkommissionen angenommenen Grundsätze insbesondere für den deutschen Osten überein. Die Begründung leistungsfähiger Landgemeinden mit größeren, mittleren und kleineren Bauern, Handwerkern und seßhaften Arbeitern bildet das Ziel der kolonisatorischen Tätigkeit. Es gilt eine wirtschaftlich-soziale Stufenleiter auf dem Lande wiederherzustellen, vom besitzlosen Tagelöhner über den, der Haus und Garten sein Eigen nennt, zum Kleinbauern, so daß zum Vollbauern hinauf alle Sprossen vorhanden sind.

Eine anschauliche Vorstellung davon, wie die Binnensiedlung wirkt, gewinnen wir am besten, wenn wir einen Blick tun in einen einzelnen Siedlungsvorgang, der den Weg vom Rittergut zur Bauerngemeinde recht deutlich zeigt.

Das Rittergut Rützow, etwa 18 Kilometer östlich von der Kreisstadt Kolberg gelegen und ungefähr 6 Kilometer in der Luftlinie von der Ostsee entfernt, war eins der fruchtbarsten Güter des Kreises Kolberg-Köslin mit größtenteils schwerem, ergiebigen Lehmboden. Es umfaßte eine Fläche von rund 821 Hektar mit 4135 Talern Grundsteuerreinertrag und 1962 Mark Gebäudesteuernutzungswert. Der Besitzer hatte schon seit Jahren unter der Leutenot sehr zu leiden. Er behielt 136 Hektar als Restgut für sich und veräußerte die verbleibende Fläche von 685 Hektar an die damalige Pommersche Ansiedlungsgesellschaft in Stettin, die sich später in die Pommersche Landgesellschaft umwandelte: eine gemeinnützige Siedlungsgesellschaft, bei der außer Staat und Provinz auch Kreise und Gemeinden beteiligt sind. Einbezogen in das Kolonisationsverfahren wurde außerdem ein Bauernhof sowie das Pfarr- und Schulland. Die gesamte Aufteilungsfläche betrug 743 Hektar. Davon entfielen 604 Hektar auf Ackerland und zwar überwiegend II.—IV. Klasse, ferner 104 Hektar auf Wiese, 35 Hektar auf Weide, 46 Hektar auf Holzbestand. Die Besiedlung wurde im wesentlichen in den Jahren 1908 und 1909 durchgeführt. Es wurden nach dem sog. Rentengutsverfahren 64 Rentengüter gebildet. Die Hauptnachfrage herrschte nach Bauernwirtschaften von 40 bis 50 Morgen. Es wurden daher nur zwei Großbauernstellen mit je über 25 Hektar, dagegen 50 mittlere Wirtschaften von 5 bis 25 Hektar, teils Ein-, teils Zweispännerstellen ausgelegt. Außerdem wurden 6 Handwerkerstellen von 3—4 Hektar und 6 Arbeiterstellen mit weniger als $2^1/_2$ Hektar (10 Morgen) errichtet. Die erforderlichen neuen Wohn- und Wirtschaftsgebäude ließ die Siedlungsgesellschaft aufführen. Die Kosten der Neubauten stellten sich für Wohnhäuser auf 5000—8000 Mark, für Wirtschaftsgebäude: bei den Arbeiterstellen auf 1400—1700 Mark, bei den kleineren und mittleren Wirtschaften auf 2000—7000 Mark. Bare Anzahlungen sind von den Käufern im allgemeinen nur zwi-

Digitized by Google

schen einem Siebentel bis einem Fünfzehntel des Kaufpreises für Land und Gebäude geleistet worden; sie betragen bei den mittleren Bauernstellen durchschnittlich 2500 Mark. Die Rentenbelastung stellt sich für die bebauten Stellen auf 1 Hektar berechnet im Durchschnitt: für Arbeiter und Handwerkerstellen 130 bis 140 Mark, für Einspännerstellen (40 bis 50 Morgen) 110 bis 120 Mark, für Zweispänner- und größere Stellen 80 bis 100 Mark.

Die neue „Landgemeinde Rützow" ist mit 25 Hektar Acker und Wiese ausgestattet worden. Hieraus erzielt die Gemeinde eine Pachteinnahme von 1868 Mark, die noch steigerungsfähig ist. Wir sehen hierin eine Wiedererweckung der altdeutschen Allmende in neuer Gestalt. Dazu erhielt die Gemeinde neben einer Barsumme noch 34 Ar Armenland sowie ein Spritzenhaus mit den nötigen Löschgerätschaften. Die gesamte Gemeindeausbausteuer hat einen Wert von etwa 62 000 Mark. Rützow bildet mit zwei Nachbarortschaften eine Kirchengemeinde. Kirche und Pfarre befinden sich in Rützow: Als Pfarrland sind 10,8 Hektar ausgewiesen. Es mußte eine neue zweiklassige Schule mit zwei Lehrerwohnungen errichtet werden. Eine Kieschaussee wurde angelegt. Sämtliche Rentengutsgeschäfte sind an eine Hochdruckwasserleitung angeschlossen, die mit einem Aufwande von 80 000 Mark gebaut wurde. Die Bedienung versieht der Dorfschmied. Außer einer „Dorfbank", wie man nicht mit Unrecht die ländlichen Spar- und Darlehenskassen bezeichnet hat, wurde zusammen mit Einwohnern benachbarter Gemeinden eine Molkereigenossenschaft gegründet, ferner wurde eine Dorfbücherei eingerichtet. Den Mittel- und Sammelpunkt der Gemeinde soll das Gemeindehaus bilden, das zugleich Reformgasthaus ist. Eigentümerin wird die politische Gemeinde. Der Wirt ist als besoldeter Beamter an den aus dem Alkoholvertrieb fließenden Gewinnen nicht beteiligt.

Welche Wirkungen hat nun dieser Besiedlungsvorgang, die Umwandlung des Rittergutes Rützow in eine Bauerngemeinde gezeitigt? Die Einwohnerzahl wies bereits drei Jahre nach der Aufteilung 452 Köpfe auf, gegen 152 vor der Aufteilung, also ein Mehr von 300 Personen. Dieser Überschuß wird sich durch die zahlreichen jungen Familien noch erheblich steigern. Wohn- und Wirtschaftsgebäude zählte das Gut 61, die Bauerngemeinde 186. Der Viehstand wies vor der Aufteilung 60 Pferde, 230 Stück Rindvieh und 126 Schweine auf, unmittelbar nach der Aufteilung 100 Pferde, 452 Stück Rindvieh und 1102 Schweine. Außerdem hatte sich die Zahl des Nutzgeflügels verzwanzigfacht. Der Mehrerlös aus dem Viehverkauf betrug 100 000 Mark. Die Steigerung des Viehstandes ist in erster Linie der umfangreichen Melioration von Wiesen und Moorländereien zuzuschreiben. Die Getreideerzeugung lieferte einen Mehrertrag von 7080, die Kartoffelernte von 26 630 Zentnern. Der Geldwert dieser Mehrproduktion an Bodenerzeugnissen ist auf 118 000 Mark zu schätzen. Regierungsrat Rall-Stettin, der in Bd. III Heft 1 des Archivs für innere Kolonisation einen ausführlichen Bericht über die Besiedlung Rützows mit Übersichtskarte und zahlreichen Abbildungen niederlegte, faßte sein Urteil über die Wirkungen der Aufteilung in folgenden Worten zusammen:

„Obwohl also die Gutsfläche gegen früher die dreifache Menschenzahl, einen fast doppelten Pferde- und Rindviehbestand und einen neun-

Digitized by Google

fachen Schweinebestand schon jetzt ernährt und sehr bedeutende Mehrerträge an Vieh liefert, wird trotzdem noch ein nicht unbeträchtlicher Überfluß der Bodenprodukte auf den Markt geworfen. Und dazu, was sehr zu beachten, ist dies möglich, obwohl Rützow, wenn auch etwas extensiv bewirtschaftet, so doch ein in bester alter Kultur befindlicher Großbetrieb besten Bodens war, der hohe Erträge brachte und durchaus rentabel war. Hieraus ist klar zu ermessen und durch zahlreiche praktische Beispiele ziffernmäßig nachweisbar, wie bedeutend erst im Kleinbetriebe die Steigerung der Produktion nicht nur, wie allgemein zugestanden, an Vieh, sondern, was vielfach bestritten, auch an Bodenerzeugnissen in den zahlreichen Fällen sein muß und tatsächlich ist, wo heruntergewirtschaftete, unrentable Großbetriebe — unter erheblicher Verbesserung der Landeskultur, die mit allen solchen Rentengutsgründungen unzertrennlich verbunden ist — im Wege der Besiedlung in Mittel- und Kleinbetrieb umgewandelt werden."

Ludwig Maaß

Anzeigen als Anzeichen 9

Aus dem Buchhändler-Börsenblatt:

A. M. WITTE.
„Der letzte Schwarze Ritter v. Wilhelmshöhe."
Gewidmet
Ihrer Exzellenz Frau Gräfin v. d. Groeben,
erscheint Mitte November.
Ihre Majestät die Kaiserin geruhen Sich auf das Erscheinen dieses Buches zu freuen.
Verlagsbuchhandlung X. v. Y., Berlin W.

Vom „Schreistil"

Sensation muß sein. Als vom Kriegsschauplatze noch nichts Sensationelles zu telegraphieren war, stand deshalb im B. T. diese fettgedruckte Depesche:

Telegramm unsres Spezialkorrespondenten.

Athen, 31. Oktober. Der einzige bisher gefangengenommene Türke, der in dem Dorfe Damast als Schildwache stand und von seinen Truppen vergessen worden war, wurde unter dem Jubel der Bevölkerung nach dem Hauptquartier gebracht.

Welch ein Ereignis! Aber „Schildwache" und „nach dem Hauptquartier gebracht" war auch im Original fett und durchschossen gedruckt. Z

Eine „Volksborngesellschaft"

für medizinisch-hygienische Aufklärung ist in Dresden gegründet worden.

Weite Volkskreise leben immer noch in Unkenntnis über die alltäglichsten Fragen der persönlichen Gesundheitspflege, aber auch die soziale Gesundheitspflege wird vielfach verkannt, und etwa als Schikane, Bevormundung oder „Luxus" angesehn. Dazu kommt noch der unglaubliche Blüten treibende Aberglaube und die Irreführung durch den nicht nur gesundheitlich, sondern auch wirtschaftlich äußerst gefährlichen Heilmittelschwindel. Die bisherigen Versuche, das Volk aufzuklären, sind gewöhnlich auf wenige Orte, hauptsächlich auf Großstädte und auf kleine Schichten des Volkes und sie sind ebenso zumeist auf bestimmte Gebiete der Hygiene beschränkt geblieben. Die Volksborngesellschaft will Aufklärung in möglichst weite Kreise und in möglichst viele Orte tragen und sie will alle Gebiete der Gesundheitspflege behandeln. Man will auch alle Mittel und Methoden der Belehrung anwenden, das gesprochene und geschriebene Wort, die Anschauung und das Erleben-

Digitized by Google

lassen. Also nicht nur Veröffentlichungen herausgeben, Vorträge und Kurse abhalten, sondern auch und sogar vor allem Wanderausstellungen veranstalten über Teilgebiete der Hygiene, zum Beispiel Wohnungspflege, Ernährung, Berufshygiene, Säuglingsfürsorge. Um aber auch mittelbar in möglichst weite Kreise zu wirken und andre Gesellschaften und Institute, vor allem auch die Schulen, in ihrer Arbeit zu unterstützen, will die Volksborngesellschaft ihre Lehrmittel auch an andere abgeben.

Diese Aufgaben sind groß und schwer, deshalb appelliert die Volksborngesellschaft an die Hilfsbereitschaft aller Ärzte und Volksfreunde. Zuschriften sind zu richten an die Geschäftsstelle oder den Vorsitzenden Dr. med. A. Luerssen, Dresden-A., Waisenhausstr. 29. Die Kunstwartleser kennen Luerssen als unsern Mitarbeiter.

Grammatik und Volksschule

Noch immer steht Rudolf Hildebrands Buch „Vom deutschen Sprachunterricht in der Schule und von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt“ in höchstem Ansehen bei der deutschen Lehrerschaft — und noch immer ist es nicht in Leben umgesetzt. Das System der Redeteile, die Wortbestimmung und die Satzanalyse spielen eine Hauptrolle im Sprachunterricht der Volksschule und nicht bloß zur Qual der Schüler etwa, nein, die Lehrer lehren hier mit stillen Seufzern etwas, dessen Zweck sie selbst nicht einsehen. Ja, heute, 45 Jahre nach dem ersten Erscheinen von Hildebrands Buch, kann man nicht selten einen Schüler, den man übernommen hat, in schweigendes Staunen versetzen, wenn man in der Sprachstunde darauf hinweist, daß ein Satz nicht nur besteht aus Subjekt, Prädikat usw., sondern auch einen Inhalt hat, der Gefühle und Gedanken wecken, der uns erfreuen kann, oder über den sich streiten läßt. Es liegt auch die Ansicht, daß Sprache ein Komplex von Sätzen ist, meist viel näher als die Wahrheit, daß Sprache ein Hörbarmachen inneren Lebens ist. Die schlimmste Folge des grammatischen Unterrichts, die unser Beurteilen und Aufnehmen von sprachlichem Ausdruck meist bestimmt und tief hinein schädigt, ist dieses satzweise Vornehmen sprachlicher Erzeugnisse, seien es nun schriftliche oder mündliche, alltägliche oder künstlerisch und wissenschaftlich überlegte. Wir leiden an der Grammatik, unsre Sprachauffassung und Sprachbeurteilung krankt daran, Sprechen und Sprechenhören sind durchseucht von den Folgen eines falschen Grammatikunterrichtes, der fast durchwegs immer auf Satzbilden und Satzzerlegen ausgeht und dabei die wirkliche sprachliche Gestaltung, die nichts mit dem grammatischen Satzkonstruieren zu tun hat, vernachlässigt.

Ich will nicht Jakob Grimms Verurteilung der Grammatik in der Volksschule zitieren, denn dieser Ausspruch Grimms hängt mit seiner Meinung von der Volksschule zusammen, und die ist von der modernen Auffassung weit entfernt. Man lese nur seine in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 8. November 1849 gehaltene Vorlesung „über Schule, Universität, Akademie“, die in den „Kleinen Schriften“ enthalten ist. Aber folgende Sätze, die von Forschern unsrer Gegenwart herrühren, sollen uns doch zu denken und — zu arbeiten geben: „Was

Digitized by Google

wirklich allem sprechenden Denken gemeinsam ist, das liegt nicht in den grammatischen Formen, sondern lediglich in den logischen Denkgesetzen, die in unendlich mannigfaltige Formen eingehen können .... nun wird zwar jeder bedeutsame logische Unterschied irgendwie in der Grammatik seinen Ausdruck finden, doch muß nicht umgekehrt jeder grammatische Unterschied von logischem Werte sein." (Wilhelm Wundt: Logik, I.) — Hermann Paul sagt in seinen „Prinzipien der Sprachgeschichte", „daß die Gliederung eines Satzes, die Art und Weise, wie man seine Bestandteile zu engeren und weiteren Gruppen zusammenfaßt, etwas leicht Zerstörbares ist" und deutet im Kapitel über die syntaktischen Grundverhältnisse auch an, „daß geradezu ein Gegensatz zwischen dem psychologischen (logischen) Verhältnis der Satzbestandteile untereinander und ihrem rein grammatischen Verhältnis entstehen kann".

Warum aber schleppen wir uns doch mit den grammatischen Kategorien so sehr ab? Warum wagen wir es nicht, solche Last von uns zu werfen und dafür das psychologische bezw. logische Gewebe, so wie es natürlich gegeben ist, zu betrachten? Es gibt einen bestimmten Grund dafür: die Volksschule ist noch nicht zu sich selber gekommen, sie hat ihr eigenstes Wesen noch nicht durchgesetzt. Die Volksschule ist im großen und ganzen, auch draußen auf dem Lande, die Wegmacherin der Mittelschule, worunter ich Gymnasien und Realschulen verstehe. Ist nun die Umgestaltung des Sprachunterrichts, das heißt seine Befreiung aus dem Banne der Grammatik, wirklich so schwer, wie man immer klagen hört? Ich glaube es nicht. Aber wir müssen trachten, die Volksschule zur Unabhängigkeit zu bringen, sie muß *selbständige Schule des Volkes* werden. Nur von hier aus, von dieser System-Idee aus können wir dem Problem des Sprachunterrichtes beikommen. Wir müssen den Lehrplan der Volksschule herauslösen aus dem starren Ring volksfremder Traditionen und einpflanzen in die lebendig blühenden Bildungsbestrebungen. Dies würde aber keinen Bruch der Beziehungen zu den Mittelschulen bedeuten. Ganz im Gegenteil: solche aus dem Lebendigen heraus sprachlich gebildete Schüler brächten erst die rechten fruchtbaren Vorbedingungen mit für eine humanistisch-wissenschaftliche Weiterbildung und würden doch auch wieder ohne die Mittelschule in einem regsamen Bewußtsein zu ihrer Muttersprache stehen. Ich lasse es dahingestellt, ob in Hildebrand allein das Heil liegt für den Sprachunterricht, aber der eine Ausspruch, den wir in seinem gesunden Buche finden, ist von aufschließender Wichtigkeit: „Ja, es ist für eine frische Zukunft eine große Umkehr nötig, ein durchgreifender Bruch mit der bisher doch noch vorwiegenden Gedankenrichtung." — Ziehen wir die praktische, erlösende Konsequenz aus den Erkenntnissen der Sprach-Psychologie und fragen wir uns: Wie muß der Sprachunterricht beschaffen sein, damit die Sprache als *Ausdrucksmittel* gedeihe und zur reichen Fruchtbarkeit erstarke? Es kann nur der Sprachunterricht dem Volkstum nützlich sein, bei dem die Jugend das Gefühl hat, daß sie nicht mit einem Wortmechanismus manipuliert und konstruiert, sondern sich innerlich übt und erprobt, sich ausdrucksfähig und ausdrucksverstehend macht. *Ludwig Praehauser*

Digitized by Google

Hilfsmittel zu Weihnachtsfeiern

in Vereinen, in Schule und Haus bietet die soeben erschienene 102. Flugschrift des Dürerbundes dar. Der Arbeitsausschuß ist mit ihrer Abfassung damit vielfachen Wünschen gefolgt, die immer von neuem an ihn herantraten. Es handelte sich dabei nicht vor allem um vollständige Programme zu Weihnachtsfeiern, sondern um den Nachweis guter gediegener Musikstücke und Dichtungen, die sich zu Weihnachten verwerten lassen; ein Gesamtprogramm kann ja nur dann fruchtbar wirken, wenn es aus den gegebenen örtlichen und persönlichen Verhältnissen lebendig herauswächst. Der Inhalt gliedert sich nach folgenden Abteilungen: Musik; Gedichte, Erzählungen und dramatische Dichtungen; Weihnachts-Andachten; Programmvorschläge; Bilder und Bücher. Daran schließt sich als Beigabe noch ein Weihnachtsspiel von Richard Dehmel: Knecht Ruprecht und die Christfee. Die Flugschrift ist für 30 Pfennige vom Verlag Georg D. W. Callwey zu beziehen. Wir hoffen, sie wird allen ein willkommener Helfer sein, denen es an Zeit oder Gelegenheit fehlt, selbst aus dem ungeheuerlichen Wust süßlichen Schundes, von dem auch die weihnachtliche wie so viele andere alte Festüberlieferungen fast verschüttet zu werden droht, das Brauchbare auszulesen.

Der Dürerbund

Avenarianische Chronik*

Mein Bruder, der weiland Hirschberger Justizrat Dr. Ludwig Avenarius, der dieses Buch verfaßt hat, ist im Frühling vorigen Jahres verschieden. Neben seinem Sterbebett fand ich, frisch gelesen, die letzten Korrekturen des letzten der hier veröffentlichten Bogen. Was vor den Leser kommt, ist im Innern und Äußern dem Geiste nach sein Buch.

Trotzdem steh ich natürlich der „Avenarianischen Chronik" zu nahe, als daß ich darüber urteilen könnte, ob sie ein Buch von Wert ist. Ich kann nur sagen, daß ich das glaube. Die Geschichte einer deutschen Bürgerfamilie durch drei Jahrhunderte bietet, wenn sie zuverlässig ist, wohl immer auch noch andern Lesern Werte, als den Angehörigen dieser Familie selbst, und in der unsrigen und nahe bei ihr sind wirklich allerhand Leute gewesen, die kennen zu lernen sich lohnt. Ferner: es war sehr reichliche und sehr gründliche Arbeit nötig, um diese Blätter so auszufüllen, nun mag auch sein, daß die Zuverlässigkeit des hier verzeichneten Tatsächlichen als Hilfe für manch andre Arbeit nützt. Aber der beste Wert der Chronik liegt doch wohl in anderm. Wie mein Bruder, seit seiner Jugend ein Freund geschichtlichen Forschens von wesentlich mehr als dilettantischem Wissen und Können, sich in die alten Familienzeugnisse vertiefte, da begannen ihm nicht nur unsre Vorfahren zu sprechen, sondern auch die Menschen, zwischen denen sie gelacht und gelitten hatten — und aus toten Hintergründen wurden lebendige Umwelten, wurden Zeitbilder, die nun mit diesen Menschen leben. So meine ich, daß mein Bruder gut daran tat, dieses ursprünglich nur für

* Avenarianische Chronik. Blätter aus drei Jahrhunderten einer deutschen Bürgerfamilie von Ludwig Avenarius. Mit einem Vorwort von Ferdinand Avenarius und Buchschmuck von Hannes Avenarius (Leipzig, O. R. Reisland, 10 M., geb. 12 M.).

Digitized by Google

die Seinigen gedachte, ziemlich umfängliche Buch schließlich doch für die Öffentlichkeit zu bestimmen. Es gibt sogar schon Leute, die meinen: hier sei ein Buch nicht nur von einer deutschen Familie erstanden, sondern auch eines für die deutsche Familie. Es ist viel Wärme, es ist Liebe darin.

Der Band ist, ein wenig im Chronikstil, mit Luxus ausgestattet und gedruckt und mit zahlreichen Beilagen versehen. Vor allem mit Bildnissen der alten Herren, aber auch noch mit andern Bildern. Die Wagnerforscher wird interessieren, was über Ludwig Geyer hier Authentisches mitgeteilt wird und allerlei Wagnerisches sonst noch. Dem Philosophen wird die Biographie meines dritten Bruders Richard Avenarius vielleicht nicht ganz ohne Wert sein. Ich für mein Teil habe eine kleine Selbstbiographie beigesteuert. Außer unsrer engeren Familie sind auch noch „die Avenarius von Eisenach" und die „von Eger" behandelt. Eine Anzahl tüchtiger Sachkenner haben meinem Bruder geholfen. Mögen auch die Kunstwartleser dem Buche freundlich sein. F. A.

Mitarbeit an der Welt

Eines geht mich an, eines weiß Gich: daß ich das Meine tun und eher untergehen soll, als mich einer fremden Macht blind ergeben. Die Vorsehung geht mit dem All der Dinge und mit dem Menschengeschlechte ihren ewig dunkeln Weg, den ich nimmer verstehen werde; aber auch in meine Hand ist eine Vorsehung gegeben: wenn ich für das Allgemeine empfinde, handle, strebe, so fühle ich auch in mir, wie klein oder groß ich sei, eine Kraft, welche das Weltschicksal ändern kann. Deswegen muß jeder Mensch die hohe Majestät des eignen Willens, das tiefe Gesetz des eignen Glaubens verteidigen; er muß sich auflehnen gegen das Unrecht; er muß der Gewalt Gewalt entgegenwerfen: in den Tod muß er gehen für sein Recht der Mitregierung der Welt, und der Macht, die alles geheim regiert, die letzte Entscheidung überlassen.

Ernst Moritz Arndt

Unsre Bilder und Noten

Karl Haider, dem Heimgegangenen, sendet dieses Heft unsre Abschiedsgrüße nach. Sein Selbstbildnis aus den Tagen des Alters — von 1906 — spreche zunächst zu uns. Da steht es, schon ein wenig hart gemalt, aber auch holzschnittfest, ganz „er", aber er in der Arbeit, also tiefernst, während sonst immer eine große Freundlichkeit sein Gesicht durchleuchtete.

Seine „Moni" mag uns vergegenwärtigen, wie er die Menschen seiner Heimat sah. Nicht nur als Malermodelle, aber noch viel weniger als Komödienmodelle — es ist schon ein sehr weiter Weg von Haider zu den üblichen Deandl-Malern. Es ist ein Sein, das wir hier sehend fühlen, ein gesundes, starkes, gefülltes, innerlich arbeitendes Mädchen-Menschensein, das weder mit dem Beschauer noch mit wem sonst, auch nicht mit sich selber irgendwie kokettiert. Mit welchem Mindesten an Mitteln und wie stark doch ist dabei die Landschaft, die Heimat mitgegeben!

Das Doppelblatt „Über allen Wipfeln ist Ruh II" (das wir

Digitized by Google

leider aus besonderem unumgänglichen Zwange oben und unten ein wenig beschneiden mußten) zeigt Haider, oder sagen wir bescheidener und richtiger: deutet Haider an in seiner Größe als Landschaftsmaler. Haider selbst hat dieses sein Spätbild als ein tiefes Andachtsbild empfunden. Als das wolle man's im Gedenken an den genießen, dessen Heimatliebe man hier walten fühlt wie einen von droben segnenden Geist. —

Die Bilder nach Haider sind der „Haider-Mappe" des Kunstwarts nachgebildet.

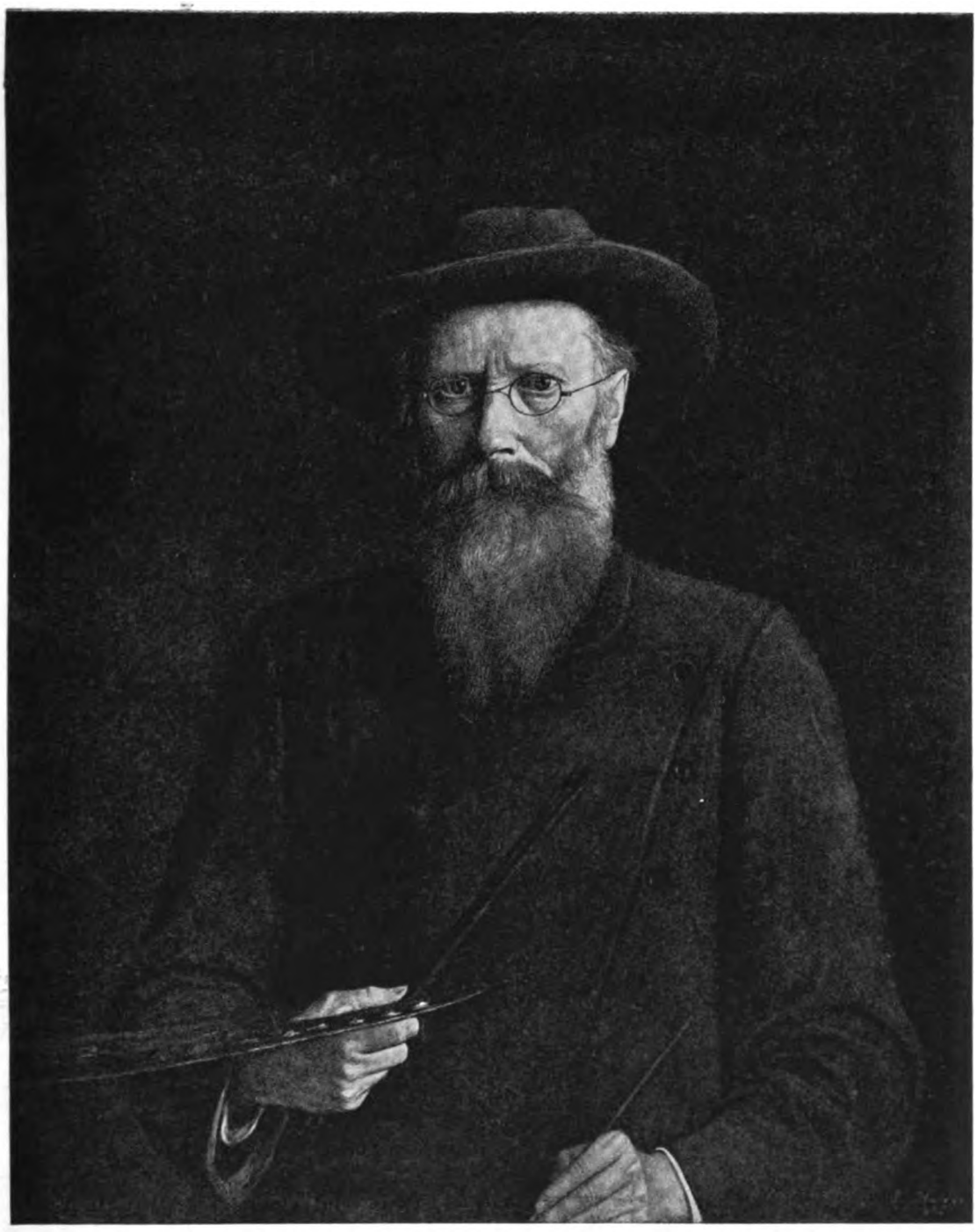
Das Meisenbild von Walter Klemm, das wir in farbigem Steindruck vor unser Heft setzen, soll heute nur kurz an den Künstler erinnern. Er hat sich's verdient, daß wir bald auf ihn zurückkommen.

Die paar Seiten aus Fröhlichs fröhlichem ABC-Buch sind Proben aus diesem „ersten Kunst-ABC", das der Kunstwart nun neu herausgegeben hat und von dem in der heutigen Rundschau gesprochen wird. A

Unsre diesmalige Notenbeilage bringt eine Anzahl Volkslieder verschiedener Nationen als Proben aus den vom Kunstwart herausgegebenen „Völkerstimmen". Die Bearbeitungen stammen von Leo Blech und A. J. Boruttau. Auf das Volkslied als den lauteren Quell alles Singens und Sagens immer wieder hinzuweisen betrachten wir als eine künstlerische Pflicht, und je weitere Kreise das moderne Musikempfinden zieht, um so wichtiger erscheint anderseits das Festhalten an dem ewigen Mittelpunkt des Tonausdruckes. Man höre diese Lieder, in deren jedem ein charakteristischer Klang ihrer besonderen Heimat beschlossen ist, um zu empfinden, wie man damit gleichsam den Herzschlag des Volkes lauscht, dem das einzelne angehört. Der schwermütige Naturssinn Norwegens; Frankreich, das klassische Land der Eheirrung; die düstere Sangeslust Finnlands; das unverwüstliche Behagen Altdeutschlands — sie alle klingen uns gemeinverständlich ans Ohr und ins Gemüt. Und nur solange die Freude am Volkslied, der Sinn für seine einfache Schönheit nicht ausstirbt, können wir auch in der Musik ohne Gefahr und Bangen zu immer ferneren Zielen fortschreiten. B

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz; über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4.

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

SELBSTBILDNIS VOM JAHRE 1906

Karl Haider

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HAIDER

Digitized by Google

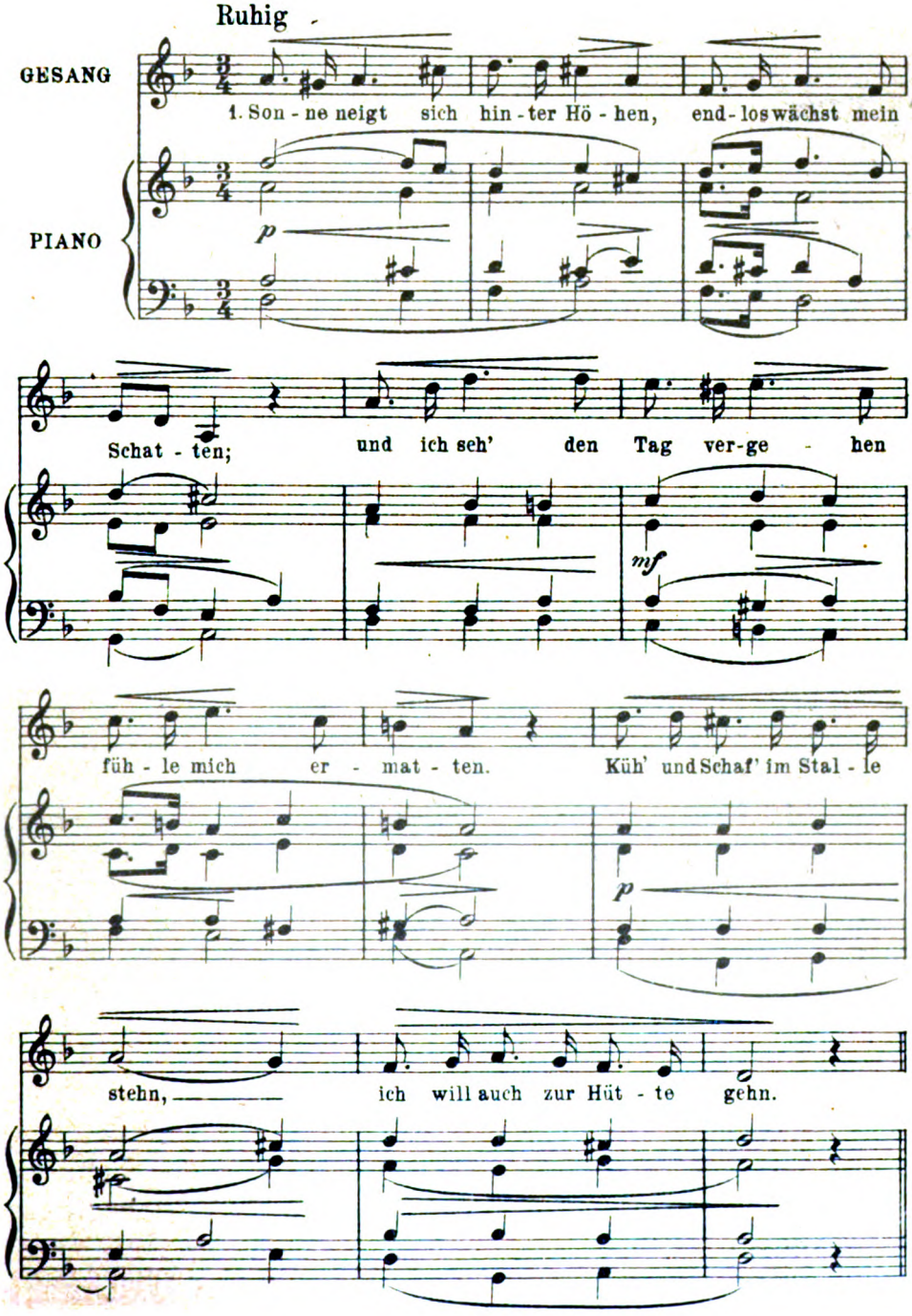
Digitized by Google

S D H II

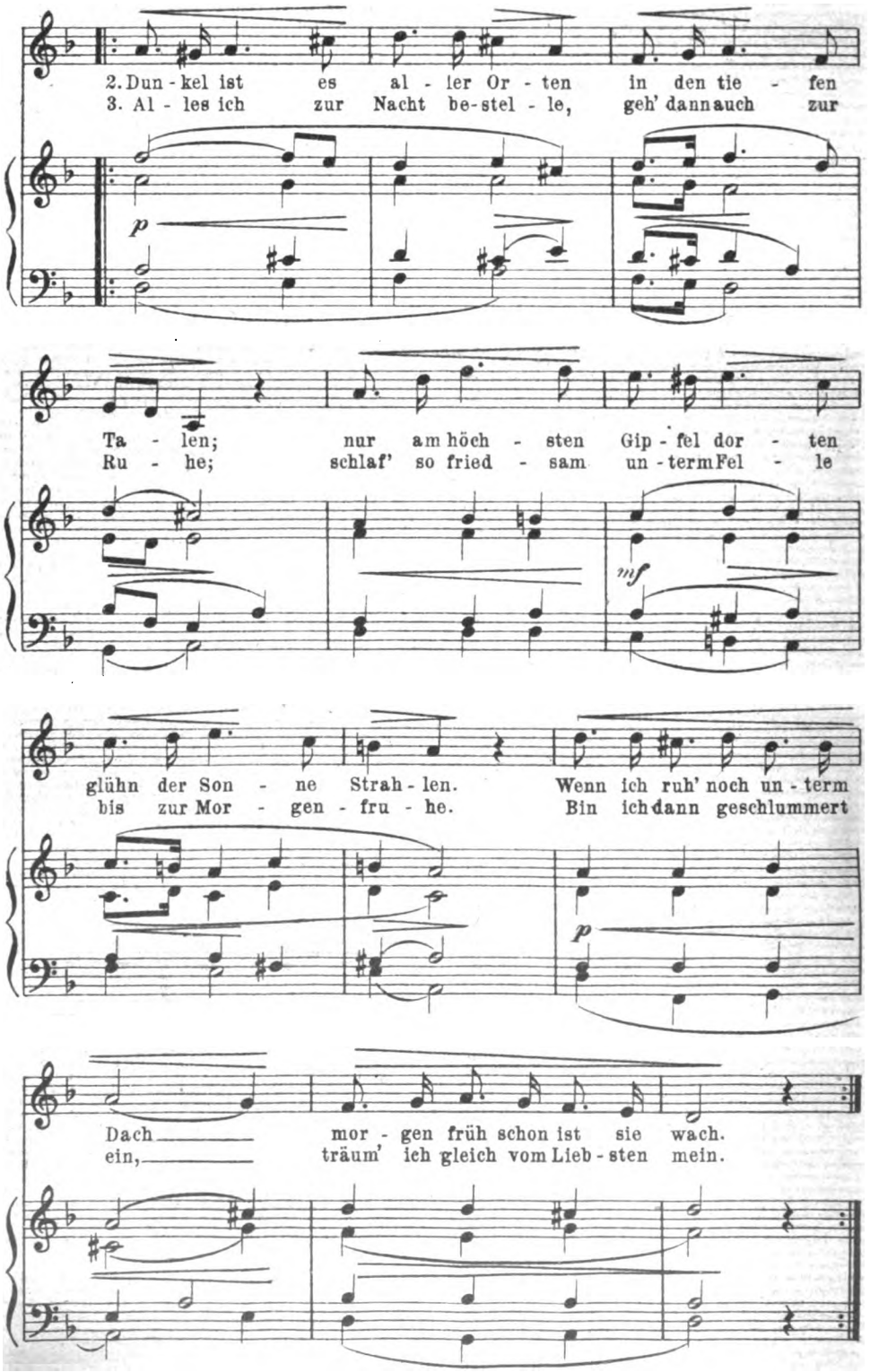
Digitized by Google

Digitized by Google

AAGOTS BERGLIED

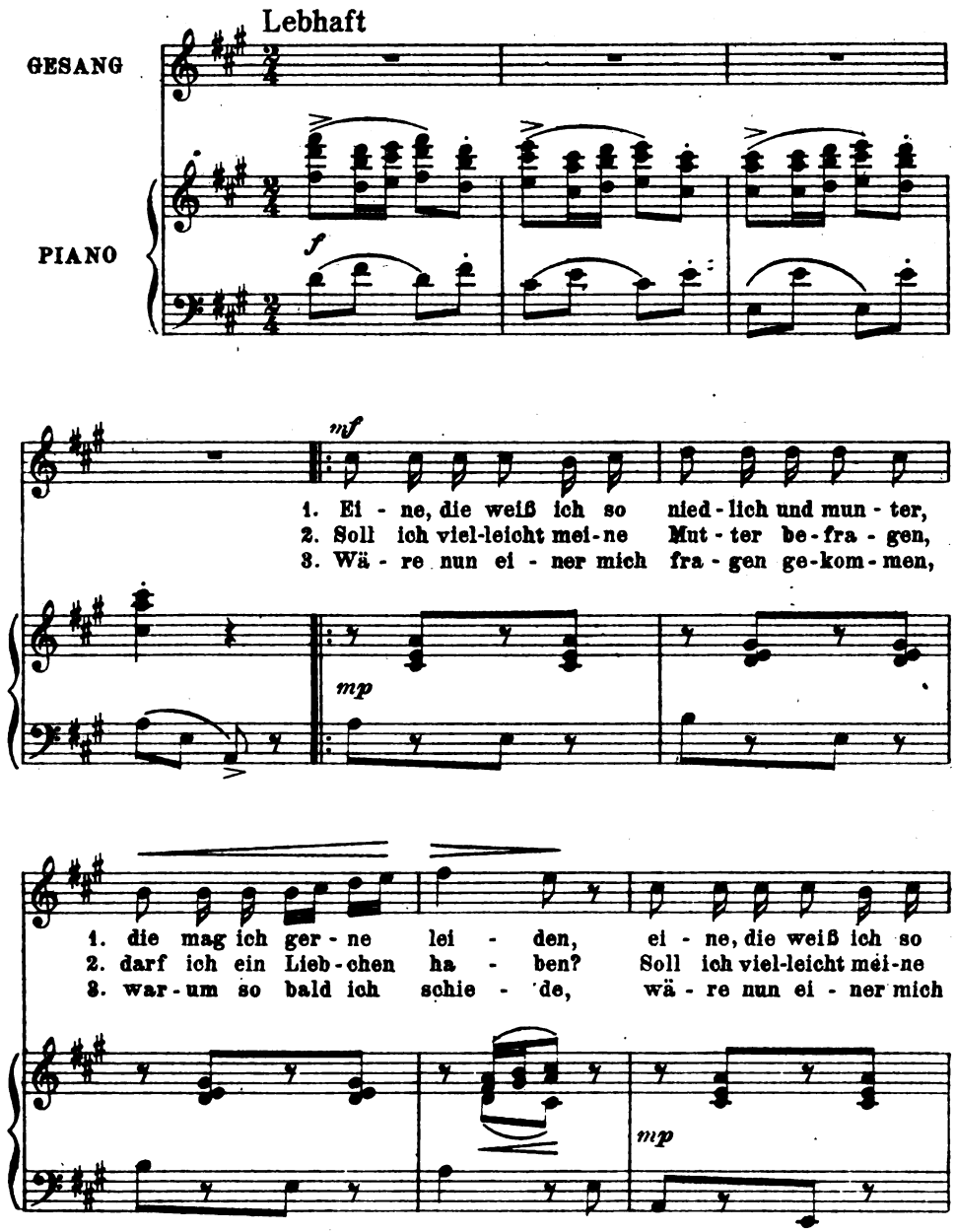


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten
Digitized by Google

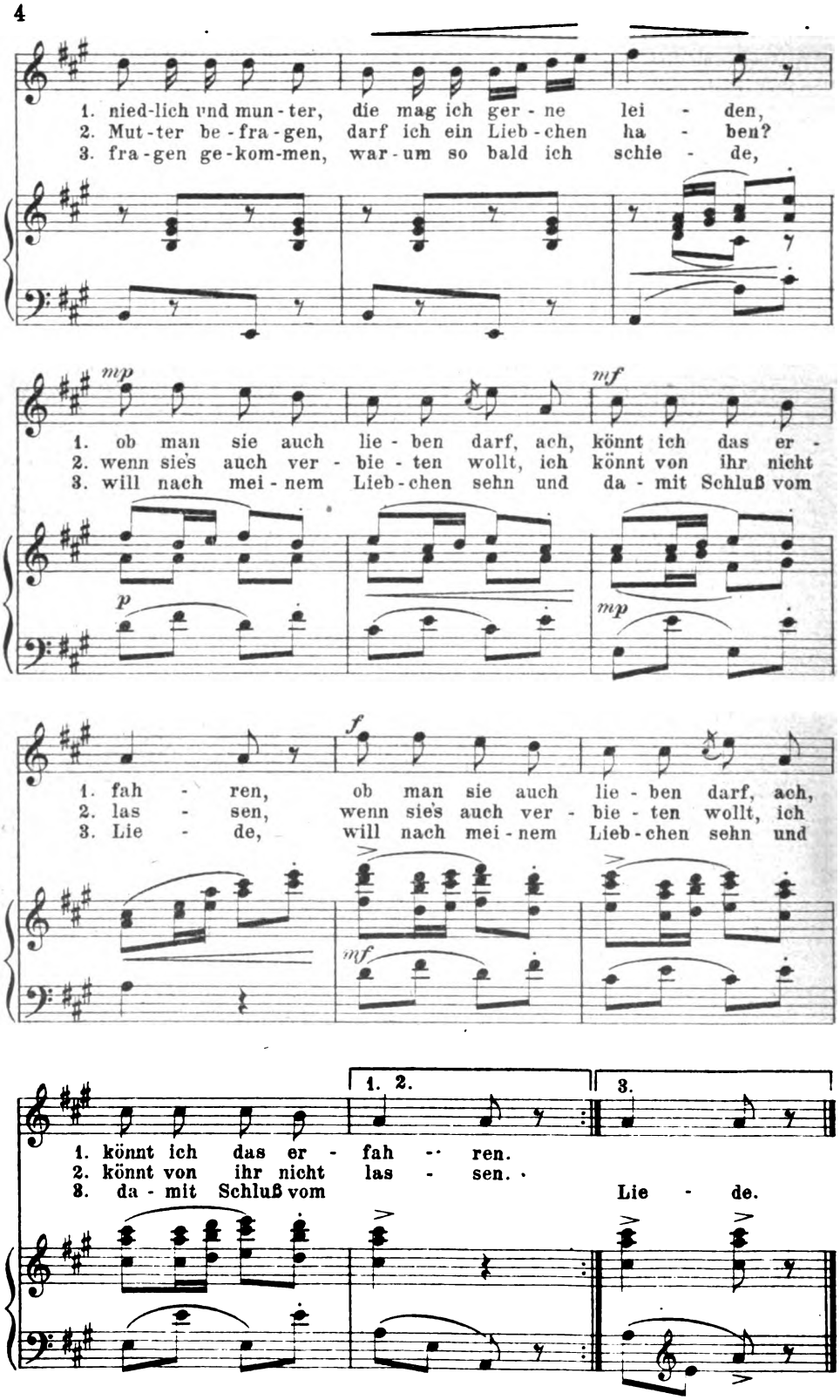


Digitized by Google

DER VERGNÜGTE ROSSBUB



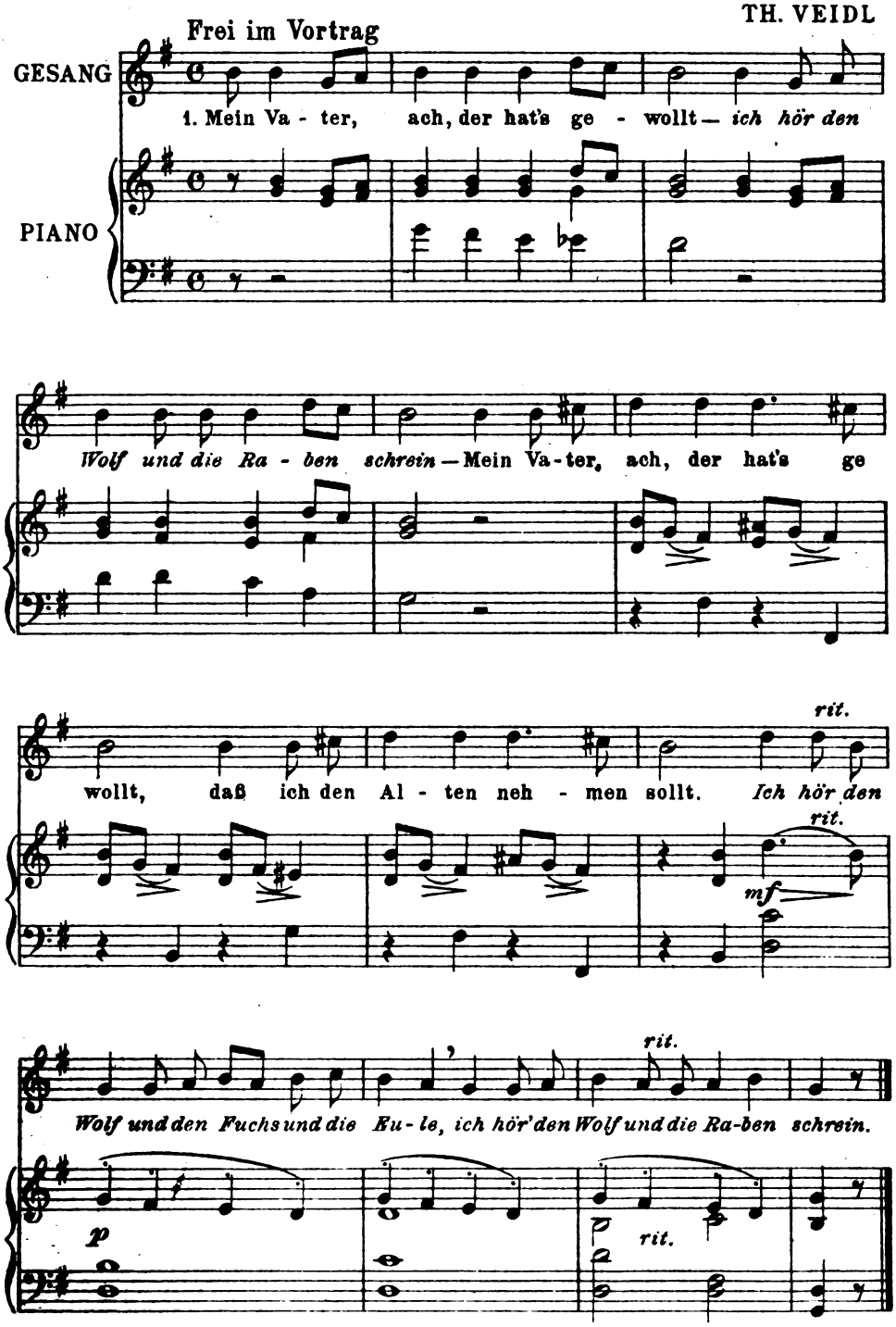
Digitized by Google



Digitized by Google

TRAURIGER EH'STAND

Gesetzt von
TH. VEIDL



Digitized by Google

2. Daß ich den Alten nehmen sollt,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Daß ich den Alten nehmen sollt,
Der nicht mal reich an Gut und Gold!
Ich hör den Wolf und den Fuchs und die Eule,
Ich hör den Wolf und die Raben schrein

3. Der nicht mal reich an Gut und Gold,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein—
Der nicht mal reich an Gut und Gold,
Und der mich schlug, wenn ich geschmollt.
Ich hör u.s.w.

4. Der hart mich schlug wenn ich geschmollt,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Der hart mich schlug wenn ich geschmollt,
Ich lauf ihm fort, dem Trunkenbold!
Ich hör u.s.w.

5. Ich lauf ihm fort, dem Trunkenbold,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Ich lauf ihm fort, dem Trunkenbold,
Und werde den Studenten hold.
Ich hör u.s.w.

6. Ich werde den Studenten hold,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Ich werde den Studenten hold,
Dort krieg ich süßen Minnesold.
Ich hör u.s.w.

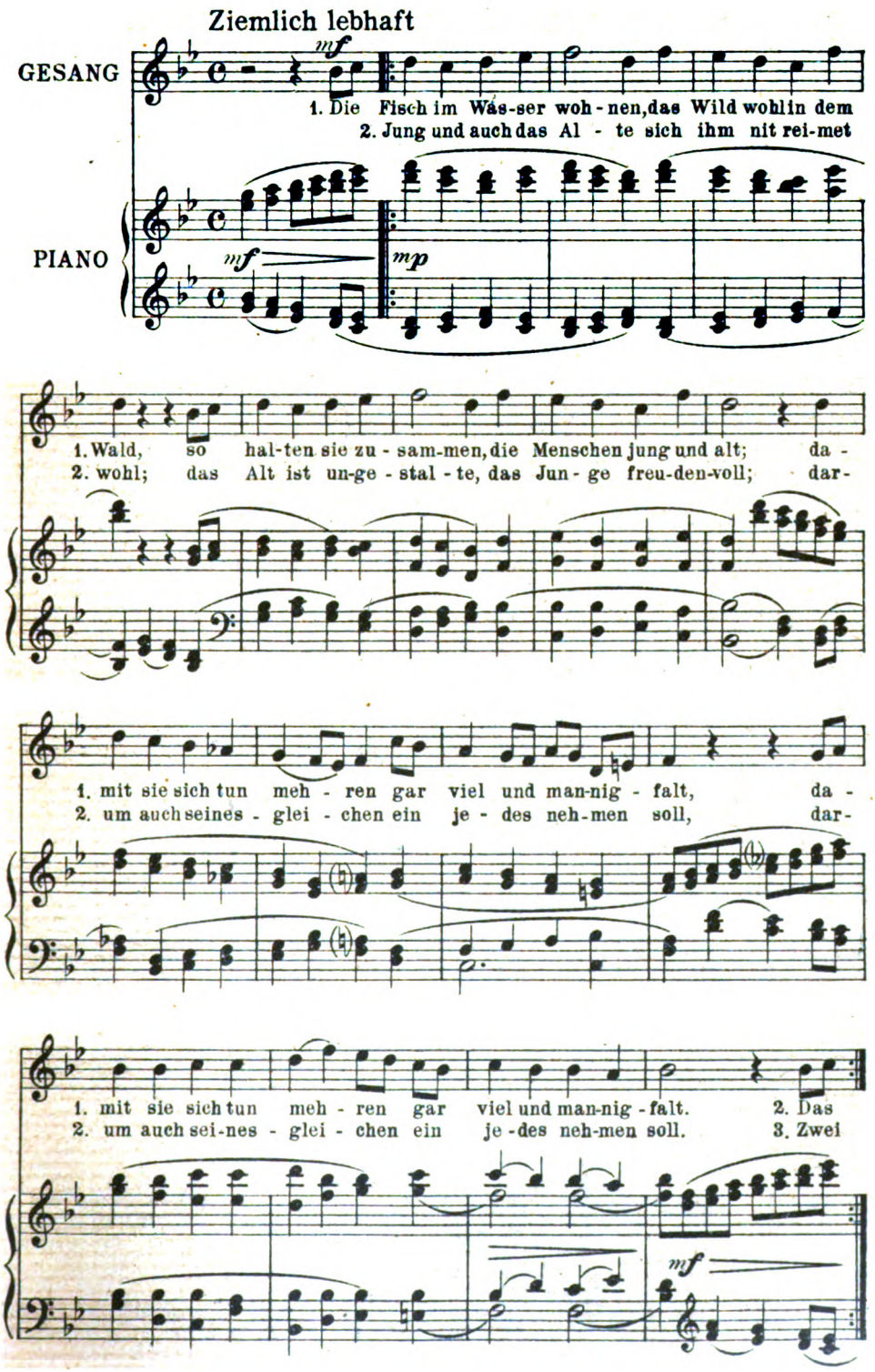
7. Dort krieg ich süßen Minnesold,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Dort krieg ich süßen Minnesold,
Und lerne, wie der Würfel rollt.
Ich hör u.s.w.

8. Dort lern ich, wie der Würfel rollt,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Dort lern ich, wie der Würfel rollt.
Ach wenn's der Himmel geben wollt!
Ich hör u.s.w.

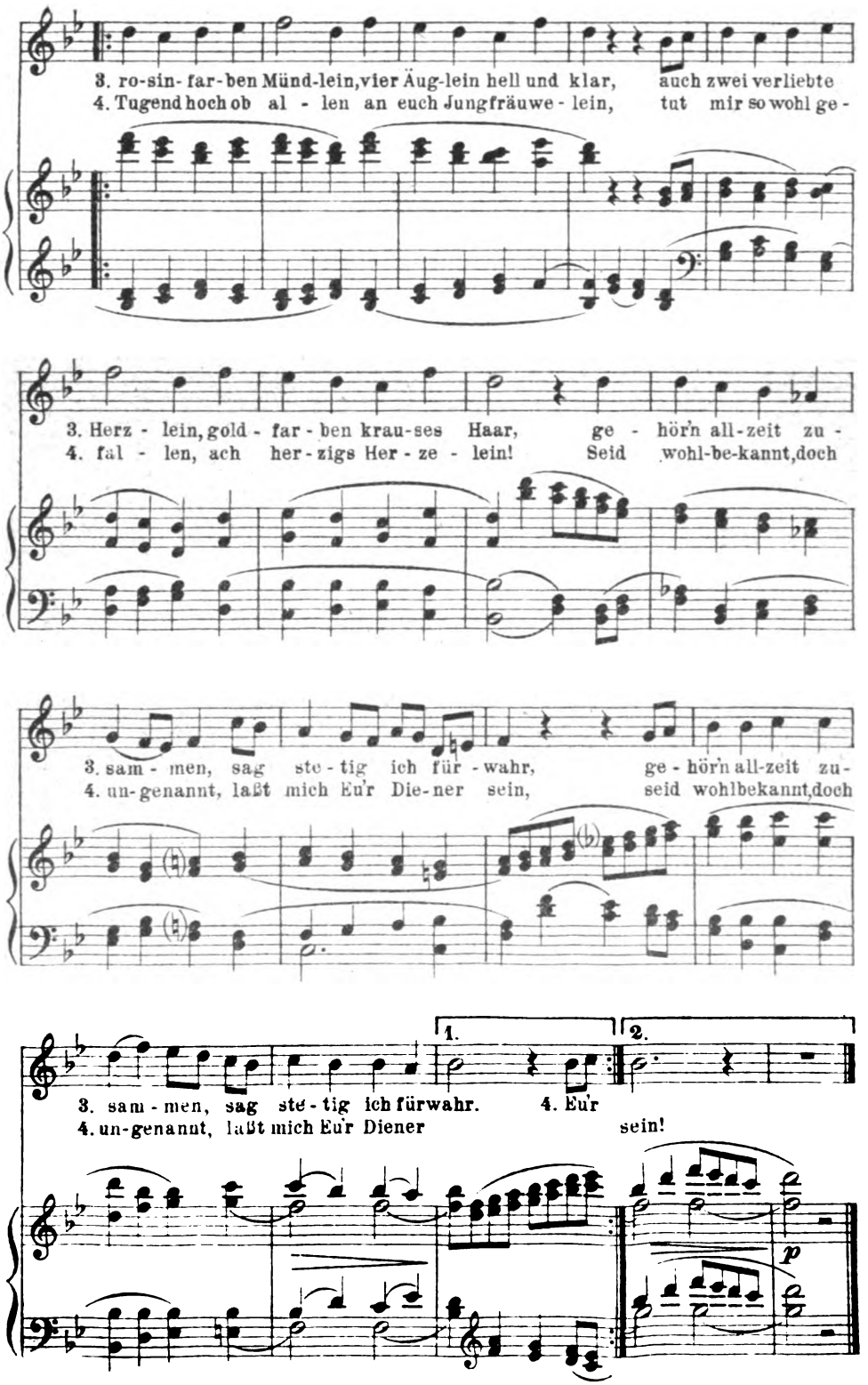
9. Ach wenn's der Himmel geben wollt,
—Ich hör den Wolf und die Raben schrein —
Ach wenn's der Himmel geben wollt,
Daß meinen Mann der Teufel holt!
Ich hör u.s.w.

Digitized by Google

DEUTSCHER DANTZ



Digitized by Google



3. ro-sin-far-ben Münd-lein, vier Äug-lein hell und klar, auch zwei verliebte
4. Tugend hoch ob al - len an euch Jungfräuwe - lein, tut mir so wohl ge -

3. Herz - lein, gold - far - ben krau-ses Haar, ge - hör'n all-zeit zu -
4. fal - len, ach her-zigs Her - ze - lein! Seid wohl-be-kannt, doch

3. sam - men, sag ste - tig ich für - wahr, ge - hör'n all-zeit zu -
4. un-genannt, laßt mich Eu'r Die-ner sein, seid wohlbekannt, doch

1. 2.

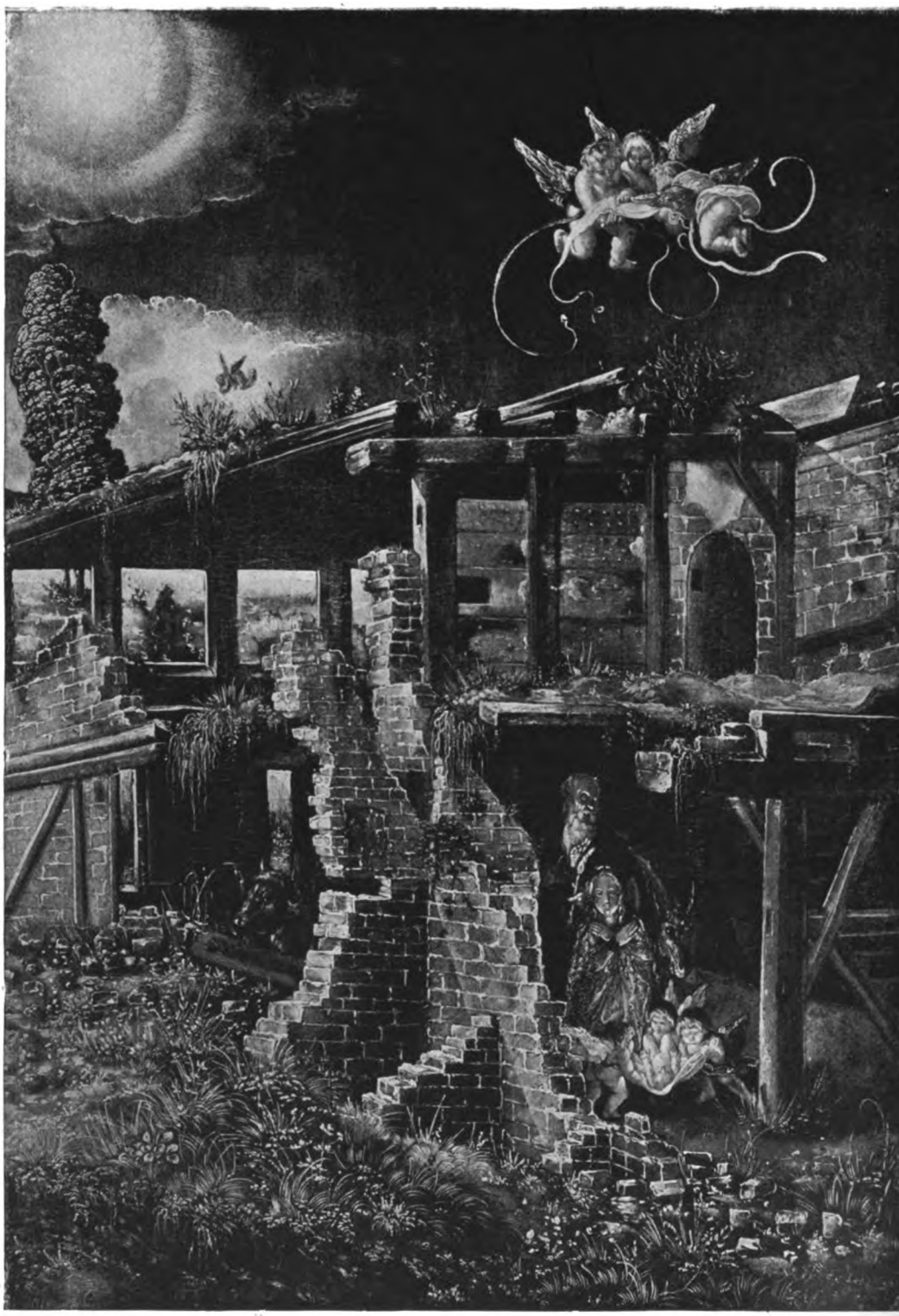
3. sam - men, sag ste - tig ich fürwahr. 4. Eu'r
4. un-genannt, laßt mich Eu'r Diener sein!

p

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ALBRECHT ALTDORFER, GEBURT CHRISTI

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Dezemberheft 1912 Heft 6

Weihnachten

Die Weihnachtsgeschichte des Evangeliums, die mit den Worten beginnt: „Es begab sich aber zu der Zeit, daß ein Gebot vom Kaiser Augustus ausging", gehört zu den Perlen religiöser Erzählung. Man muß sie genießen ohne alle Fragen geschichtlicher Kritik und fordernder Dogmatik. Sichtbarliche Freude macht es dem frommen Dichter, in ein paar Sätzen Weltgeschichte zu schreiben und den Kaiser Augustus, den die dankbare römische Welt als Heiland, Herrn und Friedebringer begrüßte, zusammenzubringen mit dem Kind armer Leute, dem die Herzen des Volks entgegenschlagen. Und Hirten müssen kommen, selbstverständlich; sie sind die klugen Schäfer, die außerhalb der städtischen Kultur den Schatz ihres Wissens nur im Geheimen offenbaren. Und Engel müssen singen. Warum auch nicht? Wenn das Herz zum Springen froh ist, dann tut sich immer der Himmel auf. Im Mittelpunkt Maria, keine Himmelskönigin, keine Erdenherzogin: ein einfaches Weib aus dem Volk. Wo ein Weltheiland geboren werden will, da muß ihn die Masse verstehen. Aus dem Brunnen des Volks muß er heraussteigen und seine quellenden Kräfte in sich vereinen. All diese Geschichte wird umrahmt von Nacht und Dunkel, von raunenden Gedanken und stillen Hoffnungen, so daß doppelt hell erstrahle im Kind das Licht. Licht kommt immer aus der Höhe; wie das Feuer herabsprang im Gewitter, so segnet Gott die Menschen im Licht. Alle Maler aller Zeiten der Christenheit gaben sich Mühe, dieser Offenbarung des Lichtes Herr zu werden und einmal den Menschenkindern, die in Nacht und Nebel gehen, des erschienenen Lichtes Herrlichkeit zu zeigen. Das Kind ist die Zukunft. Sie liegt hier noch unschuldig und still. Aber die Hoffnung richtet sich auf das, was kommt. An solcher Hoffnung will das Volk genesen.

Das alles wird schlicht erzählt. Es *will* nicht erzählt sein; es strömt einfach aus dem Herzen des Dichters, der ein seliges Bild von kommender Erlösung geschaut hat und zwar einer Erlösung, die er versteht, die er teilt, die ihm Leben und Kraft wurde. Die Lehre vom Gottessohn in der Form der Dreieinigkeit kannte man damals noch nicht. Der Mann, der das schrieb, wußte nur, daß hier in Jesu Leben Gott und Mensch zusammenkamen, nein, daß in diesem Menschenleben des Gekreuzigten voll Liebe und voll Ernst sich Gott gezeigt haben mußte. So läßt er gleich am Anfang der Geburt sich Himmel und Erde berühren und das Kind schon erleben, was fromme Andacht erst dem Manne später erwies. Aber wie fein, daß er keinen Spektakel um des Kindes Geburt macht! Nicht nach Art der Gewaltigen und Herren wird ausposaunt und auf dem Markt verkündet. Nein zwischen Himmel und Erde nur findet die Aussprache statt; und hierzu braucht es feine Ohren und eigen gestimmte Seelen. Es ist eine Bewegung der Geister, die da anhebt, und das zu schildern benötigt man des Lieds und der schwebenden Engelgewalten, braucht man nur die allereinfachsten Worte und Sachen. So allein scheinen sie *durch*.

Digitized by Google

Sie werden von selbst zum Sinnbild höherer Kraft und Weisheit. Nichts lenkt hiervon die Sinne ab. Man wird unbewußt in eine andere Welt gehoben, da man reiner atmen kann. —

Tausende in unserer Zeit können diese Weihnachtserzählung nicht mehr genießen. Sie selbst sind am wenigsten schuld daran. Sie möchten wohl gerne; aber, aber! Man hat daraus eine Geschichtstatsache gemacht, die man auswendig lernen soll etwa so, wie die Schlacht bei Kannä. Man hat davor einen Zaun gestellt, so daß nur „Gläubige" nach Bethlehem kommen dürfen, die „Ungläubigen" aber nichts davon verstünden. Darum finden sich die meisten nicht mehr zurecht. So fragt man ängstlich die gelehrten Geschichtsforscher. „Ist das auch wahr?", und diese guten Leute schütteln die Köpfe. Mit Recht. Sie müssen das tun; denn wir haben hier kein Aktenstück aus einem gesichteten Dokumentenschrank des Reichsarchivs. Hier aber liegt der Beweis ihrer Wahrheit. Dort hören wir nur das Singen und Klingen einer dankbaren Seele. Wer fragt noch bei dem Schrei eines Menschenherzens, ob der fis oder as war? Dazu braucht man eine höhere Kenntnis von gar seltsamen Tonleitern. Drum weg mit all dem, was aus jener frommen inneren Erfahrung von Weihnachten eine aktenmäßige Beschreibung einer Nacht von Anno dazumal machen will! Der Dichter schaut Neues; der Geschichtsforscher ordnet Altes. Ich gehe mit dem Dichter und hoffe, daß er auch uns in neue Lande führen wird.

Denn dazu ist doch diese Weihnachtserzählung da, daß sie uns frage: Seele, wo ist *deine* Weihnacht? Auch wir können Gott unter den Menschen erleben, heute, heute. Und wenn es nicht heute ist, dann ist eben heute kein Weihnachten. Dann war es vielleicht einst vor tausend Jahren, vielleicht. Aber was gehet das mich an? Weihnachten ist, wo wir Heutigen Gott schauen in dieser Welt, wo Licht hereintritt in Sorge, Angst und Not, wo Lösung sich zeigt und Erlösung für müde Wegewanderer. Daher haben wir die Kinder so gern um den Weihnachtstisch. Nicht, weil es bloß ein Vergnügen für Kinder und nicht für Erwachsene wäre. Sondern hier schau! dies dein Kind ist auch in der Krippe gelegen und der Himmel tat sich auf, als dies Leben zum Menschsein erwachte, und wenn du genau hinhorchtest durch der Mutter Wehen und das Dunkel der Geburt, so sangen auch damals die Engel. Wo überwundene Not uns grüßt, ist Weihnacht. Nun erziehe deine Kinder zur Hoffnung des Volks, daß man sich daran freuen dürfe an jedem in seiner Art, und wo du einen Berg voll Sorge mit ihnen hinter dir hast, da hast du Weihnachten erlebt. Wir schämen uns nur, *unser* Weihnachten zu *feiern*. Als ob nicht wieder ein Raunen durch die Welt ginge: „wann wird es besser?" Als ob nicht wieder die Hoffnung in Menschenherzen leibhaftig würde: „es nahet gegen den Tag". Als ob wir nicht alle siegen könnten und erlösen und erretten, wenn wir nur Weihnachten heute feierten mit uns und unsern Volksgenossen. Dann mag es uns nicht grämen, ob solche Feier „gläubiger" oder „ungläubiger" Art ist. Dessen Seele Gott stärker werden läßt, der ist gläubig. Und unsre Seele wird stark, wenn wir wieder Ähnliches erfahren, wie jener Seher, der die Weihnachtserzählung geschaut hat. Was sollen wir schauen? Daß der Weg Gottes geht aus Nacht zum Licht. Traub

Digitized by Google

„Status quo“ und „Nichteinmischung“

Auch etwas über Kultur und Politik

Weihnachten ist in dieser Zeitschrift von alters her als ein Fest des Besinnens gefeiert worden, der Einkehr, aus der Erneuerung kommt. Was ich im folgenden sagen will, wendet sich im eigentlichsten Sinn mit der Bitte um Besinnung an die Besten im Volk, die, wenn sie noch nicht seine Führer sind, seine Führer werden sollten. Denn es ist letzten Endes wahrlich nicht „unpraktischer“ Idealismus, den wir fördern möchten, sondern einer, der das allerpraktischste Wirken des Deutschtums in der Welt zum Ziel hat.

Die europäischen Diplomaten sind sich in den letzten Jahrzehnten bei großem Mangel an Eintracht doch sehr oft über die Anwendung zweier Prinzipien einig geworden: die der Aufrechterhaltung des status quo“ und der „Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates“. Den Beweggrund für solche Verständigungen hat gelegentlich des Yangtsevertrags zwischen Deutschland und England der Kladderadatsch in einem Bilde „gestaltet“: Michel und John Bull sah man, Arm in Arm und doch auseinanderstrebend, zwischen zwei nahen verlockenden Fruchtbüscheln, „Yangtsetal“ und „Schantung“ dahinwandern, und darunter war zu lesen: „Nimm du dir nichts, ich nehme mir auch nichts.“ Immer ist es die Angst davor, man könnte bei Störungen des bestehenden Zustandes den kürzeren ziehen, was jede einzelne moderne Großmacht bewegt, Liebe zum „status quo“ vorzugeben. Darum gelten die feierlichsten verbrieften und versiegelten Erklärungen einer Macht, den status quo eines Landes achten, vielleicht auch noch schirmen zu wollen, sofort nichts mehr, wenn sie glaubt, ihn zum eigenen Vorteil oder zum Nachteil einer mißliebigen dritten Regierung verletzen oder verletzen lassen zu können. Wie viele Mißhandlungen hat sich nicht schon der status quo in China gefallen lassen müssen! Japan führte angeblich nur um dieses Prinzip Krieg mit Rußland, wie es angeblich deswegen den Bündnisvertrag mit England geschlossen hatte, und doch nahm es nach dem Kriege dieselben Gebiete in Besitz, aus denen es die Russen vertrieb. Trotzdem es ferner im Frieden von Portsmouth wie in neuen Verträgen oder Abkommen mit England, Frankreich, Rußland, Amerika usw. den neuen status quo in China zu achten versprach, machte es nachträglich Korea öffentlich, die südliche Mandschurei vorerst im geheimen zu japanischer Provinz und es ist jetzt drauf und dran, die innere Mongolei sich anzugliedern, während Rußland die äußere Mongolei und England Tibet in Besitz zu nehmen trachtet. Japan zeigte sich bei allen seinen Handlungen als moderne Großmacht ein gelehriger Schüler der europäischen Diplomatie; dieser fehlt nur die Frische der Jugend, um noch ebenso behende wie Jung-Japan Wollungen in Handlungen umzusetzen.

Vom status quo ist gewöhnlich nur bei Ländern die Rede, erstens: deren Bevölkerung nicht über genügend starke politische Mittel verfügt, um sich gegen fremde Eingriffe in ihre Verhältnisse schützen zu können, und zweitens: deren Naturkräfte noch große neue Aus-

Digitized by Google

deutungsmöglichkeiten für den modernen Kapitalismus bieten. Sonst tritt als Ersatz das Prinzip der „Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates“ in Tätigkeit. Beim „status quo“ denkt man gewöhnlich an den bestehenden Zustand in Reichen, deren innere Angelegenheiten zum Teil schon auswärtigen Mächten unterworfen sind; es handelt sich dann darum, daß die einmal geschaffenen fremden Einflußsphären nicht wesentlich verändert, außerdem keine neue gebildet und vor allem keine Gebietsteile förmlich abgetrennt werden sollen. Die Forderung der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates hat es gewöhnlich mit weniger groben Dingen zu tun. Dafür kommen meist nur Staaten in Betracht, für die die Gefahr eines förmlichen Gebietsverlustes in der Regel nicht zu den aktuellen Fragen gehört, in denen es zudem keine offenbare fremde Interessensphären geben kann. Hierbei ist es darauf abgesehen, daß die Art der Herrschaftsausübung der bestehenden Regierung keinen fremden Einwirkungen unterworfen sein soll, daß das jeweilige Machtverhältnis zwischen den Regierenden und den Regierten vom Ausland als ein bestehender Zustand geachtet werde. Innig verwandt sind die beiden Prinzipien aber offenbar. Auch der Wille zur Nichteinmischung hört darum bei einer modernen Macht da auf, wo die Möglichkeit anfängt, sich zum eigenen Vorteil oder zum Nachteil dritter mißliebiger Regierungen ohne viel Gefahr irgendwo einmischen zu können. Wagemut gehört heutzutage meist nicht mehr zu den Anforderungen, denen ein Diplomat genügen muß. Im Gegenteil: je furchtsamer einer ist oder tut, desto besser wird er seine Obliegenheiten erfüllen. Darum wird das Gebot der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates viel seltener übertreten als das der Aufrechterhaltung des status quo in unentwickelten Ländern.

Leider hat die Ideologie der modernen Diplomaten auf die politischen Triebe der Völker, für die sie wirken, mit der Zeit einen narkotisierenden Einfluß ausgeübt. Die öffentlichen Meinungen sehen bereits in jenen beiden Prinzipien Forderungen der reinen Tugend an die von Natur lasterhafte Politik. Insbesondere in Deutschland haben schon weite Gesellschaftskreise die Fähigkeit verlernt, sich für die Schicksale unterdrückter Völkerschaften zu erwärmen, weil sie wähnen, ein politisch reifes Volk müsse dem kulturfeindlichsten Staatswesen das Recht zuerkennen, mit den eigenen Untertanen im eigenen Lande nach Belieben umzuspringen. Als ob die Menschen da wären um der Staaten willen, als einer Art moderner Dschaggernautwagen, und nicht umgekehrt die Staaten um der Menschen willen. Und als ob die Zuneigungen politischer Machthaber auf die Dauer fruchtbarer sein könnten als die Zuneigungen der Völker, für die doch der Verlust einer Staatsform nicht viel mehr bedeutet als für einen Baum der jährlich sich wiederholende Vorgang der Entlaubung. Wie viele Staaten haben nicht die Juden bei fortwährenden politischen Verfolgungen überlebt, trotzdem sie längst aufgehört haben, zu den staatenbildenden Völkern zu gehören! Und gibt es heute nicht mehr als doppelt soviele, und sogar in viel gesünderer wirtschaftlicher Verfassung lebende Polen als vor der Zertrümmerung des polnischen Reiches? Der

Digitized by Google

deutsche Ostmarkenverein hat kürzlich in einer Resolution sich gegen die Versuche der österreichischen Polen verwahrt, dem Deutschen Reiche für den Fall der Anwendung des preußischen Enteignungsgesetzes mit dem Bruch der Bündnistreue zu drohen; er fügte hinzu: „Wie wir in Deutschland jede Beeinflussung der inneren Angelegenheiten des verbündeten Österreich peinlich vermeiden, so weisen wir anderseits jede auswärtige Einmischung in unser Hausrecht mit aller Entschiedenheit zurück." Von der Frage, ob die Anwendung des Enteignungsgesetze besser unterbliebe oder nicht, sei hier ganz abgesehen; aber warum soll der Reichsdeutsche Proteste österreichischer Slawen gegen das Schicksal ihrer auf deutschem Boden lebenden Rassegenossen nicht mit Protesten gegen das Schicksal der elf Millionen österreichischer Deutschen beantworten dürfen? Die deutsche Regierung hat oft erklärt, die Nöte der deutschen Minderheit im österreich-ungarischen Völkergemisch gingen sie nichts an, das seien innere Angelegenheiten Österreich-Ungarns; und die große Mehrheit der Reichsdeutschen billigt das durchaus, sie hat alles Gefühl für das verloren, was sogar ein August Bebel in seinen Erinnerungen einen „kulturellen Mord" nennt. Man stelle sich vor, Deutschland und Österreich-Ungarn bildeten Teile eines gemeinsamen Reiches: dann stünde dem Deutschtum eine an Masse wie Kultur unterlegene slawische Bevölkerung in demselben Staatengefüge gegenüber. Statt dessen bildet das österreichische Deutschtum eine sich völlig selbst überlassene Minderheit in einem Staate mit vorwiegend slawischer Bevölkerung. Nur vermöge seiner höheren Kultur vermochte es bisher eine Art Vorherrschaft auszuüben. Da seit Jahren das österreichische Slawentum auch politisch mehr und mehr die Oberhand gewinnt, so scheint der Zeitpunkt nahe, wo die elf Millionen österreichischen Deutschen für die europäische Politik nur noch ein totes Gewicht bedeuten. Das wäre dann für das Deutschtum die letzte Folge der „Politik der Nichteinmischung in die inneren Angelegenheiten eines fremden Staates". Will man es?

Würden die Gebote der Aufrechterhaltung des status quo und der Nichteinmischung unbedingt befolgt, so könnte es internationale Politik überhaupt nicht mehr geben; die Diplomaten dürften sich gänzlich ihrem Ruhebedürfnis hingeben. Denn entweder gehören die äußeren Angelegenheiten eines Staates zu den inneren eines fremden, oder sie stehen im Widerspruch zu irgendwelchem status quo. Es handelt sich also um unmögliche und unsinnige Forderungen, wenn man sie nicht einschränkt. Es muß darum wohl richtige und falsche, gute und schlimme Einmischungen in innere Angelegenheiten oder solche Verletzungen bestehender Zustände im politischen Leben geben. Es ist zum Beispiel heute ohne weiteres klar: hätten sich die europäischen Großmächte beizeiten gemeinsam und einträchtig über eine Änderung des status quo auf der Balkanhalbinsel oder über eine gründliche Einmischung in die inneren Angelegenheiten des ottomanischen Reiches verständigt und dadurch den christlichen Völkerschaften dort dazu verholfen, ihre Kräfte frei regen und entfalten zu können, so wäre der gegenwärtige blutige Krieg vermieden worden. Aber der türkische Schlendrian vertrug sich so schön mit den Interessen westeuropäischer Geldmächte. Alle Greueltaten eines Abdul Hamid vermochten die

Digitized by Google

Kreditfähigkeit des hamidischen Systems auf europäischen Geldmärkten nicht zu erschüttern, ebensowenig wie, trotz aller jüdischen Macht im Kapitalismus, alle Progrome die des russischen Zarentums. „Geschäft ist Geschäft." Aber die Einmischung Frankreichs in die inneren Angelegenheiten Marokkos haben sich Diplomatie und Presse in Deutschland so erregt, daß es fast zum Kriege gekommen wäre. Die Einmischung Rußlands in die inneren Angelegenheiten Finnlands aber, ja dessen schon fast vollendete Russifizierung hat die deutsche Diplomatie völlig, die deutsche öffentliche Meinung fast gänzlich kalt gelassen. Woher der Unterschied? Letzten Endes nicht etwa daher, daß in Finnland „nur" die Freiheit und die Kultur eines germanischen Volksstammes auf dem Spiele standen; in Marokko jedoch die Konzessionen deutscher Kapitalisten? Man müßte, um das klarzulegen, im einzelnen nachweisen, wieviel beim Werben der öffentlichen Meinung mit all ihrem guten Glauben und selbst mit ihrer ehrlichen Begeisterung Mache ist. Weiter: Warum ist der „Warnungsruf" Sven Hedins in deutschen Landen so schnell verklungen? Darf es uns denn so gänzlich gleichgültig sein, ob sich Rußland planmäßig darauf vorbereitet, Schweden und Norwegen in der gleichen Weise abzutun, wie Persien, von dessen Vergewaltigung der Amerikaner Morgan Shuster, der ehemalige persische Finanzreformer, in seinem Buche „The Strangling of Persia" ein so grausig lebhaftes Bild entwirft? Ach, wir modernen Kulturdeutschen überlassen es ja neidlos den noch halb barbarischen slawischen Völkerschaften Osteuropas, an den Schicksalen versprengter Zweige der gleichen Rasse Anteil zu nehmen. Diejenigen deutschen Politiker, die vorgeblich die politischen Interessen allen Deutschtums vertreten, die sich für dessen Vorhut ausgeben, sind die besten Freunde unseres östlichen Nachbarn, obgleich der die einzige europäische Macht ist, die deutsches Volkstum und deutsche Kultur zurückdrängt, wo das nur möglich ist: und sind zugleich die schlimmsten Feinde der erfolgreichsten Verbreiter germanischer Kultur. Wir dürfen die Engländer kaum noch nennen, ohne Ärgernis zu erregen, und doch ist Tatsache, daß in ihren Gebieten das Deutschtum und der deutsche Handel alle Freiheiten genießen, daß dort der Deutsche leicht seine Heimat, seine Zugehörigkeit zum Deutschen Reiche überleicht vergißt. Man vergleiche die Leichtigkeit, womit das Deutschtum in Amerika vom angelsächsischen Bevölkerungskern aufgesogen wird, mit der Zähigkeit, womit das Deutschtum in Siebenbürgen, in Südrußland und im Baltenlande an seiner Art und Kultur festhält, und dann vergegenwärtige man sich den Widersinn, daß im Deutschen Reiche besonders solche Bestrebungen für „national" gelten, die das Deutschtum im Auslande gerade dort im Stich lassen, wo es sich als Träger einer höheren Kultur als der es bedrohenden Völkerschaften zu behaupten sucht.

Ein neuer politischer Idealismus tut heute not, ein Idealismus, der von den Machthabern fordert, daß sie ihre Machtmittel in den Dienst der Kultur stellen. Nur die inneren Angelegenheiten solcher Staaten dürfen uns für unantastbar gelten, die uns kulturell mindestens ebenbürtig sind, in denen vor allem nicht weniger Duldsamkeit gegenüber Fremdstämmigen und Eingewanderten geübt wird als bei

Digitized by Google

uns. Der Wille zum Kulturfortschritt sollte die einzig allgemein anerkannte Legitimation für eine Einmischung in die Angelegenheiten eines fremden Staates oder die Verletzung des bestehenden Zustandes in einem unentwickelten Lande bedeuten. Nur ein Volk, das dafür das richtige Empfinden hat, steht im Bunde mit den Mächten des Lebens.

Malzan

Poesie und Dichtkunst

Wenn ein Mensch den Gedanken zustande gebracht hat, daß Poesie und Dichtkunst nicht das Nämliche ist, daß es eine Poesie auch außerhalb des Verses, sogar außerhalb der Literatur gibt und leider auch eine Dichtkunst ohne Poesie, so pflegt er ein so gescheites Gesicht zu ziehen, daß man merkt: das ist so ziemlich das Höchste an Weisheit, was er mit aller Geistesanstrengung zu erschwingen vermag. Er sagt auch wirklich mit dieser Unterscheidung eine große und wichtige Wahrheit aus, überdies eine Wahrheit, die festzustellen einst dringend nötig gewesen ist — im achtzehnten Jahrhundert, als Deutschland gleich dem übrigen Europa noch in der Meinung befangen war, Poesie wäre eine Sache der Sprache, und Dichtkunst eine Sache der formalen Meisterschaft im Reiche der Sprache.

Wer aber heutzutage diese Unterscheidung hervorhebt, meint nicht nur das, er meint im stillen Herzensgrunde, die Dichtkunst beeinträchtige die Poesie, die wahre Poesie müsse außerhalb der Dichtkunst gesucht werden und der echte Dichter sei jener, der keine Verse mache. Daß dieses heutzutage die Meinung und zwar die herrschende Meinung ist, dafür erleben wir täglich tausend Beweise. Nicht nur, daß im gegenwärtigen Deutschland mit dem Behagen des überlegenen Besserwissens jeder, aber auch jeder prosaische Erzähler des Dichternamens teilhaftig wird und sei er der denkbar Nüchternste, nicht nur, daß wer Verse schreibt, schon um dieser Tatsache willen verdächtig erscheint nicht die wahre Poesie zu besitzen, wir tauschen geradezu das Verhältnis um, erheben einen Philosophen um einiger poetischer Züge willen in den Rang der Dichter und sprechen einem Schiller, weil er etwas philosophisch infiziert ist, rundweg die Dichterqualität ab. Immer leitet unser Urteil der Grundsatz: Wer dichtet, beweist hiermit, daß er kein echter Dichter ist, denn ein echter Dichter ist nur, wer nicht dichtet. Dieses Axiom herrscht nicht bewußterweise, wenigstens nicht eingestandenerweise, aber es herrscht mit der Sicherheit des Instinkts. Es gibt indessen auch mutige Denker, welche den Satz, nach welchem jedermann uneingestandenerweise urteilt, offen eingestehen. Einer der schärfsten und ehrlichsten Denker, welche Deutschland besitzt: Mauthner, der brave Wahrheitszeuge, der ebenso gründliche wie beschränkte Goethekenner, spricht es geradezu aus: schon das bloße Wort „Dichtkunst" sei ihm zuwider; nach seiner Meinung sollte es gar keine Dichtkunst geben, „Dichtkunst" erinnere ihn immer an Gottsched. Mauthners Gedächtnis ist lückenhaft; denn „Dichtkunst" hätte ihn neben Gottsched auch an Goethe, Shakespere und Sophokles erinnern können. Oder meint er, Tasso und Iphigenie, König Lear und König Ödipus wären einzig poetische und nicht zugleich Dichtkunst-Werke? Glaubt er, zu ihrer Vollendung habe es keiner Sorge, Mühe und Arbeit, keines Willensentschlusses, keiner Überlegung, keines bewußten Planes bedurft? —

Digitized by Google

Wenn man mit der üblichen Verachtung der Dichtkunst weiterfährt, wenn man Poesie überall sucht mit einziger Ausnahme der Dichtung, so wird man folgerichtig schließlich in abenteuerliche Gegenden gelangen. Fragen wir einmal versuchsweise an, stehen Sie mir Rede, hochweise Kritiker! Sie sagen, nicht wahr?: „Poesie ist manchmal außerhalb von Vers und Reim, außerhalb der Dichtung, sogar außerhalb jeder Literatur echter anzutreffen als innerhalb?“ „Gewiß.“ „Gut. Zum Beispiel eine edelmütige Handlung, ein kernhafter Charakter, eine erblühende Jugend, eine Blume, überhaupt das ganze Leben, Tod und Vergänglichkeit usw., ist das nicht echte Poesie, höhere Poesie sogar als alle Dichtkunst?“ „In gewissem Sinne ja.“ „Aha, Sie beginnen zu stutzen. Doch fahren wir weiter: eine Amsel, welche mit eigener Lebensgefahr sich lahm stellt, um die Katze von dem Neste abzulocken, ist das nicht echte Poesie?“ „Das jedenfalls.“ „Und ist das Entstehen und Werden, das Gebären der Mutter unter tausend Schmerzen nicht auch tiefe, echte, ernste Poesie?“ „Ohne Zweifel.“ „Gut, so werde ich Ihnen morgen eine gebärende Kuh als Rezensionsexemplar auf Ihren Schreibtisch laden lassen. Sie glauben, ich spaße? Nein, ich denke sehr ernsthaft; und wenn ich mir erlauben darf, Ihnen einen Rat zu erteilen: denken Sie doch auch einmal ernsthaft darüber nach, warum es der Menschheit mit der latenten Poesie, die einen im Leben überall umgibt, nicht getan ist, warum sie noch einer besonderen Poesie bedarf, welche man Dichtung nennt. Und wenn Sie dann einmal so weit sind, mache ich mich anheischig, Ihnen zu zeigen, daß Dichtkunst keine Papierfabrik ist, wie Sie zu glauben scheinen, sondern daß Dichtkunst zur Poesie sich verhält wie der Brunnen zum Quell. Ich verstehe Ihre Miene: Sie ziehen den Quell dem Brunnen vor?“ „Allerdings.“ „Trotz Käfern und Spinnen?“ „Sogar trotz Käfern und Spinnen.“ „Gut. Aber wissen Sie, was mich stört? daß Sie jedesmal, wenn Sie zum Quell wandeln, statt eines Bechers das Insektennetz mitnehmen.“

Karl Spitteler

Opernregie

Für unsre Zeit sehr kennzeichnend ist das Bestreben, dem Opernspielplan durch neue Aufmachungen seiner älteren Bestände neues Interesse, neue Anziehungskraft zu verschaffen. Da man die musikalischen Hilfsmittel bereits erschöpft glaubt, müssen die augenfälligen Künste der Regie herhalten. War früher der Kapellmeister der Mann, auf den sich die Aufmerksamkeit der Zuhörer vereinigte, so ist jetzt der Regisseur der Held. Wie er meistens mit dem Werke verfährt, das verdient wohl eine nähere Betrachtung.

Es gilt von je als das Merkmal eines geborenen dramatischen Tondichters, daß er nicht bloß die Worte seines Buches, sondern auch die Charaktere, die Gebärden, die Stimmung, das Milieu mitkomponiert. Daraus hat dann die moderne Opernregie die „Ersichtlichmachung“ der Musik als ihr Ziel und in der engsten Übereinstimmung von Musik und szenischer Bewegung ihre wesentlichste Aufgabe erkannt. Der echte dramatische Tondichter setzt seine Intuition in Rhythmus und Klang um; der richtige Opernregisseur holt aus der Musik das Zeitmaß, die Stimmung der Szene und Gebärde.

Dieser Regiegrundsatz geht übrigens auf keinen Geringeren zurück

Digitized by Google

als Goethe, der ihn sogar im gesprochenen Schauspiel anwandte. Er, den man den Unmusikalischen schilt, liebte es, auch in andern Künsten die Musik zum Vorbild zu nehmen. Der Vortrag der Schauspieler wurde von ihm auf den Proben ganz in der Art geleitet, wie eine Oper, die Tempi, die Forti, das Crescendo und Diminuendo genau bestimmt, ja er soll sich bei den Proben geradezu eines Taktstockes bedient haben. Ausdrücklich hat er es im „Wilhelm Meister" für den großen Vorteil des Opernsängers über den Schauspieler erklärt, daß jener in der Musik schon ein sicheres Regulativ für seine körperlichen Bewegungen habe. Goethes Erbe in dieser Anschauung ist dann Wagner geworden, der mit dem Ausschöpfen der Musik durch die Gebärde an einem Hauptpfeiler seines Stils baut. Bayreuth wurde in den neunziger Jahren der Ausgangspunkt der modernen Opernregie, deren Grundsätze man dann zu München mit überraschendem Erfolg auch auf Mozart anwenden konnte.

Unsere Zeit nun gefällt sich in einer grotesken Übertreibung und Veräußerlichung des an sich richtigen Prinzips. Vor allem vergißt man, daß Wagner nicht bloß die körperlichen, sondern mindestens ebensooft die seelischen Vorgänge des Dramas mit seinen Tönen versinnlicht, daß also die Manie, jedes Einzelne der Partitur szenisch-mimisch auszudeuten, schon darum nicht überall zutrifft. Sehr kennzeichnend ist ein verbürgter Ausruf Possarts, der bei der Hauptprobe eines modernen Werkes plötzlich noch eine vordem überhörte, im Orchester aufhüpfende Klarinettenfigur bemerkt: „Halt! Die Klarinette! Lassen Sie doch schnell jemand auf die Bank springen!"

Ich glaube, daß unsre Opernregisseure da Goethes Meinung falsch auffassen. Dieser sagt, daß sich der Darsteller von der Musik unmittelbar leiten lassen soll, und das ist doch etwas anderes, als wenn Musik und Handlung erst durch einen Dritten in Übereinstimmung gebracht wird. Es gilt, im Darsteller selbst die Fähigkeit zu wecken und durch Übung zu steigern, den Antrieben der Musik mit seinen Bewegungen zu folgen, sich von ihr das Spiel gleichsam diktieren zu lassen. Nur auf diese Weise, nicht aber durch einen mechanischen Drill wird man zu einem überzeugenden Ergebnis kommen und dem sonst unausbleiblichen Verfallen ins Marionettenhafte vorbeugen. Auch muß man dabei mit der Tatsache rechnen, daß nicht alle Künstler in gleichem Maße durch Musik körperlich bewegbar sind, daß die Musik dem einen durch alle Glieder zuckt und bei dem andern mehr das Gemüt in Bewegung setzt. Was da an natürlicher Anlage mangelt, wird sich durch kein Exerzitium ganz ersetzen lassen. Ein geistvoller Regisseur kann einem aufgeweckten Sänger gewiß hundert Winke, Anregungen und Ratschläge geben, die ihm von unschätzbarem Nutzen für eine lebendige mimische Ausgestaltung seiner Rolle werden können, aber nie vermag das Ingenium des Regisseurs für das mangelnde Talent des Darstellers einzutreten. Die Regie muß ihre Aufgabe vernünftigerweise darin erblicken, daß sie die noch unentwickelten Fähigkeiten des Darstellers hervorlockt und zur Entfaltung bringt, nicht aber, daß sie „Wunder der Dressur" erstrebe, die das Publikum mit einem sehr scharfen Unterscheidungsvermögen für das Unwillkürliche und Eingelernte ablehnt. Der Schweiß des Regisseurs, der

Digitized by Google

an der Leistung der Solisten klebt, wird von den Zuschauern nicht anerkannt.

Ist schon die Übertreibung des Mimisch-Drastischen ein Unheil bei Werken, die damit bis zu einem gewissen Maße rechnen, so kann sie vollends verderblich und verwerflich werden bei Opern, denen dieser Parallelismus zwischen Musik und Aktion nicht innewohnt. Da heißt es dann: „Legt ihr's nicht aus, so legt ihr's unter." Ich will nicht leugnen, daß die Hand eines Regisseurs von Rang auch in solche Opern manche hübsche Wirkung bringen kann, aber gewöhnlich kommt es zu argen Gewaltsamkeiten. Man merkt da zu viel Absicht und scheidet mit dem unbehaglichen Gefühl, daß Unwesentliches betont, Überflüssiges hinzugetan worden ist. Überladenheit ist das Merkmal fast aller modernen Regiekunst, der die Gabe, die Aufmerksamkeit auf das Hauptsächliche zu sammeln, leider immer mehr abhanden kommt. Was wird nur allein durch falsche „Belebung" gesündigt! Wenn der Schöpfer unser ganzes Interesse für die Auseinandersetzung zweier Personen auf der Szene beansprucht, schickt der Herr Regisseur nach einer Weile zwei Mägde mit Krügen über die Bühne. Man nennt das „beleben", lenkt aber damit nur von der Hauptsache ab.

Das Talent für das Unwesentliche ist es, was in den Köpfen unsrer ehrgeizigen Spielleiter das meiste Unheil anrichtet. Verständlichung des Kunstwerkes aber ist das wahre Endziel aller Interpretationskunst, nur was ihr dient, werden wir als wahre Förderung des künstlerischen Eindrucks anerkennen. Die alte überwundene Opernweise und die modernste reichen einander schwesterlich die Hand; sie schieben beide das Drama in den Hintergrund. Jene um die musikalischen, diese um die Virtuosenkünste der Inszenierung frei spielen lassen zu können. Die dienenden Glieder wollen die Oberherrschaft an sich reißen: das alte Merkmal des Epigonentums. Wo aber ist heute der starke schöpferische Geist, der sie wieder in ihre angemessenen Schranken zurückdrängt? Richard Batka

Albert Welti, der Mensch

Zum Weihnachtsfest, nicht am Totenfest wollen wir Albert Weltis gedenken. Nicht bloß, weil er einer der größten Bildner dieser Jahrzehnte war, ein Künstler, dessen Ruhm und dessen Wirken aufs Volk nach unserm Glauben bei seinem Hinscheiden erst im Aufgehen stand und noch wachsen wird weit über alles Vermuten der Maßgebenden von heute hinaus. Auch nicht nur, weil viele von seinen Gaben gar köstlich in die Stimmung passen, die das Behagen der Weihnachtsfeier im deutschen Hause erweckt. Sondern deshalb vor allem, weil uns dieses wundersamen Menschen Kunst als sonnwendetaglich frohe Bestätigung erscheint: das Licht kehrt wieder, wie es noch immer wieder gekehrt, es wird auch wieder voller Frühling werden im Lande deutscher Kunst. Auf den Märkten verhandeln die Kunstmoden mit Naturalisten und Impressionisten, Neo-Romantikern und Neomantikern, Futuristen und Kubisten unter Kunsthändlern und Literaten ihr Getreide und ihr Gemüse mit Leithammel- und Herdenlämmer-Lärm — derweil aber wächst abseits immer wieder da oder dort ein deutscher Bub heran, der in aller Ahnungslosigkeit die blaue Blume findet. Das ist das beglückende: Die

Digitized by Google

tiefinnerliche Fruchtbarkeit, die sie und ihn geschaffen, sie segnet noch den deutschen Boden: es treibt noch das Schöpferische im Deutschtum.

Die Freunde wissen: wir haben uns das Wirken für ein Mitleben mit Weltis Kunst so gut zur besonderen Aufgabe gemacht, wie einst bei Mörike, Hebbel, Keller, Spitteler, Hugo Wolf, Böcklin, Klinger, und wir sind ebenso unbesorgt, ob wir Recht behalten, wie wir's bei jenen waren. Aber zu diesem Fest kommen wir mit keiner neuen Weltigabe seiner größten Kunst. Was Welti der Monumentalmaler war (über den heute noch selbst in schweizerischen Blättern fast belustigend töricht geschrieben wird), davon wollen wir sprechen, wenn im Berner Bundeshaus seine Wandbilder leuchten, aber von seiner großen Kunst gibt doch schon unsre erste Weltimappe manches. Wer sie nicht kennt, wolle wenigstens in den vielen Bildern nach Welti, die der Kunstwart selber gebracht hat, heute zurückblättern.*

Über einen kleinen Kreis hinaus so gut wie unbekannt ist aber noch heute ein „anderer" Welti, der mit dem Welti der großen Kunst zusammen doch erst die Ganzheit Albert Welti ausmacht. Genau in dem gleichen Wortsinn, wie Goethe Gelegenheitsdichter war, war Welti Gelegenheitsbildner. Zwar, wir haben eine Anzahl Blätter und Tafeln von ihm, die nichts davon verraten, auch gute darunter, wohlkomponierte und schöngemalte, dieses oder jenes „Hauptbild" sogar, nach dem Weltis Künstlerschaft unbekümmert beurteilen mag, wer auf diesen besonderen Punkt nicht achtet. Wer auf ihn achtet, der wird sofort einen neuen Künstler vor sich sehen, wo nicht nur artistische Aufgaben mit Künstlersinn gelöst, sondern wo als Ausdruckskunst befreiend aus einem persönlichen Menschenleben heraus konzipiert ward, das bedrängte oder beglückte. Ob es Natureindrücke sind, die sich so ausleben, wie in den „Nebelreitern" und den „Walküren", ob Heimatgefühle aus tiefsten Gründen aufsteigen, wie in dem „Haus der Träume", ob innerlichste Erlebnisse des Ehelebens hier hinschatten wie in der „Mondnacht", ob jauchzend übermütiger Jugendblutrausch wie in den „Hexen", ob tiefehrfürchtiges Mittrauern um Große von Kellers und Böcklins Art, wie in den „Penaten", ob schlicht-inniges Behagen am Heim, wie in der „deutschen Landschaft" —, in all solchen Werken wird das Erlebnis nie aufgezeichnet oder beschrieben, sondern stets traumhaft umgeschaffen. Das aber bedeutet einen Punkt von grundlegender Wichtigkeit. Wer ein Erlebnis beschreibt, wer eine Erinnerung aufzeichnet, steht, sofern er nur dieses tut, bereits außerhalb der Sache, er ist „drüber hinweg", er ist sich selbst gegenüber kritisch, wenn auch parteiisch kritisch. Wer aber von einer Sache wach oder schlafend träumt, der ist noch in ihr. Weltis Gelegenheitswerke sind samt und sonders traumhafte Umschöpfungen. Keine Frage, daß er sich auch aufs Malen und Zeichnen

* Elternbildnis (XIII, 15), Hexensabbat (XIII, 15), Die Nebelreiter (XIV, 11), Das Jüngste Gericht (XV, 4), Walkürenritt (XV, 4), Mondnacht (XV, 4), Die Königstöchter (XVI, 2), Die Walze der Kunst (XVIII, 11), Der Geizhals (XVIII, 18), Familienbild (XIX, 13), Um Mitternacht (XIX, 13), Die Königstöchter (farbige Wiedergabe; XIX, 13), Der Geisterbeschwörer (XIX, 13), Die Penaten (XX, 4), In treuem Gedenken (XXIV, 4), Die Einsiedler (XXV, 10).

Digitized by Google

vortrefflich verstand — manche seiner Skizzen von der Natur, Landschaften beispielsweis, sind Meisterstücke dessen, was der Fremde bei ihm am wenigsten vermuten wird, des pleinairistischen Impressionismus. Aber unter den Gelegenheitsblättern ist nur ganz, ganz selten einmal eins, das Wirklichkeit geben will, ein Bildnis etwa oder eine Ortsabbildung. Wenn über Welti nach dem Studieren die Lust zum Sich-Mitteilen, Sich-Geben, die Lust nach Ausdruck, kurz: das Schaffen kommt, wird ihm augenblicklich die Stimmung des Erlebnisses zur Selbstherrscherin, zur symbolischen Umformerin der Wirklichkeit, zur Neuschöpferin der Formen im Ausdruck des Gehalts, ganz wie im Traum. Ein Vorgang, der vom Allegorisieren und Geistreichsein so weit entfernt ist, wie das Reflektieren vom elementaren Erleben.

Daß dem so war, gibt den Grußkarten, Exlibris und sonstigen Gelegenheitsblättern dieses Menschen, der nicht nur von Phantasie, sondern auch von Temperament und nicht zuletzt von Humor getränkt war, wie ein Blütenbaum vom Saft, einen hohen Wert für jeden. Noch so treffliche oder geistvolle, aber „nüchterne" Gelegenheitsblätter aus einem Künstlerleben können im wesentlichen ja immer nur ein Darum und Dabei geben, Begleit- nicht Daseinsblätter. Was Welti in Fülle ausgestreut hat, gibt in Erscheinungen sein Innenleben selber, gibt ihn. Das ist es, weshalb die „Fünfzig Blätter" seiner Hand, die wir jetzt „Aus Weltis Leben" von Kunstwarts wegen herausgeben*, auch den Fremden mit diesem Künstlermenschen mitleben lassen, als säße er mit ihm zusammen am Tisch. Leopold Weber hat dazu nicht bloß Begleitworte geschrieben, die zu den tatsächlichen Unterlagen der einzelnen Bilder-Schildereien das bringen, was man zum Verständnis braucht, er hat hier auch die erste Lebensgeschichte Weltis und mit ihr verbunden die erste Darstellung seiner künstlerischen Entwicklung gegeben. Auch den langen Brief finden die Leser hier, den Welti kurz nach Böcklins Tode über seine Erlebnisse bei Böcklin an mich schrieb. Es kann nicht fehlen: vielen wird Welti beim Genuß dieser Blätter ein froh-ernster Lebensfreund werden, der fortan bis zu ihrem eignen letzten Tag an ihrer Seite verweilen wird. A

Protestanten und Katholiken

zu Bachems „Staatslexikon"**

Wenn Protestanten und Katholiken sich in Disputationen und Unterhaltungen noch so nahe kommen, bis zu dem Geständnis: Gewiß, ich begreife sehr wohl —, so bleibt ihnen doch immer noch ein Rest von widerstrebendem Empfinden, der ein vollständiges Anerkennen so unbedingt ausschließt, wie in anderen Fällen etwa das Rasse-Empfinden. Man kann, glaub ich, jenes letzte Widerstreben auf diesen ge-

* Aus Weltis Leben, fünfzig Blätter seiner Kunst zu einem Bilde seines Lebens von Leopold Weber. Herausgegeben vom Kunstwart im Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey zu München. Preis in Mappe 10 Mark.

** Staatslexikon. Unter Mitwirkung von Fachmännern im Auftrag der Görres-Gesellschaft zur Pflege der Wissenschaften im katholischen Deutschland herausgegeben von Dr. Julius Bachem in Köln. (Herder, Freiburg.) 5 Bände 115 M.

Digitized by Google

danklichen Ausdruck bringen: der Protestant urteilt, die Meinung, daß alles, auch das Tiefste und Zarteste, letztlich von der Macht einer einzelnen Person abhängen soll, muß unter gewissen Umständen zu einer Uniformierung und Erstarrung alles geistigen Lebens und damit aller sinnvollen menschlichen Einrichtungen führen. Der Katholik seinerseits urteilt: daß alles, auch das äußerlichste Verhalten, letzten Endes von dem Gewissen jedes einzelnen Menschen abhängig gemacht wird, muß schließlich die Welt in Willkür und Anarchie auflösen. Jener hängt an seiner Konfession, weil er in ihr die starke Hüterin der schöpferischen Geisteskräfte sieht, dieser an der seinigen, weil er sie für den einzigen nie versagenden Schutz gegen die allgemeine Auflösung und gegen die Vernichtung aller schwer errungenen Werte hält. Es handelt sich hier nicht um bloße Meinungsverschiedenheiten, sondern um Lebensstimmungen, die zu tiefst einander ausschließen. Protestantismus und Katholizismus als Stimmung decken sich daher auch nicht genau mit den äußeren Grenzen der Konfessionen: wirft doch ein Katholik dem andern verkappten Protestantismus und ein Protestant dem andern unbewußten Katholizismus vor. Das heißt: die angeborenen und anerzogenen psychologischen Unterschiede geraten mit den historischen, in die man hineingeboren ist, in Widerstreit.

Daß die historischen Konfessions- und Kirchengebilde, wie sie sind, jede für sich allein nur das eine oder andere verbürgen, ist freilich den Tatsachen nach nicht richtig. Denn sonst könnte keine der beiden Kirchen bestehen und sich im Lauf der Geschichte entfalten. Alles geschichtliche Leben braucht Bindung und Freiheit zugleich. Aber die tiefsten Befürchtungen und Hoffnungen unsres Herzens rechnen nie allein mit dem, was vor unsern Augen da ist, was sich vor uns in der Wirklichkeit abspielt, sondern mit fernen, schwankenden, schattenhaften Möglichkeiten. Man achte einmal darauf, wie oft diese unser tägliches Urteilen und Handeln bestimmen! Aber weil man sehr wohl weiß, daß sie im Grunde ganz vag und weit sind, spricht man sie nicht gern frei und unverschleiert aus. Klar auf die gegebene Wirklichkeit angewendet erscheinen sie uns selbst übertrieben, verstiegen, ja lächerlich. Daß aber jene Befürchtungen und Hoffnungen sich an bestimmte historische Gebilde hängen, ist deshalb noch keineswegs ein rein zufälliges Spiel unsrer Einbildung. Denn jene Empfindungen und die Gedanken, die aus ihnen aufsprießen, haben ja immerfort mitgebaut an den Einrichtungen der Konfessionen, haben ihnen ihre besondere Gestalt gegeben.

Ein Katholik mag die Berechtigung geistiger Freiheit anerkennen; ist er wirklich im innersten Fühlen Katholik, so wird er doch im Konfliktsfall die Freiheit immer der bindenden Ordnung aufopfern, welche von der für ihn höchsten Autorität ausgeht. Sein „Protestantismus" ist nur von den klaren, nüchternen Forderungen des Alltags erzwungen und gilt nur für diesen. Er muß weichen, sobald das Reich der tieferen Empfindungen aufgerührt wird und ferne große Wünsche und Befürchtungen sein Urteilen bestimmen. Ganz entsprechend ist es bei den Protestanten. Dieses Verhältnis von verständiger Anerkennung und innerstem Gefühlsurteil wird einem recht klar, wenn man Aufsätze wie den des Freiherrn von Hertling über „Autorität" in Bachems Staatslexikon liest.

Just dieses Lexikon ist für die Psychologie der Konfessionen ein äußerst interessantes Werk. Bei den Artikeln, die ich beurteilen kann, fand

Digitized by Google

ich stets das Bestreben objektiver Sachdarstellung. Konfessionell wird auch schwerlich ein Protestant gegen die Darstellungen als solche etwas einzuwenden haben. Aber die Stimmung ändert sich, sobald es auf die Beurteilung des Dargestellten ankommt. Freilich, auch da sucht man den gegnerischen Standpunkt nicht nur zu verstehen, sondern darüber hinaus „in seiner Berechtigung" anzuerkennen. Aber diese „Berechtigung" wird letzten Endes natürlich immer wieder nach jener beschriebenen Grundstimmung begrenzt oder verneint. Diese Stimmung hängt sich den einzelnen Urteilen wie ein stetiges „Aber" an. Sie setzt ganze Gebiete plötzlich in Klammern und stellt das Vorzeichen der nur bedingten Anerkennung davor. In den allgemeinsten und weitesttragenden Urteilen ist diese Stimmung schon von vornherein entscheidend, da steht das katholische Nein strikte gegen das protestantische Ja und umgekehrt.

Protestanten und Katholiken haben in unserm Vaterlande gemeinsame Kulturarbeit zu leisten. Es gibt eine Fülle von Aufgaben, die sie beide gleichmäßig und einträchtig lösen können. Aber es gibt auch Gebiete, wo die verschiedene Stimmungsfarbe mitentscheidet und wo Grundsätzliches sich trennt. Überall da ist außer dem gegenseitigen Wollen und dem Zwang der Sache auch die gegenseitige Kenntnis unumgänglich. Sonst tritt plötzlich Erstaunen, Mißtrauen und das Gefühl der Kränkung auf der einen oder andern Seite ein und wirkt verbitternd und zerstörend auch auf die geleistete gemeinsame Arbeit zurück. Darum, um das Wollen durch Kenntnis zu stützen, ist das Bachemsche Werk über seine Bedeutung für die katholische Welt hinaus auch für protestantische Kulturarbeiter, Volksbildner usw. wertvoll. Aus ihm können sie lernen, was sie als einmal gegeben billigerweise berücksichtigen müssen. Man könnte hiernach wünschen, daß es auf protestantischer Seite ein ähnliches Werk zur Orientierung der Katholiken gäbe. Aber das ist aus einfachem Grunde unmöglich: Protestantismus bedeutet grundsätzliche Freiheit des Geistes, das Wort „Freiheit" gebraucht nicht im Sinne von Willkürlichkeit, sondern im Sinn einer ungehinderten Auswirkung des Gewissens und des guten Willens. Das bringt die Mannigfaltigkeit der Individuen zur Geltung, es gibt also viele verschiedene protestantische Anschauungen, wo es von vornherein für den Katholiken nur eine einzige „richtige" gibt. Den Katholiken bleibt also, um den Protestantismus voll zu erfassen, nur der schwierigere Weg übrig, sich erkennend durch dessen bunte, vielgestaltige, stets bewegte Welt hindurchzuarbeiten. Wie schwer es aber auch beiden Seiten werden mag: die Kulturarbeiter hüben und drüben müssen einander kennen lernen, wenn sie nicht nur vorgeblich, sondern tatsächlich und auf die Dauer an einer einigen großen deutschen Kultur mitarbeiten wollen. Wilhelm Stapel

Vorweihnachtsfreude in die Schule!

Jetzt war ich fast so fröhlich wie ein Kind zu Weihnacht."
So fröhlich wie ein Kind zu Weihnacht. Was wissen wir Großen denn überhaupt noch von Kinder- und Weihnachtsfreude! Frag doch die Kinder, was es damit sei. Nein, frage nicht. Da müßten sie ja antworten, hübsch fein, das könnten sie gar nicht. Schau ihnen zu, aber laß dir nicht viel merken, und hör ein bißchen, was sie zueinander reden.

Digitized by Google

Besser noch, du denkst an deine eigenen Kindertage zurück. So rasch und unerschöpflich neu die Zeiten äußeren Wandel schaffen, so stet wiederholen sie sich in Geschlechtern im inneren Geschehen, in den Antrieben, die den Grund der jungen Seele aufrühren, wärmen und verklären.

Wann hast du Kinderaugen mehr leuchten sehn, wann hat dein Jüngster mehr gestammelt, deine Älteste sinniger geschafft, dein Bube mehr gejauchzt, dein Mädchen mehr geträumt; wann sahst du Kinder mehr warten, sinnen, lauschen, hoffen, wünschen, aber auch selber schaffen, sich beherrschen, sich selbst schenken und hingeben als zur Weihnachtszeit! Du spürtest Regungen einer seelischen Kraft in ihnen, die nichts von der Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit anderer Tage hatten, die aus der Tiefe kamen und in die Breite wirkten.

Draußen ist Winter. Alles still, alles weiß oder grau. Kein Sington; keine Buntheit. Geist und Herz, sonst einem Schmetterling gleich schwirrend von Blume zu Blume, jetzt sind sie beengt. Das große, weite Blickfeld der Sinne ist von Wolken verhüllt. Aus Mangel an äußeren Eindrücken ist schon der junge Mensch geneigter, auf innere zu hören. Und nun wächst das Wunderlicht Weihnachten heran. Mit einem Glückston, der von Tag zu Tag, von Woche zu Woche an Fülle und Wärme zunimmt. Die ganze Kinderseele stimmt sich darauf. Nichts von der Zersplitterung der Eindrücke und Seelenregungen zu anderer Zeit — eine Sammlung ihres ganzen Wesens, die in der Gewißheit gipfelt: „Nun ist bald Weihnacht!“

Suche Glückstöne solcher Weihnachtsfreude zu erhaschen! Oder fühlst du nicht mehr die Poesie der Adventabende?

Draußen tanzen die Flocken. Wie das knistert im Ofen, wie die Töpfe summen und singen, wie die Äpfel brutzeln in der Röhre. „Mutter, das riecht schon wie Weihnacht!“ Fritz schreibt nun den dritten Wunschzettel. Käthe hantiert mit ihren fünf Stricknadeln mit unsagbarer Geduld. Wer das der Springmaus zugetraut hätte! Hans schneidet, ritzt, pappt, modelliert an seiner Weihnachtskrippe. Jedenfalls wird er auch noch eine Zeichnung machen. Vom italienisch-türkischen Krieg oder von der wilden Schlittenfahrt den Johannistalberg hinunter? Das wird sich noch finden.

Und Fragen sind dabei zu erörtern. Ob der Ruprecht heute oder morgen oder gar nicht kommt? Ob er Pfefferkuchen und Äpfel bringt oder nur ein paar Nüsse? Ob Käthe wirklich die Puppe kriegt und Hans den Sägekasten?

Am andern Abend gehn Hans und Käthe „Gucken“ in die Stadt. Nein, was da alles in den Schaufenstern ist! Dort eine riesige Festung. „Tripolis!“ sagt überlegen Hans. Hier eine Puppenhochzeit. Käthe malt sich das aus mit des Pastors Rede und dem Kuchenessen hinterher. Da ein Bild aus dem Weihnachtsmärchen. Hans erzählt die Geschichte bis aufs letzte Goldtüpfelchen in Zwergkönigs Krone.

Morgen auf den Christmarkt. Puppenwiegen und Puppenwagen, Bleisoldaten und Pferdeställe, Groschensachen aus dem Erzgebirge, goldglimmernde Pflaumenmänner, bunte Lichterpyramiden. Dann die beschneiten Christtannen und das Feilschen darum.

Alles hinterläßt seinen Eindruck. Das muß besprochen werden. Das muß zuhause gemalt werden. Davon kann man je eine ganze Nacht träumen.

Digitized by Google

Und während sie schlafen und träumen sitzt Mutter noch lange. Am andern Morgen liegen bunte Stoffstreifchen und Sammetschnippsel auf der Diele. Das gibt zu denken! Zum Raten genug, zum Erraten zu wenig. Aber auf alle Fälle: man hofft auf irgendwas Buntes, Großes, Schönes.

Jeder Leser weiß hundert solche Einzelheiten vom ersten Nennen des Wortes Weihnacht bis zum Stollenbacken und Lichtanzünden. Man sage doch nicht, das seien Kleinigkeiten oder gar Sentimentalitäten. Den Kindern sind sie Erlebnisse.

Die fröhlichen Arbeiten vor Weihnachten fördern Interessen zutage, entwickeln Geschicklichkeiten, zeigen den Eltern, die fein und still zu beobachten wissen, Entwicklungsmöglichkeiten ihrer Kinder. Sie entzünden in diesen eine Leidenschaftlichkeit der Idee, die willkommen heißt oder verwirft, die sich zum guten, festen Willen auswächst. Diese Weihnachtswochen mit ihrem innigen, vertrauten Umgange zwischen Eltern und Kindern, zwischen Kindern und Kindern bedeuten eine Zeit der Poesie und zugleich des stärksten seelischen Wachstums.

Aber die fast größere Hälfte des Tages gibt das Haus die Kinder der Schule. Dürfen auch dort Kinder vor Weihnacht in Freude hoffen, wünschen, sinnen, lauschen, plaudern, jauchzen? Gibt auch die Schule solcher Weihnachtsfreude ein Recht und eine Stätte?

Die Schule als Idee gewiß. Sie, die Kinder in allen regen Sinnen und in der intuitiven Kraft ihres Inneren reicher und fester machen will, die psychologisch forscht und arbeitet, wenn sie in Kinderseelen schaut, ob Klarheit oder Unklarheit, Lust oder Unlust, Wille oder Schwachheit darin steckt und darnach lenken und zum Besten führen will — sie sollte nicht mit jenen die Kinderseelen beherrschenden Trieben rechnen und arbeiten?

Ja, die Schule als Idee! Wenn ich mir aber die Schule als Haus, als Organisation, als Apparat oder als Lehrplan denke — wie sieht es dann aus? Die langen Korridore mit ihren marschierenden Paaren geben der Freude nicht allzuviel Raum. Der Schulhof sieht im Winter allenfalls einmal die Jungen in lustiger Schneeschlacht sich tummeln. Aber selten genug. Denn dazu dürfen ja meistenorts außer den kurzen Minuten der Pausen bloß Turnstunden genommen werden.

Die Schule als Organisation, als Apparat steht allen Freudengelüsten des kindlichen Gemüts auch heute noch in den meisten Fällen wenn nicht abweisend so doch unsicher und unentschlossen gegenüber. In ihr regieren Norm und Form, und die werden leicht zur Uniform. Ihr ist eigentlich auch nur die Klasse Individuum; mit dem einzelnen Glied der Klasse und seiner kleinen, frohen Seele kann sie kaum rechnen. Wenn die Walze Takt und Tempo hat, wenn die kleinen Stiftchen alle zur rechten Zeit und hörbar anklingen — wie, dafür zu sorgen muß die Schule als Idee den Meistern überlassen, die man gemeiniglich Schulmeister nennt. Wohl, dann sollte sie's denen wenigstens erlauben, nach ihrer Überzeugung neben dem Allegro con brio der Arbeit und dem Andante der Hingabe an alles Bessere und Schöne auch für ein Scherzo der Kinderfreude zu sorgen.

Und die Schule als Lehrplan? Wohl, auf der Unterstufe fängt man an, den kleinen Seelen und Geistern Zugeständnisse zu machen: „Gucken", „Auf dem Tannenmarkte", „Unter den Christbuden", „Wie Knecht Ruprecht zu uns kam", „Meine Weihnachtspuppe", „Wie ich meine Puppe

Digitized by Google

fand", „Wie meine Puppe aussieht und was ich mit ihr mache", „Puppenhochzeit". Solche Themen tauchen auf. Aber gewöhnlich nur bei den Kleinsten. Auf der Mittelstufe wird's schon kälter. Ein paar Lesestücke, ein Aufsatz über Weihnacht, einige Weihnachtslieder geben kund, daß man des Festes in der Schule „gedenkt". Zu den Größern aber klingen die Weihnachtsglocken meistens nur ganz von fern.

Ist denn nicht der Freudenzug der Weihnachtszeit auch in größeren Knaben und Mädchen noch so stark und wertvoll, daß er auch ihre Schularbeit durchströmen sollte? Die Flamme brennt heimlicher — und tiefer. Die Glut ist innerlicher — und steter. Die Freude ist nicht mehr ein Augenblitzen nach jeder neuen Herrlichkeit von Buntem, Nettem, Beweglichem, sondern ein fast zähes Hängen an einem bestimmten großen Wunsche, eine auf eigene Beobachtung und Übung begründete Neigung zu einer Arbeit, sie ist Teilnahme und Sehnsucht, sie ist nicht zuletzt auch ein höchst berechtigtes Bedürfnis nach geistigem und seelischem nährenden Genuß.

Aber das alles sind Äußerungen der Persönlichkeit im Kinde, denen nur die Persönlichkeit des Lehrers Rechnung tragen kann.

Wie ich mir für mein Teil solch ein natürliches Eingehen auf Kinderinteressen zu Weihnacht denke, dazu einige Andeutungen. Bunt durcheinandergestreute, skizzenhafte, die nicht im entferntesten den Anspruch erheben, mehr zu sein. Sehe jeder, wie er's treibe!

Die Klasse hat ihr Zimmer, wie die Familie ihr Heim. Und diese Klassenzimmer, die mit ihren großen, kahlen Wänden, mit ihren nur aufs Praktische zugeschnittenen Möbeln und Geräten an sich nüchtern und kalt wirken, lassen sich wohl in etwas heimisch machen. Was tut schon Tannengrün! Wie wird die Wand durch Bilder belebt! Damit zieht ins Schulzimmer auch Weihnachtsstimmung ein. Und gerade darin, daß der Lehrer von seinem eigenen kleinen Bilderschatze dies und das herleiht, von dem er sich eine Wirkung auf seine Kinder verspricht, liegt ein besonderer Wert. Sie fühlen: der weiß was von unsrer Freude. Gestern abend war der Ruprecht bei uns — und heute hängt einer in unserm Zimmer. Aber seht nur, der sieht wieder anders aus. Unsrer hatte einen langen, weißen Zottelbart, hatte Stulpenstiefel an — und der hier trägt eine Kasparmütze auf dem Kopfe und Schellen an der Jacke. Wie der mit seinem Stocke durch den Schnee stapft! Und guckt nur, ein Loch hat er in seinem Sacke! Der merkt wohl gar nicht, wie die Äpfel herunterkollern?

Bilder: der Rauschgoldengel von Walter Püttner, der Weihnachtsengel von Uhde, Max Bernuths getönte Federzeichnung vom Stollenbacken, Eichlers beschneiter Christbaum, sein Bild von der Weihnachtskurrende und andere. Ich führe gerade diese „Jugend"-Bilder an, weil man wohl sagen könnte, Weihnachts- und Kinderbilder von Wert seien für wenig Geld nicht zu kaufen. Dann das Ludwig Richtersche „Ehre sei Gott in der Höhe", das Kunstwart-Weihnachtsblatt mit seiner wunderherrlichen Weihnachtsstimmung, das 20 Pfennige kostet! Und geeignete Meisterbilder, zum Beispiel das nach Lukas Cranach! Auch an großen guten Steinzeichnungen und Schwarzdrucken, die Stadt und Schule beschaffen könnten, ist kein Mangel. Ich erinnere an Karl Bieses Christmarkt und Kapelle im Schnee; an Ludwig Richters Weihnachtslied und

Digitized by Google

„Vom Christmarkte". Dazu geben gute Kinderbücher künstlerische, kindertümliche Bilder in Menge.

Und dann der Unterricht selbst mit seinen hundert Möglichkeiten! Soll nicht der lustige bunte Weihnachtsmarkt auch zu den Jungen und Mädchen der Mittelklassen in die Schule kommen? Er kann Ausgangspunkt und Mittelpunkt schöner Stunden in Heimatkunde und Vaterlandskunde werden.

A. Richter hat über „deutsche Weihnachtsbräuche in der Familie"* geschrieben. Was er da über Weihnacht und Wintersonnenwende, über den Schimmelreiter, über Weihnachtskrippen und Weihnachtsspiele zusammengestellt hat, das müßte großen Schulbuben und Mädchen eingehen, wenn es ihnen in freier, frischer Art erzählt würde. Vater hat sich fürs Nesthäkchen als Ruprecht angeputzt. Das wissen unsre „Großen" wohl. Daß das aber auch in Schwaben Sitte ist, und wo anders so, und wieder wo anders so — das wird ihnen lustig sein.

Läßt sich in der Religionsstunde nicht ein Geschichtlein anbringen über das arme, frostklappernde Mädchen, das die Kinder gestern abend rufen hörten: „Christbaumschmuck, Nußhalter, 10 Pfennige nur!" Moses und die Propheten würden den Menschen der Gegenwart gern einmal eine Stunde einräumen.

Und geben nicht gute Bücher reiche Geschichten, die dem bunten Leben der Gegenwart entnommen sind und darum Kindern freudiger zu Gemüte gehen?

Oder das erste tolle Schneetreiben ist da draußen vor dem Schulfenster. Wenn wir nun wirklich die Mädchen, die auch auf das aufmerksam geworden sind, eine Weile zuschauen lassen und ihnen dann Klara Viebigs Märchen „von den Schneeflocken" aus dem „getreuen Eckart" vorläsen? Oder Roseggers „Als ich Christtagfreude holen ging" aus der „Waldheimat"? Oder — ach, es ist ja soviel Geeignetes da! Oder sollte von der halben Stunde, die wir so vergeben, das Heil unsrer versäumten Schularbeit abhängen? War das überhaupt keine Arbeit? Beileibe durfte es nicht wie Arbeit aussehen, aber Arbeit war's. Die feinste, schönste. Überhaupt Geschichten und Märchen: sind Märchen bloß für die Kleinsten da? Sind größere Kinder, auch die der letzten Schuljahre, wirklich „darüber hinaus"? Wir Großen sind das doch nicht. Ich behaupte, daß große Mädchen wie die kleinen sitzen und lauschen würden, wenn man ihnen in der Schule etwa in der letzten Nachmittagsstunde an den trüben Dezembertagen aus dem Grimm lebendig vorlesen und sie auch wohl lesen lassen würde. „Kunsterziehung" verlangt Benützen der guten Stunde, der empfänglichen Stimmung. Hier hätten wir die Vorbedingungen zu ihrer guten Wirkung.

Daß überhaupt um Weihnacht für jeden Lehrer die schönste Gelegenheit ist, seinen Kindern in ihrem allerinnigsten Bedürfnis, sich mitzuteilen, freien Lauf zu geben, darf nicht unbeachtet bleiben. Glück macht Große stumm, Kinder macht's beredt. Dieses vertrauensvolle Herausgehen, dieses Sichgeben des einzelnen, wenn man ihn einmal sich frei ausplaudern läßt, hat mich gerade in den Unterklassen schöne Blicke tun

* Im Lesebuch für deutsche Lehrerbildungsanstalten von Kehr und Kriebitzsch, Band II.

Digitized by Google

lassen in die Poesie und den Reichtum der Kindersprache. Eine Beobachtung, die in ihrem Verlauf zu nachdenklichen Betrachtungen zum Thema Lebensdeutsch und Papierdeutsch führen könnte.

Nach der Weihnachtsgeschichte höre ich noch fragen. Wenn ich als Kind in der Christmette gewesen bin und habe das Weihnachtsevangelium vorlesen hören in dem naiven, feierlichen Märchentone, in dem es gerade an diesem Abende zu uns erklingt, wenn brennende Tannenbäume und Weihnachts- und Hirtenlieder das schlichte, große Wachträumen geschaffen hatten, da war mir immer glücklich zumute einfach in der einen Empfindung: das muß unsagbar schön und feierlich und fröhlich gewesen sein.

Dieses Fühlen, dieses Erleben gönne man den Kindern, es springt ein Brunnen daraus, der Vieles, Vieles tränken kann. Viel mehr, als aus Historie, Dogma oder Reflexion, die, so weit sie kommen müssen, nicht jetzt kommen sollten.

Zu guter Letzt: ob all die kindliche Weihnachtsfreude auch in der Schule in einer Christfeier mit brennendem Baume und schallenden Gesängen ausklingen oder ob dieses Letzte und Schönste dem Hause allein verbleiben soll, darüber kann nichts Grundsätzliches geredet werden. Jedenfalls ist auch hier alles Freie, schön Gemeinte gut:

„in unsers Schaffens Drang und herbem Hasten
ein Stück der großen Herzenskunst, zu rasten".

Benutzt die Freudigkeit mehr in der Schule, auch zur Vorweihnachtzeit!

Julius Tuch

Lose Blätter

Ein Strauß
alter Weihnachtslieder

Der Wind auf leeren Straßen
streckt aus die Flügel sein,
streicht hin gar scharf ohn Maßen
zur Bethlems Krippen ein;
er brummlet hin und wieder,
der fliegend Winterbot,
greift an die Gleich* und Glieder
dem menschgewordnen Gott.
Ach, ach, laß ab von Brausen,
laß ab, du schnöder Wind,
laß ab von kaltem Sausen
und schon dem schönen Kind!
Vielmehr du deine Schwingen
zerschlag im wilden Meer,
allda dich satt magst ringen,
kehr nur nit wieder her.

Spee

* Körper

Digitized by Google

Der Hymnus a solis ortus

Christum wir sollen loben schon[1],
Der reynen magd Marien son,
So weit die liebe sonne leucht
Vnnd an aller welt ende reicht.

Der selig schepffer aller ding
Zoch an eins knechtes leib gering,
Das er das fleisch durch fleisch erworb
Vnd seyn geschepff nicht als[2] verdorb.

Die götlich gnad von hymel groß
sych yn die keusche mutter goß;
Eyn medlin trug eynn heymlich pfand,
Das der natur war vnbekand.

Das zuchtig haus des hertzen zart
Gar baldt eyn Tempel Gottis wart,
Die kein man ruret[3] noch erkand[4]
Von gots wort sye man schwanger fand.

Die edle mutter hat geborn,
Den Gabriel verhyeß zuvorn[5],
Den sanct Johans mit spryngen zeygt,
Da er noch lag ynn mutter leyb.

Er lag ym hew mit armut groß,
Die krippen hart yhn nicht verdroß,
Es ward eyn kleyne milch seyn speyß,
Der nie keyn voglin hungern ließ.

Des hymels Chör sich frewen drob
Vnd die engel syngen Got lob.
Den armen hyrten wird vermeld[6]
Der Hirt und schepffer aller welt.

Lob ehr vnnd danck sey dir gesagt,
Christ geborn von reyner magd,
Mit vater und dem heylgen geist
Von nu an byß ynn ewigkeit.

Luther

Als Gott der Herr geboren war,
Da war es kalt,
Was sieht Maria am Wege stehn?
Ein Feigenbaum.
Maria laß du die Feigen noch stehn,

[1] schön, [2] ganz, [3] berührte, [4] erkannte, [5] vorher, [6] verkündigt.

Digitized by Google

„Wir haben noch dreißig Meilen zu gehn,
Es wird uns spät."

Und als Maria ins Städtlein kam,
Vor eine Tür,
Da sprach sie zu dem Bäuerlein:
„Behalt uns hier,
Wohl um das kleine Kindelein,
Es möchte dich wahrlich sonst gereun,
Die Nacht ist kalt."

Der Bauer sprach von Herzen: „ja,
Geht in den Stall!"
Als nun die halbe Mitternacht kam,
Stand auf der Mann:
„Wo seid ihr dann, ihr armen Leut?
Daß ihr noch nicht erfroren seid,
Das wundert mich."

Der Bauer ging da wieder ins Haus,
Wohl aus der Scheuer,
„Steh auf, mein Weib, mein liebes Weib,
Und mach ein Feuer,
Und mach ein gutes Feuerlein,
Daß diese armen Leutelein
Erwärmen sich."

Und als Maria ins Haus hin kam,
Da war sie froh,
Joseph, der war ein frommer Mann,
Sein Säcklein holt;
Er nimmt heraus ein Kesselein,
Das Kind tät ein bißchen Schnee hinein,
Und das sei Mehl.

Es tat ein wenig Eis hinein,
Und das sei Zucker,
Es tat ein wenig Wasser drein,
Und das sei Milch;
Sie hingen den Kessel übern Herd,
An einen Haken ohn Beschwerd
Das Müslein kocht.

Ein Löffel schnitzt der fromme Mann
Von einem Span,
Der ward von lauter Helfenbein
Und Diamant,
Maria gab dem Kind den Brei,
Da sah man, daß es Jesus sei,
Unter seinen Augen.

Digitized by Google

Hirtenlied

Wie leuchten heint die Sternen,
Wie ſchön glänzt doch die Nacht,
Ich mein es will Tag werden, Tag werden,
Iſt kaum nach Mitternacht.

In Wolken hör ich ſingen,
Exzelſis gloria,
Tut gar vor Freuden klingen, ja klingen,
Tut pfeifen, geigen a.

Meſſias wird uns geben
Von einer Jungfrau zart,
Der Vater ſtund daneben, ja neben,
Ein Mann im grauen Bart.

Seht eine offne Hütten,
Dort liegt das ſchöne Kind!
Wenn dies die Weiber wüßten, ja wüßten,
Sie brächten Windeln gſchwind.

Nimm hin der Hirten Gaben,
O liebes Jeſulein!
Wir geben was wir haben, ja haben,
Das Herz iſt auch voll dein.

Und wann wir werden ſterben
Und du wirſt Richter ſein,
Nimm uns zu deinen Erben, ja Erben,
Führ uns in Himmel ein.

Dort wöllen wir dich loben
Mit größter Herzensfreud,
Hoch in dem Himmel oben, ja oben,
In alle Ewigkeit.

Da Jeſus Chriſt geboren ward,
Do was es kalt,
In ein kleines Krippelein
Er geleget ward,
Da ſtand ein Eſel und ein Rind
Die atmitzten über das heilig Kind
Gar unverborgen.
Der ein reines Herze hat,
Der darf nit ſorgen.

Joſeph der nahm ſein Eſelein
Wohl bei dem Zaum,

Digitized by Google

Er führet es unter
Ein Dattelbaum.
„Eselein du sollt stille stahn,
Maria die will geruhet han,
Sie ist gar müde."
Da neiget sich der Dattelbaum
Zu Gottes Güte.

Maria brach die Datteln
Wohl in ihr Schoß,
Joseph derselben Weil
Doch nit verdroß.
„Eselein du sollt fürbaß gahn,
Wir haben noch dreißig Meilen zu gahn,
Es wird zu spate."
Da neiget sich der Dattelbaum
Zu Gottes Gnade.

Do zugen sie fürhin baß
Wohl in ein Stadt,
Joseph gar treulich um
Ein Herberg bat.
Selbig Wirt lebt in dem Haus,
Er trieb die Gäste wiederum aus,
Sie waren im Elende.
Maria spann das reine Garn
Mit ihren Händen.

Sie gingen wenig fürhin baß
Wohl in ein Dorf,
Joseph gar treulich um
Ein Herberg warb.
„Wirtin, liebe Wirtin mein,
Behaltet mir das Kindelein
Und auch die Fraue!"
Sie sprach: „Ich will es gerne tun,
Wöllt ihr eine Streue?"

Wohlhin wohlhin gen Abend spat
Do was es kalt.
Alsbald sie in die Scheuern ging,
Ins Stadel trat.
Maria die nahm ihr Kindel ein,
Joseph der nahm sein Eselein,
Sie lagen besunder.
Do schauet Wirt und Wirtin zu
Dem großen Wunder.

Wohlhin wohlhin gen Mitternacht
Do was es kalt.

Digitized by Google

Der Wirt zu ſeiner Frauen
Gar treulich ſprach:
„Fraue, liebſte Fraue mein,
Steh auf und mach ein Feuerlein
Durch Gottes Willen.
Das Kindlein heint kein Ruh gewann,
Es möcht erfrieren.“

Die Frau ſtund auf gar balde,
Was man ſie hieß,
Wie bald ſie in die Küchen lief,
Ein Feuer aufblies.
„Fräulein, liebſtes Fräuelein,
Trag herein dein Kindelein
Wohl zu dem Feure.
Dein Kindlein heint kein Ruh nit hat,
Es möcht erfreuren.“

Maria hätt ein Pfändelein
Und das was klein,
Da kocht ſie ihrem Kind ein Müſel,
Was lauter und rein.
Weil es verzehrt ſein Müſelein,
Maria ſang ihrem Kindelein
Gar ſchon und taugen:
„So biſt du mir ein Spiegel klar
In meinen Augen.“

Maria die kunnt ſpinnen,
Des freut ſie ſich,
Joſeph der kunnt zimmern,
Des nährten ſie ſich.
Der reiche Wirt der ward do arm,
Der arm ward reiche.
So bitt wir Gott vom Himmel,
Daß er uns helf in ſein Reiche!

Komm, heiliger Geiſt, wahrer Gott,
Bedenk uns all in unſrer Not,
Send herab deines Lichtes Glanz,
Damit wir ſcheinend werden gar und ganz.

Komm, Vater der Armen und Verachten,
Komm, Geber der Gaben, danach wir trachten,
Komm, Licht der Herzen, die ſo finſter ſind,
Hei, vertreib die ſchwarze Nacht geſchwind!

Digitized by Google

Du allerbester Tröster und Anreger groß,
Du süßer Gast der Seelen, aus des Vaters Schoß,
Du süße Ergötzung und Fried allein,
Ach erfreu unser Gemüt wohl und fein!

Du bist die Ruhe, wenn's uns saur wird,
Du bist der Schatten, wenn uns die Hitze irrt,
Du bist der kräftig Trost, wenn wir weinen heiß,
O vollbring solchs in uns durch dein Weben leis.

Du seliges Licht, füll deine Gläubigen innerlich,
Geuß vor aus, was nicht dein ist lauterlich:
Gib daß wir wohltun, gib einen seligen Abscheid,
Gib nach diesem Leben die ewige Seligkeit. Witzel

„Karl Zwiebelbier"

von

Beate Bonus

[Die „Sieben Geschichten vom Sande", deren letzte wir unsern Lesern im folgenden darbieten, bilden ein in mehr als einer Hinsicht ungewöhnliches Buch. Nicht durch folgenschwere Größe der geschilderten Begebenheiten oder durch schlagende Kraft der inneren und äußeren Handlung. Aber: von vornherein empfängt den Nahenden hier ein deutlich eigenes geistiges Wesen von ernster Frohheit und klarer Besonnenheit. Man wird dessen schnell gewahr, daß man nichts mühsam zu enträtseln, nichts Gegenständliches zu ergänzen braucht, da die Dichterin alles, was sie geben will, bis in den kleinsten Zug genau und rein gestaltet; eine ganz ungewöhnlich frei klingende und anschmiegsam weiche, dennoch aber ausdruckkräftige, an Stimmungen, Tönen und klugen Formvariationen reiche Sprache, deren Ruhe echte Abgeklärtheit erweist, ist dabei das gefügige Instrument dieser Gestaltung. Man merkt jedoch auch bald, daß die scheinbare „Harmlosigkeit" der Erzählungen ihre inneren Tiefen nicht verschleiert.

Geschichten vom Sande, das heißt: aus märkischem Land sind nur sechs von den sieben. Bauerngeschichten sind die ersten drei, zwei davon voll stiller Lustigkeit, so herzlich angenehm zu lesen, als gebe es gar keine große Welt neben dieser reichen kleinen, und so seelisch reich, als wenn in den paar einfachen Anekdotengestalten ein großes Stück Menschheit sich spiegelte — wie es dann auch wohl sein mag. Eine tragische Geschichte folgt, in der tiefeingewurzeltes Gefühl der Scholle, das ebenso harte wie „unwissenschaftliche" Rechtsgefühl und eine starre, stumme Rachsucht sich zu gewaltsamem Tun ballen. Darauf die Lebensgeschichte zweier seltsamer Hündchen auf einem Schulzenhof: „Mummelschwänzchen", ein zwischen Schnurre und Idyll anmutig pendelndes Stück. „Lindes Erbe", das Hauptstück des Buches, besteht aus einer Rückschau über die Geschicke einer Dorffamilie seit dem Dreißigjährigen Kriege, die schon durch ihre technische Feinheit entzückt: auf etwas über hundert Seiten schwingt hier der Ton wandernder Jahrhunderte voll und ernst über dem Einerlei des Landlebens, das nur von ungewöhnlichen Charakteren durchbrochen wird;

Digitized by Google

und unaufdringlich, eingebettet auch in die schlichte Zeichnung einer schlichten Landschaft, tritt daraus Einheit und Wandlung, Vergröberung und Verfeinerung des vielverzweigten Geschlechts hervor, dem die zarte, durch alles Ungemach nicht verworrene Erbin angehört, deren Sohn zuletzt den Aufstieg in seelisch reichere Kreise versucht. Wieder folgt eine lustige Geschichte: „Der Habersack", um dessen Stehlung sich ein Tag Einquartierung von Offizieren und Soldaten im einsamen Dorf gruppiert, mit aller Aufregung und Verwirrung, all der schlauen und dreisten gegenseitigen Betrügerei, all den komischen und verzweifelten Lagen, die solch ein „Ereignis" mit sich bringt. Zuletzt steht die hier folgende Novelle von des bäuerischen Lehrers Karl Zwiebelbier seelischem Heranwachsen. Auch hier bewundern wir die große Kunst, Atmosphären wie die des Bildhauerhauses, des Lehrers, des Dorfs mit wenigen Worten zu beschwören; aber auch hier zwingt die innere Folgerichtigkeit und die Stärke des seelischen Geschehens, das in so auffälligen und wieder in allerleichtesten äußeren Handlungen sich kundgibt, zu tiefer Teilnahme. Das eigentliche, letzte Erleben Zwiebelbiers gehört zu dem Rührendsten und Überzeugendsten aus der ganzen großen Ernte von Novellenerlebnissen, die in den letzten Jahren gestaltet wurden. Möge das Buch, das all diese erlesenen Stücke vereinigt, die Anerkennung finden, die es nach seiner poetischen Bedeutung beanspruchen darf, und die verständnisvollen Leser, die es verlangt. W. Sch.

Die „Sieben Geschichten vom Sande" sind bei Callwey in München erschienen.]

Wenn man Kindern sagt, daß die Erde läuft, sind sie in erster Linie entrüstet über die Zumutung, daß sie das glauben sollen, Sie ist fest, man kann mit den Füßen dagegen stampfen, und sie rührt sich nicht.

Und alles soll im Fluß sein; jeder Tag ändert an allen Dingen, auch an den Menschen!

Ja, wenn es alles Kinder wären, denen immer die Stiefel vom vorigen Jahr nicht mehr passen; aber erwachsene Leute, die nicht mehr um Schularbeiten zittern, das sind unerschütterlich feste Bilder wie die eisernen Denkmale, die überall stehen und einander so gleichen, daß man Zahlen und Worte darunter schreibt, um sie zu unterscheiden.

So sieht sich die Sache von unten her an, von der aufsteigenden Seite.

Von drüben, wo die Graubärte stehen, ist es ein rasches Andringen, ein Heraufschießen der Jugend, ein Laufen und Bewegen.

Doch bleibt in jedem soviel vom Kinde, daß, wo er neu hinzukommt, ihm die Menschen und ihre Verbindungen als etwas Festes, Abgeschlossenes erscheinen, und nur wenn der Blick geübt ist und einzudringen versteht, enthüllt sich ihm allmählich das heimliche In-Fluß-sein ihrer Beziehungen.

In Herzogenstadt war ein kleiner ausschließlicher Kreis um den Bildhauer Reiff und seine Frau gesammelt.

Sie hatten ein Haus draußen vor der Stadt, wo die Anlagen in Feld- und Bergland übergehen. Es sah auf die Luisenallee, aber der Garten mit den alten Bäumen und seine kleine hölzerne Gittertür gingen auf

Digitized by Google

einen Weg, der den Namen „Über den Steinen“ führte. Es war da ein Glockenzug, der auf der Terrasse endigte unter den Fenstern. Die Dienstboten wurden nicht davon erreicht. Nur die Reiffs selber, die da nach der Sonnenseite ihre Zimmer hatten.

Dort läutete Karl Zwiebelbier, wenn er sie besuchen wollte. Es gehörte zu seinen Anmaßungen, daß er es verschmähte, um das Grundstück herum bis zum Haupteingang zu gehen. Er kam von der Waldseite, ging bis zu dem Mauerpförtchen „Über den Steinen“, das tief ins Tal und über die jenseitigen Hügelketten hinsah und stand da schwitzend und schnaufend, bis sie kamen, um ihn einzulassen, er oder sie.

Karl Zwiebelbier in dieser Umgebung, das war eine der Unerklärlichkeiten, denen man zuweilen begegnet. Er wirkte wie sein Name, wie ein handfestes Bauerngericht, dessen Geruch und Ansehen nach Blechlöffeln und braunirdenen Schüsseln ruft und nach schweren Holzschuhen mit Stallresten und Stallgeruch auf den Dielen. Noch märchenhafter klang es, wenn man sich erinnern wollte, daß er den Namen Charlotte oder Lotte, den die Frau des Bildhauers führte, in Lotos umgedeutet hatte, was der zarten und kühnen Schönheitslinie in ihrer Erscheinung so gänzlich entsprach, daß sich der Name völlig eingebürgert hatte.

Als Entgelt dafür schien es, als wenn man sie für sein Betragen verantwortlich machen wollte. Bei den Plumpheiten, die er beging, sah man sie neckend und listig an, und wenn er bei Tisch in den Mund faßte und da herauswühlte, was ihm ungeeignet schien, so stieg in ihrem Gesicht ein schuldbewußtes Rot auf, das die Heiterkeit der Tischgenossen sehr zu befördern schien, ohne daß eine Ahnung des Grundes über die ruhige Seele Zwiebelbiers zog.

Es war ein wunderliches Verhältnis. Fast schien es wie das des Hofnarren alter Zeit, wo ein durchgebildeter und verfeinerter Kreis sich irgendeinen Auswuchs hielt, um seine rohere Seite an ihm zu befriedigen.

Aber dem war nicht so. Karl Zwiebelbier war freiwillig und unbezahlt. Vielleicht achtete er sich sogar für den, der sich diese Leute hielt zu einem bestimmten Zweck, den er in sein Lebensprogramm aufgenommen hatte. Die Selbstsicherheit, mit der er seinen Platz zwischen ihnen behauptete, war nach Jahr und Tag noch eben so unerschüttert, wie da er sich den Platz gemacht hatte.

Damit war es so zugegangen.

Die Reiffs hatten eines Tages einen Brief bekommen mit der Stadtpost, in dem ein Unbekannter sich über sich selbst verbreitete. Er habe schon als Schüler Verse gemacht, und er erklärte, daß er sich auch jetzt nicht bei seiner Berufsarbeit zufrieden geben würde — er wollte eine ästhetische Persönlichkeit werden. Vier Schreibbücher mit Gedichten waren vollgeschrieben, jetzt sollte noch der Zusammenhang mit einem Künstler herbeigeführt werden; deswegen war es, daß er Reiff besuchen würde.

Es war deutlich, daß er sich als Mittelpunkt der Dinge empfand. Soweit sie ihn angingen, war das begreiflich und nicht unberechtigt. Wie aber die übrige Welt dazu stand, darüber nachzudenken, hatte er offenbar noch keine Zeit gehabt. Er nahm also einstweilen an, sie schwinge ganz und gar um ihn als ihre Achse.

Digitized by Google

Das war Karl Zwiebelbier gewesen.

Reiff lachte, warf den Brief in den Papierkorb und hielt ihn damit für erledigt. Etwas Außergewöhnliches wäre es ja allerdings, sagte er dabei, außergewöhnlich unverschämt.

Oder außergewöhnlich naiv, sagte sie; so wie eine Kohl- oder Rettichstaude, die ganz zuversichtlich in der Erde steht und den Unterschied zwischen einer Palme und ihresgleichen nicht begreifen kann.

„Dann meinst du, wir sollten den Rettich kommen lassen?"

„Er erwartet es doch!"

Das wäre kein Grund, meinte Reiff, Erwartungen erfüllen, bloß weil sie einer hegt. Aber wenn sie begierig wäre, die Pflanze zu sehen, könnte man sie ja kommen lassen, auf ihre Rechnung und Gefahr.

So war Karl Zwiebelbier gekommen. Das Mädchen, das ihn anmeldete, lief, als wenn ihr einer auf den Fersen wäre, und es war wohl der Ausbruch ihres eigenen Gelächters, dem sie zuvorkommen wollte. Er trug den Hut vor sich her, so wie der Puffer an der Lokomotive angebracht ist. Dicht an der Tür unternahm er etwas Gewaltsames, das eine Verbeugung anzeigte, und nachdem er sich daraus entwirrt hatte, starrte er grell und glücklich ins Unbestimmte und sagte mitten in den Raum hinein: „Guten Tag!"

Das war seine Einführung.

Lotte Reiff war aus dem Schatten der fein abgestimmten Wand ihm entgegengetreten. In ihren Bewegungen war ebenfalls etwas von der Hast, mit der man einen Lachreiz zu verdecken sucht.

Aber Karl Zwiebelbier wurde gleich das erstemal zum Vesperbrot aufgefordert. Das geschah aus dem einfachen Grund, weil er festsaß und keine Anstalten machte, zu gehen.

Lotte Reiff gab eine Büchse mit kleinen Kuchen herum — „weil es Sonntag wäre".

Karl Zwiebelbier hatte den seinigen mit zwei oder drei Kieferbewegungen zermahlen. Danach zeigte er auf die Büchse und sagte: „Ist da der Sonntag drin?"

Die Reiffs lachten und waren gewonnen. Es wurde von der Schule gesprochen. Er bestritt, daß es Schwierigkeiten gäbe, mit den Kindern fertig zu werden.

Aber über diese Schwierigkeit würde allgemein geklagt?

„Gewiß, aber wer hat Schuld?" sagte Zwiebelbier. Um seine Meinung zu verdeutlichen, fing er an, eine Geschichte zu erzählen. Er hatte einmal einen Kameraden von der Schule mit aufs Land gebracht. Sie hätten am Abend ausgehen wollen, aber da wären noch die Schweine einzutreiben gewesen. „Das soll schnell gemacht sein", hatte der Städter gesagt, und dann wäre es angegangen.

Er hatte offenbar an einen elektrischen Wagen gedacht, bei dem man an der Kurbel dreht und damit bewirkt, daß er auf den Schienen vorwärtsläuft — aber die Schweine hatten keinen anschraubbaren Hebel.

Das, was danach dem mechanischen Verfahren am nächsten steht, ist der militärische Betrieb. Der Großstädter hatte also seine Zuflucht zu kurzen militärischen Anrufen genommen. Aber die Schweine hatten von „rechtsum" und „linksum" keine Vorstellung. Die unwirsche Stimme hatte sie unruhig gemacht, sie waren aufgefahren, und während man

Digitized by Google

sie vorher mit gelindem Treiben und, indem man ihnen den verkehrten Weg vertrat, überall hätte hinführen können, liefen sie nun wie dumm durcheinander.

Das forderte den Fremden zu kräftigerem Eingreifen auf. Er zog in der Hitze eine Stange aus dem Zaun und fing an zu rennen und zu schlagen. Die Schweine sprangen, schrien, versuchten den Zaun zu durchbrechen; es war wie Schlachtgetümmel. Der Fremde, heiß von Zorn und Eifer, hatte sich so wild gebärdet wie die Tiere selber, und am Zaun hatte sich eine Zuschauerschaft gesammelt, die ernst und abweisend dem Schauspiel gefolgt war. Er selbst, Zwiebelbier, hatte vor Lachen nichts tun können, dafür hatten sie auch von ihm später im Dorf gesagt: das viele Bücherlesen schade wohl immer ein bißchen im Kopf.

Endlich war sein Vater dazugekommen, der hatte ihn und den städtischen Freund aus dem Wege geworfen, daß sie gegen den Zaun getaumelt waren, und hatte mit begütigender Stimme und gelassenen Gebärden die Ruhe wieder heraufgeführt und das Vieh an seinen Ort gebracht. Daß keines zu Schaden gekommen war, war reines Glück gewesen. Dem Freund hatte er nicht weiter zugeredet, zu bleiben, als er von der Abreise gesprochen hatte. Er hatte sich auch zu schlecht fürs Land gefügt.

Karl Zwiebelbier sagte, daß ihm viele, die mit Kindern umzugehen hätten, so unvernünftig schienen, wie dieser Großstädter. Sie denken, daß Kinder Maschinen sind, die man auf- und zuschrauben, anschließen und abstellen kann. Aber der Strom, der ein geborenes Geschöpf in Bewegung setzt, ist doch ein empfindlicheres und vielfältigeres Ding als Elektrizität! Überdies tun die Leute immer so, als wenn sie nicht wüßten, daß so ein Kind zum erstenmal auf der Welt ist, und daß ihm außerdem die lange Reihe von Beispielen fehlt, die ein Erwachsener vor Augen hat. Eltern und Lehrer müßten gezwungen werden, erst ein paar Jahre draußen mit Schafen und Schweinen zu hüten, ehe man ihnen Kinder anvertraute, dann würden sie ihre sinnlose Ungeduld eher los.

Daß Zwiebelbier ein ausgezeichneter Lehrer war, der Ruf von ihm verbreitete sich rasch genug. Er ließ sich nicht zu den Kindern herab, er stand auf ihrem Boden. Er war wie der große Bruder, dem die Kleinen blindlings folgen, dessen überlegene Eigenschaften sie sich als Mitbesitzer zurechnen, und von dem sie Prügel und Beschützerdienste gleichermaßen als Ehrung hinnehmen.

Wenn er mit seinen großen Händen an die Wandtafel zeichnete — den Böhmerwald wie eine haarige Raupe und die Dreiherrenspitze wie drei Kegel mit Männerhüten —, so hörte man unter dem Jubel der Klasse sein dröhnendes Gelächter nicht weniger beteiligt als das des kleinsten Jungen. Bei einem Klassenexamen, bei dem die Hände emporflogen wie Wimpel auf einer Festwiese, sagte er zum Schlusse: „das ging ja, das hat aber auch Prügel gekostet“, und dann lachten sie zusammen als über eine Erinnerung, die sie eher verband als trennte.

In der Tat brauchte er das vorschriftsmäßige Stöckchen mit nicht geringerer Freudigkeit, als irgendein Landmann sein Gerät. Wenn er fand, daß für ein Grüppchen von Schlingeln die Gelehrsamkeit noch eines stärkeren Nachdruckes bedurfte, so sagte er: „Kommt heute nachmittag

Digitized by Google

auf mein Zimmer in der Georgenstraße, da gibt es einen besseren Stock."

Solche Nachmittage endigten gewöhnlich mit einem gemeinsam gekochten Kaffee. Die kleinen Verbrecher, denen die Tränen auf den Wangen noch kaum eingetrocknet waren, liefen mit seinen Groschen nach Milch und Zucker und Spiritus. Die Kaffeemaschine wurde angezündet, es wurde eingeschenkt und scharf darüber gewacht, daß keiner mehr bekam wie der andere. Das Gelächter nahm überhand, und wenn Karl Zwiebelbier nicht einem jeden von ihnen seinen Hut aufgestülpt und sie fortgeschickt hätte, so wären sie gestimmt gewesen, lebenslang nicht von seiner Schwelle zu weichen. Er hatte die ruhige Hand des Bauern, der seine Herde durch jede Tür hinaus- und hineinbringt, weil er die Unmündigen zu führen weiß.

Allmählich setzten sich Geschichten über seine Herkunft in Umlauf. In dem Dorf, aus dem er stammte, waren Namen wie seiner, die von den nahrhaften Grundlagen des Lebens handeln, etwas Seltenes. Auf dem mageren Land, auf dem Schafe und Kühe, Kohl und Getreide klein blieben, und nur Kiefern und Menschen verstanden, eine stolze Höhe aus dem sandigen Boden zu ziehen, sprang sein auffallender Wortsinn ins Bewußtsein, und so wurde zu seiner Erläuterung immer von neuem die Herkunft der Familie aus der fettesten Gegend Deutschlands betont. Man erzählte von der Witwe, die ihren Sohn hatte ankaufen wollen, und die von dem Dorfschmied nur zu dem einen üppigen Plan geführt worden war, den sie den Möschengarten nannten. Als sie gekauft hatte und anzog, hieß es, hätte sie über den sandigen Strichen, die sich über Hügel und durch Schluchten zogen und ihren eigentlichen Besitz darstellten, den halben Tod bekommen. Ob die Geschichte verbürgt war, erfuhr man nicht, Tatsache war aber, daß die Leute mit dem wunderlichen Namen wohlhabend waren und gerade wie der größte Bauer im Dorf einen Sohn hatten studieren lassen. Karl Zwiebelbiers Vater und Brüder sollten riesige Leute sein mit unberechenbaren Körperkräften wie es Grobschmieden zukommt. Von dem Ältesten sagte man, er hätte einmal einen Topf mit Essen vom Feuer genommen, um seiner Mutter zur Hand zu sein, und hätte so stark angehoben, daß das Essen aus dem Topf geschnellt und ihm über die Schulter an die Küchenwand geflogen wäre. Der andere, hieß es, nahm Karl Zwiebelbier in Empfang, als er in den Ferien kam, indem er ihn an den Fußknöcheln aufhob und emporzeigte wie einen Bleisoldaten: „Mutter, sieh mal, Karl ist wieder da!"

Karl selber hatte nicht die Riesenstatur, die in der Familie üblich war. Die Natur hatte ihn flüchtig behandelt, hatte ihm zwar die riesigen Hände und Füße gegeben, aber Froscharme und Froschbeine dazu und den schweren Kopf und Nacken ohne Rücksicht auf den gedrungenen Leib gesetzt. Nur im Gesicht schien sie eine etwaige spätere Verbesserung in Aussicht genommen zu haben; da hatte sie die dicke, schwartige Haut überflüssig zugemessen, so wie es Mütter tun, wenn sie ihren Söhnen Kleider auf Zuwachs machen. Aber das sah nicht vorteilhaft aus. Die Augen ertranken in dieser Masse, der Mund schien unheimlich dehnbar, wie der wellige Saum eines Polypenbauches. Wenn man ihn sah, war man sicher, daß er der Aufnahme von Speise und dem Ausfluß der Rede keine Grenzen entgegensetzte. Aber es war kein Zweifel, Karl Zwiebelbier war

Digitized by Google

ein wichtiger Mann, seine Erfolge in der Schule waren zu augenscheinlich; wenn er nur nicht so furchtbare Manieren gehabt hätte! Nicht einmal Lotos Reiff schien dagegen anzukönnen, obgleich er da so viel verkehrte. Wer wollte aber auch gegen einen Dünkel an, der bisher nur Förderung und keinerlei Widerstand gefunden hatte!

Karl war das Wunder seines Dorfes gewesen. Wenn die beiden Brüder mit den stählernen Muskelarmen bescheiden neben seinem Tisch standen und einen lateinischen Büchertitel zu buchstabieren suchten, dann blähte er sich auf wie ein Frosch, und die ganze ungleiche Massenverteilung an seiner Person, die gegen ihre Riesenleiber abstach, schien ihm geringfügig gegen sein geistiges Übergewicht. So wie er war, brauchte er nicht zu dienen und kam noch schneller zum Ziel.

Als dieses Ziel erreicht war, sah es noch glänzender aus, als irgendeiner gedacht hatte. Er hatte eine Gymnasialstelle, nicht in einem beliebigen Nest, sondern in der Hauptstadt, und da stand Karl Zwiebelbier beim Buchbinder und suchte sich Visitenkarten aus. Er nahm Goldschnitt und liebäugelte auch mit einigen eingepreßten Blümchen, denn für den guten Geschmack hatte er bisher keinen anderen Leitstern gehabt, als die bunten Patenbriefe zu Hause und die Kaiserbilder auf der Universitätskneipe. Aber der Buchbinder klappte das Musterbuch vor ihm zu. Daraus schloß er, die Blümchen möchten seinem Stande nicht angemessen sein.

Er ging, um den Ort in Augenschein zu nehmen — mit den Gefühlen eines Triumphators —, alles war ihm zugänglich, die Musikhalle, die Kunstsammlungen, — — lauter Dinge, denen er nicht nachfrug, die aber hoch im Preise standen; — — auch Häuser mit berühmten Namen . . . einstweilen aber ging er in die Anlagen, und da war es, wo er einen entlegenen Weg entdeckte, der „Über den Steinen“ hieß.

Er sah einen Mann hinuntergehen und rückwärts grüßen, während er selbst im Hinaufsteigen bald den Ort gefunden hatte, von wo ihm nachgesehen wurde. Es war ein altes, besonntes Mäuerchen unter Bäumen, von dem ein junges Frauenwesen und ihm zur Seite ein großer Hund heruntersahen. Das Tier stand mit wachen Mienen eng an sie gedrängt, und die mädchenhafte Gestalt mit ihrer zarten und kühnen Linienführung machte unter diesem mächtigen Schutze den Eindruck behüteter Vornehmheit, eifersüchtigster Abgeschlossenheit. Karl Zwiebelbier konnte mit seinen Begriffswerkzeugen dem feinen Reize ihrer Schönheit nicht nahekommen. Er fand sie einfach „hübsch“, und da er dabei war, sein Gebiet abzustecken, sagte er sich: die will ich kennen lernen! Er wußte nicht, daß es die Reiffs waren, an die er seine unbefangenen Ansprüche gerichtet hatte. Als er sie aber später erkannte, warf sein Selbstbewußtsein einige freudige Blasen auf: sein Wille war geschehen, gewissermaßen hinter seinem Rücken. Das Schicksal hatte ihm einen Stuhl hergerichtet, hier, wo man so ausschließlich und wählerisch war, und er ließ sich aufs breiteste darauf nieder.

Vieles, was diese verfeinerten Leute sprachen und wichtig nahmen, kam ihm fremd und dumm vor. Dann lachte er laut und grob heraus. Es ergab sich aber ein kleines Unbehagen darin, daß er bei solchen Gelegenheiten die Augen der Frau in eigentümlicher Weise auf sich gerichtet fand. Das kam von dem Verantwortungsgefühl, das sie seinetwegen hatte, ihm aber war etwa so zumute wie einem Stierkalb, das in

Digitized by Google

den Blumenbeeten seine Sprünge macht. Es findet die Beete weich und wohlriechend, und während es hinten und vorne ausschlägt, beglückwünscht es sich zu seiner Wahl. Erst wenn es sich einen Strick um die Beine gezogen fühlt, glotzt es verwundert um sich: Wie sonderbar, die Meinungen geteilt zu finden, wo einem die Lage so eindeutig schien und man ganz und gar nur auf Beifall gefaßt war.

Bei einer solchen Gelegenheit, wo er sich unter ihren Augen von einer ungewohnten Verlegenheitsanwandlung beschlichen fühlte, griff er nach einem Gegenstand, um die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Es war ein Brief, der auf dem Tisch gelegen hatte. „Amerikanische Marken und amerikanische Schrift?“ sagte er, „das kann man lesen wie man will: soll das Lotte heißen oder Lotos?“

„Wird wohl Lotos heißen sollen“, sagte Hagemeier; er war Maler und seit langer Zeit mit Reiffs befreundet. Er konnte es kaum abwarten, bis Zwiebelbier gegangen war, um der Gesellschaft dessen Entdeckung mitzuteilen. Er behauptete, daß es eine Sage gäbe, nach der ein Büffel mit seinem Hufschlag den Stein der Weisen ans Licht gebracht hätte. „Natürlich ahnte er nichts von seinem Fund. Andere mußten kommen und ihn aufheben“, sagte er. Karl Zwiebelbier hätte die Meinung des Schöpfers, die Ahnung der Taufpaten und ihrer aller innewohnendes Urteil aufgedeckt, da er den Namen Lotte Reiffs als Lotos verstanden hätte; die Taufe mußte unverzüglich gefeiert werden. Lotos mußte bekränzt und in feierlichem Zuge durchs ganze Haus auf die Terrasse geführt und allen vier Winden gezeigt werden.

Karl Zwiebelbier ahnte nichts von alle dem Fest und dem Reigen, zu dem er den Anlaß gegeben hatte. Er war auch sonst eine unerschöpfliche Quelle von Vergnügen für die jüngeren Glieder des Kreises.

Der Maler Hagemeier verstand mit wenig Bewegungen seine ganze Art so kenntlich zu machen, daß das Gelächter nicht aufhörte. Man sah, wie Zwiebelbier den Hut vor sich hertrug wie den Puffer an der Lokomotive, wie er bei der Verbeugung vorn überschlug und gleichgewichtshalber ein Bein hinten hinausstreckte, wie er ehrfürchtig in den Hüften einknickte, wenn er sich bemühte, im Atelier oder in der Ausstellung etwas zu bewundern, was anerkannt war, wie er den schweren Kopf und den Mund mit den dehnbaren Rändern in bedrohliche Nähe der Leinwand brachte, und wie er schließlich beim Anblick einer Skizze frei herauslachte, denn unausgeführte Dinge zu würdigen, dazu fühlte er sich nicht verbunden, das war für ihn einfach Sudelei.

Die Reiffs nahmen ihn in Schutz. Es war etwas Zuverlässiges, Festes in seiner Art. Sein Wirklichkeitsgefühl wollte von Andeutungen nichts wissen.

Ja, massiv genug wäre sein Wirklichkeitsgefühl, sagte Hagemeier; das Ahnungsvolle war ihm zu zart, darum wären Skizzen und eilig festgehaltene Stimmungseindrücke nichts für ihn, während sie doch der Phantasie mehr geben wie irgendein fertiges Werk.

Reiff gab das zu: „Die Skizze hat alle Möglichkeiten in sich —, das Werk verwirklicht nur eine. Aber es ist eine Kraftprobe, ob man etwas vom Reichtum und vom Hauch der Skizze hindurchretten kann durch den Gang und die Last der Arbeit. Das weiß so jemand wie Zwiebelbier natürlich nicht, aber er spürt es, und darum achtet er das Werk mehr als die Skizze — nicht ohne Recht.“

Digitized by Google

„Warum eigentlich," sagte Hagemeier; „wer es aufzunehmen versteht, nimmt aus der Skizze mehr als aus dem Werk, und wer es nicht versteht — — nun, für den ist doch umsonst gemalt."

„Doch nicht, doch nicht", sagte Reiff. „Ein Kind ist ein Wunder, ein Labsal — ein ganz neuer Versuch mit aller Frische und allem Zukunftsduft der ersten Schöpfung, aber wenn es in seiner Kindheit stecken bleibt, ist es ein Unglück, ein Krüppel. Ein Mensch mit lauter Anfängen kann einen eine Weile interessieren, wenn man aber merkt, daß er nicht weiter kann, dann berührt die Menge der Anläufe als Armut statt als Reichtum. Man wendet sich ab, andern zu, die sich weiter wagen."

„Wenn nun aber im Weitergehen das verloren geht, was schon da war?" —

„Dann soll es in Gottes Namen verloren gehen. Diese elende, geizige Art sich aufzusparen, sich nirgendwo zu verausgaben, die nichts wagt und nichts hinwirft, diese ganze geistige Sparsamkeit verdient, daß sie verarmt und vereinsamt und verschimmelt. Natürlich sind Entwürfe verheißungsvoll. Sie sind wie ebenso viele Versprechungen, aber die schönsten Versprechungen bleiben doch hinter einer kleinen Tat zurück."

„Wollen Sie uns damit Ihren Zwiebelbier zum Vorbild hinstellen?" —

„Wenigstens ist er nicht kraftlos und unentschlossen. Er leistet jeden Augenblick den Verzicht, der im Handeln liegt. Wer zugreift und ein Ding tut, verzichtet auf alle andern, die er im gleichen Augenblick tun könnte. Dazu gehört Mut und Hingebung, und davon hat der arme Zwiebelbier eine gute Portion."

Hagemeier sagte, daß er noch nicht überzeugt wäre. Fertigsein oder Vollendung wären doch auch keine festen Begriffe. Wenn in den Skizzen des einen mehr Geist wäre, als in den zuendegepinselten Arbeiten eines anderen, so wären eben doch die Skizzen die vollendeteren.

Lotos öffnete den Mund, aber Hagemeier erhob die Hände: „Gnade!" sagte er, „ich weiß, was Sie sagen wollen: daß der mit dem Geist desto mehr schuldig ist zu leisten als der zahme Pinseler; ich gebe es zu. Aber soweit könnten Sie sich auch über mich erbarmen, Sie und Ihr Mann, daß Sie nicht von dem »armen« Zwiebelbier sprechen. Wer solch eine Meinung von sich hat, der ist reich genug, der ist zu beneiden."

Lotos lachte. „Wohl ihm; eine starke Überzeugung wirkt immer, auch wenn man sie von sich selber hat."

„Kann sein — zu Anfang — später verstimmt sie."

„Er ist ja nicht dumm, einmal wird er schon seine Grenzen sehen lernen." —

„Wenn das geschieht, dann kann man sagen: »armer Zwiebelbier«, aus solch einem Dünkel aufgeweckt zu werden, muß furchtbar sein."

„Also darf man es ihm nicht wünschen?" —

„Ist auch keine Gefahr, gnädiger Lotos." —

Von der Meinung, die er erweckt hatte, drang nur hie und da ein schwacher Strahl in Zwiebelbiers Bewußtsein, wie ab und zu der Blitz die Winkel einer tiefen Bauernstube erhellt. Sein Selbstbewußtsein war unerschüttert. Von Geschmack und Schönheitsbedürfnis glaubte er sich unabhängig. Warum er sich bei alledem gerade in dieser hoch entwickelten, künstlerischen Atmosphäre wohl fühlte, machte ihm weniger Kopfzerbrechen als den Zuschauern. Wenn man ihn gefragt hätte, hätte er es

Digitized by Google

vielleicht damit zu erklären gesucht, daß es befriedigter Ehrgeiz wäre. Er hatte sich vorgenommen, einen Platz zwischen diesen Leuten zu besitzen und freute sich, den Beweis geführt zu haben, daß ihm gelingen mußte, was er wollte. Falls aber zwischen der Ursprünglichkeit seines Wesens und ihrer Künstlerschaft etwas Verwandtes bestand, so war seine Mischung doch wohl zu grob und ihre zu fein, als daß eine Verschmelzung gelingen konnte. — —

Zwiebelbier ging nun zwei Jahre in dem Haus „Aber den Steinen" aus und ein, ohne daß der Umgang ihn zu beeinflussen schien. Eines Abends fand er Lotos, wie sie den Abendtisch für Gäste herrichtete. Er sah zu, wie sie im Geschäft des Schmückens aufging und hielt den Ausdruck der Überlegenheit nicht zurück. Aber dem Tische brannte der kleine, schmiedeeiserne Kronleuchter, die Wachskerzen warfen zarte Abbilder von den Blumenblättern auf das weiße Tischleinen. Sie berücksichtigte auch diese Schatten beim Ordnen. Einmal, als sie unschlüssig stand, wandte sie sich halb zu ihm zurück: „Was ist schöner an dieser Stelle, Farren oder Liguster?"

Sie hielt die Hände voll Blattwerk empor.

Karl Zwiebelbier benutzte diese Gelegenheit, um zu sagen: „Das ist mir wirklich sehr gleichgültig."

Sie lachte, als wenn sie seine Gegenwart jetzt erst richtig bemerkte.

„Womit wollen Sie eigentlich eine ästhetische Persönlichkeit rechtfertigen, Sie wollten doch eine werden?" —

Er wurde rot bis an die dehnbaren Mundränder.

„Goethe war eine ästhetische Persönlichkeit", sagte er.

„Weil sein Großherzog ihn dazu ernannt hatte?" —

Zwiebelbier machte ein beleidigtes Gesicht, denn es fiel ihm in der Eile nichts anderes ein.

„Ich will es Ihnen sagen," fuhr sie fort, „weil es gar nichts gab, was ihm wirklich sehr gleichgültig war."

„Er gab sich eben nur mit großen Dingen ab." —

„Umgekehrt, die Dinge wurden groß, weil er sich mit ihnen abgab. Die Liebe zu allen Dingen, auch zu den geringfügigen, machte, daß sie unter seinen Händen zu großen Linien zusammenliefen. Sie nehmen an, die Harmonie, die aus ihm ausströmte, wäre ihm von irgendwoher fertig zugeflossen. Aber er bildete sie in sich und hatte dazu kein anderes Material als das, das wir auch haben." —

Karl Zwiebelbier lachte erst, dann sagte er, daß er sich neulich ebenfalls goethisch verhalten hätte. Er hatte einen Frühspaziergang auf die Höhen gemacht, wo die Rundsicht unbegrenzt war. Dort hatte er sich angeschrieben. Eigentlich hatte er es in Versen tun wollen, aber auf den Steinen dort oben ging das schlecht. Dafür hatte er seinen Namen mit Blaustift angeschrieben. Wer hinaufkam, konnte sehen, daß er schon vorher dagewesen war. Da stand es in fußhohen Buchstaben über eine ganze Felsplatte hingeschrieben: „Karl Zwiebelbier".

Er lachte zufrieden zu Lotos hinüber, konnte aber keinen Beifall in ihrem Gesicht entdecken. Sie wandte sich mit etwas wie Abscheu von ihm weg: „Wie die Hunde und Mäuse, die nirgend genießen können, ohne Spuren zu hinterlassen", sagte sie leise und zornig.

Digitized by Google

Zwiebelbier war überrascht; mit den Ohren, die eine so selbständige Rolle um ihn her spielten, und mit den grellen Augen glich er einen Augenblick lang einer erschrockenen Fledermaus.

Der Teufel sollte die ästhetische Persönlichkeit holen, wenn man die zuständigen Personen doch nie zufriedenstellen konnte.

Aber die Unsicherheit dauerte nicht lange bei ihm. Es war, als wenn seine heimatliche Scholle ihm anklebte, wie einem Stehauf sein Gewicht, so daß er immer wieder auf die Füße kam. Er ging und war das nächste Mal so unbefangen wie je.

Im gewohnten Kreise war ein Sommerausflug auf dem Fluß gemacht worden. Beim Heimweg im Dunkeln stieß das kleine Gefolge auf einen Trupp Betrunkener. Um ihnen auszuweichen, bog man in einen Feldweg. Es war in der Zwischenzeit ein starkes Gewitter niedergegangen. Davon stand das Wasser in den ausgefahrenen Radspuren und manchmal sah man in der Dunkelheit einen größeren Wasserspiegel aufblitzen, wo sich der Regen in den Vertiefungen gesammelt hatte. Während man hüpfend und plätschernd vorwärts zu kommen suchte, machte sich Karl Zwiebelbier geräuschvoll zum Anwalt der Betrunkenen: Es wäre Verzärtelung, sich dem Widerwillen zu überlassen, wo sich die Natur ausspräche.

Warum Betrunkenheit gerade Natur sein sollte, hieß es dagegen. Ob er schon einmal einen betrunkenen Hirsch oder Specht oder Maulwurf gesehen hätte?

Nein, es wäre aber die Form, wie der Mensch in Ungebundenheit sich selbst hingäbe, was sonst nur die Tiere dürften.

Er gäbe also zu, daß die tierische Freiheit sich nicht ohne weiteres durch den Menschen wiederholen ließe, daß sie sich in einer Übersetzung aussprechen müßte, und was sie eben gesehen hätten, schiene ihm die angemessene? —

Ob er das für das menschliche Selbst hielte, was da herauskäme?

Es war, als ob die Meinungsverschiedenheiten sich in der Dunkelheit rücksichtsloser hervorwagten, da die Überwachung der Augen fehlte.

Reiff begütigte. „Es ist mit der Natur nicht so furchtbar viel anzufangen, sie muß durch irgendeine Erziehung hindurchgehen", sagte er. Zwiebelbier sollte sich nur einmal vorstellen, wenn seine Jungen ungewaschen und mit schmutzigen Nasen in die Schule kämen, das würde er sich nicht gefallen lassen — und doch wäre es Natur.

Zwiebelbier sagte: für die Schule wäre das richtig, aber wenn er draußen so einem Kind begegnete, im Feld oder am Fluß, und das hätte sich recht negerhaft zugerichtet, dann sähe er absichtlich beiseite, um es durchschlüpfen zu lassen, denn es wäre doch eine große Freude für einen Jungen, einmal ohne alle Rücksicht im Dreck zu wühlen. — Er wäre nie im Zweifel, wann er die Jungen an den Ohren zu nehmen hätte und wann nicht. Aber mit den Ästheten sei nicht auszukommen. Einmal schwärmten sie für Kunst und einmal für Natur und gerieten doch wieder vor künstlichen Grotten, vor natürlichem Schmutz in Harnisch. „Entweder haben sie einen eigenen Engel vom Himmel, der kommt und ihnen sagt, was sie schön finden sollen und was nicht, oder ich weiß nicht, wo da die Grenzen sein sollen."

„Grenzen" — man wiederholte das Wort mit Entrüstung — „da

Digitized by Google

sieht man den Beamten, so bequem haben es nur Staatssöldner und Schneider, daß sie überall zwischen besäumten Grenzen sitzen —"

„Was uns unsere Nachrichten über schön und häßlich gibt, ist derselbe Engel, der Ihnen sagt, wann Jungen geohrfeigt werden müssen und wann nicht", sagte Reiff. „Man nennt es auch Takt oder Geschmack . . ."

„Geschmack!" — Zwiebelbier bäumte sich förmlich — „das sind Dünste."

„Meinetwegen, wenn sie zur Schönheit verhelfen!"

„Und mir sind diese Undeutlichkeiten ein Greuel. Wenn man mir einen Igel zeigt oder eine Gans oder einen Bären, dann weiß ich, was ich sehe, und kann Ihnen sagen, ob ich es schön oder häßlich finde; aber das Herumfühlen im Dunkeln, ob nicht vielleicht etwas von Schönheit da herumliegt, das ist nichts für mich." —

Er hatte im Eifer den Weg außer acht gelassen und stolperte dicht neben dem Maler Hagemeier in eine Pfütze, daß es rings um ihn aufspritzte.

Alle lachten.

„Ja, es wird wohl besser sein, Sie bleiben davon", sagte Reiff.

Der Maler Hagemeier rieb sich die Kleider ab, und indem er an das vom Bären anknüpfte, sagte er wütend:

„Wo die Bestie hingehört, mag sie erträglich sein. Ich für mein Teil wüßte sie lieber in der Wildnis und in ihrem Pfuhl."

Zwiebelbier war in Gefahr, vor Lachen noch einmal zu stolpern. Dieser Mann erboste sich über ein paar Lehmspritzer auf seinen guten Kleidern, während er selber triefend stand und das Wasser aus seinem Hut goß, den er eben gefischt hatte. Er lachte unaufhaltsam und steckte die andern an.

„Gebt acht, der Bär kommt", schrie er, und es gab ein Laufen wie zwischen ausgelassenen Kindern. Es kam ihm nicht darauf an, noch nasser zu werden, er patschte und schnob. — Man wollte ihn gebunden führen, aber wo Strick oder Kette finden! Schließlich mußte Lotos ihren Schleier geben, daran wurde er geführt. Als man sich trennte, sollte er befreit werden.

„Zerreißt mir meinen Schleier nicht," sagte sie, „der Bär soll herkommen, ich mache ihn los."

Er ging im Dunkeln ihrer Stimme zu.

„Vorsicht, gnädiger Lotos, die Bestien sind tückisch!" rief Hagemeier.

„Diese nicht", sagte sie. Sie wickelte den Schleier ab, und hier war es, daß Karl Zwiebelbier mitten in der gleichmütigen Dunkelheit, unter dem Gewirr der Stimmen etwas erlebte, das ihn völlig unvorbereitet und wehrlos traf. Die gelinde Berührung der Frau durchdrang ihn mit stürmischer Freude, die wie ein Gewitterausbruch alles andere übertönte. Er vergaß, die Hände zurückzuziehen, die er hingereicht hatte; sie schob ihm die mächtigen Tatzen mit einer gütigen Bewegung wieder zu. Er hörte, wie sie sich den andern zuwandte, aber er blieb unbeweglich und in Verwirrung stehen.

Man ging auseinander; Lachen und Zurufen suchten sich noch eine Weile aus immer größerer Ferne.

Karl Zwiebelbier blieb zurück und suchte nach Atem wie ein Überfahrener oder ein Ertrinkender. Die Nacht war nicht still und die Dunkelheit

Digitized by Google

nicht ausgeleert genug, um den Aufruhr zu fassen, unter dem er stand. Da war Feuer und Windesbrausen um ihn her, wie in seines Vaters Esse, und er, noch tropfend vom Schlammbad, stand mitten darin.

Der Karl Zwiebelbier, der in der folgenden Zeit den Weg von der Georgenstraße und zu ihr zurück machte, war nicht derselbe, der er bisher gewesen war. Mit seiner Ruhe und Zuversicht war es aus. Es ging ihm nach der alten Geschichte von der Frucht der Erkenntnis. Er hatte geatmet in einem Gebiet, das alles enthielt, was er zum Leben brauchte und hatte es gering oder selbstverständlich geachtet wie die ersten Menschen im Garten oder wie ihre Gefährten, die Tiere. Nun fiel die Tür des Paradieses vor ihm zu, und er sah mit einem Male alles, dessen er froh gewesen war, ohne es zu wissen. Er sah die Freiheit, die sich selber Grenzen setzte, die erzogene Form, in der sich viel innerer Reichtum ausdrückte, er sah die Schönheit, die nichts mit Luxus zu tun hatte, sondern Nahrung war für ein höheres Seelenvermögen, und das Entfalten von Genuß, der wie Kinderfreuden eine Empfänglichkeit voraussetzte, ewig jung wie die des Wassers. Jetzt hatte er sich ausgeschlossen und lief ruhelos unter der unerbittlichen Mauer hin. Er lief in die Schule — bei den Kindern wurde ihm wohler — oder wenn nicht Schulzeit war, auf die Berge.

Als Bauernsohn war er Frühaufsteher. Er kannte Weg und Steg bei jedem Licht, von dem der nachmitternächtlichen Sterne und dem des schwindenden Mondes, bis zu dem Erwarten und Erwachen, wenn die Sonne kommen soll und alles sich wandelt, als träte sie zum erstenmal über die Schwelle des Tages.

Ein Wintermorgen fand ihn weit draußen, wo inmitten des nächtlichen Dunkels die dichtere Dunkelheit eines Klostergehöftes mit seinen ausgedehnten Mauermassen aufragte. Die Kirchenfenster gaben einen Lichtschein, er verließ die Straße und trat ein.

Um diese Stunde war er der einzige Gast, aber drinnen in den Kapellen herrschte ein stilles, emsiges Leben, wie von Glühwürmchen. Aus sechs Altarnischen kamen die gedämpften Stimmen der Mönche, die paarweise den Meßdienst vollzogen. Es war warm von Lichtern und menschlicher Gegenwart in der Klosterkirche. Beschwichtigend stieg das Gemurmel und das Rauschen der Andacht auf, Gott-Vater ans Ohr. Im Schlaf, in seinem himmlischen Bett wiegte es ihn wie das Geschaukel vertrauter Wellen, und die Engel, je einer zur Rechten und einer zur Linken, hielten die Zipfel des Leintuchs an goldenen Fransen und lächelten halb im Schlaf.

Karl Zwiebelbier stand und lächelte auch und lauschte. Der Friede des Bildes durchzog ihn ganz. Plötzlich drang durch das geübte Beten und Gesumme der scharfe Notschrei eines Menschenherzens herauf.

Gott-Vater fährt auf, daß sich den Engeln die Goldfranse aus den Händen reißt.

Karl Zwiebelbier war auch zusammengefahren: das war er gewesen, das war seine Seele — die schrie.

In der Kirche hatte man nichts gehört, die Andacht ging ihren Gang fort. Er trat über die Schwelle zurück ins Dunkel.

Wer war dieser Karl Zwiebelbier, der da ging? Er war ein Nichts. Zu Hause auf dem Dorf, da lebte die Vorstellung vielleicht noch weiter,

Digitized by Google

die ihn wie alle gleichermaßen getragen hatte, daß er bestimmt wäre, die Welt zu verdunkeln.

Und die Frauen? Bis dahin hatte er nie daran gezweifelt, daß jedes Mädchen sich glücklich schätzen würde, von ihm geheiratet oder geliebt zu werden. Mine Stock und Britzen Martha und das dicke Paulinchen und die lange Reihe der heranwachsenden Mädchen zu Hause. Welche Ehre! Welche Ehre, wenn er nur gewollt hätte! Und Mädchen sind Mädchen, hier würde es auch nicht anders sein, hatte er gedacht, wenn er überhaupt darüber nachgedacht hatte. Hier wie dort war er ein ansehnlicher und gemachter Mann.

Damit war es vorbei. Hier ging er und befragte immer von neuem das Erlebnis jenes Abends, das doch eigentlich kein Erlebnis war. — War es die Welle einer lang angesammelten Flut gewesen, die ihn von seinem Boden weggehoben hatte? War durch einen Zufall ein Strom von Zärtlichkeit hervorgebrochen, deren er sich nicht bewußt gewesen war?

Und was dachte sie davon? Wußte sie es oder wußte sie es nicht?

Endlich hielt er es nicht mehr aus und ging wieder hin in das Haus „Über den Steinen". Er fand Lotos unverändert ruhig und gleichmäßig. Da senkte sich Ruhe über ihn. Es war alles Einbildung gewesen, die ganze Qual war wesenlos.

Als das hölzerne Gittertürchen hinter ihm zufiel, fühlte er sich frei und leicht. Wenn etwas übriggeblieben war, so war es Erstaunen darüber, wie so etwas Macht über einen gewinnen konnte. War es wahr, daß ihm je sein Gleichmut abhanden gekommen war? Wie sollte das gewesen sein? Neugierig stöberte er in der Erinnerung wie einer, der in der Asche rührt — Bedeutungslosigkeiten: Dunkelheit und Schlamm und Gedränge und Gelächter und der Bär, der losgebunden werden sollte, und viele Stimmen und — da sprang das Feuer wieder empor! Es brannte auf, und er stand mitten darin.

Er wollte Gedichte machen. Nach allem, was die Überlieferung sagt, war dies der gegebene Zustand, und er hatte Übung und hatte schon drei Hefte voller Verse liegen. Aber die Worte waren klein und leer, wenn er sie gegen sein Gefühl hielt, er konnte nicht dichten.

So wollte er also ein Ende machen und nicht wieder hingehen. Aber in der Abwesenheit ließ sich die Phantasie über alle Grenzen locken.

Er sah sich mit Lotos am Fenster stehen, das den Blick ins Tal hinunter hatte. Ihre Hände lagen nebeneinander auf dem Gesimse. Es ging ein stiller, seliger Wärmestrom von einem zum andern, ohne daß etwas geschah. Sein Wert, den er fühlte, hatte ohne Worte oder Form den Ausdruck gefunden, mit dem er sich übertrug, wie bei Seelen, die von den Körperbedingungen befreit sind. Er strömte aus und teilte sich ihr mit, in der Luft, die sie atmete. Sie wandte ihm die Augen zu voll Innigkeit und Ruhe und Dank und frug leise und lächelnd: Bist du so zu allen Frauen?

Es ging nicht, er mußte wieder hin, mußte sie sehen, wenn er sich nicht verlieren sollte. Im hellen Mittagslicht ist alles anders, die Fäden verschlingen sich nicht, die Lebenslinien laufen nicht durcheinander, man nimmt den Hut ab und sagt: Guten Tag! Es ist alles klar und nüchtern und ungefährlich.

In dieser Zeit veränderte er sich. Zwar die grotesken Formen blieben,

Digitized by Google

aber von innen her legte sich Tiefe und der Schatten des Erlebens hinein. Er wurde hager. Durch den groben Stoff arbeitete sich das beherrschte Wesen herauf, das sich in aufreibendem Kampf selbst erzog.

Wenn dies Erlebnis etwas gewesen wäre, woraus ein dauernder Zustand, eine Ehe, hätte werden können, so hätte er es bald genug verarbeitet und wäre derselbe geblieben, der er früher war. Er hätte Besitz ergriffen und alles, was feiner und anders war als er selbst, hätte er aufgesogen und seiner eigenen Art unterworfen. Aber er hatte kein anderes Ich, in dessen Liebe oder Anbetung er untertauchen und verklärt vor sich selber wieder heraufsteigen konnte, und dabei zog ihn doch die Sehnsucht unablässig aus sich selbst heraus. Wenn er leer und voller Heimweh zu sich zurückkehrte, sah er sich in jedem Abstand und von jeder Seite. Dabei konnte seine Aufgeblasenheit nicht bestehen. Er lag auf dem Amboß und die Hammerschläge fielen auf ihn nieder in dichten Hieben, Schlag bei Schlag. Sie trieben ihn zusammen bis auf den inneren festen Kern. Aber der war gut. Die bäuerliche Art bewährte sich. Daß er seine Grenzen zu sehen bekam, war erschreckend, aber er ging nicht auf Borg, um sie zu verbessern, er versuchte nichts vorzustellen, was er nicht war. Er dachte auch nicht an Selbstmord. Wenn man Bauer ist, entzieht man sich nicht so leicht den Notwendigkeiten. In den Pausen zwischen den Unwettern nimmt man den Spaten und geht vor die Tür, man wirft Rinnen aus, in denen das Hagelwasser abfließen kann. Man arbeitet für die Zukunft, für die Handvoll Besitz, die einem geblieben ist.

Karl Zwiebelbier ging mit ganzer Kraft in seine Schule ein. Alle diese kleinen Menschen, die noch verschwenderisch hausten mit ihrer Hingebung, die seine Freundschaft ahnten und sich seiner Führerschaft überließen ohne Vorbehalt, denen sein mangelndes Ebenmaß und die Fledermausohren kein Hindernis bildeten, sondern die an die grotesken Absonderlichkeiten seiner Erscheinung ihre Neigung anhingen, wie an die Merkmale eines geliebten Feldzeichens; all diesen anvertrauten Menschenstoff mit behutsamen Händen zu führen, ohne ihn zu unterjochen, das war Arbeit, die sich lohnte. Außerdem war ein ordentliches Kindergelächter das, was ihm in dieser Zeit am meisten nützte.

Es zog ihn jedesmal aus dem Bereich der Gefahr, wie die rückflutende We[illegible]e einen Kahn von der Klippe entfernt. — —

Er hatte sein Gefolge in den Tiergarten geführt, sie standen vor dem Zwinger, in dem der Löwe saß, der erst vor zwei Monaten gekommen war. Er war nicht im Käfig geboren, sondern neu aus Afrika herübergebracht.

Karl Zwiebelbier hatte die Kinder geneckt: Was der Löwe zu allen den hellen Stumpfnasen sagen würde, er war an dunkelgeröstete Negerkinder gewöhnt. — Aber der Löwe sah mit keinem Auge in das Kindergewimmel vor seinem Käfig herab. Er stand abgewandt, die Stirn gegen die Eisenstäbe gedrängt, die in schweren Eichenbalken verankert waren, dann hob er sich auf die Hinterfüße und umfaßte einen der Balken und grub die Zähne hinein. Aufrechtstehend gab er den vollen Anblick des Löwenwuchses preis. Dieser gewaltige Leib, der auf Gefahr und Sieg und Vernichtung eingerichtet war, sehnte sich — sehnte sich.

Die Vergeblichkeit im Ringen einer solchen Kraft entsetzte Karl Zwiebelbier bis ins Herz.

Digitized by Google

Er ging an den andern Gittern hin. Da waren sie, einer nach dem andern, Löwen und Löwinnen, still gewordene Exemplare. Er hatte sie schon oft gesehen, aber erst heute sah er die Stirnnarbe bei dem einen wie bei allen, den bläulichen haarlosen Fleck mitten auf der Stirn, das Zeichen aus der Zeit, als sie den Kampf gegen das Eisengitter kämpften.

Ihm war es, als sähe er durch einen Spalt in den Abgrund allen Leidens. Es befiel ihn eine Angst, sich umzuwenden und das Zeichen bei den umgebenden Menschen wiederzufinden. Sein Gleichgewicht war bedroht. Sein Leben, das bisher auf guten Rädern über die Landstraße hingelaufen war, trug ihn nun auf schmalem Steg, kaum breiter als ein gespanntes Seil, über Abgründe, und die Gefahr fiel ihn an, von wo es ihr gefiel.

Der große neueingefangene Löwe ließ sich von seiner Höhe herunter, stemmte die Vordertatzen gegen den Grund, beugte das Haupt zwischen ihnen zur Erde und schrie in den Boden hinein.

Der Löwe, Wand an Wand mit ihm, mit der verheilten Narbe, der ihn nicht sehen konnte, aber die frische, ungebändigte Stimme hörte, tat ebenso, neigte den Kopf zwischen die Vordertatzen und brüllte in den Boden hinein.

Die Kinder lachten.

Jetzt lag der Löwe auf dem Rücken und starrte mit teilnahmloser Neugier die Wände an. Alles so eng um ihn her, so leicht zu übersehen und so unfaßlich! Karl Zwiebelbier sah sich nach den Kindern um. Er fürchtete, sie möchten seine Erregung bemerken. „Bruder, Bruder", sagte er atemlos und leise, während er den Bewegungen des Gefangenen folgte.

In diesem Augenblick wandte sich ihm der Löwe mit halber Wendung zu und stieß ein Schnauben aus, wie einer, der ausspuckt.

Karl Zwiebelbier lachte laut auf, weil der Löwe sich seine Bruderschaft verbat. — Die Kinder lachten mit, sie kannten ihn; er war ganz der ihre. Das Fremde, der Aufruhr in ihm, konnte das ruhige Zutrauen nicht erreichen, mit dem er sich in ihren Herzen festgewurzelt hatte. Dies Kinderzutrauen war es, an das er sich halten mußte, wenn die Wellen über ihn gehen wollten, wenn er in seinem Zimmer hin und her lief und sich aus dem Fenster bog, als wenn er um Hilfe rufen könnte gegen den Sturm inwendig.

An einem Frühlingstage mit wechselndem Wetter kam er zu dem Gittertürchen „Über den Steinen". Aber noch ehe er den Glockenzug anrührte, hörte er weit drinnen über der Terrasse läuten. Er hielt still und lauschte: das war seine Glocke, die vom Wind geschüttelt wurde. In Absätzen scholl sie laut und ungestüm, wie eine Stimme, die in der großen Entfesselung sich hervorwagt und ihre eigne Botschaft zwischen den Aufruhr hineinruft.

Karl Zwiebelbier lief weiter, an dem Türchen vorbei, völlig von einem Freudensturm getrieben. Dort unter ihren Fenstern wurde es ausgerufen wie ein freigewordener Anspruch, das Bekenntnis von etwas, was tief verborgen gelegen hatte. Seine Glocke rührte sich selbst, bei Tag oder bei Nacht — gleichviel, sie erhob ihre Stimme ungefragt und kündigte ihn an, dessen Seele immer auf dem Wege war.

Aus diesem Erlebnis zog er Freude für mehrere Wochen.

Digitized by Google

Um diese Zeit wurde ihm eine verantwortungsvollere Stelle außerhalb angetragen, eine andere hatte er nicht lange zuvor ausgeschlagen, aber nun nahm er an. Er sollte schnell antreten.

Bei einem Ausflug im gewohnten Kreise verabschiedete er sich. Er stand schon in der Glorie des Ferngerückten; die Entschiedenheit seines Handelns trug ihn, gab ihm das Gefühl der Unabhängigkeit und beeinflußte auch die andern. Man beachtete ihn sehr. Etwas wie Anerkennung, fast Bewunderung, sprach sich nicht aus, aber machte sich fühlbar. Es ergab sich wie von selber, daß man noch zusammenzubleiben wünschte, und als die Reiffs den Vorschlag machten, zu Hause „Aber den Steinen" Maiwein zu brauen und Zwiebelbier festlich zu verabschieden, waren alle dabei, nur er blieb fest, er müsse gehen, die Zeit wäre ihm knapp.

Die Erhebung, die sich aus seinem Entschluß herschrieb, wirkte fort — er fühlte sich nicht umsonst freier als seit Jahr und Tag. Abschiedsworte wurden eilig gesagt und entgegengenommen. Man stand in den Anlagen, es blühten schon Fliederbüsche. Auf dem Kiesplatz zwischen Schattenrand und Mondschein gingen die Parteien auseinander, die mit Reiffs nach der einen, er nach der andern Richtung. Sie sahen dünn und beraubt und still aus, wie sie in dem blassen Schein verschwanden, aber er fühlte sich stark. Eilig und elastisch ging er über den knirschenden Kies, und das siegreiche Gefühl hielt an, auch als er in seinem Zimmer saß, wo er eigentlich gar nichts zu tun hatte, denn seine paar Habseligkeiten waren übersichtlich genug, um bald zusammengerafft zu sein.

Erst am andern Morgen kam der Rückschlag. Er begegnete einem vom Abend zuvor, er kam eigens über die Straße, um ihn zu begrüßen und ihm zu sagen, der Abend bei Reiffs sei noch sehr nett geworden. Er, Zwiebelbier, sei ja ungeheuer schneidig gewesen in der Ablehnung, er hätte ihn ordentlich bewundert. So standhaft würde er kaum gewesen sein, und Lotos Reiff wäre ganz stille geworden!

Da hatte er sein Teil! Wie oft hatte er gewünscht, daß das Feuer, in dem er stand, ihr wenigstens zugute käme, sie wärmen könnte, und wenn sie aufstünde, ihr Flügel unter die Füße gäbe. Nun hinterließ er nichts als den Ruhm, „schneidig" gewesen zu sein, und das war unwiederbringlich.

Vor der Abreise ging er sehr früh seinen Lieblingsweg auf die Berge. Die Sonne war jenseit über dem Tal aufgegangen und zog ihren Lichtsaum langsam an der Bergseite empor, an der er hinaufstieg. Er nahm ein Zettelchen heraus und schrieb im Gehen und Stillestehen auf, was ihm in den Sinn kam:

Die Sonne wachte leise auf,
Ich stieg mit ihr am Berg hinauf,
Und wie wir gingen Schritt vor Schritt,
Bogen sich tausend Gräser mit.
„Ach Bruder klein, ach Schwesterlein,
Müßt ihr am Stein gefesselt sein?"

Sie hingen noch im halben Traum,
Sie netzten leise meinen Saum:

Digitized by Google

„Wir stehn und schütten Blüten aus,
All unser Herz blühn wir heraus,
Es kommt die Sonne, kommt der Wind,
Du enggebundenes Menschenkind."

„So komm denn, Sonne, komm denn, Wind,
Daß Liebe ihre Stelle findt,
Da wir so eng gebunden sind,
Kommt, liebe Sonne, lieber Wind,
All meinen Reichtum nehmt heraus
Und streut ihn aus und streut ihn aus!"

Er kam an den Weg „Über den Steinen". Da waren die Baumkronen, die mit ihren Zweigen den Weg draußen überschirmten; da war der Blick in die Tiefe und Ferne, und da war „sein" Pförtchen.

Außer dem leisen Sichregen des Morgenwindes lag alles im tiefen Schlaf. Karl Zwiebelbier besann sich kurz und stieg über. Er ging unter den Bäumen hin nach der Terrasse. Da war seine Glocke, die lautlos unter den schlafenden Fenstern hing. Er trat durch die Scheibentür in das Zimmer, das in der lauen Nacht offen gestanden hatte.

Da war der weißgedeckte Tisch und längs der Mitte die kleinen Sträuße von gleichfarbigen Blumen, wie die Jahreszeit sie gab, diese unaufdringliche Art des Schmuckes, die er nun hatte verstehen lernen, und die den Raum stimmte wie die Gegenwart eines feingearteten Wesens. Da war der kleine schmiedeeiserne Kronleuchter über dem Tisch, die Büste auf dem Kamin, Zeitungen und Bücher, die gerade gelesen wurden, da waren die Stühle und die kleine Bank! — Die ganze Harmonie des Raumes wirkte stark auf ihn und nahm ihn sehr gefangen. Er brauchte alle seine Wachsamkeit, um sich nicht festhalten zu lassen. Endlich trat er zum Tisch und brach sich ein Stück von dem Brot, das unter der Glocke stand. Er stäubte die Krumen sorgfältig von der weißen Leinwand, dann nahm er ein paar Nüsse aus der Tasche, die er nach alter Kindergewohnheit auf Wanderungen bei sich trug gegen den Hunger und legte sie auf einen der beiden Teller zusammen mit dem beschriebenen Papier. Ob es ihr Teller war, wußte er nicht; das war auch besser so. — Dann ging er wieder unter den stillen Fenstern hin und stieg über die Mauer, wie er gekommen war. Dieses Blatt im Buch war umgeschlagen und das Leben ging weiter.

Nun fehlte noch der Abschied von den Kindern. Er wurde geräuschvoll und festlich, so daß man ihn die Georgenstraße aufwärts und abwärts vernehmen konnte, und dann war Karl Zwiebelbier weg.

Einige, die ihm wohlwollten, sagten: Schade, gerade wo man zu hoffen anfängt, daß von dem feineren Einfluß etwas hängen bleibt, muß er fort. Er wird wieder verbauern.

Das waren die, die unter dem gleichmäßigen Spiegel des Täglichen nicht gesehen hatten, wie sein Leben sich in starken Wirbeln ergoß und ihm den Boden in die Tiefe grub.

Digitized by Google

Auf eine Christblume

1

Tochter des Walds, du lilienverwandte,
so lang von mir gesuchte, unbekannte,
im fremden Kirchhof, öd und winterlich,
zum erstenmal, o schöne, find ich dich!

Von welcher Hand gepflegt du hier erblühtest,
ich weiß es nicht, noch wessen Grab du hütest,
ist es ein Jüngling, so geschah ihm Heil,
ist's eine Jungfrau, lieblich fiel ihr Teil.

Im nächtgen Hain, von Schneelicht überbreitet,
wo fromm das Reh an dir vorüberweidet,
bei der Kapelle, am kristallnen Teich,
dort sucht ich deiner Heimat Zauberreich.

Schön bist du, Kind des Mondes, nicht der Sonne,
dir wäre tödlich andrer Blumen Wonne,
dich nährt, den keuschen Leib voll Reif und Duft,
himmlischer Kälte balsamsüße Luft.

In deines Busens goldner Fülle gründet
ein Wohlgeruch, der sich nur kaum verkündet;
so duftete, berührt von Engelshand,
der benedeiten Mutter Brautgewand.

Dich würden, mahnend an das heilige Leiden,
fünf Purpurtropfen schön und einzig kleiden:
doch kindlich zierst du um die Weihnachtzeit
lichtgrün mit einem Hauch dein weißes Kleid.

Der Elfe, der in mitternächtger Stunde
zum Tanze geht im lichterhellen Grunde,
vor deiner mystischen Glorie steht er scheu
neugierig still von fern und huscht vorbei.

2

Im Winterboden schläft, ein Blumenkeim,
der Schmetterling, der einst um Busch und Hügel
in Frühlingsnächten wiegt den samtnen Flügel;
nie soll er kosten deinen Honigseim.

Wer aber weiß, ob nicht sein zarter Geist,
wenn jede Zier des Sommers hingesunken,
dereinst, von deinem leisen Dufte trunken,
mir unsichtbar, dich Blühende umkreist?

Mörike

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Ein Weihnachtsheft

legt hiermit der Kunstwart vor. Es ist sehr wenig darin, das mit dem Fest nicht in irgendeinem Zusammenhang stünde, und gar nichts, was aufzufinden es irgendwelchen redaktionellen Spürsinns gebraucht hätte. Einer sehr großen Zahl von Menschen werden bei dem Gedanken an Weihnachten ganz dieselben Gegenstände und Fragen ganz von selber ins Bewußtsein treten, wie uns. Und doch: vor gar nicht langer Zeit hätte das Weihnachtsheft solch einer Zeitschrift wesentlich anders ausgesehen. Mit zwei Worten zu sagen: der allgemeine „Weihnachtsgeist" war heiterer, aber in seine Heiterkeit war Künstlichkeit gemischt. Zwar: der äußere Anschein der winterlichen hohen Wochen hat sich seit vierzig Jahren kaum geändert. Auf der Straße, in den Zeitungen neben der echten Heiterkeit der Kinder und der kindlich Gebliebenen war schon lange dieselbe falsche Stimmungsmache, dasselbe „Weihnachtsgeschäft", dieselbe billige „Wohltätigkeit" und dasselbe Sotun, als sähe man alles rosig, solange die Christbäume in den Straßen stehen. Aber mehrere als früher empfinden jetzt all das mit Unlust, ja sie empfinden es peinlich. Mehrere als früher empfinden das Unreligiöse darin, sich nur als von der Gottheit heiter Beschenkte zu fühlen, die zu nehmen und nur zu einem Tausendstel weiter zu geben hätten. Mehrere als früher empfinden das Verpflichtende jedes, auch des göttlichen Geschenks, das Verpflichtende des Weihnachtsfestes. „Vergleicht die heilige Erzählung von einst mit der Wirklichkeit jetzt, vergleicht: das gab euch die Gottheit, und das machtet ihr daraus!" Weihnachten ist in höherem Maße ein Fest der Umschau unter den ethischen Werten und damit der Einkehr geworden. Aber damit auch ein Fest der Klärung halb unbewußter Gewissensmahnungen. Und also überall, wo es den Willen stärkte, jetzt erst recht ein Fest der Befreiung und eben dadurch doch wieder der inneren Freudigkeit. Das Weihnachtsfest des Lebendigen in unserm Volk ist in den letzten Jahren ernster, aber zugleich auch schöner geworden. A

Johannes Müller

Mehr als 70 000 Bände seiner Schriften sind nun wohl in Deutschland verbreitet. Wer auf der Warte steht, um die werdenden Kulturmächte zu erspähen, der kann nicht umhin, sich zu fragen: mit welchen Empfindungen soll ich dieser Bewegung zusehen? Müller unterscheidet sich mit einer gewissen Kühnheit von den Mächten, die heute im Vordergrunde des Geisteslebens der weitesten Kreise stehen, durch sein Verhältnis zum Christentum; und Rittelmeyer, der die erste verdienstliche Studie über Müller geschrieben hat, getraut sich schon, in ihm ein elementares Ereignis in der Geschichte des Christentums zu begrüßen. Was um so auffälliger ist, als Müller ja die ganze Entwicklung des Christentums seit Jesus mit den kräftigsten Ausdrücken ablehnt.

Wobei es ihm mit dem religiösen Erlebnis ergangen ist, wie allen denen, die so stark und lebendig empfinden, daß sie etwas völlig Neues entdeckt zu haben glauben. Soll man an Johannes Müllers Gedankenwelt philosophische Maß-

Digitized by Google

stäbe anlegen? Man würde ihm damit Unrecht tun. Er läßt völlige Systemlosigkeit walten. Eine beschränkte Anzahl berauschend wirkender Begriffe ist es, die in seinen Schriften immer wiederkehrt. Nur wer bereits den Zusammenhang kennt, wird sie überhaupt im richtigen Sinne erfassen: der schöpferische Drang der Lebensmacht des Alls (schöpferische Lebensbewegung Gottes), das wahre Wesen des Menschen (oder wahres Selbst oder verborgene Wahrheit des Menschen oder Geheimnis des Menschen), das Ursprüngliche, das Persönliche, die Menschwerdung (oder die Schöpfung der Menschheit), die Naturgesetze der Menschwerdung, die Urzelle des werdenden Lebens (oder die embryonischen Vorgänge des neuen Lebens, die Geburtswehen des neuen Wesens), das neue Sein, in dem sich „ein genialer Zug" offenbart, die Neuordnung der Dinge, das neue Werden, die innere Bewegung, die „ganz neue eigenartige" Kultur, die neue Sittlichkeit: Das sind seine etwas vieldeutigen Lieblingsworte.

Das unabhängige Urteil wird auch über Müller die fortschreitende Zeit fällen. Der erste, der versucht hat, Müllers Lehre unter allgemeinen Kulturgesichtspunkten fruchtbar zu machen, abweichend von den beiden Schriften der Theologen Rittelmeyer und Mergelin, ist Heinrich Driesmans in seinem Buche „Wege zur Kultur". Neben Tolstoi hat Nietzsche am stärksten auf Müller eingewirkt. Nun überragt Nietzsche aber Johannes Müller unendlich an philosophischer Phantasie, und es erscheint von untergeordneter Bedeutung, daß der Spätere, aus angeblich naturwissenschaftlichen Gründen, den Übermenschen aufgibt und beim Menschen als Selbstzweck stehen bleibt. Verglichen mit der Urwaldtriebkraft des Nietzscheschen Denkens mutet der Theologe wie eine Treibhauspflanze an. „Aber auch Jesus, der Schöpfer persönlichen Lebens, war kein spekulativer Denker, kein Theoretiker."

Müllers Entwicklung von Nietzsche zu Jesus ist eigentümlich genug. Er meint, in Jesus den Entdecker des transzendenten Selbst des Menschen erkannt zu haben; er behauptet, ein Organ gefunden zu haben für dies *Etwas, das hinter den Dingen liegt*. Nur darum sind wir ja so unbefriedigt, weil uns die geheimnisvolle Wahrheit des Menschen wie ein beständiger Vorwurf gegen unser jetziges unechtes Dasein verfolgt. Denn die Naturwelt ist fertig, die Menschenwelt noch nicht. „Archimedes" — so versucht Müller einmal seine Ansicht auszudrücken — „soll gesagt haben: Gib mir einen Punkt außerhalb und ich will die Welt aus den Angeln heben. Wir haben den Punkt. Der Punkt außerhalb der Welt liegt in uns. Und wenn wir diesen Punkt gefunden haben und uns darauf stellen, dann sind wir imstande, die Welt aus den Angeln zu heben." Müller hat gewissermaßen Jakob Böhmes Wort: „Wenn du dich selbst dazu bringen kannst, stille zu sein, so wirst du unaussprechliche Worte Gottes vernehmen," für viele mit einem neuen Inhalte erfüllt, indem er die mystische Beziehung zu der Schöpferkraft der Welt als Erlebnis, als psychologische Tatsache beleuchtete.

Wo er aber von einer „neuen, völlig anderen" Kultur redet und die heutigen Verhältnisse mit scharfen Worten geißelt, da versäumt er es, den Weg aufzuzeigen, der von den einzelnen Kulturerscheinungen weiterführt. Er stellt sich zu der

Digitized by Google

heutigen Kultur nicht als Mann der helfenden Tat, sondern mit jenem verschwommenen Überlegenheitsgefühl des rein innerlichen Glaubensmenschen gegen alles Weltliche, das nach den Erfahrungen der Geschichte auf die Dauer Verwirrung und Unkultur stiftet. Merkwürdig ist Müllers ablehnende Stellung zu Tolstoi. Der Eindruck bleibt, daß Tolstois naive alttestamentliche Wucht und tatenschwangere Beredsamkeit immerhin unsre Seele im Innersten elementarer aufwühlt, als Müllers zarte Dialektik.

In den meisten praktischen Tagesfragen wiederholt Müller nur das, was andre vor ihm kräftiger und mehr aus eigner Anschauung gesagt haben. Am fruchtbarsten erscheint er mir zuletzt, wenn ich in ihm einen Kritiker der Religion vom Standpunkte des Schöpferischen sehe. Wenn man Verständnis hat für den Wert jener tiefen Innerlichkeit, jener psychologischen Weisheit, um die der voreilige Eifer der Aufklärung Millionen von Menschen gebracht hat, bevor Ersatz zur Stelle war, dann kann man auch Müller dankbar sein für seinen Beitrag zu den tiefen Voraussetzungen, in denen die schöpferische Kultur wurzelt. Es sind hauptsächlich Goethesche Kulturwerte, mit denen er weiterbaut, durch die er zu dem Gegensatz von Bewußtseinskultur und Wesenskultur gelangt: „Während in der einen alles im tiefsten Grunde subaltern ist, denn es ist abhängig von Bewußtseinselementen, ist in der andern alles eine geniale und freie Offenbarung aus den Tiefen des menschlichen Wesens, aus dem Überquellen seiner Klarheiten und Kräfte."

Für die kritische Stellungnahme entscheidend ist, ob Müller jene völlige Umwandlung, jenes Erwachen zu einem selbstbewußten inneren Leben wirklich hervorzurufen vermag, das er jedem Menschen in Aussicht stellt. Müller selber verneint, daß sein Wirken in diesem Sinne erfolgreich sei. Er stellt wohl etwas zu hohe Ansprüche. Niemand wird Müller unbefangen auf sich wirken lassen (am besten beginnt man mit den drei Bändchen der „Bausteine für persönliche Kultur" oder mit der „Bergpredigt") ohne im Innenleben ein neues Gären, ein Erstarken schlummernder Kräfte zu spüren, die zu fruchtbarer Tat drängen. Müller fördert auch den, der seinen Standpunkt nicht einseitig teilt. Ihn als Propheten des deutschen Volkes auszurufen, werden wir nicht in Gefahr geraten. Dazu hat er zu wenig Sinn für das „Heidnische" des Gott- und Naturerlebnisses, für die Andachten der Kunst.

Kuno v. d. Schalk

Zwei neue Jesusdichtungen

Wenige Stoffe aus der Weltgeschichte drängen sich dem Anschein nach der dichterischen Gestaltung so nachdrücklich auf, und doch sind auch wenige in Wirklichkeit so schwer zugänglich wie das Wirken und Sterben Christi. Eine ganze Fülle von Ursachen stemmen sich gegen die restlose dichterische Verarbeitung dieser einzigartigen Erlebnisfülle, von den Empfindungen schlichter Pietät bis zu den subtilsten Stilerwägungen, — wir halten nämlich daran fest, die Evangelien nicht etwa als „schlichte Erzählungen" im Sinne künstlerisch indifferenter Wiedergabe, sondern — wegen der Glut ihres Gefühls und der anschaulichen Kraft in ihrer volkstümlichen Darbietung — auch als Kunstwerke hoher Ordnung zu betrachten, die durch Lu-

Digitized by Google

thers hinreißende Sprachkraft noch innerlich gesteigert worden sind. Und so könnte man auf den Gedanken kommen, daß ein Stoff nicht ein zweites Mal Form gewinnen kann, wenn er einmal in unvergänglicher Gestalt dargeboten wurde. Man mag sich dessen noch nicht bewußt geworden sein, es zeugt doch die Tatsache davon, daß wir gegen Umformungen des Evangelieninhalts so ungemein empfindlich sind. Dennoch ist die Meinung, eine neue Christusdichtung sei unmöglich, letztlich eine lose, mit etwas metaphysischem Gefühl verbundene Annahme, die dem dichterischen Genius unnatürliche Grenzen setzt. Allerdings aber dürfen dem Dichter nicht schon in der inneren Anlage seines Werkes Irrtümer begegnen, wenn ein vollgewichtiges Kunstwerk entstehen soll. Zum Beispiel liegt es nahe, Jesus, der als religiöse Gestalt der Gegenstand tiefster Verehrung ist, in die Poesie so einzuführen, als ob er eben deswegen auch hier mit den ehrfürchtigsten Gefühlen aufgenommen werden müßte. Das ist nicht der Fall. Der Poet hat vielmehr alles aufzubieten, um die an sich noch gleichgültige Menschengestalt, die er mit dem heiligen Namen des Religionstifters einführt, erst einmal dieses Namens würdig zu machen. Er darf nichts von der ganzen Größe dieser Seele voraussetzen, er muß sie in aller ihrer Bedeutung darstellen, gestalten, nacherleben lassen. Setzt er sie voraus, so kann es leicht geschehen, daß er die Geschicke seiner Gestalt für sehr tragisch und schicksalbetont hält, weil er sie als Geschicke des Heilands Jesus empfindet — die Leser aber empfinden sie nur als unglückliche Verknüpfung, mit dem Gefühl: diesem Mann, der unrechtmäßig den Namen eines in Wahrheit Größeren führt, geht es schlecht, das ist bedauerlich — aber langweilig. Gewiß wäre das keine dem Poeten erwünschte Wirkung.

Eine andre Täuschung ist die, daß Jesu Leben so wie es berichtet wird, gerade besonders „dramatisch“ wäre, das heißt, sich zu einer Gestaltung eigne, die auf Reflexion und Umweltbetonung, auf kulturgeschichtliche Einzelheiten und dialektische Auseinandersetzungen im Grundsatz verzichtet. Ich halte das schon deshalb für einen Irrtum, weil nur die allergenialste Kraft auf dem bescheidnen Raum eines Dramas die Voraussetzungen schaffen kann, ohne die, wie oben dargelegt, der Jesusgestalt ihr dichterischer Wert fehlt. Aber auch stofflich steckt weniger dramatischer Sinn in der Erzählung der Evangelien. Es fehlt eine eigentliche Gegenkraft, es fehlt der „Gegenspieler“, ein Träger der gegen Jesus gewendeten Mächte, über die er triumphiert, indem er unterliegt. Man kann „das Judentum“, man kann „die Starrheit dieser Welt“ als solche Gegenkraft empfinden, man kann Judas oder Kaiphas zu einem solchen Träger machen. Aber das bleibt ein „Machen“, mit dem man die Überlieferung erheblich drehen und wenden muß. Und das kann belebend nur der ganz große, allbezwingende Dichter, ohne von unserm hier schon festgelegten Gefühl abgewiesen zu werden.

Die beiden jüngsten Autoren, die an den von so viel Gefahren umlagerten Stoff herangingen, sind der evangelische Berliner Pfarrer Mithack-Stahn und der streng katholische Schriftsteller Hans Eschelbach. Jener veröffentlichte „Das Christusdrama“, bestehend aus Vorspiel und sechs

Digitized by Google

Handlungen (Verlag Borngräber, Berlin), dieser den Christusroman „Ihm nach“ (Veritas-Verlag, Bonn). Das Vorspiel Nithacks bekennt, mit wieviel innerer Glut der Verfasser den ihm beruflich naheliegenden Gegenstand erfaßt hat. Das Werk selbst läßt diese Glut leider vermissen. In dünnen Jambenversen rollt sich Szene auf Szene ab, bekannt und doch nicht bekannt in ihrer farblosen Neugewandung. Mit der Tempelaustreibung beginnt nach ein paar sehr durchsichtigen Milieuschilderungen, die nicht organisch mit dem Kommenden verknüpft sind, das Christusstück. Unmittelbar darauf folgt, wieder innerlich unverbunden, eine Reihe Prüfungen des Meisters durch Schriftgelehrte, ein „Wunder“ begibt sich, in einer Form, die der Erklärung nach unsern Begriffen noch eben zugänglich ist, endlich bereitet sich des Judas Verrat vor; Nithack begründet ihn, äußerlich genug, durch enttäuschte Hoffnung auf ein weltliches Reich Christi. Die zweite Handlung bringt Jesu Aufenthalt in Bethanien, Judas' Abfall und Jesu innere Enttäuschung und Entfremdung von den Menschen, die ihm nahestehen ohne ihn zu begreifen. Irgendeine dramatische Bindung, ein Spiel von Kräften, eine Gestaltung von Jesu Werden und Müssen ist nicht zu verspüren. Man hört Evangelienworte in einer Umgebung von Flachheiten, hört die Evangelienworte selbst abgeplattet; „eins aber ist not“, — so sprach Luthers Übersetzung in festem, rhythmisch herrlich gefügtem Deutsch, „notwendig ist nur eines“ — so münzt Nithack jenes unberührbare Wort in Jamben um. Schon dies eingefügte „nur“ mindert die Kraft des starken Spruches, und sein innerer Rhythmus ist ihm vollends genommen. Das ist bezeichnend für die Sprache des ganzen Stücks.* Die dritte Handlung läßt das Abendmahl, verbunden mit Fußwaschung und Seligpreisungen auf offner Szene geschehen — jene ein Leben abschließenden tief symbolischen und gewaltig dargestellten Szenen der Evangelien hier in den Anfang einer Darstellung gebracht, entkleidet ihrer stillen Hoheit durch erklärende Zusätze; die ergreifendsten, uns allen in unvergänglicher Form eingebrannten Worte und Bilder umgeschmolzen in flüssige Verse. — Man würde es, im Ganzen genommen, ohne solche Erfahrungen wohl kaum für möglich halten, daß ein literaturfreundlicher „Diener am Wort“, wie Nithack-Stahn sich derartiger ästhetischer Mißgriffe schuldig machen konnte. Und doch ist das alles nicht geschehen aus persönlicher Erlebnisunfähigkeit — schon die in solchen Erzeugnissen steckende Arbeit bezeugt ja Begeisterung. Aber freilich ist dem Dilettantismus des Verfassers auch ein Stück „Erklärer“absicht beigemischt; der Verlag bemerkt, das Werk „stelle den ersten Versuch dar, das größte Drama der Menschheitgeschichte rein menschlich zu entwickeln“. Und diese freundliche Absicht nicht zuletzt hat das vollendete Werk schließlich zu einer wahren Sammlung so vieler dichterischer Mißverständnisse und Entwertungen gemacht, die

* Davon noch ein paar fast unbegreifliche Proben, wie die adligen Worte der Bibel hier verdünzert sind: „Selig, die arm sich fühlen — das Reich ist ihrer. Selig, die Leid erdulden, sie haben Trost. Selig, die Gott sich beugen, sie werden herrschen. Selig, die nach ihm hungern, sie werden satt.“

Digitized by Google

AUS SCHÄFERS BILDER NACH DER HEILIGEN SCHRIFT (COPYRIGHT BY B. G. TEUBNER, LEIPZIG)

RUDOLF SCHÄFER: BERGPREDIGT

Digitized by Google

Digitized by Google

dem Stoff begegnen konnten. Dieser Jesus hätte keine zehn Jahre nach seinem Tode mehr gewirkt.

Bis in den kleinsten Zug anders betonend und empfindend faßt Eschelbach den Stoff an. Schreibt Nithack „das Christusdrama", stellt er ganz unbedenklich die große Gestalt des Gottessohnes in den Mittelpunkt, so legt dem Katholiken sein Gefühl nahe, eine andre Hauptgestalt zu wählen, die nur in Jesu Auftreten das entscheidende Erlebnis ihres Erdenweges findet. Der liberale Berliner Pfarrer sucht im Bereich des schulmäßig Begreiflichen ekstatische Erlebnisse zu veranschaulichen, der strenggläubige Dichter der „Armen und Elenden" kennt kein höheres Ziel, als den wundertätigen Mann der Hilfe und geheimnisvollen Liebekraft in seiner erschütternden Unbegreiflichkeit zu zeigen. Ist dies an sich schon der poetischen Kraft wohl leichter zugänglich, so zeigt sich Eschelbach doch auch im einzelnen als der Überlegene. Er gibt in gedrängter Romanform ein ganzes Kulturbild, das gewiß nicht in lebendigen Kräften geschaut, aber doch in sicher hingesetzten Grundlinien entworfen ist. Judensekten, . Altgläubigkeit, römisches Weltmanntum, Messiashoffnungen, religiöse Streitigkeiten und Vorahnungen — dies alles stellt, verteilt auf gut umrissene Charaktere, sehr lebhaft auf die tiefe Wirkung ein, die von der spät und zurückhaltend auftretenden stillen Siegergestalt Jesu ausgeht. Die eigentliche Bekehrung Simons von Kyrene, dessen innere Entwicklung von den ersten Wahrheitsuchertagen bis zum entschiedenen „Ihm nach!" der Roman schildert, ist nicht nur äußerlich sondern auch innerlich der Höhepunkt des Werkes; hier weht heißer Atem der Erlösungsucher, und hoheitvolle Demut triumphiert rein über angemaßte Herrschergebärden. Man kann sich wohl Leser denken, deren Herz hier im Tiefsten von der Macht religiöser Inbrunst erfaßt wird. Der entschlossene Verzicht des Verfassers auf den ganzen Christus, hat dem Ausschnitt aus Wesen und Leben Christi, den er gibt, die Würde und Macht gerettet. Dieses bemerkenswerte Geschick der Anordnung und Auswahl ist nun allerdings das einzige Geschick Eschelbachs. Erzählt ist seine Geschichte nicht wesentlich würdiger, als viele andere katholische Erzählungen, deren Farblosigkeit hier oft hervorgehoben werden mußte. Seltsam genug ist es, daß sogar dieser hochherrliche Gegenstand die Sprache des Autors nicht über die Grenzen sehr alltäglicher Diktion, durchaus schablonenhaft angelegter Sätze, Reflexionen, Schilderungen, Liebe- und sonstiger Gefühlerlebnisse hinausträgt. Ein starker Poet könnte den ganzen Roman ohne Veränderung einer einzigen Szene, nur mit etwas mehr Naturstimmung versehen, in dichterische Sprache übersetzen, den Figuren Relief, den Dialogen Tiefgang, den Reden Naturklang und den Schilderungen Bildhaftigkeit geben — und würde dann plötzlich eine großartige Welt fühlen, wo man jetzt sich durch vergangene Alltäglichkeit etwas ermattet hindurchlesen muß zu den wenigen erlebniskräftigen Szenen hin, die der Verfasser mehr seinem Glauben als seiner Kunst dankt.

Es leuchtet ein, daß mit diesen Werken für die Eroberung der Jesusgestalt für die Dichtung nichts Wesentliches getan ist. Ob das auch mit der historischen Gewandung dieser Versuche zusammenhängt oder nicht, läßt sich kaum ent-

Digitized by Google

scheiden. Jedenfalls aber haben die Dichter eines modernen Christusnachfolgers, einer neuen, wiedergekehrten Heilandgestalt bisher weit reichere Wirkungen, aus ganz andern Tiefen kommende Religiosität gedichtet als die „historischen“. Gerhart Hauptmann (Quint), Bernhard Kellermann (der Tod), Arzibaschew (Tod des Iwan Lande), Rasmussen (der zweite Heiland), zuletzt Tolstoi mit seinem Drama vom Licht in der Finsternis haben solche modernen Werke geschaffen. Auf ihre Art zu empfinden, sich einzuleben, Naturkräfte ins Bereich göttlichen Kraftbewußtseins zu steigern werden wohl auch die Poeten kommen müssen, die uns den historischen Jesus neu schaffen wollen. Eine andere läßt das ästhetische Gewissen und die Pietät, wenn wir recht sehen, heute nicht zu. Ezard Nidden

Vom „herzigen“ Weihnachtsstück

Also lesen wir:

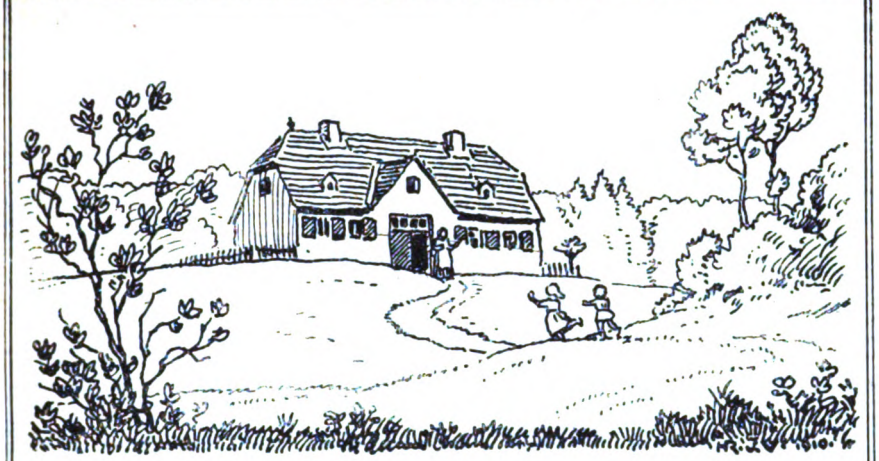
„Keine rechte Weihnachtsfreude will in die Wohnung und das Herz des alten Bergmanns Schmidt einziehen. Trübe Erinnerungen und das ihm unerwünschte Verhältnis seiner Tochter mit einem jungen Kaufmann lassen die Weihnachtsfreude nicht aufkommen. Doch die Tochter weiß den Vater umzustimmen. Während der Vater ausgeht, um Rum einzukaufen, kommt der junge Kaufmann und will sich das Jawort holen. Von der Tochter auf die schlechte Laune des Vaters aufmerksam gemacht, versteckt er sich bei dessen Rückkehr in den Schrank. Nun kehrt der verstoßene Sohn in der Maske eines Bettlers zurück. Helle Weihnachtsfreude zieht aber ein, wie sich der Bettler als der längst verschollen geglaubte Sohn darstellt, der mit Glücksgütern zum Vaterhause zurückkehrt. Doch die Weihnachtsfreude steigt noch höher, als man erfährt, daß der reiche kinderlose Amerikaner auch der Pflegevater des jungen Kaufmannes ist.“

Oder:

„Erich ist in dem Glauben, seinen Bruder erschlagen zu haben, nach Amerika geflüchtet, wo er wegen seiner Tapferkeit bald zum Offizier ernannt wird. Doch die Liebe zum Vaterhause und der Braut treibt ihn in die Heimat zurück. Groß ist nun seine Freude, als er erfährt, daß er kein Brudermörder ist, sondern der Schlag seinen Bruder damals nur betäubt hatte. Der Vater kann deshalb aus vollem Herzen ausrufen: »Das ist das schönste Weihnachtsfest meines Lebens.«“

Das sind Inhaltsangaben zweier „erfolgreicher Weihnachtsstücke“, wie sie der Katalog eines bekannten Theaterverlags zu ihrer Empfehlung angibt. Eine reiche Auswahl von ähnlichen, je nach Bedarf erschütternden oder rührenden oder auch „humorvollen“ „Lebensbildern“ bietet sich den Vereinen sehr bequem und lockend dar. Aber die Dichter solcher Kunstwerke sind nicht einseitig, sie sind unermüdlich auf sinnreiche Varianten bedacht. Ein unschuldig Verurteilter wird nach zwanzig Jahren Haft rehabilitiert, eine arme Witwe, die nahe am Verhungern ist, wird von einem edlen Menschenfreunde als seine lange gesuchte Mutter erkannt, Brüder, die sich jahrelang wegen einer Erbschaft in den Haaren lagen, versöhnen sich (13. Auflage!), ein adelstolzer Oberst nimmt seinen Sohn, der Kaufmann geworden ist, nach jahrelangem Groll wieder in Gnaden an, ein hartherziger Vater

Digitized by Google



Hans von Volkmann. Federzeichnung
Gleich den folgenden Bildern von demſelben Maler aus dem Eigenbrodtſchen „Heimatbüchlein“ (Verlag von Beyer & Söhne in Langenſalza)

willigt in eine vorher verweigerte Verlobung, weil ſich herausgeſtellt hat, daß der unbeliebte Schwiegerſohn ein heimlicher Krösus iſt, ein totgeglaubter Bräutigam kehrt von der Schutztruppe zurück, ein hartherziger Hausherr wird durch die Kinder ſeiner armen Mieterin umgeſtimmt und zur Wohltätigkeit veranlaßt, „durch ein Zeitungsblatt aufmerkſam gemacht“ findet ein verlaſſener Großvater ſein verlorenes Enkelkind. Das alles am Weihnachtsabend. An dieſem Abend trieft die Welt, wie ſie ſich in dieſen Weihnachtsſtücken ſpiegelt, von „poetiſcher Gerechtigkeit“, wie ihre Verfaſſer ſie verſtehn, von Gemütſyrup und Tränenſchmalz. Vor allem aber: ſie knallt nur ſo von Überraſchungen. Weihnachten iſt die Zeit, da man erſtens bekommt, was man gern haben möchte, und da man zweitens überraſcht wird. Zu dieſer einfachen und angenehmen Auffaſſung des Feſtes haben ſich offenbar die Begriffe weiter Kreiſe verdichtet.

Welch ein Tiefſtand unſrer Feſtkultur offenbart ſich, wo das an Gefühls- und feinſten Stimmungswerten ſo überreiche Kinder-, Haus- und Heimatfeſt ſo mißbraucht wird! Jahrhunderte deutſcher Kunſt und deutſchen Lebens haben daran geſchaffen, den Gehalt der lieblichen, ſo ganz undogmatiſchen und unhierarchiſchen, echt volkstümlichen Legende zu vertiefen und zu verfeinern, und dieſe weichliche, tränenſelige, billige, dummſchlaue Rührungsmache ſoll für weite Kreiſe unſres Volkes das Ergebnis ſein? Ganze Kleinſtädte ſamt ihren „feinſten“ Honoratiorenfamilien, aber auch in Großſtädten mancher Geſelligkeitsverein und auf dem Lande manche Dorfgemeinde werden aber tatſächlich mit ſolchen Bettelſuppen geſpeiſt. Wenn nicht daneben doch noch die alte Kinder-, Heim- und Heimatsfreude in ſchlichten und gediegenen alten Gewohnheiten weiterblühte: dieſe Art von vereinsmäßigem Weihnachtsbetrieb könnte die Vorſtellung erwecken, daß in vielen Kreiſen Weihnachten tot ſei. Zumal wenn man noch das „Weihnachtsmärchen“ hinzu-

Digitized by Google

nimmt, wie es in den Theatern üblich ist, mit seinem Flitterkram, seinem Ballettblödsinn, seinem „feenhaften“ Ausstattungströdel, ohne jeden Sinn für die echten Bedürfnisse des Kinderherzens.

Wie ist da zu helfen? Zunächst wäre es wie an so vielen Stellen unsrer heutigen Kultur nötig, die alte Überlieferung zu beleben, soweit sie noch für uns lebendig sein kann, und das kann sie zumeist in viel höherem Grade als man gemeinhin annimmt. Die alten Weihnachtsspiele mit ihrem schlichten und reichen Kindersinn, von den unwesentlichen Zutaten vergangener Zeitmoden befreit, klingen heute noch geradeso rein und frei in einem gesunden Empfinden, vor allem in dem der Jugend wieder wie ehemals. Man hat ja vielfach schon recht glückliche Versuche mit solchen alten Spielen gemacht, in der Weihnachtsflugschrift des Dürerbundes (Nr. 102) sind einige aufgeführt, im Schatzgräber (Nr. 84) erscheint soeben eine solche taktvolle Zusammenstellung alter Verse und Weisen. Aber auch wo man lieber etwas „Neues“ hört, braucht man nicht ratlos zu sein. Sollte auch in unserm heutigen Leben sonst das zarte Fest kümmern: in den Herzen der Kinder blüht es heute vielleicht stärker als eine Weile lang vorher. So bedarf es nur eines feineren Sinnes für Kinderart und Kinderfreude, um Weihnachten in aller Innigkeit sich ausleben zu lassen. Diesen Weg hat, beispielsweis, Scharrelmann in seinem Weihnachtsstück „Die Himmelstür wird offen stehn“ (Schatzgräber Nr. 79) betreten. Das wird denn auch das beste Mittel sein, das Weihnachtsstück überhaupt aus dem Wust übler „Theater“mache zu befreien: von den Herzen der Kinder aus Weihnachten zu suchen, ihren kleinen Träumen und Wünschen nachzugehn und von ihnen sich leiten zu lassen. Hätten alle Eltern genug Sinn für das innere Leben ihrer Kinder: dann wäre aller Schund, der Weihnachten entstellt, unmöglich.

Hermann Ullmann

Warum hört man auf die Prüfungsausschüsse der Lehrer?

Eine der abstoßendsten Erscheinungen im Literatur-Geschäftsbetriebe ist für mich die Anfeindung, die den Bemühungen der Lehrerschaft um Verbreitung guter Jugendschriften entgegentritt. Nicht die Gegenkritik, versteht sich, die ist guten Rechts, wo sie sachlich ist, aber diese fortgesetzten Verdächtigungen, um insbesondere die im höchsten Grade dankenswerte Arbeit der Hamburger Lehrer als „interessiert“ im übeln Sinne hinzustellen. Das geht so weit, daß jetzt der Buchhändler Georg W. Dietrich sogar wagt, von einem der verdienstreichsten dieser Männer und seinen Arbeitsgenossen als von „Herrn Bruncksorst und seinen Helfershelfern“ zu reden. Bei gemeinnütziger Arbeit von „Helfershelfern“ — genau so, wie man von einem Einbrecher und seiner Sippschaft spricht! Vielleicht wird nächstens noch von Lichtwark oder Wolgast „und ihren Spießgesellen“ gesprochen.

Die psychologische Ursache des Zorns liegt freilich klar: der Einfluß der Prüfungsausschüsse gewinnt gegenüber den Geschäftsleuten an Boden Jahr für Jahr. Warum tut er das? Wir denken nicht daran, die Lehrer für die einzigen Sachverständigen in Jugendschriftsachen zu halten. Sehr möglich, daß da und dort ein Buchhändler sogar mehr von der

Digitized by Google

Sache versteht, als die Lehrer am Ort. Aber das Publikum sagt sich: „vom Lehrer wissen wir, daß er geschäftlich uninteressiert ist.“ Das ist der Punkt. Deshalb hält man „ceteris paribus“ (das heißt, wenn man seinen Buchhändler nicht persönlich gut kennt, wenn man also nicht in einem besondern Vertrauensverhältnis zu ihm steht) den Rat der Lehrer für unbefangener. Genau so, wie man ausweislich der Auflagen die Beratung durch den „Jahresbericht“ und den „Weihnachtskatalog“ des Dürerbundes dem durch die Kataloge geschäftlich Interessierter vorzieht. Dabei braucht gar kein Mißtrauen und gar keine Geringschätzung gegen die geschäftlich interessierten Herren mitzuspielen: ich kann jemand für einen sehr ehrenwerten Mann halten und doch bei Sachen, die sein Geschäftsinteresse berühren, für nicht so rein sachlich, wie einen mir vielleicht Fremden, den geschäftlich das alles nichts angeht. Auf allen Lebensgebieten ist es so. Deshalb sollte man sich allmählich daran gewöhnen, die Ratserteilung, wo das nur möglich ist, auf die materiell Uninteressierten übergehen zu sehen. Je mehr der Sortimentsbuchhandel bei seinen Empfehlungen sich auf „Unparteiische“ berufen kann, je mehr Vertrauen wird das Publikum auch zu seiner so wichtigen Vermittelung gewinnen. Daß so viele Buchhändler schon heute so denken, zeigt einfach, daß sie den Kern der Frage verstehn, und ist deshalb nicht zu beklagen, sondern zu begrüßen.

Strindbergs „Kameraden“ und Donnays „Prinzenerziehung“

Berliner Theater

Die Lorbeeren, die sich Reinhardt beim „Totentanz“ gepflückt hat, lassen das Deutsche Schauspielhaus nicht schlafen. Es gibt doch noch ein halbes Dutzend Stücke Strindbergs, in denen Mann und Frau sich zerfleischen — warum sollte man mit einem davon nicht ebensoviel Glück haben wie das Deutsche Theater mit der Festungsturmtragödie zwischen Edgar und Alice? Fragt sich nur, ob sie auch aus den galligen Kleinlichkeiten und Peinlichkeiten persönlicher Verärgerungen zu der Höhe des Stils und der Sinnbildlichkeit hinaufsteigen, die in jener Tragödie des Menschen-, nicht mehr des Weiber- oder des Geschlechterhasses so erschüttert. Direktor Lantz griff zu Strindbergs „Kameraden“ und glaubte wahrscheinlich, in dieser Künstlerehekomödie das Thema vollends in seiner dramatischen Reinkultur vor sich zu haben. Aber er täuscht sich. Was da an Hexensuppen und Gifttränklein für „das andre Geschlecht“ zusammengebraut wird, kommt aus der Küche einer misogynen Borniertheit, die ihren Herd noch mit ganz persönlicher Wut und Ranküne heizt, und das bißchen Humor, das dann und wann aufzuckt, büßt auf dem Umwege durch den Kopf all seine Freiheit ein. Strindberg will beweisen, daß eine ehrliche, treue Kameradschaft zwischen Mann und Weib ein Unding ist, daß, sobald der Mann schwach oder gutmütig genug wird, seiner Frau eine Gleichberechtigung einzuräumen, er sofort von ihr übervorteilt, gedemütigt, erniedrigt und entehrt werden muß. Kaum hat Axel Alberg, der Maler, seiner Frau so weit geholfen, daß sie selbst Pinsel und Palette führen kann, da fängt sie auch schon an, die Stachel ihrer Kunstfertigkeit gegen ihn selbst zu kehren. Nicht genug, daß sie ihr Männchen modisch frisiert und

Digitized by Google

mit dem russischen Orden aufgeputzt bei der einflußreichen Frau Akademiedirektor um die Annahme ihres Bildes antichambrieren läßt — nein, als das Wunder sich dann wirklich begibt, daß ihr Bild aufgenommen, seines zurückgewiesen wird, da stimmt sie ein wahres Freudengeheul des Triumphes an und trägt die Niederlage ihres Mannes überall herum, um sie zum Schemel ihres eignen Ruhmes zu machen. Weiter: Frau Berta lügt und betrügt, verputzt und verpraßt das Gut ihres Mannes, sie intrigiert, verleumdet und besudelt die Ehre ihres Hauses, wo sie kann — genug, hunderte aller nur erdenklichen Schändlichkeiten und Gemeinheiten werden zusammengetragen, um nicht sie, diese eine Frau Berta, nein, das Weib überhaupt, das Weib im allgemeinen, auf dem Scheiterhaufen ihrer eignen Greueltaten coram publico zu verbrennen. Der letzte Trumpf, den Strindberg ausspielt, ist der niederträchtigste, aber auch der billigste. In dem Augenblick, da der Mann sich aufrafft und seiner Tyrannin die Zähne und die Peitsche zeigt, schmilzt sie in sich zusammen wie ein Schneeklumpen an der Märzsonne; aus der „Herrin" wird ein Weibchen, ein girrendes Brunsttierchen, das nach „Liebe" lechzt und auf den Knien um Erhörung fleht. Aber der Mann bleibt stark und unerbittlich; er weist ihr die Tür und setzt sie auf die Straße. „Als wir die Welt eroberten, saßt ihr hinter dem Herde und wärmtet euch; als wir die Schlachten des Geistes schlugen, lagt ihr hinter den Büschen und lauertet auf den Preis des Sieges — wir Dummköpfe alle miteinander, daß wir euch teilhaben ließen an unsern Eroberungen und Erfolgen!" Hinab mit euch, zurück wieder in den Froschpfuhl, aus dem ihr heraufgekrochen seid! Es gibt keine Freundschaft, geschweige denn eine hilfreiche Kameradschaft zwischen Menschensamen und Schlangensamen. Du wirst ihr den Kopf zertreten, und sie wird dich in die Ferse stechen ... Diese Thesen werden mit einem beschämend geringfügigen Aufwand künstlerischer Mittel verfochten. Im Handumdrehen wird aus dem Lamm ein Tiger und aus der Megäre ein winselndes Hündchen. Zu psychologisch-individueller Begründung dieses doppelten Umschlags auch nicht der bescheidenste Ansatz. „Ihr könnt das Nähere darüber ja in den Lehr- und Handbüchern der Sexualität nachlesen!" scheint diese „Komödie" sich zu denken. Nun gibt es Leute, die auch in diesem Stück noch Strindbergs „zielsichere sparsame dramatische Technik" bewundern. Gewiß, da ist kein Satz, kaum ein Wort, das nicht zu dem speziellen Thema gehörte. Jeder Hieb trifft in dieselbe Kerbe, jeder Bolzen sitzt in demselben Kern. Aber wie armselig ist dieser Fanatismus der These! Wie dürr ist dieses Gedankengebein, dem alles Fleisch und Blut fehlt, das weder lächeln noch weinen, weder träumen noch schwärmen kann! Ein Anflug von Größe verrät sich nur in einer einzigen Szene der mit der Haupthandlung lose und leichtfertig verbundenen Nebenhandlung, die wie mit der Hungerharke alles zusammenkratzen muß, was etwa an weiberfeindlichen Schmähungen bei der ersten Mahd noch nicht gefaßt worden ist. Da führt Strindberg einen gealterten, seit achtzehn Jahren von seiner Frau getrennten Mann mit seiner verlotterten, auch jetzt gerade wieder betrunkenen „besseren Hälfte" zusammen, und dies fast stumme

Digitized by Google

grausame Beieinander der Geschlechter, die sich in ureingeborener Feindschaft gegenseitig zerfetzt und zerfleischt haben, jagt uns vor der Bestie im Menschen einen Augenblicksschauer über die Seele, der etwas von tragischer Gewalt in sich hat. Alles andere ist kleinliches Gekläff, das nur biographisch-pathologischen Wert für die Erkenntnis des Monomanentypus August Strindberg hat.

Maurice Donnay, der Dramatiker der „Amants“ (Liebesleute) und der „Douloureuse“ (Schlußrechnung), ist nun glücklich residenztheaterreif geworden. Man braucht nicht erst zu sagen, daß das einen Knacks in der Entwicklung dieses espritvollen, weichgraziösen Skeptikers bedeutet, hinter dessen erotischen Keckheiten sich für den schärferen Blick so viele lyrisch verklärte Menschlichkeiten verrieten. Seine „Prinzenerziehung“, die von der Berliner Zensur allerdings unbarmherzig gerupft sein soll, will scheinbar eine Satire auf zügellose Frivolitätssucht der Jugend und überalterte Koketterie sein, bringt es aber nur zu einer Posse, die sich aus einem Rest von literarischem Schamgefühl die Unverfrorenheit der dazu allein tauglichen grobschlächtigen Mittel versagt. Der alte feine Komödienkönig Donnay ist tot, der neue derbe Schwankkönig Donnay soll erst noch den Mut zum Leben finden. Friedrich Düsel

Ganghofers „Der Wille zum Leben“

Münchner Theater

Mancher, der im Münchner Schauspielhause die Uraufführung von Ganghofers neuem dreiaktigen Schauspiel „Der Wille zum Leben“ sah, mochte den Eindruck haben, als durchblättere er flüchtig einen umfangreichen Familienroman, überschlage dabei vieles für die Entwicklung nicht Belanglose und verweile nur da und dort bei lebhafteren, in Dialogform gegebenen Momenten: erst nur bei den erregtesten Auseinandersetzungen der Helden, zuletzt aber auch bei einer ulkigen Episode, die mit der Hauptangelegenheit eigentlich nichts zu schaffen hat. Da die ersteren Momente des Familienromans allerlei Peinliches zumuten und ebensoviel Unwahrscheinliches, dessen hinreichende Beglaubigung man auch vom Studium der überschlagenen Zwischenkapitel schwerlich erhoffen könnte, verzichtet man lieber-auf nähere Beschäftigung mit dem Hauptthema und verweilt mit aufatmender Dankbarkeit bei der Ulkepisode, in deren urgemütlichem Behagen alles Unangenehme und Fragwürdige der Geschichte spurlos untertaucht. Wahrhaftig: am allerliebsten möchte man diesem gutlaunigen Ulk, der einem braven Landpfarrer schweren Rebensaft als geheimnisvolle Medizin vorspiegeln läßt, um ihn zu einer unvorschriftsmäßigen Trauung zu verleiten, als separater Schwankszene auf einer Volksbühne begegnen. Aber leider handelt sich's eben erst und im ganzen um sehr andere Dinge. Zwar nicht, um das gleich zu betonen, um tiefphilosophische Schopenhauer-Problematik, wie der Titel befürchten läßt, aber doch um den Kampf animalischer Lebenslust wider grübelnde Melancholie. Gräfin Erbachs Gatte ist im Wahnsinn gestorben, und da auch der Sohn beider in geistige Umnachtung verfällt, wähnt sich die leichterregbare Tochter Lotte gleichfalls erblich belastet. In ihrer exaltierten Verzweiflung an allem Lebensglück weist sie die Werbung des jungen Barons Söllwang, dem ihr Herz

Digitized by Google

gehört, hartnäckig zurück. Umsonst bemühen sich der Baron, der Hausarzt und eine resolute Verwandte, ihr die fixe Vererbungsidee auszureden; endlich benützt die Gräfin selbst einen Klatsch, der anläßlich des Ablebens eines Marchese dessen frühere Liebesbeziehungen zu ihr glossiert, und eröffnet Lotte, sie sei gar nicht die Tochter des wahnsinnigen Grafen, sondern des normalen Marchese. Jetzt befolgt die teils seelisch Entlastete, teils moralisch Entwurzelte den früheren Rat der resoluten Verwandten, sich dem Geliebten hinzugeben, ohne ihn fürs Leben an sich zu binden, und läßt sich von dem energisch Zugreifenden auf sein Landgut entführen. Der Baron ist aber ein braver Junge; schon nach der ersten Nacht läßt er sich von dem Dorfpfarrer, der in vorerwähnter Weise gewonnen wird, mit der fröhlich Genesenen trauen. Und da immerhin noch der Gedanke an den vermeintlichen Fehltritt der Mutter sie bedrückt, wagt er nun als Optimist auch die Enthüllung der Wahrheit, und zwar ohne jede üble Wirkung auf die geistige Gesundheit der gründlich Kurierten, so daß über dem Hochzeitsmahl, zu dem auch die Gräfin und die Resolute berufen werden, getrost der Vorhang sollen kann.

Die schlimmsten Schwächen des Stücks sind neben dem Mangel an dramatischer Konzentration, an äußerer und innerer Glaubwürdigkeit das extrem Gefühlswidrige jener „Notlüge" der Mutter und andere Entgleisungen des feineren Gefühls, wo der Autor von unbedingt peinlich Berührendem sich eine sympathische Wirkung versprach. Seine zahlreiche Münchner Gemeinde sicherte der Aufführung einen lauten Erfolg; ließe sich aber auch glauben, daß dieses günstige Ergebnis schon für die Zukunft des Stückes maßgebend wäre: die Unparteiischen konnten auch diesmal nur in der Meinung bestärkt werden, daß Ganghofer sich selbst keinen Gefallen erweist, wenn er mondäne Problemstücke schreibt.

Hanns von Gumppenberg

Eugen d'Alberts „Liebesketten"

Von je ist Eugen d'Albert eine große Hoffnung der deutschen Oper gewesen. Kein anderer Komponist hat ihre Probleme so herzhaft von so verschiedenen Seiten angepackt. Er hat den heiteren Opern-Einakter geschaffen und die komische Oper gepflegt. Er hat es mit dem Musikdrama versucht und mit dem deutschen Verismo seines „Tiefland" den allerstärksten seiner Erfolge erzielt. Kein Wunder, daß er nach allerlei zweifelhaften Experimenten in anderer Richtung mit seinem neuesten Werke auf den Boden zurückkehrt, der ihm in jedem Sinne ein ergiebiger gewesen ist. Wieder also Verismo, wieder verfaßt Rudolf Lothar nach einem Drama des Spaniers Guimera den Text und wieder heftet sich der Erfolg an seine Partitur. Wenigstens in Wien, wo diesmal die Uraufführung (an der Volksoper) stattfand.

Lothars Buch hat an diesem Siege diesmal gewiß den geringsten Anteil. Schon der Stoff ist nicht sehr interessant. Wie in „Tiefland" die Frau zwischen zwei Männern, so steht hier ein Mann zwischen zwei Frauen, nämlich der Don Juan eines bretonischen Fischerdorfes, der Lotse Martin. Sein gegenwärtiges Liebchen Marion, die Frau des Gastwirts, rät ihm, um seinen Aufenthalt im Hause des argwöhnischen Gatten minder auffallend

Digitized by Google

zu machen, sich zum Schein in ihre Magd Sadika, die vor Jahren als Kind bei einem Schiffbruch ans Land geworfen worden, zu verlieben. Aber aus dem Schein wird fatale Wirklichkeit. Die beiden Frauen geraten hart aneinander. Und als der eifersüchtige Wirt zuletzt die Waffe gegen den vermeintlichen Störer seines Ehefriedens erhebt, fängt Sadika opfermutig den tödlichen Streich mit dem eigenen Haupt auf . . . Diese Geschichte wird ziemlich zeitraubend entwickelt und es fehlt überall die Hand des Dichters bei der Modellierung der Gestalten. Auch die Diktion verrät diesmal bloß die bekannte Routine. Es ist also sehr begreiflich, daß auch der Komponist nicht allzusehr von Handlung und Versen inspiriert wurde. Es fehlen diesmal die großen, unvergeßlichen, sich dem Ohre einprägenden Einfälle. Im übrigen ist das Werk in einem veredelten Tieflandstil geschrieben. Keine Plapperrezitative auf einem Ton mehr, sondern alles in charaktervollen fließenden Gesang aufgelöst. Mit Meisterhand hat d'Albert namentlich das Verhältnis der Instrumente zu den Stimmen gestaltet. Das farbenreiche Orchestergewebe deckt nie den Gesang. Bretonische Originalweisen sind mit Geschick verwertet und wenn die drei Männer das Übereinkommen über Sadikas Heirat treffen, erklingt im feierlichen Blech das berühmte „Angelus" der Niederbretagne. Auch sonst ist die eigentümliche schwermütige Stimmung der keltischen Meeresküste sehr gut wiedergegeben und über die Musik gebreitet. Wer das verfolgt, wie sich dieses Orchester den dramatischen Vorgängen anschmiegt, wird sich wieder überzeugen, daß d'Albert heute als unser erster deutscher Theaterkomponist gelten muß. Die Gabe, mit verhältnismäßig sparsamen Mitteln starke Eindrücke zu erzielen, eignet ihm. Wenn gegen Ende des zweiten Aktes die Gegner hart aneinander geraten, so lebt in der Musik die ganze innere Erregung des Zuschauers. Und wenn die Liebeskettenmusik derjenigen von „Tiefland" an unmittelbarer Wirkung einigermaßen nachsteht, so liegt des Übels Wurzel zuletzt doch im Buche, das leider nicht genug Mannigfaltigkeit und psychologische Neuheit darbietet, um eine Musik von hoher Eigenart und kräftiger Gegensätzlichkeit zu erzeugen. Die Gedanken sind mitunter etwas leicht gewogen, mehr gefällig fürs Ohr als intuitiv, die „schönen Stellen" heben sich aus dem Ganzen nicht recht heraus. Aber immerhin zeigten die „Liebesketten" den eigenen Weg, den die deutsche Wirklichkeitsoper beschreiten mag, um sich als „Publikumsoper" zu behaupten. d'Albert wünschen wir herzlich wieder einen Stoff von eigenem Gepräge, wo sich seine bedeutenden musikalischen und dramatischen Anlagen wieder wie in einem Brennpunkt zur vollen Wirkung sammeln und die Phantasie der Hörer entzünden können.

Richard Batka

„Ariadne" in Dresden

Dresda locuta est: Es war ein steigender Erfolg. Die ersten musikalischen Sätze im „Bürger als Edelmann", für den die besten Kräfte des Schauspiels eintraten, waren zwar matt und gaben den Witz der Partitur nicht wieder. Der Dirigent, Herr v. Schuch, schien sich erst einleben zu müssen. Aber seine anfangs etwas schwere Hand ward leichter und leichter mit dem Fortschreiten der Posse, um dann, als das Ballett und gar die Oper selbst eintraten, den Status quo

Digitized by Google

der glänzenden Dresdner Premieren herzustellen.

Man hatte eifrig und ergiebig gestrichen, eingedenk der kostbaren Mahnung eines der intelligentesten Mitglieder des Operntextes, der in Selbstironisierung eine klassische Objektivität zeigt: Es sind gerade die Striche, durch welche eine Oper sich empfiehlt, und die vorzüglichsten Theater rechnen es sich zum Verdienst an, durch Striche mindestens ebensoviel zum bleibenden Erfolg eines musikalischen Werkes beigetragen zu haben, als der Komponist durch das, was er an Arbeit hineingetan hat.

Dies Rezept ist besonders gut für die „Ariadne", die durch noch mehr Striche vielleicht dem Theater erhalten werden kann, trotz ihrer Vielspältigkeit, die solche Länge (wie sie der jetzige Bestand aufweist) nicht vertragen kann. Die Vielspältigkeit, die eine starke Mischung der Stile mit sich brachte, ward erzeugt durch ein im Theater noch nicht dagewesenes Experiment: Posse, Ballett, Stegreifkomödie und Oper nebeneinander! Strauß war der geeignete Mann, diesen Wirrwar musikalisch zu bändigen. Aber schon die Anlage des Stückes steht einer durchschlagenden Wirkung entgegen. Es geht sehr amüsant darin her, aber es geht fast gar nichts darin vor, abgesehen von dem Schlusse der Oper. Es ist eine Unze Musikdrama, doppelt und dreifach eingewickelt in einen literarischen und musikalischen Ulk. Vielleicht haben die Autoren auf diese Art die Vielspältigkeit des Lebens geben wollen. Ja, wenn die Oper das Leben sein könnte! Also noch mehr weg von der Emballage! Genau, wie es der Tanzmeister vorschreibt. Die zahlreichen Schönheiten der Partitur werden dadurch kaum betroffen.

Vortreffliche Künstler der Kapelle, der Oper und des Schauspieles bewirkten, daß sich der Komponist am Schlusse wohl ein dutzendmal zeigen konnte.

Um nochmals ganz ernstlich auf das Streichen zurückzukommen: die reine Ariadne-Oper, losgelöst nicht nur vom „Bürger als Edelmann" sondern auch von der Zerbinetta-Burleske, scheint mir das Schönste, Edelste und Innerlichste, was Strauß bisher geschrieben hat, und nur noch mit einigen Liedern und den letzten Szenen des ersten Aktes im „Rosenkavalier" zu vergleichen. Streicht man alles Übrige, so haben sämtliche deutschen Bühnen, auch die kleinsten, die über 36 Musiker und fünf Solisten verfügen, ein entzückendes Opernwerk von dreiviertel Stunden Dauer, das den musikalischen Feinschmeckern die intimsten Genüsse bietet. Das wäre Strauß in der edelsten Simplizität. Ob er selbst das sein will, vor allem den Bühnen gegenüber, kann natürlich nur von ihm abhängen.

Friedrich Brandes

Käthe Kollwitz-Mappe des Kunstwarts

Leider erst dicht vor dem Fest wird die Käthe Kollwitz-Mappe des Kunstwarts erscheinen. Daß sie nicht schon fertig vorliegt ist nicht unsre Schuld, sondern die einer Ausstellungsleitung, die ein Original, auf das wir warteten, statt nach München ins Ausland gehen ließ. So bleibt uns nichts übrig, als die Freunde dieser tiefernsten Gestalterin zu bitten, sich vor dem Fest, im Notfall durch Anfragen beim Callweyschen Verlage in München, nach der neuen Mappe umzutun. Ihr wesentlicher Inhalt sind zehn auf Karton aufgezogene Gravüren nach den

Digitized by Google

Die faule Suſe

Unſre Suſe mit der Tüte,
Iſt ſie nicht die reine Güte?
„Liebes Paulchen, bitte ſehr,
Nimm Dir doch noch einen mehr!

Nur die Schularbeiten hier,
Nicht, die machſt Du mir dafür?“

ELISABETH MÜLLER
AUS DEN „SCHWARZEN KINDERN“

Digitized by Google

Weil die nun im Buche ſtehn,
Kann ſie kühn zur Schule gehn.

Süße Suſe, ſieh ſie:
Sag mal, kennſt Du dieſe?

ELISABETH MÜLLER
AUS DEN „SCHWARZEN KINDERN„

Digitized by Google

besten großen Blättern der Meisterin, neun in Meisterbilder-, eines in doppeltem Meisterbilderformat. Der Preis ist auf das Mindestmögliche, 5 Mark, festgesetzt, weil für die Kollwitzsche Kunst auch sehr wenig bemittelte Käufer in Frage kommen, denen ihre Werke bisher als Eigentum unerreichbar blieben.

Elisabeth Müller

In unserm vorigen Hefte zeigten wir den Lesern mit Fröhlichs „ABC" eine „Ausgrabung" aus Schattenrißschätzen an, heute können wir ihnen wieder eine lebende Schattenrißschneiderin vorstellen, und zwar eine, die mit ihren Arbeiten den Vergleich mit der besten Kunst aller Zeiten aushält. Elisabeth Müller erinnert bei oberflächlichem Betrachten vielleicht an Paul Konewka. Bei näherem Zusehn bemerken wir aus der Führung der Umrißlinien zunächst einen großen Unterschied: während Konewka alle seine späteren Silhouetten zeichnete, schneidet Elisabeth Müller die ihrigen, alle unsere Bildchen sind (bis auf das nackte Kind am Stuhl) genau originalgroße Faksimile-Wiedergaben nach Ausschnitten aus schwarzem Papier. Wer darauf so lange achtet, bis er den Unterschied fühlt, als taste er selbst nicht mit dem Stift, sondern mit der Schere den Linien nach, der wird einen ganz besondern technischen Reiz auch noch in diesen Abbildern der Silhouetten, in diesen Schatten der Schattenbilder finden. Sofort wird seiner gewahr, wer etwa Haare und Pflanzen hier und dort vergleicht. Aber auch sonst noch sind Unterschiede da. Gemeinsam scheint beiden die Grazie, aber die der Künstlerin ist realistischer, individueller und kindlicher. Sie kommt nie in ein gewisses allgemeines Schönsehen, wie es Konewka dann und wann gefährlich werden konnte, ihre Kinder sind bis ins Nebensächliche (auch der Kleidung) durchstudierte kleine Einzelpersönchen, und so ist ihre Anmut von Fall zu Fall aus der Wirklichkeit entwickelt. Kleine Gestalten, gleich unsrer hier zur Probe, wenn auch nur in bescheidenem Textdrucke abgebildeten Suse, wie sie sich die Schularbeiten machen läßt und wie sie zur Schule geht, bedeuten für mich schlechterdings Höhepunkte der Schattenrißkunst. Es wird ferner, wer lange bei Elisabeth Müller verweilt, in ihrem Verhältnis zum Kinde auch im besten Sinn frauenhafte Züge feiner Intimität bemerken, die ihre kleine Gesellschaft recht deutlich von den Mädeln und Buben um den Augenkünstler Konewka unterscheiden.

Sehr selten wird das erste Buch einer „neuen" Künstlerin so reif sein, wie die nun vom Kunstwart bei Callwey herausgegebenen „Schwarzen Kinder" (2 M.). Soll ich ihm noch Glück auf den Weg wünschen? Ich bin ja fest davon überzeugt, daß Elisabeth Müllers Kunst in wenigen Monaten schon Tausende entzücken wird! A

„Anatomie der Tiere für Künstler"

Im ganzen vorigen Jahrhundert mußte sich der Künstler, der Tiere darstellen wollte, betreffs anatomischer Werke mit ziemlich schematischen Abbildungen behelfen. Es kamen für ihn im wesentlichen in Betracht: Brunot (1830), Voigtländer (1876), Macholb (1878). Das längst vergriffene Brunotsche Werk war das beste von den dreien. Aber sie alle beschränkten sich auf die Anatomie des Pferdes. Erst in den letzten Jahren des Jahrhunderts wurde das Stoffgebiet durch zwei neue Vorlagenwerke erweitert.

Digitized by Google

Zunächst 1896 durch Thompsons „Art Anatomy of Animals“. Es brachte einen großen Fortschritt durch die vergleichende Betrachtung verschiedener Tiere, weiter aber auch dadurch, daß es Ober- und Unteransichten, Querschnitte und Fellverlauf zeigte, und daß es sich bemühte, das Prinzipielle herauszuholen. Die Zeichnungen sind jedoch vielfach noch von einem flachen Schematismus beherrscht. Sie stehen bei weitem nicht auf der Höhe seines köstlichen, mit eigenen Illustrationen versehenen Buches „Bingo und andere Tiergeschichten“.

Höhern Anforderungen an formaler Durchbildung und Exaktheit entsprechen schon Maximilian Schäfers „Tierformen“ von 1899. Sie sind besonders anregend durch das vergleichende Nebeneinander von menschlichen und tierischen Formen. Aber sie fassen die Aufgabe mehr summarisch an, können daher nur der angewandten Kunst einigermaßen genügen.

Ein wirklich erschöpfendes Werk, das den Künstler nicht im Stiche läßt, besitzen wir erst durch das „Handbuch der Anatomie der Tiere für Künstler“ der drei Professoren Ellenberger, Baum und Maler Hermann Dittrich. Es umfaßt bis jetzt Pferd, Rind, Löwe, Hund, Hirsch, Reh und Ziege und erschien in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung, Theodor Weicher, Leipzig.

Man findet in diesen Tafeln nicht mehr die üblichen Fehler, die sich auf irgendeine Autorität hin von Buch zu Buch vererben. Überall beruhen Abbildungen und Text auf gründlicher Beobachtung. Es steckt eine gewaltige Summe von Studien und Nachprüfungen, auch von solchen, die nur mit Hilfe der Photographie und der Röntgendurchleuchtung möglich sind, in diesen Bildern, die bis in die kleinste Einzelheit richtig und in flüssiger Harmonie gegeben sind. Wer weiß, welche Schwierigkeiten der ungestörten Beobachtung und einer absichtsvollen Stellung schon beim menschlichen Modell entgegenstehen, wird das, was hier in der Tierdarstellung geleistet ist, noch höher schätzen.

Gerade in Rücksicht auf diese Schwierigkeiten und die wissenschaftliche Exaktheit ist die Lebendigkeit der Zeichnungen glänzend zu nennen. Wir spüren beim Anblick nichts von der mühsamen Entstehungsweise, alles steht in selbstverständlicher Klarheit und plastischer Vollendung da. Es ist in der Tat ein eigenartiger Kunstgenuß, den man hier beispielsweise bei der mit dem Auge nachtastenden Betrachtung eines Skeletts hat. Die kraftvolle Grazie der Knochenformen, der Rhythmus der Verhältnisse von lang zu kurz, dick und dünn, die von Aufgabe und Lösung sprechende Konstruktion mit ihren Hebeln, Kraftansätzen und -Auslösungen, das alles ist uns in jener vorzüglichen Stofflichkeit vermittelt, die überhaupt eine starke Seite an Dittrichs graphischem Können ist.

Nicht weniger wichtig als die Richtigkeit des einzelnen im Nebeneinander ist das richtige Zusammenfassen der Form als Ganzes. Dittrich läßt uns das Tier zunächst immer erst als ein Ganzes erfassen, oder bei einzelnen Gliedern das Glied als Ganzes. Nie haben wir den Eindruck eines bloßen Konglomerats von Knochen, Sehnen, Bändern u. dergl. Das Auge, das sich verstehend in das Bild versenkt, wird erst allmählich wie von selbst in die feineren anatomischen Grundlagen hineingezogen. Diese Geschlossenheit bei feinster

Digitized by Google

Durchbildung lebt in dem ganzen Werke; man meint schier, diese Bilder mit ihren vielseitigen Ansichten und Querschnitten müßten ohne weiteres ein Nachmodellieren ermöglichen. An Stelle mehr oder weniger abstrahierter anatomischer Formen ist hier zum ersten Male anatomisch durchleuchtete Natur gegeben.

Somit glaube ich sagen zu dürfen: dieses Werk ist das klassische Werk der künstlerischen Tier-Anatomie schlechthin. Wer in Zukunft Wertvolles bringen will, muß auf dem weiterbauen, was hier geleistet wurde. Fritz Philipp Schmidt

Und immer wieder: „Städtebau"!

Solcher Worte, die in den Köpfen einzelner entstanden, bald auf allen Straßen und in aller Ohren waren, hat es schon viele gegeben. „Freiheit und Gleichheit", „Gewissensfreiheit", „Gedankenfreiheit", „Preßfreiheit", das waren die großen Worte Schillers und der Revolution. „Verfassung", „Selbstregierung", das waren die Worte, die dann unsre Staaten erzittern machten und unsern ersten Kaiser als jungen Prinzen über die Grenzen trieben. Später wurden die drei Namen laut, die seitdem im fernsten Winkel der Erde bekannt, in allen Sprachen genannt wurden: „Preußen", „Bismarck", „Deutschland". Aber wie die Erde auch bei den größten Krisen in ihrer Drehung nicht inne hält, so haben auch diese Worte anderen Platz gemacht. Das Deutsche Reich ist kein Schlagwort mehr, sondern eine lebendige wachsende Macht. Es kamen neue Aufgaben. „Arbeiterfürsorge", „soziale Frage", „soziale Gesetzgebung", aber auch sie haben als Namen, als Wörter ihre Schuldigkeit getan, der vierte Stand kämpft mit eigenen Waffen für eigene Rechte. Wir haben eine mächtige Industrie, einen herrschenden und erobernden Welthandel, eine gerüstete Kriegsmacht — nun gilt es, sich im eignen Lande praktisch, wohnlich, gesund und schön einzurichten, Licht, Luft und Freude zu schaffen für die wachsenden Millionen der Bevölkerung. Ruhe den Greisen, Erfrischung den Männern und Frauen und vor allem dem wertvollsten, was wir besitzen, unsrer Jugend: freien Raum und Zeit zum Gedeihen. Wir leben ja nicht für Krieg und Geld, sondern um eines gesunden freudigen Daseins und um der Zukunft, um des Werdenden willen. So sind neue Worte aufgetaucht in unserm neuen Jahrhundert. Sie heißen: „Volkswirtschaft", „Bodenfrage", „Verkehrsfrage", „Waldfrage", „Wohnungsfrage".

Sie alle aber treffen sich in dem einen Wort, das alle Angelegenheiten aller menschlichen Massensiedelungen umschließt: Städtebau. Es bezeichnet keine Privatbeschäftigung für Architekten und Ingenieure, sondern eine Haupt- und Lebensfrage unsres gesamten Volkes. „Sage mir, wie du wohnst, und ich will dir sagen, was du bist." Heute heißt es: „Sage mir wer du sein möchtest — und ich werde keine Wohnung finden, die für dich paßt."

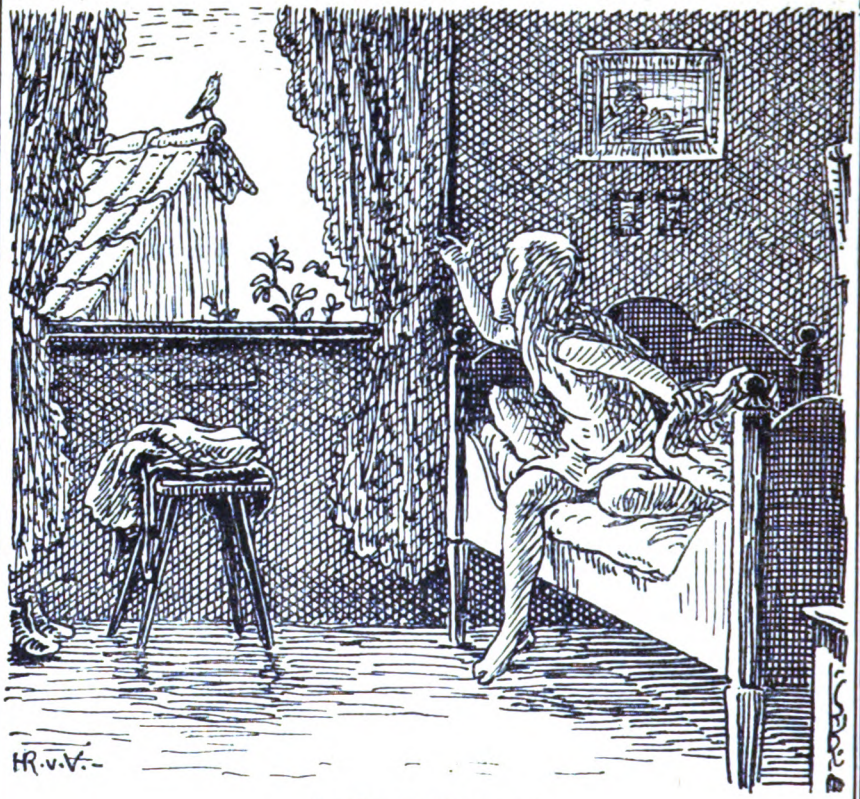
Daß es damit besser werde, dafür sorge, immer wieder aufstachelnd der Ruf: „Städtebau!"

Gustav Langen

Vom guten Geschmack in der Weihnachtszeit

Weihnachten ist das Fest, das auch an den Geschmack die meisten Anforderungen stellt. Und da es für die Ausbildung des kindlichen Geschmackes eine besondere Rolle spielt, sollten wir es

Digitized by Google



Hans von Volkmann

mit diesen Anforderungen nicht leicht nehmen. Die Grundvoraussetzung, ohne die eine Geschmacksverirrung unvermeidlich ist, besteht darin, daß wir die feierliche Stimmung zu erwecken und rein zu erhalten verstehn. Als Vorbereitung hierzu ist das Nikolausfest wohl geeignet. Bei ihm pflegen oft genug die Geschmacklosigkeiten einzusetzen. Wer sich nicht völlig in die Rolle des Ruprecht hineinfinden kann, der begnüge sich damit, den erwartungsfrohen Kindern Äpfel und Nüsse zu schenken, nicht zu vergessen die Nikolausrute, die von den Kindern am besten selbst hergestellt wird. Ein Lebkuchenherz wird auch dankbare Mäuler finden. Es ist zu bedauern, daß heutzutage die alten guten Sprüche meist durch weniger hübsche Bilder ersetzt sind, wie man denn auch, nebenbei bemerkt, sich den Geschmack nirgends besser verderben kann, als an den modernen Konditorkünsten, eine Tatsache, die gerade um Weihnachten beachtet werden muß. Ist der Ruprecht abgezogen, so versetzt das Backen der Weihnachtsbrötle das Kinderherz in frohe Erwartung des Kommenden. Es ist vielleicht nicht gleichgültig, welche Formen wir den Brötchen erteilen. Gute Model machen doppelte Freude, schlechte halbe. Auch der Christbaumschmuck sollte nach Möglichkeit selbst verfertigt sein, damit sich mit seinem Anblick Erinnerungen an die Zeit

Digitized by Google

vorher verbinden. Dadurch wird die Freude tiefer und reicher, die Freude an fertig gekauften Flittern ist oberflächlich und schneller vorbei. Wenn man so viel wie möglich selber macht, kann man auch nur so wenig wie möglich verderben, denn das in ehrlicher Freude Geschaffene muß immer ehrlich und stimmungsvoll wirken, auch wenn es im Ausdruck unzulänglich ist. Der Christbaum darf uns nicht fremd sein, er muß unser Werk, der Ausdruck unserer Freude und Andacht sein, andernfalls ist er sinnlos. Es scheint mir falsch, die Kinder durch heimlichen Ankauf des üblichen „Dekors" überraschen zu wollen und sie vom Schmückenhelfen auszuschließen. Im Gegenteil, wir sollten die Aufstellung und Ausschmückung des Bäumchens soviel nur angeht, den Kindern überlassen. Weiter bedenke man außer dem, was man an den Baum hänge, auch, was man darunter stelle. Die schöne Sitte, sich Krippen anzufertigen, scheint fast ausgestorben zu sein. Wenigstens hat man Schwierigkeiten, den Kindern schöne Modellierbogen zu verschaffen.

Das Schenken erfordert ein besonderes Feingefühl. Man sollte nicht schenken, nur damit man nicht „mit leeren Händen" unterm Baume steht, also etwa aus falschem Pflichtgefühl heraus planlos eine Handarbeit verfertigen, mit der der beglückte Empfänger nichts anzufangen weiß. Dieses Tun ist bei unsern Töchtern sehr beliebt. Ein Teilchen innerer Armut ist es, dem lieben Bekannten in letzter Minute einen wertlosen Tand zu kaufen, der nur unsere Hausgreuelsammlung vergrößert. Dies ist ein besonderes Laster unserer jungen Herren. Das Abscheulichste aber scheint mir, Dinge zu verschenken, die man „los sein" will, weil sie einem nicht gefallen oder nicht passen. Wer nicht Freude am Schenken hat, der laß es hübsch. Darum quält die Kinder nicht, der Mutter, dem Vater, dem Onkel, der Tante, dem andern Onkel, der andern Tante usw. Geschenke zu machen, und ihr quält sie immer, wenn sie's nicht gern tun. Ihr verleitet sie so zur Unaufrichtigkeit. Jedes Geschenk heißt freie Gabe, und eine Gabe zum höchsten Feste der Christenheit hätte Wert, wenn sie erzwungen wäre? „Herzlose Liebesbeweise", worauf deutet das Wort!

Esther Müller

Puppenkleid, Laubsägearbeit, Schnitzen

Nie werden Puppenschneiderei und Laubsägerei mit größerem Eifer betrieben als in der Weihnachtszeit. Die Mütter, die es ja nun mit tausend Dingen so eilig haben, sind froh, wenn die kleinen Zappelmännlein und -weiblein mit glühenden Backen und verhältnismäßig „artig" um den Tisch sitzen und sich jene Arbeiten mit geziemendem Ernste angelegen sein lassen. Aber die Mutter sollte sich, trotz den tausend Dingen sonst, doch auch um diese kindliche Tätigkeit kümmern. Denn in den stillen Kinderarbeitsstunden fliegt der Hausgreuel-Bazillus um, setzt sich auf das zarte Pflänzlein Geschmack und verderbt es von Grund aus. Vor allem sollte die Mutter ein Auge auf die „Vorlagen" werfen, die um wenige Pfennige vom Buchbinder geholt werden. Durch schlechte Vorbilder kann viel verdorben, aber durch gute Muster und sachgemäße Anleitung auch manches erreicht werden. Ferner zeigt sich bei solchen kleinen Arbeiten dem aufmer-

Digitized by Google

Hans von Volkmann

kenden Erzieher, inwieweit sich das Kind schon eine bestimmte Geschmacksrichtung zu eigen gemacht hat und wie es diese betätigt. Das Mädchen möchten wir sehen, das nicht schon mit vier Jahren den lebhaften Wunsch hätte, seine Puppen selbst zu kleiden und zu schmücken. Da wird man denn auch sofort einen grundsätzlichen Unterschied zweier Geschmacksrichtungen kennen lernen. Im Kinde werden beide als Neigungen miteinander kämpfen: Das Bestreben, die Puppe wirklich zweckmäßig zu kleiden, und die Sucht, sie auszuputzen. Ausschlaggebend wird die Art sein, wie das Kind selbst von einer Mutter herangezogen wurde, aber selbst im günstigsten Falle wird man es noch nicht mit einer entschiedenen Richtung zu tun haben. Eine kleine Freundin, die mit ihrer modisch ausstaffierten Puppe protzt, ein Kindermädchen, das unserer Tochter weismacht, eine Puppe sei erst recht schön, wenn sie die Haare künstlich aufgesteckt und mit Bändern verziert habe — alle solche Einflüsse gefährden im Spiele die besten Erfolge unserer Erziehung. Deswegen empfiehlt es sich, diese Spiele zu überwachen, ja sie selbst zu leiten. Wir lehren etwa die kleine Puppenmutter, sich die Puppenkleider selbst zuzuschneiden und zu nähen. Dabei können wir ihr die Idee der Zweckmäßigkeit und ihren innern Zusammenhang mit echter Schönheit ganz spielend tiefer einpflanzen, als durch Unterricht in späteren Jahren. Am besten lassen wir die Kinder unmittelbar aus dem Material herausarbeiten, nicht nach vorgezeichneten Mustern; denn nur so lernen sie die Besonderheit einer Schnittform aus der Eigenart des Stoffes heraus verstehen und vermeiden das

Digitized by Google

schablonenmäßige Hantieren. Zugleich zwingt diese unmittelbare Arbeit am Stoff zu einfachen Formen und Mustern und erinnert stets an den Zweck des Vorhabens, wogegen sich beim Entwerfen auf dem Papier die Phantasie zum Schaden der Zweckmäßigkeit und Schönheit zu verlieren pflegt.

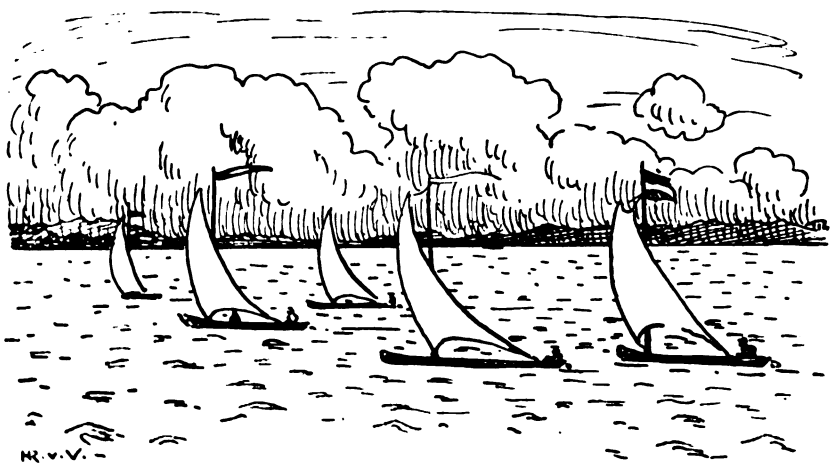
Für Stickarbeiten gilt dasselbe. Aus dem Nachsticken selbst guter Muster folgt wenig Ersprießliches. Sticken um des Musters willen oder um die Technik einzuüben, kann für Fachbildung in Frage kommen, aber die Kinder verschone man damit. Alles Sticken ist zunächst ein Ausgestalten des Nähens. Irgendein technisch notwendiger Stich wird durch bunte Farben oder dickeren Faden besonders hervorgehoben. Erst in zweiter Reihe darf sich ein auffälliger Stich auch da einfinden, wo er nicht technisch notwendig, sondern nur schön ist, um eine Fläche zu begrenzen oder zu füllen. Jedoch kann man mit solchen sekundären Anwendungen nicht sparsam genug sein. Also im Anschluß an die Anfertigung von Puppenkleidern soll das Kind in die Elemente des Stickens eingeführt werden; es kann diese Kunst weiter — aber mit Maß und Vorsicht — an Puppenkissen, -Vorhängen und -Teppichen betätigen. Nutzlos jedoch und auf die Dauer geschmacksverbildend wäre es, sinnlos Flecken von Stoff mit allerlei Mustern zu besticken, nur damit die Vorlage nachgeahmt und die Fläche gefüllt wird. Achtung vor der Eigenart eines jeden Materials, Rücksicht auf die Bestimmung der Form sind die beiden Grundforderungen kunstgewerblicher Betätigung, ihre Mißachtung führt unfehlbar zur Geschmacklosigkeit. Das Kind soll lernen, daß die Wahl des Stoffes nicht gleichgültig ist, daß man die verschiedenen Stiche und Motive so wenig wie die Farben willkürlich zusammenstellen kann. Wie aber sollte es das lernen, wenn ihm der Stoff nur der Untergrund für seine Sticheleien ist? Alles Sticken hat den Zweck, irgendeinen Gegenstand zu heben, zu charakterisieren, alle bloße Nadelmalerei ist sinnlos, da man auf andre Weise viel besser malen kann, als mit der Nadel.

Nun zu den Jungen, wenn sie an ihren Brettlein herumsägen oder schnitzen. Auch hier wird drauflos gewirtschaftet, nur der Technik und der Vorlage wegen, die „mal so sind". Einen Knaben sollte man nur dann sägen lassen, wenn er sich ein Haus, eine Burg oder sonst etwas aus Holz herstellen will; ebenso soll er sich Schwerter, Schiffe und dergleichen schnitzen, aber mit den Schnitzvorlagen sei man ja vorsichtig. Sie verderben viel öfter den Kunstsinn, als sie ihn erziehen. Später kann man den Buben zeigen, wie man etwa ein selbstgefertigtes Möbelstück durch einige wohlüberlegte Schnitte im Gesamteindruck heben kann. Zweifellos ist es das Ideal, daß sich unser Junge seine Arbeiten nach eigenen Gedanken anfertigt, wie wir das auch bei den Handarbeiten seines Schwesterleins gerne sähen. Gute Vorlagen, Bilder und Modelle können trotzdem unter Umständen fördern, besonders wo die Eltern nicht viel Erfahrung haben. So mögen gute Modellierbogen ebenso empfohlen werden wie gute Puppenkleiderschnitte. Aber nochmals: Vorsicht, Vorsicht bei der Auswahl! Esther Müller

Weihnachtsmärkte und Dürerbund-Aufgaben

Mitunter wird der Mensch elegisch, wenn er's gar nicht

Digitized by Google



Hans von Volkmann

nötig hat. Zum Beispiel: als der Berliner Weihnachtsmarkt vom Schloßplatz beiseitegekehrt wurde, wie viele haben damals in Erinnerung an all das liebe „Altväterische" und „Kleinstädtische", das mit ihm verschwand, ein innerliches Zährlein über die gefühllose Neuzeit geweint, die das gemütliche Alte zum Veralteten mache. Hatten sie nicht nötig, denn die Entwicklung bewies, daß der Schloßplatzfall eine berlinische Privatsache war. Anderswo ist es viel stiller vom Gerede über das „Veraltete" der Weihnachtsmärkte geworden. Was der „Vorgeschrittene" schon zur Gründerzeit als ein Gespenst aus wirtschaftlicher Rückständigkeit belächelte, das lebt, vierzig Jahre darauf, noch im Warenhaus-Zeitalter, muß also doch wohl zu leben haben. Aber mehr: Handelsformen, die nicht nur auch primitiv, sondern nur primitiv erschienen, wie die Marktbuden, werden jetzt zu so modernen Zwecken benutzt, wie zur Propaganda für gute Literatur und für Qualitätsware und erweisen sich für solche Aufgaben als sehr taugliche Mittel. Die Erfolge der ersten „Dürerbuden" zeigen es.

Wenn's auch für dieses Jahr zum Handeln in solcher Richtung zu spät sein mag, gerade rechte Zeit ist es, um sich angesichts des heurigen Weihnachtsmarktes an Ort und Stelle darüber klar zu werden, was man von derlei Sachen wohl übers Jahr unternehmen kann, und wie. Die ersten Versuche bewiesen also: es geht. Nun sollte die Losung sein: Dürerbuden auf die Jahr-, und besonders auf die Christmärkte, so viele sich nur gut leiten lassen! Gut eingerichtet und geleitet werden müssen sie, das ist Bedingung, guter Wille und Idealismus tut's nicht, wenn sachverständige und tüchtige Kräfte fehlen. Besser, man wartet dann noch eine Weile. Aber das Bedürfnis ist da, und damit auch der Kundenkreis, der „Dürerbuden" tragen kann. Über die Einrichtung usw. werden auf Vermittlung des Arbeitsausschusses gern die örtlichen Vereine Auskunft geben, die

Digitized by Google

Hans von Volkmann

welche eingerichtet haben. „Geld“ ist freilich mit „so was“ nicht „zu machen“, aber schon der Dank der „kleinen Leute“ belohnt. Und welche Propaganda des Guten, welches Stück Volksbildung, welches Stück Kultur könnte das bedeuten, wenn „Dürerbuden“ allgemein würden!

Übrigens brauchten das nicht nur „Verkaufsbuden“ guter Bücher, Bilder und sonstiger Geschenksachen zu sein. Vielleicht ist an mehreren Stellen schon die Möglichkeit zu „Dürerbuden“ da, die einer guten volkstümlichen Unterhaltung dienen? Der Anfang auch dazu ist schon mit Glück gemacht, durch Kasperlebuden nach unserm Sinn. Lichtbilderbuden und andre Vergnügungsbuden guter Art könnten je nach Gelegenheit folgen. Die Alkoholgegner könnten in Verbindung damit auch wohl Teebuden usw. proben. Hier liegen noch eine Menge von Aufgaben, wir wollen vorläufig nur zum Überdenken von Fall zu Fall die Aufmerksamkeit insbesondere der Orts-Dürervereine auf sie richten.

Zur Jugendfürsorge

Auch eine Weihnachtsbetrachtung

Erfolgreich geht die Bewegung durch ganz Deutschland, nicht bloß den Säuglingen und Kleinsten, sondern auch der Jugend zu helfen, den noch nicht Herangereiften jenen Weg zu ebnen, auf dem wir Großen und Alten selbst noch Tag um Tag so manchen Stein und Dorn finden. Wer von den Werdenden strauchelt, soll den Halt einer stärkeren Hand spüren. Wer gefallen ist, soll nicht wegen seines Mißgeschicks geschlagen, sondern nur gütig gemahnt und bis zur eigenen Festigung sicher geleitet werden. Die Jugendgerichte prüfen mit ganz besonderer Sorgfalt und Milde die Vergehen der noch nicht Achtzehnjährigen. Die freiwilligen Fürsorgeverbände greifen diesen Unmündigen unter die Arme und ermöglichen ihnen die Ausbildung zu gesicherten Lebensstellungen, das gesunde Aufwachsen in einer moralisch reinen Luft. Alle diese Wohltaten und, im bessern Sinne des Wortes, diese modernen Veranstaltungen mehren und kräf-

Digitized by Google

tigen sich in erfreulicher Raschheit. Wer mit Rat und Tat, mit Wort und Schrift, mit Geld und Gut helfen kann, der helfe da und werde nicht müde, zu helfen; denn so viel geschehen ist und geschieht, alles bleibt erst ein bescheidener Anfang gegenüber der ungeheuren Summe der Not des Lebens.

Eine solche Zeit, die mit Augen verstehender Liebe auf alle die kleinen und großen so naheliegenden Irrtümer der kommenden Generation blickt, führt zur Anregung einer womöglich noch sorgfältigeren, nachsichtigeren Jugendfürsorge auch auf andern Gebieten. Ich denke an die Mittelschüler, die Gymnasiasten und die übrigen gleichalterigen „Studenten". Könnte nicht auch unter ihnen hie und da noch einem die angebahnte Existenz gerettet werden, der sie jetzt verlieren muß? Vermöchte nicht ohne Lockerung der Disziplin und ohne Ansteckung der Gesunden durch Schädlinge doch noch mehr zu geschehen?

Wenn man so durchs Leben zieht und hat selbst bislang keinen schlimmeren Unfall auf der Bahn erlitten, so schreitet nicht selten plötzlich einer vergrämt, verdüstert, verschlossen nebenher, den man früher als heitern Gesellen gekannt hat. Jetzt spricht er kaum und taut nicht auf. Auch mißtrauisch schaut er drein, er glaubt an kein Wohlwollen und an kein Verständnis mehr. Seine Laufbahn ist verfehlt, sein Lebensziel nicht erreicht. Der junge Baum hat sich, weil im Frühlingssturm die Stütze fiel, verbogen und verkrümmt, nun kriecht er sonnenfeind und menschenabhold im Niederen hin. Endlich einmal bei Gelegenheit wird der Mann mitteilsam und kommt zum Reden. „Was [illegible]? Ein paar Glas Bier habe ich als Pennäler getrunken ... an einem Blödsinn, an einer Froschverbindung habe ich teilgenommen, wie man's eben macht, wenn man jung und dumm ist — die Schläger, die Mützen, das Singen, das Trinken ... da bin ich dimittiert worden! Zum Studieren in einer andern Stadt war das Geld nicht da! Der Vater alle Zuversicht und Lust verloren. Die Mutter hat sich nichts mehr zu sagen getraut. Ich bin nimmer ins Geleise gekommen ... Ach, lassen Sie mich in Ruhe!"

Nicht immer geht's ja so schlimm. Häufig, Gott sei Dank, findet der junge „Sünder" trotz des jäh abgebrochenen Pfades doch noch einen andern Weg, der zum guten Ziel führt. Aber ihrer nicht wenige kommen eben nicht mehr durch oder brauchen die beste Zeit des Lebens, bis es halb oder ganz gelingt.

Würde nicht auch gegenüber dieser Jugend manches von dem sich verwerten lassen, was für ihre Altersgenossen Neues an Gutem geschieht? Das Jugendgericht und die Jugendfürsorge drängt den Strauchelnden, den Fallenden nicht aus seinem Weg heraus, sondern hält und führt ihn dort, bis er ihn sicher allein geht. Die fast durchgängig auch angewendete bedingte Begnadigung verschiebt die Strafe und erläßt sie bei längerem Wohlverhalten. Sind solche Gedanken nicht auch — die allerschlimmsten Fälle wie überall ausgenommen — nicht auch hierher zu verpflanzen? Wie oft bilden gerade jene losen Streiche, um die es sich hier vielfach handelt, später die launigsten Erinnerungen der nur einfach dabei Nichterwischten, die doch was Rechtes geworden sind. Das sollte man nicht vergessen, wenn man sich versucht fühlt, sie mit gar zu strenger

Digitized by Google

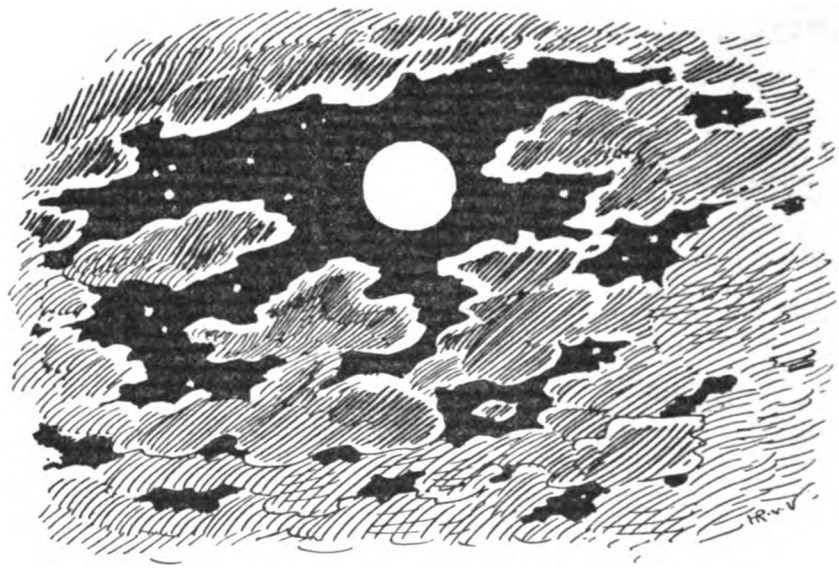
Miene auf Recht und Unrecht zu wägen. „Jugend hat keine Tugend“ — das alte Wort hat tieferen Sinn, als viele glauben. W

Der Heilige Abend des „jungen Mannes“

Ich war noch nicht lange von der Heimat fern. Zum ersten Male stand ich am Heiligen Abend in einer fremden Stadt hinterm Ladentisch. In den ersten Nachmittagstunden hatte es noch einen letzten Sturm von Käufern gegeben, wir „jungen Leute“ hatten uns hurtig tummeln müssen. Jetzt am Spätnachmittag war es still geworden. Die Glocken riefen zur Christvesper. Draußen vor den Ladenscheiben sah ich die Menschen vorübergehen zur Kirche oder heimeilen zur Bescherung. Nur ganz vereinzelt kamen noch Käufer, um für einige Groschen Vergessenes nachzuholen. Ermüdet lehnte ich am Schrank und dachte an die Christbäume in der Kirche und an die Weihnachtslieder, die nun die dämmernden Gewölbe erfüllte. Warum konnte ich nicht hingehen wie die andern? Es könnte inzwischen vielleicht ein Kunde kommen! Die Kirchzeit ging vorüber, verlorene Töne des Chorals, der vom Turm geblasen wurde, klangen bis in den Laden. Frohes Volk flutete vorbei und verlief sich bald. Nach sieben Uhr blieb es völlig still im Laden. Aber noch zwei Stunden mußte ich stehen und warten. Warum? Weil der Konkurrent auch bis neun Uhr aufhielt. Endlich, endlich schlug es neun. Der Chef händigte uns die üblichen Geschenke aus, wir wechselten „Vergnügte Feiertage“, ließen die Rolläden herab und durften „nach Haus“.

Da saß ich nun um halb zehn mit zerschlagenen Gliedern auf meiner „Bude“. Einen Weihnachtsbaum hatte ich mir nicht zurichten können, denn wir hatten in der letzten Zeit nicht einmal volle Mittagspausen gehabt. Was sollte ich hier allein beginnen? Die Stube war trostlos. Möbel aus einem „An- und Verkaufsgeschäft“. An den Wänden ein paar Frauenzimmerbilder aus der Jugend, einige Karikaturen aus dem Simplizissimus, mit Heftzwecken, an denen der Grünspan saß, auf der schäbigen Tapete. Das war die Hinterlassenschaft meines Vorgängers. Ich selbst hatte nie etwas auf das Zimmer verwendet. Lange würde ich ja bei diesen gleichgültigen Wirtsleuten doch nicht bleiben, und dann, für die paar Stunden, die ich wachend in diesem Raum zubrachte, verlohnten sich keine Ausgaben. Jetzt empfand ich in dieser Stube, daß ich in des Wortes eigentlicher Bedeutung „im Elend“ war. Ich schlug im Neuen Testament die Weihnachtsgeschichte auf. Aber ich kam nicht weit, denn alsbald umklangen mich die Stimmen früherer Weihnachtsfeste, die Einsamkeit überfiel mich wie ein Frostschütteln, und im Jammer schloß ich das Buch. Ich dachte an die Heimat, ob mein Brief angekommen sei und was jetzt meine Mutter täte. Da wurde mir's unerträglich, ich ging in die Kneipe. In der Gaststube stand doch wenigstens ein Weihnachtsbaum, und der Wirt zeigte ein fröhliches Gesicht. Das ist zwar fast ein Nichts, aber in solcher Lage wenigstens etwas. Ich saß nun an meinem Tisch über den Zeitungen, an anderen Tischen saßen andere. Bald kamen ein paar gleichgültige Bekannte. Wir rückten zusammen, ein Kartenspiel wurde begonnen. Vom Bier ging's zum Punsch. Und es war sehr spät in der Nacht, als wir uns trennten. Wir sagten einander „Fröhliches Weihnachten“ — und ich ging mit

Digitized by Google



Hans von Volkmann

einem Gefühl unsäglicher Trostlosigkeit zu Bett.

So wird der Heilige Abend noch heute von vielen Tausenden „junger Leute“ „gefeiert“. Oft könnte es scheinen, als geschähe in der Kulturmenschheit keine Handbewegung mehr ohne Rücksicht auf den geschätzten Nebenmenschen und kein Atemzug ohne Menschenliebe. Und dennoch, wieviel herzlose Barbarei steckt in den Formen unsres alltäglichen Lebens! Wem ginge denn etwas verloren, wenn die Geschäfte am Heiligen Abend vor der Christvesper schlössen? Was in dem geschäftigen London alle Sonnabend allgemein ist, sollte bei uns nicht einzuführen sein? Niemand rühme sich sozialer und humaner Gesinnung, der noch Einkäufe am Heiligen Abend besorgt und damit den Kaufleuten einen Vorwand für üble Gewohnheiten gibt. Je weniger „Geschäfte“ heuer noch am Heiligen Abend gemacht werden, je mehr Aussicht ist dazu, daß die Kaufleute im nächsten Jahre zu frühzeitigem Ladenschlusse bereit sind. Aller Orten sollte man dafür wirken. Und dann, könnten die Chefs nicht selbst ihren Angestellten einen freundlichen Weihnachtsabend bereiten, und wenn auch nur einen Lichtblick von einer halben Stunde? Manche tun es, ja, aber alle könnten es, denn es gehört nichts dazu, als ein wenig Menschenliebe.

Chr. Wienecke

Unsre Weihnachts-Kaufberatung

Als der Kunstwart nur Zeitschrift war, nur, sozusagen, Sache für sich, bemühte er sich zu tun, was sich jede gute Zeitschrift seiner Art bemüht: Die Leser vor Weihnachten beim Kauf von „Neuheiten des Jahres“ zu beraten. Aber je gründlicher er diese Aufgabe nahm, je mehr kam er dahinter, daß solches Bemühen für eine Zeitschrift nur eitel Stückwerk, ja eitel Bruchwerk bleiben muß, Zufallsarbeit, die schon aus räumlichen Gründen eine Art Nouveautékultur begün-

Digitized by Google

ERINNERUNGSMÜNZE AN DAS
KUNSTWART-VIERTELJAHRHUNDERT
VON MAX DASIO

ERINNERUNGSPLAKETTE AN DAS
ERSTE DÜRERBUND-JAHRZEHNT
VON JULIUS SCHNEIDER
NACH HANNS SCHWARTZ

Digitized by Google

Digitized by Google

stigt, wie sie gerade unsern Anschauungen am allerwenigsten entsprach. Sollte dauernd die Liste der Neuerscheinungen oder gar der Eingang an Rezensionsexemplaren die Auslese der Besprechungen bestimmen, hat nicht auch das Ältere dazu ein Recht? Spielten nicht auch sonst sehr äußerliche, sehr geschäftliche Gründe bei diesen Empfehlungen mit? War nicht unser ganzer literarischer Weihnachtsmarkt reformbedürftig? Anderseits: Wie kam die Leserschaft dazu, soviel vom Raum ihrer Zeitschrift für diese besondern Zwecke wegnehmen zu lassen auf Kosten all dessen, was sonst zu Beginn der Winterzeit zu besprechen war? Je schwerer man's mit der Weihnachtsmarkt-Beratung nahm, je mehr schwand der Raum, das Rest-Räumlein für alles übrige im Blatt zusammen. Erst mit dem Wachstum der Kunstwartarbeit über die Zeitschrift selbst hinaus bot sich die Möglichkeit, die Weihnachtsberatung in wirklicher Gründlichkeit zu leisten. Wir wollen einmal erinnernd, nicht aufs neue beschreibend, zum praktischen Gebrauch zusammenstellen, was da von uns aus jetzt alles geschieht, außerhalb der Zeitschrift, aber jedem leicht zugänglich.

1. Literarischer Ratgeber des Dürerbundes. Eine Übersicht der Gesamtliteratur alter und neuer Zeit, also der künstlerischen wie der wissenschaftlichen aller Völker, soweit sie für den gebildeten Laien von Wichtigkeit ist. (3 M.)

2. Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes. Eine kritische Übersicht der Neuerscheinungen des letzten Jahres. (1 M.)

3. Illustrierter Weihnachtskatalog des Dürerbundes. Eine Zusammenstellung dessen, was für Geschenkzwecke am meisten in Frage kommt. (Dieser Weihnachtskatalog wird von den Sortimentsbuchhandlungen in 60 000 Abzügen bestellt und an ihre Kunden verteilt, doch ist er auch für 75 Pf. zu beziehen.)

4. Beratende Flugschriften des Dürerbundes: 1. Vom Schenken (10 Pf.). 3. Wohnungskultur (Muthesius, 10 Pf.). 6. Hausbildereien (Avenarius, 10 Pf.). 13. Der Geist im Hausgestühl (Naumann, 10 Pf.). 33. Kinderliederbücher (Thari, 10 Pf.). 71. Kinderspielzeug (Brethfeld, 30 Pf.). 83. Erziehung zu guten Büchern (Trost, 15 Pf.). 85. Verzeichnis guter billiger Bücher 10 Pf.). 97. Frohe Mußestunden (Egloffstein, 30 Pf.). 102. Hilfsmittel zu Weihnachtsfeiern (30 Pf.).

5. Flugblätter für Massenverteilung, für je 1 Pf. und das Porto, durch Callwey: „Schützt unsre Jungen und Mädel" (gegen die Schundliteratur), „Die billigsten guten Bücher und Bilder für die Jugend". Dazu: Das Büchlein „Heb mich auf!", als Führer zu wohlfeilen Freuden für die Schulentlassenen. Je 10, bei Massenbezug 5 Pf.

6. Illustrierter Katalog der „Gemeinnützigen Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit", von dieser (Hellerau bei Dresden) für 1 Mark zu beziehen.

7. Weihnachtsblatt des Kunstwarts in Meisterbilderformat (Ludwig Richter, Ehre sei Gott in der Höhe) zum Beilegen bei Bescherungen. 20 Pf.

8. „Der Gesundbrunnen für 1913" (60 Pf.). Von diesem unserm Volkskalender ist die erste Auflage (50 000!) heuer schon ausverkauft, die zweite, etwas veränderte, aber schon neu gedruckt. Der „Gesundbrunnen" sei zum Bei-

Digitized by Google

legen besonders empfohlen. Eine schon beliebte Art der Verbreitung ist auch die: als Neujahrsgruß, mit ein paar Zeilen vorn als Widmung.

9. Vom „Schatzgräber“ kommen zur „Beilage“ für größere Bescherungen besonders in Betracht: 52. Bleuler-Waser, Weihnachtsspiele, 79. W. Scharrelmann, „Die Himmelstür wird offen stehn“, 80. Schaumberger, Weihnachten auf dem Lande, 84. Hilger, Ein deutsches Weihnachtsspiel für Kinder.

Soviel über unsre Weihnachts-Beratung. Daß Kunstwart und Dürerbund eine Menge von Büchern, Bildern, Noten herausgegeben haben, die ganz eigentlich als Stoff bei Geschenken gedacht sind, wissen unsre Leser. Über sie alle unterrichtet am einfachsten das mit über 650 Illustrationen versehene Büchlein „Kunstwart-Arbeit“. Doch sei noch an unsre Gedenkmünzen erinnert!

Unsre Gedenkmünzen

Eine außerordentlich wohlgelungene Gedenkmünze an das Kunstwart-Jubeljahr ist nun ausgegeben worden. Max Dasio in München hat den Stahl geschnitten, es handelt sich also um eine geschlagene Münze, die bis in die allerkleinste Form im eigentlichen Sinne den „Stempel“ der Handarbeit trägt. Viel zu reden ist darüber nicht, die Leser erhalten aus der Abbildung eine Vorstellung von diesem kleinen Edelwerk. Es wird nur in Münzsilber hergestellt (in derselben Legierung wie die Dreimarkstücke des Reichs) mit leiser Oxydation. Es kostet mit einem feinen Kästchen 5 Mark.

Auch eine Dürerbund-Plakette haben wir nun, zum zehnten Geburtstage unsres Bundes. Wir zeigen auch sie in der Abbildung. Die Vorderseite weist Dürers Antlitz nach der alten Medaille von Hanns Schwartz. Wir freuen uns besonders, dieses ganz köstliche Werk der Kleinkunst neu zu beleben und weit zu verbreiten, denn hier sehn wir nach all den Selbstbildnissen, wie ein andrer unsern teuren Meister sah, und weder an Menschenverständnis noch an Kunst ein geringer. Die Rückseite unsrer Plakette hat Julius Schneider in München auf das liebenswürdigste gestaltet: sein Rankengezweig mit den Vögeln darin erinnert an unsre Besten seit Stephan Locher und Wohlgemut, und es ist doch eigen und so stilgerecht wie fein. Die Plakette kostet in Bronze 5 M., in Münzsilber 12 M., samt einem geschmackvollen Kästlein. Der etwaige Reingewinn kommt restlos dem Dürerbunde zugute.

Beide Gedenkstücke sind durch die Geschäftsstelle des Dürerbundes, den Kunstwartverlag Georg D. W. Callwey in München, zu beziehen.

Wie unterdrückt man die Religion?

Der Mensch wird mit der religiösen Anlage geboren wie mit jeder anderen, und wenn nur sein Sinn nicht gewaltsam unterdrückt, wenn nur nicht jede Gemeinschaft zwischen ihm und dem Universum gesperrt und verrammelt wird — dies sind eingestanden die beiden Elemente der Religion —, so müßte sie sich auch in jedem unfehlbar auf seine eigene Art entwickeln. Wer hindert das Gedeihen der Religion? Nicht die Zweifler und Spötter; wenn diese auch gern den Willen mitteilen, keine Religion zu haben, so stören sie doch die Natur nicht, welche sie hervorbringen will. Auch nicht die Sittenlosen, wie man meint: ihr Streben und Wirken ist einer ganz anderen Kraft ent-

Digitized by Google

gegengesetzt als dieser. Sondern die „verständigen“ und „praktischen“ Menschen: diese sind in dem jetzigen Zustande der Welt das Gegengewicht gegen die Religion, und ihr großes Übergewicht ist die Ursache, warum sie eine so dürftige und unbedeutende Rolle spielt. Von der zarten Kindheit an mißhandeln sie den Menschen und unterdrücken sein Streben nach dem Höheren. Mit großer Andacht kann ich der Sehnsucht junger Gemüter nach dem Wunderbaren und Übernatürlichen zusehen. Schon mit dem Endlichen und Bestimmten zugleich suchen sie etwas anderes, was sie ihm entgegensetzen können; auf allen Seiten greifen sie darnach, ob nicht etwas über die sinnlichen Erscheinungen und ihre Gesetze hinausreiche, und wie sehr auch ihre Sinne mit irdischen Gegenständen angefüllt werden: es ist immer, als hätten sie außer diesen noch andere, welche ohne Nahrung vergehen müßten. Das ist die erste Regung der Religion. Eine geheime unverstandene Ahnung treibt sie über den Reichtum dieser Welt hinaus. Daher ist ihnen jede Spur einer anderen so willkommen; daher ergötzen sie sich an Dichtungen von überirdischen Wesen, und alles, wovon ihnen am klarsten ist, daß es hier nicht sein kann, umfassen sie mit aller der eifersüchtigen Liebe, die man einem Gegenstande widmet, auf den man ein offenbares Recht hat, welches man aber nicht geltend machen kann. Jetzt wird der Hang von Anfang an gewaltsam unterdrückt; alles Übernatürliche und Wunderbare ist proskribiert; die Phantasie soll nicht mit leeren Bildern angefüllt werden: man kann ja unterdes ebenso leicht Sachen hineinbringen und Vorbereitungen aufs Leben treffen. So werden die armen Seelen, die nach ganz etwas anderem dursten, mit moralischen Geschichten gelangweilt und lernen, wie schön und nützlich es ist, fein artig und verständig zu sein; sie bekommen Begriffe von gemeinen Dingen, und, ohne Rücksicht auf das zu nehmen, was ihnen fehlt, reicht man ihnen noch immer mehr von dem, wovon sie schon zu viel haben. Schleiermacher

Unsre Bilder und Noten

Genau vor zehn Jahren haben wir Dürers Stich „Christi Geburt“ vor unser Weihnachtsheft gesetzt. Wer das Blatt dorther oder sonst zur Hand hat, vergleicht es vielleicht nicht ungern mit Albrecht Altdorfers Gemälde aus dem Kaiser-Friedrich-Museum, dessen Geist unser heuriges Weihnachtsfest einleiten, sozusagen einläuten mag. Es ist nicht die geringste äußerliche Nachahmung des Nürnbergers durch den Regensburger zu sehen, daß aber Altdorfers Sinn den Dürerschen Stich kannte und wohl aufgenommen hat, wird uns trotzdem sehr wahrscheinlich vorkommen. Bei Altdorfer fehlt nun, was Dürer hat: in der Vielheit die Klarheit und jene auf alles erstreckte Liebe an den Dingen, die auch jeglicher Nebenform auf das ordentlichste nachgeht: man kann in Altdorfers Räumen lange nicht so gut herumgehen und wohnen. Wird auch nicht in gleichem Maße zum einfachen Miterleben am religiösen Vorgang gestimmt, wie auf Dürerschen Werken. Man vergleiche dann die Altdorferschen Pflanzen mit den Dürerschen, wie Altdorfer

Digitized by Google

nicht ohne Manier, aber höchst dekorativ hinstrichelt, wie Dürer die einzelnen Wesen wahrhaftig mit Ehrfurcht vor der Wirklichkeit als Pflanzenpersonen schildert. Wer aber die Schwächen erkannt hat, den stören sie gerade deshalb dann beim Genuß der Stärken weniger. Das Licht- und Schattenspiel bei Altdorfer ist doch nicht bloß wirkungsvoll, es ist auch schön. Und wie liebenswürdig ist in diesem Hausrestdurcheinander und ist ringsum das Einzelne gesehn! Die Gruppe: es ist keine italienische Christkind-Repräsentationsstellung, wie's Jesulein daliegt, Maria hat im Gesicht mehr Vergnügtheit darüber, als Anbetung, und dem Joseph glaub ich die Andacht im effektvoll von unten her angeleuchteten Gesicht auch nicht recht. Die Engelbubenglieder lein gar erinnern wirklich an Regensburger Würste. Aber all das ist auch wieder recht volkstümlich deutsch. Zu Weihnachten magst du dich freuen, fürs Traurige kommen andere Feste!. Naiv freuen, hingegeben der Stunde, freuen also am Christuskind. Wie das die weitaus größte Mehrheit all der alten Weihnachtsgesänge auch tun. Deshalb wird die Stimmung doch niemals frivol, sie bleibt rein und auch im heitersten Frohsinn ganz hingegeben fromm.

Das Bild entnehmen wir der Sammlung „Die Kunst in Bildern" des Verlages Eugen Diederichs in Jena, auf die wir früher schon empfehlend hinwiesen.

Von Albert Welti bringen wir heute zunächst ein anspruchsloses farbiges Skizzlein für die, so am Intimen Freude haben. Diese kleinen Farbenskizzen waren auf der großen Züricher Weltiausstellung für die weiteren Kreise der Kunstfreunde eine Überraschung, vielleicht trug das mit bei dazu, daß man sich ihrer „auß der Maßen" freute. Den „Freilichtmaler" Welti zeigt allerdings gerade die hier abgebildete weniger, den Künstler, dem sich der Orbis pictus bis zum Unterbringen in eine „Nuß" verdichtet, vorzüglich. Das ist „Impressionismus" und „Expressionismus" zugleich.

Dann folgen acht kleine Gravüren nach Weltischen Gelegenheitsblättern, Wiederholungen von Bildern aus unserm neuen Welti-Werk. Wir geben zu ihnen die Begleitworte Leopold Webers.

Die Walze der Kunst: „Von höchst Begeisterten gerollt, rast sie unwiderstehlich dahin und nudelt die ganze Welt zu Kunst, über welche die Nachfolgerschaft der Künstler erfreut dahintanzt." Das törichte Volk aber stürzt aus den Häusern und entsetzt sich in seinem laienhaften Unverständnis über eine solche Verwendung seines Lebens. Welti schlägt sein Zelt auf: Eifrig hämmert er den letzten Pflock am Zelt in den Boden, das er zu Solln, einem Vororte Münchens, aufgeschlagen hat. Die Linde blüht, das Malgerüst steht unter Dach, der Kochtopf brodelt, und Weib und Kind schaun Hand in Hand stadteinwärts, wo in der Ferne die Frauentürme dämmern. Unter dem Bildchen prangt der Vaterstadt Wappen, drauf haben sich die drei Märtyrer „Felix, Regula, Hexebrenz" in einem Anfall ausgelassener Laune auf die Halsrümpfe gestellt und mit den Füßen ihre abgeschlagenen heiligen Häupter in die Höhe gehoben. Berner Heim: Welti ist, nach langjährigem Aufenthalte in München, 1908 in die Schweiz zurückgekehrt. Die Umzugskarte zeigt ihn mit den Seinen im Gärtchen am Melchenbühlweg vor dem weiten Ausblick aufs Oberland, samt „Michel", dem Rattenfänger. Das Tellen-

Digitized by Google

büblein am Marterpfahl: Bei dieser seiner Rückkehr in die Schweiz kam Welti mitten hinein in die Entrüstung über seine Marke: er hatte auf einer Konkurrenz die Ausführung für die kleineren gangbaren Werte gewonnen und seinen Jüngsten mit der Armbrust als Modell genommen. Wie er die öffentliche Empörung über das Werklein empfunden, das sieht man hier wiedergegeben: ein lohender Scheiterhaufen empfängt ihn, als er sein Lebenswäglein heimlenkt, gleich hinterm Grenzstein, und erstaunt gewahrt er's mit den Seinen: sein Tellenbüblein ist's, darum lodern die Flammen gen Himmel, und führen die „Kritiker" ihren Indianertanz auf. Glückwunsch: Das Büblein mit dem Blumenstrauß in der Rechten galoppiert auf dem Roß mit wehender Mähne am Gebirge dahin, um Neujahrswünsche zu überbringen. Himmelsgaben: In sonniger Berglandschaft erschaut des Künstlers Auge die Jahre der Menschheit als zottige Riesen überm Meeressunde, die schutzen einander die „Freuden" zu, Weiblein, nackt, wie sie aus dem blauen Himmel gefallen: „Die Weiblein sind die Freuden, die vom alten Jahr ins neue kommen mögen ohne Gfahr." Im Schimmer der Lampe: Die Veranda seines Landsitzes am Melchenbühlweg in Bern, er darin und die Frau, wie sie tiefes stummes Arbeitsglück beieinanderhält inmitten der Herbstnacht. Das letzte Geleit: Mit den Buben Hand in Hand folgt der Künstler der toten Frau, die wird im offenen Sarge über die Hügel heimgebracht, die sie geliebt. „Glück und Unglück, beides trag in Ruh: Alles geht vorüber und auch du."

Von Elisabeth Müller, der „neuen" Schattenriß-Künstlerin, finden die Leser vier köstliche Schnitte auf einem Blatte, das zugleich eine Probe aus ihrem eben erscheinenden Kunstwart-Bilderbuch „Schwarze Kinder" bietet. Bitte, verehrliche Leser: legt diese Silhouetten nicht schnell beiseite, verweilt ein wenig bei diesen Kinderseelenschilderungen! Nämlich bei Elisabeth Müller lernt man dann Menschlein kennen, während bei ihren Kollegen und Kolleginnen von der Schere meist mit dem Situationsspäßchen alles erschöpft ist.

Von Rudolf Schäfer ist bei B. G. Teubner jetzt eine Mappe mit Wandschmuckbildern zur Heiligen Schrift erschienen, die sechs große farbige Steindrucke enthält, die einzeln 4 bis 5 Mark, alle zusammen 24 Mark kosten. Es wird manche geben, zu denen die besonderen Werte der Schäferschen Kunst vernehmlicher aus seinen kleinen Federzeichnungen sprechen, auch uns geht es so. Aber willkommen werden die großen Blätter doch auch sein, schon deshalb, weil die Ernten wirklich guter Kunst solcher Art erstaunlich dürftig sind, und zur guten Kunst gehören auch diese ja doch. Unsre Beilage „Die Bergpredigt" wird eine Vorstellung geben.

Zu den wenigen wirklichen Künstlern unter den Kinderbuchzeichnern gehört Hans von Volkmann. Es freut uns, von ihm den Lesern sieben Bildchen aus einem (bei Beyer & Söhne in Langensalza erschienenen) Büchlein vorlegen zu können, dem „Heimatbüchlein für unsre Kleinen" von Wolrad Eigenbrodt. Für die Bilder mögen die Proben zeugen. Die anspruchslosen „neuen Kinderlieder" Eigenbrodts mag man verschieden beurteilen: dem Schreiber dieser Zeilen, beispielsweise, haben sie besser als unserm Weihnachtskatalog-Referenten gefallen. Ich finde einige von ihnen sogar ungewöhnlich gut, und keines so, daß es

Digitized by Google

die Verbreitung des Büchleins als eines höchst liebenswürdigen Ganzen hindern sollte.

Dann bringen wir noch auf einer Beilage Abbildungen der geschlagenen Kunstwart-Gedenkmünze von Max Dasio und der gegossenen Dürerbund-Plakette von Julius Schneider, die zugleich das Dürerbildnis von Hanns Schwartz weiteren Kreisen zuführen will. Näheres über diese beiden sehr feinen Werkchen der Kleinplastik, deren vollen Reiz natürlich erst die Originale spielen lassen, sagt ein Rundschau-Aufsatz dieses Heftes.

Unsere Notenbeilage bringt, der Jahreszeit entsprechend, zwei volkstümliche Weihnachtslieder, die Georg Winter für uns gesetzt hat. Das eine stammt aus den Alpenländern, das andere aus Franken. Man muß immer wieder die schlichte Treuherzigkeit bewundern, die sich in diesen Gebilden einer naiven Kunst kundgibt, die von volkstümlich empfindenden Geistlichen für das Landvolk geschaffen, auf dessen Phantasie mächtig eingewirkt hat. Und da das Weihnachtsfest zu jenen Festen gehört, die uns innerlich vereinfachen, alles Komplizierte und Raffinierte von uns abstreifen, ist das Herz auch des modernen Stadtmenschen zu keiner andern Zeit für solche Kunst empfänglicher. Zugleich mögen die beiden Gesänge auf die vom Kunstwartverlag in drei Heften herausgegebene Weihnachtsliedersammlung („Deutsche Weihnacht") hindeuten, der sie entnommen sind.

An unsre Leser

Diesmal hat die Weihnachtszeit für mich nicht erst mit dem Dezember begonnen; im ganzen letzten Vierteljahr ist mir jeder Tag durch irgendeine Freundlichkeit angeschimmert oder beglänzt worden, manche aber leuchteten vor Zeugnissen erwärmender Teilnahme, als brennte schon der Christbaum im Zimmer. Wenn ich den Einzelnen, die mir geschrieben oder die über mich geschrieben haben, brieflich hätte danken wollen, hätt ich meine Arbeiten vernachlässigen müssen. Öffentlich danken darf ich ihnen nun. Wie aber? Soll ich ein Räuspern tun und danach mit einem Anfall von Würde sprechen: „Ihr gabt mir, Erkennende, gerecht, was mir gebührt", oder mit bescheidener Gebärde: „zu viel, ach, bitte, nicht so laut"? Ich meine, man hat mir für einen ganzen Wagen voll schöner Sachen gedankt, an deren Dasein ich unschuldig bin. Da mir aber andre Leute seit fünfundzwanzig Jahren auch einige Lorilladungen von unangenehmen Dingen zu Lasten geschoben haben, die ebensowenig von F. A. stammten, so nehm ich an: zu viel und zu wenig hebe sich ungefähr auf. Und freue mich unbekümmert des Bodens, der selbst nach dem Abpflücken aller der ehrenden Rede- und Schreibblumen bliebe: der freundlichen Gesinnung gegen mich — des Vertrauens.

Ohne dieses Vertrauen hätte die Kunstwartarbeit nie gedeihen können, und wenn ich ein Kerl vom größten Formate wäre. Zehn Jahre Zuwarten, dann aber ein „Mitgehen" der Leser, wie es wohl wirklich kaum seinesgleichen hat. Durch all diese Umformungen, diese Anbauten, diese Siedlungen der Zeitschrift selbst bis zu der großen Gemeinschaft von Einzelgemeinden, deren Herz sie nun ist. Für den

Digitized by Google

Verleger und mich bedeutete ja jede neue Wandlung schon materiell ein neues Wagnis, denn sie bedeutete für eine Menge der alten Leser die Einladung: bemüh dich fortan zu neuen Gedanken, zu neuen Gebieten, wegen deren du bisher den Kunstwart nicht gehalten hast, überhaupt: unterhalte dich nicht nur, arbeite mit. Welche Anforderungen an das Vertrauen der Kunstwartfreunde stellte das! Doch ward es auch noch in tausend Einzelfällen auf die Probe gestellt. Von den Polemiken zwar schweig ich, die gehören für einen Streithahn zur Erfrischung, und daß von Unsauberm nichts hängen bleiben konnte, verstand sich von selbst. Aber wieviel „Unhöflichkeiten", „Unordentlichkeiten", „Unglaublichkeiten" mußte meine und meiner nächsten Mitarbeiter Geschäftsführung manchen erleiden lassen! Briefe wurden nicht beantwortet, Gespräche waren nicht zu erreichen, Einsendungen blieben unerledigt. Das „Krähwinkler Wochenblatt" und der Gesangverein „Eulalia" waren ganz sicher befriedigender „wohlorganisiert" als der Kunstwart. Aber die Leser fühlten: Man kann sich nicht bei einem Zustande säuberlich einrichten, den man stets wandelt, man kann sich nicht mit derselben Kraft zurechtsetzen, die man gleichzeitig zum Vorwärtsschreiten braucht. Wir Kunstwartarbeiter klagen nicht darum, daß wir selbst nur ein Allerbescheidenstes von dem Behagen gewinnen können, das wir andern zu verschaffen suchen, denn dafür entschädigt uns das Starkgefühl ringsher voll durchströmten Seins. Aber unsrer Meinung nach heißt organisieren: Kraftmaß und Krafteigenart, wie beschaffen und wie stark oder schwach sie eben sind, so verwenden, daß sie jederzeit dem Wichtigsten dienen. Blickt auf das vom Kunstwart und Dürerbund in tausend Arbeiten Geleistete und fragt: Kann unsre Kraftverteilung, alles in allem genommen, falsch sein? Jedenfalls ward gerade das Organisatorische unsrer Arbeit am meisten anerkannt. Nur: Alles das ändert nichts daran, daß der Einzelne uns gegenüber oft Himmelsgeduld haben mußte und muß, zumal ganz und gar nicht zu verlangen ist, daß er, fern vom Getriebe, alles bis zum Verzeihen versteht. Trotzdem haben's fast alle, die's traf, mit gutem Humor ertragen: bei der ganzen Kunstwartentwicklung hat der „Stamm" fest wie auf der zuverlässigsten Pfahlwurzel gestanden. Wären nicht Zeit und Kraft begrenzt, an Mut kann es wirklich vor keinem neuen Unternehmen fehlen, wenn man sich so auf die Verbündeten verlassen kann!

Wie sind wir eigentlich nach den zehn „Probejahren" zu diesem Vertrauen gekommen? Es wäre nicht besonders rühmlich für uns, noch weniger aber für unsre Kultur, wenn einfach deshalb, weil man uns anmerkte, daß uns wirklich die Sache auch die Hauptsache war. Und doch weiß ich keine andre Erklärung. Und doch liegt auch wieder eine große Ermutigung gerade darin.

Denn eines muß man dem Bemühen um Sachlichkeit lassen: fruchtbar ist's. Es gibt ja wirklich für keinen, sei er Poet, überhaupt Künstler, oder Wissenschaftler, oder Staatsmann oder sonst ein Theoretikus oder Praktikus, etwas mehr Schöpferisches als Sachlichkeit. Pflegt einer als Selbstzweck ein noch so hochschätzbares Ich, so heißt das: er blickt in den Spiegel, und siehe da: nach und nach sieht er

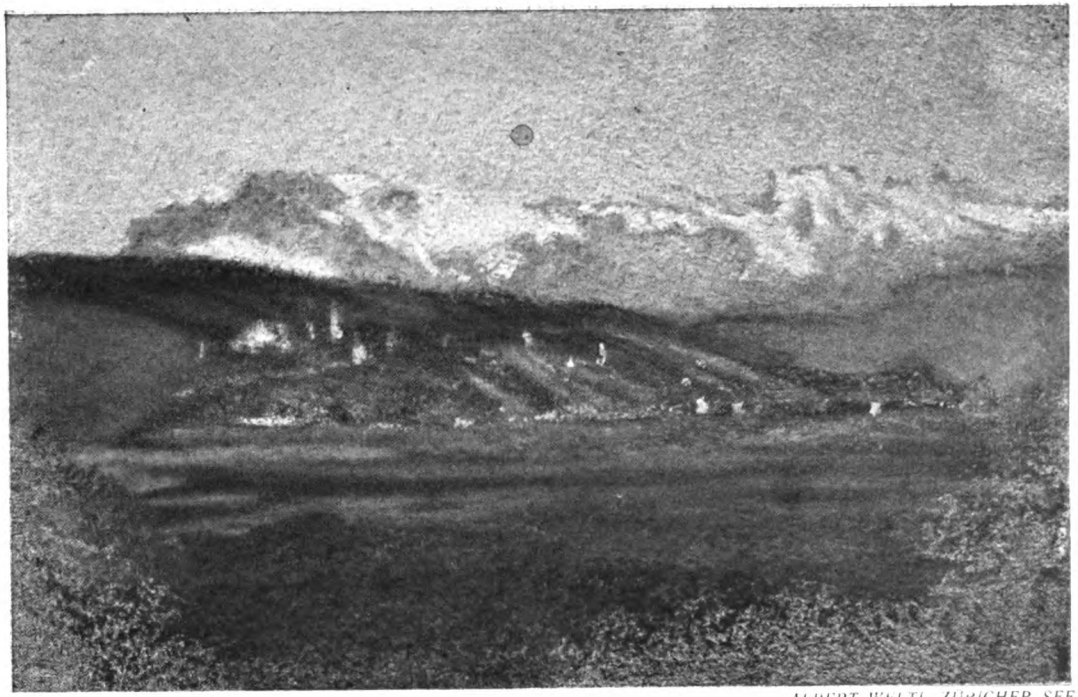
Digitized by Google

dann immer mehr wie ein Schauspieler aus. Pflegt er's aber gar nicht, pflegt er nur die Sache, dann mag ihm vor den Aufgaben werden, als wüchsen gerade seinem Ich neue Arme. Damit hängt wohl auch die bekannte Wahrheit zusammen, daß neue Aufgaben immer neue Talente wecken. Wie sie's im neuen Kunsthandwerk und in der neuen Kunst getan. Genies nicht, aber Talente, die zur Hebung der Allgemeinkultur eines Volkes ausreichen. Deshalb dürfen wir, mein ich, hoffen: je mehr unsre Auffassungen sich durchsetzen, je mehr werden sich auch Persönlichkeiten bilden, um die neuen Aufgaben der Ausdruckskultur zu fördern. Und ob wir Älteren das gelobte Land nur als ein Fernbild, in Einzelheiten undeutlich, schauen: es sind die Unsern, das wissen wir, die es gewinnen und bebauen werden. A

Hans von Volkmann

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz, über Musik an Dr. Richard Batka in Wien XIII/6, Hügelgasse 7 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

ALBERT WELTI, ZÜRICHER SEE

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart

Albert Welti: Gelegenheitsblätter

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart

Albert Wilt: Gelegenheitsblatter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart *Albert Welti Gelegenheitsblätter*

Digitized by Google

Digitized by Google

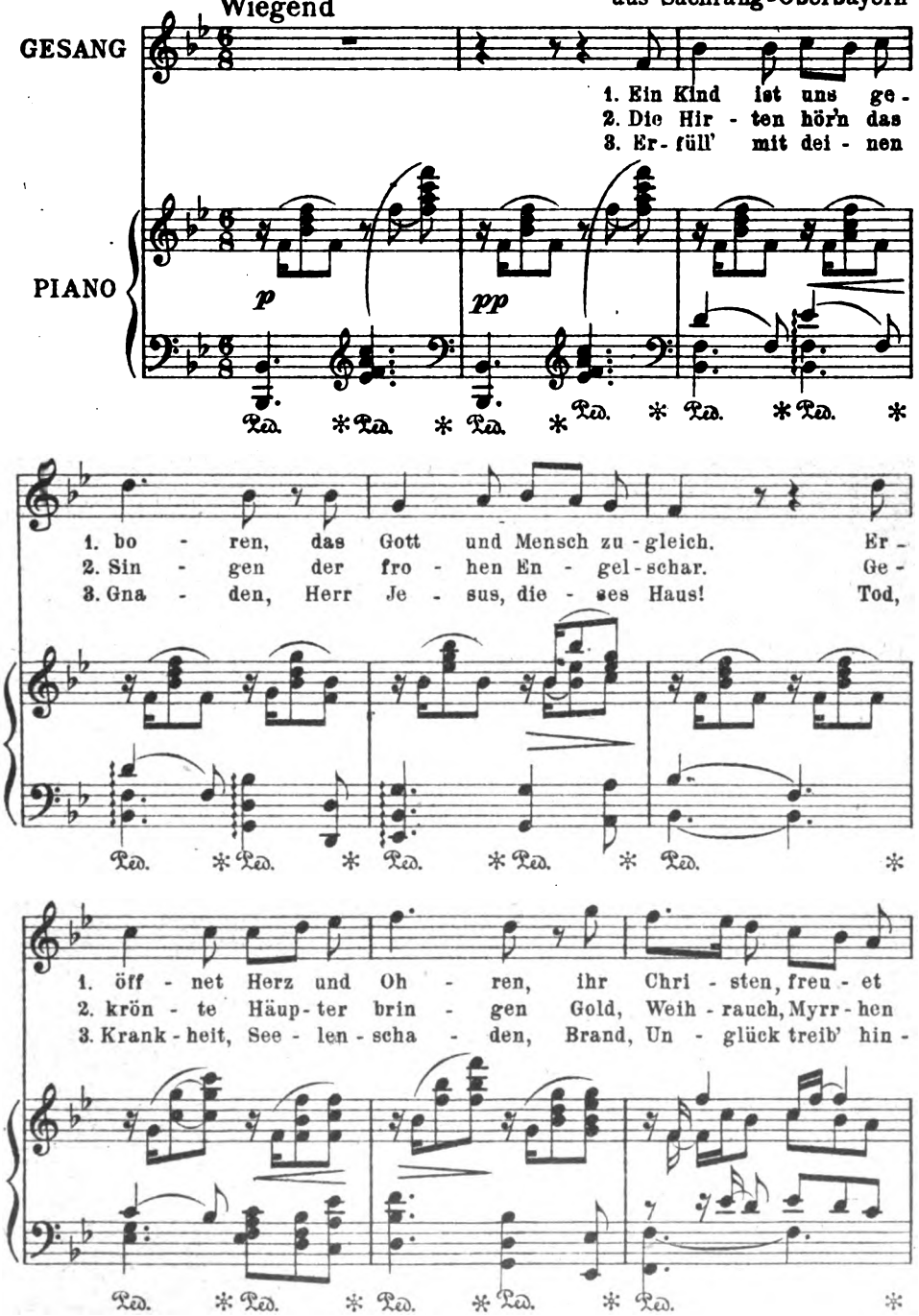
Aus dem Kunstwart *Albert Welti: Gelegenheitsblätter*

Digitized by Google

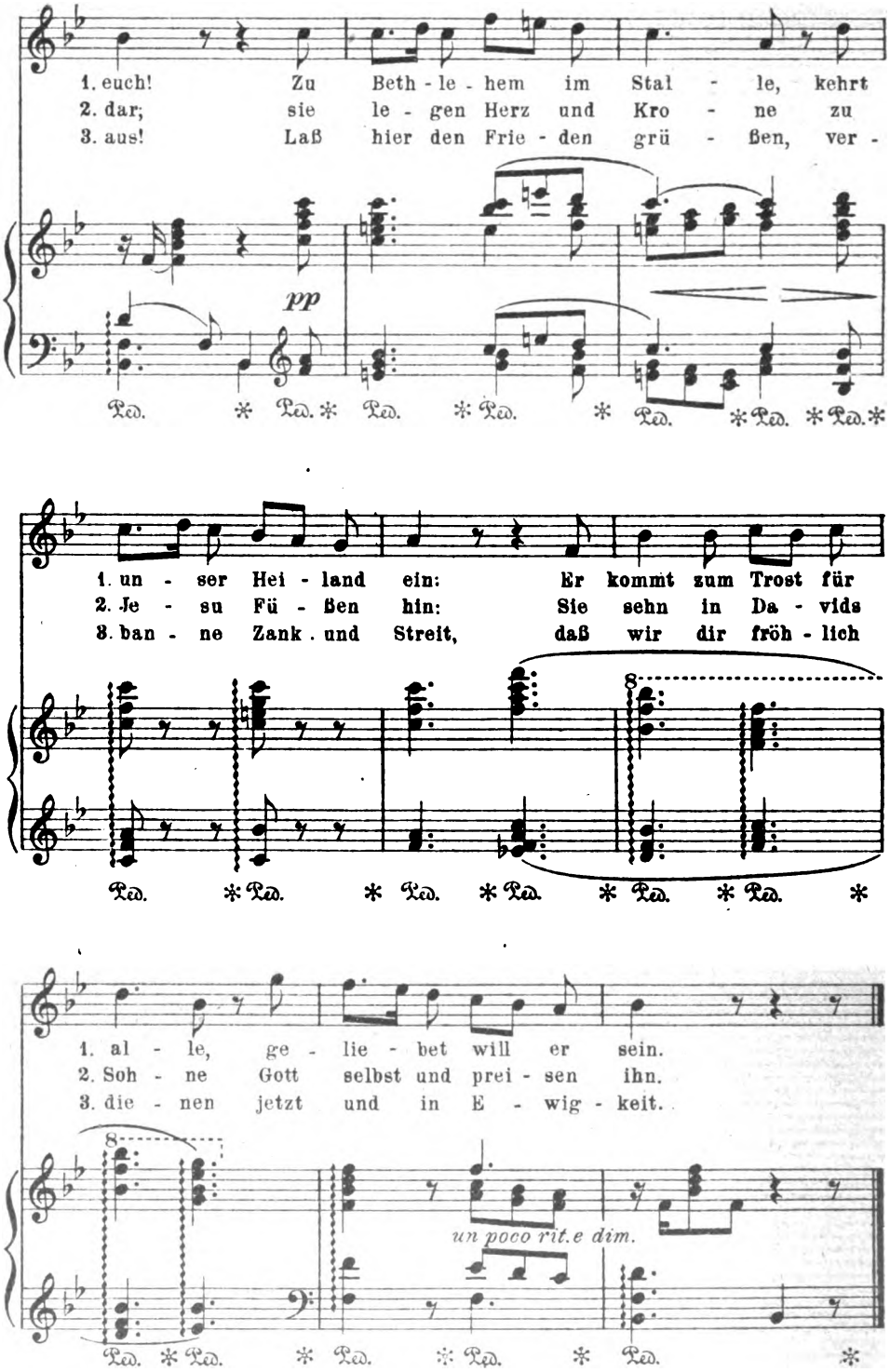
Digitized by Google

EIN KIND IST UNS GEBOREN

Volkslied
aus Sachrang-Oberbayern

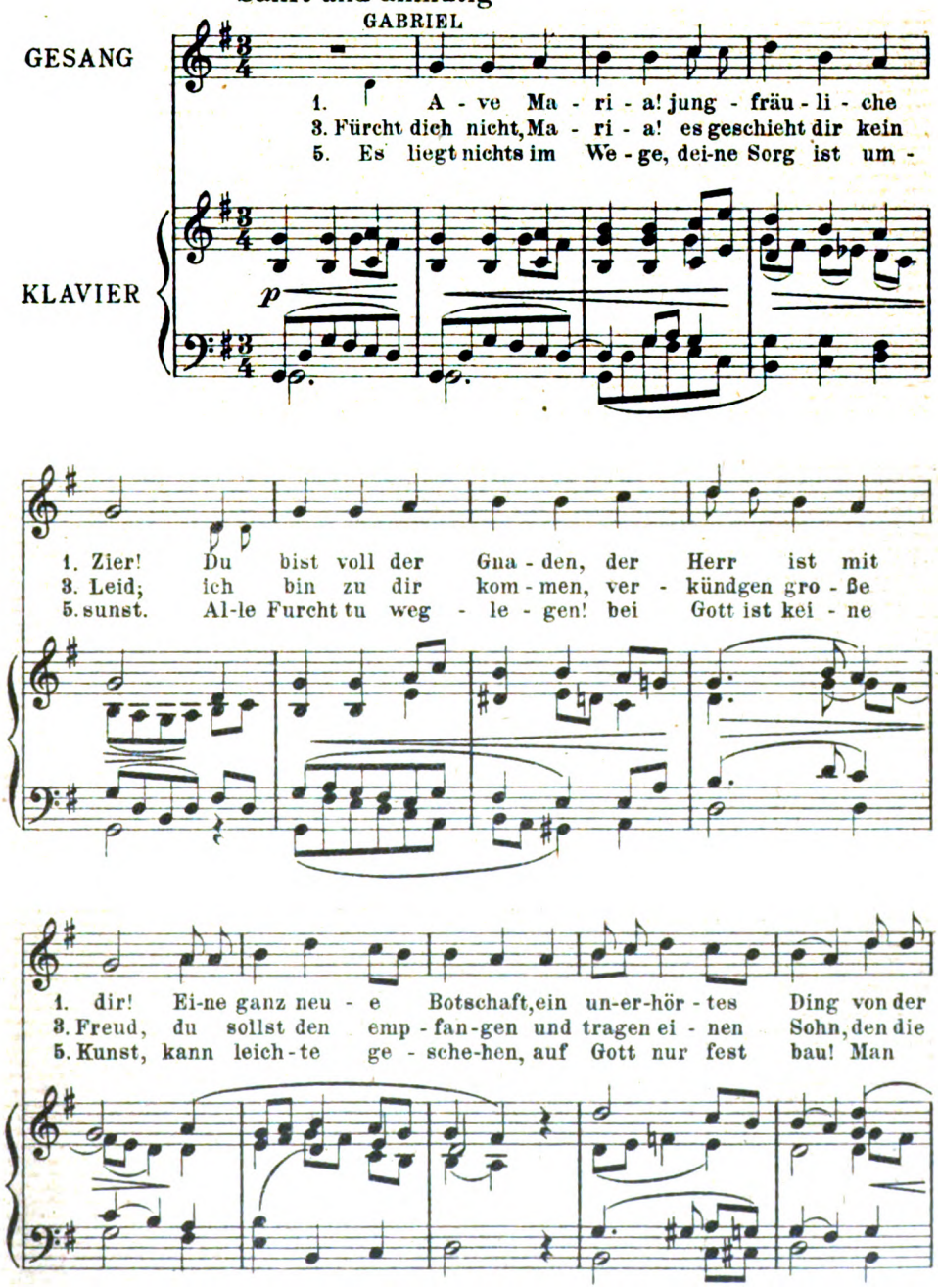


Verlag von GEORG D. W. CALLWEY, München
Alle Rechte vorbehalten
Digitized by Google

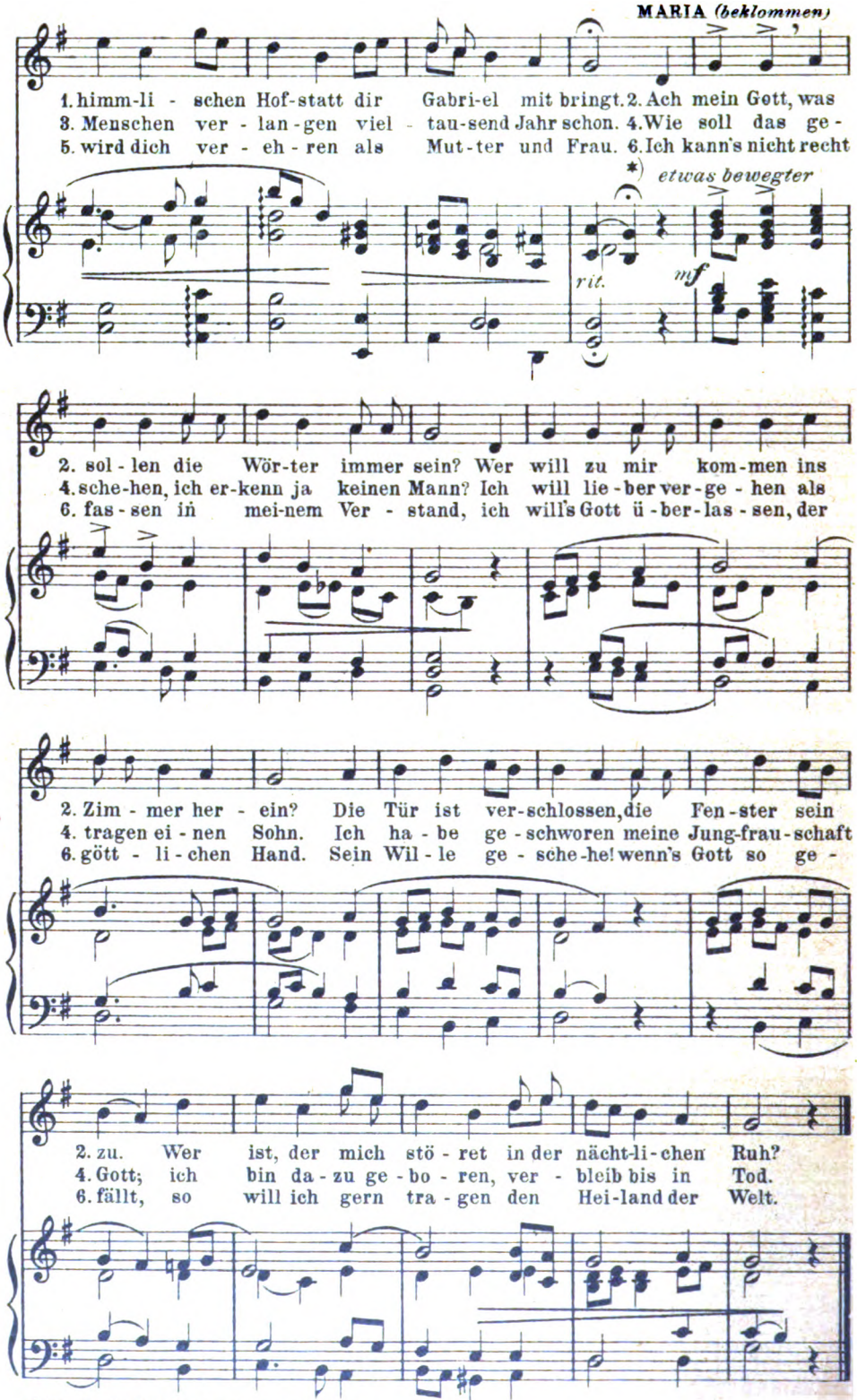


Digitized by Google

AVE MARIA



Digitized by Google



*) Str. 6 allmählich langsamer, gottergeben

Stich u. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig

Digitized by Google

Der Kunstwart
und Kulturwart

Halbmonatschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten

Herausgeber
Ferdinand Avenarius

Sechsundzwanzigster Jahrgang, zweites Viertel
Januar bis März 1913

München
Georg D. W. Callwey

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt

Die erste Ziffer gibt das Heft, die zweite die Seite an. Die „Größeren Aufsätze", der Sprechsaal und die „Rundschauaufsätze" sind nach dem Erscheinen, die „Losen Blätter", „Bollbilder" und „Noten" nach dem Alphabet geordnet.

Allgemeineres

Größere Aufsätze

1913 (Avenarius) 7 1
Was interessiert Europa? (Avenarius) 9 153
Pfarrerbeamte 9 171
Die Kirchen auf! Ostergedanken 12 369

Rundschau

Neujahr 7 46
Waffen an den Feind? 8 127
Prinzregent Luitpold † 8 128
Wer vertritt uns in der Weltpolitik? 9 188
Schlafende Gesichter 10 267
Ein Wort für Johannes Müller 11 338
. . . und verschied 12 427

Vom Ausland

Größere Aufsätze

Deutschtum in Amerika (Lessing) 10 217
Kulturwacht für Konstantinopel! (Kleibömer-Konstantinopel) 12 404

Rundschau

Denkmalschutz im Kriege 11 362

Bildung und Schule

Größere Aufsätze

Gesamtunterricht (Ernst Weber) 7 22
Die Mutter als religiöse Erzieherin (Krukenberg-Conze) 8 88
Arbeit auf Halbzeit und verlängerte Ausbildung? 8 97
Hoffnungen und Wirklichkeiten. Zum sächsischen Volksschulgesetze (Seyfert) 8 104
Ausländer an deutschen Hochschulen und die „Stimmungen" ihnen gegenüber (Wienecke) 9 168
Begabungen (Herter) 10 245
Politik der Bücherei (Hofmann) 11 306
Vom Hochschulleben. Zur Gründung einer hamburgischen Universität (Herter) 11 315

Rundschau

Sammelt Sonnenschein! 8 149
Tanzstunde usw. 9 210
Kartoffelkomödie 9 212
Ottos „Familienreform" 11 365
Ostereier suchen 12 447
Wie verbündet man sich zur Volksbildungsarbeit? 12 448
Zu den Verdächtigungen gegen die Lehrer 12 449

Gesellschaft

Größere Aufsätze

Wohnungsgesetzgebung (von Mangoldt) 9 158
„Schutz der Arbeitswilligen" (Malzan) 10 239
C_2H_6O und Begeisterung. An unsere akademischen Bürger (Avenarius) 11 297
Marxismus und Sozialismus (Corbach) 11 308

Rundschau

Anzeigen als Anzeichen 10 7 75
Anzeigen als Anzeichen 11 9 206
Jagow, der Polizeipräsident 9 206
Anzeigen als Anzeichen 12 10 283

Digitized by Google

„Laska“ 10 285
Anzeigen als Anzeichen 15 11 357
Feine Gesellschaft 11 358
„Prinzen im Gedränge“ 11 360
Zum Thema „Unsere Verschleierer“ 11 361
Sie können's nicht lassen 12 440
Von der Münchner Nachtlebens-Kultur 12 441

Handel und Gewerbe

Rundschau
Weihnachtsgeschäft 7 71
Der Sieg der Nationalökonomie 7 73
„Der Reisende“ 8 147
Erzwungene Gläubigerschaft 9 205
Bewerbungsschreiben 11 357
Qualitätsarbeit oder Wertarbeit? 12 440

Heer und Flotte

Rundschau
Zur Organisation des Krieges 12 445

Heimatpflege

Rundschau
Schildbürgerstreiche 8 146
Auf der Eisbahn 8 147
Eine Kunstfahrt über Land 10 280
„Nur eine alte Brücke“ 10 281
Berliner Fortschritte 11 354

Von der katholischen Seite

Größere Aufsätze
Nochmals „Protestanten und Katholiken“ (Gnauck-Kühne) 8 100

Körperpflege

Rundschau
Sechstagerennen 8 149
Kopfhaltung 10 289

Angewandte Kunst

Größere Aufsätze
Adel und modernes Kunsthandwerk (Frhr. von Miltitz) 7 20
Rundschau
Wieder ein Standbild? 7 66
Vom flachen Dach 8 144
Die neuen Kunsthandwerker 9 199
Vom Beockern 9 205
Eine neue Industrie 9 203
Neue Zinnformen 10 279
Die Sonne und der Städtebau 11 352
Der Künstler im kunstgewerblichen Betrieb 11 353
„Reserve“-Andenken 12 439

Bildende Kunst

Größere Aufsätze
Des Kaisers neue Kleider (Avenarius) 8 81
Das Bismarckdenkmal am Rhein (Haenel) 11 303
Rundschau
„Kunstformen der Natur“ 7 65
Karl Justi † 8 142
„Ultramalerei“ 8 143
Die Nachfolge Tschudis 9 198
Wieder das Berliner Opernhaus 10 278
Paul Leschhorn 12 436
Friedrich Offermann † 12 437
Corinth-Ausstellung 12 437

Literatur

Größere Aufsätze
Über die tiefere Bedeutung v. Vers u. Reim (Spitteler) 7 10
Heinrich Federer 7 13
Neue historische Romane (Ertl, Gorm, Havemann,

Digitized by Google

Krobath, Lienhard, Schaffner, Schulze-Berghof, Emil Siebert, Strauß, von Strauß u. Torney (Schumann) 9 162
Zum Fall Kotzde (Avenarius) 9 174
Otto Ludwig. Ein Wort zum 12. Februar 1913 (Walzel) 10 221
In Sachen vaterländischer Jugendliteratur. Eine Erklärung (Avenarius, Paul Schumann, Wolfgang Schumann, Stapel, Ullmann) 10 293
Schopenhauer (Gjellerup) 11 298
Hebbel, von zwei Standpunkten gesehn (Leopold Weber und Behl) 12 371
Alte und neue Predigtweise (Niebergall) 12 390

Rundschau
Erklärung in Sachen der Lehrerprüfungsausschüsse für Jugendschriften 7 47
Fränkische Erde (Hans Raithels „Annamaig") 7 48
Kalender für 1913 7 50
Seume 8 129
Gerhart Hauptmanns Feier-Tournee 8 130
Karl May als Geist 8 131
Eine literarische Zweifelsfrage 9 189
Slawische Lyrik 10 269
Notwendiges Ausrüstungsstück 10 270
Schopenhauers Vorlesungen 11 340
Lamszus' „Menschenschlachthaus" 11 343
Ernst Lissauers Gedichtzyklus „1813" 12 430

Mann und Weib

Rundschau
Kleidet euch einfach! 9 207
Vergleich der Geistesfähigkeiten von Mann u. Weib 9 208
Die Frau als Wohnungsinspektorin 10 286
Die Zeit und die Dame in Berlin W 12 446

Musik

Größere Aufsätze
Ludw. Wüllner (Schumann) 7 16
Tanz und Gegenwartkultur (Rath) 9 154
Zum Verständnis und Vortrag von Mendelssohns Klavierwerken (Breithaupt) 10 234
„Der ferne Klang" (Brandes) 11 301
Felix Draeseke (Brandes) 12 397

Rundschau
Beethovens Briefe 7 65
Heinrich van Eyken 8 141
Musiker-Ehrengehälter 8 142
Max Bruch 9 197
Fröhliche Tonkunst 9 197
„Altitalienische" Geigen 9 198
Natürliche Klaviertechnik 10 276
Klaviermusik 11 350
Schönbergs Gurrelieder 12 435

Naturschutz

Größere Aufsätze
Gegen das Ausrotten in deutschen Kolonien. Zur deutschen Geweihausstellung 1913 (Schillings) 12 398

Rundschau
Baumschutz 7 70
Raubvögel als Naturdenkmäler 10 282
Snob als Züchter 11 355
Die Erhaltung der Naturschönheit auf dem Lande 11 356

Vom Recht

Größere Aufsätze
Rechtsanwalt und Staatsanwalt (Nordhausen und Avenarius) 7 5
Für das Erbrecht des Reichs (Bamberger-Aschersleben) 8 91
Rechtsanwälte (Dittenberger, Nordhausen und Avenarius) 10 241

Rundschau
Sachverständige und Oberverwaltungsgericht 7 75
„Sachverständige" 10 284

Digitized by Google

Von der Sprache

Rundschau

Kriegt oder krigt man? 8 129
Besserung im Juristendeutsch? 9 188
Nochmals „kriegt oder krigt man“? 10 268
Letztmals kriegt oder krigt man? 11 339
„Konfirmation“ oder „Einsegnung“? 12 429

Zu den Tagesereignissen

Rundschau

Vom „Débâcle der Abstinenz“ 8 148
„Wie denken Sie über . . .?“ 9 206
Kaiser und Pächter 12 442
Nach Schuhmeiers Ermordung 12 443

Theater

Größere Aufsätze

Vom Mimenparlament und vom Bühnengesetz (Rath) 8 93
Zirkusdramatik (Rath) 10 229

Rundschau

Berliner Theater:
I: Schnitzlers „Professor Bernhardi“ 7 57
II: Maeterlincks „Blauer Vogel“ 8 131
III: Neues von Sudermann (Der gute Ruf), Ct. Rey (Schöne Frauen) und anderen (Wilde und Regelein, Der Austauschleutnant; Walter Stein und Ludwig Heller, Majolika) 9 190
IV: Dramen von Heinrich und Thomas Mann (Die große Liebe, Fiorenza), Stucken (Astrid) und anderen (Ernst Hardt, Der Kampf ums Rosenrote; Tolstoi, Der lebende Leichnam; Lenz, Wieselchen) 11 344

Dresdner Theater:
I: Bahrs „Prinzip“ 9 194
II: Lilienfeins „Tyrann“ 10 273
III: Jugendwerke von Otto Ludwig („Torgauer Heide“ und „Hanns Frei“) 11 348

Hamburger Theater:
I: Gustav Frenssens „Sönke Erichsen“ 10 270
II: Franz Adam Beyerleins „Frauen“ 12 432

Heidelberger Theater:
Lublinskis „Kaiser und Kanzler“ 11 349

Münchner Theater:
I: Wedekinds „Franziska“, Schönthans und Presbers „Der Retter in der Not“ und Verhaerens „Philipp II.“ 7 59
II: Neues von Roda Roda und Meyrink („Sklavin von Rhodus“), Biro („Der Raubritter“) und Sigurjonsson („Berg-Eyvind u. sein Weib“) 8 135
III: Eugen Albus „Klein-Eisen“ und Walter Zierschs „Eisen“ 9 192
IV: Shaws „Blanco Posnets Erweckung“, Max und Moritzens „Der freie Horst“ 10 274

Stuttgarter Theater:
Lutzens „Andreas Hofer“ 10 276

Otto Brahm † 7 55
Theaterstücke für Dilettantenbühnen 8 140
Das „Regisseur-Genie“ 9 195
Zu Papa Schmids Tode 9 197
Selbstverständliches und Nachdenkliches aus einer Theaterleitung 11 350
Mein Wallenstein 12 433

Unter uns

Rundschau

„Ratschläge für vaterländische Feste“ 7 76
Katholisches im Kunstwart 7 76
Neue Tiefdrucke nach Feuerbach und Haider 7 77
Unser Wandkalender für 1913 7 77
Unsre Positiven und der Kunstwart 8 180
Nochmals: Katholisches im Kunstwart 10 290
Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit 11 364
An Herrn Wilhelm Kotzde 11 365

Digitized by Google

Lebende Worte

Drei Worte von Arndt 7 77
Hohes und Niedriges 8 151
Vom vaterländischen Gedanken 9 215
Staatsformen 10 291
Zur Kunst 11 366
Gesinnung und Leistung 12 452

Lose Blätter

Federer, Heinrich: Aus dem Roman „Berge und Menschen“ 7 24
Geucke, Kurt: Der Heidereiter 11 320
Ludwig, Kordelia: Aus den „Erlebten Gedanken“ und ihren Briefen 10 264
Ludwig, Otto: Friedrich II. von Preußen 10 246
Maeterlinck: Aus dem „Blauen Vogel“ 9 176
Molo, Walter von: Aus dem Schiller-Roman „Ums Menschentum“ 11 327
Wieland: Aus seinen Werken 8 107
Wrede, Fürst Friedrich von: Aus den „Goldschilds“ 8 119
Aus neueren Predigtbüchern (Baumgarten, Geyer und Rittelmeyer, Ragaz, Schmitthenner, Traub) 12 407

Bilder

Vollbilder:

	Heft
Bauriedl, Otto: Grauer Tag	7
Bause, J. F.: Bildnis Wielands (nach A. Graff)	8
Bing, Henry: Schneewetter	9
Hartig, Hans: Winterabend im Städtchen	7
Hebbel-Bildnis	12
Lamm, Albert: Einöde Baumfurt	8
Leschhorn, Paul: Tauwetter	12
— Landschaft mit Brücke	12
— Vereiste Tannen	12
Lüdke, Alfred: Dämmerung	9
Ludwig, Otto: Totenmaske des Dichters	10
Paeschke, Paul: Nordhafen Berlin	9
Penzoldt, Ernst: Silhouette	12
Pilliet, Jean: Landstraße	7
Rösler, Waldemar: Landschaft	9
Samberger, Leo: Bildnis des Prinz-Regenten Luitpold von Bayern	8
Schopenhauer-Bildnis	11
Streubel, Alfred: Winterliche Großstadtstraße	7
Svabinsky, Max: Doppelbildnis	10
Wagner, L. M: Holsteinisches Städtchen im Winter	10
Zumbusch, Ludwig von: Mädchenbildnis	11
— Das Alter und die Jugend	11

Illustrationsbeilagen:

	Heft
Boccioni, Umberto: Die Abreisenden	8
Bradl, Jakob: Kartoffelfiguren	9
Burljuk, D.: Kopf	8
Carra, Carlo D.: Die Straße mit den Balkonen	8
Cézanne, Paul: Badende Frauen	8
Kandinsky, Wassili: Holzschnitt	8
— Pastorale	8
— Improvisation	8
Kirchner, E. L.: Plakat Muim-Institut	8
Matisse, Henri: Der Tanz	8
— Die Musik	8
Messel, Alfred: Zwei Entwürfe für die Museumsneubauten in Berlin	7
Pechstein, Max: Tänzerin	8
— Badende Frauen	8
Russolo, Luigi: Revolution	8
Schäffner, Katharine: Sturm	8
— Seufzer	8
Signac, Paul: Der Hafen von Gênes	8
Eine Abbildung zu dem Beitrage: „Nur eine alte Brücke“ (Brücke in Hirsau)	10
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Neue Zinnformen (W. von Wersin und Richard Riemerschmid)	10
Sieben Abbildungen zu dem Beitrage: Das Bismarckdenkmal am Rhein	11

Textbilder:

	Heft
Bucherer, M.: Frühling	7
— Winter	7
Giacometti, Giovanni: Verschneites Dorf	7

Digitized by Google

	Heft
Hänny, Karl: Bildnis K. Mosers	7
Kandinsky, Wassili: Drei Zeichnungen	8
Phieler, Heinrich: Das prophetische Wort	12
— Der Tod des Mattathias	12
— Im Paradies	12
Segal, A.: Impression	9
Thomann, Adolf: Verteilung der zurückgekehrten Schafe	7
Vibert, P. E.: Geburtsanzeige	7
Würtenberger, Ernst: Bildnis Ferdinand Hodlers	7
Zumbusch, Ludwig von: Kampf	11
Drei Abbildungen zu dem Beitrage: Kopfhaltung	10
Eine Abbildung zu dem Beitrage: Snob als Züchter	11
Ein Brief Friedrich Hebbels an den Dramaturgen Julius Hammer in Dresden (Faksimile-Reproduktion)	12

Noten

Berneker, Konstanz: Aus den „Sonnenliedern“	10
Eyken, Heinrich van: Im Kahn	8
— Unterm Buchenbaum	8
Mraczek, Joseph Gustav: Aus der Oper „Der Traum“	9
Niemann, Walter: Notturno	12
Schreker, Franz: Aus der Oper „Der ferne Klang“	11
Strauß, Richard: Aus „Ariadne auf Naxos“	7
Umlauft, Paul: „Und du bist vermählt?“	9

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Hans Hartig

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Januarheft 1913 Heft 7

1913

Wir treten in das größte Erinnerungsjahr unsrer Geschichte. Ganz gewiß nicht wenigen unter uns wird beim Gedanken daran ein Stoßgebet kommen: mögen die Feiern, mögen die Gedanken, die nun übers Vaterland gehn, nicht bloß Hall und Rauch, mögen sie Kraft bringen!

Wenn sich die Welt in jedem Hirn anders spiegelt, so gibt es auch von der Zeit der großen Erhebung so verschiedene Bilder, wie Menschen sie besehn. Aber auf drei Typen gehn alle zurück.

Der erste zeigt uns das Gemälde, dessen auch wir uns freuten, als wir noch Knaben und Mädchen waren, und weite Ringe unsres Volks freuen sich seiner noch heute. Ein Bild, umschmettert von Schlachttrompeten, umdonnert von Kanonen und gewoben aus Licht. Nur der Untergrund, aus dem es aufstieg, ist Nacht: der korsische Tyrann herrschte im Land, knirschend ertrug der Deutsche das Joch seiner ungeheuren Übermacht, aber im stillen rüstete er sich, denn des Preußenkönigs und der edeln Luise Geist, das wußte er: sie sannen Tag um Tag, wann die Befreiungsstunde schlagen werde. Die Königin erlebte sie nicht mehr, der König rief mit dem Manifest „An mein Volk" als herrlicher Führer zu den Waffen. Nun jubelt durchs Land der Freiheitssturm. Was fortan hervortritt, sind Schlachten, Heldenkämpfe bis zu jenem ohnegleichen, der Leipziger Völkerschlacht. Dazwischen blitzt des Marschall Vorwärts volkstümliche Gestalt uns unter den buschigen Brauen an, große, edle Fürsten ordnen alles Völkerwohl aufs beste, und in Paris endlich blüht aus dem Schutt des zertrümmerten Kaisertums Glück und Segen in die befreite Welt. Alles das füllt den Vordergrund. Nur weiter hinten, zwischen den Kulissen, zeigen sich auch edle Bürgergestalten, Stein, Fichte und andre Tüchtige, denen die Krieger von ihren Lorbeerkränzen Blätter überreichen. So erscheint in diesem Weltbilde im wesentlichen das Geschehen. Einfach, kräftig, schön — aber auch bis in die Tiefen wahr?

Die Frage bedrängt den regeren Kopf, und wie er ihr nachgeht, trifft er auf Enttäuschungen. Er sieht, daß der Korse durchaus nicht überall in Deutschland als Tyrann empfunden ward, daß man ihn im Gegenteil da und dort als Befreier bejubelte, daß man ihm vielfach willig diente, ja noch über sein Verlangen hinaus bedienerte, auch im Volk, daß selbst deutsche Reformer Bündnisse mit ihm erstrebten, daß deutsche Fürsten ihm bis zur Demütigung huldigten und jeden Gedanken der Auflehnung gegen ihn, wie selbst Preußens König noch 1812, in entrüsteten Erlassen verdammten. Erst als den Korsen das Glück verließ, erst da kam ihnen der Mut, fast wie Treubruch sieht in solchem Lichte die nationale Erhebung aus. Jenes Dunkel vor den Befreiungskriegen vertieft sich so, gewinnt eine andre Farbe, und Mißtöne schrillen daraus, die das Deutschtum zu entwerten scheinen. Unklarheit, Zaghaftigkeit, Schwanken bei den Fürsten, Undank gegen

Digitized by Google

manche der Besten, Sorge vor allem ums Hausinteresse, um ihre Dynastie, ein Gedrängtwerden und ängstliches Folgen, wo wir an ein Führen glaubten. Bei der Leipziger Schlacht sodann ein Zerdrücken durch die Übermacht, bei dem der Besiegte ganz sicher nicht weniger Held als der Sieger war. Legenden auf Legenden über jene Zeit sinken vor uns zusammen, und oft klingt ihr Zerbrechen wie Hohngelächter. Und zum Schluß all der Kämpfe und Opfer als Dank von „oben“: die Reaktion.

Das ist das zweite Bild. Wem's in seine Menschenverachtung oder in seinen Parteikram paßt oder wem das Weiterarbeiten zu mühsam ist, der bleibt bei ihm. Es läßt sich so plastisch machen mit hundert schwarzen Schatten, und wie schön bitter läßt sich dann vor ihm sagen: da seht ihr eure nationalen Geschichtsfälschungen, da seht ihr auch euer Deutschtum! Denn es gehört nicht mehr zu solchem Hohn, als zum Steckenbleiben gehört, wo man durchdringen sollte.

Dem Durchdringenden erst zeigt sich das dritte Bild. Das hält der Frage nach der Wahrheit stand, aber wenn es reich ist an Zügen des Allzumenschlichen, so ist es erstaunlich reich an Zeugnissen der Größe.

Auch sein Untergrund ist dunkel. „Die Zeit der schweren Not“, das sprechen wir nach, aber wir müssen uns in die Verhältnisse der Napoleonischen Herrschaft erst sehr hineindenken, ehe wir's erfassen. Schon die wirtschaftliche Not, das Brachliegen der Geschäfte, die Armut im Lande infolge von Krieg und Kontinentalsperre und Bedrückung durch den Feind, wir haben ja eben seit jenen Jahren nie wieder dergleichen kennen gelernt. Dann die französische Gewaltherrschaft, — welche Unfreiheit, die wir je wieder erlebten, gäbe uns genügende Erinnerungen zu Vergleichen mit ihr! Und das Napoleonische Spionensystem, das den Wänden Ohren gab. Aber vielleicht war all dieses für die vornehmeren Menschen noch nicht das, was ein Gefühl der „tiefsten Erniedrigung“ so brennen ließ. Gab es denn überhaupt noch ein Deutschtum? Das politische Leben duckte vor dem Eroberer; was es in höchstem Geheimnis etwa gegen ihn spann, das sah man ja nicht. Ebenso wie das deutsche Leben sich sofort verstecken mußte, wo es etwa gegen das französische dachte. Es schien, man starb nicht nur den nationalen Tod, man starb ihn sogar in Schande. Denn die Oberflachen schienen sich ja zudem abzufinden mit der neuen Zeit. Nicht nur sie, bei denen das erklärlich schien, am Rhein und sonst, wo das kaiserliche Regime ihnen auch tatsächliche Befreiung von mancher Reichselend-Mißwirtschaft brachte. Nein, nicht nur die Oberflächlichen, auch viele Geistige, und unter den Geistigen auch gute, ja große, die über die nächsten Jahre hinaussehen mochten, aber nicht sagen durften, wie sie's im Innersten meinten. So furchtbar die Wirklichkeit war, der Schein war noch grauenhafter. Was war denn dieses unser Volk, wenn ihm das Auslöschen seines Ichs schön, gut und heiter vorkam? Wie's in den Volkstumsbewußten damals aussah, das ahnen wir bei dem einzigen Namen Kleist. Er lebte wie ein Geist ohne Stand, ohne Raum, ohne Körper in seiner Gegenwart, und wurzellos verdurstete er.

Digitized by Google

Daß dem deutschen Ideenleben aus der klassischen Zeit Körper not tat, Kraft im Irdischen, wie einfach, wie selbstverständlich dieser Gedanke ist, um Wille zu werden, mußte er erst erlebt sein. Keine Zeit war geeigneter, ihn erleben zu lassen, ihn durch den Gegensatz des Vorgestellten zum Wirklichen in den Willen geradezu hineinzupressen, als die „Zeit der Not". Stein, Fichte, Humboldt, Schleiermacher, Scharnhorst, Gneisenau, Clausewitz, Boyen, Arndt, Jahn oder an wen sonst der Reformer damaliger Gegenwart wir denken mögen: zusammengeschmiedet vom Franzosenhammer festete sich in ihnen und den Tausenden Geistesverwandter der Wille: Die Räder des Staats durch den Geist der Besten im Volk zu treiben, das staatliche Räderwerk zu beseelen zum Organismus, der jenem Geiste gehorsamte. Noch die um Goethe hatten den Staat ihrer Zeit hingenommen wie er war, und wenn sich sonst Persönlichkeiten mit ihm befaßten, so benutzten sie ihn, wie man eine bewährte fertige Maschine benutzt; man kann da oder dort an ihr bessern, an ihre Neugestaltung von Grund aus denkt man nicht. Sie ist einem ja nur gegebenes äußerliches Instrument, dem Wesen nach hat sie mit dem nichts zu tun, was der Arbeit Ziel und Sinn gibt, sie ist von Eisen, nicht von Fleisch und Blut. Wo die Gedanken beieinander wohnten und wo die Dinge sich im Raume stießen, das waren bisher zwei Reiche gewesen, der deutsche Denker der Aufklärzeit hatte gedacht, ohne daß der Staat ihn und ohne daß er den Staat belästigte. Möglich, daß nur so die Gedanken erwachsen konnten. Aber das können alle Tatmenschen nicht wegstreiten: die Gedanken, die nun groß genug zum Wirken waren, sie stammten doch aus der deutschen Klassikerzeit. Es waren die Schüler der geistigsten deutschen und europäischen Zeit, die nun nicht bloß erkannten, sondern in diesen Jahren der bewegtesten Wirklichkeit auch fühlten, wie das Seiende anders war als der Gedanke gut hieß. Nochmals: das ist die allergrößte geistige Frucht dieser Zeit, der Wille: es werde aus dem Gedanken Leben.

Freilich: allein aus dem Denken der Denker heraus hätte die Zeit nie diese Ernte gereift. Daß die Stein und Genossen Widerhall fanden, das war nur möglich, weil sie nicht nur mit den Gedanken der feinsten und kühnsten Geister, sondern auch mit den Gefühlen des Volkes gesättigt waren. Mit ihnen, die über lange Geschlechter weitergeerbt und fortgezüchtet waren. Nicht mit den preußischen nur, mit den deutschen Volksgefühlen, wie ja die Männer, die am kräftigsten in Preußen wirkten, nur zum Teil Preußen waren. Übersehen wir nicht, was so gern übersehen wird: wie Großes vielleicht: wie Entscheidendes für diese Durchtränkung der höchsten deutschen Bildung mit Geist aus den Breiten und Tiefen wir wiederum unserm Schrifttum verdanken. Nicht nur dem romantischen Schrifttum, schon dem Goethes und Herders. Einem Schrifttum, das Volksmäßiges nicht nur gesammelt, sondern auch gesichtet und geläutert hatte. Es war nicht nur Volksgeist, es war Volksadelgeist, was es verbreitete und erneuerte. Jetzt wob ein wundersames Geben und Nehmen hinauf und hinab. Die unerfreuliche Gegenwart stieß die besten Geister von sich zurück in die Volksvergangenheit, die

Digitized by Google

Schätze„ die man da fand, begannen holder zu leuchten, alte Herrlichkeiten dämmerten auf, nicht nur in Gewesenem, auch noch in Seiendem, und die Not, die beten lehrte, stärkte das allgemeine religiöse Gefühl, stärkte das Innenleben überhaupt, sich damit zu verbinden. Aus den Hörsälen aber von Berlin, Königsberg, Breslau zog die von großen Lehrern gebildete Jugend mit neuen Gedanken und neuen Vorsätzen in die Schulzimmer und Gerichtssäle, auf die Kanzeln, in die Offizierstuben, in die Gutshäuser zu diesem Volke, das es nun anders sah, als die Väter getan. Hoch und niedrig, groß und gering kam in andrer Weise zueinander, als bisher, und die neue Gedankenerzeugung droben traf auf eine neue Empfänglichkeit. Es ist nicht allzuviel gesagt: in jenen Tagen bildete sich an Stelle von Unter- und Obertan das neue alles im Staat umfassende Volk, in jenen Tagen ward „das Volk“. Und das Volk war es, das aufstand. Das Volk auch im ersten deutschen Volks-Heer. Kameradschaftlich zum ersten Male Herr neben Knecht. Damals, als es die allgemeine Wehrpflicht noch nicht gab und doch der Sturm losbrach. Wahrhaftig, wir dürfen Leipzig feiern, aber noch in anderem Sinne, denn als Kriegsereignis, auch deshalb, weil hier der deutsche Idealismus der Zeit sich durch seine freiwilligen Blutsopfer bestätigte und bewies. Gibt es doch schlechterdings in der deutschen Geschichte nichts, was so mit Hoffnung auch auf die Zukunft erfüllen kann, wie dieses sein Erwachen aus dem Schlaf, es scheint fast: aus dem Nichts innerhalb so kurzer Spanne Zeit.

Aber Blüchers „Federfuchser“ kamen, es kam der Kongreß, kam der Deutsche Bund, es kam die heilige Alliance, es kam Olmütz. Es kam wieder eine Fremdherrschaft über unser Vaterland, wenn auch eine nach anderm Wortsinn. Bis 1830 und 1848 kamen, und dann mit Bismarck das Deutsche Reich.

Aber lange, lange, lange noch nicht ist geerntet, ist auch nur aufgegangen, was alles jene großen Jahre in den Boden gelegt. Nur auf einem Wege, hat Stein gesagt, kann das Volk sich für die Dauer erneuern. „Man muß der Nation das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie sich ihrer selbst annimmt. Die Bande des Vorurteils lösen, die Wiedergeburt läutern, pflegen und sie in ihrem freien Wachstum nicht hemmen.“ Und ganz wie Stimmen aus der neuesten Zeit klingt es uns, wenn Gneisenau empfiehlt, „dem Genie von gemeiner Herkunft“ freie Bahn zu öffnen. „Welche unendlichen Kräfte schlafen im Schoße einer Nation unentwickelt und unbenutzt! In der Brust von tausend und tausend Menschen wohnt ein großer Genius, dessen aufstrebende Flügel seine tiefen Verhältnisse lähmen. Währenddem ein Reich in seiner Schwäche und Schmach vergeht, folgt vielleicht in seinem elendesten Dorfe ein Cäsar dem Pfluge, und ein Epaminondas nährt sich karg von dem Ertrage der Arbeit seiner Hände.“ So junge Worte, wie das von der Volkswirtschaft der geistigen Güter kommen uns unmittelbar in den Sinn. Mitarbeit des Einzelnen, Erweiterung der „Privattugend“ zur „Gemeintugend“, Bekämpfung alles Sklavensinnes, weil er enttüchtigt, nicht nur Ausnutzung des Einzelnen durch den Staat, sondern Steigerung

Digitized by Google

des Einzelnen durch den Staat, wie Steigerung des Staates durch jenen. Immer wieder: Leib für die neuen Gedanken und neue Gedanken für den Leib. Das waren die immer wieder so oder so betonten Ideale. Sind wir über sie hinaus? Sind wir nur bei ihnen? Sind wir ihnen wenigstens näher? . . .

Wenn wir die Gedenkzeit dieses Jahres einigermaßen würdig feiern wollen, würdig derer, die wir dabei zu feiern glauben: so müssen uns die Erinnerungen, müssen uns auch die Gedenkfeiern zu *Mitteln* werden, unserseits für das zu *wirken*, was jenes Geschlecht *begonnen* hat. A

Rechtsanwalt und Staatsanwalt

„Gewinnen Sie denn beim Knobeln immer?“ fragte der Rechtsanwalt der Kreisstadt seinen Klienten, als der ihm wegen eines verlorenen Prozesses leise Vorwürfe machte. Die Stimmung, die das zynische Wort durchweht, ist gottlob nicht allgemein in Deutschland, und auch wo Verdrossenheit sich ähnlich oder noch schärfer ausdrückt, übertreibt sie bewußt. Uns steht die Hochachtung vor unsern Richtern, ihrem Fleiß, ihrem reinen Streben, ihrer vorbildlichen Unantastbarkeit zu fest. Jeder billig Denkende bewundert und ehrt die Männer, die unter unerhörten Schwierigkeiten, durch ein veraltetes, für verschollene Jahrhunderte bestimmtes Gesetz an Händen und Füßen gebunden, doch mit redlichem Eifer der Wahrheit zum Siege verhelfen wollen. Aber das Gewirr formaler Vorschriften macht das Untersuchen sehr, sehr oft zum Würfelspiel und bildet die eigentliche Ursache der wachsenden Abneigung gegen das Gericht. Je einsichtiger und weltweiser ein Mensch ist, desto ängstlicher hütet er sich davor, es anzurufen. Nur die Prozeßhanseln, die Feuerköpfe und die Spieler lassen nicht locker. Sie sind an Zahl sehr beträchtlich; ihnen verdankt der Richterstand die viel beklagte Zunahme seiner Arbeitslast.

Das toll verfilzte Gewirr von Formalitäten, in denen das einfache Recht erstickt, dies meist mit Händen zu greifende, und doch künstlich verschleierte und dem gesunden Menschenverstand entrückte Recht, hat der Advokatur die heutige überlegene Stellung erobert. Hat sie unentbehrlich gemacht. Niemand, auch der hochintelligente Mensch nicht, darf es mehr wagen, ohne Rechtsanwalt vor Gericht zu gehen. Gerade hohe Intelligenz, die ja erfreulicherweise häufig genug auch mit Güte und Verachtung aller Schleichwege gepaart ist, bringt den Rechtsuchenden in Gefahr. Indem er von sich auf andre schließt, hält er es für unmöglich, daß vor Gericht mit niedrigen, ja gemeinen Waffen gekämpft werden kann und daß Formdinge entscheiden können, deren *sachliche* Gleichgültigkeit ihm sonnenklar ist. Tritt er einem Rechtsanwalt gegenüber, der die sachlich unhaltbare Lage seines Schutzbefohlenen genau kennt und eben deshalb hundert Winkelzüge, Seitensprünge, Unwahrheiten wagt, so ist der adlig empfindende Mensch verloren. Gewiß gibt es Richter mit feinem Empfinden für solche Lagen — es sind das oft dieselben Richter, die einem ohne Verteidiger kommenden Angeklagten, einer des Rechtsbeistands entbehrenden Zivilpartei von vornherein den besseren Glauben zubilligen. Aber der Wortlaut des Gesetzes (und das Gesetz hat unglaublich viel Wortlaut) bannt

Digitized by Google

auch sie in enge Grenzen, zwingt sie wohl gar zuweilen, aller freien Beweiswürdigung ungeachtet, ihre Überzeugung dem Paragraphen zu opfern.

Von welcher Seite man das Problem auch anfasse: die Forderung, daß unsre Richter freier, selbständiger, unabhängiger von einem durchaus undeutschen Recht gemacht werden müssen, springt immer hervor. Sie wird auch das Ergebnis jeder Untersuchung sein, die sich mit der Tätigkeit ihrer Prozeßhelfer befaßt. So steht das Ergebnis von vornherein fest, und man könnte eine recht überflüssige und akademische, sozusagen weltfremde Untersuchung befürchten. Sie ist es aber ganz und gar nicht. Niemals ist die Revision der Stellung, die der Rechtsanwalt und sein Gegenpart im Strafprozeß, der Staatsanwalt, einnehmen, dringender gewesen als heute. Niemals hat sich das Land so einmütig wie in der letzten Zeit gegen den schlechtweg ungeheuerlichen Mißbrauch empört, den unterm Schutz des geschriebenen Rechtes sogenannte Verteidiger mit dem Recht getrieben haben. Dieser Mißbrauch wird die Reform erzwingen. Unser Volk ist doch wohl zu gesund im Kern, um sein wichtigstes, die Pflege der Gerechtigkeit, zu einer alles Rechtsempfinden beleidigenden Komödie entarten zu lassen.

Zahllose Prozesse der letzten Jahre, die das Reich skandaliert haben, zeigen immer dasselbe Bild: um einen notorischen Verbrecher zu retten, werden nicht nur alle Schleusen sophistischer Beredsamkeit geöffnet und rücksichtslos die Tatbestände verdunkelt, sondern es wird auch mit Hilfe kurioser Zeitungsberichte die öffentliche Meinung gegen das Gericht aufgestachelt. Die Schmach des Hau-Prozesses ist unvergessen. Im Scharmach-Handel verfuhr jener Teil der Verteidigung, der überhaupt Tadel verdient, wieder unverblümt radikal. Nach einigen wütenden Frontangriffen, die jedoch, wie das Angebot des Genusses von Methylalkohol vor Gericht, einmütigen Tadel aller anständigen Blätter fanden, beschränkte man sich auf technische Obstruktion. Jede Verschleppung, zu der die Strafprozeßordnung Gelegenheit gab, ward geübt — und dank dem Gesetz standen Gerichtshof und Staatsanwaltschaft vollkommen ratlos da. Auch wenn sie ihrer Aufgabe zehnmal mehr gewachsen gewesen wären, als das wirklich der Fall war, auch dann hätten sie sich zähneknirschend in Geduld fassen müssen. Die Rechtsmaschine wurde tagelang stillgelegt, die Unordnung, ja die Anarchie herrschte im Berliner Kriminalpalast. Der einzelne Fall interessiert uns hier nur, weil er einstweilen der krasseste ist und weil von ihm vielleicht die Gesundung ausgeht. Tatsächlich zeigt er, bis zu welchem Grade von Verwogenheit einige „Zierden des Barreaus“ gelangt sind, und wie weit sie sich — ganz gewiß in der Meinung, nur die Rechte ihres Klienten zu wahren, und ganz gewiß in genauer Befolgung aller gesetzlichen Vorschriften — vom eigentlichen, wenn auch ungeschriebenen Recht und Gesetz entfernt haben. Hier haben heftige Angriffe oder gar Schmähreden wider den Einzelnen herzlich wenig Sinn. Es hilft auch nichts, nachträglich zu behaupten, die ungeheure Mehrheit der Anwälte verurteile „solche Exzesse“, halte sich absichtlich von der großen Verteidigungspraxis fern usw. Wäre das Mißbehagen in Wahrheit so allgemein, wer

Digitized by Google

könnte dann die Anwaltskammern hindern, von den gefährlich gewordenen Kollegen hörbar abzurücken? Es gibt der Zwangsmittel genug gegen Advokaten, die nicht gut tun wollen und die Standesehre verletzen. Aber man weiß, daß die vielgenannten Verteidiger, selbst die völlig durchschauten unter ihnen — ich erinnere an Fritz Friedmann —, auch gleichzeitig sehr oft die Berühmtheiten und sogar der „Stolz" der Gemeinde waren. Mancher Kollege beneidet sie wohl um ihre Einkünfte, und mit Fug, denn nach jedem Lärmprozeß wächst das Heer der fetten Mandanten. Man hegt im stillen, aller Scheltreden ungeachtet, nur zu häufig Ehrfurcht vor ihnen. Und wenn einem rechten Schandbuben, der drei, vier Menschen schlächtermäßig abgemurkst hat, der Prozeß gemacht wird, bewerben sich fünfzehn Rechtsanwälte um seine Verteidigung. Machen's kostenlos, zahlen vielleicht noch drauf: die Reklame, der Zeitungsruhm, das dann folgende gute Geschäft locken. Zweifellos sehen alle tüchtigen und gewissenhaften Elemente in der Rechtsanwaltschaft zürnend auf dies Treiben. Aber ein Ende machen sie ihm nicht.

Sie können ihm kein Ende machen, denn das Übel wurzelt tiefer. Alle diese juristischen Posaunenbläser und Mätzchenerfinder, über die immer wieder mit gefurchten Stirnen der Stab gebrochen wird, haben eine lange Lehrzeit hinter sich. Ehe sie auf die großen Strafkammern losgelassen wurden, um dort den Richtern wie den Staatsanwälten das Leben zu verbittern und anständigen Angeklagten jedenfalls herzlich wenig zu nützen, haben sie sich in den Schöffenstuben ausgetobt und eingeübt. Wer dies Treiben nicht kopfschüttelnd selbst erlebt, diesen Puppenstand der Herren nicht studiert hat, wird ihre glorreiche Entwicklung nie verstehn. Wohl sitzen gerade den Schöffengerichten häufig Männer vor, die sich kein X für ein U machen lassen — aber wehe, wenn die Aufstrebenden schwachen oder gleichgültigen Richtern begegnen! Und sie haben eine vortreffliche Nase dafür. Die fast krankhafte Abneigung vor gerichtlichen Zeugenaussagen erklärt sich zum größten Teile daher, daß der Zeuge, der ohnehin kostbare Zeit versäumt, vor solchen Schöffengerichten schutzlos dem Verteidiger preisgegeben ist. Hier gleitet die Leitung der Verhandlung aus den Händen des Richters in die des parteiischen Advokaten. Hier wird der gegnerische Zeuge wie der Gegner selbst verhöhnt, beschimpft, mißhandelt; hier muß, wer seine Ehre zu verteidigen kam, seine Ehre neuerdings durch den Kot schleifen lassen. Hier ist allzuoft die Hölle der Rechtlichen und Rechtsuchenden. Das skrupellose Mundwerk eines Massenschwätzers entscheidet. Weder Hilferufe an den Richter, noch Beschwerden schaffen Wandel — es müßte denn sein, daß sich alle gröblich Benachteiligten entschlossen zur Wehr setzten und die Aufsichtsbehörden zu genügender Aufsicht zwängen. Aber der deutsche Untertan lernt leiden, ohne zu klagen. In solchen Stunden wächst der Mut des verheißungsvollen Anfängers, wachsen ihm Kraft und Kenntnisse, bis dann eines Tags aus der Schöffengerichts-Chrysalide der bunte Strafkammer-Schmetterling, der „schneidige Verteidiger", hervorschlüpft.

Daß dem Anwaltsberufe sich besonders gern die lebendigsten, temperamentvollsten, zum Teil wohl auch recht begabte junge Juristen

Digitized by Google

widmen, Leute von bedeutender Gewandtheit und Klugheit, bedarf kaum der Erwähnung. Der ewige Kampf schärft ihr Können, und so ist es beinahe naturwissenschaftlich zu erklären, daß sie allmählich einem Teile der Richter, das heißt den Mittelmäßigkeiten, wie auch vielen Mitgliedern der Staatsanwaltschaft geistig über den Kopf wachsen. Gerade den Amts- und Staatsanwälten werden ihre autoritative Stellung, ihre starken Vorrechte leicht zum Verderben. In literarischen Prozessen habe ich wiederholt mit steigender Verwunderung beobachtet, wie schlecht sich die Staatsanwälte selbst dann vorzubereiten pflegten, wenn sie auf einen Blütenkranz „berühmter Verteidiger“ und eine Phalanx eingefuchster, von diesen Verteidigern geladener Sachverständigen stießen. Die beschämende Kluft deckte keine staatliche Machtvollkommenheit und kein Privileg zu; übermäßig schroff trat sie zutage. Der Gewaltherrschaft einer gewissen Advokatur könnte schon jetzt, vor der Durchführung der notwendigen Reformen, Abbruch getan werden, wenn man wirkliche und starke Begabungen, aber auch nur solche, in reicherer Fülle für die staatsanwaltliche Laufbahn auswählte.

Richter, Staatsanwalt und Rechtsanwalt, ihre Befugnisse und ihre Pflichten werden den Gesetzgeber der nahen Zukunft eingehend beschäftigen müssen. Was soll uns die vielerwähnte Verbesserung und Modernisierung des Strafgesetzes wie des Strafprozesses, wenn es bei allerlei kleinerem Aufputz bleibt, statt daß endlich die Gelegenheit beim Schopfe gefaßt und deutsches Recht geschaffen wird? Der Richter muß, das sei wiederholt, in Zukunft wichtiger als der Paragraph sein. Alle überragend, leitet und urteilt er, ein tief schürfender Menschenkenner, der nicht nur die Tat, sondern vor allem die Gesinnung des Täters wertet und stets das Motiv zu erforschen sucht. Das Mißtrauen, das Gesetzgeber, Behörde und Publikum noch allzuoft, wenn auch uneingestanden, gegen ihn hegen, wird von selber schwinden, sobald er die seiner einzig würdige Stellung einnimmt. Von Rechts wegen hätten wir vorm deutschen Richter weder Staatsanwalt noch Anwalt nötig, die beide Parteivertreter, also nicht uneingeschränkt wie er Vertreter und Sucher des Rechtes sind. Falls aber und so lange auf ihre Mitwirkung bestanden wird, muß man die Machtvollkommenheit des Richters steigern und ihm zugleich wirkliche Unparteilichkeit ermöglichen. Gegen den Angeklagten vorzugehen, dessen Schuld zu erweisen, ist nicht seine Aufgabe, sondern die der Staatsanwaltschaft. Entscheiden soll er, weiter nichts. Daraus ergibt sich dann die Verteidigertätigkeit von selbst. Staatsanwalt und Verteidiger unterstehen beide der richterlichen Gewalt so gut wie jeder andere im Lande. Man kann seine Macht ihnen gegenüber um so unbesorgter erhöhen, als er ja dem Kampfgewühl selbst entrückt ist und zumal mit der Verteidigung nicht entfernt so häufig wie jetzt zusammenprallen wird, wo er unablässig den ihm verdächtigen Angeklagten zu überführen versucht, also von vornherein in eine Kampfstellung zu ihm und seinem Vertreter gerät.

Rechtsanwalts- und Staatsanwaltsprobleme ruhen im Richter-Probleme beschlossen. Mit der Hauptschwierigkeit lösen wir auch alle kleinen — und der Weg zum ersehnten Ziel liegt dem klar vor Augen,

Digitized by Google

der den innigen Zusammenhang zwischen uralten deutschen Rechtsinstinkten und heutigem deutschen Rechtsempfinden sieht.

Richard Nordhausen

Ich möchte um die Erlaubnis bitten, Nordhausens auch meiner Überzeugung nach durchaus berechtigten Worten noch einige über die Ausübung des staatsanwaltlichen Berufs anzuschließen. Wenn der Verteidiger amtspflichtmäßig nur geltend zu machen hat, was seinen Klienten entlastet, wenn er einer Erwägung zu dessen Ungunsten nicht einmal Worte geben darf, wenn es damit für ihn zur Voraussetzung seiner Tätigkeit wird, daß er bewußt oder unbewußt sich in die Überzeugung von Unschuld oder Mindestschuld seines Klienten zuweilen geradezu hineinsuggerieren muß — so muß das auf den Vertreter der Anklagebehörde ganz notwendig im entgegengesetzten Sinne wirken. Er sieht also und er betont, was ihm gegen den Angeklagten zu sprechen scheint, und wiederum: nur dies. Aber wie begreiflich das ist und wie selten es den Laien stören mag: es ist doch falsch. Der Staatsanwalt ist nach unsern rechtsgültigen Bestimmungen nur der Form nach gegen den Angeklagten vorgehende Partei, er ist nicht beauftragt, allein das diesem Ungünstige geltend zu machen, wie der Verteidiger allein das ihm Günstige. Er hat den staatlichen Auftrag, die Wahrheit zu erforschen, auch zur Entlastung des Angeklagten, er ist befugt, Rechtsmittel auch zu seinen Gunsten einzulegen. Es kommt ja vor, daß hiervon Gebrauch gemacht wird, aber wie verschwindend selten sind bei uns solche Fälle, sind die Fälle eines Bemühens der Staatsanwaltschaft, dem Angeklagten zu helfen, wenn seine Schuld zweifelhaft ist oder im Lauf der Verhandlung zweifelhaft wird! Man frage auch unter den Gebildeten herum, die gelegentlich Gerichtsverhandlungen beiwohnen oder sie mitmachen müssen: es sollte mich wundern, wenn auch nur unter zehnen einer den Eindruck hätte, daß der Staatsanwalt ein Beamter sei, der genau ebenso sorgfältig wie jedes belastende auch jedes entlastende Moment verfolge. Den meisten wird die Auffassung ganz selbstverständlich scheinen: der Staatsanwalt ist eben der berufene Gegner, der eine Bestrafung anstrebt. Geht doch sogar im Publikum die Sage: seiner vorgesetzten Behörde gegenüber sei es für den Staatsanwalt fataler, wenn das Gericht einmal über seinen Strafantrag hinausgriffe, als wenn es darunter bliebe, ja sogar: als wenn es gegen seinen Antrag freisprächе.

Die Übermacht des Formalen in der modernen deutschen Rechtspflege macht das Gericht zu einer Art Paragraphen-Anwendungs-Apparat. Das Verhalten so vieler Rechtsanwälte kann in seiner Widerlichkeit nicht oft genug geschildert und nicht energisch genug gebändigt werden. Gewiß. Aber auch das Herabsinken vieler Staatsanwälte von unparteiischen Wahrheitsermittlern zu parteiischen Gegnern des Angeklagten trägt zur Abneigung des Volkes gegen die Justiz ein gutes Maß bei. Gestehen wir uns endlich ein, wie sauer es ankommt: wir mögen den Rechtskundigen der verschiedenen Berufe als Menschen noch so sehr vertrauen, unsrer Rechtspflege als Einrichtung vertrauen wir in sehr vielen Fällen nicht mehr. Auch da nicht mehr, wo wir die Richter für stark genug halten, den Einflüssen, die

Digitized by Google

aus dem Milieu ihres Standes kommen, energisch zu widerstehen, also: auch da nicht mehr, wo wir den Gedanken an eine „Klassenjustiz“ abweisen, oder wo er gar nicht in Frage kommt. Wie gebessert werden kann, davon wird wohl auch an dieser Stelle noch weiter gesprochen werden. Das wichtigste dürfte dieses schwierigste sein: überall bewußt zu halten oder wieder bewußt zu machen, daß die erreichbar größte Rechtssicherheit, daß die unbedingte innere Sachlichkeit der Entscheidungen als wichtigstes Fundament der Gesellschaft gewahrt werden muß, auch gegen formale Bemerken hier und gegen noch so starke Interessen und Wünsche von Einzelnen wie von ganzen Gesellschaftsschichten. Je allgemeiner zunächst einmal diese Überzeugung werden wird, je sicherer wird man Wege finden, wo man Wege will.

A

Über die tiefere Bedeutung von Vers und Reim

Im Jahre 1913 über die Bedeutung von Vers und Reim zu sprechen, scheint unbescheiden, unnötig, das ist ja schon hundertmal besprochen worden, darüber wissen wir endlich, Gott sei Dank, alles Wissenswerte. Wirklich? Es ist noch kaum zwanzig Jahre her, daß Professoren der Literaturgeschichte Vers und Reim für absterbende Formen der poetischen Sprache erklärten. Wir alle erinnern uns, daß unlängst eine ganze literarische Partei, und zwar die maßgebende, einen förmlichen Krieg gegen die Versprache führte, ja wir können heute noch alle Tage die Meinung öffentlich aussprechen hören, Vers und Reim wären nur äußerliche Nebenumstände, so eine Art Verzierungen, im Grunde bedeute es keinen wesentlichen Unterschied, ob man Poesie in schmuckloser prosaischen Gewande, oder in Versen, und wenn in Versen, ob in reimlosen oder gereimten Versen darstelle. Und was der und jener gelegentlich ausspricht, also die Überzeugung, Vers und Reim wären bloß ein äußerlicher, mithin entbehrlicher Sprachschmuck, das ist gegenwärtig die allgemeine Annahme; nicht jeder denkt so, weil eben nicht jeder denkt, aber so ziemlich alle Welt setzt voraus, es wäre so.

Wenn ich es daher unternehme, überzeugen zu wollen, daß Vers und Reim nicht bloß äußerliche Schmuckgegenstände, nicht bloß Sprachangelegenheiten sind, sondern das Mark und die Seele der Poesie angehen, daß es einen tiefinnersten Unterschied ausmacht, ob ich das nämliche in Prosa oder in Vers, in gereimtem oder ungereimten Vers erzähle, so begehe ich hiermit alles andere als etwas Selbstverständliches; ich besorge eher, etwas Verwunderliches vorzubringen.

Mein Raum ist knapp, ich springe deshalb gleich mitten in die Hauptsache hinein. Es handelt sich um folgendes:

Der Rhythmus stimmt die Seele des Hörers anders, als sie im gewöhnlichen Alltagsleben gestimmt ist, denn in der spricht man Prosa; der Rhythmus weckt Bedürfnisse, die unter den gewöhnlichen Umständen schlummern, rückt Dinge, die im Hintergrund der Seele ruhten, an den ersten Platz, und beseitigt dafür andere, die im täglichen Leben das große Wort führen. Die Seele des Hörers erwartet und begehrt einen anderen Inhalt von der rhythmischen

Digitized by Google

Rede als von der prosaischen Rede, und ist gewillt, gewissen Ansprüchen, die sie an die prosaische Rede oder Erzählung stellt, zu entsagen.

Was wird da begehrt und worauf wird verzichtet? Für die lyrische Poesie und ihre Verwandten ist die Antwort klar und wird auch von allen Einsichtigen gegeben. Es werden Gefühlswerte begehrt, ihnen wird die Herrscher- und Gesetzgeberrolle willig zuerkannt, und zu ihren Gunsten verzichtet der Hörer auf die Gesetze der nüchternen, verstandesmäßigen Logik, also z. B. auf Einleitungen, auf Situationsvollständigkeit, auf den hübsch ordentlichen, lückenlosen Fortschritt des Gedankens, auf das säuberliche grammatische Satzgefüge. Man singt nicht in der Lyrik mit Einleitungen oder mit Sätzen, die mit „welcher" oder „obschon" anfangen, die Lyrik schätzt nicht die Wörtlein „denn", „aber" und „also", sie verbindet überhaupt nicht die Sätze, sondern stellt sie unvermittelt aneinander, sie macht namentlich mit Vorliebe ganz gewaltige Gedankensprünge, vor welchen sich die Prosa entsetzen würde. Kurz, die Lyrik folgt einer anderen Logik als der Verstandeslogik, nämlich der Gefühlslogik. Um aber dies zu dürfen oder zu können, bedarf sie unbedingt des gereimten Verses, zum mindesten des Verses oder eines Ersatzes des Verses, also zum Beispiel etwa des Parallelismus. Denn sobald ich den Vers beseitige, erhält sofort die Verstandeslogik die Obermacht. Alle Versuche zu einer unrhythmischen Lyrik werden ewig mißlingen, und eine rhythmische Lyrik ohne Metrum ergibt eine bloß rhetorische Lyrik. Aber wohlverstanden, freies Metrum das sich dem Inhalt anschmiegt, ist auch ein Metrum.

So weit sind wir alle miteinander einverstanden. Die Erfahrung hat auch die prinzipiellen Verächter des Verses und des Reimes gezwungen, wenigstens der Lyrik den Vers und den Reim zu bewilligen.

Ich möchte aber nun zeigen, daß die Lyrik keine Ausnahme darstellt, sondern daß die nämlichen Gründe, welche die Lyrik zur Vers- und Reimsprache nötigen, auch für die poetische Erzählung gehobenen Stils, also für die epische Poesie gelten. —

Wenn ich eine epische Poesie ohne starkschwingenden Rhythmus und ohne Vers und Reim bringen wollte, so würde ich unter die Herrschaft der nüchternen Verstandeslogik zu stehen kommen, der Hörer würde den Mangel einer Einleitung, einer genauen Situationsbeschreibung, die Unterlassung der Charakterschilderung als Lücken, die Gedankensprünge als Stöße und beides als Fehler empfinden. Auch hier erzeugen Rhythmus, Metrum und Reim andere Seelenstimmung, andere Wünsche und dadurch die Herrschaft einer anderen, höheren Logik. Nur ist es diesmal nicht die Gefühlslogik, die an die Stelle der prosaischen Logik tritt, sondern die Phantasielogik, oder mit einem andern Wort: die Bildlogik. Und diese ist von der nüchternen Verstandeslogik noch viel weiter entfernt als die Gefühlslogik. Noch ungleich kühner sind hier die Sprünge, noch verwegener die Nebeneinanderstellungen, und zwar im vollen Einverständnis mit dem Hörer, der überaus willig von Bild zu Bild mitspringt. Begreiflich, denn das Schauen ist wonniger als das Denken, und es ist der Seele ange-

Digitized by Google

nehmer zu fliegen als zu kriechen. Nämlich die Bildlogik mit ihrem unmittelbaren und unvermittelten Nebeneinanderrücken der Bilder erlaubt eine Kürze, wie sie außerhalb ihres Herrschaftsgebietes, also ohne Vers und Reim, ganz unmöglich wäre. Wenn man einem Epos, das im Reim und starkschwingendem Rhythmus (also zum Beispiel in sechsfüßigen Jamben) läuft, den Reim wegnimmt und einen schwächer schwingenden Rhythmus an die Stelle setzt (also zum Beispiel den fünffüßigen Jambus) so braucht man, um den nämlichen Inhalt zu erzählen, mindestens den doppelten Umfang an Zeit und Raum. Ich weiß was ich sage, denn ich habe es versucht. Würden wir vollends noch den Rhythmus wegnehmen und den Inhalt in prosaischer Sprache erzählen wollen, so würden wir den zehnfachen Raum für den nämlichen Inhalt nötig haben. Ich will das mit einem Beispiele verdeutlichen: „Es zogen drei Burschen wohl über den Rhein, — Bei einer Frau Wirtin da kehrten sie ein."

Wenn wir den Inhalt dieser zwei Verse in prosaischer Erzählung, also unter der Herrschaft der Verstandeslogik mitteilen wollten, bei der immer eines hübsch ohne Sprünge aus dem andern folgt und alles Vorzustellende gesagt werden muß, so müßten wir anfangen: „Es war an einem klaren sonnigen Herbstmorgen, die Blätter usw., die Vögel usw., der Himmel usw., da kamen durch die duftigen Nebelschleier, die kaum noch usw., den Feldweg herunter gegen eine Fähre des Rheinufers drei junge Männer usw. Der eine, ein schlankgewachsener Mann von vielleicht zwanzig Jahren, den Hut — den Mantel — der zweite — der dritte — und dann käme noch der Fährmann daran." Wir hätten mindestens sechs Seiten nötig, bis wir die Kerle nur glücklich über den Rhein gebracht und sechs weitere Seiten, bis wir das Aussehen des Wirtshauses, das Gesicht und die Kleider der Wirtin geschildert hätten. Gar nicht davon zu reden, daß ein in der Wolle gefärbter Prosaerzähler noch bei jedem der drei Burschen seine Vorgeschichte und seine Familienangelegenheiten getreulich gemeldet hätte. „Sein Vater war ein schlichter — seine Mutter eine einfache — seine Erziehung usw." Statt dieses ganzen Gemüses von Dutzenden von Seiten, bei dessen bloßer Vorstellung einem übel wird, braucht der Dichter, wenn er sich des Verses und des Reims bedient, zwei Zeilen und wir sind zufrieden damit. Und nun frage ich: ist das etwas rein äußerliches, ob ich eine Erzählung frisch und fröhlich in zwei Zeilen bringen kann oder sie mühselig in zwölf Seiten vom Platze schleppen muß?

Jetzt habe ich bloß noch zu sagen, daß es sich mit dem Epos dem Wesen nach gleich verhält, wie mit der kurzen poetischen Erzählung (obschon nicht ganz in so hohem Grade), und daran zu erinnern, daß in den modernen Sprachen hauptsächlich der Reim darüber entscheidet, ob mir der Wortlaut einer Dichtung von selber im Gedächtnis haftet oder nicht. So hoffe ich überzeugt zu haben: Vers und Reim bedeuten unendlich viel mehr als bloß einen glänzenden spielerischen Sprachschmuck, sie haben für die Poesie organische, also wesentliche Bedeutung.

Denjenigen aber, welche Rhythmus, Vers und Reim im Namen der Natur anfechten möchten, habe ich zu erwidern, daß nicht der Rhyth-

Digitized by Google

mus und der Vers und der Reim unnatürlich sind, sondern daß die Prosa eine unnatürliche Sprache ist.

Prosa ist nur eine Konventionalsprache, dienlich für die Verständigung, ein Volapük der Begriffe, ein künstlich gemünztes und ein schon abgegriffenes Tauschgeld. Wenn ich auf dem Markte einen Apfel kaufe, wenn ich über den Unterschied von objektiv und subjektiv lehre, ja, dann spreche ich Prosa. Aber was tun unsre Kinder wenn sie spielen? Sie zählen ihre Spiele in Versen und Reimen ab. Sind etwa Kinder und Kinderspiele unnatürlich? Und wenn wir gemeinschaftlich durch den Wald wandern, was tun wir? Wir gehen im Marschschritt und singen ein Lied im Takt. Ist der Wald, ist das Wandern, ist das Singen „unnatürlich"? Ich denke vielmehr: die täglichen Sorgen, das Schelten über die Zeitläufte, das Zanken mit den Dienstmädchen sind „unnatürlich". Sobald sich der ganze Mensch beisammen hat, wenn die Seele sich regt und der Mut sich bewegt, so sucht er nach einem besseren, gesunderen, natürlicheren Ausdruck seines Lebensgefühls als ihm die Prosa bietet. Die Prosa herrscht ja nur unter der Bedingung, daß zugunsten der Geschäfte das Beste im Menschen unterdrückt und verschwiegen wird. In der Kunst aber will das Beste im Menschen obenauf und zur Sprache kommen. Und darum spricht die Dichtkunst nicht die Konventionalsprache der Prosa, sondern die ihr natürliche Sprache, also Rhythmus, Vers und Reim.

Karl Spitteler

Heinrich Federer

Je mehr Schweizer Prosaiker sich in den letzten zwei Jahrzehnten der großen deutschen Literaturgemeinschaft anschlossen, um so kritischer durften und mußten wir ihnen begegnen. Prosa ist ja überhaupt billig geworden. Immer mehr Männer und Frauen dünken sich, mit einiger Lebenskenntnis und etwas Satzbaugeschick wohl auch so viel zu können wie der oder jener, und je breiter der Unterbau wird, um so höher steigt die Ebene, wo das wirklich noch Beachtenswerte und notwendig zu Lesende überhaupt erst anfängt. Ein Prosabuch von reiner dichterischer Gestaltung und Art scheint eine immer seltnere Seltenheit zu werden.

Auch von dem, was uns aus der Schweiz kam, erreichte nur ab und zu einmal ein Buch jene Hochebene; von vielem mußten wir uns sagen: das Wesentliche hieran hat uns Keller oder hat uns ein andrer literarischer Vorfahr des Verfassers schon gegeben. Außer Spittelers Prosa gehörte nur eine sehr schmale Auslese aus den zahlreichen Werken Zahns, Heers, Vögtlins, Bernoullis, aus Obermatt, Hügli, Marti, Tavel, Moeschlin, Kurz, Schaffner, Huggenberger und etwa Freys „Jungfer von Wattenwil" auch in die reichsdeutsche Bücherei. Zur schmalsten aber gesellt sich jetzt ein neuer Mann, einer, der mit der Kraft seines Könnens und dem Reichtum seines Schauens mühelos alle Genannten mit Ausnahme Spittelers überholt und zum ersten Male nicht nur an die Sprache, Geste und Schweizerart, sondern an Gemüt und Geist des großen Zürichers, wenn auch nur von ferne, gemahnt: Heinrich Federer.

„Berge und Menschen" heißt das Romanbuch, mit dem Federer

Digitized by Google

sich so sicher seinen Platz schuf. Die Berge stehen außen und innen voran. Um das Schicksal eines Berges, dessen ragende Höhe eine Bahn tragen soll, aber nicht trägt, rankt sich die Geschichte der kleinen Menschen, die alle von ihm abhängig sind. Einer stirbt lungenschwach an seinem herrlichen Hauch, einer erwächst auf ihm als Hirtenbub, einer erleidet an ihm, auf ihm seine innere Menschwerdung; als Freund, Rater, Helfer, Richter, Mahner und Kräftiger spricht er in alles hinein, was da gefühlt und gedacht wird. Und welch ein Gewimmel steht da auf seinem freien Grunde ihm gegenüber, frei im armseligen Sinn des Politischen, unfrei eingezwungen in die ewigen Ketten seiner Alltagschicksale und das Geschiebe der dörfisch-ländlichen Enge. Wer mit dem Bahnbau-Ingenieur die Reise im Bummelzug tut, welche die folgenden Losen Blätter beschreiben, wird davon sogleich den geballtesten Eindruck bekommen; alle diese Gestalten tauchen dann im weiteren Verlauf wieder auf, jeder zu seiner Zeit, jeder in seiner fest umrissenen Art, jeder nach seinem Wert kurz oder länger, sie bilden das Menschenrohmaterial der Dichtung. Es begreift sich, daß bei solchem Ausholen sechshundertfünfzig Seiten den vollen Körper des Werkes knapp umschließen, nicht faltig drum herumhängen.

Die Fabel selbst ist an Federers Arbeit, wie so oft in dicken Prosabüchern, nicht das Wichtigste. Es geht nicht um Liebe, das schon hebt sie heraus vor so vielen Zeitgenossen. Es geht um die Wiedergeburt eines trotzigen, harten und kühlen Mannes in der Liebe zu seinem unehelichen Sohne, den er plötzlich nichtsahnend und unerwartet auffindet. Um ein recht eigentliches Menschwerden, indem der Ingenieur Manuß neben Rechenaufgaben, Gelderwerb und Bequemlichkeit des äußeren Lebens beinahe plötzlich und widerwillig auf die Kräfte des Herzens, auf Liebe, Sorge, Reue, Angst, Hingabe und Umgänglichkeit sich gewiesen findet, indem er nicht Herr, sondern Empfangender des Lebens wird, nicht stolz, sondern demütig dem Kommenden zugehen muß. Die Erschütterungen treffen ihn, wie er das Elend seiner einstigen verlassenen Geliebten und das verwunschene Dasein seines und ihres Sohnes als seine Schuld erkennt, allmählich daraus die Pflicht zur Besserung ableitet und nun aller inneren Kräfte bedarf, um sie durchzuführen. Prachtvoll leidenschaftliche und heißbewegte Erlebnisse spielen sich da ab, während im Innern der Beteiligten zwie- und vielspältige Gefühle kommen und gehen, in die immer wieder als Szenerie und als seelische Macht die Reinheit und unnahbar unwandelbare Größe des ewigen Gebirges hineinspielt.

Sitzt einerseits das Gewand der Erzählung knapp an, so wird anderseits diese selbst sehr umständlich geführt und in überaus gedehnten Auftritten vorgebracht. Federer versteht sich auf das Schauen und Bilden fruchtbarer, aufschlußreicher Szenen, aber er versteht kaum, sie auf ihren einfachsten Verlauf zu bringen. Es geschieht ihm, daß er im Behagen der ausgesponnenen Darstellung die seelische Klarheit und Sicherheit der Gestalten vorübergehend verliert, und vielleicht wird auch der aufmerksame Leser in der Erinnerung mehr ein Gesamtbild schweizerischen Bürgerlebens behalten — und zwar ein überraschend reiches, lebendiges — , als rein herausgearbeitete Gestalten und Persönlichkeiten.

Weit stärker gewinnt man diesen Eindruck noch von Federers neuestem

Digitized by Google

Roman „Pilatus“. Dies ist die Geschichte eines einzelnen, einsamen Mannes, von dessen hoffärtiger Selbstherrlichkeit Andern viel Unglück kommt, der dann als Witwer und verstoßen aus der Heimat bittere Werde- und Wandlungtage, sehnsüchtig suchende Stunden durchlebt, den Bergführerberuf endlich wieder aufgibt und heimgetrieben wird, in sein altes Gut am Berge Pilatus, wo seines Lebens Bestimmungen sich alle erfüllt haben und wo er in Trotz und Verhärtung untergeht. Soweit ich sehe, ist auch dieser „Stoff“ — ein rein seelischer, innerlicher — ungewöhnlich und mit einer großzügigen Freiheit geschaut. Aber hier raubt mir die gemächliche, ausgleitende und zwischen Gewaltsamkeit und Füllsel schwankende Art der Darstellung ein wesentlich Teil der Freude. „Ich will mich sammeln und alles sachte und gelassen meinen lieben, besinnlichen Lesern auskramen.“ So steht auf der ersten Seite, aber die poetische Begabung des Verfassers und die Hoheit seiner Hauptgestalt hätten doch wohl gefordert, daß er nicht mit diesem Einschlag etwas blaß gewordenen Altstils, sondern mit der frischen Farbe zielbewußten Bildens zu Werke gegangen wäre. Das „Bilde, Künstler!“ gilt für den, der bilden kann, doch wohl auch im Roman. Ich sage das, obwohl Federers „Pilatus“ nach meiner Ansicht immer noch unter die ersten zehn Bücher des Jahres gehört, oder eigentlich, *weil* dies Buch so viel tief Schönes und eine so liebenswerte, tragisch-bittere und tragisch-herrliche Gestalt nahebringt. Nach dem mächtigen Aufschwung, den „Berge und Menschen“ gegen Federers harmloses, teilweise noch konventionell gefärbtes Novellenbuch „Lachweiler Geschichten“ bedeuteten, mag man diese kritische Stellung vielleicht verstehen.

So rundet sich das Bild des Dichters noch nicht klar und einheitlich. Innerhalb der Schweizer Dichtung aber bedeuten seine Werke schon jetzt etwas Einzigartiges. Hier ist der Poet, der nicht nur Staffage, nicht nur Dialekt, Staatsbürgergefühle, Heimatliebe oder Sittebewußtsein aus der Schweizerheimat in einen beliebigen Roman hineinträgt, sondern ein aus tiefsten Wurzeln schweizerische Kraft saugendes Ich. Ein Schauen, das überall das Eigentliche, das wirklich Bestimmende und damit unbewußt das Unterscheidende gibt, zugleich aber so groß das Allgemeinmenschliche, daß seine Art nicht befremdet, sondern anheimelt. Wie die Gestalt des Marx Omlis, des „Pilatus“ — eine in unsrer reichsdeutschen Welt der Großstädte und der Bundesländer unmögliche und kaum denkbare seelische Anlage —, dennoch uns nahe kommt und bis in kleine Züge licht wird, das ist zum ersten Male die Wiedergeburt schweizerischer Eigenart in der Sphäre allgemeinmenschlicher Gestaltung. Und vielleicht wird darin Federers am längsten dauerndes Verdienst erblickt werden, daß er diesen Wurf für einen großen Teil seines Volkes getan hat. Wir haben nicht nur eine prächtige Romandichtung mehr, sondern ein ganzes Stück Volk und Land, das wir nun lieben und verstehen lernen dürfen. Sch.

„Berge und Menschen“, „Pilatus“ und die „Lachweiler Geschichten“ sind im Verlage von G. Grote, Berlin, erschienen; sie kosten gebunden 6 M., 4 M. und 4,50 M.

Digitized by Google

Ludwig Wüllner

Wir sind durch unsere gesellschaftliche Erziehung und Stellung daran gewöhnt — aber ist es nicht eine seltsame Tatsache, daß ein erwachsner Mann vor vielen unbekannten Menschen eine Menge von Liedern nacheinander singt, deren Stimmungen wechseln? Und dies geschieht nicht spontan, froh, hingerissen, sondern zu längst bestimmter Stunde, nach Programm, gegen Honorar, nicht „bei Gelegenheit" sondern selbstzwecklich, — ist man nicht versucht, das absurd, lächerlich, unnatürlich in höchstem Grade zu finden? Es gibt durchaus künstlerisch empfindende Menschen, die Gesang nur als freien, gesteigerten Ausdruck eines spontanen, reichen Innenlebens nacherleben mögen, nicht als bewußte Kunstbetätigung, so daß sie das Konzertsingen trotz jener gesellschaftlichen Gewöhnung leicht abschreckt. Und obwohl dieses Gefühl vor der Kritik des unterscheidenden Verstandes sich nicht behaupten kann, zersetzt es sich in ihr doch auch bei uns nicht restlos. Wir gestehen ihm vielmehr in gewissen Formen ein relatives Recht auf das Dasein zu, und wir erkennen es leicht als dasjenige Gefühl im Zuhörer, welches dem „Lampenfieber" des Konzertgebers entspricht; wer öffentlich singt, bemerkt in seinem eignen Auftreten leicht selbst etwas von einem ungeheuerlichen Wagnis, und obzwar er sich frei entschlossen hat, sich dessen zu unterwinden, kann er sein Gefühl doch nicht unterdrücken — er hat Lampenangst; wir haben das gleiche Gefühl des Seltsamen, überwinden es ebenfalls nicht restlos, haben aber nicht Furcht, sondern nur eine mehr oder minder unklar fühlbare Antipathie gegen das Konzert, mag diese immerhin bereit sein, bald genug in Sympathie umzuschlagen. Jedenfalls fällt dem Sänger die schwere Rolle dessen zu, der diese Gefühle völlig überwinden, vernichten, auswurzeln muß in sich und in uns. Deswegen schon möge jeglichem öffentlich Auftretenden ein etwas „gezwungen" scheinendes Gehaben verziehen werden. Und es kann keineswegs immer als Vorzug gelten, wenn einer mit frisch-fröhlich naturburschenhaftem Auftreten über diese berechtigten Gegengefühle hinwegschreitet. Entweder hat er diese Gefühle, und dann ist das frohherzige Dreinschauen nur eine Maske und nicht einmal eine passend angebrachte sondern eine irreführende, oder er hat jene Gefühle nicht — und dann wird er vielleicht oberflächliche Kunst mit Glück vortragen, aber das tiefe Verinnerlichen und Versenken in ein Lied höchster Kunst wird ihm ebensowenig gegeben sein wie das feine Gefühl für das Scheinunmögliche seiner Lage. Er wird „natürlich" sein, aber seine Natürlichkeit wird nicht zur Gestaltung der organisch reicheren Kunstwerke hinreichen. Sind doch viele unsrer Kunstlieder ebenfalls nicht allein aus gesteigertem spontanen Erleben heraus (das als solches allenfalls der Natürlichkeit noch zugänglich wäre) *geschaffen*, sondern als Kunstwerke, deren kunstmäßiger Vortrag dem Schaffenden selbst durchaus als erwünscht erschien. Und so ist denn diese „Natürlichkeit" keineswegs ein unabweisliches Ideal für einen Liedsänger. In Wahrheit wird ein großer Vortragkünstler dieser Art sich schon in früher Jugend vom „natürlichen" Vortrag entfernen, dann eine mehr oder minder lange Periode durchmachen, während deren er durch eifriges Nachdenken, Einüben und Ausproben seiner Mittel, Ziele und Wirkungen sich *bewußt* ist (abgesehen von dem notwendigen Kräftezuschuß durch die Ein-

Digitized by Google

fühlung in die Lage der dichterischen Gestalt, aus deren Mund das Lied gedacht ist), endlich aber wird er eine zweite Stufe der Natur erreichen, wo Bewußtheit und Intuition sich zu höherer Einheit zusammenfinden und wo die ebensowohl leidenschaftlichst erfühlte wie verstandesmäßig errechnete Wirkung in ihrer seelischen Gewalt der naiven Leidenschaftwirkung an Innigkeit gleichkommt, an Geschmackreinheit überlegen ist. Solchergestalt durchlebt er in seinem Einzelfall die Entwicklung, die uns Allen, soweit wir geistige Bildung erstreben, in weitem Umfang vorgezeichnet ist. —

Ich habe Ludwig Wüllner gekannt, als er in der zweiten Periode seiner Entwicklung als Sänger stand, als er mit Richard Strauß reiste, Dernecker und Brieslander sang und Tiecks „Magelone" mit künstlich natürlichem Märchenerzählerton rezitierte. Es war die Zeit, wo er Schuberts „Doppelgänger" durch Haltung und Stimmklang zu profilieren suchte als pathologisch-düsteren Grübler und Halluzinisten, wo er in Schumanns „Grenadieren" fühlbar mühsam den Ton der „erzählten" Worte und der beiden Persönlichkeiten in ihren direkten Reden zu scheiden suchte; damals klang sein „Rattenfänger" (Hugo Wolf) wie ein verbittertes Satanselbstgespräch untermischt mit grellen Pfiffen und Hohngelächter, durch krasse rhythmische Unterscheidungen um seinen Liedfluß gebracht; sang er Eichendorff-Wolfs „Glücklichen", so klangen die Worte dieses Naturkräftigen wie das befreite Schmettern eines lange Gepreßten und Gefangenen; seine Auffassung des Liedes „Im Grünen" von Schubert hatte einen Unterton vom fanatischen Empörer Rousseau, nicht die Harmlosigkeit des Wiener „Schwammerl". Wüllner hatte Geist, Temperament, Feuer, Sinnlichkeit, Überlegenheit, Herrschergebärden. . . .

Und jetzt?

Man wolle mich nicht mißverstehen, als ob der Künstler meiner Meinung nach jetzt ein neues Kunstprinzip befolge; nicht einmal soviel soll behauptet werden, daß er in jedem Zuge jetzt künstlerisch Wertvolleres böte als vorher. Aber eine andre Luft weht jetzt im Saal, wenn er auftritt, als vor zehn Jahren. Es ist seltsam, den Mann, der als ein düsterer, zauberhaft verbissener Charakterdarsteller früher eintrat, jetzt fast wie einen fröhlichen Helden seine Stellung am Flügel nehmen zu sehen. Seine Mimik, übrigens zum Teil immer erklärbar durch einen nicht allgemein bekannten organischen Fehler der Ausdruckfunktion, ist zusehends leichter und sozusagen reiner geworden, sie hat das Krampfige verloren, ohne etwas von ihrer Eindruckstärke einzubüßen. Alle Kennzeichen der „dritten Periode" zeichnen ihn jetzt aus, vor allem eine rasche und vollkommene Versenkung in den Liedcharakter: wo Wüllner früher sich förmlich vor jedem Gesang auf seine eigne Auffassung besann und sich dann hineinsingen mußte, fällt er jetzt ohne weiteres in den gewünschten Ton und lebt darin. Er hat noch immer Temperament, Feuer, Trotz, Sinnlichkeit — aber alles in einheitlicherer Bindung, stärker durch Natur als durch Überlegung. Seine Überlegenheit war früher die des Denkenden, während sie jetzt eine des Könnenden ist, er war früher für den Suchenden ein gewaltiger Lehrer und Anreger, jetzt sind seine Absichten tiefer im Dunkel intuitiven Schaffens verschwunden, man kann ihn nachfühlen, nicht nachprüfen; man konnte früher seine „Auffassung" kritisieren, jetzt hat es nur noch Sinn, sich ihm hinzugeben oder sich wegzuwenden. Er ist an Gebärden knapper, sparsamer, an Wesenhaftig-

Digitized by Google

keit reicher geworden. Singt er heute die „Grenadiere“, so treten die Charakterzüge der beiden Soldaten nicht ganz so scharf geschieden hervor — dafür bricht im zweiten Teil ein Stück Heldentum auf in der furchtbarsten Volksmelodie aller Zeiten, das Wüllner früher nur ahnte, nicht gestaltete. Er ist sorgloser, minder bedacht auf Deutlichkeit einzelner kleinster Teile, dafür freier im Verlebendigen des tiefen Atemzuges eines künstlerischen Ganzen. Das Lied „Im Grünen“ klingt ihm nicht mehr sehnsüchtig aus der Seele, sondern in aller Kindlichkeit.

Die Verehrer des sogenannten absoluten Wohlklangs werden fragen, ob denn der alternde Mann all dieser Wirkungen noch fähig ist.* Sie haben sich nun fünfzehn Jahre lang um den tiefen seelischen Genuß gebracht, den Wüllners Kunst uns bedeutete, indem sie sein „Material“ kritisierten und die Grenzen seiner Stimmkraft bedauernd feststellten. Natürlich hat diese Stimme nicht in staunenswertem Maße an Umfang, Fülle, Reinheit oder Modulation zugenommen. Ich glaube höchstens eine gewisse Befreiung wahrzunehmen, die mit der seelischen Erlösung vom Denken zum Schauen wohl erklärlicher wäre. Aber es ist überhaupt ein schiefes und selbststörerisches Urteil, das in jener Weise an Wüllners Organ herumtheoretisiert. Er selbst wird Hemmungen genug empfunden haben, aber ob sie was man so sagt „physischer“ Natur waren oder seelischer, das wird er selbst, so wenig wie irgendein Mensch, entscheiden können. Gewiß ist wohl, daß ein Wüllner mit einer Slezakstimme niemals der Wüllner geworden wäre, der uns ein Lebensereignis bedeutet. Es ist möglich, ist sogar wahrscheinlich, daß jene Hemmungen ihn erst zu den gewaltigen Anstrengungen des Ausdruckapparates gezwungen haben, welche seine zweite Periode kennzeichneten, und wenn irgendwo so im Kunstgesang ist es der Geist, der sich den Körper baut.

Dem Ausdruckwillen Wüllners schien früher ein *Teil* der Kräfte des Gemüts zu genügen oder zu entsprechen, umgesetzt in Stimme, hineingepreßt in Stimme; sein Gesang war wie ein einzelner Strahl aus verborgenen Quellen geleitet und gesammelt unter dem Druck innerer Aufmerksamkeit und Spannung zu bohrkräftiger Stromstärke. Wüllner faszinierte. Jetzt bietet er die Quelle selbst, die reich und farbig sprudelt. Wüllner gewinnt Herzen. Nie hätte man früher geglaubt, daß er so „glänzender“, hingebungreicher Wirkungen fähig wäre, wie er sie jetzt, erschauernd unter der Fülle des Herzens, mit Brahms' „Wie bist du, meine Königin“ vollbringt. Er gibt dem ersten Liebeslaut eines Jünglings nichts nach an Intensität, aber er vermittelt dazu noch das erhebende Gefühl, daß diese Hingabe für den Empfänger den Gewinn einer reifen und großen Natur in sich schließt. Die Einheit zwischen Wort und Ton, welche er singend schafft, ist von allen Lebenden nur ihm, dem Laien selbst in der bloßen Vorstellung nicht zugänglich; denn seine eiserne Zucht, die nie routiniertes Benutzen der Gewohnheit zuließ, hat ihn im innersten Wesen des Kunstwerks je und je gehalten. Dabei ist er nun auch zum *mühelosen* Herrscher des Publikums geworden, das er früher hypnotisieren mußte; er wartet lange vor dem Beginn des Vortrags, aber ohne Gestik, nur still, gesammelt und sammelnd. Das

* Ich bitte, zu diesen Sätzen meinen Aufsatz „Vom Singen lernen“ (Kw. XXVI, 2) als theoretische Grundlage zu betrachten.

Digitized by Google

was man gemeinhin die „Mittel“ des Vortrags nennt, steht ihm natürlich zu Gebote, ohne daß er einzelne mißbrauchen müßte. Innerhalb eines Pianissimos (Griegs „Lichte Nacht“) hebt er die Silbe „hell“ durch eine scharfe Vokalisierung eindrücklich in Gegensatz heraus zu dem Wort „erdunkelnd“, das er verschwimmend in schwerer Tonfärbung ansetzt. Einzelne Konsonanten wie das k des Wortes „gehenkt“ in Sindings „Ein Weib“ werden ihm förmlich zum Lautbild eines ganzen Barbarismus — hier haben Nachstrebende manches zu lernen. Aber alles dies verschwindet jetzt viel restloser in dem „Weltbild“, jener Folge von lyrischen Gesichten, die seine suchend gelöste Seele dem inneren Auge auftut.

Unermeßlich ist sein Reichtum an Darstellerrichtungen. Das schlichteste Lied wie die farbigste Szene ist ihm zugänglich, der Trotz des Prometheus und die Koketterie eines mondänen Liedchens. Nur das Balladische fehlt seinem Repertoire, aus naheliegenden Gründen. Er ist der Sänger der Zeit Wolfs, nicht Löwes. Wie er mit Nachdruck für diesen oder jenen „Modernen“ eingetreten ist, so ist es allmählich eine Ehre geworden, von ihm gesungen zu werden; ebenbürtig ist ihm als Ausdruckkünstler keiner, höchstens dieser oder jener Komponist, wenn er eigne Lieder singt; aber solche können gewöhnlich nicht auftreten und lassen auch gern das Verhältnis von Gesang zu Begleitung zu Ungunsten des Gesangs ausarten. Das kommt natürlich bei Wüllner, der einen geschickten Begleiter hat, nicht vor.

Wer sich alle diese Gedanken recht vergegenwärtigt, wird ohne weiteres wissen, warum eingangs die Abneigung gegen Konzertsingen als nicht vollberechtigt im Ring menschlicher Gefühle bezeichnet wurde. Werte wie diese können und dürfen so wenig einem Instinkt geopfert werden, wie man etwa das Theater der Abneigung der feinsten Empfinder gegen es opfert, obwohl es künstlerisch oft weniger reich ist als der Liedgesang. Das Wirken eines Wüllner erweckt und befestigt neu den Gedanken, daß Kunst eben Kunst und nicht Natur ist; und wie sollten wir eines Führers zu ihren stärksten Verdichtungen entraten, der uns ihre lebendigste Form darbietet. Nehme man nur die Namen Schuberts, Wolfs, Schumanns, Brahmsens, dazu die der Dichter, Goethes, Mörikes, Eichendorffs, Kellers, Heines — niemals wird der Genießende tiefer, unmittelbarer an das innerste Wesen von deren Werken herankommen als durch einen Sänger von Wüllners Innerlichkeit hindurch. Der wundersame Mann spiegelt in seinem Äußern jetzt Züge so mancher großer Köpfe wieder, flüchtig erinnert er in seiner mimischen Bewegtheit zuweilen an Goethe, an Gerhart Hauptmann, an Schopenhauer, an Hermann Bang, an diesen und jenen Diplomaten oder Philosophen der Geschichte. Nehmen wir dies Phänomen als Zeichen, welch starke Erlebniskraft in ihm ruht und aus ihm wirkt. Und also ist es Leben von hoher Potenz, eigentliches Element unsres flüchtigen Daseins, was er singend schenkt. Vorübergehen dürfen wir an ihm freiwillig nicht.

Wolfgang Schumann

Digitized by Google

Adel und modernes Kunsthandwerk

Die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst versenden ein Rundschreiben, in dem sie darauf hinweisen, daß der Adel im Gegensatz zum gebildeten Bürgertum den Bestrebungen des modernen Kunsthandwerks gleichgültig, ja fast ablehnend gegenübersteht. Das Rundschreiben wirbt um die Teilnahme des Adels und spricht dabei die Ansicht aus, daß diese Teilnahme in Verbindung mit der des Patriziertums notwendig sei, um der Handwerkskunst „Verfeinerung und eine neue Art von historischer Legitimität" zu geben. Als der gewünschten Teilnahme des Adels hinderlich wird seine Vorliebe für die historischen Stile empfunden.

Die in dem Rundschreiben beklagte Gleichgültigkeit muß im allgemeinen zugegeben werden. Es fragt sich nun, ob eine größere Teilnahme die von den „Werkstätten" erwarteten Wirkungen haben würde und ob sie zu erwarten ist.

Wenn der Verfasser des Rundschreibens wünscht, daß das neue Kunstgewerbe sich „in allen seinen Teilen zu aristokratisieren suche", so weiß ich nicht, ob er damit auf dem richtigen Wege ist. Das Kunstgewerbe muß, wie alle Kunst, der Niederschlag, der Ausdruck der in seiner Zeit wirkenden Kräfte und Ideen sein, sonst hängt es in der Luft. Diese Ideen und Kräfte sind aber in der Gegenwart vorwiegend demokratischer Natur, darum bezweifle ich, daß ein starker aristokratischer Einschlag die Lebensfähigkeit des modernen Kunsthandwerks erhöhen würde. Joseph August Lux wendet sich in seinem „Geschmack im Alltag" mit Recht gegen die Unsitte, beständig von „herrschaftlichen" Wohnungen und Wohnungseinrichtungen zu sprechen, da „wir demokratischen Menschen" des 20. Jahrhunderts doch keine „Herrschaften" seien, wie es die Grandseigneurs des 18. waren. Nun weiß ich gar wohl, daß dem Herrn Verfasser des Rundschreibens, wenn er vom Aristokratisieren sprach, keineswegs die häßlichen Albernheiten vorgeschwebt haben, die von Möbelhändlern und Wohnungsvermietern häufig als „herrschaftlich" oder „hochherrschaftlich" angepriesen werden. Immerhin scheint er mir zu viel befruchtende Einwirkung auf ein neues Werden von seiten der Kreise zu erwarten, die die Vertreter und Epigonen einer abgeschlossenen Entwicklung sind. Die Möglichkeit, daß der geläuterte Geschmack, den eine alte Kultur verleiht, auf die neuentstehende günstig einwirke, soll nicht geleugnet werden. Eine stetige Entwickelung auf der Grundlage des Bestehenden ist dem allzuraschen Aufbau auf einer tabula rasa gewiß vorzuziehen, doch wird die Einwirkung der Vertreter des Alten wohl mehr im Ablehnen und Beschneiden der Auswüchse bestehen, die jedes Produkt jugendlich gärender Kraft hat, als im Fördern und Befruchten.

Der Gedanke von der „historischen Legitimität", den sich das neue Kunstgewerbe beim Adel holen soll, kommt nur insofern in Betracht als man ihn zu den „äußeren Gründen" rechnet, aus denen das Rundschreiben die Teilnahme der Aristokratie wünscht. Der Geschäftsmann muß eben auch mit den Schwächen der menschlichen Natur rechnen und ebenso, wie es der Verbreitung eines Haarwassers förderlich ist, wenn der Fabrikant auf die Flasche schreiben darf „im täglichen Gebrauch Sr. M. des Kaisers",

Digitized by Google

und wie manchen Menschen ihr Bier besser schmeckt, weil es das „Tafelgetränk Sr. M." ist, werden sie auch eine Zimmereinrichtung vielleicht lieber kaufen, wenn sie hören oder sehen, daß der Graf von Orlamünde die gleiche besitzt.

Fragen wir nun: wird der Adel sein ablehnendes Verhalten ändern, so müssen wir zunächst nach dessen Ursachen forschen. Ich glaube, die liegen tiefer als wohl meistens angenommen wird. Wenn man den Formen- und Farbensinn betrachtet, mit dem in manchen aristokratischen Häusern Gegenstände verschiedener Stilarten, der Urväter Hausrat, wie er gerade vorhanden war, durch passende Zusammenstellung zu einem harmonischen Ganzen vereinigt sind, dann kann man die Erklärung schwer aufrechterhalten, daß es diesen Kreisen am offenen Auge für das Schöne fehle und daß ihr Festhalten am Historischen gedankenloser Eigensinn sei. Es ist wohl ein mehr oder weniger bewußtes, aber richtiges Gefühl dafür, daß diese historischen Formen der Ausdruck einer Eigenart sind, die im allgemeinen einer toten Zeit angehören mag, von der aber im Adel auch heute noch manches lebendig ist; daß sie ferner der Niederschlag der vergangenen Zeiten sind, deren Andenken dem Adel deshalb immer teuer bleiben muß, weil es die seiner Größe und Bewunderung waren. Und wenn die Tennis-Komtesse in den Louis XV.-Salon vielleicht nicht so ganz hineinpaßt, so tun es die von Rigaud und Sylvestre, von Pesne und Graff gemalten Ahnen, die unser Stolz sind, desto besser. — Wird also hier wie überall die Aufgabe des Adels mehr die eines Erhalters des guten Alten als die eines Bahnbrechers des guten Neuen sein, so kommt doch der Erfüllung jenes Wunsches der „Werkstätten" der allgemeine Nivellierungsprozeß zu statten, dem sich auch der Adel nicht entziehen kann. Der Anfang zur Einführung des modernen Kunsthandwerks im adeligen Hause ist auch schon gemacht. Nämlich, und das ist sehr bezeichnend: im Herrenzimmer. Die moderne Kultur strebt dahin, an Stelle der mannigfaltigen Typen der Vergangenheit, die auch in der äußern Erscheinung deutlich den Edelmann vom Bürger und hier wieder den Gelehrten vom Kaufmann unterschied, einen Einheitstyp zu schaffen, der in dem englischen Begriff des Gentleman vielleicht nicht seine ideale, aber jedenfalls seine bequemste Fassung gefunden hat. Die Gestalt dieses modernen Gentleman, wie wir ihn einmal nennen wollen, nimmt immer deutlichere Umrisse an und setzt dadurch die Handwerkskunst mehr und mehr in die Lage, ihm entsprechende, für ihn harmonisch abgestimmte, seinen Bedürfnissen angepaßte Innenräume zu schaffen. Nicht so ist es mit dem Damenzimmer. Es soll nicht bestritten werden, daß auch da schon interessante und geschmackvolle Versuche gemacht worden sind, aber in der Mehrzahl liefen sie auf — Herrenzimmer mit kleineren Abmessungen und allenfalls helleren Farben hinaus. Das ist kein Zufall und liegt auch nicht an mangelnder Erfindungsgabe der Handwerkskünstler. Der Grund liegt viel tiefer, nämlich darin, daß die Frau noch sehr weit davon entfernt ist, sich einen modernen Einheitstyp geschaffen zu haben, der geeignet wäre, die Grande Dame, die Dame, die Bürgersfrau zusammenfassend zu ersetzen, wie der Gentleman die Männertypen der Vergangenheit. Und abermals ist es kein Zufall, daß die Aristokratin seltener als ihre bürgerliche Schwester den Versuch wagt, ihr Zimmer modern einzurichten; denn es ist selbstverständlich, daß sie nur zögernd und tastend ihre Ent-

Digitized by Google

wicklung von der Dame zur modernen Frau vollzieht, nur langsam einer Bewegung folgt, deren Ziele noch so wenig klar sind, die noch so völlig in der Gärung begriffen ist.

Wir glauben, daß die Teilnahme des Adels an der Bewegung in dem Maße zunehmen wird, wie seine Eigenart unter dem Drucke der modernen Verhältnisse abnimmt. Die Bestrebungen der modernen Handwerkskunst werden also nach wie vor ihre beste Kraft aus dem Boden des gebildeten Bürgertums ziehen müssen, und ihre Erzeugnisse werden, wie unsre ganze Zeit, einen bürgerlich-demokratischen Charakter tragen.

Dietrich Frhr. von Miltitz

Gesamtunterricht

Es gibt in der Reformpädagogik eine Richtung, die den Unterricht in den Unterklassen der Volksschule oder doch im ersten Schuljahr als „Gesamtunterricht" erteilt sehen will. Man empfindet es als unnatürlich, schon auf der Unterstufe eine Teilung nach einzelnen Fächern vorzunehmen. Der Unterricht soll hier mehr eine geschlossene Einheit darstellen, wobei eins ins andere übergeht, ohne daß die Kinder merken, daß ein „Fach" das andre ablöst, da alles von großen, geschlossenen Gedankenringen umspannt wird.

Auch für die späteren Entwicklungsstufen fordert man eine stoffliche Konzentration. Auf der letzten Hauptversammlung des Sächsischen Lehrervereins verlangte zum Beispiel der Lehrer Vogel aus Leipzig für den gesamten Unterricht der Unterstufe den heimatkundlichen Anschauungsunterricht, für den gesamten Unterricht der Oberstufe die Lebenskunde als Mittelpunkt. „Durch die beiden Stammfächer, heimatkundlicher Anschauungsunterricht und Lebenskunde", führte der Berichterstatter jener Tagung aus, „ist auch der Anfang zu einer Verschmelzung der reichgegliederten Fächer, wie Botanik, Zoologie, Geologie, Technologie, Physik, Chemie, Anthropologie, Astronomie, Mathematik, Geometrie, Literatur, Grammatik, ja vielleicht sogar Geographie, Historik, Theologie und Ethik zu einer einheitlichen . . . Betrachtung der Welt gegeben."

Derartige Forderungen und Anschauungen sind natürlich nicht unwidersprochen geblieben. Es sei nur auf ein paar Bemerkungen hingewiesen, die Georg Kerschensteiner in seinem Buche „Begriff der Arbeitsschule" den Bestrebungen der Gesamtunterrichts-Pädagogen widmet: „Alles menschliche Wissen", schreibt der berühmte Reformer, „hat sich im Laufe der Kultur von selbst in geschlossene, wohlgegliederte Reiche gespalten, genötigt durch die Organisation unsrer psychischen Funktionen. Nur in der dem jeweiligen Wissenstoff inhärenten Gliederung entfaltet er die ihm eigentümliche Bildungskraft, hilft er die für unsre Charakterbildung so notwendige Klarheit des Urteils entwickeln. Diese übersichtlichen und durchsichtigen Kristallgebäude mit ihrer gesetzmäßigen Führung der Lichtstrahlen der Erkenntnis für Unterrichtszwecke zu zertrümmern und an ihre Stelle das diffuse Licht ihrer Scherbenhaufen zu setzen, das bringt nur der fertig, der keine Vorstellung hat von der Bildungskraft eines selbsterarbeiteten Systems geschlossener Erkenntnis."

Wir sehen hier zwei durchaus entgegengesetzte Strömungen innerhalb der modernen Reformpädagogik. Dort Verschmelzung, Zusammenfassung, Angliederung — hier Zerlegung, Teilung, Sonderung.

Digitized by Google

Beide Forderungen haben auf den ersten Blick hin problematischen Charakter; denn beide haben ihre Vorzüge und ihre Nachteile.

Es ist in der Tat für den kleinen ABC-Schützen, der im vorschulpflichtigen Alter das Leben in seiner bunten Mannigfaltigkeit als Ganzheit auf sich wirken ließ und keinen Unterschied zwischen einzelnen „Fächern" machte, etwas Unnatürliches, genau nach dem Stundenplan von 8 bis 1/2 9 Rechnen, von 1/2 9 bis 9 Schreiblesen, von 9 bis 1/2 10 Anschauungsunterricht und von 1/2 10 bis 10 Religion zu treiben und das immer wieder und wieder in strenger halbstündiger Regelung: Rechnen, Schreiblesen, Anschauungsunterricht, Religion oder Religion, Anschauungsunterricht, Schreiblesen, Rechnen.

Wo das Kind gefesselt wird von seinen natürlichen Neigungen, da möchte es bleiben, da möchte es nicht herausgerissen werden, gerade wenn's am schönsten wird, sonst klingen leicht in die neuen Stunden die alten hinein und lassen das Entgegengesetzte nicht zur Wirkung kommen.

Aber auch das Umgekehrte hat seine Wahrheit: Kinder lieben die Abwechslung. Sie sind beständig gespannt auf das Neue, das Ungewohnte, das Fremde. Sie ermüden rasch in ein und demselben Stoffgebiet.

Dies im Hinblick auf das Kind. Das gleiche Problem ergibt sich, wenn man den Stoff selbst in Betracht zieht: Es ist wahr, Zergliederung, Fächerung wirkt für die naive Betrachtungsweise unnatürlich. Das Leben selbst kennt keine strenge Scheidung. Da fließt alles ineinander. Da steht alles in tausendfacher Beziehung zueinander. Besonders im Leben des Kindes.

Aber gleichzeitig sehen wir, daß, je weiter die Kultur fortschreitet, je mehr sich der Großbetrieb entwickelt, eine immer mehr sich verzweigende Spezialisierung zu bemerken ist, eine Zerlegung der Aufgaben an der Werkbank des Arbeiters ebenso wie im Arbeitsraume des gelehrten Forschers. Spezialisten dort wie hier!

Wer diese eigenartigen Gegensätze ruhig auf sich wirken läßt und dabei den vergleichenden Blick auf die Entwicklung der Menschheit überhaupt richtet, dem wird sich das Rechte unschwer ergeben. Was für das Leben eines Volkes im großen gilt, das hat im übertragenen Sinn auch Bedeutung für unser Volk im kleinen, für die Jugend. Auf allen Einzelgebieten, in der Wissenschaft wie in der Kunst, im Gewerbe wie im Handel ist alles Erfassen vorerst *ein tastendes Umfassen*. Man denke an die Philosophie der Vorsokratiker! Noch zu Aristoteles Zeiten finden wir die Vereinigung von Logik, Physik und Ethik, von Theologie, Ökonomik und Politik. Heute zählt der fachmännische Polyhistor zu den menschlichen Unmöglichkeiten. Oder man vergegenwärtige sich die Gewerbe des altgermanischen Bauern. Was heute ein Dutzend Handwerker — Schmied, Schlosser, Wagner, Schreiner, Schuster, Schneider usw. dem Landwirte leisten, das leistete er sich vor tausend Jahren selbst. So wird auch bei unsern Kindern Augenmerk und Tätigkeit sich zunächst dem *Ganzen* ihrer kleinen Welt zuwenden. Der Unterricht wird dementsprechend vorerst den Charakter des „Gesamtunterrichts" tragen.

Und wie der eigentliche Kulturfortschritt sich in einer gesteigerten Spezialisierung und Individualisierung zeigte, so werden auch in der Schule nach und nach, von Stufe zu Stufe, von Jahr zu Jahr Welt und Leben erfaßbarer werden durch eine immer weitergehende Teilung, durch fort-

Digitized by Google

schreitende Fächerung: die Heimatkunde wird sich spalten in Erdkunde, Geschichte, Naturkunde, die Naturkunde hinwiederum in Zoologie, Botanik, Mineralogie, in Physik und Chemie, in Biologie usw.

Der Streit: hie Gesamtunterricht, hie Fachunterricht findet auf diese Art seine natürlichste Lösung. Es handelt sich, wie in soundso vielen anderen Fällen auch, gar nicht um ein Entweder-oder, sondern um ein Nicht nur-sondern auch. Beide Richtungen bestehen zu Recht. Nur werden sie ihre Geltung auf verschiedenen Entwicklungsstufen beanspruchen müssen, da sie selbst die Arbeitsweisen bestimmter Kulturstufen sind.

Ernst Weber

P. E. Bibert, Geburtsanzeige

Lose Blätter

Aus Heinrich Federers Roman „Berge und Menschen"

Die Eisenbahnen unseres Vaterlandes — — köstlich Ding! Sie atmen ganz seinen Geist und riechen durchaus nach seinen niedern Stuben.

Zwar der Blitzzug wettert durch unsere engen Gaue wie ein Augenblick. Dort oben kommt er, ein Glutpünktlein — — hurrrr! — — dort unten verschwindet er, ein Glutpünktlein. Vorbei! Kaum hat er unser Land gestreift. Daher sitzen nur Fremde drin. Er ist ein Blick des Auslands durch die Schweiz, nicht mehr!

Digitized by Google

Aber die Personenzüge sind heimatliche Wesen. Wenn sie sehr schnell laufen und wenig Sinn für Halt und Weile haben, dann freilich ist noch ein gut Teil sputreiches, hastiges Ausland darin und von den eigenen Mitbürgern viel romanisches Volk hinterm Gotthard und vom Genfersee. Dennoch, es verliert sich ordentlich im waschecht Schweizerischen der breiten Kaufherren von Zürich und Winterthur, der dickhalsigen Amtsleute aus dem Bernischen, der brillenblitzenden und an jeder Station eine Zeitung kaufenden Politiker aus St. Gallen, der urschweizerischen oder bündnerischen Gasthofkönige mit dem violetten Kinn und den melierten Flügelbärtchen und den schon halb verbauerten Landjuristen, welche die Telegraphenstangen und die Krähen auf den Drähten zählen, in Ermangelung kurzweiliger Prozeßakten. Daneben gibt es begüterte, dicke Hofbäuerinnen, die einen halben Zentner rauschender Kleider um sich schwingen, Trauerleute mit Efeukränzen zu irgendeiner vornehmen Leiche, hie und da auch einen Nationalrat mit Freibillett, der von einer weisen Bummelkommission aus der letzten Hotelecke der Schweiz heimkehrt, ein winziges Tintentröpfchen und sehr große Weinflecken an der immer wieder zurückgeschobenen Manschette. Es sind auch Geistliche da, katholische Kapläne, den Frack hoch oben geschlossen, die Ärmel abgerutscht, ein großes Nastuch in die Brust gestoßen und das Schönste, was sie haben, das goldschnittige Brevier, mit eingeklemmtem Zeigefinger auf den Knien, etwas scheu, etwas linkisch, etwas streng, aber jedesmal mit einem Lächeln, sobald sie durch ein Dorf fahren, wo sie auch schon gepredigt oder am Kirchenfest den Subdiakon gemacht haben. Der protestantische Pfarrer bringt eine Ledermappe unter dem Arm und den jesaiastiefen Seufzer in den Wagen: „Es reicht noch, danke, danke, es reicht noch! — Aber das nächste Jahr fertige ein anderer den Rechnungsbericht!“ — Und die dankbaren Mitglieder des Erziehungsheims „Im Gras“ winken vor dem Fenster und lächeln verdammt klug: „Der Herr Pfarrer tut's wieder, — wer wollte das besser machen?“ Und auch er lächelt nun, aber will gar nichts versprechen. Der HERR wird sorgen! — —

Selten blinkt der rote, grüne oder blaue Kragen und die goldene Knopfreihe unserer Uniformen aus dem einfärbigen Ernst des Schweizertuchs. Haben wir doch kein stehendes Heer, kein bewaffnetes Jahr, nur etwa eine gemütliche kriegerische Woche. Dennoch schauen die paar Offiziere drein, als hätten sie zu Mittag statt Kalbfleisch rohes Eisen verzehrt. Sie können zwar nicht anders, sie müssen mit den Reisenden plaudern und Zigarren tauschen. Das macht der gleiche, gemütliche Most in den Adern. Dann aber zur Wahrung ihres besäbelten Berufs blicken sie streng auf eine Wiese von achtzig Metern im Geviert, und einer sagt mit tiefem Baß und die Stirne unter dem Käppi drohend gerunzelt: „Hier ließe sich bequem ein Bataillon angriffsweise entwickeln.“ Worauf der andere scharf sichtend entgegnet: „Aber gestaffelt, mit kürzesten Distanzen!“

Leider ist auch das namenlose Volk der Geschäftsreisenden da mit aufgedonnerten Schnurrbartenden, gesalbten Scheiteln, pfiffigen Augen und einem lächerlichen Dünkel. Auf der Brust baumeln dicke Uhrketten aus Katzengold, und im Ring glänzt ein grüner Kristall. Menschen von unausstehlich geist- und bildungslosem Geschwätz und dem kleinen,

Digitized by Google

schnellen Gehirn eines Tagesanzeigers. Sie fühlen sich nicht wohl in den so hübsch gemischten vaterländischen Wagen und ziehen sich in einen Auslandabteil zurück. Dort reißen sie ihre ins Notizbuch verzeichneten und auswendig gelernten Witze. Aber wenn man durch einen blaugrünen Tannenwald fährt oder auf einer Trift braune Kühe muhen hört, oder die graue Alpenkette von Appenzell über einem Hügel fern auftauchen sieht, dann vergißt der Jüngste und Unverdorbenste von ihnen seine Mustertasche von englischen Hemdbrüsten, spitzt den weichbeflaumten Mund zu einem losen Bubenpfiff und bekommt einen edeln Knabenglanz ins verstaubte Auge.

Ja, die Eisenbahnen unseres Vaterlandes — —!

Aber nicht einmal einen solchen Eilzug hatte der kluge Manuß erwischt. Um eine halbe Minute war er zu spät gekommen. Mit roten, ausgescholtenen Köpfen standen der pappellange Franz und Heinz neben ihm. Ein Güterzug mit etlichen Wagen dritter Klasse rumpelte vor. Verächtlich sah Emil das langsame Ding mit der alten Maschine, dem dummen, großväterlichen Kaminturm und den greisenhaften, verarbeiteten, plumpen Händen und Füßen stillehalten und sich wie ein Lungenkranker auspusten und aushusten.

„Verfluchte Dummheit! Da kann ich jetzt in den Kasten hocken! — Schafft die Koffer hinein!"

„Wartet Ihr," sagte Heinz in seiner altmodischen Respektsanrede, „und geht lieber auf den Vesperzug!"

„Was ist jetzt das wieder, Vesperzug? — He, mit dem da wird es jetzt wohl auch gehen."

Emil und Heinz machten es sich auf der harten, braunen Holzbank des verrauchten alten Wagens bequem, so gut es ging.

„Das Abhärten fängt früh an", spottete Emil sauer. Darob mußte Heinz über sein ganzes spinnwebiges graues Gesicht herunter lachen. Er konnte nicht anders. Das reizte Emil immer.

„Du wirst schon nicht mehr lachen, wenn du mir stundenlang das Gestell und Meßzeug im Nebel halten mußt, daß dir fast die Finger abfrieren!"

Er hätte noch Böseres sagen können, Heinz mußte einfach lachen. Wenn es ihn ankam, half nichts dagegen. Es verschüttelte ihn jetzt fast gar. Und das sauersüße Gesicht seines Gebieters war dazu überaus komisch anzusehen.

„So kalt — — wird es dort oben?" stammelte er, immer noch mehr lachend, aber ehrlich dagegen kämpfend, „daß die Finger — — nein, aber — —" Es war unmöglich, vor Lachen weiter zu kommen.

Jetzt spielte sich auf dem langen, zarten Gesicht des Manuß eine sonderbare und rasche Geschichte ab. Es wandelte ihn an, grimmig zu werden und eine Ohrfeige zu hauen, und doch lockte es ihn auch wieder, mit diesem treuherzigen Hausgeist da, seinem Jungjahrehüter und selbstlosen Knecht und Helfer in allem, mit diesem dünnbärtigen, knochigen, breiten, guten Gesicht, dieser narbigen Stirne und diesen biedern, hellbraunen Kaninchenaugen mitzulachen. Aber Spaß war nun einmal nicht sein Ding. Es floß kein Tropfen Humor durch sein Blut. Nur aus Freundlichkeit konnte er mitlachen, weil es eigentlich doch lustig war, den alten Heinz so närrisch lachen zu sehen. Indessen, er überwand sich und sagte, die Lippen gleichsam in jedes Wort pressend: „Lach dich aus, Joggel, wenn's dir so wohltut!"

Dann winkte er Franz her, reichte ihm ein schweres Silber zum Fenster

Digitized by Google

hinaus und befahl: „Geh und sorg gut für die Flora! Reit mir aber auch den Fuchs alle Tage ein wenig, — — oder weißt du — — frag mal bei Berts — — das Fräulein Marie — — wenn sie das Gespann etwa brauchen könnte, — — vielleicht für den Vater, oder sonst, — — nun, es sei gern anerboten! — Geh!“

Er schob sich schnell in den Wagen zurück, daß Fränzel vor dem leeren Fenster seinen tief dankbaren Bückling machte. Ein Fünffränkler, na! Frau Sette hatte nur einen Zweifränkler gegeben.

„Ein großartiger Cheib ist er eineweg!“ murmelte Franz immer noch mit abgezogener Mütze und verlor im Anschauen des warmen Talers vollständig die Erinnerung an das starke Dutzend imposanter Schimpfwörter, das ihm der Herr vorhin noch ins Gesicht geworfen hatte.

„Nun lachst du schon nicht mehr?“ fragte Emil Heinzen. „Das ist eine verdammt kurze Komödie gewesen. Vorwärts, lach noch einmal mit deinem göttlichen Runzelgesicht!“

Aber jetzt konnte der Arme nicht mehr, weil es erlaubt war. Er bemühte sich, die hundert kleinen Falten, die sich ihm beim Lachen bildeten, streng zu glätten.

Der Zug glitt aus dem Bahnhof. Häuser, Gärten, der Fluß, die nächsten Hügel schwanden gemächlich an den offenen Fenstern hin. Sie hatten alle Zeit, noch einmal in den Wagen zu gucken. Ein Vormittagslüftchen blies herein. Dann kamen Acker, Kleefelder, Mostwiesen, Dörfer, deren Stationen mit schläfrigen Signalglocken und schläfrigen Wärtern wie die persönliche Langeweile aussahen. Später mehrten sich Hügel und Bäche, die Wälder wurden breiter, die Luft ward frischer, die Tannen dämmerten tiefer, man war in eine Nebenbahn geraten. Aber den Waldlinien traten immer klarer die Vorberge ins Bild. Die menschlichen Wohnungen klommen vereinzelter und einsamer die Höhen herauf, sie verloren das Kunststeinmäßige, wurden hölzern, sonnenbraun, schindelnvernagelt, und Bergstimmung lag vor ihren vielen kleinen Scheiben und Bretterlauben. Langsamere Menschen, stillere, schritten die Hänge nieder, so sicher, als gäbe es keine Städte und Stadtbureaus. Manchmal tauchte auf einem Weglein eine Jungfer oder ein kleines Frauenzimmer auf mit Brustkoller, bebändertem Haar und andern tapfern Spuren einer alten, absterbenden Tracht. Bald dufteten Harz und Walderdbeeren in den Wagen hinein. Die Nähe der Berge meldete sich. Es ward dunkelblau und dunkelgrün im Coupé. Die Gesichter bekamen die tiefen Schatten der Tannen und überall hörte man nur noch das Lärmen der wilden Natur, die Bäche, die rollenden Steine, die bewegten Nadelhölzer und die Schellen der unruhigen, unbehüteten Berggeißen. Wenn ein Hüter da war und rief: „Ho-o-o-ojooo!“ — so klang auch das wie ein Ton aus der wilden, unmenschlichen Naturmusik allhier.

Langsam, aber stetig stieg die Bahn. Doch die Menschen sind unverbesserlich. Ging ein Seitental auf, so war gleich wieder eine Störung der Bergwelt da mit Firlefanz der Stadt und Gigerleitelkeiten, französischen Ladenschildern, Fabrikjächelchen in Glaskästen, Momentphotographen, Syphonschenkerinnen. Dann ging's weiter durch eine Bergklemme, sozusagen zwischen den Knien des Gebirgs hindurch in die Höhe. Wieder ward alles Naturwildheit. Und wieder kam ein Tal, noch höher oben, mit großen, saubern, stolzen Dörfern und Leuten. So weit hinauf wagen sich

Digitized by Google

die Menschen! So hoch bauen sie sich an, fast unter die hängenden Lawinen, diese frechen Zweibeinler!

Die Eisenbahnen unseres Vaterlandes — — köstlich Ding!

Diese Drittkläßler vor allem, die an jeder Station halten, auf daß wieder ein Gemüsekorb oder eine alte Haube für eine Viertelstunde mitfahren kann! An so einer Hauptstation, wo heute großer Jahrmarkt war, stiegen alle Bänke voll ein. Da ist der Kern vom Land zu sehen, die Tubäklerbauern und Barfußjungens, Mütter mit dem Saugflaschenkind, ein Gemsjäger oder Wilderer, gleichviel; geruhige Hebammen und das Kram- und Krämervolk vom Dorf Absom. Auch Handwerksburschen und Italiener, mit so klebrigen, braunen Hosen und Kitteln wie die Erde, aber wundervollen Gesichtern. Sie bauen an unseren Kanälen und Bachbetten, Wuhren und Dämmen und mischen ein himmlisches Deutsch in die enge, scharfe, singende Mundart dieser Gegend. Endlich sitzen da noch Viehtreiber, Kilbikomödianten, ein Ratsherr vom katholischen Bergdorf Mattli, der Dorfschreiber von Absom, ein Zipfelkappenbauer, ein Stickereifabrikant, kurz, alles Volk durcheinander, mager und fett, klug und dumm, witzig und ernst, batzenreich und arm bis aufs durchlöcherte Hemd — der Kern des Landes!

Kein köstlicher Ding als unsere Eisenbahnen!

Noch nie war der Manuß in einem solchen Mischmasch gefahren. Er legte die Ingenieurzeitung weg und gaffte in das bunte, von Station zu Station ein bißchen wechselnde und doch stete Volk. Man sprach da wie in einer Stube so gemütlich und rätlich, mit Dörflerton und Dörfleroffenheit über alle Dorfdinge. Aber es war alles doch auch Erlebnis einer Menschheit. Die Hebamme trug ein eingemummtes Kindchen im Schoß und klatschte eine schrecklich verlebte Nacht an der Seite einer armengenössischen Frau aus. Zwillinge gab es, uneheliche Zwillinge. Wer hatte so was gehört? Eins starb, Gott sei Dank, schon in der Nacht. Und das arme Weib rief immer: „Laßt mich sterben, sterben!“

Einige Katholische von Mattli bekreuzigten sich beinah, andere brummten: „Die Hure!“

„Acht Franken dürft ich verlangen,“ redete die Hebamme weiter, „'s ist sicher nicht zuviel, wenn man eine ganze Nacht hindurch sich zwischen drei Leben und drei Sterben ohne Wanken und Weichen behaupten soll, alle Hände voll Schweiß und Blut. Der Armenkasse schenk ich's auch wahrhaft nicht. Der Mutter geb ich's dann, — geltet!“

Die Absomer im Wagen wußten das alles bereits. Die Hebamme kam mit dem Kind vom Marktdorf herauf, wo sie es wegen der Pocken in der nächsten Stadt schon hatte impfen lassen müssen.

„Wenn man nur den Mann kennte!“ meinte der Ratsherr. „Es scheint die Person will's nicht eröffnen!“

„Sie beißt die Zähne zusammen und gibt kein Wort heraus,“ erklärte die Hebamme, „dem Pfarrer nicht, Euch nicht, Dorfschreiber, und nicht einmal mir. Verdient's so ein Kerl? Was hat sie davon? Man munkelt allerlei. Gewiß steckt ein Herrensohn dahinter. Ihm wollt ich's, sei er wer er wolle, in die Zähn werfen!“

„Ein Hurenweib ist auch sie!“ gab der Ratsherr zurück. „Hat sie nicht

Digitized by Google

schon vor zehn, fünfzehn Jahren, fast noch ein Kind, einen Buben bekommen? 's war ein Landesärgernis!"

„Das ist wahr," sagte jetzt der Fabrikant mit rasiertem Gesicht und hohem Zylinder, „aber wir wollen nicht richten." —

Der Zipfelkäppler nickte lebhaft. Er sprach nichts. Aber man sah ihm an, daß er am meisten wußte.

„Und der Bub tut recht, nicht wahr?" wandte sich nun der Fabrikant geradeswegs an den Mann, „nicht, Wirt Ueli?"

„Der Mang ist ein Muster, das wißt Ihr. Ich sag's nicht siebenmal", antwortete Ueli unwirsch. „Und was soll all das Geschwätz! macht Ihr's damit anders? — Ach was, die Gesetze macht anders, die alten, verdammten Gesetze!"

Man schwieg betroffen. Das Gesetz! Der Ueli von den zwei Gasthäusern Zur Krone und Zum End hatte recht. Das fühlten sie. Das Gesetz war etwas Hölzernes geworden da oben, das seine Opfer ans Kreuz nagelte.

Aber das Gesetz war etwas Uraltes, Heiliges. Schon sein Name macht andächtig.

Und eben, da unten im Lande haben sie keinen Respekt vor dem Gesetze mehr. Mit Gesetzen gehen sie wie mit alten und neuen Möbeln um. Daher die Verderbnis!

Davon redeten sie nun, aber leiser. Städter waren ja da. Dennoch, was man nur immer von Zürich hört! Da geht's zu wie vor der großen Sündflut. Man lehnt sich gesichert an die geraden Banklehnen. Nein, am alten Gesetz hängt doch noch das letzte Gute, wenn's viele auch erbärmlich zermartert, — hängt noch Ordnung und Sitte. — Uneheliche Zwillinge auch, ja, — — in Gottes Namen, Menschen sind wir allesamt. —

Aber viele hörten nicht diesem Reden, sondern der Hebamme zu, die weiter prahlte und lästig viel log. Doch so oft sie sich zum Paketchen auf ihren Knien beugte, worin das liebe Lebendige zappelte, wurde sie über ihr borstighäßliches Gesicht zärtlicher und stiller, horchte und flüsterte zu den Nächsten: „Sst! nicht so grobianisch lärmen! — Es schnäufelt wacker. Ich bring's stracks morgen zur Taufe!" — Und wieder horcht sie, immer, auch im Schweigen, die bärtigen Lippen bewegend, und nickt. — — „Ihr brauchtet auch nicht ein so verfluchtes Zeug zu rauchen!" schimpft sie plötzlich zum Hinterwäldler neben ihr und klopft ihm unversehens die Pfeife am Gesimse aus. Er hatte sie lahm zwischen den Fingern gehalten, nachdem er noch einen scheußlichen Qualm aus Mund und Nase über die Frau und ihr Schoßkind ergossen hatte.

Alles lachte, breit und rollend.

„Teufelsweib!" zürnt der Alte und steckt doch gehorsam die heiße Pfeife in den Rocksack.

Drüben ist man, als hinge das alles zusammen, von der Cäcilie Astli, dieser Zwillingsmutter, auf einen jungen Knecht zu sprechen gekommen, Bastian Keller. Der soll in jener selben Nacht Feuer an des reichen Ernst Brollers Scheune gelegt haben. Gestern fingen sie ihn. Nun ist er schon eingezäunt.

Emil blickte Heinz an. Sie hatten auf einer untern, bedeutenden Station ja jedenfalls diesen Bastian gesehen. Ein schwarzhaariger, feuriger, magerer Mann von etwa dreißig Jahren stand da auf der

Digitized by Google

Plattform zwischen zwei grünen Landjägern, ein Kettlein von einem Fußknöchel zum andern und Handschellen an den Gelenken. Also das war ein Brandstifter. Zuzutrauen war ihm das schon.

Viele behaupten, ihm geschehe zu hart. Die Herrenpartei hab ihm das Leben schon lang sauer gemacht. Weil er frei herausredete! Im Hunger würd sogar ein Erzengel stehlen!

„Herrenpartei!" raunte Emil zu Heinz. „Also da hat es auch Regenten und Diener! Mußt schon weit fahren, Heinzel, bis du in eine herrenlose Luft kommst!" Spöttisch lachte er seinen Diener an.

„Die, wo Geld haben," schrie einer, „wo regieren, wo ins Herrenleben nur so hineinsitzen können, die drehen alles nach ihrem Rad. Wir andern können wach sein oder schlafen, wir ändern's nicht."

Der Ratsherr und der Fabrikant taten auf einmal, als hörten sie nichts mehr als den Bach draußen.

„Wär einer wie der Broller an etwas schuldig geworden, und wär's ein fünfmal ärger Feuer, der würd herausgebissen, so sicher ich leb und sterb."

Emil horchte sich immer tiefer in diese Volksgespräche. Das alles war so frisch und wuchtig gesagt. Ihn ging es ja rein nichts an. Aber es kann nichts schaden, wenn man die Verhältnisse da oben schon ein bißchen kennt. Er wird nun doch monatelang unter diesen Leuten da arbeiten müssen. Es fängt überdies an, ihn merkwürdig zu interessieren. Er sieht und hört diese Menschen zum ersten Male. Und doch kommen sie ihm gar nicht unbekannt vor. Schon beim Auffahren ins Gebirge flog es ab und zu wie Lichtflocken von Erinnerungen über ihn. Diese Stimmen, diese Mundart, dieses Gehaben, diese Natur, sonderbar, wie ihn das berührte, wie ein altes vergessenes Lied, dessen Worte man auch jetzt noch nicht findet, aber dessen Melodie man Note um Note auf die Zunge bekommt.

Das Schimpfen und Tadeln rumpelte lustig weiter.

„Nicht so schreien!" kreischte die Hebamme, den Riß des Paketes etwas lüftend, „daß mein Knirps nicht schon das Gehör am ersten Tag verliert! Sieh mal, Tubäkler, welche Augen der Balg macht, welche himmelblauen Löcher! Gott, wie frech schon!"

Der Bauer bog sich, lachte den Kindskopf an, spuckte weit übers Fenster hinaus und sagte: „'s ist wahr, ein herrlich Wesen; Bub oder was Dummes?"

„Hoffentlich ein Mädchen! — was sollt ein Bub ohne Vater? Mädchen hauen sich da noch besser durch. — Ja, ja, munziges Käferli du!"

Sie küßte das blaublickende, verwunderte Menschlein im Paket derb aufs Brustlätzchen.

Heinz sah und hörte alles, unendlich ergriffen. Er war ein unerhörter Gefühlsmensch. Dazu grüblerischer Philosoph. Seit Jahren brütete er an einem Buche herum: „Über den Zusammenhang der Seele mit der Natur". Ein ungeheures Thema. Hier, dünkte ihn, empfange er haufenweise neuen Stoff, etwa für ein Sonderkapitel „Die Gebirgsseele".

Die Schatten der unehelichen Mutter, des Brandstifters Bastian Keller und des reichen Ernst Broller verdunkelten die redenden Gesichter immer mehr. Oder war es der Himmel über den Tannen? Blau war er nicht mehr, sondern nach und nach aschgrau mit gelben und feuerroten Tupfen über den Bergen. Es wurde auch ohne Sonne drückend heiß. Die

Digitized by Google

vielen Vogelstimmen verschollen immer leiser und ferner im Walde. Ein Apollo mit schwarzen und roten Ringelflecken flog vor Müdigkeit fast in die Gleise.

„Das wird schön krachen, sapermost," sagte der Tubäkler, „wenn der Ost nicht Oberhand kriegt, Herrgott neunundvierzig! — Dort vom Rheintal bläst wohl ein Lüftchen, aber der gottlose West ist Meister."

Die andern machten sich nichts aus den zornigen himmlischen Dingen, die da herunterdräuten, sondern schwatzten weiter von den drei, vier wichtigen Erdsächelchen, dem eingeäscherten Scheunenflügel, den Zwillingen, dem Handschellenbub, dem gewalttätigen Broller. Der ward mit bäuerlicher Derbheit bis ins letzte Zipfelchen besprochen, und alles ward in einen bösen, frechgewollten Zusammenhang gebracht. Aber doch mit Vorsicht, unter unerfaßlichem Zwinkern der Augen, mit halbem Satz und den immer wiederkehrenden: „Ich red niemandem das Böse — — nichts will ich gesagt haben — — wer weiß denn etwas Gewisses? — — Nehm's und kratz, wen's angeht! — —" Als aber an einer kleinen Station zwei helle, aufgeschossene Jungfern mit Körben voll Bandstickereien eintraten und sich Emil gegenübersetzten, wurde das Geplauder plötzlich zum Geraune.

„Wie sie doch tückisch und unverschämt sind, diese sittlich frommen Bergler!" dachte Manuß. „Wo nichts entfernt zusammengehört, reimen sie's doch und machen einen Spruch daraus. Kein einziger hat ein Gesicht zum Vertrauen. Verschmitzt und holperig sind diese Köpfe, voll Neid und leer an Eigenem. Dieser Dorfkönig ist reich und weitsichtig, sonst säß er in der Bahnkommission nicht als erster. Das zwickt die Erdäpfelbeißer!"

Und es reizte ihn ordentlich, diesen Kraftmenschen Ernst Broller bald kennen zu lernen.

Beim nächsten Wechsel im Wagen setzte sich der Zipfelmützler Ueli, ein pfiffiger, kleiner, ganz verlederter Mensch, mit magern Wangen und überhängenden Lidern und Lippen, neben die Jungfern, gegenüber Emil und Heinz. Seine kleinen, dunkelgrauen Augen blickten teilnahmlos drein. Die in den Zähnen lose hängende Pfeife vollendete den Eindruck von etwas Schlampigem. Aber etwa schoß ein Laternchen aus den Augenhöhlen, als suche er etwas im Dunkeln. Heinz hatte längst bemerkt, wie der kleine Alte sie beobachtete, so aus der Tiefe und Verstohlenheit heraus. Traf ihn Emils Auge zufällig, so erloschen die Laternchen, und dieser Wirt zweier Gasthöfe wäre wie ein Häuflein Gleichgültigkeit erschienen, hätten nicht seine rasierten Mundwinkel noch immer leise gezuckt. Der würde sterbensgern etwas fragen.

„Die Herren sind nicht des Landes hier", sagte er endlich doch, auf dem Sitze rutschend. „Nein, nein, frag ich doch dumm!" Dabei faßte er Heinz ins Auge. Der lachte. „Das sieht man doch von weitem. Wollet wohl in die Berge?"

„Ihr habt mich rein überfragt", entgegnete Heinz, vom Tanz des Mützenzipfels unendlich belustigt. Der verriet so ganz die Neugier seines Trägers. — „Ich weiß rein nichts, was morgen geschieht, und weniger als nichts, was wir übermorgen tun."

Der Ueli grinste hell. Der Fremde neckte also. Gut, in dem Ton kann er's auch, — er müßte kein Absomer sein.

Digitized by Google

„Ihr müßt wohl immer, wie's dort steht! hehehe!“ — damit wies er mit einem Blick auf Emil, nicht unartig, aber boshaft — „rechtsum, linksum, halt!“

„Aufs Wörtchen so!“ lachte Heinz.

„Meine Geißen gerade auch so!“ sagte Ueli spitzig.

„Sind aber auch liebe, flotte Tiere! Das laßt Ihr mir doch!“

„Besonders an den Hörnern hab ich sie gern.“

„So, so!“ machte nun Heinz in kindischer Unbeholfenheit. Der Witz ging ihm schon aus.

„Dann wollt Ihr wohl Geißen photographieren?“ — Der Wirt wies auf die schwarze Kiste zu Häupten, worin das feinere Meßzeug geborgen ward. „Was gilt das Stück?“

„'s kommt drauf an, ob Ihr dabei steht oder nicht!“

„Das, hoff ich, macht einen Unterschied im Preis!“ nickte Ueli.

„Der Ostwind, seht!“ schrie die eine dickgezopfte Jungfer.

Kleine, weiße Wölklein flogen wahrhaftig dort drüben vom Österreichischen her. Die Wetternacht in der Südwestecke schob sich tiefer zurück, und auf einmal trat das bisher von ihr verhüllte graue Steinalpgebirge mit seinen drei Ketten und den vielen Zinken, Kuppeln und Türmen zu oberst wie hinterm Vorhang hervor. Auch der Absomer stand stattlich und herrisch, aber in gelassener Stimmung unter den anderen Brüdern. Höher und stärker als die ineinander vermengselte Herde von Bergen um ihn herum, nahm er sich wie ein gewaltiger Bock unter vielen Schafen aus.

Die lachenden, weißen Wolkenfähnlein schwebten indessen tapfer ins graublaue Gewitterfeld, und wo sie gingen, entstanden dünne Gäßchen eines grellblauen Himmels, die sich aber wieder rasch hinter ihnen schlossen. Doch reichte es aus, um ein paar Streifen Sonne durch die knappen Spalten zu werfen. Während hinter dem Absomer das pechschwarze Wetter sich zusammenduckte wie eine greuliche Riesenkatze, und darob sich hellere, aber unheimliche, fremdfarbige Wolken rastlos schoben und übereinander drängten, glänzte da eine Alpe, dort eine Wand oder ein noch beschneiter Gipfel in dieser grellen, schwefelgelben Sonne fast schmerzhaft auf. Aber all dieses Lachen war erzwungen, gleich verschlangen es die Wolken wieder.

Hier unten merkte man nichts vom Kampf dort oben. Eher noch bleierner ward die Luft. Wie steif und tot stand jedes Blatt im Walde. Und todmüd krümmte sich auch der dünne Scheidbach neben dem Eisenbahndamm durch die Steine. Kaum hörte man sein Wasser.

In den hinteren Stühlen ging der Kampf um die Dorfdinge über die Haube der Hebamme und über das glucksende Paket immer wilder hin und her. Die Fahrer sind zu Hause Mosttrinker. Jetzt regte sie der reichliche Wein vom Markt auf. Sie sprächen sonst viel bedächtiger. Aber man zupft und reißt an einem frischen Werg.

„Das geht uns ja alles nichts an“, schreit eben der Jäger dem alten Bergknöpfel ins Gesicht, einem hinkenden Junggesellen, der aber noch alle Berggipfel aus reiner Lustbarkeit abläuft, die Mundorgel, seine andere Seele, immer bei sich. „Aber die Absomerbahn geht uns an, die soll der große Ernst nicht durchsetzen. Da sollt man zusammenstehn! Bei Gott, sollt man!“ —

Digitized by Google

Das hatte Emil erwartet. Diese Landpolitiker mußten am Faden, den sie so breit drehen, doch zuletzt auch an die Bahn geraten. Man kann sich denken, wie niedrig das Pack davon denkt.

„Herrenwerk!“ hieß es. „Die Stadt und die Juden trinken die goldigen Eier aus, und wir haben nur den Dreck und Gestank.“

„Pst, pst! nicht so laut! — jetzt habt ihr mir das Kind schon wieder geweckt. Aber recht habt ihr“, rief die Hebamme. Draußen brummte und grollte der Himmel.

„Fragt nur die Bündner, die haben's schwer genug erfahren“, gab der Ratsherr hinzu.

Jetzt öffnete der Mann mit der verschütteten Pfeife seinen großen Mund: „Uns gehört doch der Boden und das Wasser und jeder Stein. Können wir da nicht befehlen?“

„Ja,“ zürnte man zurück, „die Herren sagen dir schon, wo sie die Stationen und Kantinen bauen, und was das Billett kostet.“

„Der Absomer ist doch sozusagen ein König, — — sicher ein gesunder Kerl! Und da nehmen ihn diese Herren und verschnitzeln und verbohren ihn, als läg er gerad auf dem Operiertisch.“

„Und zu oberst machen sie eine Kohlenhütte und ein Hotel, wo unsereiner nicht hinein darf, so nobel und teuer ist's.“

„Verfluchte Bahn, der Teufel hol sie!“

„Wo man so waghalsig hinaufgeklettert ist und sich baß gefreut hat, so allein bei Wolken und Vögeln — Herrgott, war das schön! — da hat dann nur noch das seidige und gekräuselte Fremdenvolk Platz, was gerade vom Kanapee kommt und welscht, pfui Teufel! Kein rechtes deutsches Wort mehr. Mussiö, Madamm! — Ein Melkbub paßt nicht mehr hin. Die Gemsen wissen nicht wohin, und einen anständigen Adler gibt's nicht mehr.“

Immer näher rückte das rollende, donnernde Unwetter. Hie und da ein fahler Blitz.

„Und unsere lieben Küheli und Geißli rennen vor dem Kohli weit davon.“

„Wenn der Inschenier alles vermessen hat, kommen die Baumeister mit ihren Tschinggen*, und dann haben wir gerade wieder Messerten genug.“

Die zwei großäugigen Italiener lachten gutmütig, und der eine, den Mund voll verkauten Tabaks, sagte: „Sind wir nit so slimmi, sicuro!“

„Schon, schon, das Schlimmste seid ihr nicht! Aber das Geschrei alle stillen Berge hinauf und die Kantinen voll Gesöff und die Rollwagen und Stinkkohlen und die Herren mit den goldenen Zwickern und Uhrketten — man erhenke sie daran! — die sind das Schlimmste!“

„Der Ernst handelt einfach wie ein Judas am Land!“ schrie der Jäger.

„Er ist's nicht allein“, sagte jetzt der Dorfschreiber demütig. „Die Großhansen von Zürich und Bern helfen ihm, Nationalrät oder Ständerät oder sonst ein Unrat.“

„So schlimm wird's doch nicht sein“, warf endlich der Zipfelwirt gemütlich nach rückwärts in den Trubel. „Ihr übertreibt!“

„Ja, Ihr, Uelrich, seid uns schon der Rechte! 's ist schad um Euch! Habt eben Eure Freud am Inschenier!“

„Mein doch, ich hätt den Berg auch gern!“ erwiderte der kurz und ruhig.

Man schwieg einen Augenblick. Man wußte, der Uelrich Festli war zehn Jahre Wildhüter und zehn Jahre Forstmeister in den Bergen ge-

* Italiener — von cinque, fünf.

Digitized by Google

wesen. Er hatte den Absomer als Erster bestiegen. Von ihm rührte das wuchtige Steinmannli droben auf dem Kopf. Dann ward er Wirt. Zuhinterst im Absomertal hat er ein mächtiges, braungeschindeltes Haus mit vielen Gästen. Das ist die Wirtschaft Zum End, wo alle Alpler und Bergsteiger einkehren, denn hernach fängt das Klettern rechts gegen den Plättlisee und links noch höher gegen das Alpennest Miezeler an. Bis Gallustag trinkt man im End einen schäumenden Apfelmost, bis Othmar den süßesten Rheintalersauser. Aber auch im Winter ist's gemütlich, in Uelis Schlitten mit einem kleinen Räuschchen ins Dorf zurückzufahren. Daneben war er aber mächtiger Kronenwirt im Dorf Absom selber und Gemeinderat. Er hatte spät geheiratet, und seine Frau, die ihm ein Irmeli und einen Seppli schenkte, bald am Lungenstich verloren. Ein ganz Unabhängiger war er und ein großartiger Schweiger. Aber redete er, so ging kein Wort in den Wind.

„Das wird der Mann sein," sagte sich Emil, „den mir Bert so heiß empfahl."

„Ja, den Berg hast du gern, — das weiß man!" lobte die Hebamme.

„Und wenn's möglich ist, hat ihn der Inschenier noch lieber!" sagte der Alte. Er hatte sich ganz umgedreht und kehrte jetzt Emil den gewölbten, aber schmalen Rücken und das zierlich gekräuselte, silberne Haar am Hinterkopf zu.

„Mehr kann ich nicht sagen, versteht!" fügte er barsch bei.

„Gegen den hat niemand etwas. Aber er soll ja schwer krank sein. Dann kommt ein anderer."

„Auch der kommt nicht über den Absomer weg, versteht!" sprach Ueli.

„Wieso?" hieß es durcheinander. „Die Inscheniers können doch alles."

„Wir können alles", musizierte es in Emils Ohren. Er ließ sich keine Silbe entgehen.

„Verflucht viel verstehen sie einmal, das ist sicher", sprach der Dorfschreiber. „Fährt man nicht schon auf die Jungfrau?"

„Wird schon sein", gab Ueli seelenruhig zurück. „Aber alles können sie doch nicht." — Schalkhaft verdrückte er die Augen und winkte über seine Achseln. „Ich denk," wollte das besagen, „der da hinter mir ist der neue Inschenier."

Emil merkte es sogleich den vielen unguten Blicken an, die ihn jetzt trafen.

„Der Herr Inschenier Bert, sagt man, gehört zu den feinsten im Fach, aber er —" Plötzlich wandte sich das flinke Männlein um, sah quer zu Emil und sagte: „Ihr, Herr, müßt das wissen! Auf Ehr und Seligkeit, Ihr kommt für den Inschenier."

So eine Uberrumpelung! Aber Emil war ein harter Manuß! Ohne ein Lid zu bewegen, sah er den greisen Schalk stahlfest an und sagte mit deutlicher Stimme, wenn auch durchs lange, schmale Gesicht errötet: „Jawohl, ich bin sein Nachfolger! —"

„Er ist's! — da seht! —" Man rutschte, bog und reckte sich und wußte nicht, was für ein Gesicht machen.

„Das hab ich von Anfang an gemerkt, daß Ihr keine Geißen photographiert", schmunzelte der Bezipfelte lustig zu Heinz hin.

„Cheib der! So ein Ueli riecht den Teufel sieben Stund weit", bewunderte man.

Digitized by Google

„Da braucht's doch nicht viel Grütze! — Inscheniere kennt man sofort."

„An was denn?" fragte Emil argwöhnisch. „An was, Herr Wirt?"

„Den Herrn hab ich zu Haus im Kleiderkasten gelassen. Sagt nur immer Ueli!"

„Also, Wirt Ueli," bestand Emil heftig, „an was kennt Ihr uns so gut?"

Alles ward sogleich totenstill, um den Spaß zu hören. Der Witz vom Ueli ist berühmt. Und die Absomer lieben nichts so sehr wie den Mutterwitz. Um einen gehörnten Witz würde sich einer unglücklich machen, Jetzt vergaß die Hebamme ihren Balg, der Bergknöpfel seine Mundorgel, der Tubäkler seine Pfeife, man vergaß den Ernst, die Bahn, den Bastian, alles, alles — —

Ein Blitz, lang und breit wie eine funkelnde Sense, von West nach Ost gezückt, machte einen Augenblick den finstern Wagen goldig. — „Jesses Gott!" schrien die Jungfern. Darauf rumpelte ein Donner über die Köpfe, voll von langen, schweren Hammerschlägen, als müßte der Himmel zerklopft werden. Dieses überirdische Gepolter machte das Bähnlein, die Schienen, den Damm zittern. Sicher erbebten die Berge selber davon.

Nun Ruhe. Aber die hellen Wölklein und die Spältchen Himmels waren nirgends mehr. Alles da oben sah braun und grau und schwarz aus. Die Berge standen in weißlichen, von Wind und Hagel bis hieher tosenden Sturmnebeln. Und die näherten sich wie Riesen durch die Luft. Die nächsten Wälder bückten sich schon davon. Eiskälte bliesen sie voraus. Rechts unten im Grund lief der Scheidbach noch immer kümmerlich aber klar durchs Tobel. Doch drüben die Dörflein, die zwischen Halden und Schluchten so schmuck wie Spielzeug hingehäuselt waren, gingen schon im Getös und Sturmgau unter. Nur das Läuten ihrer Kirchtürme, vom Wind verzerrt und halb verschluckt, hüpfte noch etwa wie ein nackter Flüchtling daher.

Das Volk im Wagen war ziemlich unbesorgt. Es kannte diese schwarzen Augenblicke des Bergsommers. Sie kommen, sie gehen, und die Sonne wird alles, alles wieder zurückerobern. Heinz freilich zagte. Dafür erwachte in Emil eine frische, frohe Spannung, die ihm wohltat.

„Also, warum kennt Ihr uns so gut?" wiederholte er lustiger.

„Jawohl, Euere Meinung, Ueli, — oder wir rühren Euch kein Glas mehr an", drohte man.

Es klapperte draußen. Hagelsteine! Aber jetzt war vor der mutwillig zuckenden Lippe des Ueli auch dieser Obst und Heu vernichtende Hagel, der tödliche Blitz, der dazwischen fuhr, all die Verwüstung, wonach das Zinsen um Martini dreimal schwerer geht, alles war vergessen. Den Witz, den Witz! Dieses unverwüstliche Völklein wollte seinen Witz haben. Allein das graue Männlein narrte sie alle.

„Woran ich sie kenne, die Inscheniers?" rief es laut und gar nicht mehr heiter, „daran, — ich red von den Bergmessern bloß, — daß sie zuerst übermütig daherkommen und unsere alten Berge im Hosensack davontragen wollen — nicht lachen! — ich verbiete euch das Lachen!" herrschte er die Grimassenschneider an.

Donner und Blitz schossen ums Bähnlein. Der Hagel hörte sogleich auf. Ein fauchender Wind blies den Straßenstaub auf. Man schloß die Fenster. Die Bahn fuhr nur noch wie eine Schnecke. Im Wagen ward es so dunkel, daß der Schaffner naß und staubig zu den Leuten herein-

Digitized by Google

trat und fragte, ob er die alten Petrollampen füllen und anzünden solle.

„So schweigt doch einmal! — — — Aber dann steigen sie hinauf und messen und alles ist groß, wie sie's nie gedacht hätten, diese Städter, und alles wächst schier in den Himmel. Und da bekommen sie Respekt vor den Bergen und ziehen den Hut ab vor dem Absomer, und wenn sie ins Dorf herabkommen mit dem Ding da, — Na — Na — Sta — Stativ oder wie —"

„Meßtisch, — Tachymeter, — Phototheodolit, — Stereokomparator — —" prunkte Heinz.

„Dummheiten — oder meinetwegen — — aber dann sagen sie nicht mehr: wir sind spazieren gegangen! — sondern: wir sind auf Leben und Tod geklettert! Und nicht: welch ein hübsches Projekt! — sondern: welch ein unbändiger Kerl, dieser Absomer, daß ihn Gott erhalt!"

„Gut gesagt! daß ihn Gott erhalt! Bravo!" scholl's durcheinander.

„Und das Weitere wird der Inschenier mit sich selber ausmachen. Denn er hat auch ein Gewissen. Jedoch pack er's an, wie er wolle, er tut nicht mehr so leicht."

Emil staunte den so veränderten Mann förmlich an. Ergriffenheit war nicht seine Sache. Aber einen ernst zu machen, verstand dieser Kauz.

„So ist's dem Bert ergangen und so dem früheren. Und Ihr seid auch so einer. Das merk ich an Euerem strengen, kalten Dreinschauen. Auch Ihr treibt kein Gvätterlispiel mit dem Berg. Gebt mir die Hand, Inschenier!"

Die straffe, lange, frauenhaft feine Hand des Manuß rasch erhaschend, drückte er seine beiden klotzigen Bauerntatzen darum und beschloß: „Jetzt wißt Ihr, an was ich den Berginschenier erkannt habe! — Und da habt Ihr Euern Knecht!" fügte er mit wiederkehrender Spaßigkeit bei.

„Ihr seid ein Herrgott hier, mit Eurer Zunge und Euerem Aug", nickte Heinz.

„'s ist nicht so gefährlich!"

„Ich steig bei Euch ab," erklärte Emil, „wenn Ihr Platz habt."

Ueli nickte bloß. Draußen fing es zum zweiten Male an zu hageln, jetzt bitter ernst. Kerzengerade fielen die Schloßen. Der Wind störte sie nicht mehr. Es prasselte wie von einer schießenden Schlacht. In der Tat, der Himmel beschoß die Erde. Man sah nicht über den Bach, so dicht fiel das entsetzliche, eishelle, schallende Korn, hüpfte wieder hochauf vom Boden, daß es grausige Tänze gab, zerfetzte die Bäume, füllte das Bächlein mit Eis wie im kältesten Dezember und deckte alles Grüne und Sommerliche mit einem jähen Winter. Die ganze Luft knallte, der Wagen ward wie verprügelt, alles Leben so erschlagen und verlärmt, daß man den Donner und den Blitz vor seiner Nase nicht mehr achtete, seine eigene Stimme und das ängstliche Pfeifen des Bähnchens vor der Station „Nelke" nicht hörte. Man hatte die Scheiben aufgetan, alles sah hinaus und fror vor soviel Eis und Schrecken. Das zerschmettert alles, dachte man. Jetzt hätte man wieder einen guten Witz brauchen können.

An der Station verwandelte sich endlich dieses Hageln in ein flutendes Regnen. Ein Mädchen mit einem Sack über dem Kopf rannte zum Wagen und reichte ein Päcklein Briefe herein. Von der Türe der „Nelke" sprang unfeierlich schnell ein langer, bärtiger Mann zum Wagen,

Digitized by Google

brach in Emils Abteil, setzte sich schwer und sagte tief aufschnaufend: „Grüß euch Gott miteinander! Ist das ein Gericht! — Und ich bin bachnaß dazu, hejo, — das gibt mal wieder einen Erzkatarrh.“ Er hustete zum voraus.

„Grüß Gott, Herr Pfarrer!“ ertönte es ringsum, zurückhaltend, aber mit Achtung.

„Hier zieht es! — von der Türe da“, sagte der geistliche Mann und zog nervös die Schultern ein. „Unsere Wagen schließen herzlich schlecht.“ Er blickte mit den brauenlosen, doch gemütvollen, laublauen Augen besorgt im Wagen herum.

„Kommt hierher, Herr Pfarrer!“ ersuchte Ueli. Sie wechselten die Plätze. Emil hatte nun die beiden Jungfern, Heinz den Pfarrer Knie an Knie gegenüber.

Der Pfarrer neigte höflich den Kopf vor den Fremden, überflog Emil mit dörflicher und oberhirtlicher Neugier und sagte dann zur ältern Jungfer: „Lisbeth, da sitzt Ihr am offenen Fenster! Wißt Ihr, daß der Blitz gern in die Eisenbahnen schlägt?“ — Er lachte dazu, als hielte er das für Aberglauben und wollte nur erschrecken.

Die Jungfer reckte den mächtig bezopften Kopf mutig und erwiderte mit einer prachtvollen Altstimme: „'s hat keine Gefahr mehr. Am Absomer heitert es auf. Seht nur!“

„Blauer Himmel!“ rief die jüngere und zeigte in die Höhe.

Emil schoß auf. — Diese hohe, süße Stimme, leise und klingend, wie ein wiegendes Sonntagsglöcklein, — was war das? Warum ging sie so eigentümlich in sein Ohr? Wie eine ferne Melodie? Warum gefiel und drückte sie ihn so seltsam?

Er sah das Gesicht an, woraus dieses Geklingel hüpfte. Der Mund wie eine rote, runde Beere so klein, die Backen hochrot und voll, die Augen harzbraun und sehr groß, aber die Stirne sonnenverbrannt, niedrig und von kurzen, rotbraunen Haarkräuseln bekränzt, ein gutes, lustiges, leichtes Ding von etwa zweiundzwanzig Jahren.

Habe ich die denn wohl schon einmal gesehen? Unmöglich! wo in aller Welt? dachte er.

„Sonne, Sonne!“ rief sie wieder. Ihre lustigen Augen rissen alle Blicke mit hinaus. Es war aber auch wahrhaft großartig, was der Himmel nach einem so ungeheuren Spektakel schon wieder Artiges und Gütiges leistete. Ein rechter Choleriker! Aller Jähzorn hatte in Wohlwollen umgeschlagen.

„Da lacht er jetzt wieder, nachdem er den Kropf geleert!“ meinte der Ueli.

„'s geht unsereinem auch so“, versetzte der Pfarrer, Heinzen anlächelnd.

„Sehen Sie,“ wagte sich nun Heinz heraus, „wie der Scheidbach wächst? Woher hat er wohl den seltenen Namen?“

Der Pfarrer hätte keine Frage lieber beantwortet. Er sah da viele Katholiken von Mattli. Sie standen nicht auf brüderlichem Fuße, die Absomer und Mattler. Pfarrer Daniel Munder aber war ein Fanatiker des Friedens und der Liebe. Er fahndete heiß nach jeder Gelegenheit, zwischen den Protestantischen seines Tales und den Römischen über der Wasserscheide des Plättlisees rhetorische Friedensbrücken zu bauen. So ein Architekturstück bot sich hier bequem. Er schloß also zuerst die Augen

Digitized by Google

und vertiefte sich in die alten Zeiten der Chronik. Aus diesen heraus wie eine andere Stimme begann er dann zu reden.

Indessen hatte es alle Wolken am Absomer verjagt. Die Felsen glänzten in die blauen Lüfte empor, ihre nassen Wände funkelten wie Spiegel, und wo sie sich in den Schatten oder in eine Schneefurche kehrten, da bekamen sie eine köstliche, violette Farbe. Die Alpweiden zwischen den grauen Steinen waren so saftig grün wie im Mai. Gen Osten gab es noch viele Wolken, aber wollig weiße, bewegte, wie eine davontrabende, unendliche Schafherde. Die Landschaft ringsum schien aus einer Samstagwäsche in den Sonntag zu gehen, so rein und festlich war ihre Miene. Zwar sah es noch weitum weiß vom Hagelkorn auf allen nahen Halden und Wegen aus, und Fetzen von Baumästen lagen wie bleiche Leichen dazwischen. Auch das hohe Junigras war wie eingestampft. Aber die Büsche des Holder und der Hasel glühten so köstlich in ihren unzähligen, durchsonnten Regentropfen, die Tannen blickten so sauber drein, die Schloßen schmolzen so rasch in der Straße, eine so scharfe, duftige, neue Luft wogte in die Fenster, das Vögelgezwitscher kehrte so massenhaft und übermütig zurück, und die Sonne im Westen lachte den fahlen Mondstreif im Osten so heillos aus, daß man durchaus heiter werden und mitlachen mußte. Auch die breiten Schöpfe der Obstbäume in den Wiesen, die Helme der Kirchtürme und die roten Ziegeldächer hüben und drüben lachten. Alle Grobheit war dem Himmel verziehen, alles steckte er mit seinem goldenen Humor an.

Nur der Scheidbach in der Tiefe machte nicht mit. Er schien mit seinen furchtbar angeschwollenen, braungrauen Fluten zu sagen: „Lacht ihr nur wieder, aber ich habe Charakter!“ — In der Tat, das war ein Charakter! — Von Hagel und Wolkenbruch plötzlich ums Zehnfache vergrößert, wuchs er noch immer, weil hundert neugeborene Bäche und ein immer gewaltigerer Zuschuß vom oberen Tal Absom ihn speiste. War er vorher wie ein Wanderbüblein des Weges gegangen, so glich er jetzt mit seinen hohen Wassern und den Baumstämmen, Felsen und Brettern, die er mitführte, einer wilden, alles mit sich reißenden Völkerwanderung. Er bildete eine Macht, über die man nicht wegkam.

Emil bemerkte von allem wenig. Er achtete auch nicht stark auf die Erzählung des Pfarrers, der gerade darauf wies, wie auf der anderen Bachseite die Kirchturmspitzen alle ein Gefunkel von Kreuzen, auf dieser hier ein Gekrähe goldener Hähne offenbarten. Immer noch hörte er die so merkwürdige Stimme sagen: „Blauer Himmel! — — Sonne!“ — War das Settchen? Nein, niemals, die sagte auch: Himmel und Sonne! aber ganz anders.

Er fuhr sich an die Stirne und krumelte in den scharfen, sichelhaften, braunen Augenbrauen, wie er's bei einem Rätsel gern tat. Schon zwei-, dreimal war ein Erinnern wie eine leise Hand über seine Schläfen gefahren, vielleicht am meisten bei der eigenwilligen Sprechart dieses Volkes mit seinem singenden Satzfall. Nun aber gab ihm diese hohe Jungfernstimme noch mehr Arbeit. Überhaupt, die duftige Regenfeuchtigkeit vom Rock des Pfarrers, das ferne, verdämmernde Donnern wie ein letztes, ohnmächtiges Gebrummel, diese herbsüße Luft, und wieder diese Stimme und Aussprache: wo kam das alles her? was ging es ihn an? warum bemerkte er das so eigen? was wollte es mit ihm? Der harte Manuß, der von

Digitized by Google

Gefühlen wie von lästigen Fliegen dachte, die man mit leicht geschwenkter Hand verscheuchen könne, ward ein wenig unruhig, weil er das gar nicht wegbrachte und er es doch nicht erkannte, dieses Dunkle, leise, leise an sein Herz Rührende. —

„Diese Menschen mit ihren Gebirgssentimentalitäten kränkeln einen an", redete er sich mißmutig ein. „Das wäre nun doch für die »Fliegenden«, wenn ich zu schwärmen anfinge wie Bert. Ah bah, das verdammte Mundorgeln des Alten da hinten, das ist's wohl —, das hat so etwas Süßfaules, daß man einen Dusel bekommt!"

Der Bergknöpfel schob wirklich das singende Holz sachte zwischen den Lippen hin und her. Feine Töne, tiefe und hohe, rannen mitsammen heraus. Mit keiner andern Musik war dieses kleine und doch so reiche, auf- und abwogende Orgelchen zu vergleichen. Wie wenn Kinder mit Männern und Frauen singen, war's zu hören.

„Das ist ein Hinterwäldler!" rief ein Junge, der schon jeden Tanz kannte.

„Spielt nur weiter!" bat die Hebamme. „Das Kind sperrt die Augen auf und hört's gern. Fällt nicht aus der Art."

Die zwei Jungfern wurden brandrot. Aber der Tubäkler sagte: „Dann ist's also eine echte Absomerin, unser Blut! und nicht ein halbfremd Gewächs wie der Mang!"

„Den laßt einmal aus dem Spiel!" forderte unendlich kühl Ueli. „Solche ernste, herzhafte Jungen täten, mein ich, dem Dorf mehr not als Tänzerinnen!"

„Noch nie hat ein Schaf oder eine Geiß gefehlt, wenn er die Allmend hielt", erklärte jener Bub neben dem Bergknöpfel. „Und in der Schul war er weitaus der erste."

„Die Schul," lachte der Bauer, „das heißt mir nichts. Aber schaffen kann er wie ein Großer. Das ist wahr. Zwei Klafter Buchenes hat er mir in vier Tagen gesägt und gespalten."

Der Bergknöpfel spielte indes stumm weiter, halb wie Tanz, halb wie Sang, alles in einer dumpfsüßen, unsagbaren Sehnsucht. Viele horchten; viele summten mit.

Der Pfarrer aber fuhr immer lauter und immer mehr Zuhörer sammelnd in seiner Erzählung aus dem Jahre 1551 weiter: „— — Und da zogen die Katholischen von da drüben, die ihre Messe und den Papst nicht verleugnen wollten, und die Evangelischen hierseits mit dem Prädikanten und Luthers schwerer deutscher Bibel voraus, zogen mit geschwungenen Schwertern und unter grimmigem Psalmensingen sich entgegen, um einander zur gleichen Seligkeit zu zwingen und zu quälen." — Der Bergknöpfel begleitete das Wort mit schmerzlich hohen Tönen. Oh, er kannte, wie alle diese Alten da, die Chronik!

„Wahrscheinlich bin ich einmal hier gewesen, wie der Bert auch sagte, Anno — — ei was, das ist ja gleichgültig", sann Emil widerwillig nach. „Im vierten Semester war's, glaub ich! Das ist wohl ein Ton daher. Meinetwegen! — Um die vielen Dorf- und Bergnamen hab ich mich gar nicht gekümmert. Ja, der Bert hat alles aufnotiert. Der war immer so." — Emil mußte lächeln. „Ich tat's zur Erholung meiner abstrapazierten Examennerven. 's ist aber doch alles Wildheit und Hetze ge-

Digitized by Google

wesen. Am Tag auf soundso viele schöne Gipfel und abends gespaßt mit soundso vielen hübschen, kräftigen Bergtöchtern. Mich hat's wieder stramm gemacht. Da hab ich ja wohl meine Schlingelkraft ausgetobt. Aber, — " sann er, sein Lächeln rasch begrabend, weiter, „aber solches Schwätzen und Singen und so eine Stimme gibt es wohl nur hier, daß es einem so nachgeht."

„— — Am Bach standen sie einander vor die Stirne, Schwert und Kreuz dort, Schwert und Bibel hie. Und jeder sah mit seinem Aug nur Feindschaft und Tod im andern. Da waren Bruderskinder und Verschwägerte vom dünnen Wasser geschieden. Weiter hinten standen beidseits eine Reihe Gewehrtragender und eine alte Kanone geladen und zundbereit. Wenn der Prädikant das Buch über die Köpfe hob oder der Pfarrer drüben die violette Stola schwenkte, dann sollten sie schießen." —

„Die violette Stola, — der Pastor kennt die Chronik auswendig", dachte der katholische Ratsherr.

Die meisten hörten jetzt das ihnen wohlbekannte Ereignis an. Schöner als der Pfarrer mit seinem Bariton kann's kein Mensch erzählen. Der Bergknöpfel freilich musizierte leise dazu, und etliche summten ebenso leise mit, auf und ab, wie über helle, runde Hügel und Täler.

„— — So schauten sie sich an," fuhr der Pfarrer gewaltig fort, „und wollten einander bekehren, aber fanden vor den vielen harten Gesichtern des Gegners kein Wort, das mächtiger als aller Zorn und Angriff wäre. Schweigen herrschte. Das Knirschen der Waffen, die man aus dem Leder zog, ging durch die Massen — — "

„Das Knirschen der Waffen, — akkurat so steht's!" lobte leise der Mattler.

„Die Katholischen dachten: das sind sie, die unsere Altäre zerschlagen und die goldenen Meßkelche zu Geld geschmolzen haben. — Und die Evangelischen: das sind sie, die uns in alte, rostige Ketten zurückwerfen wollen, — die unseres edeln Huldreich Zwingli Gebeinasche in alle Winde verstreut haben. Und der Grimm würgte sie. Laßt uns stürmen, hier hilft kein Reden mehr! — Es war unter den Evangelischen abgemacht, vor dem Kampf zu singen: »Alles Leben strömt aus dir«, — wisset, mein Herr," wandte sich der Pfarrer an Heinz, „das ist unser uraltes Lied, mit dem das Volk der zwanzig Dörfer seine Landsgemeinde heut noch eröffnet. Ein Magister hat's an der Kirchenorgel ersonnen.

Aber auch die Katholischen hatten sich auf dieses Lied geeinigt. Auch sie sangen es ja an der offenen Tagung des Landes mit. Und so hörte man jetzt von beiden Seiten zugleich die wunderherrliche Strophe:

»Alles Leben strömt aus dir
Und durchwallt in tausend Bächen
Alle Welten, — alle sprechen:
Deiner Hände Werk sind wir — —«

„Deiner Hände Werk sind wir!" wiederholten alle Zuhörer lauter, nachdem sie die Verse in ihrer choralhaften Melodie leise dem Pfarrer nachgesungen hatten. Emil wußte sicher, daß er diese Weise schon einmal gehört habe. Neben der Bahn im Tobel wogte und tobte der Bach und rauschte schwer, als rege ihn das Furchtbare, was er damals erlebte, heut noch auf.

„— — Die singen ein Lutherlied! — Die singen ein Papstlied! —

Digitized by Google

dachte man hüben und drüben. Denn man konnte vor dem eigenen Sang die andern nicht verstehen. —

Aber als der letzte Vers »Deiner Hände Werk sind wir« nach und nach verklang, merkte jede Partei, daß die andere das gleiche Lied gesungen habe. Und ein Staunen faßte sie. Das gleiche Lied! Das gleiche Lied! — Sind wir denn nicht fortan ungleich durchs ganze Leben und alle Ewigkeit? Wieso das gleiche Lied?

Und sie erinnerten sich, wie sie vor der großen Spaltung in den gleichen Kirchen und auf dem gleichen Landsgemeindeplatz zusammengekommen waren, jahrhundertelang, und die Obrigkeit gewählt, die Satzungen festgelegt, den Vogt ins Untertanenland bestellt, die Alpsömmerungen ausgemacht, und wie sie, die große Bergfamilie des Gaues, sich hier für Freud und Leid eines Jahres fest vereidigt hatte. Und nun mußten sie einander ans Blut geraten wie Raubtiere."

„Wie Wölfe", verbesserte leise der Ratsherr von Mattli. „So steht's!"

„Ihre Hände hielten die Säbel lockerer, und sie blickten einander minder grimmig an. Ja, sie erröteten. Kains Scham griff sie an. Nur der Prädikant und der Pfarrer behielten sich mit tapferem Zorn im Auge. Die Evangelischen begannen die zweite Strophe, und gleich fielen die Katholischen, die doch jetzt kein neues Lied mehr singen konnten, mit in die Verse ein:

»Daß ich fühle, — daß ich bin,
Daß ich dich, du Großer, kenne,
Daß ich froh dich Vater nenne, —
O ich sinke vor dir hin!
O ich sinke vor dir hin.«"

Wieder begleitete der Orgeler, wieder sangen die Leute mit, diesmal schon laut. Es war wie halber Kirchengesang. Heinz wußte sich vor Entzücken über diese Poesie ringsum nicht zu fassen. Zusammenhang von Seele und Natur, da sieht man!

„Jetzt", deklamierte der Pfarrer fort, „wußten alle, daß sie mitsammen gesungen. Das rauschte mächtig in die Lüfte und packte gewaltig die Herzen. Es war, als ob die gleichen Worte und die gleiche Melodie diese erzürnten und entzweiten Menschen wieder zusammenbinde. Einige Bekannte lächelten einander herüber, hinüber an. Zwar die Geistlichen trotzten noch immer hart gegeneinander. Aber die Bibel ward nicht gehoben und die Stola nicht geschwungen. — — Was sollen wir? — morden? — wenn wir den gleichen Vater kennen und den gleichen Vater nennen? — Sünde ist's, was wir tun.

Es war gegen zehn Uhr vormittags, genau die Stunde, da unsere Landsgemeinde anfängt. Ein heller Apriltag! Dann glänzt der Schnee auf den Bergen wie schmelzendes Silber. Der Föhn geht. Alle Gipfel rücken groß und nah heran. Man merkt den Lenz. Und es ist, als ob der Herrgott neben einem stehe, so feierlich und voll großen Lebens." —

„Woher hast du das?" rief leis der Mattler; „in der Chronik steht es nicht."

„Und zum dritten Male und mitsammen begannen die Bauernheere mit ihren rauhen Kehlen:

»Deiner Gegenwart Gefühl
Sei mein Engel, der mich leite,
Daß mein schwacher Fuß nicht gleite,

Digitized by Google

Nicht sich irre von dem Ziel,
Nicht sich irre von dem Ziel!«

Da hielt sie nichts mehr. Man schrie laut auf und sprang übers Bächlein zueinander, weinte, umarmte sich und bat unendlich um Verzeihung. Man tauschte die Säbel zum Andenken, lud sich auf Sonntag zu Gast und trug sich zu Gevatter an. Es war wieder ein Volk. Die Kanonen fuhr man heimlich und beschämt hinter die Haselstauden und riß den Feuerstein von den Büchsen. Ein großes, heiliges Volkslachen und Volksweinen schlug wie zwei Wellen ineinander, und nur die zwei Pfarrer standen noch wie zwei Eisberge darin. Ihre harte Buchweisheit sträubte sich vor solcher Kapitulation. Vor dem Herz kapitulieren, dem unsinnigen, schwankenden — diese Schriftgewaltigen, Alleinwissenden — nein, niemals! —

Aber da rief es: »Wo sind die Pfarrer? Sie müssen sich die Hände geben, sie hätten's zuerst tun sollen. Vorwärts, die Hände geben! Wir wollen Frieden, Frieden, Frieden.«

Man drängte und stieß die Herren nicht gar sanft gegeneinander. »Ob ihr wollt oder nicht, ihr müßt!« Drohend umringte man sie, schlug an die Gürtel und klopfte auf die Säbelköpfe. »Sofort, auf der Stelle!«

Und da gaben sie sich die Hände, der beweibte Prädikant und der jungfräuliche Pfarrer, und verzogen den Mund vor innerem Weh.

»Und küssen sollen sie sich!« stürmte und begehrte es brausend.

Da sah der eine dem andern nah ins Auge. Immer hatten sie sich nur von weitem gesehen, wie Feinde. Zum ersten Male sahen sie sich nun menschlich nah an. Und jeder sah neben etwas Tapferem auch etwas Warmes und Freundliches, neben einer harten Bibel- und Schulgerechtigkeit auch etwas wie Herz glänzen und dachte: Mein Bruder irrt zwar, aber er ist gut. Er hat auch Liebe. Ich will ihn gern küssen.

Und sie reichten sich den Mund.

»Der Herre mit dir!« sprach der Absomer.

„Pax tibi!" der katholische von Mattli, zu Deutsch: Wir wollen Frieden haben.

Und alles, was zusah, weinte oder lachte vor grenzenloser Freude.

Dann ward entschieden, daß die Evangelischen auf diesem linken Ufer, die Römischen auf dem rechten bleiben und ihres Glaubens froh werden sollen, daß der Bach da die Bekenntnisse scheide und daher Scheidbach heißen solle. Aber nur die Bekenntnisse, nicht die Liebe soll er scheiden."

„Und hat's doch getan", brummelte der Ratsherr.

Aber das Wort ging unter im Spiel Bergknöpfels, der allen zunickte, den Choral nochmals zu singen. Während das Bähnlein durch einen gesprengten Felsklamm gen Absom holperte, ward der Chor wiederholt. Aber ohne Worte, schon weltlicher, im Dreivierteltakt. Am Ende ging's ohne viel Federlesens aus dem heiligen Lied in einen tüchtigen, fast tanzhaften Jodel über, und zuletzt ward's ein wahrhafter Walzer. Der Wagen jubelte mit. Und hoch über alle Stimmen hinaus, wie das höchste Glöcklein im Turm, das kleine, zu oberst, gerade am Schalloch unter dem Helm, so klingelte die Stimme der Sopranjungfer. Ihre Töne leuchteten förmlich. Auch Heinz sang mit, so gut es ging.

Aber wie das Bähnchen nun aus dem Felsschnitt rutschte und urplötzlich in ein ganz grünes Hochtal geriet, wo hinten das Dorf Absom stolz und sauber im blauen, überhängenden Waldschatten lag, zuerst

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

GIOVANNI GIACOMETTI
VERSCHNEITES DORF

Digitized by Google

ADOLF THOMANN
VERTEILUNG DER ZURÜCK-
GEKEHRTEN SCHAFE

Digitized by Google

Hügel, dann Alpweiden, dann graue Felsen mit weißen Schneeschärpen, und endlich das letzte und beste von allem, den urblauen Gebirgshimmel über sich, und als Emil alle diese Gesichter sah, die beim Singen etwas Liebes dachten und etwas Inniges bei sich trugen, darunter die Hebamme mit unaufhörlichem Kindchengeküß, den Bergknöpfel mit dem unsterblichen Holz im Mund, den Tubäkler und Ueli, die mit einer wahren Wonne aufs Dorf und seine Berge schauten, und vor allem auch die vorsingende Jungfer, deren Augen lachten und sicher auch ein liebes Geheimnis bargen: da fühlte sich Emil wie noch gar nie in seinem Leben in seiner kühlen Verstandesart mit dem fast eingeschläferten Herzen wie von allen Seiten fremd und abgestoßen, und packte Heinzen, der sich nun gar auch noch mit Singen und Wundern an diese gefühlvollen Leute festkleben wollte, unwillig am Arm: „Du gerührte Seele! He, nimm das Zeug zusammen, wir sind ja im Dorf!“

Ueli half zutunlich mit. „Dort ist die Wirtschaft, Inschenier!“ Er zeigte auf ein stattliches Haus mit geschweiftem Dach und einer vielzackigen, vergoldeten Krone über dem niedrigen Tor. Man fuhr durch die Dorfstraße hinauf, an der Kirche, am Pfarrhaus vorbei. Daniel Munder nickte seiner Frau zum Fenster hinauf und dachte wie immer an dieser Stelle: Wie schade, daß das Bahnhöflein nicht hier, sondern noch hundert Schritte weiter liegt! Man könnte unterweilen fast zwei Kapitel Matthäi lesen oder eine Eröffnungsrede für den Großen Rat studieren. — Übrigens wollen wir den Ingenieur Sonntags zu Tische laden. Er scheint ein sehr distinguierter Mensch zu sein. —

Müd und verschlagen von diesem holperigsten aller Bähnchen ließ sich Emil sogleich die zwei grün tapezierten, hübschen Kammern Berts einrichten. Er sah auf den großen, nur von einigen Kinderstimmen und wenigen Schritten belebten Dorfplatz hinaus. Die Fenster der jenseitigen herrischen Häuser brannten in der Abendsonne. Wie still! Und doch war das also das Dorf dieses Broller, dieses Brandstifters Bastian, dieser wilden, kindergebärenden Jungfer. Hier hatte Bert gehaust und dort hinten ging's gegen den Absomer hinauf. Und da, da geht ja die Vorsängerin über den Platz; die so seltsam: Sonne! rufen kann. „Diese Jungfer, diese Jungfer!“ lispelte er.

„Was sagt Ihr?“ wunderte sich Heinz allmächtig. Er hatte genau verstanden.

Emil sah ihn barsch an, aber meinte dann gegen alle Erwartung milde: „Man jodelt hier sehr schön! Es hat mir gefallen!“

M. Bucherer, Frühling

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Neujahr

Die Zeit kennt keinen Halt. Sie läuft und läuft. Jeder Tag ist ihr gleichgültig. Sie schickt ihn in die Welt, wie der Himmel die Milliarden Schneeflocken. Sie weiß nichts von Festtag und Alltag, von Jahren, Monaten und Tagen. Diese Ordnung stammt vom Menschen. Er wollte nicht ganz versinken im Strudel der jagenden Zeiten. Drum setzte er Marksteine. Dadurch wird an sich nichts anders. Aber der Mensch zeigt doch seine gewisse Herrschaft. Er will da Atem schöpfen, wo er einen Einschnitt machte. So wird der Kalender zum Zeichen des Menschenwillens in der Flut der Zeit.

Wir Leute von heute haben ein ausgeprägtes Zeitbewußtsein. Man muß einmal in das Hochgebirge gehen, um zu begreifen, daß Menschen auch leben können ohne Sekundenzeiger. „Zeit lassen" rufen uns dort die Berge entgegen. Oder man sehe sich so einen behaglichen Südländer-Jungen an, der seine Zeit verträumt. „Ist's heute nicht, so ist es morgen." Den Menschen der Maschinen kann sie nervös machen, solche unheimliche Gleichgültigkeit gegen die Zeit. Aber noch viele, viele Völker leben heutzutage nicht anders. Die Kultur fängt vielleicht erst mit dem Messen der Zeit an. Jedenfalls ist es das Zeichen des heutigen Kulturmenschen, daß er die Zeit zerteilen gelernt hat. Wie stolz war ich noch als Junge auf meine Uhr. Da konnte man richtig die Minuten ablesen, von denen man in der Schule gelernt hatte. Früher richtete man sich nach der großen Sonnenuhr oder nach dem Läuten der Glocken zu Morgen, Zehn, Mittag, Vesper und Abend. Jetzt merkte ich erst recht, wie lang eine Minute sich dehnt. Aber was bedeutet dieses Zeitmaß gegen die heutigen Messungen! Welch unfaßbar winzigen Teil einer Sekunde kann man noch photographisch beherrschen! Von anderem ganz zu schweigen, was in der Welt der Wissenschaft gang und gäbe ist. Ja, wir sind weit gekommen in der Herrschaft über die Zeit. Wir haben sie zerfasert und zwingen sie, daß sie uns dient in ihren Millionsten von Teilchen.

Aber seltsam! Unsrer Empfindung nach jagt die Zeit heute mehr als je. Sie scheint sich rächen zu wollen für den Eingriff in ihr Reich. Sie dehnt sich nicht mehr behaglich neben uns wie die schnurrende Katze sich breit in den Sonnenschein vors Haus legt. Hastig schleppt sie uns mit und reißt uns fort mit Riesenschritten, so daß wir kaum zu Atem kommen können. Wir Menschen heute haben unendlich mehr Zeitteile gewonnen, als Vater und Urgroßmutter; gleichzeitig haben wir viele Zeit verloren, in der jene langsam aber stark aufwuchsen wie ein schlanker Tannenbaum. Und sie nützten ihre Zeit auch, die Alten, und kauften sie aus, und brachten etwas zustande. Es muß also nicht nur am Tempo hängen, damit man gewinne und vorwärtskomme. Aber sie verstanden eine Kunst: sich Zeit zu *nehmen*, Zeit für sich selbst. Das heißt noch lange nicht faul sein. Das heißt nur soviel, daß man für sich selbst mehr Zeit nötig hat, als für dies und jenes Geschäft. Weil aber jede Arbeit so wird, wie der Arbeitende

Digitized by Google

ist, und darum die gesammelte Kraft des Arbeiters auch seiner Arbeit zugute kommt, so wird auch die Arbeit des Menschen dauerhafter, wenn er sich selbst Zeit nehmen kann für sich. Das wünsche ich uns allen zum neuen Jahr, daß wir diese Freude erleben und andern schenken. Nicht Zeit für den Sport als solchen, nicht Zeit für Vergnügen, die leer sind, nicht Zeit für unmännliche Albernheiten, sondern Zeit *für sich selbst*, daß man seine Seele wieder einmal besuche und sich auch nach ihrem Befinden erkundige. Denn der Mensch lebt von innen heraus, wenn er etwas taugt.

Und noch eins. Alles Teilen der Zeit ist gut. Wir danken dieser Kunst vielen äußeren Erfolg. Ich schätze ihn nie gering, denn ich kenne seine Kraft. Aber je mehr wir teilen und teilen, wir kommen doch nicht ans Ende. Gerade wir Menschen von heute, denen die Geheimnisse der Sekundenhaftigkeit des Geschehens sich entschleiern, stehen doch vor einem Geheimnis wieder still: vor der Unendlichkeit und Grenzenlosigkeit dieser Zeit. Darum wünschte ich uns das: daß wir wieder stille stehen könnten. Dann wachte die Sehnsucht in uns auf nach der Zeitlosigkeit, nach etwas, was nicht von der Zeit gestempelt sein muß, um zu leben, was nicht mit der Zeit entstehen und vergehen muß, was gewaltiger ist als dieses gewaltigste Rad stets sich umschlagender Jahrtausende. Wenn solche Gedanken in uns wach werden, leben wir doppelt so stark wie vorher. Ich möchte so sagen: der rechte Herrscher über die Zeit ist nicht der, der sie ins Zauberhafte zu teilen versteht, sondern der in der Zeitlosigkeit atmen kann und so gestärkt mit neuer Kraft gewaltiglich regiert über die Zeit. Er hat gewagt, dem Ganzen ins Gesicht zu sehen, und wird so selbst ein Ganzer.

Jeder wirkliche Genuß ist zeitlos; jeder unwirkliche gehört der Zeit und ihrer Vergänglichkeit. Wo ein wirklich Großes zu uns kommt in Bild oder Schrift, in Wort oder Lied, in Menschenantlitz oder Schicksal, da werden wir von Zeitlosem berührt, und da sind wir selbst getroffen. Hier leben wir selbst. Das meinte ich, wenn ich sagte: ich wünsche uns allen zum neuen Jahr, Zeit zu haben für uns selbst. Der Namen besagt nichts. Wir ersticken unter allen Titeln und Etiketten und kommen darum nicht heran an die Sache. So streiten wir auch jetzt nicht um den Ausdruck. Der mag unvollkommen sein. Er soll nur dienen, eine Ahnung zu erwecken. Er soll nur ein Anlaß sein, der für sich selbst vergeht, wenn er seine Wirkung erzielte. Nur an Türen soll geklopft werden, daß man öffne. Wer Ewiges in der Zeit schafft, dient der Zeit am besten.

So komm du neues Jahr und offenbare uns neue Kraft. Wir Kinder der Zeit sind Bürger der Ewigkeit. *Traub*

Erklärung

in Sachen der Lehrerprüfungsausschüsse für Jugendschriften

Gegenüber den Angriffen, die kürzlich von dem Herausgeber und dem Verleger der Mainzer Volks- und Jugendbücher, Wilhelm Kotzde und Joseph Scholz, unter dem Titel „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur“ gegen den Hamburger Jugendschriftenausschuß öffentlich erhoben worden sind, halten wir uns zu der folgenden Erklärung für verpflichtet:

1. Von den Unterzeichneten ken-

Digitized by Google

nen die beiden Erstgenannten die sogenannte Hamburger Bewegung seit ihrem Entstehen, die andern Mitunterzeichneten immerhin seit Jahren aus ihrer berufsmäßigen Beschäftigung heraus. Sie haben noch in letzter Zeit zu gründlicher Untersuchung dieser Bewegung Anlaß gehabt, als es sich darum handelte, ob der Dürerbund die von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen herausgegebene „Deutsche Jugendbücherei" seinerseits übernehmen solle. Die Unterzeichneten haben dabei den aktenmäßigen Beweis erhalten, daß die von den Gegnern der Hamburger erhobene Behauptung, diese machten mit der Jugendbücherei persönliche Geschäfte, haltlos war. Der Dürerbund hat sich entschlossen, die „Deutsche Jugendbücherei", gleichfalls ohne geschäftliche Beteiligung, fortzuführen.

2. Die Unterzeichneten halten nicht alle literarischen Einzelurteile der Hamburger Herren für zutreffend, sie sind sogar gegen einige davon öffentlich aufgetreten. Trotzdem erkennen sie in der Tätigkeit Heinrich Wolgasts und der ihm verbündeten Herren die stärkste Anregung und die nützlichste Förderung einer deutsch-nationalen Kultur auf dem Gebiete des Jugendschriftenwesens.

3. Die Behauptung, daß die Hamburger Herren im Gegenteil heimliche sozialdemokratische Propaganda trieben, halten sie nach ihren eingehenden Informationen für so von Grund aus falsch, daß ihnen diese Behauptung, wo Böswilligkeit nicht in Frage kommt, nur durch den Mangel an Einblick oder durch ein starke Voreingenommenheit erklärlich scheint. Es ist nicht ihre Sache, zu untersuchen, welche Gründe diese Voreingenommenheit bei den Herren Kotzde und Scholz haben kann. Im Interesse der Wahrheit aber müssen sie betonen, daß die Angaben, mit welchen die genannten Herren in der „Streit- und Wehrschrift" „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" eine solche Behauptung zu stützen suchen, irrtümlich und irreführend sind. Die belastend scheinenden Behauptungen sind in den von Hans Brunckhorst verfaßten Blättern „Material zur Richtigstellung der Unwahrheiten und Entstellungen in der Broschüre »Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur« von Kotzde und Scholz" überzeugend widerlegt worden. Die Unterzeichneten haben dieses Material und noch weiteres nachgeprüft.

4. Der Arbeitsausschuß des Dürerbundes spricht sein Bedauern über die Kotzde-Scholzsche Flugschrift aus, weil er von ihr Verwirrungen in einer aufrichtigen und innerlichen deutschnationalen Gesinnungspflege befürchtet. Er bittet seine Gesinnungsgenossen, der verdienstlichen vaterländischen Tätigkeit der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse unter der Führung des Hamburger Prüfungsausschusses das bisherige Vertrauen zu erhalten.

5. Diese Erklärung und ihre Veröffentlichung ist ohne Anregung und ohne Vorwissen der Prüfungsausschüsse beschlossen worden.

Für den Arbeitsausschuß des Dürerbundes:

Dr. Ferdinand Avenarius. Prof. Dr. Paul Schumann. Dr. Wilhelm Stapel. Dr. Hermann Ullmann.

Fränkische Erde

„Annamaig" nennt sich eine längere Erzählung von Hans Raithel, die bei C. F. Amelang erschienen ist. Schon vor einiger Zeit, aber das Buch ver-

Digitized by Google

dient schon, aus dem Gestern fürs Heute und Morgen hervorgezogen zu werden. Der Titel ist eigentlich eine Irreführung des Lesers. Die junge hübsche Annamaig, das ist Anna Margareta, spielt keineswegs die Hauptrolle. Auch keiner andern Maid und keinem Mannsbild, selbst nicht dem großen Bauer vom Lettenhof ist diese Rolle zugefallen. Der Untertitel „Eine Dorfgeschichte aus dem Bayreuther Land" deutet eher an, was hier die Hauptsache sein werde. Das Dorf, der Acker, Mühe und Freude am Acker und alles übrige Bauernleben der Gegend, schließlich dieses ganze Land selbst ist der wirkliche Held der Erzählung. In ihr kann man ein Gegenstück, eines der vielen möglichen, zu Zolas „Erde" erblicken, ein ganz deutsches und zwar im besondern ein echtes fränkisches Gegenstück.

Zu einem andern deutschen Roman von der ländlichen Erde, der den Vergleich mit Zola noch näher legt, zum „Büttnerbauer" Wilhelms von Polenz, verhält sich Raithels „Annamaig" etwa wie eine sorgsamst durcharbeitete Landschaftstudie zu einem wohlkomponierten Landschaftbild. Bei Polenz ist nicht sowohl die Erde selbst, als vielmehr der alte Bauer, der die Liebe zur heimatlichen Erde verkörpert, der eigentliche Held. Bei Raithel sind die einzelnen Menschen gewiß nicht unecht, sondern im Gegenteil überaus echte Gewächse ihres Bodens, großenteils eben ein wenig zu sehr Gewächse, zu wenig Individualitäten. So wirken sie nicht, wie man's in mancher Dorfgeschichte findet, als gleichgültig irgendwoher in die Landschaft versetzte Figuren, als Staffage, sondern als lebenswahre Typen, die nur teilweise noch allzu innig mit ihrer Umwelt zusammenhängen, zu tief in ihr drinnenstecken, um durch individuelle Strebungen und Schicksale fesseln zu können.

Das ist aber auch der einzige Einwurf, der gegen „Annamaig" zu erheben wäre. Als das, was dies Buch sein will, als Darstellung der fränkischen Mutter Erde geriet es ausgezeichnet. Gerade daß Ausblicke auf andre soziale Welten vermieden sind, daß die Handlung allem Willkürlichen, allem Fremden aus dem Wege geht, das macht nun einen starken Vorzug aus. Es fehlt auch jede Tendenz; die Vorgänge sind um zwei Menschenalter zurückgelegt, so daß eine ruhig dichterische Schilderung ihren Gang nehmen kann. Das Bauerntum, hartkerniges deutsches Bauerntum in der lebhaften fränkischen Tönung, ist unter sich. Es zeigen sich die Formen menschlichen Zusammenlebens, wie das ländliche Leben sie natürlich entwickelt und begrenzt, ziemlich unabhängig von den Auf- und Ab-Bewegungen der städtischen Kultur. Aus der Beobachtung der besonderen Landschaft kommen die neuen Farben, die dem alten Vorwurf wiederum Reiz verleihen.

Der Ton des Erzählers läßt den Leser gleich fühlen, daß ein Kundiger, ganz Sachsicherer die Führung übernommen hat. Der Dialog läßt im ersten Augenblick stutzen: die Sprache dieser Bauern ist nicht Mundart, wie wir's namentlich seit dem Aufkommen des Naturalismus in solchem Fall gewöhnt sind, ist überhaupt nicht naturalistisch zubereitet, sondern ein einwandfreies, nach gedrängtem Ausdruck hin sogar stilisiertes Hochdeutsch. Doch bald kommt man dahinter, daß diese Sprachbehandlung gründlich realistisch ist, da sie bei aller Neigung zum Sentenzenprä-

Digitized by Google

gen (und trotz dem seltenen Durchblicken höherer Bewußtheit) stets im Kern streng bauerngemäß bleibt, bäuerlichem Empfinden und Denken gemeinverständliche Mitteilung schafft.

Übrigens sind die Dialogsätze durchweg kurz und unverwickelt gehalten; und an geeigneter Stelle sind die volkstümlichen Wendungen und alt-mundartlichen Wörter mit Bedacht eingeflochten. Man findet da nicht bloß vermerkt, daß zum Beispiel „Freundschaft" auf die ganze Verwandtschaft angewendet wird, daß „sie" im Bauernhaus die übliche Bezeichnung der Hausfrau ist; man findet auch köstliche (in einem eignen Verzeichnis erklärte) Wörter, die noch einmal in die verbrauchte Schriftsprache nachrücken können, wie etwa „knauzen" für kleinlich jammern und zanken, „pören" (das Maul pören) gleich: dem Ärger freien Lauf lassen (vgl. empören), „pfäh" für heikel, „weifen" für schwätzen, „schumpern" (vgl. rheinfränkisch „Stumpert") für stoßen, „zaschen" für schleichen, „Zössel" für einen schwerfälligen jungen Menschen usf.

Zur besseren Übersicht hat Raithel nicht ohne Humor eine kleine Landkarte von seiner Gegend und eine Tafel der Quartiere, Höfe und Personen vorangestellt. War es nicht erforderlich, so dünkt's einen doch auch nicht ganz überflüssig, wo so wie hier Schilderung des Volkslebens förmlich zur naturkundlichen Charakteristik eines Stammes wird. Bei der Arbeit und bei den Festen sehen wir diese fränkische Bauernschaft wie leibhaftig sich vor uns regen. Das Pflügen, das Markten um Feld und Braut, das „Waldfahren" zur Abholung des Rechtholzes aus den staatlichen Waldungen, die Kirchweih mit allem Drum und Dran, mit dem Geheimnis des Grießklößekochens und des Kuchenbackens, mit den Fehden der Burschen verfeindeter Ortschaften, die Freude am Dauerbesitz und die Abneigung gegen die Staatsgewalt — dies und vieles andere noch wird in liebevollster Kleinmalerei lebendig und vereinigt sich schließlich zu einem sehr wertvollen Bild der fränkischen Erde. Die künstlerische Leistung, die eine so schwere Menge Stoffes zu bewegen vermochte, ist nicht gering; noch bedeutender bleibt der Wert der volkskundlichen Schilderung. Beide Vorzüge vereint müssen dem Werk die Freundschaft derer sichern, denen an wirklicher Heimatkunst auch heute noch etwas gelegen ist.

Willy Rath

Kalender für 1913

Der Gedanke des Heimatkalenders, der bewußt und planmäßig an die alten Überlieferungen anknüpft und sie mit neuen Heimatschutz- und Naturpflegeabsichten verbindet, erweist sich von Jahr zu Jahr fruchtbarer und wirksamer. Fast kann man schon das ganze deutsche Vaterland bereisen, wenn man die Heimatbücher alle durchblättert. Welchen Fortschritt das bedeutet gegenüber dem früheren Zustand, da so gut wie alle Kalender von der Wasserkante bis zu den Alpen dieselben kitschigen charakterlosen Klischees in den Erzählungen und Bildern zeigten: das wird einem bei der Einkehr in den bunten deutschen Gauen voller Behagen bewußt. Fast könnte man sich auch versucht fühlen, die Kalender aus den verschiedenen Gegenden als eine Art Gradmesser für das stärkere oder weniger lebendige Heimatbewußtsein, das in eines jeden Wir-

Digitized by Google

kungskreise herrscht, zu beurteilen. Dann erinnert man sich freilich wieder, daß ja diese Heimatbücher durchaus noch nicht überall allgemeines Eigentum sind, daß sie vielfach noch nicht ohne weiteres von einer wirklichen guten volkstümlichen Überlieferung zeugen, einfach von der opferfreudigen Wirksamkeit eines oder einiger Volkserzieher. An vielen Stellen gibt's noch einen Kampf, und manche gute Kalenderarbeit wird auch noch von der Flut der üblichen Ware überschwemmt.

Daß es trotzdem besser wird, sieht man aber schön an dem immer stattlicheren Gedeihen jener Kalender, die sich einmal durchgesetzt haben. Und da aller Verleger- oder Redakteuridealismus nichts hilft, wenn die heimatliche Öffentlichkeit versagt, so geben diese „Zeitweiser" alle doch auch ein Bild von neuer Heimatfreude im deutschen Lande. Das beste Zeichen ist ja wohl: daß auch Kalender, die sonst ganz im üblichen Rahmen gehalten sind und sich offenbar wirklich an „das Volk" wenden, Anregungen aufnehmen, wie sie von den wegbereitenden Unternehmungen für höhere Ansprüche und wohl auch unter Opfern zunächst geboten worden sind. Nicht nur die schmalen, teureren Kunstkalender wie der Potsdamer (Stiftungsverlag, 1 M.), die „Hessenkunst" (Adolf Ebel, Marburg, 1,50 M.), der Danziger Kunstkalender (Burau, Danzig, 3 M.), der Hallische (Moritz, Halle 1 M.), auch der guteingebürgerte „Schütting" (Sponholtz, Hannover, 60 Pf.), der „Erzgebirgische" (Arwed Strauch, Leipzig, 1 M.), der „gemittliche Schlesinger" (L. Heege, Schweidnitz, 1 M.), der „Hessische Volkskalender (Lommetsch, Kassel, 40 Pf.), der wieder vortreffliche Schweizer Heimkalender (Arnold Bopp, Zürich, 1 Fr.), der westfälische „Kiepenkerl" (Fredebeul & Koenen in Essen-Ruhr), der im Bildschmuck recht glückliche Nordgau-Kalender (Oberpfalzverlag, Kallmünz, 80 Pf.), der Heimatkalender für den Kreis Liebenwerda (C. Ziehlke, Liebenwerda, 25 Pf.), der textlich wieder wie im vorigen Jahre Vorzügliches leistet und typographisch wie in der Ausstattung sich wesentlich weiterentwickelt hat, der sehr erfreuliche oberösterreichische Innviertler Heimatkalender (Stampfl, Braunau), sie alle lassen schon einen bestimmten wohldurchgebildeten Kalenderbrauch erkennen, bewußte Pflege dieser Buchgattung, Erkenntnis ihrer Aufgaben, über das bloße Kalendarium hinaus; sie alle gehen, mehr oder minder noch gehemmt oder frei von Verlegergrenzen oder Publikumrücksichten (vor allem in der typographischen Gestaltung ließe sich bei einigen leicht noch manches verbessern), liebevoll den verschiedenen Wirkensmöglichkeiten nach, die sich für einen Volkserzieher und Heimatschützer als Kalendermacher ergeben. Sehr kräftig und zielsicher gehen die gleichen Wege der noch junge Mainbote von Oberfranken (H. O. Schulze, Lichtenfels, 50 Pf.), der recht geschickt durch eine billigere (20 Pf.) Ausgabe seine Wirkungsmöglichkeit steigert, ferner der im Text und in der Ausstattung ganz prächtige aus dem Verlag von Eugen Salzer, Heilbronn: „Von schwäbischer Scholle" (1 M.). Eine trotz ihrer großen Geschichte und Bedeutung noch immer erst im Werden begriffene Heimat behandelt der Groß-Berliner Kalender (Karl Siegismund, Berlin, 2 M.). Er stellt einen sehr beachtenswerten Versuch dar, die gemeinsamen Aufgaben und Besitz-

Digitized by Google

tümer eines Weltstadtgemeinwesens im Rahmen eines vielseitigen und lebendig wirkenden Jahrbuchs zu vereinigen: der Versuch ist, von dem teilweise schwachen belletristischen Teil abgesehen, schon ganz wohlgelungen. Etwas ausgeglichener, noch mehr der Vergangenheit zugewandt, wirkt der verwandte Leipziger Kalender (Merseburger, 2 M.). Eine ähnliche, nur ruhigere und dabei gedrängtere Überschau über die Kulturaufgaben und -güter einer ganzen Provinz bietet das „Schlesische Jahrbuch" (herausgegeben von Robert Henseling bei Dietrich Reimer, Berlin); ein Heimat- und Heimatpflegebuch im guten Sinne, mit viel künstlerischem Schmuck, eine Fortsetzung der von Otto Reier gegründeten vorzüglichen Hirschberger „Schlesischen Heimatblätter", die sich leider gegen Minderwertiges aber Geldkräftigeres nicht halten konnten. Als den nach Text und künstlerischen Gaben wohl stattlichsten in der ganzen Schar würden wir den Schweizer Heimatkalender „O mein Heimatland" (Dr. Grunau, Bern) bezeichnen — wenn es anginge, ein Land wie die Schweiz mit den vielen Heimatgauen im Deutschen Reiche zu vergleichen, deren geistige Grenzen natürlicher- und gerechterweise viel weniger klar ein bestimmtes Geistes- und Kulturleben umschließen.

Gerade in den Auslanddeutschen lebt ja das Heimatempfinden mit einer besondern Kraft, oft durch Konflikte, durch die Trennung vom „deutschen Vaterland", durch ein gesteigertes Gefühl der Zugehörigkeit zur deutschen Gesamtkultur vertieft, in seinem geistigen und seelischen Gehalt bereichert. Die Kalender von den Außenforts deutschen Lebens zeigen das recht deutlich: so die siebenbürgischen, etwa der „Hausfreund" (Götts Sohn, Kronstadt), so der vorzügliche Kalender der deutschen Vereine in Liv-, Est- und Kurland (Verlag von Jonck & Poliewsky, Riga), der in seinen aufeinanderfolgenden Jahrgängen seit 1909 eine stete kräftige Aufwärtsentwicklung zeigt und mit großer Sicherheit jenem vertieften, in Kulturarbeit wurzelnden Nationalismus dient, wie ihn Reichsdeutschland gerade von den „Ausland"deutschen so gut lernen kann. Freudig zu begrüßen ist auch das Gedeihen der Schutzvereinskalender, die im deutschen Österreich immer größere Verbreitung finden. Das Ziel, das im vorigen Jahre hier gerade für diese Kalender aufgestellt wurde: eine Art Heerschau deutscher Kulturarbeit zu bieten, liegt offenbar wirklich in der Richtung ihres eignen Strebens, einstweilen freilich noch immer eine gute Strecke vor ihnen. Vor allem hinsichtlich der Ausstattung bleibt noch manches zu wünschen. Der Kalender des „Bundes der Deutschen in Böhmen" sollte seine häßliche Umschlagzeichnung im nächsten Jahre nicht wieder zeigen. Sonst aber hat gerade dieser Kalender im Bildschmuck und im Text sich weiterentwickelt. So wichtig die wirtschaftlichen Zwecke für die Schutzvereine sind: hier müssen sie hinter den volkserzieherischen zurücktreten. Der Schulverein hat neben seinen etwas bunten Unterhaltungskalender einen gut angelegten, frischen und erzieherisch nicht unfruchtbaren Volkskalender gestellt.

Weniger fruchtbar als die Form des Heimatkalenders scheint die mehr literarische zu wirken, die die Einheit in einer Persönlichkeit sucht. Der Goethekalender (Dieterichsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig, 1,50 M.) hat hier Schule

Digitized by Google

gemacht: ein Bismarckkalender (in demselben Verlage, 2 M.) schließt sich an ihn in der äußeren Anordnung an, ein Heinekalender (Xenienverlag, Leipzig) bietet den Heinefreunden einiges Entlegenere, ein Scheffelkalender ordnet seinen etwas ungleichen Stoff ziemlich locker.

Um eine schöne neue Sache sammeln zwei neue Kalender ihre Beiträge: der Wehrkraft- und der Jungdeutschlandkalender dienen der Jugendpflege. In dem umfangreichen zweiten (Wilhelm Süsseroth, Berlin) kommen eine Anzahl der bekanntesten Jugendpfleger in zum Teil vorzüglichen Aufsätzen über die verschiedenen Sondergebiete zu Wort. Der schlichtere kleinere süddeutsche (Schnell, München) ist beweglicher und stellt ein geradezu vorbildlich gelungenes Jungenbüchlein dar: im Tone prächtig lebendig, nirgend schulmeisterlich und doch voll erzieherischer Kraft von Anfang bis zu Ende.

Der Volksbildungsarbeit im allgemeinsten Sinn hat sich der im Verlag von Karl Maußner, Stuttgart-Gablenberg (1,50 M.) herausgegebene Volksbildungskalender angenommen. Etwas bunt und durch die Form des Abreißkalenders unübersichtlich ist hier reicher, wertvoller Stoff zusammengetragen und ein Bild alles Reformstrebens in Deutschland geboten. Die einzelnen Blätter sind des Aufhebens und Sammelns wert und der Kalender verdient die Beachtung aller an der Volkserziehung Beteiligten.

Einen Typus für sich stellt der Kalender „Kunst und Leben" dar (Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, 3 M.). Er enthält wieder nur Originale von namhaften Künstlern und der Text verstärkt aufs glücklichste die reiche künstlerische Anregung, die von ihm ausgeht.

Wir müssen uns freuen, daß die Wirkungsmöglichkeiten, die der Kalender enthält, mehr und mehr nicht irgendwelchen „Interessen", auch nicht dem reinen Geschäftsgewinn mehr, daß sie vielfach der Bildungsarbeit und Volkswohlfahrt, der Erziehung des Einzelnen zum Volks- und Staatsbürger zugute kommen. Daß die in dieser Richtung arbeitenden Kreise auf den Kalender als ein Mittel zum Wirken, als auf eine Aufgabe aufmerksam geworden sind, das zeigt vielleicht nichts unmittelbarer als die stetig und schnell steigende Wirkung des Dürerbundkalenders „Gesundbrunnen" (Callwey, 60 Pf.), dieses allgemein deutschen Heimatbüchleins im weitesten Sinne, das zumal im Zeichen der Jahrhundertfeier von 1813 staats- und volksbürgerliche Aufgaben und Arbeitsmöglichkeiten so anschaulich und wirksam macht, wie das wohl nur durch die besondern Beziehungen des Kunstwart- und Dürerbundkreises möglich war. Nur wollen wir den Erfolg deshalb noch nicht überschätzen, weil er dieses Jahr so rasch gewachsen ist. Selbst wenn der „Gesundbrunnen" heuer in 75 000 Stück über Land geht — wir sind ein Volk von 60, mit den Auslanddeutschen von mehr als 80 Millionen! U

Otto Brahm †

Der letzte Festtag dieses Lebens, den der lange schon kränkelnde Leiter des Lessingtheaters mitfeiern konnte, war der fünfzigste Geburtstag Gerhart Hauptmanns. Jeder andere an seiner Stelle hätte von den Lorbeeren, die da gereicht wurden, einen Teil auch für sich in Anspruch genommen, und niemand hätte die Nase darüber rümpfen können. Denn wer hat mehr für den Bühnenruhm Haupt-

Digitized by Google

manns getan als er, der unter den ersten war, die an ihn glaubten, und in achtzehn langen Jahren das Instrument seiner Liebe und seiner Kunst, unerschüttert durch tausend andere Lockungen, auf ihn gestimmt hielt? Aber auch jetzt blieb er bescheiden im Hintergrunde, zufrieden im aufreibenden Dienst der Sache, ganz und gar nicht lüstern nach wohlschmeckenden Entschädigungen für all die Bitterkeiten, die ihm nach einem Jahrzehnt unbestrittener Triumphe Kritik und Publikum doppelt reichlich zu kosten gegeben hatten. Er konnte, ein im Feuer des bezähmten Willens gestählter Mann, beides mit derselben standhaften Gelassenheit ertragen: Glück und Unglück, Sieg und Niederlage. Das macht in kleinem, mit den Jahren eher enger als weiter werdendem Kreise seine Größe aus, und der Einklang, der zwischen dieser seiner persönlichen Charakterstärke und seinen ihm eigentümlichen Leistungen herrscht, gibt seiner Erscheinung den Stil, der ihn vor vielen andern, auch erfolgreicheren Theaterleitern auszeichnet.

Anlage und Richtung dieses Mannes waren norddeutsch von Jugend auf. Ein vom Meister selbst geförderter und bevorzugter Zögling der germanistischen Schule Wilhelm Scherers, der auch ihre erbittertsten Gegner die straffe Zucht der Arbeitsmethode und die herzhafte Freude am Jungen, Lebendigen und Gegenwärtigen nicht absprechen, kam der Hamburger Kaufmannssohn erst spät und auf dem scheinbaren Umwege über mehrere wissenschaftliche Arbeiten, darunter eine mit heller Intuition und raschem Griff vollendete Kleistbiographie, zur praktischen Theatertätigkeit. Er war 33 Jahre alt, als er an die Spitze der Freien Bühne trat und mit einer weit über sein Alter reifen Konsequenz, Ziel- und Geschäftssicherheit den Kampf für Ideale aufnahm, die nichts von dem feurigen Atem jugendlicher Begeisterung in sich hatten, ihre Wirkung vielmehr in der Verneinung alles dessen suchen mußten, was den Beifall und Erfolg der Zeit für sich hatte: in dem Kampf gegen die schön geschminkte Lüge, das verführerische Raffinement und die virtuose Routine. Was er gegen diese mit allen Siegestrophäen prunkenden Erfolggötter aufzuwerfen hatte, war nichts andres, als das schlichte, unscheinbare Banner der Wahrheit, der Ehrlichkeit, der Einfachheit. Die Dichter, die er zum Siege führen wollte, sollten erst gefunden werden. Auf den Ausländer Ibsen allein konnte man doch unmöglich eine neue Theaterbewegung gründen. Theoretiker und Umstürzler gab es genug auch in der jungen deutschen Schriftstellergeneration — wo aber war der positive Erfüller und Gestalter? Hauptmanns Erstlingsdrama unterschied sich nicht sonderlich von den naturalistischen Experimenten, die zuvor schon hier und da einen aussichtslosen Kampf mit der lebendigen Bühne gewagt hatten. Da hieß es Glauben und Vertrauen haben und sich auf seinen ahnungsvollen Instinkt verlassen.

Was den Mut stärken konnte, war allein die neue, man möchte sagen bodenständig *märkische* Schauspiel-, besser Darstellungskunst, wenn nicht für diese pathoslose, auf einfache Empfindung gegründete Art, Menschen ohne eitles Verlangen nach schauspielerischem Sonderruhm auf der Bühne wiederzuerwecken, Brahms Vaterstadt Hamburg schon vor hundert Jahren ein redliches Beispiel gegeben hätte. Trotz dieser

Digitized by Google

Ermunterung war der Mut auf beiden Seiten außerordentlich, als die Leitung des Deutschen Theaters, das in der Pflege der Klassiker das damals noch belangreichere Königliche Schauspielhaus überflügelt hatte, 1894 von L'Arronge, dem klugen Theatermann, auf Brahm, den Experimentator, überging, der mit jeder Überlieferung gebrochen zu haben schien.

Und wirklich ließ sich dieser Wechsel anfangs erschreckend genug an. Auf ein Schillersches Sturm- und Drang-Drama, das weder Pathos des Gefühls noch Pathos der Sprache entbehren kann, wurden die Prinzipien der naturalistischen Wirklichkeitsdarstellung gepfropft. Diese „Kabale und Liebe"-Aufführung machte elendes Fiasko — ein untauglicher Versuch am erhabenen Objekt. Wollte Brahm den Einklang zwischen Dichtung und Darstellung, wollte er seiner Bühne den „Stil" — gründen, so mußte er sich an die „Moderne" halten. Ein enger Ring, doch mehr als bei irgendeinem andern zeigte sich bei diesem Meister der Beschränkung der kleine, aber recht gepflegte Kreis am fruchtbarsten. Wohl gab es aus Kassen- und Abwechslungsrücksichten bald diese oder jene Zugeständnisse, Maß und Richtschnur, höchster Sporn des Wollens und Könnens blieb nach wie vor die Dramatik Ibsens und Hauptmanns oder derer, die, wie Hirschfeld und Schnitzler, in ihren Spuren wandelten. An ihnen hat Brahm das Werkzeug jener spezifisch norddeutschen, um nicht zu sagen Berlinischen Darstellungskunst voller Wahrheitsstrenge, Naturbescheidenheit, Gefühlsechtheit und Einheitszucht des fugenlosen Zusammenspiels gehämmert und geschliffen, in der für alle Zeit sein Name eingegraben steht. Er hat es blank erhalten, auch als er zehn Jahre später ins Lessingtheater übersiedelte und als die Armut und Enge der realistischen Dichtung, auf die er sich versteifte, immer offenkundiger wurde. Wohl wurden die Zugeständnisse, die er dem Kassierer oder dem Publikum bewilligte, in diesen hochbeinigen Zeiten häufiger und in ihrer Art laxer, aber dann kam immer wieder ein neuer Ibsen, ein neuer Hauptmann oder gar ein ganzer Hauptmann- und Ibsenzyklus, der seine alten, im Innersten unangefochten gebliebenen Grundsätze in alter ungebrochener Kraft und makelloser Reinheit zeigte.

Eins aber war inzwischen anders geworden: die heilige Notwendigkeit stand nicht mehr auf seiner Seite. Was einst heilkräftige Erfüllung des innersten und tüchtigsten Zeitwillens gewesen war, wurde jetzt Trotz und Starrsinn. In diesen Jahren, wo eine neuerwachte Freude am Sinnlichen, Fröhlichen und Farbigen die Fittiche regte, stand Brahm mit mürrischer Miene abseits und machte mit seiner eigensinnigen Ablehnung alles Märchenhaften und Romantischen (falls es nicht von ein für allemal verpflichteten Autoren kam) dem die Bahn frei, der, aus seiner Schule hervorgegangen und persönlich durchaus auf die realistische Spielweise festgebannt, dennoch Beweglichkeit der Phantasie und Anpassungskraft genug hatte, dem veränderten Zeitgeschmack auf Fortunas Wagen nach- oder entgegenzueilen. Brahms Schicksal in jener Zeit ist nicht ohne Tragik: hier schlug einmal die Treue ihren eignen Herrn, und als er sich der gänzlich veränderten Dramatik schließlich doch notgedrungen anbequemte, hatte er, von keiner inneren Überzeugung mehr geleitet,

Digitized by Google

von keinem mitschwingenden Instinkt beraten, das Unglück, Fehlgriffe der schlimmsten Art zu tun, Fehlgriffe des Geschmacks und Fehlgriffe der Berechnung. Damals konnte ernstlich die — freilich jedem Kenner Brahmscher Solidität abgeschmackt erscheinende — Meinung aufkommen, er wähle die Stücke der neuen romantischen oder idealistischen Richtung absichtlich so, um an den Beispielen ihre innere Morschheit zu erweisen.

Mit dem Repertoire und der Zeitgunst fing auch seine Schauspielerschar an zu schwanken. Erst von dem jüngeren, doch gut eingespielten Nachwuchs, dann auch von den älteren Getreuen bröckelte dieser und jener ab: der eine nach neuen Aufgaben und neuen Schauplätzen lüstern; der andere ehrlich überdrüssig des engherzigen naturalistischen Trotts, der — um nur einen, aber den empfindlichsten Mangel zu nennen — gründlich die Pflege des dramatischen Verses vernachlässigt hatte; der dritte selbst in dieser Sphäre redlichster Arbeit und theatermöglichster Wahrhaftigkeit angeekelt von einer nie zum Sein genesenden Scheinwelt des bloß Vorgestellten. Zwar hatte die hohe Schule norddeutscher Ensemblekunst immer noch Anziehungskraft genug, um gute oder sogar hervorragende Kräfte zu locken, aber ein Rittner und ein Bassermann waren nicht zu ersetzen, und ihr Weggang legte auch zwei nun verwaist dastehende Menschenbildner wie Oskar Sauer und Else Lehmann lahm.

Damals, vor fünf, sechs Jahren hätte jeder es begriffen, wenn Brahm dem Theater ernüchtert oder entmutigt den Rücken gekehrt hätte. Er tat es nicht. Er hielt aus. Er blieb seiner Richtung im wesentlichen getreu. Und er erlebte es noch, daß man nach einer Zeit fast des Hohnes auf seine Verbissenheit die Heilsamkeit seiner standhaften Hartnäckigkeit wieder erkannte und würdigte. Wo wäre auch sonst ein Zügel, eine Hemmung auf dem Wege einer tagtäglich mit neuen Sensationen und Verwegenheiten erwachenden Regieherrlichkeit gewesen, deren Flug nur allzu jäh ins uferlose Blau zu entschweben drohte! Man kam von Reinhardt und hatte den Eindruck, mit Augen und Ohren alles geschlürft zu haben, was aus der schillernden Frucht Theater irgend nur herauszupressen ist, ein Spiel der Spiele mit allen Spielmöglichkeiten gekostet zu haben; man ging zu Brahm in eine Hauptmann- oder Ibsen-Aufführung und fühlte, in Andacht mitverstummend, daß sich Bühne und Darsteller dem Dienste eines Dichters nicht gehorsamer, demütiger und verständnisvoller anschmiegen können, als es hier geschah, und daß Dramaturgie doch noch etwas geistig Höheres und Wertvolleres ist als selbst die vollendetste Regie. Freilich, er selbst hatte sich seine historischen Grenzen gezogen. Zu den Klassikern, zu den großen geistigen Führern der Dramatik konnte er mit seinen engsinnigen Grundsätzen und seinen einseitigen Darstellerkräften nicht mehr gelangen, und durch sie muß doch jeder wieder hindurch, der zu den Höhen eines zeitgerechten Stils für ein neues, zu jenen Großen hinaufstrebendes Drama kommen will.

Vielleicht schlummerten in diesem tapferen Menschen und in dem energischen, gedankenstraffen Schriftsteller Otto Brahm noch mancherlei unbetätigte Kräfte und Leistungsmöglichkeiten, der Drama-

Digitized by Google

turg und Theaterleiter Brahm ist in einem Augenblick von uns gegangen, der uns glauben läßt, ein weiteres Empor für ihn gab es nicht, sein Charakterbild stand stark und fest, aber auch rund und geschlossen vor uns da.

Friedrich Düsel

Schnitzlers „Professor Bernhardi"

Berliner Theater

Schnitzlers Komödie „Professor Bernhardi" (Buchverlag bei S. Fischer, Berlin), deren Erstaufführung sich vor der Wiener Zensur in das Berliner Kleine Theater geflüchtet hat, scheint auf den ersten Blick hart und einsam dazustehen in dem losen und doch durch immer wiederkehrende Lieblingsthemen innerlich verketteten Reigen seiner bisherigen Dichtungen. Nichts von dem trügerischen Maskenspiel des Lebens, das uns Willen und Wesen fesselt; nichts von dem elegisch-tragischen Versteckspiel zwischen Tod und Leben, darin wir alle mit dem Blindekuhtuch um die Augen herumtappen; nichts von den weichen, verschwebenden Stimmungen einer auch im heftigsten Moment mehr lyrisch-musikalischen als dramatischen Melodie. Geharnischt tritt dies Stück in die Arena, und so sehr es sich auch bemüht, seine Rüstung hinter der Tarnkappe der Ironie oder weltkluger Gelassenheit zu verbergen, wir werden während der fünf Akte das Gefühl nicht los, daß es sich hier ursprünglich um die Entladung einer persönlichen Gereiztheit handelte, die mehr aus der Galle als aus dem Herzen oder auch nur aus dem Kopfe kam. Da aber fällt uns ein, daß Schnitzler vor sechzehn Jahren schon einmal einen Pfeil aus diesem Köcher nahm: damals, als er im „Freiwild" dem „Unsinn des Duells" zu Leibe ging. Und nun haben wir von 1896 her auch seinen spitzigen dialektischen Ton wieder im Ohr, den alles heiße Bemühen um Vorurteilslosigkeit, Objektivität und Gleichgültigkeit nicht vertreiben kann. Mehr noch als jenes Offizierdrama ist dieser Konflikt zwischen Arzt und Geistlichem, Juden und Katholiken, zwischen Menschlichkeit der Wissenschaft und starrer Rechtsforderung der Kirche auf die Stelzen der Dialektik gestellt. Ja, mit einer Art Fanatismus gegen sich selbst und seine eingeborenen Neigungen und Abneigungen sucht Schnitzler diesmal alles auszuschalten, was dem entscheidenden Zusammenprall — wie er es sonst doch liebt — durch Variation oder Rückspiegelung in andern eine weichere, differenzierte Wendung hätte geben können. Der Arzt weist den Geistlichen, der mit den Sterbsakramenten kommt, von dem letzten Lager einer Todgeweihten, deren Qual und Kummer seine mitleidige Kunst in ein befreites linderndes Glückgefühl verwandelt hat und die jener seiner festen Meinung nach als ein unverkennbarer Vorbote des Todes nur wieder in ihr Schmerzenselend zurückwerfen würde; der Geistliche dagegen besteht auf der Erfüllung seiner heiligen Pflicht, die seiner nicht minder festen Überzeugung nach Höheres und Wertvolleres bringt als jede nur erdenkliche Menschenwohltat. Für den Augenblick behält der Arzt und Wissenschaftler den Sieg, bald aber, da sich die Parteien, die Klerikalen als die herrschende an der Spitze, des Vorfalls zu ihren Zwecken bemächtigen, muß er mit dem Verlust seiner Freiheit und Stellung zahlen. Unerschüttert,

Digitized by Google

fast heiter, tritt Professor Bernhardi die Strafe an. Als ein durch und durch unpolitischer Charakter bleibt er kühl und gleichgültig gegen all die politischen Zettelungen, für die sein „Fall" den Vorwurf abgeben muß.

Hier schiebt Schnitzler die „große Szene" ein, um die es ihm eigentlich zu tun ist, durch die sich sein Stück als das Stück eines leidenschaftslos überlegenen Kopfes von allen partei- oder rassepolitischen Tendenzstücken unterscheiden soll. Noch wehrt sich der Verurteilte gegen die gute Absicht seiner Freunde, dies oder jenes für seine Sache zu tun, da tritt der Geistliche herein, um ihm seine menschliche Sympathie zu erzeigen. Wohlverstanden jedoch nur innerhalb der vier Wände, von wo diese private Kundgebung weiter keine Folgen zu befürchten hat. Denn gerade das, was jener Mann der partei- und tendenzlosen Wissenschaften *nicht* ist: ein Mann der Politik und ein über die Mittel hinweg auf den Zweck sehender Kämpfer für seine Weltanschauung, das ist dieser Pfarrer und Diener der Kirche im ausgeprägtesten Maße. Der Mann der Wissenschaft, der nach dem innern Gefühl des Augenblicks handelt, sieht immer nur den Einzelfall und ist sich schnell schlüssig über Ja oder Nein; der Diener der Kirche blickt durch jeden konkreten Vorfall, so wichtig oder armselig er sein mag, hindurch auf die Wage, darin Wohl und Wehe seiner heiligen Sache ruht. Deshalb gibt es folgerichtig und ganz natürlich zweierlei Moral für ihn: eine öffentliche, die sich für jedes Wort und jede Geste ihrer Verantwortung und Wirkung bewußt ist, eben die politische, und eine private, die von der eines Professors Bernhardi und seiner Menschlichkeit nicht allzu weit entfernt ist. In ähnlicher Form läßt dem Verurteilten nach seiner Haftentlassung auch der Staat „Gerechtigkeit widerfahren". Nur daß hier die Maske ironischen Zynismus trägt, was dort die Züge einer fast fanatischen Redlichkeit zeigte. „Ich habe, ohne irgend wofür demonstrieren zu wollen, doch nur das Richtige getan," versichert Professor Bernhardi, der auch jetzt noch nicht daran denkt, sich mit Politik zu befassen, so leicht er es hätte, ein Wiederaufnahmeverfahren zu erzielen, „ich weiß nicht, was man von mir will!" — „Ja," antwortet ihm da der Staat durch den Mund eines Hofrats, der ganz genau weiß, was die Glocke geschlagen hat, „das war eben das Gefehlte. Wenn man immerfort das Richtige täte, oder vielmehr, wenn man nur einmal in der Früh, so ohne sich's weiter zu überlegen, anfing, das Richtige zu tun und so in einem fort den ganzen Tag lang das Richtige, so säße man sicher noch vorm Nachtmahl im Kriminal."

Es ist die Komitragödie des Unpolitischen in einem, wie er meint, von Politik und Parteiungen bis in die letzte Faser infizierten Staatsgebilde, die Schnitzler in seinem „Professor Bernhardi" hat gestalten wollen, und zweifellos hat er zu diesem spezifisch österreichischen Thema manches Beachtens- und Beherzigenswerte gesagt. Aber zweierlei hat er im allzu großen Vertrauen auf seine behende Dialektik verfehlt und sich damit um die tiefere Wirkung gebracht. Erstlich hat er den Fall durch Hinzutun deutlich erkennbarer persönlicher Züge, insbesondere durch Betonung des Juden in Bernhardi, allzusehr überspitzt, und

Digitized by Google

dann hat er, nach böser Wiener Sitte, gerade in dem Augenblick, wo man ein Recht auf die Hoffnung hat, der Held werde sich im Bewußtsein seines wissenschaftlichen und menschlichen Rechtes kräftiger rühren, das Gewicht zu sehr auf die dialektische Außenseite des Konflikts verlegt, wo die Wärme sich schon verflüchtigt hat. Man braucht zu einem politischen Stück, zumal zu einer politischen Komödie kein tendenzgeschwelltes Pathos, aber man braucht Empfindung und entschlossenes Mitfühlen — notwendiger jedenfalls als die achselzuckende Ironie, die nichts Wichtigeres von sich zu fordern weiß als: „Wasch mir den Pelz, aber mach ihn nicht naß."

Friedrich Düsel

Wedekinds „Franziska", Schönthans und Presbers „Der Retter in der Not" und Verhaerens „Philipp II."

Münchner Theater

Wedekind — wer könnte ihn enträtseln? Er scheint frivoler Zyniker und Satanist: und er scheint zugleich in einem neuen Sinne als feierlich-ernsthafter Zukunftsethiker auftreten zu wollen. Er scheint klare Ideenwerte zu verfechten: und er macht jeden zum Narren, der sich verleiten läßt, die widerspruchsfreie Durchführung der Idee eines seiner Stücke bis ans Ende verfolgen zu wollen. Er scheint als dramatischer Gestalter immer wieder ein wagemutiger, skrupelloser, auf die nihilistische Geschmacksverwirrung des hypermodernen Großstadtpublikums zählender Dilettant: und doch, wenn man sotanes modernstes Publikum genau kennt, mag man sich fragen, ob nicht gerade dieser zwischen schreienden Widersprüchen ungreifbar hin und der irrlichtelierende „Wedekindstil", der eigentlich ein Negativum, eine radikale Stillosigkeit bedeutet, als der eigentlich zeitgemäßeste, mit Genialität entdeckte Darstellungsstil alle künstlerische Anerkennung verdienen könnte? Könnte — es „scheint" eben auch da nur so. Wedekind „scheint" immer nur, und was hinter all diesem so und anders scheinen steckt, wer weiß es? Es mag ein berechnender, in Erkenntnis der Zeitschwächen sein Können wie auch seine Mängel verwegen ausnützender Schlaukopf sein, oder auch ein abnormer Doktrinär, dessen verworrene Gedankenreihen und bizarren Vorstellungskomplexe das Glück hatten, gerade durch ihre Widerspruchsfülle, durch ihr Paradoxes, Perverses und Irrationales der sensationsbedürftigen Blasiertheit unserer Hypermodernen zu behagen, — oder endlich, was noch pathologischer wäre: er ist eine absonderliche Mischung aus *beiden* ... wer weiß es? Wedekind hat, mit oder ohne Bewußtsein, reichlich dafür gesorgt, daß man ihn nicht so leicht enträtseln kann. Und jeder, in dem der berechtigte Trieb lebendig ist, die eigene geistige und ästhetische Gesundheit zu verteidigen, braucht sich auch gar nicht den Kopf darüber zu zerbrechen, wo da die Wahrheit steckt; denn auch im besten Falle könnte sich dabei nur herausstellen, daß Wedekind der berufene Demonstrator der chaotischen Vorstellungs- und Geschmackswelt unsrer Hypermodernen ist: also einer Krankheitserscheinung unsrer Übergangszeit, über die bald, vielleicht schon sehr bald die natürliche Entwicklung zu neuer, lebensfähig-gesunder und klarer Organisation hinwegschreiten wird. Was kann im Lichte dieser

Digitized by Google

sicheren Zukunftsaussichten eine Entscheidung bedeuten, ob Wedekind jetzt noch als selbst Mitbefangener oder als die Konstellation nützender Rechenmeister oder auch als beides in einer Person die Lust am Chaos kultiviert?

„Franziska", Wedekinds jüngstes Bühnenwerk, das die „Münchner Kammerspiele" jetzt zur Uraufführung brachten, nennt sich ein „modernes Mysterium" und scheint als eine Art weiblichen Pendants zum Faust Goethes genommen sein zu wollen. Warum soll nur der Mann faustischen Drang haben können und haben dürfen? scheint Wedekind zu räsonieren. Auch das Weib ist heute so weit, mit dem Teufel behufs faustischen „Sichauslebens" paktieren zu können! scheint er als pathetischer Apostel der Gleichberechtigung zu betonen, wie er auch im Stücke die männliche Hauptperson einmal scheinbar ernsthaft gegenüber dem Nietzscheschen „Du gehst zum Weibe, vergiß die Peitsche nicht" dem genus femininum predigen läßt: „Du gehst zum Manne, vergiß deine Selbstachtung nicht! Dann kann der Mann so viel Peitschen zur Hand haben, wie er will. Er findet gar keine Gelegenheit, davon Gebrauch zu machen." — Also: in einem modernen jungen Weibe, der achtzehnjährigen Tochter Franziska eines ewig verzankten Ehepaares, wovon nur mehr die kläglich unterdurchschnittliche Mutter übrig ist, erwacht nach ersten lockeren Liebschaftserfahrungen mit einem adeligen Lebegreis und einem jungen Doktor der Chemie der faustische Drang nach schrankenlosem Erleben alles Irdischen, sobald der Doktor in nachträglicher Gewissenspein sich und sie zur Eheschließung nötigen will; sie weist daher die Verbindung, die sie höchstens den Gatten, nicht aber ihr eigenes Ich kennen lehren könne, mit Entschiedenheit zurück und schließt einen ihr besser zusagenden Pakt mit dem abenteuernden Allerweltsagenten Veit Kunz, der gleich darauf als Mephisto durchs Fenster zu ihr einsteigt, weil er sie in Hochwertung ihrer schönen Beine für eine Künstlerinnenlaufbahn ausersehen hat. Der Pakt verbürgt Franziska zwei Jahre freiesten Sichauslebens, zunächst auf ihren Wunsch sogar in Mannshosen; nach Ablauf dieser Frist müsse sie aber als Weib und Leibeigene ihrem Mephisto Veit Kunz gehören. Im zweiten der neun Bilder des Stücks, die wohl nur aus theaterpraktischen Gründen auch in fünf Akten untergebracht sind, sieht man die ins Männliche verwandelte Franziska bereits in einer Berliner Künstler-Weinstube — Parallele zu Auerbachs Keller — ungeniert das Leben der Bohème mitgenießen. Ein Bohèmien wird auf sie eifersüchtig, da sich sein Dirnlein für den hübschen jungen Burschen empfänglich erweist, und knallt das Dirnlein nieder, womit die Fidelitas ein jähes Ende nimmt. Das dritte Bild zeigt den von Kunz zum verführerischen Sänger ausgebildeten Franziska-Franz in platonischer Ehe mit einer bämlich-schwärmerischen Bürgerstochter, die, eifersüchtig auf eine um ihren Pseudogatten bemühte Tänzerin, den als Versicherungsagent im Hause spukenden Kunz um eine „Ehebruchsversicherung" bestürmt; die Heldin scheint da alle bitteren Freuden des legitimen Ehelebens kennen lernen zu sollen. Bald aber taucht der Bruder ihrer „Gattin", ein korrekter Oberleutnant, auf, und zwar mit dem Chemiedoktor, der ihm Franziskas wahres Geschlecht verriet; die entsetzte „Gattin" erschießt sich stracks, und Franziska

Digitized by Google

begibt sich mit Veit „weiter fort bis an einen andern Ort", nämlich an den Hof des „Herzogs von Rotenburg": analog dem Aufenthalt Faustens am Kaiserhofe. Sie erscheint dort dem ebenso mystisch als lebemännisch veranlagten Herzog erst als überirdischer „Dämon", was Kunz geschickt zu arrangieren weiß, und verkündet ihm die scheinbar auch von Wedekind selbst vertretenen hochmodernen Lebensweisheiten einer „Geheimen Heiligen Schrift"; später wirkt sie als Darstellerin bei der Aufführung eines phantastischen Festspiels mit, das der Herzog, angeregt durch Tizians „Himmlische und irdische Liebe", gedichtet hat; sie gibt da die himmlische Personifikation, während des Herzogs dümmlich-schöne Mätresse mit reichlicher Enthüllung ihrer Reize die irdische verkörpert. In dem Dialog der beiden mit dem (Tizianschen) Kinde scheint Wedekind tiefsinnig-allegorisch die „himmlische Liebe" mit der Wahrheit, die „irdische" mit der Schönheit identifizieren zu wollen. Gegen beide tritt dann in dem Spiel das phantastische, doppelköpfige und vierfüßige Ungeheuer „Schweinehund" auf, das mit seinem Hundekopf die Wahrheit anbellert und mit seinem Schweinekopf die Schönheit begrunzt, bis, vom Herzog selbst gemimt, Sankt Georg ihm zu Leibe geht. Aber der Rotenburger Polizeipräsident unterbricht inhibierend den Kampf und die Aufführung im Namen der Bedürfnisse des Publikums, das wie alle normalen Staatsbürger die Wahrheit nicht hören und die nackte Schönheit nicht sehen könne. Er will Sankt Georg sogar verhaften; als er den Herzog erkennt, erstirbt er in Zerknirschung und Bußfertigkeit. Auch dieses Bild endet übrigens mit einer durch Franziska verursachten Bluttat, indem des Herzogs einfältige Mätresse, als sie ihn Franziska als seinen „Genius" preisen hört, in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle sich erdolcht: worauf Kunz noch Verschiedenes über die sittliche Bedeutung der Nacktheit zum besten gibt, das Wedekind anscheinend ernst genommen haben will. Nachdem man im siebenten Bilde ein nächtliches Tête-à-tête Franziskas mit Kunz belauschte und sie anscheinend durch das Liebesverhältnis zu ihm durchaus befriedigt sah, zeigt schon das nächste Bild die Heldin hinter der Szene des „Theaters der Fünftausend" in noch befriedigterer Verliebtheit einem rüstigen Schauspieler hingegeben, der mit ihr eine Bühnendichtung Kunzens verkörpern hilft. Notabene: auch hier scheint Wedekind für den Räsoneur Kunz ernste Beachtung zu fordern. Und in einem noch durchgeprobten Dialog aus Kunzens Stück, wobei Franziska als Helena und Kunz als Christus Terzinen deklamiert, scheint er in seinem, Wedekinds, eigensten Sinne die christliche und die heidnische Weltanschauung miteinander disputieren lassen zu wollen. Gleich nach der Terzinenprobe sucht Franziska mit dem rüstigen Schauspieler ungeniert das Weite, und Kunz ist davon so konsterniert, daß er, wie Hetman in „Hidalla", zum Stricke greift. Doch noch rechtzeitig erscheint Franziskas frühester Freund, der vornehme Lebegreis, und läßt seinen Diener den Strick durchschneiden. Ohne Kunz damit viel Freude zu machen, denn diesem bleibt Franziska nun ebenso verloren, wie Mephisto Faustens Seele. Die von allen Hunden gehetzte Sichausleberin entschließt sich nämlich unter dem Druck des Muttergefühls für ihr Büblein schwer feststellbarer Herkunft, mit einem ausnehmend gutmütigen und modern-

Digitized by Google

vorurteilslosen Maler eine ganz richtige Ehe zu schließen, und weist, als sie glücklich so weit ist, Meister Kunz und seinen Vateransprüchen auf den Kleinen ebenso kühl die Tür wie dem mit ihm konkurrierenden Schauspieler; sie ist jetzt geborgen, denn sie hat mit ihrem kleinen „Veitralf" — der Schauspieler heißt Ralf, und Kunz bekanntlich Veit — „Gott erlebt".

Dieses „Gotterleben" mittels eines Söhnchens dunkler Abkunft kann in mehr als einem Betracht eine nichts weniger als fromme Schlußpointe, ja eine Spott- und Hohnrakete ersten Ranges scheinen: doch mit gar nicht geringerer Belegbarkeit aus dem Texte läßt es sich auch als sehr brav und ehrlich gemeinter Rührschluß nehmen nach dem alten Kotzebue-Rezept der Tugend, die sich im passenden Moment zu Tische setzt, oder nach dem neuen einer über alle bisher gültigen Begriffe erhabenen, geheimnisvoll aufdämmernden Zukunftsmoral. Ebenso vieldeutig wie die Heldin, in deren Schicksal man ja schließlich auch bloß eine Persiflage der modernen Frauenemanzipation erblicken könnte, wirkt die Gestalt des Abenteurers Kunz; bald scheint der Autor ihn als eiskalten Gauner von niedrigsten Motiven, bald wieder als Mann von Geist, Seele und Leidenschaft hinstellen zu wollen, den er als Sprachrohr für eigenste Kundgebungen benützt, ja mit dem er sich selber identifizieren möchte. Und dieses vielfältige „Scheinen" erstreckt sich auch auf die sprachlichen Ausdrucksformen des Stücks; kaum irgendwo wird eindeutig klar, inwieweit sie zum Zweck besonderer Wirkungen gewollt sind oder in teilweiser Verfehlung des Gewollten ihre Gestalt erhielten. So scheinen auch die gereimten Verse, die den Prosadialog des öfteren ablösen, in ihren saloppen Entgleisungen zunächst groteske Jobsiaden-Effekte anzustreben; da sie aber auch in Augenblicken entgleisen, für welche der Jobston gewiß keinen Vorteil bietet, und dazwischen auch tadellos gute Verse sich hören lassen, „scheint" es eben auch da zugleich anders. Und wer in Erinnerung an die scharfgeschliffene Wortkunst, die Wedekind in seinen Überbrettlliedern bewährt hat, ein Versagen dieses Könnens bezweifelt, dem droht immer noch die dritte Möglichkeit, daß Meister Frank da aus purer Bequemlichkeit schleuderte und schrieb, so wie's ihm aus der Feder kam, schlechte Verse, gute, und wieder schlechte. Oder als vierte Möglichkeit der ganz allgemeine Trick, eine perverse Sensation zu erzielen, die mit lauter guten Versen niemals zu erreichen wäre? Aber ich will das Thema verlassen, ehe noch mehr „scheint" und „scheint" . . .

Franz von Schönthan und Rudolf Presber suchen ihr dramatisches Heil glücklicherweise anderswo als im Rätselaufgeben. Denn obschon man auch bei ihrem neuen dreiaktigen Kompanielustspiel „Der Retter in der Not" schließlich fragen kann, was es eigentlich bieten wollte, so findet man doch gleich nach der ersten Verwunderung die erlösende Antwort: eine neue Glanzrolle für Wiener Soubretten vom Schlage der Glöckner mit Schwankszenengarnierung. Zu solchem löblichen Zweck wird zunächst — und das gehört zur Garnierung — wieder einmal eine Satire gegen die lateinisch-griechische Schulfuchserei des ††† humanistischen Gymnasiums und jene Überzeugungstreue der philologischen und moralischen Philister aufgetischt, die prompt umfällt, sobald sie einem Machthaber nicht

Digitized by Google

paßt. Den Schülern des herzoglichen Gymnasiums zu Hellstädt wird dank der überwachenden Tätigkeit eines grimmigen Schulrats der Humanismus aufs inhumanste eingebleut, trotz protestierender Elternversammlungen. Da kommt den Gemarterten unverhofft Erlösung durch eine Geliebte des Herzogs, die neugebackene Baronin Leopoldine Lilienthal, vulgo Bäckerpoldi aus der Mariahilfergaß, höchstwelche, assistiert von einem vergnügten Kammerherrn, ihr und des Herzogs nichts weniger als musterhaftes Söhnchen an der Anstalt unterbringen will. Philologische und moralische Bedenken weisen das erst als ganz ausgeschlossen zurück, solange die schwatzhafte Poldi, der man noch so gar nichts von der „Baronin" anmerkt, inkognito mit ihren brastischen Ungeniertheiten die Schulmachthaber attackiert; sobald aber ihre Beziehung zum Landesherrn bekannt wird, wandelt sich das Kampfbild jäh in Friede und Wohlgefallen, der Bengel wird mit Freuden aufgenommen, und eine goldene Zeit der Milde und Duldsamkeit beginnt für alle Geplagten. Hiermit ist die kurzatmige Satire erschöpft, doch die Soubrettenrolle noch nicht hinreichend ausstaffiert: und so hängen die Autoren pflichteifrig noch einen Akt an. Poldis Anwesenheit wird der Hoheit bald lästig, und der Kammerherr daher beauftragt, sie schnell wieder nach Wien zu entfernen. Das gelingt dem Gewandten auch alsbald, indem er ihre prompte Verheiratung an einen weinreisenden Witzbold betreibt. Daß dieser Schlußakt mit dem sonstigen Stück nur durch losteste Fäden zusammenhängt, so daß das „ideelle" Fazit des Ganzen enttäuschend dürftig ausfällt, machte den Verfassern offenbar keine Sorge, denn trotz der verpflichtenden Bezeichnung „Lustspiel" beruhigte sie gewiß die reservatio mentalis, daß sie eben in Wahrheit nur einen Soubrettenschwank bieten wollten.

Emile Verhaeren hat neuerdings weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus hohe Wertung erfahren und seit der gewandten Verdeutschung seiner Dichtungen durch Stefan Zweig auch bei uns lebhaftes Interesse gefunden. Der Münchner „Neue Verein" aber hatte noch besonderen Anlaß, den flämischen Dichter jetzt durch eine größere Veranstaltung zu ehren, war dieser doch auf seine Einladung im verflossenen Frühjahr nach München gekommen zu einem Vortrag über die „Kultur der Begeisterung". Die „Verhaeren-Feier" des Vereins im Künstlertheater brachte nun als Haupt- und Schlußnummer unter Albert Steinrücks Regie und der darstellerischen Mitwirkung noch anderer erster Kräfte des Hofschauspiels die deutsche Uraufführung von Verhaerens „dramatischer Episode" in drei Akten „Philipp II.", in der Zweigschen Nachdichtung. Von den Bühnenwerken des Gefeierten hatte man sein Don Carlos-Stück wohl zweier Reize halber gewählt; der Vergleich mit Schillers Jugenddrama lockte, und ebenso auch die heimatgeschichtliche Beziehung des Dichters zu seinem Gegenstand. Wer Verhaeren bisher nur als Lyriker gekannt hatte — und in dieser Lage waren wohl die meisten Besucher des Abends — mochte bei aller Hochschätzung seiner Vorzüge der Aufführung mit bescheidenen Erwartungen entgegensehn; es ließ sich annehmen, daß die so ausgeprägte Neigung des Lyrikers Verhaeren zu breitausladender, mehr beschaulich schildernder als energisch zusammenraffender Rhe-

Digitized by Google

torik für die dramatische Gestaltungsweise allerlei Schwierigkeiten mit sich brachte. Und diese Befürchtung erwies sich auch als begründet. Bald in Versen, bald in Prosa den entsprechenden Ausdruck suchend, malt das Carlos-Stück Verhaerens die zwischen schlaffer Mutlosigkeit und ausschweifenden Hoffnungen schwankenden Seelenstimmungen des Infanten; im Eskorial zur Untätigkeit verurteilt und vom König und dessen Priestern mißtrauisch umlauert, träumt er von der Flucht nach Flandern, von großer Tat und künftiger Herrschermacht. Er hat hier eine hochsinnige Hofdame, die junge Komtesse von Clermont, zur hingebenden Geliebten, und den Sieger von Lepanto Don Juan d'Austria als treuen Freund zur Seite. Die Komtesse wird von den Spähern des Königs politischer Spionage für Frankreich verdächtigt und von Philipp plötzlich schroff zur Verantwortung gezogen; da läßt sich Carlos in zorniger Aufwallung dem König gegenüber zu so feindseligen Äußerungen hinreißen, daß dieser seine Person und seine Herrschaft durch den Sohn bedroht glaubt: und da gleich darauf Don Juan in bester Absicht dem König die Tatenlust des Infanten, ja dessen Fluchtpläne rückhaltlos enthüllt, ermächtigt ihn Philipp heuchlerisch, dem Freunde die Gewährung der flandrischen Regentschaft mitzuteilen, und ruft dann stracks das Inquisitionstribunal zusammen, das Carlos zum Tod verurteilt. Durch Don Juans Botschaft in einen Taumel des Entzückens versetzt, schwelgt Carlos an der Brust seiner ahnungsbangen Geliebten in den stolzesten Zukunftsbildern: — da dringen die Henker der Inquisition in das Gemach, geführt von Philipps gefürchtetem Beichtiger, der in aller Wollust der Grausamkeit dem Infanten Tod und höllische Verdammnis verkündet, dem Entsetzten nur mehr Augenblicke zu Reue und Gebet gönnt und ihn dann auf der Stelle erwürgen läßt. Die Komtesse sagt ihrem Glauben ab, und wird gleichfalls den Henkern überantwortet; Philipp, der bei dem Gericht über seinen Sohn als formeller „Verteidiger" fungiert hat, erscheint in gemessener Haltung und kniet stumm bei der Leiche des Infanten nieder, womit das Stück abschließt. Dieser Philipp Verhaerens ist nicht ohne Feinheit umrissen, mit weniger Pathos und Stilisierung als bei Schiller; doch kann er kaum für den Helden des Bühnenvorgangs genommen werden, da der Dichter die einzige Gelegenheit versäumte, den Charakter voll zu entwickeln und zur letzten Entscheidung zu führen. Man erwartet beides von der Verhandlung des Inquisitionsgerichts über Carlos und von der „Verteidigung" des Sohnes durch den Vater, aber diese Haupt- und Gipfelszene Philipps bleibt aus, und man hört dann überhaupt kein Wort mehr von ihm. Als dramatische Substanz des Stückes wirkt daher nur das Schicksal des Infanten, dessen Innenleben klarer zutage tritt, und dessen letzter plötzlicher Sturz aus äußerstem Freudenüberschwang in Verzweiflung und Henkertod auch auf der Bühne eine grausige al fresco-Wirkung nicht verfehlt. Doch muß, wer seine Hauptteilnahme dem Infanten zuwendet, die Schauer der Schlußwirkung teuer erkaufen durch das ästhetisch und dramatisch recht unerfreuliche, erst nervös machende, dann abstumpfende Miterleben seiner nach Schwächlingsart hin und her flackernden Stimmungen.

Digitized by Google

So mag es Leser und Zuschauer geben, die sich trotz alledem noch lieber an die unvollendete, doch bestimmtere Charakterskizze des Königs halten. Natürlich kann sich aber weder bei dieser noch bei jener Stellungnahme der reine und volle Eindruck eines dramatischen Kunstwerks ergeben. Der erste Akt als der redseligste und handlungsärmste wirkte denn auch bei der Aufführung fast schlechthin abspannend; erst die späteren Akte fanden Beifall. Immerhin und alles in allem: als Information über das dramatische Schaffen eines jetzt Vielbesprochenen verdiente das Unternehmen des Neuen Vereins den Dank jener zahlreichen Literaturfreunde, die gern weitere Umschau halten.

Hanns von Gumppenberg

Beethovens Briefe*

Neben der vollständigen Ausgabe der Briefe Beethovens sind solche in verständiger Auswahl ein Bedürfnis. Es steht zu befürchten, daß die fünf Bände von Kalischer, Frimmel nur einen beschränkten Leserkreis finden; für einen Einzelband wird jedermann eher zu haben sein. Zur Orientierung genügt es ja auch vollkommen, wenn nur das Wichtigste aufgenommen und authentisch dargeboten wird. Freilich gehen dann die Meinungen sofort auseinander: jeder Herausgeber wird eine andre Auslese treffen. So haben wir denn auch schon mehrere Auswahlen aus Beethovens Briefen. Thomas-San-Galli ist auf dem Gebiet der Beethoven-Forschung eingearbeitet und erhebt Anspruch auf Selbständigkeit. Er gibt als Einleitung ein Charakterbild des Meisters und dann ein solches seiner Briefe im Lichte der damaligen Zeit, nicht übel, aber doch etwas oberflächlich und flüchtig. Wir vermissen vor allem die Wertung von Beethovens Humor, für den ja gerade auch von seinen Briefen so viele drastisch zeugen, und von seiner dramatischen Leidenschaftlichkeit, die schriftlich wie mündlich so oft explodiert. Langweilig, wie der Verfasser meint, werden uns Beethovens Briefe wohl selten vorkommen. Höchstens in der Masse; sie sind aber weder geeignet noch bestimmt, in Masse genossen zu werden — so wenig wie seine Musik. Noch bedenklicher ist es, daß die Briefe dem Leser orthographisch und grammatikalisch gereinigt dargeboten werden. Wenn der Verfasser sehr recht daran tat, nicht Ausschnitte zu geben, sondern vollständige Schriftstücke, so hätte er es auch wagen sollen, sie in ihrer Originalgestalt zu belassen. Es geht zu viel Charakteristik damit verloren, und gar zu bequem brauchte es ja doch dem Laien auch nicht gemacht zu werden. Schließlich ist hier doch keine „Unterhaltungslektüre". So hat die löbliche Absicht wieder einmal über das Ziel hinausgeschossen.

von der Pfordten

* Dr. Wolfgang A. Thomas-San-Galli, Beethovens Briefe in Auswahl. Halle, Otto Hendel, 210 S.

„Kunstformen der Natur"

In neuen Publikationen und in neuen Besprechungen dieser Publikationen taucht dieser Konfusionstitel und sein Bruder „Kunstwerke der Natur" immer wieder auf. „Kunstwerke" im allgemeinsten Wortsinn sind „Werke menschlichen Könnens", „Kunstwerke" im engeren Sinn: Werke derjenigen menschlichen Schaffensweise, die wir als „Kunst" bezeichnen und die keinen andern „Zweck" hat, als etwa den, Gesichts-, Gehörs-, Gefühlswerte zu vermitteln. Das „menschlich" war

Digitized by Google

dem Sinn nach von den grauesten ältesten bis zu den neuesten Zeiten immer dabei. Nicht einmal dem Geist Gott selber wird nachgesagt, daß er mit Pflanz und Tier „Kunstwerke“ schaffe, er schafft ja das, was mit Kunstwerken *nachgebildet* wird. Wenn nun Häckel und die Seinigen, bei denen doch sonst alles reinlich mechanisch und chemisch zugeht, in den Anthropomorphismus verfallen, die seelische Natur ihrerseits „Kunstwerke“ schaffen zu lassen, so verspotten sie sich eigentlich selbst damit. Aber der schönste Unsinn dieser Betrachtungsweise ist der, daß man sehr oft die zauberhaft feinen Kieselpanzer und sonstigen Gebilde *nicht* aus ihrer Lebensgestaltung heraus sieht, sondern wie Kinder und schlechte Dilettanten spielen: als Spitzchen, Körbchen, Täschchen, Schirmchen, Helmchen, Messerchen, Kinkerlitzchen, Müsterchen, als hätte die Natur damit Vorlagen für „Hausheimchen“ und schlechte Kunstgewerbler gebildet. Wir danken dem Himmel, daß wir endlich aus den Vorlageheften heraus und dazu gekommen sind, die Dinge aus Material und Zweck zu *gestalten*, und nun preisen uns Naturwissenschafter Diatomeenpanzer als Vorbilder an! Wir wollen uns an ihrer entzückenden Schönheit *um ihrer selbst* willen freuen, aber die Kunst um allen guten Geschmacks willen mit der Nachahmerspielerei verschonen. A

Wieder ein Standbild?

Eugen Richter soll in Berlin ein Denkmal bekommen, und „natürlich“ soll es ein Standbild werden, und es soll den Askanischen Platz „schmücken“.

Hier soll nicht die Denkmals-„würdigkeit“ auch nur in Frage gestellt werden: es hat manch ein Geringerer ein hoch aufgerichtetes Ehrenmal. Es gibt gewiß eine große Zahl Menschen, die in Eugen Richter, obwohl seine eigne Partei sich heute von seinen Grundsätzen abzuwenden beginnt, allezeit einen Vorkämpfer, so etwas wie ein Symbol des bürgerlichen Freisinns erblicken werden. Warum sollen sie ihm nicht ein Denkmal setzen?

Nur diese Frage haben wir aufzuwerfen: Muß dieses Denkmal durchaus ein Standbild sein?

Ganz allgemein ist das Dogma von dem allein seligmachenden Standbild hier bereits des öfteren ketzerisch angetastet worden, und es wurde der anstrengende Versuch gemacht, unserer Zeit ins Gedächtnis zu rufen, daß es immerhin noch andre Möglichkeiten gibt, denkmalsweise selig zu werden. Hier haben wir nun einen einzelnen Fall, der uns zur Kritik aufruft. Versuchen wir, wenigstens in dieser Begrenztheit zu überzeugen.

Dreierlei vereinigt sich bei diesem Denkmalsproblem, um die ästhetische Absurdität zu ergeben: die allgemeine denkmalsbildnerische Unzulänglichkeit unsrer heutigen Künstler; die Gestalt des Darzustellenden; und der Platz. Wir haben zunächst zu unterscheiden zwischen einer Standbildkunst mit und einer ohne Phantasiegarnierung. Daß die erstere heute auf der Höhe des Könnens steht, kann man schlechterdings nicht behaupten; abgesehen davon, daß sie allezeit die gefährlichere ist. Stellen wir uns vor, was etwa mit einer Idee, wie sie Rodin in seinem Viktor-Hugo-Denkmal versinnbildete, in der Hand eines, der nicht mit Rodinschen Genius begabt ist, passiert wäre! Auch wir haben ja Gott sei Dank ein paar Künstler, die so was bewältigen, um nur Max Klinger zu nennen. Aber es läßt sich einigermaßen bezweifeln, ob

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

KARL HANNY
BILDNIS K. MOSERS

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ERNST WÜRTENBERGER
BILDNIS FERDINAND HODLERS

Digitized by Google

Eugen Richter diesen Klinger zu dichterischen Steingesichten anzuregen vermöchte. Bleibt also das „schlichte“ Standbild, und das hat man auch wohl im Auge. Hier aber erhebt sich dem bürgerlichen Denkmalskandidaten gegenüber die furchtbare Frage: Gehrock oder klassische Leinewand? Den ersteren pflegt die Schule als Realismus, die andere als „idealistische Richtung“ zu bezeichnen. Der Volkstribun Eugen Richter in der römischen Toga — dem Ohre mag es schmeicheln, dem Auge indessen? Es hieße, dem bewußten Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen gar zu sehr den Weg bahnen. So bliebe also einzig der Realismus.

In allgemeiner Hinsicht ist vorauszuschicken: daß der modern gekleidete Bürgersmann als realistischer Porträtvorwurf plastisch möglich ist, haben mehrere Künstler bewiesen. Aber plastische Kunst ist noch nicht Denkmalkunst, und es muß gesagt werden, daß es mit dem Realismus des Bratenrocks im Standbilddenkmal noch immer etwas gehapert hat. Ein Genie mag es zwingen, gewiß. Aber es scheint, daß unsre modernen Standbilder nicht von Genies geschaffen werden. Was wir hier in Berlin an berockten Herren auf Postamenten herumstehen haben, kann leider in keiner Hinsicht als erhabene Denkmalkunst bezeichnet werden. Sie lassen in den meisten Fällen auch jedes elementare plastische Empfinden vermissen, und man kann sagen, daß ihre künstlerische Belanglosigkeit schwer zu übertreffen ist. Sie lassen uns achtlos und gleichgültig vorübergehn, ohne daß eine künstlerische Geste uns ergreift, uns zwingt aufzuschauen, haltzumachen, zu einem Augenblick der Sammlung, der Andacht, die heraushebt aus dem Strom der Alltäglichkeit auf eine stille Insel der Betrachtung, als welches mir doch der Zweck eines öffentlichen Denkmals zu sein scheint. Und ich kann keinen Reiz in der Idee finden, diese Belanglosigkeiten um eine neue zu vermehren. Zumal zu fürchten ist, daß in diesem Falle noch etwas anderes als eine bloße Belanglosigkeit heraus käme: man denke sich die äußere Erscheinung Eugen Richters! Dieser Mann war etwas, wenn er sprach, im Redekampf, als βοὴν ἀγαθός. Aber man könnte uns nicht die Schleuder seines Wortes geben, sondern den äußeren Umriß dieses kugeligen Bürgersmannes mit dem schlecht sitzenden Rock und den zu kurzen Hosen. Ein Genie würde selbst in diesen Umriß künstlerische Größe bannen, möglicherweise. Aber für unsre landläufige Standbildkunst ist diese Erscheinung eine Unmöglichkeit.

Dazu kommt nun der Platz. Die Empfindlichkeit der auf dem Anhalter Bahnhof ankommenden Reisenden über die Begrüßung durch die ziemlich beträchtliche Kehrseite eines marmornen Mannes läßt uns ziemlich kalt. Die Frage ist nicht: ob dieser Platz für Eugen Richter, sondern ob er für ein Denkmal geeignet ist. Ein zufällig freies dreieckiges Fleckchen an der Straße wird dadurch kaum schon zu einem „Platz“, daß man Rasen sät und ihn mit Eisenband einfaßt. Wenigstens nicht zu einem Platz, der einem Denkmal sowohl Rahmen wie Resonanz zu geben vermag. Dieser Askanische Platz ist ein höchst unorganisches Raumgebilde. Weder umschließt ihn eine einheitliche charakteristische Architektur, von der er geschlossenes Raumleben empfinge, noch ist er in seiner eignen Architektur zur Einheit, zu einem Raumausdruck zusammengefaßt. Und man kann ihm dadurch, daß man zu der

Digitized by Google

Trinkhalle, dem Zeitungskiosk und der Bedürfnisanstalt noch ein Standbild irgendwo draufstellt, auch keinen räumlichen Charakter verleihen und ihn zu einem wertvollen Stück Stadtarchitektur machen.

Nein, ein Eugen Richter-Standbild auf dem Askanischen Platz wird weder als selbständiges Kunstwerk, noch als Schmuck etwas Befriedigendes werden. —

Ganz andre Hoffnungen aber können erstehen, sobald man bei dieser Richter-Ehrung auf dem Askanischen Platz von einem Standbild absieht. Dieser Platz sollte wirklich einmal geschmückt werden, richtig: er sollte *gestaltet* werden. Zu einem sinnvollen Vorplatz des Bahnhofs, einem Warteplatz. Man mache das einmal außergewöhnlich schön, extra gut im Material — und nenne den Platz: Eugen-Richter-Platz. Da hat man eine Ehrung, mit der die Stadt zugleich sich selbst schmückt. Eine schöne, von Bäumen beschattete, von Blumen umkränzte Bankanlage in Stein, wirklich einmal kunstvoll ausgeführt. Meinetwegen auf die Lehne der mittelsten Bank ein Reliefporträt, mit einer würdig gemeißelten Unterschrift: Einem freisinnigen Bürger die Stadt Berlin. Vielleicht auch einen kleinen Brunnen in diese Anlage hinein. Freilich, ich wäre mehr dafür, daß man das Brunnenmotiv modernisierte. Es ist schlimm, daß ich erst betonen muß, ich rede ganz im Ernst: wenn ich den Vorschlag mache, die Milch- und Selterswasserhalle, die jetzt an der einen Ecke des Platzes steht, und die also anscheinend dort nützlich ist und die man sowieso nicht als Holzbude dann stehen lassen könnte, zum Mittelpunkt der Anlage zu machen, sozusagen als „Brunnen“. Man habe doch einmal den Mut, Schmuck und Zweck wirklich zu vereinen. Eine künstlerisch schöne Erfrischungshalle in der Mitte einer Bankanlage zwischen schönen Baumgruppen architektonisch gebunden als Vorplatz eines Bahnhofs — ich weiß nicht, ob das eine schlechtere Ehrung ist als ein gleichgültiges Standbild. Glaubt man, daß eine Erfrischungshalle nicht edel gehalten sein kann?

Aber natürlich gibt es noch eine Menge andrer Möglichkeiten. Das ist nur *eine* Anregung. Wir haben, Gott sei Dank, genügend Künstler, die *solche* Aufgaben auf erfreuliche Weise lösen könnten.

Erich Vogeler

Baumschutz

Das preußische Ministerium hat den folgenden Erlaß an die Behörden gerichtet, der sich aufs engste mit Anregungen unsrer Zeitschrift berührt:

„Es sind in den letzten Jahren von überall her auffallend zahlreiche Fälle zur Kenntnis gekommen, aus denen geschlossen werden muß, daß der Sinn und die Liebe für die Eigenart und Schönheit alter und schmückender Bäume weiten Kreisen abhanden gekommen ist. Außer den Alleen sind es einzeln stehende beachtenswerte Bäume, gegen die neuerdings unter dem Vorwand aller möglichen nichtigen Gründe aus Unverständnis oder Geldgier vorgegangen wird. Ganz besonders oft beseitigt man die für das Landschaftsbild so charakteristischen Pyramidenpappeln, sowohl die in den Alleen als auch die einzeln stehenden. An manchen Orten hat man sogar die alten Dorflinden nicht geschont.

Die Anpflanzung von Obstbäumen an den Wegen ist an sich gewiß sehr erfreulich; aber darum sollte man doch die Anpflanzung

Digitized by Google

von anderen Bäumen nicht ganz vernachlässigen. Vor allem aber ist es bedauerlich, wenn bestehende schöne Alleen von Pappeln, Birken usw. den Obstbäumen weichen müssen. Deshalb wird der Schutz der Dorflinden, der Alleen und der einzeln dastehenden beachtenswerten Bäume, besonders der Pyramidenpappeln, empfohlen."

Wir möchten bei dieser Gelegenheit nochmals eindringlich den Ruf „Busch und Baum an die Ufer!" wiederholen.

Weihnachtsgeschäft

Für mich war in meiner Bubenzeit der Heilige Abend deswegen noch ein besonderes Fest, weil ich am Nachmittag des 23. Dezembers vier Stunden Eisenbahn zu meiner Großmutter fahren durfte. Es war wunderschön, mit einer neuen Schülermütze in dem überheizten Dritter-Klassewagen durch den Winterabend zu fahren, immer unter vielen Soldaten, die in Weihnachtsurlaub gingen, Lieder sangen und, wenn sie aus demselben Dorf waren, sich vom Wirtshaus und den Mädchen erzählten. Damals stand manchmal noch ein kleiner, wütender Kanonenofen in den Eisenbahnwagen, um den herum breite Bauernfrauen saßen, die mit den letzten Einkäufen nach Haus fuhren. Ich reiste immer mit einem Vetter, wir rauchten scheu und glückselig eine Zigarette und freuten uns. Auf alles! Auf das alte Dienstmädchen, das uns am Bahnhof abholen würde, auf die verschneite Allee, die zu der dunkeln Villa führte, auf den seltsam heimeligen Geruch der Hausflur und auf das Abendessen bei der Großmutter. Wir malten uns die vierundzwanzig Stunden aus bis zur Bescherung, den untätig gespannten Vormittag, die Feier in der Nachmittagskirche, das letzte Erwarten. Wir feierten unser Weihnachten im voraus und feierten auch das Christfest der Soldaten, die laut und vergnügt ihre Zusammenkünfte im Wirtshaus ausmachten.

Jetzt bin ich am Heiligen Abend immer im Schnee, in den Bergen und feire bei einer Burgunderflasche noch einmal die Weihnachtsfeste meiner Bubenzeit.

Aber man kommt ja erst knapp vor dem Tag des Christfestes aus der Stadt. Und da ist, wenigstens in den „einschlägigen Branchen", heute schon Weihnachten. Was die Plakatsäulen vergessen, holt der Anzeigenteil nach und was der nicht fertig bringt, unternehmen die Schaufenster. Ich soll und muß davon überzeugt werden, daß auch ich meiner Lieben zu gedenken habe, und die mir fremdesten Leute geben sich wochenlang die Mühe, mir teils durch den Hinweis auf den altgermanischen Ursprung des Weihnachtsfestes, teils durch Betonung der christlichen Elemente in dieser Feier, klarzumachen, daß ein hoher Tag für mein Haus nahe. „O du fröhliche, o du selige . . ." jubelt es im Inseratenteil, und schon weiß ich, dieser Jubel sei mein Lohn, wenn ich (nur echt in blauen Kartons, für eine Mark, niemals lose!) meiner Frau einen bestimmten Haferkakao unter den Christbaum lege. „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen", stottert es auf der nächsten Seite und meint damit nichts mehr und nichts weniger als ein Grammophon. Über einem Automobilangebot steht „Stille Nacht, heilige Nacht", ohne daß versucht würde, einen Sinn hineinzubringen. Und die Abonnementsaufforderung einer Tageszeitung fängt

Digitized by Google

an zu lallen: „Alle Jahre wieder . . .“

Kurz: Bibel und Gesangbuch versuchen endlich, auf das tägliche Leben Einfluß zu gewinnen und werden hoffentlich bald in dieser Linie weiter ausgebaut werden. „Jesu geh voran . . .“, dann kann jeder Automobilist um so gefahrloser auf unsern neuen Pneus „Aberblitz“ nachfolgen. Geschütztes Warenzeichen: „Es fähret schnell dahin, als flögen wir davon.“ Referenzen und Preislisten . . . .

Ist das Blasphemie? Christus hat die Wechsler aus dem Tempel gejagt, aber die haben ihn, ohne nachtragenden Groll, auf Nachweis seines prosperierenden Unternehmens, zum Reklamechef gemacht. Die ewige Seligkeit ist eine Schaufensterdekoration und der Kinderjubel des Heiligen Abends eine diskontierbare Handelssache geworden. Und Weihnachten wäre für geschmackvolle Menschen vielleicht längst eine geschichtliche Erinnerung, wie das Sonnwendfest, wenn wir alle es nicht einst gefeiert hätten, ohne die grobe Theatertäuschung zu ahnen und wenn es nicht immer wieder Kinder gäbe, die vor lauter Lichtern und Farben den Mechanismus der bunten Dinge nicht ahnen, bis sie, so um Ostern, sich bis ins Innere gebohrt und geforscht haben. Aber am nächsten Christfest ist auch das wieder vergessen.

Nur eines ist noch wirklich Weihnachten: der Christbaum, soweit er nicht auf einer Spieldose sich zu drehen gezwungen ist und eine elektrische Beleuchtung ihr Möglichstes tut, die grelle Helligkeit des zwanzigsten Jahrhunderts auch über diesen Wunderbaum zu breiten. Aber er ist doch noch wie früher und wenn man einen seiner Zweige anzündet, ist es immer noch wie Weihrauch des Heiligen Abends im Zimmer. Was aber unter dem Baum und für die Kinder liegt, kann man nur bei lebhaftester Vorstellung der bekannten Weltmachtstellung des Deutschen Reichs, verbunden mit Vereinsreden, in genügender Höhe wertschätzen. „Unsre Zukunft liegt auf dem Wasser“, „Schild hoch, Pulver trockenhalten“, „Zeitalter des Verkehrs“, „Poesie der Maschine“, „Volldampf voraus“; dazu spiel einmal einer die alten Weihnachtslieder anders als auf der Pianola oder dem Phonographen.

Es ist mir immer ein Kriterium: hätte Mörike zu einem dieser Kinderspielzeuge einen seiner liebreich-gedankenvollen Gelegenheitsverse geschrieben? Ich glaube nicht. Gewiß, unsre Buben sollen keine dumpfen Träumer, sie sollen von heut sein, mit Dynamomaschine, Auto, Schnellbahn, Marine, Armee sich vertraut machen, aber warum alles so glatthin, so phantasielos? Patriotische Phrasen sagen nichts, wenn man nicht die Landschaft, die Luft seines Vaterlandes hingerissen liebt; eine Dynamomaschine ist nicht besser als ein Fetisch, solange man das Märchen vom elektrischen Funken nicht zuerst als solches erlebt hat. Diese weihnachtlichen Sachen sind alle so fertig, haben all ihre Erdgeborenheit verloren; alles steht so blank, so rationalistisch, so nachrechenbar unterm Christbaum, als sei es nicht einst einmal wie ein Wahnsinn hinter verzweifelnden Stirnen gehockt. Die Bücher, die unsre Jugend bekommt, sind so leicht gemacht, so fabelhaft unterrichtend, so schrecklich bildend, daß keines der schweren, dumpfen Worte darin Platz hat, in denen der Schritt ins Unsichere und das

Digitized by Google

Erkämpfen dieses Unsichern nachdröhnt. Die Mädchen können ihre Puppen bis auf die Kombination aus- und anziehen, nichts bleibt im Unklaren, nichts vor allem im Unmodernen, und nur die Puppenköpfe starren wie vor zwanzig Jahren als Wahrzeichen der Stupidität dieser Industrie. Und wo noch ein Kasperle, eine Bäuerin, eine Soldatenpuppe liegt, ist sie von Künstlern entworfen und, wie verlegene Entschuldigung, trägt sie den unpassendsten Ausdruck in und an sich: Ironie.

Wir bekamen auch jedes Jahr ein paar Schachteln Zinnsoldaten. Aber wir wußten nichts von den taktischen Lehren des russisch-japanischen Kriegs. Unsre Schwestern verglichen ihre Puppen nicht mit dem Premierenpublikum des Metropoltheaters; unsre Väter und Mütter sagten nicht, eine Soldatenpuppe gleiche dem Polizeipräsidenten von Jagow. Aber wir wußten aus unsern Weihnachtsbüchern und -Spielen etwas von dem selig-dumpfen Geschick der Menschen und hatten, selbst als wir den Christbaum schon selber putzen durften, das beste Geschenk unsres wunderlichen Geschlechtes zu eigen: den eigenen Teil am Werk zu vergessen und einer oberflächlichen Wahrheit zum Trotz an die dichterischen Täuschungen des Herzens und ihre höhere Wahrhaftigkeit zu glauben.

Ulrich Rauscher

Der Sieg der Nationalökonomie

Es war einmal ein Volk, und dieses Volk hatte eine Nationalökonomie. Deren Hüter aber war ein Heer von Professoren. Diese wachten und forschten, forschten und wachten ohne Unterlaß. Immer dichter zogen sie das Netz des Wissens. Die Maschen waren bald so fein, daß sich die eigenwilligsten Gesetze darein fingen.

Erst warfen sie die Netze in die Tiefen der Vergangenheiten. Was war, erforschten sie. Und brachten manchen alten Hecht ans Licht.

Dann warfen sie dieselben Netze in die Gegenwart. Was ist, war ihr Verlangen. Glitzerzeug und blinde Fische, Aale, Krebse fingen sie.

Endlich wagten sie es auch, die Netze in die Zukunft auszuwerfen. Die hing zwischen den Korallenriffen. Mehr als einmal rissen da die Netze. Dann flickten sie und flickten, enger zogen sie die Maschen, daß schließlich alles sich darin verfitzte.

Alles? Freilich — Meerschweinchen waren drin und igelige Dinger, Quallen, Wimmeltierchen, hundertarmige Polypen, Seepferdchen, seltsam leuchtende verrenkte Ungeheuer. Die fingen, häuteten, zerlegten sie. Zu Präparaten eingetrocknet unters Mikroskop gelegt, ergaben sie Gesetze.

Erstaunliche Gesetze!

Da war das Gesetz vom Eigennutze. Halb stachlig und halb schleimig. Aber auf die Masse angewendet, sprang der Fortschritt raus, der blanke. War das nicht wunderbar?

Da war das Gesetz vom abnehmenden Ertrag des Bodens, wonach die Rente sinke mit der aufgewandten Arbeit. Ein Gesetz, das pessimistisch in die Zukunft blickte.

Da war das Gesetz von der zunehmenden Grundrente. Ein eisernes Gesetz, das Reife um die Städte legte, daß die Häuser durch den Druck in Wolkenhöhe schossen und die Menschen in den Straßenschluchten stöhnten.

Da war das Übervölkerungsgesetz, wonach die Nahrungs- und die Volkszahlkurve sich in einem Punkte

Digitized by Google

schneiden mußten, wo der Hunger stand.

Da war das klassische Gesetz vom Magen, der Geschichte machte, und aus welchem jede Tat und alles Denken stieg, der selbst die Religion und Kunst als Kinder seiner Fauna reklamierte.

Und noch unzählige Gesetze waren da. Die wurden untersucht und registriert und eingeordnet und in Büchern oder mündlich an unzählige Studenten von Kathedern ausgeteilt. Und die Examen waren die Vereidigung auf die Gesetze.

Die Vereidigung war nötig. Denn es gab Frondeure. Solche, die ohne präparierte Mikroskope auf die Dinge schauten und dann plötzlich riefen: „Das Gesetz da stimmt nicht!“ — „Das Gesetz da hat ein Loch!“

So was war fatal. Um so mehr als die Gesetze goldne Zeiten schaffen sollten. Einer der berühmtesten Gesetzler hatte sich vernehmen lassen: „So — nun haben wir sie wohl alle, die Gesetze. Keines fehlt. Wir schließen jetzt den Ring. Wir steigen vom Katheder in die Parlamente, wo wir mittels der gefundnen Resultate des Volkes Bahnen derart lenken werden, daß es herrlich wird auf Erden.“

Kaum war das gesprochen, kam die Nachricht, daß in einem Landteil alle Leute ihre Güter von sich warfen. In härenen Gewändern folgten sie einem unsichtbaren Führer nach, zu dem sie ihre Hände hoben. Schmählich schied der Eigennutz aus dieser Rechnung. Und die Leute waren glücklich wie noch nie.

„Gegen alle Ordnung,“ sagten die Berechner, „wir werden das Gesetz erweitern müssen.“ Und sie forschten weiter.

Dann riß die geheiligte Statistik allerorten. Irgend etwas brach die Dämme ihrer ehernen Gesetze. Wütend waren die Berechner. „Mensch, Sie verhunzen mir die schönsten Zahlen“, wurden Leute angeschrien, welche laut Statistik sterbensfällig waren und nicht sterben wollten.

Das Übervölkerungsgesetz bekam die größten Risse.

Dinge standen auf und fingen an die Welt zu lenken, Dinge, welche ganz und gar nichts mit dem Magen mehr zu schaffen hatten.

Die Volkswirtschaftler waren in Verzweiflung. „Es geht aufs Ganze,“ riefen sie, „wo bleibt die Wirtschaftspolitik, wo bleiben wir, wenn das so weitergeht?“

„Ich habe das Gefühl,“ bemerkte einer, „als ob ein einziger und unberechenbarer Störenfried die Schuld an diesem Durcheinander trage.“

„Ganz richtig,“ sagte der Professor Mauermaier, „ich bin dem Tunichtgut schon auf der Spur.“

„Und ich, verehrte Herrn Kollegen,“ sagte der Professor Schellfisch, „hab das miserable Ding, das alle unsre Netze aufreißt, gestern abend selbst gefangen und habe es gleich mitgebracht. Hier ist es.“

Er wies eine zugelötete Retorte vor. Dicht umstanden die Gelehrten das Katheder. Ihre goldnen Brillen blitzten unbarmherzig in den Kolben. Darin bewegte sich was Flimmerndes, was Schillerndes:

„Ein Schmetterling!“ rief einer. Gleich war die Gestalt verwandelt.

„Ein Glühwurm!“ rief ein andrer. Und schon schwoll es.

„Eine Maus mit scharfen Zähnen!“ hieß es. Weg war sie.

„Ein goldner Regen!“ riefen sie und wußten sich vor Wundern nicht zu fassen. Denn hundertmal im Laufe einer Viertelstunde wechselte das eingesperrte Ding in der Retorte die Gestalt. Ratlos standen sie davor: Was war das?

Digitized by Google

Da kam ein Kind hinzu: Das blonde Mädchen des Pedells der Universität.

„Ach," sagte sie, „ihr wißt nicht, was das ist? Das ist ja doch die Seele."

Nun wußten sie's. Und nun beschlossen sie zu handeln. Zweimal, dreimal verschlossen sie den Kolben mit der Seele in hermetischen Gewölben, sperrten ab und warfen alle Schlüssel in die See.

Dann kam es, wie es kommen mußte: Die Gesetze stimmten. Monat um Monat verging: Die Gesetze stimmten immer noch. Jahr um Jahr verging: Die Gesetze stimmten auf ein Haar.

Eine wundervolle Zeit brach an. Die Menschen waren bis in den letzten Winkel ihrer Handlungen berechenbar geworden. Unbedingt berechenbar. Auf sieben Dezimalstellen genau. Die Gesetze der Nationalökonomie galten unumschränkt. Es gab keine Fehler mehr. Der Menschheit Tun lief in Schamottekanälen. Der Einzelne ward eine Gleichung ersten Grades. Sein X ward in der Wiege vom beamteten Professor vorberechnet. In eine Gleichung zweiten Grades löste sich das Schicksal ganzer Völkerschaften auf.

„Volk Ypsilon?"

„Hinteres Regal, die zweite Reihe, viertes Schubfach, bitte."

„Struktur fürs Jahr zweitausend, bitt schön?"

Blätter raschelten. Eine goldne Brille sah den Frager an:

„Jahr zweitausend, sagen Sie? Im Jahr zweitausend ist für Ypsilon eine Revolution fällig — laut Vorstatistik werden 734 Mann erschossen, 23 hängt man . . ."

Fritz Züricher

Anzeigen als Anzeichen 10

Aus einer großen Münchner Zeitung:

Literarischen Ehrgeiz
können Sie befriedigen, wenn Sie von erfolgreichem, sehr bekanntem Schriftsteller Manuskripte mit allen Rechten, auch dem des Namens, erwerben. Unbedingte Diskretion. Offerten unt. X. Y. Z. befördert die Expedition.

Was ist eigentlich heutzutage nicht zu kaufen?

Sachverständige und Oberverwaltungsgericht

Auf Grund des Heimatschutzgesetzes vom 10. März 1909 können die sächsischen Verwaltungsbehörden die Entfernung von verunstaltenden Reklamezeichen anordnen. Der Betroffene kann Widerspruch erheben bei der Kreishauptmannschaft und, wenn auch deren Entscheidung ungünstig ausfällt, beim Oberverwaltungsgericht. Kürzlich hatte nun eine Amtshauptmannschaft die Entfernung eines großen Reklamegerüsts in einer Gärtnerei an der Leipzig-Dresdner Eisenbahn angeordnet, und die Kreishauptmannschaft hatte das bestätigt. In solchen Fällen müssen vorschriftgemäß drei Sachverständige gehört werden: der Bausachverständige der Verwaltungsbehörde, ein Industrieller und ein Vertreter des Landesvereins Sächsischer Heimatschutz. Alle drei Sachverständige, zwei kgl. Bauräte und ein Fabrikbesitzer und Kunstmaler, erklärten das Reklamebild übereinstimmend für störend — einer erklärte zum Beispiel, es unterbreche das Landschaftsbild in brutaler Weise — der betreffende Senat des Oberverwaltungsgerichts aber hob die Entscheidung der beiden Vorinstanzen auf, weil er sich gelegentlich eines Lokaltermins überzeugt habe, daß das Reklamegerüst

Digitized by Google

nicht störe, weil also „die tatsächlichen Unterlagen für die Entscheidung der Vorinstanzen nicht gegeben seien". Was die Sachverständigen bei ihrer ästhetischen Bewertung „fanden", war eine unzutreffende „Ansicht", was die Juristen bei ihrer ästhetischen Bewertung „fanden", war eine „tatsächliche Feststellung".

Wir hätten gern darüber Bescheid, was da eigentlich die Berufung von Sachverständigen bei ästhetischen Fragen überhaupt noch für einen Zweck, für einen Sinn hat. Wenn der Richter auch in ästhetischen Fragen „tatsächlich feststellen" kann, was Leute von Geschmack und Natursinn stört und was nicht, so haben wir's ja noch viel herrlicher weit gebracht, als alle Lobpreiser des juristischen Spezialistentums für alles ahnten. Noch ein Stückchen weiter auf diesem Weg, und wir können alle Fragen der ästhetischen Bewertung einfach mit „tatsächlicher Feststellung" von Gerichtsräten entscheiden lassen. Augenerziehung braucht's nicht dazu, das ästhetische Ober-Verständnis über das der Fachleute kommt in der Nacht nach dem Assessorexamen im Schlaf.

„Ratschläge für vaterländische Feste",

herausgegeben vom Dürerbunde

Der Dürerbund möchte zu seinem Teil dazu mithelfen, daß der Geist von 1813 uns bei der Jahrhundertfeier wieder recht gegenwärtig und lebendig werde. Darum bringt er eben jetzt „Ratschläge für vaterländische Feste. Zur Jahrhundertfeier der Befreiungszeit" heraus — wir hoffen, daß die Flugschrift bis Mitte Januar erscheinen wird. Die Einleitung sucht das Wertvolle des Allgemeinbewußtseins der großen Zeit zu umschreiben und von da aus abzuleiten, welcherlei Feiern sich empfehlen lassen. Der Geist dieser Ratschläge ist derselbe, der aus dem einleitenden Aufsatze dieses Heftes spricht. Dann werden geeignete Musikstücke, Gedichte, Aufführungen, geschichtliche Darstellungen der Zeit, erzählende Werke über die Zeit, Lebenserinnerungen, Briefe und Stücke, die den Geist der Zeit nach seinen innersten Beweggründen ausdrücken, nachgewiesen und in einer Form geordnet, die diesen Stoff für die Aufstellung von Festplänen brauchbar macht. Nicht auf Masse und äußere Vollständigkeit kam es uns an, sondern darauf, daß wir das Beste zusammentrugen. Wir haben überall auf die Quellen zurückgewiesen, soweit sie auch andern leicht zugänglich sind. So haben wir vor allem die Schriften von Arndt, Stein und Fichte herangezogen. Bestimmte Programme haben wir außer einigen Musterbeispielen nicht gegeben, jede Feier wird und soll sich ja nach den örtlichen und persönlichen Verhältnissen gestalten. Wir wollen die Arbeit erleichtern, für viele überhaupt erst ermöglichen, aber wir wollen nicht die persönliche, liebevolle Ausarbeitung des Programms ersticken; denn mit einer Schematisierung würden wir gegen unsre eigenen Grundsätze handeln.

Die Flugschrift „Ratschläge für vaterländische Feste" erscheint, wie unsre andern Flugschriften, bei Callwey in München.

Der Dürerbund

Katholisches im Kunstwart

Während dem Kunstwart für seine Behandlung katholischer Angelegenheiten schon wiederholt in

Digitized by Google

Zentrumsblättern Lob gespendet worden ist, beschweren sich jetzt einige katholische Leser darüber, daß die Darstellung in dem Stapelschen Aufsatze des vorigen Heftes „schief“ sei. Warum berichtigen sie nicht? Ein Blatt, das auf positive Arbeit ausgeht, muß dahin streben, für so viele Kulturaufgaben die Bundesgenossenschaft auch katholischer Volksgenossen zu gewinnen, wie sachlich angeht. Also versteht sich's ganz von selber, daß wir uns bemühen müssen, auch für eine Verständigung der beiden großen konfessionellen „Lager“ zu arbeiten, soweit sie eben möglich ist, und also vor allem richtig zu informieren. Aber mit Briefen: „das ist schief, darüber beschwere ich mich“, ist gar nichts getan. Unsre katholischen Leser wollen sachlich klar, kurz und druckfähig niederschreiben, worin und inwiefern wir ihrer Auffassung nach irren, wenn wir von katholischen Angelegenheiten sprechen, und wir werden ihre Meinungen sehr gern zur Kenntnis unsrer Leser bringen.

Neue Tiefdrucke nach Feuerbach und Haider,

herausgegeben vom Kunstwart

Nach Feuerbachs Iphigenie, Pietà, Gastmahl des Platon und Medea auf der Flucht sowie nach Haiders Blumenwiese und Über allen Wipfeln ist Ruh (zweite Fassung) sind jetzt vom Kunstwart große Gravüredrucke ausgegeben worden, Bildgröße rund 35×55 cm, Kartonformat 60×80 cm. Diese wirklich ganz ungewöhnlich schönen Blätter werden zum Preise von 6 Mark verkauft, also weit billiger als ähnliche Blätter bisher. Sie kommen gerade noch zum Feste zurecht.

Unser Wandkalender für 1913

wird dem Heft 8 des Kunstwarts beigegeben.

Drei Worte von Arndt

Ewig soll der Mensch, dessen Kräfte der Staat nicht alle binden darf, höher stehen als der Staat; es ist also das schlimmste Zeichen, wenn man den Staat immer höher stellt als den Menschen. Der Mensch war von je mehr als der Staat, nicht bloß im Bilde, sondern auch in der Tat. Noch kennt die Geschichte keinen gerechten Staat; aber sie würde aufhören, die zweite Lehrerin der Menschen zu heißen, wenn sie uns nicht viele gerechte Individuen zeigte. . . .

Die größten und herrlichsten Taten des Menschen sind die Taten des Geistes, die in einer Arbeit, nach einem Ziele über alle Hindernisse fortstrebende Tugend, die lange und schwere Geduld, welche Gesetz, Zucht und Ordnung schafft, die große Selbstüberwindung, welche, mit dem Geiz, der Faulheit, der Dummheit, dem Aberglauben und mit allen offenen und verlarvten Vorurteilen im ungleichen Kampfe, nicht ermattet, das unerkannte und unscheinbare Wirken, die leisen und stillen Geister der Zeit und des Volkes zu fassen, zu wecken und endlich mit neuen Gestalten umhüllt in das lebendige Leben einzuführen. . . .

Dahin muß eines jeden Herz gerichtet sein, dahin eines jeden Arbeit zielen, daß die innerste Wahrheit und das geheimste Leben der Dinge so erheitert und geläutert, so in die Menschen selbst hinein gelebt und geliebt, so in die

Digitized by Google

Welt verwachsen und geleibt werden, daß sie dem Kleinsten und Niedrigsten im Volke mitgeteilt werden, wie sie können. Kann der Glanz der höheren Welten nicht immer auf der Erde ruhen, so schlage ihre Glut doch in einem Blitzstrahl herab, daß die toten Kräfte bewegt und beseelt werden, und selbst das Starreste und Faulste sich von unbekannten Schrecken und Freuden getrieben fühle. Wir haben uns lange genug abgesondert; es wird Zeit, daß die Weisheit aus der Schule zum Volke hinabsteige, daß das Frischeste und Mutigste des gewaltigen Geistes, der hoch über leichenvolle Schlachtfelder und zertrümmerte Throne hinschwebt, als ein glühender Feuerbrand unter die Menge geworfen werde. Ernst Moritz Arndt

Unsre Bilder und Noten

Wenn man nicht sonst schon wüßte, wie sehr sich das winterliche Reisen ausgebreitet hat, so könnte man's an den Landschaftsbildern merken: gute Winterbilder, bis vor kurzem noch eine Seltenheit, sind ungleich häufiger geworden. Es ist eine winterliche Entdeckerfreude über die Maler gekommen, die auf dem freien Lande begonnen, aber auch für allerlei städtische Winterschönheiten die Augen verfeinert hat.

Der farbige Steindruck nach Hans Hartig führt uns in eine norddeutsche Kleinstadt. So gedrungene kräftige kleine Herren, wie der im Wasser lagernde „Kahn" im Vordergrund, sind auf See, mindestens auf Haff und Watten eingerichtet, also liegt unser Städtchen in Meeresnähe. Auch die reine, klare Farbigkeit des Lichts deutet auf Luftverhältnisse, wie sie einem Worpswede zu seinem Malerruhme verholfen haben, aber nicht etwa auf ganz vereinzelte Künstlerparadiesflecken in Waterkantnähe beschränkt sind. Hartig hat in Form wie Farbe das Kräftige prächtig betont. Unser Steindrucker hat es auch in seiner Technik geschmackvoll herausgearbeitet — das Blatt bietet Besseres als eine photomechanische Verkleinerung.

Wie anders wirkt Alfred Streubels Großstadtbild! Unsre Wiedergabe gibt nur schwarz und weiß, aber sie erscheint dennoch nicht farblos, wenn wir sie mit unsern Erinnerungsbildern aus winterlichen Großstadtstraßen vergleichen. Die örtlichen Farben versinken eben hier auch in der Natur selber viel mehr, als bei Städtchen, wie Hartig sie schildert, in eine Skala von weiß zu schwarz, in ein feines, vor allem nach den Helligkeitsgraden symphonierendes Grau. Uns deucht, das Schneewetter um den Nullpunkt herum ist von Streubel vortrefflich geschildert worden.

Wandern wir nun auf Jean Pilliets winterlicher Landstraße aus den Häusern hinaus. Es hat getaut und wieder gefroren, der Schnee vergletscherte, heute ist's grimmig kalt. Fällt der Neuschnee, von

Digitized by Google

dem der Himmel vollhängt, wird er mit spitzigen Kristallen kommen. Vielleicht geht der Ost durch die Einsamkeit. Unsre Gravüre gibt das gute Bild gut wieder.

Ganz andern Charakter abermals hat Otto Bauriedls „Grauer Tag“ in den Bergen, den wir gleichfalls in schön gelungener Gravüre bieten können. Vergleicht man im einzelnen, sind die Linien und Flächen kaum verschwommen, fließender als bei Pilliet, und doch scheint alles weicher, flockiger; obgleich der Papiergrund hier weiß ist und bei Pilliet gelblich, „friert“ uns, sozusagen, bei Bauriedl weniger. Zum Schneeschuhlaufen ladet er mehr als der andre. Man sehe sich recht in die Hintergrundlandschaft hinein, mit welcher Feinheit sich da alles Hochgelände gliedert und bewegt — wieviel verschwiegene Winterschönheiten träumen da! Wie immer bei Bauriedl ist das Gegebene schön als „Bild an sich“, aber auch von einem poetischen Gehalt, der gehoben ist aus inniger Vertiefung nicht nur in die malerische Erscheinung, sondern in die Naturschönheit der Erdenwelt als Erlebnis des ganzen Ichs.

Das Blatt mit den beiden Bildern nach Alfred Messel gibt zwei seiner eigenen Entwürfe für die Bebauung der Museumsinsel nach Bodes Schrift wieder. Das also ist er. Möge es seinem Nachfolger gelingen, so vieles von diesem Schönen in die Wirklichkeit zu retten, wie sich irgend verwirklichen läßt!

Die in den Text gestreuten Bilder und Bildchen nach Bucherer, Giacometti, Hänny, Thomann, Vibert und Würtenberger sind dem schönen Schweizerkalender „O mein Heimatland“ aus dem Verlage von Dr. Gustav Grunau in Bern entnommen, um unsre Empfehlung zu unterstützen.

Wir bringen mit unsrer Notenbeilage diesmal ein Bruchstück aus dem neuesten Werke von Richard Strauß, der „Ariadne auf Naxos“. Der Monolog der Ariadne ist unter den zahlreichen Perlen der Partitur vielleicht die schönste, er mag dem Leser einen Begriff davon geben, zu welch innerer Wärme, zu welcher Kraft des Melos und ekstatischen Steigerung des Ausdrucks sich Strauß in diesem Werke erhebt. Die verlassene Ariadne, nachdem sie fort und fort in ihren schmerzhaften Erinnerungen gewühlt, klammert sich an den Gedanken der Erlösung durch den Tod. Wie ihre Gestalt sich aus der kauernden Lage am Boden erhebt, so wächst und dehnt sich ihr inneres Wesen voll Freude und Zuversicht, und eine ruhige Größe des Empfindens kommt über sie. Diesen Moment gibt die Musik in ihrer Art mit der edlen Einfachheit der Mittel, die wir in ähnlichen Szenen bei Gluck bewundern. Wer dieses Stück kennen gelernt, wird nicht zögern nach dem Ganzen zu greifen. Im Verlage Adolph Fürstner, Berlin, mit dessen ausnahmsweise gewährter Erlaubnis wir diese Probe geben, sind von Otto Singer

Digitized by Google

ein vortrefflicher Auszug für Klavier und Gesang (20 M.) und ein solcher für Klavier allein mit überlegtem Text (16 M.) erschienen, denen bald eine erleichterte Ausgabe von Dr. Besl folgen wird. Einzelnummern sind in Vorbereitung. Im selben Verlage ist auch ein „Führer" durch das Werk erhältlich (Einführung und thematische Analyse), der das Verständnis erleichtern helfen will. L. Schmidt

M. Bucherer, Winter

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für Musik: Dr. Leopold Schmidt in Berlin W. 30; für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz, über Musik an Dr. Leopold Schmidt in Berlin W. 30, Nollendorfstr. 31 — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

ALFRED STREUBEL

Digitized by Google

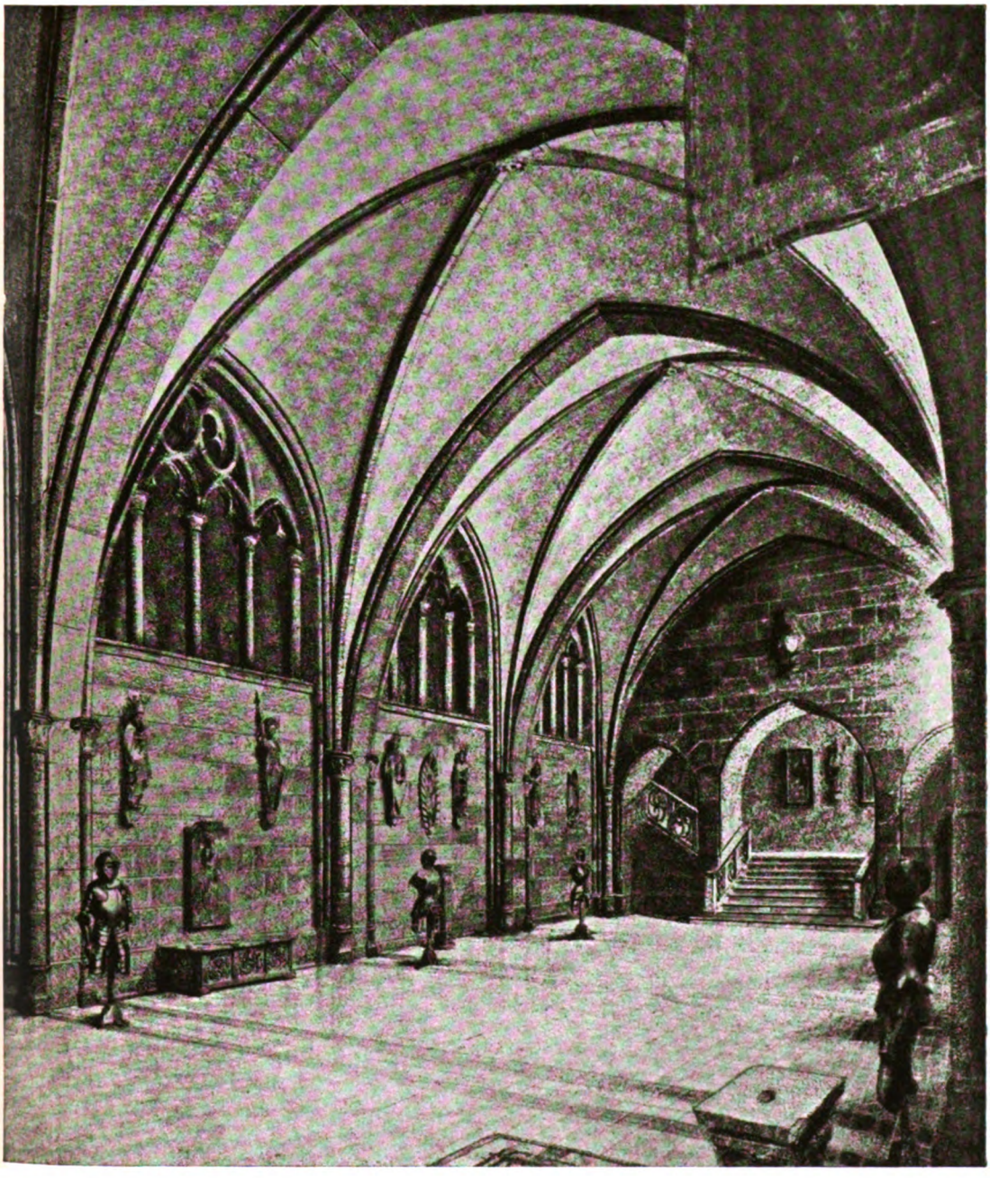
Digitized by Google

Aus dem Kunstwart

Jean Pilliet

Digitized by Google

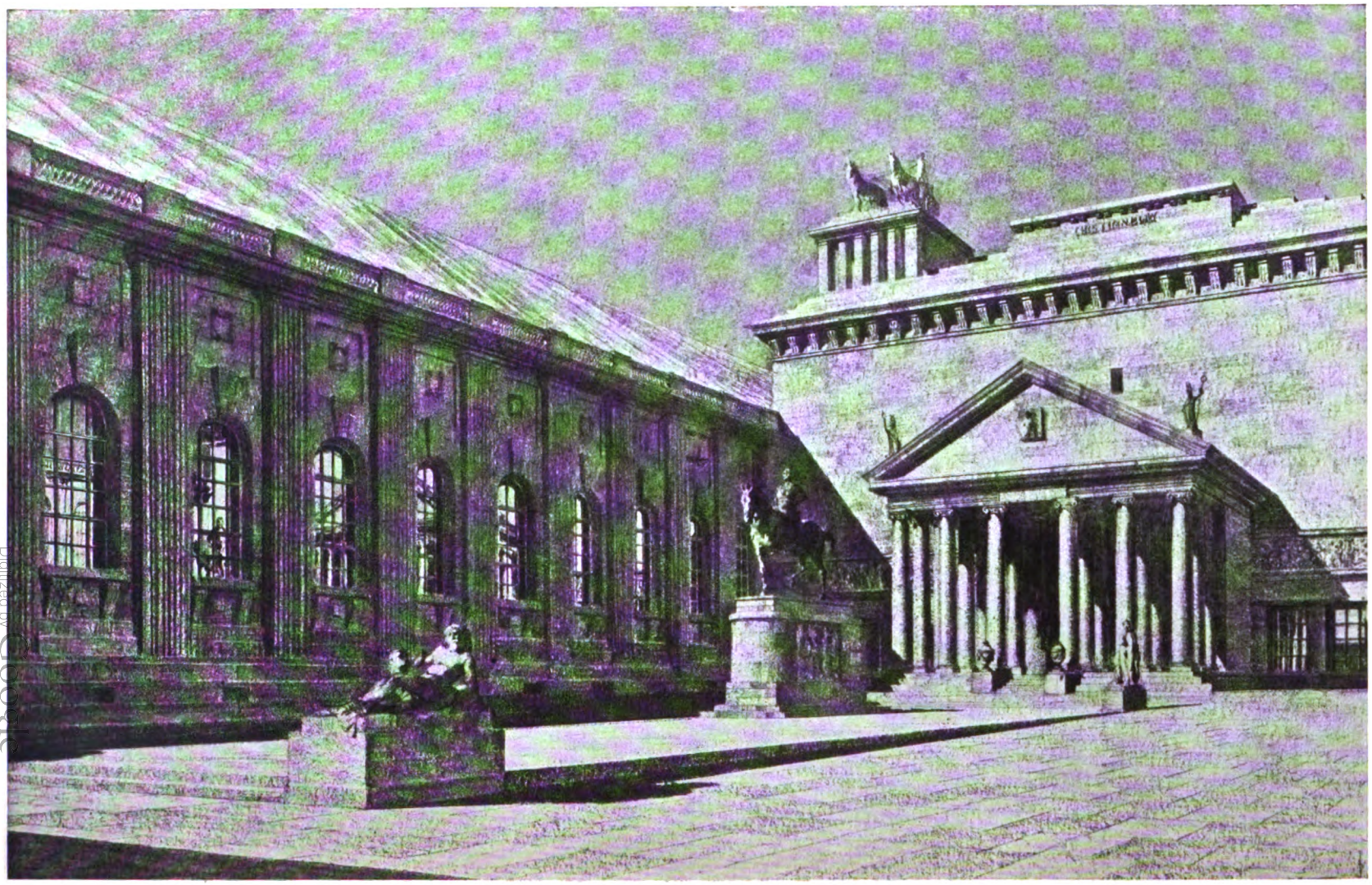
Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

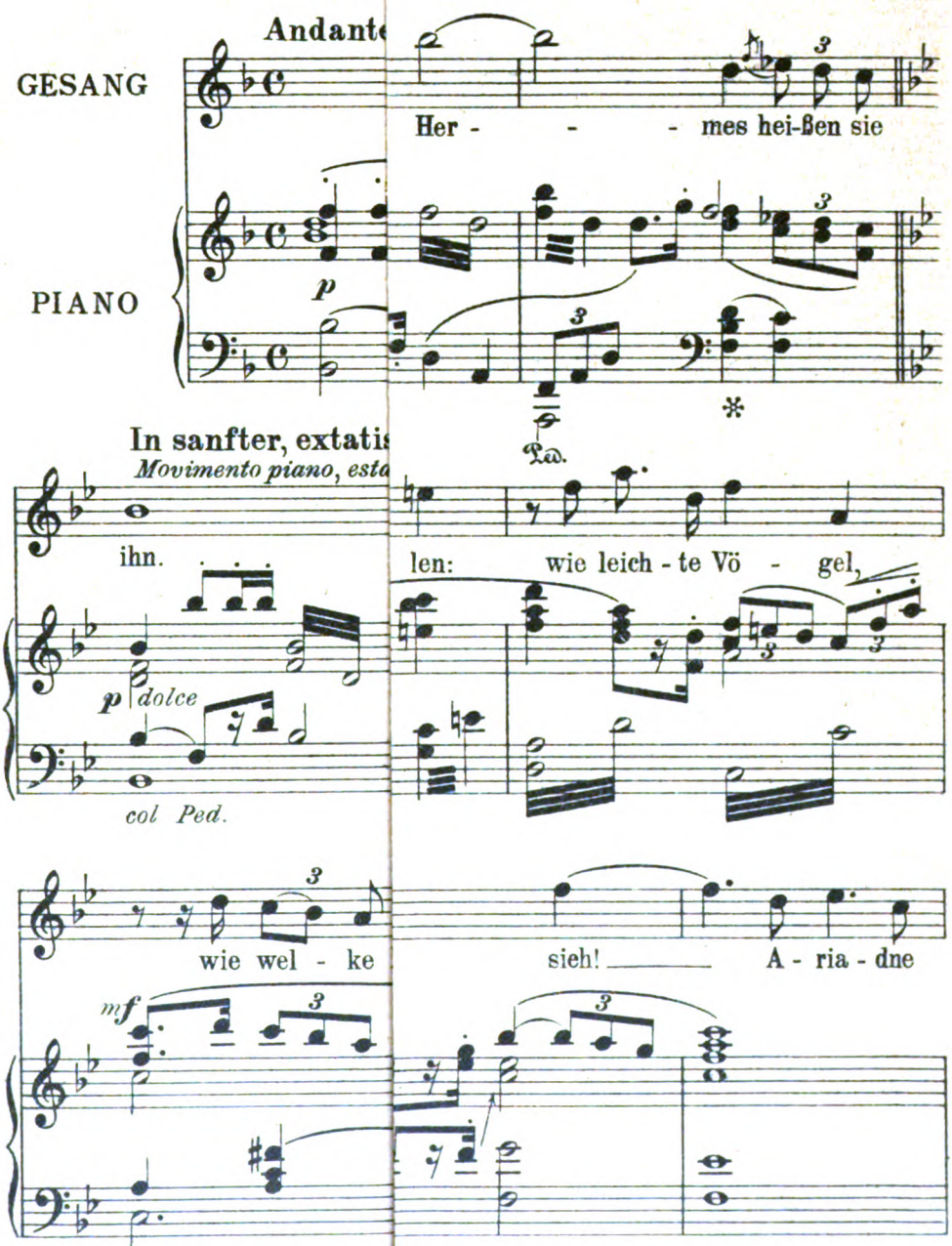
ALFRED MESSEL
Aus den Plänen für die Museumsneubauten in Berlin

Digitized by Google



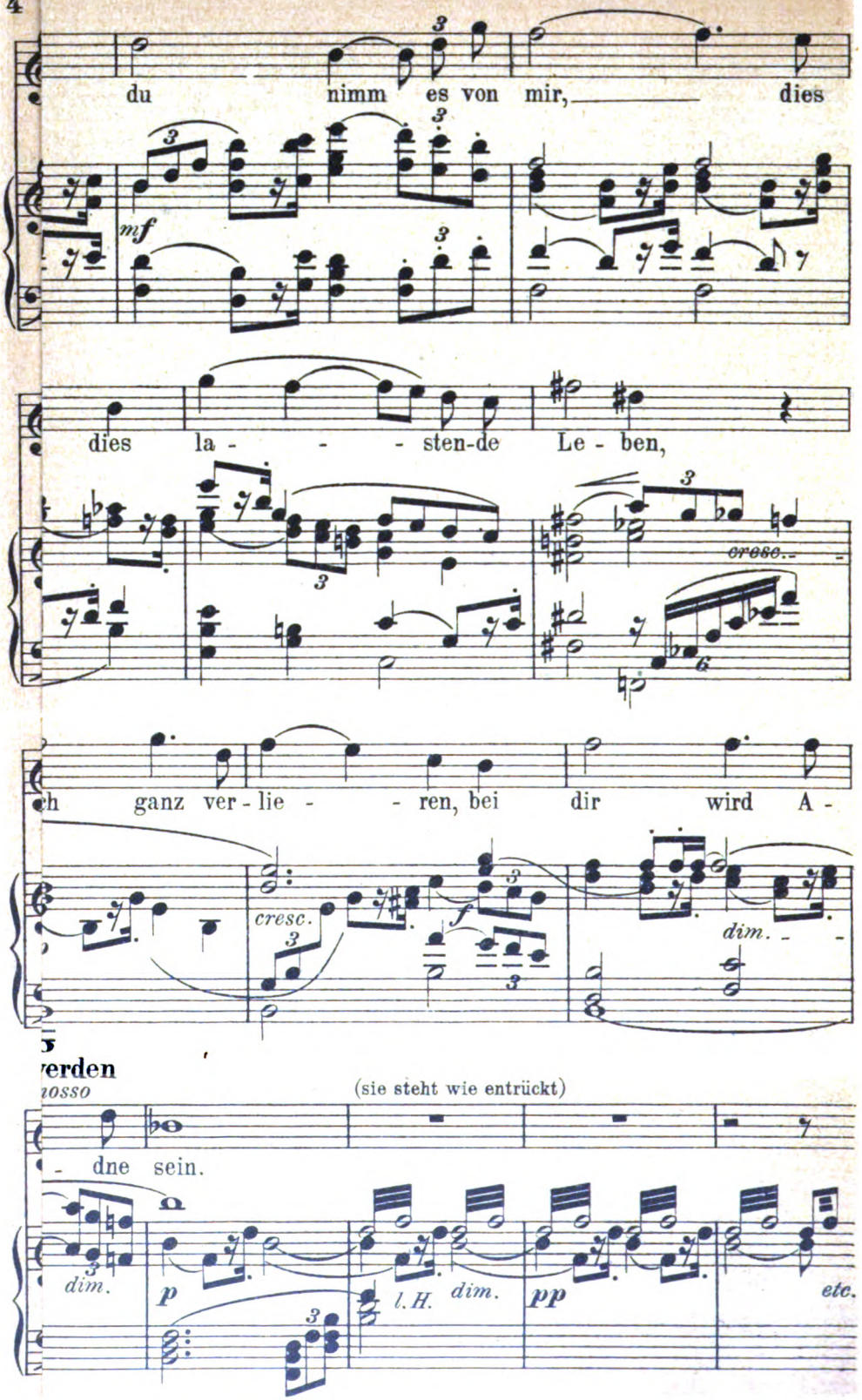
AUS DEM KUNSTWART

ALFRED MESSEL
Aus den Plänen für die Museumsneubauten in Berlin



Vervielfältigung mit Genehmigung d
Tous droits d'exécution, de représentation,

Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart J. F. Bause nach A. Graff

Wieland.

Digitized by Google

Des Kaisers neue Kleider

Also nun hätten wir die Expressionisten, die Kubisten, die Futuristen usw., sagen wir zusammenfassend: die Meschuggisten. Man malt, wie man ehedem Gummibälle bemalte, wenigstens die billigsten, nur: man tut das nicht mehr so leichthin, sondern aus Künstler-Überzeugung, und man komponiert, wie das ehedem die keckſten Vögel unter den Spaßmachern taten, nur, man tut es aus philosophischen Tiefgedanken. Was aber das Betrachten anbetrifft, so tun dies die Geweihten vor den Gummiballmalereien wie vor den gezeichneten Scherzartikeln mit einer Art von religiöser Inbrunst. Denn du mußt wissen, Leser, etwas, wie dieses hier:

Kandinsky, Holzschnitt
Aus „Über das Geistige in der Kunst"

oder wie das da:

Original von Kandinsky
Aus „Über das Geistige in der Kunst"

es ist ein abgrundtiefes Kunstwerk. Nur muß man erst hineingefallen sein, ich meine: in den betreffenden Abgrund, dann hört man ihn in

Digitized by Google

den Ohren, ich meine: den „innern Klang“. Auf den nämlich kommt es ausweislich der zugehörigen literarischen Erlasse dem Schöpfer an.

So spotte ich — aber seltsam, schon fühl ich mich in Verlegenheit. Es ist Tatsache, daß soundso viele Leute in diesen Kandinskyschen Zeichnungen Kunst, ja wirklich: tiefe und hohe Kunst sehen. Darf man einfach in die Welt rufen: „Der Kaiser hat keine Kleider“, wenn andre mit Andacht behaupten: er hat herrliche? Wer bürgt dafür, daß nicht ich der Dumme bin statt ihrer?

Und siehe da: hier stehen wir Kunstschreiber von heutzutage vor unsrer Zwickmühle.

Erstens: wir sollen für das Echte, Gesunde, Starke, Große eintreten. Criticus streicht sich rechts und links den Schnurrbart hoch, blickt bedeutend in den Spiegel und denkt: das versteht sich. Aber zweitens: versteht auch *er's*? Nämlich: wenn man es nicht versteht, wirkt man dann nicht entgegen seinem Beruf? Und da es keine Sicherheit in solchen Dingen gibt, was soll man tun?

Komische Frage: „versteht auch er's?“! Ist man noch, sagen wir: unterhalb der dreißig, so lächelt man auf solchen Einwurf von außen her flüchtig von innen her — wie wird denn *man* das nicht verstehn! Treibt man's aber schon längere Zeit, immerhin, so gab es Erfahrungen. Leute, die man mit der Fünf versehn, wurden später als Einser eingeschätzt, und umgekehrt. In beiderlei Fällen, man gibt das zu, legt man nunmehr auf seine ehedem kundgetane Meinung kein Gewicht mehr — man nennt heute die einst Verdammten ganz selbstverständlich Selige. Denn Criticus ist ein kluger, und soweit sich das ohne allzu große Ansprüche betätigen läßt, ein aufrichtiger Mann. „Sei vorsichtig,“ denkt er, „wer kann denn wissen, ob nicht in diesem verrückten Kunden da wieder so ein verkleidetes Genie steckt, und nachher heißt es, du hättest es nicht erkannt.“ Also nimmt er eine sinnende Miene an, sagt: hm, hm, ja, ja, spricht etwas Unverbindliches von Valeurs und Linien, deutet etwas Geheimnisvolles an, tut einen großen Blick ins Blaue droben, und hebt sich weiter. „Teufel noch eins!“ meint alsdann Publicus, „*der* hat Augen, *der* hat Nase!“, denn da man selbst meist keine hat, vermutet man sie auf der andern Seite. Das System hat auch für ihn, den Leser, ganz wirklich sein Gutes. Criticus hat Publico, wenn auf nichts weiter, so wenigstens darauf eine Einstellung gegeben, daß der betreffende Neue *irgendwelche* Werte habe. „Grabt nur darnach!“ „An welchem Platz?“, das ist Nebensache, wenn sie den Weinberg nur umschaufeln. Publicus sucht also an dem Neuen herum, ob er was für die Bildung finde. Damit ist wirklich schon *viel* gewonnen. Das Beste, vielleicht, was unser Criticus (unser, ich meine: einer, wie wir annahmen, daß er einer sei) von seines Amts wegen geben konnte.

Denn das ist gar nicht gesagt, daß es besser sei, wenn Criticus wirklich eine besondere Kraft und Fähigkeit hat. Dann bringt er den Leser nicht nur allgemein zum „Umgraben“, sondern dazu, wirklich mit besonderer Stärke *die* Seite zu sehn, die er selber am stärksten sieht. Nicht nur für die Weile des ersten Genusses, für ein erstes Eindringen ins Neue, sondern für länger. Wird der Betrachter da-

Digitized by Google

durch nicht im Kunstgenuß unfrei? Die Haken, die bei dieser Sache sind, kommen je mehr zum Vorschein, eine entweder je mehr befangene oder aber eine je — meinethalb sagen wir: je minder befangene Persönlichkeit Criticus ist. Hinsichtlich der Befangenheit kann er, erstens, ein Snob sein. Einer, der meint, das Nochnichtdagewesene als solches, das tue es, dieweil nichts deinen Kopf herzhafter anrege, als was dich vor ihn stößt. Zweitens: er kann ein Plusmacher sein, als welcher aus einem kleinen Ergebnischen eine kolossale Gewaltsache und damit sich selber zu einem Entdecker und Seher macht. Drittens: ein Einäugiger, der nur sieht, was in einer Richtung liegt, deshalb überzeugt ist, dort liege die ganze Welt oder mindestens die Tagseite, und der also bei denen, die anderswo auch noch was sehn, seinerseits eine bedauerliche Einäugigkeit „feststellt". Viertens: ein Asthet, der denkt, die Kunstmittel seien die Kunst, und der also das blödeste Augentier für einen auserwählten Menschenerzieher hält, falls es ein Färbchen mischen kann, wie sonst keiner. Fünftens: ein Aufredner, ein Suggereur, was sich mit jeder dieser Spezialitäten verträgt, wenn man überzeugt Abracadabra beten und mit großen Gesten in Gefühlen qualmen kann. All diese Typen mischen sich natürlich. Von den „minder befangenen" sprach ich hinsichtlich der von ihnen so genannten Vorurteile. Denn Criticus kann auch, sechstens, ein Schwindler sein, der von allen hier erwähnten nützlichen Künsten mit pfiffigem Köpfchen die Griffe lernt, damit man seiner Flöte gern und heiter dahin folge, wo seine Geschäftchen gemacht werden. Lumpen dieser Art sind, glaube ich, unter den modernen Criticis selten, obgleich von dunkeln Zusammenhängen zwischen Kunstpropheten und Kunsthändlern immer wieder die Rede ist und obgleich einige merkwürdige Gutachten-Geschichten tatsächlich darauf deuten, daß nicht alle diese Wandler auf der Menschheit Höhen immer ganz schwindelfrei schritten. Von den ersten fünf Parteien jedoch residieren in allen Kunststädten Vertreter, die da lehren, zeugen und predigen oder auch in der jetzt so beliebten Technik der Kopfklowne für das Ewige wirken.

Wie sie es auffassen. Sollen sie etwa anders schreiben? Hier ist der eine Zwick der kunstkritischen Mühle. Aber, wie angedeutet: sie regen doch nicht nur zum Einleben in die Kunstwerke an, sie reden doch zugleich ihre Meinung auf und wirken damit der Selbständigkeit des Kunstgenusses entgegen! Das ist der andre Zwick. Können wir dazwischen durch?

Wer meinen sollte, darüber brauchten wir nicht viel nachzudenken, denn tatsächlich hätten wir ja heute einen ausgedehnteren Kunstbetrieb als je, voller Turbinenanlagen und allerneuester Glühbirnen — den möchte ich an Einiges erinnern.

Bis zum Jahre des Herrn 1905 war unser Volk, soweit es für derlei in Frage kommt, „böcklinreif" geworden. Wer nicht nur mit den Augen sehen konnte, sondern auch durch sie, dem erschlossen sich jetzt allmählich, wo ihn bisher nur „giftige" Farben und verzeichnete Halbtiere geärgert hatten: Vorweltträume und Sehergesichte voller Menschengefühle in Jubel und Trauer von Sein und Vergehen und Ewigbleiben. Siehe, da tauchte Meier-Gräfe die Feder ein und

Digitized by Google

behauptete, was kein Mensch bezweifelte: daß Böcklin in der Reihe der eigentlichen Maler keiner der ersten gewesen sei, aber er behauptete weiter: deshalb sei „der Fall Böcklin, deshalb sei der Fall Thoma, Klinger usw." ein Jammer und eine Schmach: „der bewußte Verzicht Böcklins bedeutet Verzicht auf die Kunst". Das deutsche Volk aber fand in Meiers Buch nicht ein neues Zeugnis dafür, daß er, möglicherweise, etwas von artistisch Malerischem verstehe, daß er aber jedenfalls rein gar nichts von Kunst in höherem Sinne verstand. Das deutsche Volk fand in Meier-Gräfes Buch nicht eine neue Bestätigung der alten Weisheit, daß man ein guter Karrenschieber und doch ein schlechter Kutscher sein kann. Nein: es ließ sich mit dem Gerede von den drei Einheiten einwickeln, wie ein Kind in die Windeln, und an eine „neue Richtung" weitergeben. Die blieb nun, bis vorgestern, die ewige. So schön ist nie zutage getreten, mit welch homöopathischen Döschen an Phantasie, mit wie wenig Auge und mit welch ungeheurem Respekt vor weitgeöffneten Munden wir Deutschen auskommen, selbst auf Kathedern — als bei dem Nationalhineinfall auf Meier-Gräfe.

Dann kam Marées daran. Von Marées Bedeutung ist in unserm Kreise vor mehr als zwanzig Jahren gesprochen worden, wir „Andern" sehn sie wirklich auch. Was aber „genossen" die Guten all, die sich plötzlich sogar an farblosen Autotypien nach diesen tastenden Versuchen begeisterten, von deren eigentlichen Werten sie ohne Kenntnis der Umstände und Zusammenhänge gar keine Ahnung haben konnten? War die Marées-Begeisterung aus den Werken heraus übertragen oder war sie Publico aufgeschwatzt?

Der Rummel um Van Gogh. Ein Augenmensch, als solcher unzweifelhaft ein großes Talent und vielleicht sogar ein Genie, mit bald erschöpftem, bald höchst überhitztem Nervenleben, von dem seine Bilder, manchmal bis zum Erschüttern, zeugen. Wer aber meint, das erlebe Publicus ergriffen in sich nach, der beobachte in einer beliebigen Van Gogh-Ausstellung, vor welchen seiner höchst verschiedenwertigen Bilder der Mann und die Jungfrau mit den denkerisch zusammengezogenen Brauen Weltvergessenheit üben.

Die Hodler-Epidemie. Der Kunstwart ist das erste reichsdeutsche Blatt gewesen, das Kunstbeilagen nach Hodler gebracht hat, auch später haben wir das getan, und wer die Begleittexte liest, der weiß, was wir von ihm halten. Aber Hodler gibt neben seinen Meisterwerken Bilder hinaus, die auch einem mit unsern Augen beinah so aussehn, als probiert er: „was kann man wohl Publico zumuten?" Unbesorgt, Meister: mute ihm alles zu! Soweit deine Gemeinde reicht, trägt jeder deine Augen als Vorsteckbrillen.

Del Greco. Freilich „hat er was", etwas von dem, was, hundertmal bedeutender freilich, Grünewald hatte, und dann im eigentlichen Malerischen ein Ahnen und Suchen von später erst durch andre Gefundenem, welches unzweifelhaft interessant ist. Aber er sieht wie ein Astigmatiker und arbeitet in vielem wie ein Manierist. Tut nichts: weder die Zehnkopflänge seiner Gestalten, die an die bösen Buben von Korinth erinnern, nach dem Walzen, noch seine schiefen Gesichter, noch die Klapprigkeit seines „geistigen Gehalts" störte irgend-

Digitized by Google

wen: sogar über Velasquez, den Großen, stellte ihn Snob. Denn es war ja ausgetrommelt worden: seine Kleider sind gewoben in überirdischer Herrlichkeit aus so köstlich Feinem, daß keiner das sehen kann, er habe denn köstliche Feinheit auch in den Augen. Wer wollte keine köstliche Feinheit in seinen Augen haben?

Unsre Plastik ... Nein, dieses Kapitel bei andrer Gelegenheit.

Wenn nicht der „alte" heimliche Kunst-Gegenkaiser noch lebendig wäre, könnten wir vielleicht über all die Hanswurstereien der hohen Minister Ihrer Majestät der Moderne lachen. Aber wie die gegenwärtigen Geschäfte Snob & Co. führen, so führten die der gestrigen Majestät die Herren Platt und Kitsch, und diese warten auch heute nur darauf, wieder an die Reihe zu kommen. Man braucht nur Anton Wernersche Reden zu lesen: sie sind noch da. *Müssen* sie denn nicht noch da sein? Das Gestrige, das ewig Gestrige wurzelt noch tiefer im Volke, als Snob, denn das Banale ist für den Herdenmenschen ja viel natürlicher, viel *echter* als das Anempfundene und Gespreizte. Wenn der Bürger so tut, als glüh er für Van Gogh oder Del Greco, frag ich, wer ihm die Raupe durch die Ohren hineingesteckt hat, wenn er für Werner oder Thumann schwärmt, weiß ich, sie hat sich in seinem eignen Kopf entpuppt. Aber wir *brauchen* Neues, denn ohne Neues kein Nähren. Neues zu beißen, ist aber schwerer, als Kinderbrei zu schlucken, also Platz für das Herbe, Achtung vor Schwierigem, vor allem Duldsamkeit für das Neue. Das *mußte* die Losung der Kunstkritik werden, als sie gegen das Verphilistern wirken wollte, und wenn wir ihr heut diese Losung abgewöhnten, so bekämen wir sicher die Zustände von damals wieder, wo Publicus sich die heute Vergessenen kaufte und um die Feuerbach, Böcklin, Leibl sich nicht kümmerte. Das wache Aufmerken auf das Neue darf eher zu freundlich als zu feindlich sein, das Bemühen, all seinen Weisungen bereitwillig nachzugehn, so weit man das nur kann, das alles waren also *Gebote* der Kulturarbeit. Da liegt in unsrer Zwickzwackmühle das Zwack.

Aber gesund sind die Zustände heute auch nicht. Die Proteste gegen die Überpflege ausländischer Kunst sind gewiß nicht am Platz, wo uns wichtige Ergebnisse oder Anregungen übermittelt werden können, aber sie sind es, wenn Lebensstrebungen deutscher Kunst ausländischer wegen kümmern müssen. Man wird einst ein Hohngelächter über unsre Museen anschlagen bei der einzigen Erinnerung: daß man zwar für die französischen Modernen Geld in schweren Haufen hatte, aber in keinem einzigen reichsdeutschen Museum für einen einzigen Welti! Aber unsre Zeitungen, daß sie beim Tode dieses Großen über ihn fünf Zeilen brachten, aber Abhandlungen und Hunderte von Streunotizen gelegentlich der Modeleute, die man für die Modernen hielt. Aber unsre Kunstzeitschriften, daß sie über Neoimpressionisten, Kubisten, Futuristen, Kandinskisten langatmige Auseinandersetzungen veröffentlichten, aber über die ursprünglichste Begabung der ganzen großen Bewegung um Erweiterung der Kunstgrenzen so gut wie nichts, über Katharine Schäffner. Solche Namen jedoch sagen den meisten ja eben deshalb nichts, weil die Kritik ihre Pflicht, sie zu beleben, versäumt hat. Es macht stolz zu sehn, wie trotz aller

Digitized by Google

Mißwirtschaft unser deutsches Wesen jahraus jahrein den oder jenen Künstler hervortreten läßt, der einer ist: die deutsche Produktivität ist nicht totzukriegen. Nur, wahrhaftig, man macht's ihr sauer! Wer schiert sich denn um unsre Eigenkräfte? „Manet ist der Größte, o betet ihn an", riefen die Leithammel, der Herde ward's schwer, aber hopp, sie kam über den Graben. Cézanne! Gauguin! Van Gogh! Del Greco! Matisse! immer wieder sprangen die Bildungsbeflissenen hinter den von Entdeckerwehen Geängsteten her. Und das kommt dazu: selten gab's und gibt's neue Verzückungen ohne gleichzeitige Tobsuchtanfälle gegen anderes. Hoch Van Gogh, weg mit Böcklin und Menzel, hoch del Greco, weg mit Velasquez. Es ist genau wie beim sonstigen Marktgeschrei: preis ich „meine" Waren, mach ich die der „Konkurrenz" schlecht. Oder auch, man treibt's gegen den Gegner mit der Überlegenheits-, gegen den Leser mit der Vertraulichkeitspose: „wir beide verstehn uns", nach dem Kleiderjuden-Rezept: „wie kann man einem Herrn wie Sie so was verkaufen!" Folge bei den Herden:

Initiale und zugehöriger einleitender Satz des Kapitels „Über die Formfrage" von Kandinsky aus dem „Blauen Reiter"

ur bestimmten Zeit werden die Notwendigkeiten reif. D. h. der schaffende Geist (welchen man als den abstrakten Geist bezeichnen kann) findet einen Zugang zur Seele, später zu den Seelen und verursacht eine Sehnsucht, einen innerlichen Drang.

ein Schnellgelauf, daß sie ja jeden Tag ganz vorn hinter die Leithammel kommen. Folge bei den Vernünftigen: ein Mißtrauen gegen jede Kritik, das die Leithammel einfach als Schöpse nimmt. Folge bei der Kunstpflege des ganzen Volkes: immer wieder ein Weggerissenwerden, wo man sonst vielleicht zum Vertiefen käme, ein Zerstreuen, wo man halten und sammeln sollte. Statt einer Verinnerlichung eine Veräußerlichung. Für das, was Ausdruck unsres innersten Lebens sein könnte, für die Kunst: Vermodung. In Gedanken, Gefühlen, Gesichten: Moden, wie bei Krawatten und Turnüren.

Ich begrüße die vom „blauen Reiter" Kandinskys mit einem Gruß, der von Herzen kommt, denn ich glaube, sie können uns zu Erlösern werden. Weiter geht's nicht, aber bis dahin mußt es auch bei der Aufschwatzerei durch die ihrer Ansicht nach moderne Kunstkritik kommen. Soweit, mein ich, daß man selbst dieses bieten konnte in dem Vertrauen: eine so vorerzogene Nachläuferschaft nimmt auch diesen Graben noch im Sprung. Wenn's nicht die eine Horde tut, hopset die andre. Schon erschallen Stimmen: der Geist kommt in der Kunst wieder obenauf, der Gehalt steigt im Wert! Wo, guter Gott — bei Kandinsky?

Digitized by Google

Aber über diesen und die Seinigen urteile ich nicht. Sogar die Futuristen* interessieren mich noch, wenngleich mir ihre Arbeiten erklügelt, nicht erschaut scheinen. Aber bei Kandinsky bekenne ich: obgleich ich alle Aufsätze im „Blauen Reiter“ und dazu Kandinskys Buch „Über das Geistige in der Kunst“ nicht nur gelesen, sondern studiert habe, habe ich nicht kapiert, was eigentlich sie wollen, falls sie, wie ich aus Höflichkeit annehme, überhaupt was andres wollen, als Lärm machen. Ich bekenne ferner: in ihrer künstlerischen Produktion finde ich persönlich fast erstaunlich wenig Talent, aber sehr viel Schaumschlägerei. Was alles an meiner Dummheit liegen mag. Findest du mehr darin, Leser, so genieße dessen. Seine Bücher sind bei R. Piper & Co., die so viel Gutes verlegt haben, mitten in München erschienen.

Also: was will ich eigentlich?

Ich möchte nur sagen, was ich wünschte.

Mehr Bewußtsein davon, welche traurige Sache das für jedermann und welche erbärmliche, weil feige Sache es für den Kritiker ist: in Sachen der Kunst keinen Mut zu dem „mir ist das nichts“ zu haben. Eine so erbärmliche, daß sie sonst gescheite und ehrliche Menschen zu Trotteln hinter Vorpfeifern her macht, für deren bessere Wegkenntnis nicht das allermindeste bürgt. Ich wünschte: Zeigt einer was, das sei das Schönste, und es gefällt uns nicht, so sähen wir's einmal und alsdann nochmals und später drittmals mit allem guten Willen an. Liebten wir aber den X und den Y mehr, so ließen wir die beiden darum doch nicht fahren, weil die andern sagen „überwunden!“, sondern warteten ab, ob wir sie am Ende nicht lieber behalten. Denn nur durch Liebe geht ja Leben in uns ein, nur durch Liebe das, was uns ein Künstler zu schenken hat. Und sei es ein bescheidenstes Wenig — anders als durch Liebe bekommen wir gar nichts. Nichts an Kunstgenuß auch durch irgendwelches kunstgeschichtliches oder sonstwie verstandesmäßiges „Interesse“. Das als neuentdeckte Kunst Ausgelobte kann trotzdem Kunst sein, es kann echte Kunst sein, was dich kalt läßt, ernste, große sogar — verspotte sie nicht, dulde sie; aber es ist dann Kunst für andre. Große Kunst für Sie, alle Wetter noch mal, meine Damen und Herren, ist nicht, was Ihre Augennerven beprickelt oder besäuselt, noch, was Sie zu Gesprächen über Künstlerisches anregt, große Kunst ist für jeden nur, was ihn selbst eben das Stück Leben nacherleben läßt, das der Künstler erlebt hat, als er schuf. Was hat unsre ganze modernitische Kritik Jahrzehnte lang getan, um empfänglich zu machen für solche Werte, die unsre Kunst durchs Auge dem Ich an Bereicherndem, Stärkendem, Steigerndem bot? Lassen wir doch mal unsre eigene Überzeugung ohne Vormacherei antworten, ob jene trotz all ihrer großen Suggerierworte nicht in den Mitteln, im Malerischen, im Kompositorischen usw. steckengeblieben ist. Den Besseren unter den Beredten war der „geistige Gehalt“, so schien es, peinlich, wie's einem peinlich ist, wenn man ahnt, da ist was, aber man findet's nicht — man denke an die Hilflosigkeit solcher Rezensenten z. B. vor Klingers radierten Visionen.

* Vgl. den Aufsatz „Futuristen“ vom Herausgeber, Kw. XXV, 17.

Digitized by Google

Die Größtgemundeten jedoch hielten's mit Meier-Gräfe: was sie nicht sahn, das hatte keinen Wert. Guter Kandinsky, zürne den Meier-Gräfe & Co. nicht, falls sie dich Unter den Linden nicht grüßen und sagen sollten, du wärest kein Hauptkerl: daß in Deutschland die Leute überhaupt auf dich und die Deinen achten, wenn sie „Geist" suchen, statt auf die vom Böcklin-Klingerschen Geschlecht, das dankst du letzten Endes doch dem blühenden kunstkritischen Nouveauté-Betriebe. A

Die Mutter als religiöse Erzieherin

Wenn wir in die Not unsrer Zeit auf religiösem Gebiete hineinsehen, in die Kämpfe die nicht nur in der evangelischen Kirche, sondern auch — die Modernistenbewegung gibt Zeugnis davon — in der katholischen Kirche in den Gewissen der Menschen entstehen, so haben wir wohl hie und da den Eindruck, als wenn das Haus und in dem Haus die Mutter, der ja an erster Stelle die Seelen der Kinder vertraut sind, in religiösen Dingen nicht Halt und Weisung genug mitgäbe. Daher das unklare Tasten, das schroffe Ablehnen der Jugend überlieferten Formen gegenüber; daher die innere Unmöglichkeit in so manchen Kindern, über religiöse Zweifel daheim im Elternhaus zu sprechen, daher das rücksichtslose Über-Bord-Werfen alter ehrwürdiger Glaubensvorstellungen, das sich Besserdünken und Klügerdünken der Jugend gegenüber einer älteren noch an kirchlichen Formen festhaltenden Generation, wie es die Gegenwart so besonders stark zeitigt.

Von jeher hat es Gewissensnot gegeben auf religiösem Gebiet. Von jeher hat es aber auch Mütter gegeben, die dieses Gebiet innersten Erlebens ihren Kindern so zu erschließen gewußt haben, daß sie ohne zerstörende Konflikte eine harmonische Weiterentwicklung nehmen konnten, auch in religiöser Beziehung.

Was kann eine Mutter tun, um das religiöse Leben des Kindes zu fördern?

Ich möchte zunächst — herrschenden modernen Anschauungen entgegen — dem Festhalten auch an überlieferten Formen bis zu einem gewissen Grade das Wort reden. Die Grenze, bis zu der es geschehen darf, ist das Wahrhaftigkeitsgefühl des Kindes. Beobachten von Frömmigkeitsformeln soll und darf kein Zwang sein. Sobald das Kind oder der heranwachsende junge Mensch Teilnahme an solchen Formen ablehnt, weil sie ihm widerstehen, weil er sich selbst dabei als unaufrichtig empfindet, muß man ihn gehen lassen, muß Verständnis zeigen für solche Äußerungen innerer Wahrhaftigkeit. Von selbst wird ein und der andre zu alten Formen zurückkehren. Denn Kirche und Tischgebet, Hausandacht oder Morgenchoral wird von Vielen auch heute noch als ein Anlaß, eine Möglichkeit geschätzt werden, inmitten des Getriebes werktäglicher Arbeit eine Feiertagstimmung einzuschieben, eine Stunde oder auch nur ein paar Minuten der Verinnerlichung, des Hinausschauens über den Alltag. Ein Hinweis auf mehr als Alltägliches tut in unsrer so verflachend wirkenden Zeit vielen gut. Und wer — wie das doch im Großstadtleben in weiten Kreisen der Fall ist — daheim kein ruhiges Fleckchen sein Eigen nennt, auf dem er sich still auf sich selbst besinnen kann, wer keine Mittel, keine Zeit hat, in die Stille der Natur zu entfliehen,

Digitized by Google

der wird eine Stunde in der Kirche oder wird auch vielleicht die Gewohnheit einer Andacht, eines Tischgebetes im Hause als Augenblick der Selbstbesinnung, der Sammlung freudig begrüßen.

Andere freilich werden zu den überlieferten Formen der Frömmigkeit nicht wieder zurückkehren. Aber dahin kann und soll die Mutter wirken, daß sie diese Formen nur dann ablehnen, wenn sie Feiertagsstille sich in ihrem Leben selbst zu suchen gelernt haben. Wer im eignen Hause Einkehrmöglichkeit in sich selbst, stilles Zurückziehen in sich selbst sich zu bewahren imstande ist, wer Andachtstunden draußen in freier Natur, wer Weihestunden vor einem Kunstwerk, in einem Konzert, beim Lesen eines Buches empfindet, der braucht des Anlasses kirchlicher Formen nicht so sehr wie andere zum Aufschauen von seiner Arbeit und zum Hinübergetragenwerden über den Alltag. Er hat — ob er nun religiös ist in althergebrachtem Sinn oder in neuem — religiöse Stimmung im Leben. Und wo die Mutter dem Kinde noch dazu die Sehnsucht ins Herz legen konnte, mit seinem ganzen Leben Gott, das ist dem Inbegriff alles Guten, das ist der Idee der Höherentwicklung der Menschheit, das ist dem ewig waltenden Gesetz ausgleichender Gerechtigkeit zu dienen, da wird des jungen Menschen Trachten, auch wenn er allen alten Glauben abgestreift hat, doch von religiösen Antrieben erfüllt sein.

Das Leben und Tun des Menschen zum Zeugnis der Echtheit seiner Gesinnung, seines Glaubens werden zu lassen, das scheint mir das Ziel, dem religiöse Erziehung im Haus zustreben sollte. Alles was nur Form ohne Inhalt ist, wird freilich dabei zur Seite geschoben werden. Alle, die sich irgendein Dogma, ein Bildnis, oder auch kirchliche Formen an Gottes Stelle gesetzt haben — — Dogmen, von Menschen geformt, Bildnisse, von Menschen gestaltet, Formen und Formeln, von Menschen festgelegt — —, die werden allerdings um das religiöse Leben in einem Kinde zittern, dem man mit vorschreitender Erkenntnis immer mehr das Wort einzuprägen sucht, daß man, soweit man sich über niedere Kulturstufen erhebt, nur „im Geist und in der Wahrheit" anbeten sollte, daß sich das Ewige nicht unserm menschlichen *Fühlen*, wohl aber unsrer menschlichen *Erkenntnis* entzieht. Die Formen, in die es von den Menschen eingekleidet worden ist, mögen uns lieb und wert sein. Das Wesentliche aber sind sie nicht. Wenn das Kind, wenn der heranreifende junge Mensch das frühzeitig erkennen lernt, wenn er Duldsamkeit verschiedengearteter Form gegenüber als selbstverständlich in sich pflegt, dann wird religiöses Leben in ihm und unter denen, die ihm nahekommen, gedeihen.

Aber die Grundlehren christlicher Gesinnung, die sollten allen Kindern eingeprägt werden: Gott zu lieben; reinen Herzens zu sein; zu lernen das Leid zu tragen und doch aufrecht zu bleiben dabei; Barmherzigkeit zu üben; den Nächsten zu lieben und den Widersacher, auch wo man ihm entgegentreten muß, nicht zu hassen. Ohne Haß, ohne Schmähen aber doch als Gottesstreiter, das heißt als Streiter für alles Wahre, Gute, Gesunde, Gott- und Naturgewollte, für alles, was das Leben der Menschen verschönt und veredelt, so sollten wir unsre Kinder in die Welt entlassen. Das sei auch der Nicht-Kirchengläubigen Religion: Gott zu dienen von ganzem Herzen, der Brüder Hüter zu sein und ihr Führer zu werden zu einem immer veredelteren, vertieferen, glücklicheren Leben.

Digitized by Google

Auch in der Welt, das sollten wir unsre Kinder lehren, kann man auf verschiedene Weise Gott dienen, das ist das Gute und Reine fördern. Der eine ist Kämpfernatur: mit frohem Vertrauen auf die eigene, ihm ohne Verdienst verliehenen Anlagen und Kräfte, die ihn um so mehr verpflichten, je reicher sie sind, wird er überall Raum zu schaffen suchen für Wahrheit und Wahrhaftigkeit, für Freiheit, die ihm zugleich Selbstgebundenheit und Selbstverantwortlichkeit bedeutet, für Gesundung des Volkes, für Gesund- und Reinwerden unserer Triebe. Der andre geht still seinen Weg, scheinbar ohne zu kämpfen. Das liegt ihm nicht. Aber trotzdem geht er unbeirrt weiter mitten durch Verlockungen hindurch von rechts und von links. Auch von diesen stillen, allen Kampf ablehnenden reinen Naturen geht eine Kraft aus. Darum wird ein Mutterauge zu erkennen suchen müssen, ob sie junge Kämpfer vor sich hat, denen man Aufgaben stellen muß, Kämpfe auferlegen auch zur Festigung ihres religiösen Lebens, oder stille Kinder, die als reine Toren, als Friedfertige, ja selbst als Einfältige, sofern sie sich nicht verlocken lassen, doch auch selig zu preisen sind. —

Aber in den Müttern selbst gibt es oft Hindernisse, die ihnen die rechte Wirksamkeit schwer machen.

Sie nehmen sich vielleicht nicht die Zeit, Seelenkunde zu treiben. In Eile, nur im Vorüberlaufen läßt sich wohl äußerlich dies und jenes dem Kinde anerziehen, aber für sein Innenleben muß die Mutter sich Ruhe nehmen, sie muß aber auch in ihrem eigenen Innern Ruhe gefunden haben.

Zu unklar sieht es, das ist eine zweite Erschwerung, in religiöser Beziehung in mancher Mutter selbst noch aus. Der Einzelne kann sich für sich vielleicht mit verschwommenen Begriffen in religiösen Dingen für sein Leben genügen lassen. Das ist lediglich seine Sache. Sobald er aber ein Wegweiser sein soll für andre, genügt Verschwommenheit, Unklarheit nicht. Darum muß die Mutter schon um ihrer Kinder willen sich selbst zu Klarheit und Gewißheit auch in Fragen des Glaubens hindurchringen, sie darf nicht ängstlich auf halbem Weg stehenbleiben, sich nicht auf das verlassen, was andre Leute ihr sagen. Nur was in ihr selbst Erleben geworden, kann Leben wecken auch in ihrem Kinde.

Weiterhin muß sie Geduld haben. Nicht zerstören soll sie, wo es nicht not tut, nicht vorwärts drängen zu Zweifel und Ablehnen überkommener Vorstellungen, wo das Kind nicht selbst darnach verlangt. Daß sogenannte Gottesleugner oft fromme Kinder haben, liegt wohl mit daran, daß in diesen Kindern religiöses Leben nicht geschont, sondern zerstört werden sollte, so daß sie nun sehnsuchtsvoll zurückkehren zu denen, die jedes Zerstören religiöser Form ablehnen. Sie haben vielleicht allzufrühes, allzu plumpes Hineinfassen in ihr Seelenleben derart als Verletzen ihres Heiligsten, Innerlichsten empfunden, daß sie sich nun ganz und gar zurückwenden zu jenen, die keinerlei Wandlung, keinerlei Vorwärtsschreiten zugeben wollen.

Geduld haben, wachsen lassen; aber: zur rechten Zeit zur Stelle sein. Das Vertrauen erhalten. Auch andern Frömmigkeitsformen gegenüber als die eigenen es sind, duldsam bleiben. Es kommt nicht darauf an, in welcher Form ein Kind sagt: Herr, Herr! Der Mutter Aufgabe

Digitized by Google

sei einzig, es zu lehren: daß es den Willen zu tun versuche seines Vaters im Himmel, der durch sein Gewissen zu ihm spricht.

Schwierig ist vielen Müttern auch ihre Ungewandtheit im Reden über religiöse Dinge. Es ist gewiß richtig und wohl zu verstehen, daß man auf diesem Gebiete nicht gern viele Worte macht. Aber dem Kinde zulieb werden wir es lernen müssen, mit dem Ausdruck unsres eigenen religiösen Erlebens zu ringen. Und wenn es auch wenige, wenn es auch ungeschickte Worte sind; kommen sie aus wahrhaftiger Überzeugung heraus, so wirken sie doch und sind mehr wert als klingende, tönende Phrasen, die gerade auf religiösem Gebiete so üppig gedeihen und doch so taube Früchte bringen.

Religiöse Erziehung wird schließlich am besten geübt durch das Beispiel, durch Tat-Christentum. Ein schönes Wort einer Landfrau ist mir im Gedächtnis geblieben: „Keinen Pfennig verschwenden, aber immer einen Taler in der Hand haben, wenn ein Bedürftiger ihn braucht." In diesem Sinne, im Sinne eigenen anspruchslosen Verzichtens aber zugleich zugreifender, helfender Liebe, echten sozialen Empfindens und sozial fördernden Tuns sei Religion in unsern Kindern gepflegt. Die Form wähle ein jeder nach eigenem Wunsch und Ermessen, der Geist sei für alle der gleiche. Elsbeth Krukenberg-Conze

Für das Erbrecht des Reichs

Otto Corbach hat im Kunstwart die Frage der Erbrechtsreform erörtert. Die Reformbestrebungen sind darauf gerichtet, die entfernteren Verwandten des Erblassers nur noch im Falle testamentarischer Einsetzung als Erben zuzulassen, beim Mangel einer solchen aber an ihrer Stelle der Gesamtheit die Erbschaft zu überweisen. Mein Vorschlag insbesondere geht dahin, daß die Seitenverwandten mit Ausnahme der Geschwister als testamentslose Erben ausgeschaltet und ersetzt werden durch das Deutsche Reich.* Die aus dem römischen Recht stammende, völlig unbegrenzte Verwandtenerbfolge wird von dem Rechtsbewußtsein der Gegenwart abgelehnt. So natürlich uns das Erbrecht der nahen Angehörigen erscheint, daß die Kinder ihren Vater beerben, die Frau ihren Mann, — so unbegründet ist der Anspruch der entfernteren Verwandten auf den Nachlaß eines Verstorbenen, wenn der Anspruch sich nicht auf eine ausdrückliche, testamentarische Anordnung des Erblassers stützen kann. Das Institut der lachenden Erben ist unvereinbar mit dem Staatsinteresse der Gesamtheit, unvereinbar mit dem hohen Grundsatz von der ausgleichenden Gerechtigkeit, der die deutsche Sozialgesetzgebung beherrscht. Diesen Erwägungen verschließt sich Corbach nicht. Er hat wohl erkannt, wie er betont, daß die Verwandtschaft heute keine große Familie mehr bildet, deren Mitglieder einander regelmäßig schützen und unterstützen. In den modernen Kulturstaaten ist die Großfamilie aufgelöst, an ihre Stelle sind Staat und Gemeinde getreten, die Vormundschaft und Unterstützungspflicht übernommen haben. Deswegen erscheint ihm die Einschränkung des Verwandtenerbrechts nach dem Bedürfnis der

* Vgl. Bamberger, Für das Erbrecht des Reiches. Verlag der Grenzboten. Berlin 1912.

Digitized by Google

Gegenwart durchaus gerechtfertigt. Von selbst, führt er aus, hat sich nie und nirgends ein schrankenloses Verwandtenerbrecht entwickelt; in Deutschland waren in den meisten Gegenden ursprünglich nur Kinder, Eltern und Geschwister erbberechtigt. Trotz dieser klaren Erkenntnis des Reformgedankens hat Corbach aber Bedenken nach der Richtung, der Familiensinn könne vielleicht infolge der Reform beeinträchtigt werden. Gewiß sträubt sich die Familie als solche mit Recht, auf ein Vermögen zu verzichten, das sonst im Kreis der Familie bliebe, ganz so, wie der Einzelne am liebsten jeder direkten und indirekten Steuer aus dem Wege geht. Sollen aber bei einem Widerstreit zwischen den privaten und den Reichsinteressen allemal die letzteren zurückstehen? Soll es wirklich nicht erlaubt sein, dem Familienverbande das Opfer zuzumuten, obwohl er seine früheren Lasten auf den Staat und die Gemeinde abgewälzt hat? Auch vor einer Überspannung des Familiensinnes darf man warnen, eingedenk der Geschichte des alten Reiches und seines Zerfalls! Corbach selbst stellt den Satz auf: Nur da ist die Familie stark, wo der Staat schwach ist, und sie ist überall schwach, wo der Staat stark ist. Das ist eine unbestreitbare Wahrheit. Ebendeswegen aber, weil man zwischen diesen beiden Möglichkeiten wählen muß, kann für den Freund des Vaterlandes die Entscheidung wohl nicht zweifelhaft sein. Übrigens habe ich während fast drei Jahrzehnten immer wieder die Beobachtung gemacht, daß der Familiensinn sich am stärksten dann entfaltet, wenn ein verstorbener Verwandter beerbt werden soll, daß er aber recht klein wird gegenüber lebenden Verwandten, die auch etwas erben möchten und daß er zugrunde geht in tausend und abertausend verderblichen Erbschaftsprozessen. Der Familiensinn bewährt sich nach meinem Empfinden besser im Leben als im Tode, besser in uneigennütziger Liebe als in solcher, die auf Bezahlung rechnet, besser im Geben als im Nehmen. Wäre es gleichwohl eine Forderung des Sittengesetzes, den gelockerten Zusammenhang innerhalb der weiteren Familie dadurch künstlich zu befestigen, daß ihren Mitgliedern die Anwartschaft auf reiche Erbschaften vorbehalten bleibt, so würde damit nicht der Familiensinn im Volke, sondern nur der Familiensinn innerhalb der besitzenden Klasse gestärkt und privilegiert. Nur die Interessen der kleinen, besser gestellten Minderheit würden damit gefördert. Denn man darf nicht vergessen, daß nur die Hälfte der ganzen Bevölkerung jährlich mehr als 900 Mark Einkommen hat und daß von dieser Hälfte wiederum nur 10 v. H. mehr als 3000 Mark Einkommen beziehen. Es wäre also nur das Vorrecht eines kleinen Teiles der Bevölkerung, wenn das Vermögen Verstorbener, die keine nahen Angehörigen haben und kein Testament hinterlassen, lachenden Erben wie ein Lotteriegewinn in den Schoß geschüttet wird. Der Familiensinn der in dürftigen Verhältnissen lebenden Masse des Volkes wird damit nach wie vor nicht im mindesten gehoben. Die Masse bliebe „enterbt“ und hätte Grund zu der Klage, daß die Verteilung der materiellen Glücksgüter von Todes wegen, wie unter Lebenden, den Forderungen der Gerechtigkeit noch immer wenig entspricht. Ein so gefährlicher Zündstoff kann nicht schnell genug aus der Welt geschafft werden durch eine zugleich maßvolle und durchgreifende, in sich selbst

Digitized by Google

begründete Umgestaltung der testamentslosen Erbfolge zum Besten der Gesamtheit, mit der Wirkung, daß der Reichskasse Jahr für Jahr beträchtliche Mehreinnahmen zufließen, ohne daß dadurch ein einziger Bürger belastet wird. Daß die deutsche Regierung in Erkenntnis dieser Wahrheit als die erste von allen Großmächten mit dem Gesetzentwurf vom 3. November 1908 nicht nur der Form, sondern der Sache nach den Versuch zur Besserung des Erbrechts gemacht hat, war eine verdienstvolle Tat. Die Wiederaufnahme des Planes ist der allgemeinen Zustimmung sicher. Dafür bürgt die freundliche Aufnahme, die der Reformgedanke im Jahre 1908 bei den Organen aller Parteien von der „Kreuzzeitung" bis zum „Vorwärts" gefunden hat und die immer steigende Teilnahme, die sich unverkennbar in der Bevölkerung und an den maßgebenden Stellen der Reform zuwendet.

Aschersleben — Bamberger

Vom Mimenparlament und vom Bühnengesetz

Die stilleren Wochen vor dem Weihnachtfest wurden von Deutschlands Mimen — genauer: von der Genossenschaft Deutscher Bühnen-Angehöriger — wieder einmal zu einem sehr lauten Schauspiel mit eigener Regie benutzt. Die Delegierten-Tagung der Genossenschaft fand wieder in Berlin statt, durchaus ohne Fernhaltung der Öffentlichkeit, und die Presse berichtete an jedem der paar Tage ausführlich über die Einzelheiten des Schauspiels, das die übrige Welt eigentlich gar nichts angeht.

Es war freilich ein merkwürdiges Schauspiel voll theaterhafter Züge. Der überheizte Saal im Künstlerhaus war überfüllt mit bartlosen Künstlern und mehr oder minder anmutigen Künstlerinnen, temperamentvollen und noch viel temperamentvolleren Leuten. Die Abgeordneten der genossenschaftlichen Ortsgruppen, die an den meisten deutschen Bühnen bestehen, saßen — sofern sie nicht gerade gestikulierend aufsprangen oder schreiend standen — an langen Tischen, Schreibzeug und Drucksachen vor sich, mit einer Stimme oder mehreren bevollmächtigt, Vertreter des Volkes der Schauspieler, soweit es bisher als Volk organisiert ist. Mit einem Wort: Parlamentarier.

Und man kann sich gar nicht parlamentarischer benehmen, als sie es taten, solange sachliche Fragen behandelt wurden. Nur kam es leider fast niemals zur Verhandlung über sachliche Fragen. Im Vorder-, Mittel- und Hintergrund aller Reden und Gefühle stand, seit Jahren, der Streit um das Präsidium oder vielmehr um den einen bestimmten Präsidenten, der da mit Herrschermiene und wohlgewahrter Ruhe am Vorstandstisch saß oder stand. Er tat zunächst, was man von einem Präsidenten erwarten muß: er schlug vor, diesmal die positive Arbeit voranzustellen, da sonst vor lauter Erörterung persönlicher Angelegenheiten wieder nur sehr wenig Zeit für das „Positive" übrig bliebe. Aber mehrere Vertreter der Provinz drangen darauf, daß sofort das Werk der Klärung, die Erledigung des Streites um den Präsidenten, in Angriff genommen werde. Das sei vorerst die wahre positive Arbeit. Ehe man wisse, was denn nun an den Beschuldigungen des „Protestbundes" gegen den Präsidenten Nissen (Beschuldigung der ichsüchtigen Willkürherrschaft) Wahres sei und ob

Digitized by Google

der nissenfeindliche Hauptausschuß und der gleichgesinnte Aufsichtrat der Pension-Anstalt zu stürzen seien oder nicht, eher könne man nicht mit vereinten Kräften soziale Arbeit leisten.

So nahm denn das Werk der Klärung seinen Lauf. All die widerwärtig und unersprießlich kleinen persönlichen Streitereien, die sich schon jahrelang in den öffentlichen und nicht-öffentlichen Verhandlungen und Drucksachen der Genossenschaft breit machten, wurden wieder aufgenommen, gemehrt, verzerrt, vergröbert, zersplittert. Der Kampf der Meinungen — um nichts — führte mehrfältig zu urgewaltigem, durchaus-nicht-endenwollendem Getöse. Lange Minuten, Viertelstunden lang schrien all die stimmbegabten und stimmgeübten Delegierten durcheinander, arbeiteten verzweifelt mit Mienenspiel und weitausholenden Gebärden, sprangen an den Höhepunkten der Erörterung auf Stühle und Tische. Die Zuschauer, meist vom Volk der Delegiertenwähler, blieben auch nicht teilnahmlos. So vergingen die kostbarsten Stunden der paar Verhandlungtage unter Klatsch und Tratsch und bösem Zank. Es ist offenbar, und viele vernünftige Künstler geben es offen zu: diese Herrschaften (die an Zahl geringen, an Redelust riesengroßen Damen unter den Delegierten erst recht) b r a u c h e n die höchstgesteigerte Erregung und die Öffentlichkeit der Verhandlung. Sie müssen Pathos geben dürfen und Publikum haben, wenn sie mit aller Hingabe — eine Rolle spielen sollen. Es fällt ihnen beim allerehrlichsten Willen ungeheuer schwer, von der eignen Sache und der Einzelheit abzusehen und das Ganze sachlich ins Auge zu fassen. Keiner, der nicht redlich anfinge: man müsse sachlich werden, müsse klären; und so komme man nicht weiter, und er, Redner, sei der letzte, der Klatsch und Tratsch möchte. Aber kaum ein einziger auch, der nicht bald dann doch in eine Sackgasse geriete und sich in die eigne Beredsamkeit verliebte. Einem unparteilichen, unbenommenen Freund der Bühnenkünstlersache mußte angesichts dieser Tagung endgültig klar werden, daß das Parlamentspielen bei den Mimen (übrigens nicht ausschließlich bei den Berufsmimen!) keinen Sinn und vor allem keinen Nutzen hat.

Die „Klärung" ward ja diesmal zu guter Allerletzt wirklich erreicht. Der Präsident und seine Stützen vermochten die Anklagen der Gegner zu entkräften. Die gesamte Opposition in den Vorstandskörpern trat vom Schauplatz ab. Doch wurde dieser Sieg der Partei Nissen immerhin nicht ohne Opfer erkauft. Die Genossenschaft verlor Mitglieder, die teilweise befähigt waren, ihr noch gute Dienste zu leisten. Der Unfriede in der Genossenschaft und in vielen ihrer Ortsgruppen dauert fort. Auf dem Präsidium liegt nun noch die Aufgabe, einer verhängnisvollen Spaltung vorzubeugen, eine dauerhafte Versöhnung zum Zweck fruchtbringender Tätigkeit herbeizuführen. Die Erfahrungen bis hieher werden den fähigen und selbst nach dem Urteil mancher Gegner unersetzlichen Präsidenten gelehrt haben, daß er sorglicher als früher mindestens den Schein absolutistischen Verfahrens zu meiden hat. Gänzlich ohne Ursache pflegt so ein Krieg nicht zu entstehen. Daß nicht nur sachliche Mittel zum Niederringen der Opposition verwendet wurden, mag durch die Rücksichtlosigkeit der Gegner als entschuldbar erscheinen, darf aber nicht wieder vorkommen. Eine Genossenschaft wie diese braucht keinen Widerhall politischen Treibens. Ihre Verwaltung-Angelegenheiten sind ständig durch ein Zusammenwirken weniger Vertrauensleute zu erledigen. Und wer für die Förderung der gemein-

Digitized by Google

samen Standes-Interessen der wertvollste sei, das kann unmöglich nach den Leistungen als Versammlungredner ermessen werden. Stille, tapfere, geduldige Arbeit und organisatorische Begabung können da allein vorwärts führen.

Es ist nun neuerdings viel von einem „Reichs-Theatergesetz" die Rede. In der Allgemeinheit glaubt man schon, daß den Bühnenangehörigen für ihr gemeinsames Heil fortan zu tun fast nichts mehr übrig bleibe. Ein großer Irrtum! Die Delegiertenversammlung hatte zwar gewiß ganz recht, daß sie sich freute, als in einer kurzen Zeitspanne, die inmitten des Gezänks erübrigt wurde, der Rechtsbeistand Mitteilungen über das neue „Reichs-Theatergesetz" machte. Erfreuliche Fortschritte zugunsten der Bühnenkünstler sind ohne Zweifel erreicht. Aber große Aufgaben bleiben darnach immer noch zu bewältigen. Zunächst handelt sich's bis jetzt (wie auch richtig dazu bemerkt wurde) nur um einen Entwurf, der gegenwärtig erst endgültig zwischen Vertretern der Regierung, der Bühnenleiter und der Bühnenmitglieder erörtert werden soll und dann erst noch dem Reichstag vorgelegt werden muß. Übrigens ergibt sich dann auch im günstigsten Fall kein eigenes Reichsgesetz für die Bühnenwelt, sondern lediglich eine Änderung und Vermehrung der Bestimmungen in der Gewerbeordnung. Doch auf die Form kommt es ja auch nicht an; innerhalb der Gewerbeordnung läßt sich gar viel gewinnen, mehr als in dem Entwurf gewonnen ist. Alles aber, was dem Bühnenkünstlerstand not tut, darf nicht ausschließlich vom Ausbau der Gewerbeordnung und auch nicht von irgendeinem Reichs-Theatergesetz erwartet werden. Der Selbsthilfe (deren Voraussetzung Selbsterziehung ist) bleibt so oder so außerordentlich viel Spielraum zu fruchtbringender Betätigung.

Der neue Entwurf ist immerhin ein Entwurf der Regierung, und Fachleute sind für seine Herstellung bereits zu Rate gezogen worden. Diese vorläufigen und unverbindlichen „Grundzüge für eine gesetzliche Regelung der öffentlich-rechtlichen und privatrechtlichen Verhältnisse der Bühnenunternehmen und ähnlicher Veranstaltungen" (auch phonographische und kinematographische sind berücksichtigt) werden wahrscheinlich doch ohne wesentliche Veränderungen Gesetzeskraft erlangen. Die Bühnenwelt würde das jedenfalls dankbar aufnehmen, als eine Verbesserung ihrer gegenwärtigen Lage. Noch aber möchte man hoffen, daß an ein paar Stellen entschiedener reformiert werde. Es wäre schade, wenn das Ergebnis so vielfältigen ehrlichen Bemühens nicht mehr bedeuten sollte als einen ersten Schritt.

Auf die dreißig erneuten oder neuen Paragraphen, die das „Reichs-Theatergesetz" darstellen, braucht hier natürlich nicht des näheren eingegangen zu werden. Das Ganze zerfällt in zwei Artikel. Der erste, der in der Hauptsache schon der Gewerbeordnung einverleibt war, bringt als Neues zugunsten der Bühnenkünstler namentlich strengere Forderungen an die sittliche, „artistische" und finanzielle Zuverlässigkeit der Unternehmer und an die Räumlichkeiten, die sie den Bühnenkünstlern zur Verfügung stellen. Der zweite, größere Teil ist im wesentlichen neu. Er beschäftigt sich eingehend mit den Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer des Bühnenwesens.

Danach hat zum Beispiel der Bühnenunternehmer dem Mitglied auf Verlangen einen schriftlichen Vertrag auszustellen; das Bühnenmitglied kann auf dieses Recht nicht verzichten; der Vertrag soll nur verbindlich

Digitized by Google

sein, wenn der Beginn der Tätigkeit bestimmt nach dem Kalender bezeichnet wird. Der Unternehmer kann sich künftig auf eine Vereinbarung nicht berufen, nach der „für ihn allein der Bühnenvertrag nur unter einer Bedingung, insbesondere erst nach dem Gastspiel, oder überhaupt nicht verbindlich sein soll". Auch der Laie wird wohl ohne weiteres verstehen, vor welchen Fallstricken der Bühnenkünstler hierdurch geschützt werden soll. Die Bestimmung über die Ungültigkeit des Engagementvorbehalts bedeutet einen ziemlichen Fortschritt: der vielgehaßte „Kündigungsparagraph", der in neuerer Zeit an den besseren Bühnen ja schon abgeschafft war, wäre damit für alle Bühnen beseitigt — abgesehen freilich von der Möglichkeit, daß nun das endgültige Festwerden des Vertrags noch immer durch beiderseitige Vereinbarung von einem Vorbehalt abhängig gemacht werden darf! Das angehende Mitglied wird leider, je schutzbedürftiger es ist, um so weniger Wert darauf legen können, seinerseits das glücklich erreichte Engagement noch in der Probefrist aufzuheben. Es müßte doch durchzusetzen sein, daß alles Ausprobieren der Darsteller für eine neue Spielzeit spätestens im Frühsommer beendet sei und alle Mitglieder mit unbedingt geltenden Verträgen die vereinbarte Tätigkeit beginnen.

Erfreulich sind sicherlich die Bestimmungen, daß das Mitglied zu Nachtproben nicht verpflichtet sein soll und zu Sonntagsproben nur dann, wenn besondere Umstände es notwendig machen; ferner daß solche Proben und auch die Tage der Vorproben, vor Beginn der Spielzeit, einigermaßen befriedigend honoriert werden und daß die Geldstrafen erstens ein bestimmtes Maß nicht überschreiten, zweitens nur für gemeinnützige Zwecke verwertet werden dürfen. Die einzelnen Bestimmungen über die Gründe, die auch dem Mitglied das Recht zur Kündigung geben, bekunden ebenfalls einen ernsten Willen zu größerer Gerechtigkeit.

Unzulänglich bleibt vorläufig namentlich zweierlei. Der Anspruch auf Gehalt und Unterhalt, der bei Dienstverhinderung durch „unverschuldetes Unglück" eintritt, soll der Mutter werdenden Bühnenkünstlerin nur dann zugute kommen, wenn sie verehelicht ist, während bei unehelicher Schwangerschaft dem Bühnenunternehmer das Recht auf Kündigung „ohne Einhaltung einer Kündigungfrist" gegeben sein soll. Dieser wohlgemeinte Versuch, zur Tugend zu erziehen, ist verfehlt und kann nur üble moralische und hygienische Folgen haben. Nicht die schlechtesten, sondern die unerfahrensten, bedauernswertesten der unverheirateten Bühnenkünstlerinnen würden da betroffen. Wer die Eigenart des Bühnenlebens unbefangen betrachtet und den Mut zur Wahrheit hat, muß dafür stimmen, daß der Zustand der Schwangerschaft sachlich betrachtet und rechtlich wie eine Krankheit behandelt werde, ohne Einmengung in die Familienverhältnisse. Die unverehelichte Mutter pflegt durch ihr Alleinstehen genugsam „bestraft" zu sein; auch ist es kein Geheimnis, daß nun einmal nicht wenige der bravsten Bühnenleute in einer gar nicht „wilden" Gewissensehe leben, solange sie nicht die Mittel haben, einen Hausstand zu gründen. In vereinzelten Fällen könnten allerdings auch frivole Geschöpfe von der Gleichstellung der Mütter profitieren; aber was will das besagen gegenüber all dem Elend, das durch die tugendsame Unterscheidung bewirkt oder gesteigert würde! Sollte die Gleichberechtigung in der Tat den Moralstrengen nicht abzuringen sein, so bliebe doch zu fordern, daß ehelosen weiblichen Mitgliedern in ihrer schweren Zeit wenigstens ein Teil ihrer Gage gesichert

Digitized by Google

werde und daß sie keinesfalls in ebendieser Zeit erbarmunglos auf die Straße gesetzt werden dürfen.

Die andere Frage, die noch nicht befriedigend gelöst ward, wurde hier vor mehr als zwei Jahren ausführlich behandelt: die Frage, wer die unaufhörlichen hohen Kosten für die Bühnenkleider der Darstellerin tragen soll. In dem Entwurf sucht man sich mit einem Kompromiß zu helfen: „Der Bühnenunternehmer hat dem Mitglied die zur Aufführung eines Bühnenwerkes erforderlichen Kleidungsstücke zu liefern mit Ausnahme solcher, die ohne erhebliche Änderung außerhalb der Bühne getragen werden können." Es ist sehr hübsch, daß diese Verpflichtung (außer bei Gastspielen) „nicht durch Vertrag aufgehoben oder beschränkt werden" kann. Leider nur hilft sie darin, worauf es ankommt, so gut wie gar nichts. Gerade die modernen Frauenkleider, die den Darstellerinnen die meisten Sorgen machen und vielen mittelbar die schwersten Versuchungen bereiten, können ja schließlich alle unter die „Ausnahme" fallen. Diese bis zum Nichtssagenden dehnbare Bestimmung muß unbedingt geändert werden.

Auf alle Fälle wird hier hauptsächlich das einsetzen müssen, was den Bühnenleuten ebenso notwendig und in jeder Hinsicht heilsam ist, wie anderen Leuten und Ständen auch: Einigkeit in Selbsthilfe. Und soweit die Hebung des Bühnenkünstlerstandes den Bühnenunternehmern wirklich übergroße Opfer abfordern sollte, müssen Staat und Städte (das sei immer wieder betont!) auch über das Paragraphenmachen hinaus Wirksames für die deutsche Schaubühne tun lernen. Willy Rath

Arbeit auf Halbzeit

und verlängerte Ausbildung?

Die Klagen über die Überfüllung von Mittelschulen und Universitäten werden immer lauter. Bald sind es die Frauen, die sich nicht zu den wissenschaftlichen Berufen drängen und den Männern die Konkurrenz nicht erschweren, bald die unteren Volksschichten, Arbeiterschaft und Kleinbürgertum, die ihre Kinder nicht höheren Berufen zuführen sollen. Auch gegen das Bürgertum wird immer wieder der Vorwurf erhoben, es schätze handwerksmäßige Berufe zu gering und lotse selbst schlechtbegabte Söhne unter allerlei Qualen für Kinder, Eltern und Lehrer durch Gymnasien, Realschulen und Hochschulen, statt geistig wenig regsame einer technisch-handwerksmäßigen Ausbildung zuzuführen. Ebenso wird behauptet, die Kosten der Ausbildung stünden oft in schreiendem Mißverhältnis zu der wirtschaftlichen Lage der Eltern und zu dem Berufe selbst, den die jungen Leute dann notgedrungen ergreifen müssen. Man findet es unzweckmäßig, wenn Knaben acht Jahre lang klassische Bildung aufnehmen, um dann als kleine Post- oder Bahnbeamte unterzukommen, da sie bei dieser Beschäftigung alles mühselig aufgespeicherte, später nicht weiter verwendete Wissen allmählich vergessen; es sei ebenso töricht, versichert man uns, wenn Mädchen jahrelang verbesserte Schulen, die einen wirklich ernst nehmenden Bildungsgang ermöglichen, durchlaufen, um dann als Schreibmaschinenfräulein oder als Telephonistin beschäftigt zu werden. Noch viel bedenklicher sei es, versichert man, wenn Menschen die Hochschule absolvieren, um dann

Digitized by Google

um des lieben Brotes willen, Stellen anzunehmen, für die Hochschulbildung nicht Vorbedingung ist. Namentlich bei studierenden Frauen tritt dieser letztere Fall häufig ein, man sieht hier auf mancher Seite einen Grund gegen die weibliche Studentenschaft, zum mindesten unter den heutigen Verhältnissen.

Wir wollen hier nicht die Zweckmäßigkeit oder Unzweckmäßigkeit unsrer Lehrpläne untersuchen. Uns interessiert heute eine andre Frage: ist es notwendig, ja nur sinnvoll, die Ausbildung des jugendlichen Menschen in erster Reihe in Hinblick auf seine spätere Tätigkeit auszugestalten? Wir hören mancherlei von den Bauern auf Island und den Färöerinseln; sie besuchen Lateinschulen und pflegen Kunst. Wenn sie von ihrer Feldarbeit heimkehren, kommt es häufig vor, daß im einen oder andern Hause eine Beethovensche Sonate gespielt wird. Zum Landbau haben sie derlei gewiß nicht nötig, aber was sich bei ihnen entwickelt hat, ist ein kultivierter Menschenschlag, der neben schwerer Handarbeit geistigen Genüssen zugänglich ist. Freilich berichten die gleichen Reisenden von einem gewissen gleichmäßigen Wohlstand unter dieser Bauernbevölkerung, Bettler sollen überhaupt nicht zu sehen sein.

Was empfinden wir eigentlich als störend, wenn wir sehen, daß ein Mensch jahrelang geistig ausgebildet wird, um dann eine untergeordnete Beschäftigung ergreifen zu müssen? Weder die Ausbildung als solche, denn die meisten sind sich klar darüber, daß die durchschnittliche Bildung ein wichtiger Bestandteil der Kulturhöhe eines jeden Volkes ist, noch die Beschäftigung als solche, denn wir wissen ebenso gut, daß unsere Kultur eine ganze Reihe unselbständiger, vorwiegend auf Handarbeit beruhender Leistungen nötig hat, und ferner, daß es der Mehrzahl der Menschen weit angemessener ist, unselbständige als selbständige Arbeit zu verrichten. Auch Vorwürfe gegen den Lehrplan und die Art des Unterrichts sind etwas ganz anderes, als die Klagen über die unnütze Länge der Ausbildung. Was uns stört, ist wohl in erster Reihe das Zeitausmaß, das erst ausschließlich der Ausbildung und dann der Berufsarbeit gewidmet wird, sind in zweiter Reihe die Verhältnisse, unter denen diese Menschen dann ihre Arbeit leisten müssen. Wir sehen heute, daß der Mittelschüler bis in sein achtzehntes Lebensjahr oder noch länger von der Schule so sehr in Beschlag genommen wird, daß er daneben nur unter Opfern an Nachtruhe oder notwendiger Muße einem kleinen Verdienst nachgehen kann, trotzdem die Familie einen solchen Zuschuß oft bitter nötig hat. Noch häufiger aber werden wir beobachten, daß der Mittelschüler einen derartigen Verdienst überhaupt nicht findet und so nur vor die Wahl gestellt ist, entweder seiner Familie eine schwere Last aufzubürden oder aus der Schule auszutreten. Unser heutiges Erwerbsleben verlangt meist den ganzen Menschen oder weist ihn zurück, eine Sonderung der Beschäftigungen nach Arbeitszeit mit dementsprechend geringerer Entlohnung fehlt so gut wie völlig. Die schlechtbezahlten Arbeiter sind heute auch die am längsten Beschäftigten. Wir sehen aber auch den gleichen jungen Menschen, wenn er die Mittelschule nicht mit der Hochschule vertauscht, meist einen Beruf ergreifen, der seine Zeit und

Digitized by Google

Kraft so in Anspruch nimmt, daß wieder für geistige Muße nicht viel übrig bleibt. Dazu kommt, daß die Bezahlung in untergeordneten Berufen für verfeinerte Genüsse so gut wie keinen Spielraum läßt. Man hätte vielleicht abends noch Spannkraft genug, um ein gutes Theaterstück oder Konzert aufzunehmen, aber das läßt wieder die Kasse nicht zu; man fühlt sich vielleicht noch rege genug, um ein gutes Buch zu lesen, aber das Geld fehlt, um es zu kaufen, das Herbeischaffen aus Bibliotheken kostet Mühe und Zeit und hat man vielleicht beides überwunden, so wirken die engen dumpfen Wohnungsverhältnisse lähmend. Das Ergebnis ist, daß auch der Angestellte mit guter Schulbildung bald versumpft.

So brauchen wir eine weiter und tiefer gehende Volksbildung, aber sie müßte anders verlaufen, wir brauchen viel Handarbeit, aber sie müßte anders gestaltet werden. Strebt der junge Mensch keiner geistigen Laufbahn im eigentlichen Sinne dieses Wortes zu, so kann das Erwerbsleben ruhig mit etwa sechzehn Jahren beginnen. Aber die Erwerbsarbeit müßte für Jugendliche mindestens bis zwanzig, womöglich bis Anfang der zwanzig auf Halbzeit gesetzt sein. Neben ihr müßte noch täglicher, und zwar nicht in die Abendstunden fallender regelmäßiger Schulunterricht stattfinden. Bis heute kennen wir die verkürzte Arbeitszeit für Jugendliche bis zu sechzehn Jahren nur bei reiner fabriksmäßiger Handarbeit, und auch dann ist die Verkürzung so gering und der Fortbildungsunterricht so lückenhaft, daß von einer tatsächlichen weiteren Ausbildung der Persönlichkeit kaum die Rede sein kann. Für die weiblichen jugendlichen Arbeiter fehlt der Fortbildungsunterricht fast überall gänzlich, ebenso steht es bei den Berufen, die den Mittelschulklassen als noch weniger standesgemäß gelten, ohne geistige Anforderungen an den Menschen zu stellen. Der junge Mann, der nach beendeter Handelsschule vielleicht mit achtzehn Jahren in ein Handelshaus eintritt oder nach acht Jahren Mittelschule die unterste Sprosse der Beamtenleiter besetzen darf, gilt als „erwachsen“; auf seine weitere geistige Ausbildung, die in diesem Alter doch nicht schon als abgeschlossen gelten kann, wird weder vom Privatunternehmer, noch vom Staat als Arbeitgeber Rücksicht genommen. Und doch ist der Mensch für viele Dinge, so für politische, volkswirtschaftliche und künstlerische Ausbildung, die er als Persönlichkeit und Staatsbürger notwendig hat, erst um die zwanzig herum so recht aufnahmefähig. Wollen wir also reife, bewußte Menschen, so muß für den Durchschnitt zwischen Ausbildung und Berufsarbeit nicht ein scharfer Schnitt gemacht, sondern eine Übergangszeit geschaffen werden. Dann werden wir auch begreifen, daß die Ausbildung des Menschen nicht nur um des späteren Berufes, sondern um der Gesamtpersönlichkeit willen zu erfolgen hat. Die leidige Frage, wozu nützt das Lernen in diesen oder jenen Fächern, wenn der Mensch es nicht weiter verwertet, hört dann von selbst auf, der Nutzen äußert sich in der gehobenen Lebensweise und Lebensanschauung der Bevölkerung.

An die verkürzte Arbeitszeit des Jugendlichen mit obligatorischem Fortbildungsunterricht schließt sich die volle Beschäftigungszeit des Erwachsenen. Aber wird der Mensch, der gelernt hat, daß seine Schul-

Digitized by Google

zeit nicht einzig den Zweck hat, ihn für den Beruf vorzubereiten, sich auch darein fügen, im reifen Alter all seine Zeit der Berufsarbeit zu widmen? Wir sehen gerade einen der größten Vorteile der so verlängerten und verbesserten Ausbildung des nicht-geistigen Arbeiters darin, daß er noch schärfer gegen die lange Arbeitszeit ankämpfen wird, als dies heute schon der Fall ist. Verfolgen wir die Geschichte der Arbeiterbewegung, so sehen wir am Anfang den Kampf um Lohnerhöhung, dann um günstigere Arbeitsbedingungen, erst in dritter Reihe gewöhnlich der Kampf um Arbeitsverkürzung. Der Mensch muß bereits eine gewisse Höhe erreicht haben, um das Bedürfnis nach Muße sehr lebhaft zu empfinden. Auf einer niedrigen Stufe wird er sich mit einer langen Arbeitszeit abfinden, wenn nur seine primitivsten physischen Ruhebedürfnisse halbwegs befriedigt sind. Erst später kommt das Bedürfnis, Zeit nicht nur zum Schlafen und Essen, sondern zum geistigen Sein zu haben. Der Erwachsene muß immer mehr das Bewußtsein bekommen, daß seine Persönlichkeit neben der Berufsarbeit Rechte hat. Gewöhnt man ihn daran, daß seine jugendliche Ausbildung nicht nur um des späteren Berufes willen erfolgt, sondern den Menschen in ihm ausbilden soll, so wird es für den Menschen in sich, auch als Berufsarbeiter geistige Muße und Weiterbildung fordern. So wird die höhere Ausbildung Antrieb zur kulturellen Lebensweise auf späteren Lebensstufen, und verträgt sich auch mit niederer Berufsarbeit. A. S.-R.

Nochmals „Protestanten und Katholiken"

Was man uns, mit dem Folgenden, von katholischer Seite schreibt, geben wir natürlich sehr gern wieder, um damit den Nichtkatholiken einen unmittelbaren Einblick in das Denken unsrer katholischen Mitbürger zu ermöglichen. So bitten wir unsre protestantischen Leser, es aufzufassen. Die meisten von ihnen werden zum Beispiel im höchsten Maße erstaunt sein, daß nach katholischer Ansicht im Protestantismus weniger Gefühlsleben walten sollte, ja, daß man dort von einer „Ausschaltung des Gefühlsmomentes" im Protestantismus sprechen kann. Mir scheint aber, für so offene Aussprache, die zugleich so weit entfernt davon ist, beleidigen zu wollen, sollten wir nur dankbar sein. Wie sollen wir einander sonst kennen lernen? Und das wollen wir doch, den andern aus sich heraus verstehen. Uns gegenseitig zu überzeugen oder zu bekehren — derartige Versuche kommen mindestens für die Kunstwart-Aussprache ja gewiß nicht in Betracht.

Der Kunstwart kann sich nach meiner Meinung kaum ein größeres Verdienst um unser Vaterland erwerben als durch Vermittlung einer klärenden Aussprache zwischen Katholiken und Protestanten. Gerade jetzt sind in mehr als einer Hinsicht neutrale „Kulturparlamente" nötig, in denen eine gründliche Aussprache über alle die Kulturprobleme erfolgen kann, die durch den Streit der Parteien so gründlich verfahren sind, daß man sie kaum auch nur anrühren kann, ohne weite Kreise nervös zu machen. Und doch erfordert unsre Zeit, wenn je eine, ernsthaftes Besinnen. Die Gefahr, durch die Balkanwirren in einen

Digitized by Google

Krieg verwickelt zu werden, ist noch nicht endgültig beseitigt. Wenn aber der Krieg käme, auf wen müßte Preußen-Deutschland zählen? Die größten Bundesfürsten, der Prinzregent von Bayern und der König von Sachsen, sind katholisch, und auch der Dreibund zählt zwei katholische Glieder. An den Einfallstoren Deutschlands im Elsaß, am Rhein, in Schlesien, in Posen, sitzen Katholiken. Ringsum Katholiken. Und von diesen Verbündeten und Grenzwächtern, deren Art doch wesentlich auch von ihrem Glauben, von ihren religiösen Anschauungen bestimmt wird, wissen viele Protestanten so wenig wie von den Anschauungen der Moslim, und die Katholiken wissen von den Protestanten ebenfalls kaum mehr. Wenn eine Ermahnung not tut, so ist es die, welche Stapel im zweiten Dezemberheft des Kunstwarts aussprach: Lernt euch kennen! Ihr seid „auf Gedeih und Verderb zusammengeschmiedet" — lernt euch kennen!

Aber wie ist dieses Ziel zu erreichen? Stapel empfiehlt das Bachemsche Staatslexikon der Görresgesellschaft, ein ausgezeichnetes Werk für die, die über Zeit, Bildung und Mittel verfügen. Es gibt neben dieser Fundgrube aber auch ein bescheidenes, ganz billiges, dünnes Büchlein, das jedem verständlich und für ein paar Nickel zugänglich ist: der kleine katholische Katechismus. Aus diesem dünnen Büchlein würden die Leser eine sehr bedeutsame Erkenntnis schöpfen; nämlich die, daß die Katholiken Christen sind, eine Erkenntnis, die in weiten protestantischen Kreisen abhanden gekommen zu sein scheint. Umgekehrt liegt der Fall nicht so einfach. Den kleinen lutherischen Katechismus den Katholiken zu empfehlen, ist deshalb weniger zweckdienlich, weil der lutherische Katechismus kein anerkanntes dogmatisches Lehrbuch ist. Wenn ein Katholik einem liberalen oder freisinnigen Protestanten sagen würde: Euer Katechismus lehrt ja über Christus dasselbe wie der unsrige, da würde der Protestant vielleicht antworten: Ich denke anders, der Katechismus bindet mich ja nicht, ich erkenne ihn nicht an; über Luther sind wir hinausgewachsen. Somit ist es tatsächlich für die Protestanten leichter, Kenntnis der katholischen Lehre zu erlangen als umgekehrt. Aber eins erschwert den deutschen Protestanten dieses Kennenlernen zuweilen sehr stark: sie beobachten den Katholizismus viel öfter auf Reisen im Ausland als im eignen Vaterlande. Der romanische Katholizismus aber zeigt hier und da Formen, die das tiefinnerliche germanische Gemüt geradezu beleidigen. Wenn beispielsweise, wie ich es in Italien sah, ein erwachsenes Mädchen während der Predigt ihre Füße über die Bank vor ihr streckt, die vor ihr Sitzenden tritt und zum Auseinanderrücken zwingt, so ist das eine Ungezogenheit, die das deutsche Gemüt in heiligen Zorn versetzt. Die deutschen Protestanten tun besser, den deutschen Katholizismus kennen zu lernen und ihn also in Deutschland selbst zu beobachten. Wenn sie das täten und daneben sich den kleinen Katechismus genau ansähen, würden sie bald von allerlei Vorurteilen befreit sein.

Um das recht deutlich zu machen, greife ich als Beispiel ein sehr verbreitetes protestantisches Vorurteil heraus, das mir als Frau naheliegt. Es betrifft die Stellung des Weibes. Daß das weibliche Geschlecht in der katholischen Kirche schlechter wegkommt als in der evangelischen, gilt für ausgemacht. Mit naivem Ernste wird dieser Schluß allein schon aus der historischen Anekdote gezogen, daß auf der Synode zu Mâcon ein Geistlicher gefragt habe, ob das Weib Mensch genannt werden könne, wobei

Digitized by Google

ganz übersehen wird, daß es im Mittelalter noch keine Kirchenspaltung gegeben hat. Die Behandlung dieser Anekdote ist ein Schulbeispiel dafür, wie schiefe Urteile entstehen. Der Berichterstatter erzählt: daß „quidam ex episcopis" aufgestanden sei und gefragt habe, ob das Weib „hominem posse vocitari", eine Frage, die, wie Mausbach zeigt, nicht anthropologisch-psychologischer, sondern rein etymologischer Natur war. Dem Bischof stieß sprachlich die Schwierigkeit auf, die jedem französisch lernenden Kinde aufstößt, wenn es übersetzen soll: Die Frau ist ein Mensch. Es fragt noch heute: Ja, kann ich denn sagen: la femme est un homme? Beim Einsehen des kleinen Katechismus wird man aber alsbald einen weitern Beweis dafür finden, daß die Annahme einer ungünstigeren Stellung des weiblichen Geschlechts in der katholischen Kirche ein bloßes Vorurteil ist. Er enthält natürlich die zehn Gebote. Mit Erstaunen, glaube ich, wird nun der Protestant bemerken, daß von den zehn Geboten die letzten beiden hier anders lauten. Das neunte und das zehnte Gebot steht im katholischen Katechismus so: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, und: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Acker, Knecht, Magd, Ochs, Esel, noch alles was sein ist. Im lutherischen Katechismus aber: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, und: Du sollst nicht begehren deines Nächsten Weib, Knecht, Magd, Vieh usw. Beide Gebote sind zuungunsten des Weibes durch Luther verändert worden, dem Hause ist der Vorrang vor dem Weibe zuerkannt und ihm ein besonderes Gebot gewidmet worden. Das Weib ist, samt Knecht und Magd, auf eine Wertstufe mit dem untermenschlichen Besitz gesetzt worden.*

Gegenseitige Kenntnis tut uns vor allem not! Selbst der große Bismarck hat offen bekannt, daß er vom Wesen der katholischen Kirche nichts gewußt habe. Wie schwer hat sich seine Unkenntnis gerächt! Hätte er mehr von der katholischen Kirche gewußt, er würde den „Kulturkampf" nicht begonnen haben, denn dann hätte er sich eben gesagt, daß er wohl gewaltsam Kirchen schließen und Klöster öffnen, aber nicht die Liebe der Katholiken zu ihrer Kirche ersticken könne.

Diese Liebe zur Kirche ist in den Augen vieler Protestanten etwas Unerklärliches, ja beinah Unheimliches. Stapel weist da auf die grundverschiedene Stimmung in den beiden Konfessionen gegenüber der Kirche hin. Er berührt damit ein (oder das?) Haupthindernis gegenseitiger Fühlung. Diese Stimmungen schließen sich aus wie Moll und Dur; sie unterliegen dem Wechsel, sind aber nicht zu vereinigen. Aber wie etwa in Eliots „Mühle am Floß" das im tiefsten Innern auf Dissonanz gestimmte Geschwisterpaar trotz allem zusammenhält, durch Familienliebe einander verbunden, so sollen auch der Katholik und der Protestant trotz allem durch die Liebe zum gemeinsamen deutschen Vaterlande zusammengehalten werden und treu zueinander stehen.

Das Nichtverstehen scheint mir noch begünstigt zu werden durch eine aus der verschiedenen Grundstimmung sich ergebende Folge: Der Protestant will verstehen, begreifen, kritisch wägen, sich überzeugen. Verstand und Vernunft sind sozusagen seine religiösen Organe. Er denkt, er entscheidet, und seine Entscheidung ist souverän. Könnte er Verstand und Vernunft

* Es scheint so, daß die Sache von Luther anders gemeint war, wissen wieder die protestantischen Leser. K.-L.

Digitized by Google

aussondern und allein in die Kirche schicken, es würde genügen, der übrige Mensch könnte daheim bleiben. Der Katholik nimmt zwar auch Verstand und Vernunft mit in die Kirche, er weiß zum Beispiel begrifflich klar, daß in seiner Kirche die Weihe sich ununterbrochen von Bischof zu Bischof fortgepflanzt hat, aber auch sein Gefühl, seine Phantasie, seine Sinne begleiten ihn, der ganze Mensch wird gefaßt. Der Katholik kniet nieder, hebt die Hände und betet an, der Protestant faltet die Hände und versinkt sinnend tief in sich selbst. Sein Gottesdienst vollzieht sich im Intellekt. Das findet der Katholik kalt, nüchtern. Der Protestant dagegen findet den katholischen Gottesdienst ungeistig, sinnlich, weichlich. Er weist das Moment der Schönheit, den künstlerischen Einschlag als störend ab, der Katholik kann ihn nicht entbehren. Sobald er in seine Kirche kommt, ist er ganz zu Hause und — wie zu Hause — richtet er sich ein. Das Hirn kann dem Ritus tiefbohrend folgen, aber es kann sich, müde, auch rein rezeptiv verhalten, sich hingeben. Die Phantasie kann schaffen, das Gefühl kann sich erwärmen oder sich tragen lassen, wie es dem Bedürfnis entspricht. Mit verschiedenen Graden innerlicher Beteiligung wohnt der Gläubige einem Schauspiel bei. Immer findet die menschliche Stimmung ihre Rechnung. So entsteht eine Zusammengehörigkeit, die ohne Gefühlsmomente nicht möglich wäre. Intellekt und Gewissen sind Größen allerersten Ranges, aber — Liebe ist ihnen wesensfremd. Der innige Zusammenhang mit der Kirche ist für zahllose Einsame, Arme, Entgleiste der letzte Halt, das einzige Glück, der beste Trost; für Geistesarbeiter vielleicht die einzige Lebenswärme, und alles dies eben durch das Gefühlsmoment, das im Protestantismus ausgeschaltet ist. Wenn die Protestanten dies nur schwer, vielleicht überhaupt nicht — verstehen können, so können umgekehrt die Katholiken wieder infolge des starken religiösen Gefühlseinschlags und des Bewußtseins, getragen zu werden, nur schwer — vielleicht überhaupt nicht — die entschlossene Charakterstärke des Protestanten verstehen, nur schwer die Gemüts- und Willensstärke würdigen, zu der der einzelne Protestant sich wesentlich leichter entwickelt als der Katholik, weil jener auf sich gestellt ist und der religiösen Fragen allein Herr werden muß. Er ist einzeln eine Welt für sich und mehr und mehr zur Assoziation im Großen unlustig, der Katholik fühlt sich stark in der Masse. Wollen wir zu einer Formel kommen, so könnten wir vielleicht sagen: Der protestantische Gottesdienst ist mehr und mehr verstandesmäßig beschnitten, intellektualisiert worden, nur in den alten herrlichen Liedern klingt und singt religiöser Aufschwung. Der katholische Gottesdienst ist im eigentlichen, undefinierbaren Sinne Religion, das heißt Geheimnis, und zwar im Gewande künstlerischer Schönheit. Aus dem katholischen Gottesdienst weht ein Hauch, den der protestantische nicht mehr will, während er im jüdischen Ritus fühlbar wird, in dem Ritus, der das unsterbliche Verdienst hat, zuerst den einigen Gott verherrlicht zu haben. Auch in der Synagoge birgt den Gläubigen der sternbesäte Vorhang unter den Gesetzestafeln, was kein Verstand begreift, keine Mathematik beweisen, kein Rechner erklären, keine Sonde finden kann: die Gegenwart Gottes. Elisabeth Gnauck-Kühne

Digitized by Google

Hoffnungen und Wirklichkeiten

Zum sächsischen Volksschulgesetze

In Kulturfragen versöhnen sich die Gegensätze schwerer als in wirtschaftlichen Dingen. An dieser Tatsache ist das sächsische Volksschulgesetz gescheitert trotz der darauf verwendeten Riesenarbeit und trotz des überall vorhandenen guten Willens zur Verständigung. Die letzten Klippen, an denen das Schiff der Verhandlungen zerschellte, waren die Fragen des Religionsunterrichtes, der allgemeinen Volksschule und der Schulgeldfreiheit. Es ist wichtig, den Verlauf des sogenannten Vereinigungsverfahrens zwischen den beiden Ständekammern des Landtags kurz darzustellen. Denn nunmehr werden die einander gegenüberstehenden Parteien sich gegenseitig die Schuld am Scheitern zuschieben. Es ist aber wohl müßig, hier von einer Schuld zu sprechen, wo jede Partei geglaubt hat, nach innerster Überzeugung handeln zu müssen. Also: die liberale Partei, wie einmal die Mehrheit genannt werden möge, forderte, daß in das Gesetz eine Bestimmung aufgenommen werde, nach der der Religionsunterricht im Geiste der Kirche, aber ohne Bindung an den Buchstaben der Bekenntnisformeln erteilt werden soll; eine Forderung, die sich aus den Kämpfen um den Religionsunterricht herauskristallisiert hat und aus liberalen kirchlichen Kreisen stammt. Diese Bestimmung erschien der konservativen Partei unannehmbar. Bemerkenswert ist, daß nicht so sehr der Inhalt der Bestimmung beanstandet wird, sondern ihre Aufnahme in das Gesetz. Durchaus bezeichnend ist es, daß die beiden Vertreter der evangelischen Landeskirche in der Ersten Kammer neben dem Vertreter der Universität unter allen Rednern zu dem Inhalte der Bestimmung die freieste Stellung eingenommen haben. Aber die Erste Kammer fürchtet, daß der geforderte Satz wie eine Provokation, wie eine Aufforderung an die Lehrer wirken müßte, den Unterricht vom Bekenntnis loszulösen. Daß er nicht so verstanden werden dürfe, daß Staat und Kirche, daß auch die Öffentlichkeit unzutreffende Auslegung verhindern müsse, war von den Rednern der Liberalen vorbehaltlos ausgesprochen worden. Ja, man ging von dieser Seite noch weiter und schlug eine Fassung vor, die auch einen Schutz gegen die Lehrwillkür enthielt. Umsonst. Was die Rechte zugestehen wollte, war: jede derartige Bestimmung aus dem Gesetze auszulassen. Das war selbstverständlich nur eine Scheinlösung der Aufgabe. Die Linke hätte vielleicht darauf eingehen und sich mit einer Resolution begnügen können, wenn nicht die Rechte zugleich gefordert hätte, daß das sogenannte Bekenntnisgelöbnis der Lehrer, das die Liberalen ablehnen, wieder in das Gesetz aufgenommen würde. Von zwei Rednern der Rechten wurde dieses Gelöbnis als eine „historische Überlieferung", als neben dem Diensteid „nicht unbedingt nötig" bezeichnet. Den Liberalen wäre seine Aufnahme vielleicht möglich gewesen, wenn die Rechte die Aufnahme der Bestimmung über den Religionsunterricht zugegeben hätte. Dies ist nicht geschehen.

Die Forderung der allgemeinen Volksschule wird absichtlich und unabsichtlich falsch verstanden. Es soll nicht eine für das ganze Land, für die Großstadt wie für das Gebirgsdorf gleiche Volksschule erstrebt werden; aber das wird gefordert, daß an *einem* Orte nur *eine Art* von Volksschule bestehen soll. Und diese soll natürlich aufs beste eingerichtet sein, soll —

Digitized by Google

wo irgend möglich — auch weitergehende Bildungsbedürfnisse befriedigen; zu diesem Zwecke soll in ihr eine sogenannte höhere Abteilung gebildet werden, die in der Regel mit dem fünften, frühestens aber mit dem dritten Schuljahre beginnen soll. Die rechte Partei fordert eine nach dem Schulgelde erfolgende Zweiteilung der Schule. Das ist natürlich das Gegenteil der allgemeinen Volksschule. Und es wurde in dem Vereinigungsverfahren mit Recht darauf hingewiesen, daß es in dieser Frage nur ein Entweder-Oder, keine Vermittlung gibt. Die Frage der allgemeinen Volksschule wird immer mit der des Schulgeldes verkoppelt sein. Sachsen hat noch den Schulgeldzwang, den die Erste Kammer beibehalten wollte; der Regierungsentwurf wollte den Gemeinden überlassen, Schulgeld zu erheben oder nicht; die liberale Mehrheit forderte Schulgeldfreiheit. In dieser Frage hätte man sich auf den Regierungsentwurf einigen können, wenn nicht die Frage der allgemeinen Volksschule hereingespielt hätte. Die Erste Kammer gestand diese nicht zu, und die von ihr vorgeschlagene Lösung, für die allgemeine Volksschule die Schulgelderhebung den Gemeinden freizugeben, für die höhere Volksschule sie aber vorzuschreiben, war für die Liberalen unannehmbar. Sie haben die fakultative Beibehaltung des Schulgeldes zugestanden, forderten aber, daß dieses — zwar nach dem Einkommen abgestuft — aber für beide Abteilungen der Volksschule gleichhoch sein müsse. Es ist nicht zweifelhaft, daß in bezug auf die allgemeine Volksschule ein Teil der Konservativen, vor allem die, die ländliche Kreise vertreten, zu Zugeständnissen bereit gewesen wäre; in diesem Punkte aber haben die Vertreter der Großstädte widerstanden. Eine Einigung war unmöglich.

Die drei Hauptfragen, die im Vereinigungsverfahren behandelt worden sind, erschöpfen nicht, was bei einer neuen Schulgesetzgebung grundsätzlich zu regeln ist; aber sie bilden doch den Kern des Ganzen. Auf sie muß darum das Augenmerk besonders gerichtet werden, wenn der Boden für ein späteres Gesetz bereitet werden soll. Ein solches wird ja kommen; es muß der Gegenwart angepaßt sein und der Zukunft Wege weisen. Das heißt aber: es muß liberale Forderungen erfüllen. Niemand wird dem Umsturz auf dem Gebiete der Volksschule das Wort reden, und wie nun einmal die Verhältnisse liegen, muß der konservativen Minderheit Rechnung getragen werden; aber der Fortschritt muß doch in der Richtung liegen, in welche die Forderungen der liberalen Mehrheit den Weg weisen.

Mit dem Scheitern der Verhandlungen im Landtage ist nun die Angelegenheit der Öffentlichkeit zurückgegeben worden; die geistig führenden Schichten des Volkes müssen sie weiter verfolgen, müssen einem späteren Gesetze den Boden bereiten helfen. Das *kann* nur geschehen, wenn das erwachte Interesse nicht wieder einschläft, wenn die Volksschule wirklich zu einer Volkssache wird. Das *soll* aber nur geschehen mit dem Wunsche einer tatsächlichen Verständigung, die freilich nur möglich ist, wenn die extremen Rufer im Streite schweigen, wenn Gründe und nicht Vorurteile entscheiden, wenn Maß gehalten wird vor allem auch in der Form der Kritik. Die Lösung der Grundfragen muß dadurch vorbereitet werden, daß maßgebende Faktoren praktische Versuche anstellen. Das ist möglich auch bei den bestehenden gesetzlichen Bestimmungen.

Es ist eine gewalttätige Lösung der Religionsfrage, wenn man den Religionsunterricht einfach aus der Schule herausnimmt und der Kirche überweist. Das Problem selbst ist doch damit gar nicht berührt. Ander-

Digitized by Google

seits wird man der Kirche das Recht hier mitzuraten nicht absprechen können. Freilich besteht eine Möglichkeit, des Problems Herr zu werden, innerhalb der beiden christlichen Konfessionen, nicht bei der katholischen Kirche; die katholische Auffassung duldet ja die Problemstellung nicht, für sie ist die Kirche uneingeschränkt maßgebend. Die evangelische Auffassung aber fordert die Lösung der schweren Aufgabe, die die Antwort auf drei Fragen in sich birgt: Wie kann die Schule der Tatsache gerecht werden, daß das evangelische Christentum streng- und freigläubige Anschauungen in sich vereinigt? Wie können die gesetzlichen Bestimmungen der persönlichen Glaubens- und Gewissensfreiheit des Lehrers gerecht werden? Wie kann der Religionsunterricht der pädagogischen Forderung, daß die Fassungskraft des Kindes für die Art und den Umfang des Lehrstoffs zu beachten ist, gerecht werden? Die Wege zur Lösung dieser Fragen sollen hier nicht weiter verfolgt, nur das möge angedeutet werden, daß sie nicht gelöst werden können durch den Geist des Evangelisch-lutherischen Schulvereins, anderseits aber auch nicht durch den Vorschlag, der von der Lehrerschaft stark unterstützt wird, einen unkonfessionellen christlichen Religionsunterricht zu erteilen. Die Verständigung zwischen diesen beiden Extremen ist ausgeschlossen. An einer wirklichen Lösung müßten sich demnach die Vertreter der Kirche, die entweder selbst einen freieren Glaubensstandpunkt einnehmen oder diesen doch als vollberechtigt anerkennen und diejenigen Lehrer, die, wenn auch ohne Bindung an den Buchstaben, so doch im Geiste der Kirche zu lehren bereit sind, gemeinsam beteiligen. Gerade diejenigen also, die in den hinter uns liegenden Kämpfen sehr zum Schaden der Sache wesentlich zurückgetreten sind. Und zu ihnen müßten die Gebildeten des Volkes treten, die — abgesehen von den Heißspornen — jetzt noch der wichtigen Frage fast gleichgültig gegenüberstehen.

Die Frage der allgemeinen Volksschule ist für viele, und gerade für viele Gebildete, leider im gegnerischen Sinne entschieden. Für manchen sonst klarschauenden und durchaus sozial empfindenden Mann ist bei uns eine Schule, in der arme und reiche Kinder nebeneinander sitzen, etwas Unfaßbares. Das ist tief zu beklagen, vor allem deshalb, weil man diese Anschauung, die lediglich auf dem Herkommen beruht und in andern deutschen Gauen längst durch die Tatsachen widerlegt ist, mit Gründen zu stützen versucht, die, folgerichtig weitergedacht, die völkische Zusammengehörigkeit ernstlich in Frage stellen. Hier gilt es vor allem Kampf gegen den eigenen Hochmut, gegen den Standesdünkel und die Eitelkeit. Erst wenn die Volksschule wirklich eine Schule des ganzen Volks geworden sein wird, wird auch das ganze Volk, werden vor allem auch die höheren Stände lebendiges Interesse daran betätigen. Freilich hat die Standesschule einen mächtigen Helfer in der Schulfinanzpolitik vieler Gemeinden. Das hohe Schulgeld in den mittleren und höheren Volksschulen bedeutet einen wichtigen Faktor in ihrem Schulhaushalte; um diese Einnahme nicht zu verlieren, stimmt mancher Gemeindevertreter gegen eine schulgeldfreie allgemeine Volksschule. Und doch ist diese Einnahme nicht einmal finanziell entscheidend, sondern vielmehr der auf jedes Kind kommende Zuschuß aus der Gemeindekasse. Noch viel weniger ist es vom Standpunkte der Gemeinde aus, die doch eben die Gemeinschaft aller gleichberechtigten Bürger ist, gerechtfertigt, die Sonderung der Kinder nach dem Schulgelde zu schaffen. Je höher das Schulgeld ist, um

Digitized by Google

so mehr ist eine Schule als Standesschule gekennzeichnet. Die Forderung der allgemeinen Volksschule und der Schulgeldfreiheit wendet sich also an das soziale Empfinden der bessergestellten und gebildeten Männer, die in der Gemeindepolitik tätig sind. Der allmähliche Abbau der Schulgeldsätze in den höheren Volksschulen, die allmähliche innere Angleichung der bestehenden Volksschularten kann ohne gesetzlichen Zwang vorgenommen werden; vor allem müßte man zunächst dahin streben, an den Orten, an denen drei Arten von Volksschulen bestehen, eine davon einzuziehen. Das Wichtigste aber, was geschehen muß, ist die Erziehung des jüngeren Geschlechtes zu sozial denkenden Menschen.

Merkwürdig ist, daß in den Vergleichsverhandlungen des sächsischen Landtags zwei Grundfragen ganz zurückgetreten sind: die Konfessionalität der Schule und die der amtlichen Stellung des Lehrerstandes. In bezug auf die letztere ist der Erfolg derjenigen, die für die Lehrerforderungen — wenn auch in beschränktem Maße — eingetreten sind, sehr gering gewesen. Der Lehrerstand wird noch nicht so gewürdigt, wie er es wünschen muß und wie er es im allgemeinen ganz gewiß auch verdient; wieweit daran die Taktik der Lehrerorganisation, wieweit beklagenswerte Einzelerscheinungen und wieweit Übelwollen und Verständnislosigkeit der Nichtlehrer an diesem Umstande schuld sind, bleibe hier unerörtert. Jedenfalls bedarf der Volksschullehrerstand der Unterstützung weiterer Kreise, wenn er sich nicht im Kampfe um die Schule und um seine Zukunft erschöpfen soll. In der Frage der konfessionellen Trennung der Schule hat die nationalliberale Partei schon im Anfange der Verhandlungen nachgegeben, um nicht das ganze Reformwerk mit dieser allerschwierigsten Frage zu belasten. Freilich ist diese Frage damit nicht erledigt. Wohin die konfessionelle Spaltung unser Volk führen muß, wenn nicht die national einigenden Kräfte sich bald stärker geltend machen, das lehrt ja ein Blick auf die gegenwärtige Reichspolitik. Die Erkenntnis, daß das Religiöse, an sich das Höchste im Menschen, einen begrenzten Geltungsbereich hat, daß es, wenn es mit anderen Fragen verquickt wird, an Würde verlieren, ja zum Unsegen werden kann, diese Erkenntnis muß das ganze Volk durchdringen. Selbst die Vertreter der Kirche sollten sich dieser Erkenntnis nicht verschließen und im Interesse ihrer tieferen Aufgabe der Veräußerlichung des Religiösen kraftvoll entgegentreten. In diesem Punkte kann freilich nur der Staat selbst das entscheidende Machtwort sprechen.

Möge einem späteren Volksschulgesetz ein günstigeres Geschick beschieden sein!

R. Seyfert

Lose Blätter

Zu Wielands hundertstem Todestag

[Wieland gehört gewiß zu den Großen unsrer Literatur, die nur mehr geschichtlich gewertet werden. Aber solches Zurücktreten aus dem lebendigen Wirken in die Erinnerungen der Nation braucht nicht immer zu bedeuten, daß die ehemals hochgeschätzten Verdienste erledigt und tot seien: es kann auch bedeuten, daß sich das Dauernde in ihnen mit unserm geistigen Leben restlos verschmolzen hat. In solchem ehrenvollen Sinne

Digitized by Google

ist Wieland geschichtlich geworden. Wir lernen in der Schule, was unsre Literatur ihm zu danken hat: wertvolle Formen, in die spätere, weniger konziliante, mehr sich selbst eigne Geister ihr im tieferen Sinne schöpferisches Wollen und Vollbringen gießen konnten. Er schmeidigt die Sprache, er gewinnt die Teilnahme der Einflußreichen in der Nation für das heimische Schrifttum, sein Agathon ist das erste Vorbild des „Bildungsromans", der vom „Wilhelm Meister" bis zum „Grünen Heinrich" und seinen jüngsten Nachfolgern in unsrer Literatur eine so bedeutende Rolle spielt. Er war ein unendlich rühriger, treuer und glücklicher Helfer für die noch wenig organisierte, auf wenigen vereinzelten Kräften ruhende deutsche Bildung, von höchstem Verdienste, ja unentbehrlich für ihre Ausbreitung, Ausgleichung, Anpassung und ihren Einfluß. Ohne eine Kraft wie die seine, so viele Schwächen sie zugleich mitbedingen mochte, wäre es den Heroen dieser und der nächsten Zeit viel schwerer geworden, in der Nation sich vernehmlich zu machen und auf sie zu wirken. Gewiß: eine solche Rolle ist voll von Zugeständnissen, unschöpferischen Halbheiten, oft allzu vielseitig, als daß sie eignen Wuchs wahren könnte. Aber eine oft rührende, immer liebenswürdige Selbstbescheidung vor den Heroen, verbunden mit einer sicheren Selbsteinschätzung den Ebenbürtigen gegenüber, gibt dem feinen Herrn doch auch die lauterste innere Würde. Mit Recht kann man die Stelle in der genialen Satire des jungen Goethe, da Wieland beim Anblick des kolossalen Herkules erschrocken ausruft: „Ich vermutete einen stattlichen Mann mittlerer Größe — —" auf Wielands innerstes Wesen deuten; aber er wollte auch nie mehr geben als er hatte, und das sicherte ihm doch letzten Endes jene schöpferische Wirksamkeit, die im Leben der Nation und im geistigen Leben überhaupt fortzeugt.

Wir bringen im folgenden einige Proben, die uns die Wesenszüge von Wielands Persönlichkeit recht glücklich zu zeigen scheinen. Das neben den bekannteren Versleistungen Wielands erstaunlich lebendige Gedicht „An Psyche" zeigt seine Fähigkeit zur Hingabe, wie sie sich bis zur schöpferischen Begeisterung steigert: Wieland beginnt hier in der Schilderung des jungen genialen Goethe mit dessen Sprache und Bildkraft zu reden. Das Gedicht ist an die Gastgeberin gerichtet, bei der Wieland Goethen in einer Neujahrsgesellschaft traf. Es gehört nicht nur ganz ohne Zweifel zu den besten „Bildern", die wir überhaupt von Goethe haben, nein, es fragt sich, ob irgendein anderes dieses „Phänomen" so unmittelbar miterleben lasse, wie Wielands köstliches Gedicht.

Daß diese Hingabe sich nicht wahllos verschenkte, sagen uns die zeitgeschichtlich recht merkwürdigen Stellen aus den Briefen an die Fürstin von Neuwied, in denen Wieland seine Zusammenkunft mit Napoleon schildert: Bei aller natürlichen Bewunderung für den Eroberer, vor dem in Erfurt das ganze fürstliche Deutschland auf den Knien lag, behält der klare, anspruchslose alte Herr doch Reserve genug, Napoleon zu durchschauen — was Goethen bekanntlich bei der gleichen Gelegenheit nicht so völlig gelang.

Das Stück aus der Geschichte der Abderiten zeigt endlich Wielands Dichtung dort, wo sie heute noch am meisten lebendig ist: bei der ironischen und satirischen Schilderung deutscher Kulturzustände, die damals in der Enge eines zersplitterten Vaterlandes besonders zweckwidrig gediehen, heute aber auch noch keineswegs verschwunden sind. Das Buch

Digitized by Google

von den Abderiten ist ein unterhaltsam und geistvoll durchgeführtes Bild deutschen Kleinstadtlebens — wie es ja bei uns bekanntlich auch in den größten Großstädten nicht fehlt. Wir drucken die Proben aus den Werken nach der bei Bong & Co. in Berlin erschienenen Ausgabe in drei Bänden, die Bernhard von Jacobi besorgt und mit guten Einleitungen versehen hat.

An einer Volksausgabe Wielands, die das heut noch Lebendige recht heraushöbe, fehlt es eigentlich. Das geht nicht wohl an, ohne seine Briefe heranzuziehen. Zudem sind manche Stellen in wenig bekannten Schriften merkwürdig frisch weitergrünende „Oasen". Die Aufgabe ist deshalb nichts weniger als leicht. U]

An Psyche

Verwünscht! in welchem Gesicht
Dies Rütteln mich unterbricht!
Ihr holden Seelen,
Noch sah ich euch kaum!
Wo seid ihr? Ach, Psyche,
Es war nur ein Traum!
O laß dir'n erzählen,
Den herrlichen Traum!

Mir träumt, auf einem Muschelwagen,
Vor welchen Amor mit eigener Hand
Vier weiße Tauben der Venus gespannt,
Würd ich auf Wolken dahergetragen.
Ein Amorino mit goldnem Flügel
Stund vor der Muschel, hielt die Zügel,
Regierte mit einem Lilienstab
Die Täubchen Wolken auf und ab.
Es wallt ein Nebel um Tal und Hügel;
Wir schwammen daher; der Nebel zerfloß;
Da stund auf einmal ein Feenschloß
Vor meinen Augen. Erdwärts schlüpfte
Der Wagen; ich sprang herunter; hüpfte
Dem Schlosse zu, fand offen die Pforte,
Stieg. — — Doch wozu so viele Worte?
Der Himmel weiß, wie mir geschah,
Genug, auf einmal war ich da.
Und rate, wen ich zum ersten sah
An diesem zauberischen Orte?
O Freude! Psyche, auch du warst da!
Kamst lächelnd mir entgegengegangen,
Und denke nur, du Grazie — — traun!
Ein kleiner Zwitter von Amor und Faun,
Trotzig und lieblich anzuschaun,
Mit blauen Augen und Lilienwangen,
Schmiegte sich kosend wie Ledas Schwan
An deinen sanften Busen an.
Ein edler Ritter stand dabei,
Tapfer und bieder, wahr und treu,

Digitized by Google

Dem sah man an den Augen an,
Daß er das Beste dabei getan.
Auch flog mir entgegen ein Fräulein zart
Von jener echten Jungfrauenart,
Die ohne ihr Bestreben noch Sinnen
Ganz sachte das Herz uns abgewinnen;
Die ungekünstelt, gut und rein
Das Auge vielleicht, das Herz nie trügen
Und in der Stille sich begnügen,
Was andre scheinen wollen, zu sein.

Von der Fee des Orts sag ich dir nichts,
Die ist und bleibt ein Engel des Lichts!
Von Geist und Herz stets groß und kräftig,
Das Gute zu wirken stets geschäftig,
An Reiz ein Weib, ein Mann an Mut,
Ruhig und sanft, mit Ätnas Glut,
Ein Marmorbild bei eignem Leiden
Und immer glücklich in andrer Freuden.
Allein wozu noch Wasser ins Meer?
Wer kennt und liebt und ehrt sie mehr
Als du? — — Nun denke, wie selig ich war!
Wie alles so schön, so heiter und klar,
So lieb und wonniglich um mich her!
Als ob nun alles im Himmel, auf Erden
Und unter der Erden glücklich wär
Und mit mir müßte glücklich werden.
Und wie die süßen Erinnerungen
Der Stunden, die ich einst zugleich
In diesem kleinen Himmelreich
Genossen, ihr holden Seelen, mit euch,
Durch all mein Wesen wieder erklungen!
Und, Psyche, fühle dazu: es war
Der erste Tag im neuen Jahr,
In dem von hundert seligen Tagen
Die Ahndungen eingewickelt lagen!

Und als wir nun so um und um
Eins an dem andern glücklich waren
Wie Geister im Elysium,
Auf einmal stand in unsrer Mitten
Ein Zaubrer! — — Aber denke nicht,
Er kam mit unglückschwangerm Gesicht
Auf einem Drachen angeritten!
Ein schöner Hexenmeister es war,
Mit einem schwarzen Augenpaar,
Zaubernden Augen voll Götterblicken,
Gleich mächtig, zu töten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr,

Digitized by Google

Ein echter Geisterkönig, daher;
Und niemand fragte: „Wer ist denn der?“
Wir fühlten beim ersten Blick, 's war er!
Wir fühlten's mit allen unsern Sinnen
Durch alle unsre Adern rinnen.
So hat sich nie in Gottes Welt
Ein Menschensohn uns dargestellt,
Der alle Güte und alle Gewalt
Der Menschheit so in sich vereinigt!
So feines Gold, ganz innrer Gehalt,
Von fremden Schlacken so ganz gereinigt!
Der, unzerdrückt von ihrer Last,
So mächtig alle Natur umfaßt,
So tief in jedes Wesen sich gräbt
Und doch so innig im Ganzen lebt!

Das laß mir einen Zaubrer sein!
Wie wurden mit ihm die Tage zu Stunden!
Die Stunden, wie augenblicks verschwunden!
Und wieder Augenblicke, so reich,
An innerm Werte Tagen gleich!
Was macht er nicht aus unsern Seelen?
Wer schmelzt wie er die Lust im Schmerz?
Wer kann so lieblich ängsten und quälen?
In süßern Tränen zerschmelzen das Herz?
Wer aus der Seelen innersten Tiefen
Mit solch entzückendem Ungestüm
Gefühle erwecken, die ohne ihm
Uns selbst verborgen im Dunkeln schliefen?

O welche Gesichte, welche Szenen
Hieß er vor unsern Augen entstehn!
Wir wähnten nicht, zu hören, zu sehn;
Wir sahn! Wer malt wie er? so schön,
Und immer ohne zu verschönen!
So wunderbarlich wahr! So neu
Und dennoch Zug vor Zug so treu?
Doch wie, was sag ich, malen? Er schafft,
Mit wahrer, mächtiger Schöpferskraft
Erschafft er Menschen; sie atmen, sie streben!
In ihren innersten Fasern ist Leben!
Und jedes so ganz es selbst, so rein!
Könnte nie etwas anders sein!
Ist immer echter Mensch der Natur,
Nie Hirngespinst, nie Karikatur,
Nie kahles Gerippe von Schulmoral,
Nie überspanntes Ideal!

Noch einmal Psyche, wie flogen die Stunden

Digitized by Google

Durch meines Zaubrers Kunst vorbei!
Und wenn wir dachten, wir hätten's gefunden
Und, was er sei, nun ganz empfunden,
Wie wurd er so schnell uns wieder neu!
Entschlüpfte plötzlich dem satten Blick
Und kam in andrer Gestalt zurück;
Ließ neue Reize sich uns entfalten,
Und jede der tausendfachen Gestalten
So ungezwungen, so völlig sein,
Man mußte sie für die wahre halten!
Nahm unsre Herzen in jeder ein,
Schien immer nichts davon zu sehen
Und, wenn er immer glänzend und groß
Ringsumher Wärme und Licht ergoß,
Sich nur um seine Achse zu drehen.

O Psyche, warum ist unser Glück
Hienieden nur immer ein Augenblick?
In seligem Taumel genoß ich ihn kaum,
Weg war der zauberische Traum!
Und ich — — wie weit von dir verschlagen!
In einem alten Rumpelwagen,
Nicht mehr durch lüftiger Wolken Höh
Leichtschwebend von Amors Tauben getragen,
Gezogen durch ungebahnten Schnee,
Vom Nebel gebeizt, vom Frost gezwickt
Und immer weiter — — dir entrückt!

Zwar saß in diesen Fährlichkeiten
Mir unser Zaubrer noch zur Seiten;
Doch wenig half itzt ihm und mir
Sein Nostradamus! Er konnt, ums Leben,
Nur nicht den Pferden Flügel geben!
Da saßen wir große Geister, wir!
In Pelze vermummt als wie die Bären
Und (unsern Genienstand in Ehren!)
An Leib und Seele sehr kontrakt
Und gähnten einander an im Takt.
Und stell dir vor (dies ist kein Scherz!)
Daß ich, trotz meiner dicken Kruste
Von Frost und Dummheit um Kopf und Herz,
Dem Zaubrer — — Märchen erzählen mußte!

Wieland bei Napoleon

Erfurt, 14. Oktober 1808

Natürlicherweise wissen Sie, was alle Welt weiß, und wovon alle öffentlichen Tageblätter voll sind, daß die Stadt Erfurt seit dem Ende des vorigen Monats die Szene einer der außerordentlichsten Begebenheiten unsrer wundervollen Zeit ist — einer Zusammenkunft von zwei Kaisern,

Digitized by Google

vier Königen, acht regierenden und nicht regierenden Herzogen und einer unzählbaren Menge deutscher, französischer und russischer Matadors und Magnaten, um, womöglich, aller Fehde ein Ende zu machen, und Asträa mit ihrem ganzen wohltätigen Gefolge vom Himmel auf die Erde zu komplementieren. So etwas wenigstens mußte es sein (wiewohl freilich, außer den beiden Hauptpersonen und ihren trautesten Ministern, kein Mensch — selbst die Könige nicht ausgenommen — wußten, was eigentlich der Gegenstand und Zweck einer so brühanten und brillianten, nie erhörten Zusammenkunft war).

Am 6. d. M. kamen alle diese Majestäten, Hoheiten, Durchlauchten und Exzellenzen nach Weimar, wo zu ihrem Empfang, wie leicht zu erachten, alles unter und über sich ging. Der französische Kaiser hatte, um die Fête vollständiger und außerordentlicher zu machen, auch seine Comediens ordinaires von Erfurt herüber kommen lassen, und auf ein großes Treibjagen und ein großes Diner an drei Tafeln, folgte la mort de Cesar, von Voltaire, und auf diesen ein glänzender Ball. Ich, der sich von jeher, soviel ich nur immer vermochte, von den Erdengöttern fern hielt, hatte mir (trotz meiner Begierde, den außerordentlichsten Mann unsrer und, meines Wissens, aller Zeiten in der Nähe zu sehen) — vorgenommen, nicht bei Hofe zu erscheinen, weil ich mir's zum Gesetz gemacht habe, von meinem seit mehreren Jahren unvermerkt erhaltenen Vorrecht vor andern meines Standes und Rangs, niemals einen eigenmächtigen Gebrauch zu machen. Diesmal ging ich sogar soweit, daß ich eine Einladung, beim Ball zu erscheinen, die ich schon früh morgens von der Herzogin erhalten hatte, unter Vorschützung meiner Gesundheit, welche solche Abweichungen von meiner gewöhnlichen Lebensart nicht mehr ertragen könne, abgelehnt hatte. Aber N. fragte zweimal nach mir und schien verwundert, da er mich im Schauspiel in einer seinem Sitze ziemlich nahen Loge gesehen hatte, mich nicht beim Ball zu sehen. — Dies ließ mir die Herzogin wissen und nun war kein anderer Rat, als mich in den Hofwagen, der mir geschickt wurde, zu setzen und — in meinem gewöhnlichen accoutrement, . . . eine Calotte auf dem Kopfe, ungepudert, ohne Degen und in Tuchstiefeln (übrigens anständig kostümiert) im Tanzsaal zu erscheinen. Es war gegen halb 11 Uhr. Kaum war ich etliche Minuten da gewesen, so kam N. von einer anderen Seite des Saales auf mich zu; die Herzogin präsentierte mich ihm selbst, und er sagte mir leutselig — das Gewöhnliche, indem er mich zugleich scharf ins Auge faßte. Schwerlich hat wohl jemals ein Sterblicher die Gabe, einen Menschen gleich auf den ersten Blick zu durchschauen und (wie man zu sagen pflegt) wegzuhaben, in einem höhren Grad besessen, als N. Er sah, daß ich, meiner leidigen Celebrität zu trotz, ein schlichter, anspruchloser alter Mann war, und da er (wie es schien) auf immer einen guten Eindruck auf mich machen wollte, so verwandelte er sich augenblicklich in die Form, in welcher er sicher sein konnte, seine Absicht zu erhalten. In meinem Leben habe ich keinen einfachern, ruhigern, sanftern und anspruchlosern Menschensohn gesehen. Keine Spur, daß der Mann, der mit mir sprach, ein großer Monarch zu sein sich bewußt war. Er unterhielt sich mit mir wie ein alter Bekannter mit seinesgleichen, und (was noch keinem andern meinesgleichen widerfahren war) an anderthalb Stunden lang in einem fort und ganz allein, zum großen Erstaunen aller Anwesenden, unter welchen

Digitized by Google

es zwar an Neugierigen nicht fehlte, die sich aber doch aus Respekt zu weit entfernt halten mußten, um von allem dem, was er mit mir redete, mehr als einzelne Worte aufschnappen zu können; daher denn auch von dem, was er mich gefragt und ich geantwortet haben soll, und wovon allerlei Sagen in Publiko herumgehen, kein wahres Wort ist. Da ich ein sehr ungeübter, schwerzungiger französischer Orateur bin, so war es glücklich für mich, daß er gerade in der Laune viel zu sprechen war, und die frais de la conversation fast allein auf sich nahm. — Es war nahe an 12 Uhr, da ich endlich zu fühlen anfing, daß ich das Stehen nicht länger ertragen könne. Ich nahm mir also eine Freiheit heraus, deren sich schwerlich irgendein anderer Deutscher oder Franzose unterstanden hätte. Ich bat Seine Majestät mich zu entlassen, weil ich mich nicht stark genug fühle, das Stehen länger auszuhalten. Er nahm es sehr gut auf. Allez donc, sagte er mit freundlichem Ton und Miene, allez bon soir.

Meine Fürstin errät ohne Zweifel, daß ich sehr vergnügt nach Hause kam, diesen seltenen Erdensohn so nahe, so lang und in einem so milden Lichte gesehen zu haben. Dem ungeachtet tat ich nicht, was Zehntausend andere an meiner Stelle für ihre Schuldigkeit gehalten, oder auch aus vermeinter Klugheit getan hätten. Ich erschien am folgenden Tage nicht in seinem Vorzimmer und tat wohl daran.

14. Oktober 1808

Montag morgens erhielt ich eine Invitation, mich um halb 10 Uhr nach Hof zu verfügen, um Seine Majestät frühstücken zu sehen. Ich stellte mich zur rechten Zeit ein, und das Vorzimmer füllte sich in kurzem mit deutschen und französischen Altessen, Excellenzen und cordons de toute couleur; welche alle eingeladen waren, diesem kaiserlichen Monodrama (dem Dejeuné* nämlich) entweder als Zuschauer beizuwohnen, oder unmittelbar vor demselben eine Audienz zu halten. Wir wurden aber avertirt, beide Kaiser befänden sich im Kabinett des französischen in Konferenz. Der Punkt worüber sie einig werden sollten, schien Schwierigkeiten zu finden, die man nicht erwartet hatte. Kurz, wir antichambrirten sammt und sonders, ein paar schöne Herzoginnen von Württemberg so gut, wie wir andere, bis 12 Uhr, ohne daß die Tore des Paradieses aufgehen wollten. Die gemeinsame Not der langen Weile nötigte die Anwesenden Hilfe bei einander zu suchen, und so gebrach es mir denn nicht an mannigfaltiger Unterhaltung, wenn man die in einer kaiserlichen Antischamber vorfallenden Versuche dieser Art so nennen kann. Mir ging es dabei vielleicht am leidlichsten. Die immer höflichen und artigen Franzosen empressierten sich, sehr artig gegen mich zu sein und ihre Altesse und Excellenz mit meiner Celebrität au niveau zu setzen, — und nach und nach folgten auch die deutschen Altessen und Excellenzen diesem rühmlichen Beispiele. Um meiner verehrlichen Fürstin nicht, wider meine Absicht, eine zu große Portion der vorzimmerlichen Langeweile, die ich seit 30 und mehr Jahren in so reichlichem Maße nicht genossen hatte, mitzuteilen, überhüpfe ich, vermittelst der übrigen Etcetera alles, was ich noch aus diesen drei merkwürdigen Stunden meines Erdenlebens erzählen könnte. Genug, um halb 1 Uhr ward ich endlich mit ein paar andern, mir Unbekannten, in das Kabinett hereingewinkt. Seine Majestät saßen in

* Rechtschreibung nach Wieland.

Digitized by Google

der Mitte des Zimmers, an einer kleinen, mit fünf oder sechs Schüsseln besetzten tableronde, allein versteht sich, und ließen sich ein dejeuné à la fourchette, welches für ein Mittagsmahl gelten konnte, mit einem ihrem vermutlichen Hunger proportionierten Appetit belieben. Hastiger kann wohl kein getulischer Löwe, der seit drei Tagen gefastet hat, sein dejeuné verzehren. Dazwischen wurden ebenso hastig ein halb Dutzend Gläser Wein, halb mit Wasser vermischt, ausgeleert. Wir andern homunciones, etwa sechs an der Zahl, standen im Kreise um die Tafel herum und der Kaiser, der (entre nous) ganz andere Dinge im Kopfe zu haben, und nicht bei ganz sonderlicher Laune zu sein schien, adressierte von Zeit zu Zeit bald an diesen, bald an jenen, an mich vier- oder fünfmal, eine unbedeutende kurze Frage. Sein Bruder, der König von Westphalen, war einer von den Umstehenden und blieb zurück, nachdem wir übrigen entlassen waren. Il avoit l'air de ne pas s'amuser infiniment du rôle qui'l jouoit. — Ich hatte nötig, die anderthalbstündige Konversation unter vier Augen, womit N. mich am letzten Donnerstag begünstigt hatte, in mein Gedächtnis zu rufen, um mich in der gehörigen Stimmung und Unbefangenheit zu erhalten — zumal, da der gesegnete Appetit des Kaisers auch den meinigen nicht wenig stimulirt hatte. Ich würde indessen nicht die Wahrheit sagen, wenn ich sagte, daß er nicht so freundlich und graziös gegen mich gewesen wäre, als ich es in diesem Augenblick nur wünschen konnte. Gewiß ist übrigens, daß er schon seit Sonntag (dem 9.) nicht mehr in der heitern und erfreulichen Stimmung war, worin er sich Donnerstag und Freitag zu Weimar befunden hatte — was auch die Ursache davon sein mochte.

Beiträge zur abderitischen Literaturgeschichte

Bei aller dieser anscheinenden Gleichgültigkeit, Toleranz, Apathie, Hedypathie, oder wie man's nennen will, müssen wir uns die Abderiten gleichwohl nicht als Leute ohne allen Geschmack vorstellen. Denn ihre fünf Sinne hatten sie richtig und voll gezählt, und wiewohl ihnen unter den angegebenen Umständen alles gut genug schmeckte, so deuchte sie doch, dieses oder jenes schmecke ihnen besser als ein andres; und so hatten sie denn ihre Lieblingsstücke und Lieblingsdichter so gut als andre Leute.

Damals, als ihnen der kleine Verdruß mit dem Arzt Hippokrates zustieß, waren unter einer ziemlichen Anzahl von Theaterdichtern, welche Handwerk davon machten (die Freiwilligen nicht gerechnet), vornehmlich zwei im Besitz der höchsten Gunst des abderitischen Publikums. Der eine machte Tragödien und eine Art Stücke, die man jetzt komische Opern nennt; der andre, namens Thlaps, fabrizierte eine Art von Mitteldingen, wobei einem weder wohl noch weh geschah, wovon er der erste Erfinder war, und die deswegen nach seinem Namen Thlapsödien genannt wurden.

Der erste war eben der Hyperbolus, dessen schon zu Anfang dieser ebenso wahrhaften als wahrscheinlichen Geschichte als des berühmtesten unter den abderitischen Dichtern gedacht worden ist. Er hatte sich zwar auch in den übrigen Gattungen hervorgetan; die außerordentliche Parteilichkeit seiner Landsleute für ihn hatte ihm in allen den Preis zuerkannt, und ebendieser Vorzug erwarb ihm den hochtrabenden Zunamen Hyperbolus; denn von Haus aus nannte er sich Hegesias.

Der Grund, warum dieser Mensch ein so besonderes Glück bei den Abderiten machte, war der natürlichste von der Welt. Er war unter

Digitized by Google

allen ihren Dichtern derjenige, in welchem der eigentliche Geist von Abdera mit allen seinen Idiotismen und Abweichungen von den schönern Formen, Proportionen und Lineamenten der Menschheit am leibhaftesten wohnte; derjenige, mit dem alle übrigen am meisten sympathisierten, der immer alles just so machte, wie sie es auch gemacht haben würden, ihnen immer das Wort aus dem Munde nahm, immer das eigentliche Pünktchen traf, wo sie gekitzelt sein wollten; mit einem Worte, der Dichter nach ihrem Sinn und Herzen! Und das nicht etwa in Kraft eines außerordentlichen Scharfsinns, oder als ob er sich ein besonderes Studium daraus gemacht hätte, sondern lediglich, weil er unter allen seinen Brüdern im Marsyas am meisten — Abderit war. Bei ihm durfte man sich darauf verlassen, daß der Gesichtspunkt, woraus er eine Sache ansah, immer der schiefste war, woraus sie gesehen werden konnte; daß er zwischen zwei Dingen allemal die Ähnlichkeit gerade da fand, wo ihr wesentlichster Unterschied lag; daß er je und allezeit feierlich aussehen würde, wo ein vernünftiger Mensch lacht, und lachen würde, wo es nur einem Abderiten einfallen kann zu lachen usw. Ein Mann, der des abderitischen Genius so voll war, konnte natürlicherweise in Abdera alles sein, was er wollte. Auch war er ihr Anakreon, ihr Alcäus, ihr Pindar, ihr Äschylus, ihr Aristophanes, und seit kurzem arbeitete er an einem großen Nationalheldengedicht in achtundvierzig Gesängen, die Abderiade genannt — zu großer Freude des ganzen abderitischen Volkes! „Denn", sagten sie, „ein Homer ist das einzige, was uns noch abgeht, und wenn Hyperbolus mit seiner Abderiade fertig sein wird, so haben wir Ilias und Odyssee in einem Stücke beisammen, und dann laß die andern Griechen kommen und uns noch über die Achseln ansehen, wenn sie das Herz haben! Sie sollen uns dann einen Mann stellen, dem wir nicht einen aus unserm Mittel entgegenstellen wollen!"

Indessen war doch die Tragödie das eigentliche Fach des Hyperbolus. Er hatte deren hundertundzwanzig (vermutlich auch groß und klein ineinander gerechnet) verfertigt — ein Umstand, der ihm bei einem Volke, das in allen Dingen nur auf Anzahl und körperlichen Umfang sah, allein schon einen außerordentlichen Vorzug geben mußte. Denn von allen seinen Nebenbuhlern hatte es keiner auch nur auf das Drittel dieser Zahl bringen können. Ungeachtet ihn die Abderiten wegen des Bombasts seiner Schreibart ihren Äschylus zu nennen pflegten, so wußte er sich selbst doch nicht wenig mit seiner Originalität. „Man weise mir", sprach er, „einen Charakter, einen Gedanken, ein Gefühl, einen Ausdruck in allen meinen Werken, den ich aus einem andern genommen hätte!" — „Oder aus der Natur", setzte Demokrit hinzu. — „O!" rief Hyperbolus, „was das betrifft, das kann ich Ihnen zugeben, ohne daß ich viel dabei verliere. Natur! Natur! Die Herren klappern immer mit ihrer Natur und wissen am Ende nicht, was sie wollen. Die gemeine Natur — und die meinen Sie doch — gehört in die Komödie, ins Possenspiel, in die Thlapsödie, wenn Sie wollen! Aber die Tragödie muß über die Natur gehen, oder ich gebe nicht eine hohle Nuß darum." Von den seinigen galt dies im vollsten Maß. So wie seine Personen hatte nie ein Mensch ausgesehen, nie ein Mensch gefühlt, gedacht, gesprochen noch gehandelt. Aber das wollten die Abderiten eben — und daher kam es auch, daß sie unter allen auswärtigen Dichtern am wenigsten aus dem Sophokles machten. „Wenn

Digitized by Google

ich aufrichtig sagen soll, wie ich denke," sagte einst Hyperbolus in einer vornehmen Gesellschaft, wo über diese Materie auf gut abderitisch räsoniert wurde, „ich habe nie begreifen können, was an dem Ödipus oder an der Elektra des Sophokles, besonders was an seinem Philoktet so Außerordentliches sein soll. Für einen Nachfolger eines so erhabnen Dichters wie Äschylus fällt er wahrlich gewaltig ab! Nun ja, attische Urbanität, die streit ich ihm nicht ab! Urbanität soviel Sie wollen! Aber der Feuerstrom, die wetterleuchtenden Gedanken, die Donnerschläge, der hinreißende Wirbelwind — kurz, die Riesenstärke, der Adlersflug, der Löwengrimm, der Sturm und Drang, der den wahren tragischen Dichter macht, wo ist der?" — „Das nenn ich wie ein Meister von der Sache sprechen", sagte einer von der Gesellschaft. — „O, über solche Dinge verlassen Sie sich auf das Urteil des Hyperbolus," rief ein anderer; „wenn er's nicht verstehen sollte!" — „Er hat hundertundzwanzig Tragödien gemacht," flüsterte eine Abderitin einem Fremden ins Ohr; „er ist der erste Theaterdichter von Abdera!"

Indessen hatte es doch unter allen seinen Nebenbuhlern, Schülern und Kaudatarien ihrer zweien geglückt, ihn auf dem tragischen Thron, auf den ihn der allgemeine Beifall hinaufgeschwungen, wanken zu machen — dem einen durch ein Stück, worin der Held gleich in der ersten Szene des ersten Akts seinen Vater ermordet, im zweiten seine leibliche Schwester heiratet, im dritten entdeckt, daß er sie mit seiner Mutter gezeugt hatte, im vierten sich selber Ohren und Nase abschneidet, und im fünften, nachdem er die Mutter vergiftet und die Schwester erdrosselt, von den Furien unter Blitz und Donner in die Hölle geholt wird — dem andern durch eine Niobe, worin außer einer Menge O! O! Αι, Αι, φεῦ, φεῦ, und Ελελελελεῦ, und einigen Blasphemien, wobei den Zuhörern die Haare zu Berge standen, das ganze Stück in lauter Handlung und Pantomime gesetzt war. Beide Stücke hatten den erstaunlichsten Effekt getan. — Nie waren binnen drei Stunden so viele Schnupftücher vollgeweint worden, seit ein Abdera in der Welt war. — „Nein, es ist nicht zum Aushalten", schluchzten die schönen Abderitinnen. — „Der arme Prinz! Wie er heulte, wie er sich herumwälzte! Und die Rede, die er hielt, da er sich die Nase abgeschnitten hatte," rief eine andre. — „Und die Furien, die Furien," schrie eine dritte, „ich werde vier Wochen lang kein Auge vor ihnen zutun können!" — „Es war schrecklich, ich muß gestehen," sagte die vierte; „aber, o die arme Niobe! Wie sie mitten unter ihren übereinander hergewälzten Kindern dasteht, sich die Haare ausrauft, sie über die dampfenden Leichen hinstreut, dann sich selbst auf sie hinwirft, sie wieder beleben möchte, dann in Verzweiflung wieder auffährt, die Augen wie feurige Räder im Kopfe herumrollt, dann mit ihren eignen Nägeln sich die Brust aufreißt und Hände voll Bluts unter entsetzlichen Verwünschungen gen Himmel wirft! — Nein, so was Rührendes muß nie gesehen worden sein! Was das für ein Mann sein muß, der Paraspasmus, der Stärke genug hatte, so eine Szene aufs Theater zu bringen!" — „Nun, was die Stärke anbetrifft," sagte die schöne Salabanda, „darauf läßt sich eben nicht immer so sicher schließen. Ich zweifle, ob Paraspasmus alles halten würde, was er zu versprechen scheint; große Prahler, schlechte Fechter." — Man kannte die schöne Salabanda für eine Frau, die so was nicht ohne guten Grund sagte, und dieser geringfügige Umstand brachte soviel zuwege, daß die Niobe des Paraspasmus

Digitized by Google

bei der zweiten Vorstellung nicht mehr die Hälfte der vorigen Wirkung tat; ja, der Dichter selbst konnte sich in der Folge nicht wieder von dem Schlage erholen, den ihm Salabanda durch ein einziges Wort in der Einbildungskraft der Abderitinnen gegeben hatte.

Indessen blieb ihm und seinem Freunde Antiphilus doch immer die Ehre, der Tragödie zu Abdera einen neuen Schwung gegeben zu haben, und die Erfinder zweier neuer Gattungen, der griesgramischen und der pantomimischen, zu sein, in welchen den abderitischen Dichtern eine Laufbahn eröffnet wurde, wo es um soviel sicherer war, Lorbeeren einzuernten, da im Grunde nichts leichter ist, als Kinder zu erschrecken, und seine Helden vor lauter Affekt gar nichts sagen zu lassen.

Wie aber die menschliche Unbeständigkeit sich an allem, was in seiner Neuheit noch so angenehm ist, gar bald ersättigt, so fingen auch die Abderiten bereits an es überdrüssig zu werden, daß sie immer und alle Tage gar schön finden sollten, was ihnen in der Tat schon lange gar wenig Vergnügen machte; als der junge Thlaps auf den Einfall kam, Stücke aufs Theater zu bringen, die weder Komödie noch Tragödie, noch Posse, sondern eine Art von lebendigen abderitischen Familiengemälden wären, wo weder Helden noch Narren, sondern gute, ehrliche, hausgebackne Abderiten auftreten, ihren täglichen Stadt-, Markt-, Haus- und Familiengeschäften nachgehen und vor einem löblichen Spektatorium gerade so handeln und sprechen sollten, als ob sie auf der Bühne zu Hause wären, und es sonst keine Leute in der Welt gäbe als sie. Man sieht, daß dies ungefähr die nämliche Gattung war, wodurch sich Menander in der Folge soviel Ruhm erwarb. Der Unterschied bestand bloß darin, daß er Athener und jener Abderiten auf die Bühne brachte, und daß er Menander und jener Thlaps war. Allein, da dieser Unterschied den Abderiten nichts verschlug oder vielmehr gerade zu Thlapsens Vorteil gereichte, so wurde sein erstes Stück in dieser Gattung mit einem Entzücken aufgenommen, wovon man noch kein Beispiel gesehen hatte. Die ehrlichen Abderiten sahen sich selbst zum erstenmal auf der Schaubühne in puris Naturalibus ohne Stelzen, ohne Löwenhäute, ohne Keule, Zepter und Diadem, in ihren gewöhnlichen Hauskleidern, ihre gewöhnliche Sprache redend, nach ihrer angebornen eigentümlichen abderitischen Art und Weise leiden und leben, essen und trinken, freien und sich freien lassen usw., und das war eben, was ihnen soviel Vergnügen machte. Es ging ihnen wie einem jungen Mädchen, das sich zum erstenmal in einem Spiegel sieht; sie konnten's gar nicht genug bekommen. Die vierfache Braut wurde vierundzwanzigmal hintereinander gespielt, und eine lange Zeit wollten die Abderiten nichts als Thlapsödien sehen. Thlaps, dem es nicht so frisch von der Faust ging wie dem großen Hyperbolus und dem Nomophylax Gryllus, konnte deren nicht so viele fertig machen, als sie von ihm zu haben wünschten. Aber da er seinen Mitbrüdern einmal den Ton angegeben hatte, so fehlte es ihm nicht an Nachahmern. Alles legte sich auf die neue Gattung, und in weniger als drei Jahren waren alle möglichen Sujets und Titel von Thlapsödien so erschöpft, daß es wirklich ein Jammer war, die Not der armen Dichter zu sehen, wie sie druckten und schwitzten, um aus dem Schwamme, den schon so viele vor ihnen ausgedrückt hatten, noch einen Tropfen trübes Wasser herauszupressen.

Die natürliche Folge davon war, daß unvermerkt alle Dinge wieder ins

Digitized by Google

gehörige Gleichgewicht kamen. Die Abderiten, die nach ziemlich allgemeiner menschlicher Weise anfangs für jede Gattung eine ausschließende Neigung faßten, fanden endlich, daß es nur desto besser sei, wenn sie dem Überdruß durch Abwechslung und Mannigfaltigkeit wehren könnten. Die Tragödien, gemeine, griesgramische und pantomimische, die Komödien, Operetten und Possenspiele kamen wieder in Umlauf; der Nomophylax komponierte die Tragödien des Euripides, und Hyperbolus (zumal da ihm das Projekt, abderitischer Homer zu werden, im Kopfe steckte) ließ sich's, weil's doch nicht zu ändern war, am Ende gern gefallen, die höchste Gunst des abderitischen Parterre mit Thlapsen zu teilen; zumal da dieser durch die Heirat mit der Nichte eines Oberzunftmeisters seit kurzem eine wichtige Person geworden war.

Aus den „Goldschilds"

des Fürsten Friedrich von Wrede

Den neuen Lesern sei mitgeteilt, daß jüngst in mehreren Heften des Kunstwarts eine „Aussprache mit Juden" stattgefunden hat, deren wesentlichstes Thema die Behauptung Goldsteins war: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines (nämlich des deutschen) Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht." Als eigentliches, wennschon sehr fernes Ziel bezeichnete dagegen Avenarius dies: „die Arbeit von Juden und Nichtjuden derart zu organisieren, daß beide ihre der menschlichen Gemeinschaft nützlichen Vorzüge möglichst entwickeln können, während sie sich gegenseitig mindestmöglich hemmen." Die Aussprache ist trotz der weit auseinandergehenden Meinungen zwischen Zionisten, „Assimilanten", Asemiten und Antisemiten auf beiden Seiten vornehm geblieben, weil jeder Teilnehmer darauf ausging, den Gegner nicht zu beschimpfen, sondern von ihm verstanden zu werden. In einem waren wohl alle einig: im Ablehnen jener Schleiermacherei, die das Thema Deutschtum und Judentum gegenwärtig aus fast allen Zeitungen verbannt. Diese scheint uns ebenso unwürdig wie unzweckmäßig, denn sie setzt an Stelle einer ruhigen Aussprache über unbestrittene Schwierigkeiten das Gefühl: hier sieht es so schrecklich aus, daß man darüber gar nicht reden darf, und stärkt dadurch den Antisemitismus, den sie verhindern will. Wir Nichtjuden und Juden unter den Kunstwartsprechern jedenfalls wollen versuchen, ob wir nicht mit sachlicher aber unbedingt offener Rede weiter kommen, — und nach den ersten Versuchen zu urteilen, geht's.

Aber wir wollen uns auch bemühen, unsre Leser noch auf andre Weise mit dem Judentum näher bekannt zu machen. Wir wollen ihm von nun an häufiger Bilder aus literarischen Spiegelungen des Judentums geben. Besonders natürlich solche, die jüdische Verfasser selber gezeichnet haben. Doch beginnen wir mit einem Buch, das keinen Juden, sondern einen österreichischen Fürsten zum Verfasser hat, weil es aus ähnlichen Gründen törichter „Vorsicht" beschwiegen worden und also wenig bekannt ist. „Die Goldschilds", die Geschichte einer jüdischen Familie von Friedrich Fürsten Wrede (Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin) ist trotz dieser Geheimhaltung ein nicht etwa antisemitisches Buch, der einzige rechte Lump darin ist vielmehr ein als solcher bezeichneter „Urgermane". Eine starke poetische Leistung ist das Buch nicht, es

Digitized by Google

beschreibt und bespricht mehr, als es im dichterischen Begriffe gestaltet, insofern aber gestaltet es sehr wohl und sogar vorzüglich, als es aus Stücken verschiedenster Gestalt und doch gleichen Gesteins einen jüdischen Familiengeschichtsbau klar in seinen Zusammenhängen in sich und mit seinem Boden, unsrer Kultur, zeigt. Wie hier in vier Generationen eine jüdische Familie in den verschiedenen Gliedern verkommt und aufsteigt, diesem Typischen ist Fürst Wrede mit Fleiß und in durchaus ernster Arbeit als Kulturschilderer nachgegangen.

Aus dem ersten Teile

[Zwei Vettern, David, der idealistische, freigesinnte Student (der, später Arzt und Journalist, durchs ganze Buch geht) und der träumerisch-weiche Raphael (der sich später taufen läßt) werden von dem jungen Burschen Isak (aus dem später ein rücksichtsloser Finanzier wird) bei der alten „Apfel-Jüdin" eingeführt, der Patriarchin ihres Geschlechts.]

Isak Goldschild erwartete die Vettern vor der Türe des Häuschens und führte sie im Triumphe in die Stube, wo die Großmutter David willkommen hieß. Der Student mußte vor der alten Frau niederknien und sich lange von ihr aufmerksam ins Gesicht sehen lassen. Dann strich sie ihm mit der welken, zitternden Hand das Haar aus der Stirne und sprach feierlich: „Ja — du bist David — meines Sohnes Joseph Kind!"

Die alte Sarah war die erste, die dem Mediziner seit seiner Rückkehr in die Heimat von seinem Vater sprach. Und damit hatte sie den Schlüssel zu seinem Herzen gefunden! In der Synagoge, beim Oheim Ruben, geschweige denn bei Nathan, war David ein Fremder geblieben. Die Heimat hatte er dort nicht gefunden, denn er hatte es ja längst verlernt, wie seine Angehörigen zu denken und zu hoffen.

Nun aber kam diese alte Frau und sprach ihm von seinem Vater!

Und mit einem Schlage löste sich die Eiskruste von seinem Herzen! Das unbeschreibliche, weiche Gefühl: Hier gehörst du hin! Das ist dein Stamm, dessen Vergangenheit du unwiderruflich teilst! trübte ihm die sonst so klar blickenden Augen!

Die kluge alte Sarah schien die Regung seiner Seele zu verstehen. Sie legte den Arm um den Kopf des Enkels, so daß der weite, faltige Ärmel den beiden anderen seine Tränen verbarg, und fragte zärtlich: „Willst du noch einen gebratenen Apfel, mein Inigel * ?"

David ermannte sich.

Er sprang auf und rief, seine wehmütige Stimmung durch laute Lustigkeit verbergend, lachend: „Ja freilich will ich einen, Babe ** — wenn sie noch so gut sind wie früher!"

„Besser — Inigelchen — besser sag ich dir!" kicherte die Alte, sich mühsam erhebend. „Und eine neue Art habe ich, sie zu bereiten — süß — daß dir das Wasser im Mäulchen gerinnen wird!"

Damit humpelte sie durch die Stube, holte vom Fensterbrette vier große, rotwangige Früchte herbei, höhlte in jede mittels eines spitzen Messers ein Loch und steckte in dieses je ein großes Stück Zucker.

* Inigel, Enkel. ** Babe, Großmutter.

Digitized by Google

Das war die neue Art der Zubereitung. Denn zur Zeit, wo David noch als Kind zu den Füßen der alten Sarah gesessen, hätte man vergebens nach süßem Naschwerk im Stübel gesucht.

Da im kleinen Ofen Winter und Sommer stets Feuer prasselte, waren die Äpfel bald gebräunt, und die drei Vettern Goldschild saßen nun, jeder seine Frucht andächtig verzehrend, um die Großmutter, die sich die ihre vortrefflich schmecken ließ.

Dann bat David um ein „Maisele“*, wie es nur die Babe zu erzählen wisse.

Aber Sarah schüttelte den Kopf.

Lange Jahre hindurch habe immer sie erzählt! Nun möchte sie auch einmal selbst etwas zu hören bekommen. Der Enkel, der so lange Zeit in der Hauptstadt gelebt, müsse wohl viel Wissenswertes berichten können.

David hatte keineswegs die Gabe der Rede. Stockend und unsicher begann er die Ergebnisse zu schildern, die Österreich und die Welt zwei Jahre lang in Atem gehalten hatten. Aber sein Gegenstand beherrschte ihn dermaßen, daß er, allmählich in Feuer geratend, bald die richtigen Worte fand. Ja — als er von den blutigen Siegen und Niederlagen, von den Irrtümern, Hoffnungen und Enttäuschungen der „großen“ Zeit um 48 sprach, da flammten seine Wangen im hellen Rot der Begeisterung.

Der kleine Isak knusperte inzwischen ruhig an der Schale seines Apfels und warf hie und da einen erstaunten, fragenden Blick auf den älteren Vetter.

Als dieser geendet, stellte er höchst kaltblütig die Frage: „Nun, was schaut jetzt für uns dabei heraus?“

Hart und trocken fielen die Worte von den Lippen dieses Kindes.

Einen Augenblick starrte David den Kleinen an. Er — mit seinem warmen Herzen — vermochte nicht den nüchternen, unverschämten Egoismus zu fassen, der nach der Schilderung der Barrikaden und Straßenkämpfe, der Zertrümmerung und dem Aufbaue einer Weltordnung keine andere Frage fand als das kluge: „Was schaut dabei für uns heraus?“

Schon wollte er seine Entrüstung in harte Worte kleiden, als ihm noch rechtzeitig einfiel, daß ja das Kind für seine sittliche Verwilderung nicht verantwortlich sei. Wie sollte es in der Branntweinschenke vom Vater Nathan und der Mutter Channe gelernt haben, sich für Ideale zu erwärmen!

Man mußte daher versuchen, dem kleinen Isak die praktischen Folgen der Revolution vor Augen zu führen. Der Mediziner erklärte ihm, wie er in Zukunft seinen Beruf frei wählen, ohne beschränkende Vorschrift sich eine Familie gründen und Grund und Boden erwerben könne. Als aber der zweifelnde, ironische Zug noch immer nicht aus dem Antlitze des Knaben verschwinden wollte, riß David die Geduld und er rief erregt aufspringend: „Glaubst du vielleicht dies alles nicht?“

„O ja!“ entgegnete Isak mit ruhiger Überlegenheit. „Aber wie lange wird die Herrlichkeit dauern? Tut es den Gojim nicht etwa bereits wieder leid, uns soviel Rechte eingeräumt zu haben? Haben denn die Prager Stadtverordneten und die gute Stadt Kuttenberg nicht schon ihre klagenden Stimmen erhoben?“

„Sich selbst zur Schande?“ brauste der Student auf. „Rohe und be-

* Maisele, Geschichtchen.

Digitized by Google

schränkte Menschen wird's immer geben! Hast du aber auch die Antwort gelesen, die der Kaiser ihnen gab?"

Isak pfiff die Luft durch die schmalen Lippen. „Pah!" meinte er verächtlich. „Glaubst du etwa, der Kaiser werde sich unsertwegen seine vielen Millionen Untertanen entfremden? Frag doch bei der Großmutter an, ob je ein Monarch seinen Völkern befehlen konnte, Israel zu lieben!"

Hier lag der Kernpunkt der ganzen Frage.

„Nein, Isak!" stimmte er zu. „Da hast du recht! Das hat bisher kein Kaiser, kein König, kein Kurfürst vermocht und wird auch in aller Zukunft keiner vermögen. Das kann nur Israel selbst! Ein neues, freies Bürgertum ist geschaffen, in dessen breiten Rahmen für alle jene Platz ist, die ein ehrliches Wollen haben. Siehst du — sie sagen, daß wir klüger seien als die Gojim! Nun wohlan! Stellen wir unsre Klugheit in den Dienst der Allgemeinheit — der Kunst — der Wissenschaft — des Rechts! Der Anfang ist ja dazu gemacht! Riesser und Veit dürfen die Neugestaltung Deutschlands, Mannheimer und Rabbi Meisels die Neugestaltung Österreichs mit beraten! Kein Geschichtschreiber der Zukunft wird den großen Einfluß jüdischen Geistes auf die Umwälzung des Jahres achtzehnhundertachtundvierzig verneinen dürfen! Wir sind es, die dem Bürger seine politische Freiheit, dem Bauer den freien Boden erobert haben!"

„Und weißt du, was der Bauer mit diesem freien Boden machen wird?" unterbrach Isak, das Pathos des Vetters parodierend.

„Ein freies Geschlecht wird darauf aufwachsen!" prophezeite der Student.

Aber der Dreizehnjährige lachte ihm einfach ins Gesicht und rief, die fünf Finger der magern Hand spreizend: „Versaufen wird er ihn!"

„Isak!" schrie David empört auf. „Wie kannst du so etwas sagen! Du kennst eben nicht das Volk!"

Die kalte Heiterkeit des Knaben wuchs, je mehr sich der Student ereiferte.

„Du kennst nicht das Volk!" äffte er dem Vetter nach. „Hörst du, Babe! Ich kenne nicht das Volk! Dabei zog er behend den Rock aus, streifte den Ärmel seines Hemdes zurück und wies auf einige dunkle Striemen am nackten, dünnen Arme. „Siehst du — das ist meine Bekanntschaft mit dem Volk! Bleib nur eine Woche lang bei uns in der Schenke, und du wirst das Volk kennen lernen, wie es sich den unreinen Tieren gleich besoffen im Kot wälzt und dich am liebsten deiner paar Groschen wegen totprügeln möchte!"

„Wer aber verkauft ihm den Branntwein?" mischte sich jetzt auch Raphael, der bisher schweigend zugehört, in das Gespräch. „Wer muntert es durch Kredit zum Trunke auf? Auch das sollst du bedenken, ehe du so verächtlich urteilst!"

„So!" lachte Isak bitter, „wohl wieder der Jude! Wer aber brennt den Branntwein, wer verpachtet uns die Gasthäuser? Etwa der Jude? Nein — der Christ! Und nicht einmal der Arme, sondern der Reiche, der Grundbesitzer! Und er hat recht — dreimal recht — das zu tun. Denn nur dem Klugen und Starken hat Schem boruch hu* die Welt geschenkt!"

---

* Der, dessen Name gelobt sei.

Digitized by Google

Der kleine Jude hatte zu lachen aufgehört. Eine fanatische, feierliche Verzückung leuchtete während der letzten Worte aus seinen scharfen Zügen.

Wie er, den mißhandelten nackten Arm gegen den Himmel erhoben, mit blitzenden Augen das Recht der Intelligenz auf die Herrschaft verkündete — war er fast schön zu nennen.

„Mengt nicht die geheiligten Namen des Höchsten in ein Gespräch über so häßliche Dinge!“ ergriff David bewegt wieder das Wort. „Und du — Isak — bedenke, daß er selbst seinem Volke den Weg des Heils gezeigt hat. Welche Opfer forderte er? Die Erstlinge der Feldfrüchte, des Viehstandes! Ist dadurch nicht klar angedeutet, welche Lebensführung uns frommt! Wir können gute Juden bleiben, ohne an unsrer Rasse festzuhalten. Mit der Erde müssen wir uns vermählen — mit der Allgemeinheit zu eins verwachsen . . .“

Er kam nicht weiter.

Die alte Sarah war dem Gespräche aufmerksam gefolgt. Während der letzten Ausführung Davids hatte sich ihre Stirne in finstere Falten gelegt und nur durch den blinden Eifer der Jünglinge war es erklärlich, daß sie das drohende Gewitter nicht gewahrten.

Plötzlich griff die Babe nach dem Stocke, der stets neben ihrem Stuhle lehnte, und schlug so leidenschaftlich auf die Tischplatte, daß die Teller mit den Überresten der Äpfel laut klirrten.

„David,“ gellte ihre kreischende Stimme, „was führst du für lästerliche Reden! Gott in der Welt, wenn dich dein Großvater hörte! Hast du etwa in der Stadt vergessen, daß Israel das auserwählte Volk des Herrn ist? Was spricht dein Mund von Aufgehen in die Allgemeinheit — von Gemeinschaft mit den Gojim! Zusammenscharen müssen sich die Söhne Israels — zusammenscharen! Auf daß der Segen Jakobs in Erfüllung gehe:

Dich werden — Juda, deine Brüder preisen,
Deine Hand am Nacken deiner Feinde,
Sich beugen dir die Söhne deines Vaters.
Ein junger Leu ist Juda,
Wenn du, mein Sohn, vom Raub dich hebst.
Er streckt sich, liegt wie Löw und Löwin;
Wer wagt's, ihn aufzuschrecken?“

Eine Art Verzückung hatte die Matrone ergriffen, während sie die prophetischen Worte ihres großen Stammvaters mit singender Stimme aussprach. War das noch dieselbe Frau?

Aus dem letzten Teile

[Aus David ist ein edler alter Freigeist geworden, aus Raphaels Sohn ein begeisterter katholischer Priester, dessen Arbeit Dr. David Goldschild die Wege kreuzt. Im folgenden sprechen die beiden sich aus.]

Und nun begann Joseph ein farbenprächtiges Bild von der ewigen Stadt zu entwerfen, wo der betörendste Reichtum neben der erschreckendsten Armut herrscht, wo zwischen den Ruinen einer zerschellten, großartigen Welt die Großen dieser Erde mit ihrem gleißenden Golde, die Bettler mit Lumpen prunken.

Digitized by Google

Es gibt sicherlich Orte, wo Hunger und Überfluß noch näher beieinander wohnen, aber keinen, wo die Gegensätze sichtbarer aneinander prallen. Denn die gesegnete Sonne des Südens lockt den Reichen aus seinem Palaste, den Armen aus seiner dumpfen Hütte.

Die Eindrücke, die er täglich auf der Straße gewann, hatten Joseph Goldschild bis in seine stille Klause des vatikanischen Palastes verfolgt und ihn schließlich aus seiner beschaulichen Ruhe aufgeschreckt. Der Genuß und die Freude an dem Schönen war ihm durch die Kenntnis des Elends verleidet.

Anfangs hatte er widerstrebt.

Er *wollte* das gemächliche Dasein eines kunstsinnigen Abbés weiterleben.

Aber er *konnte* es nicht.

Der innere Drang war stärker als die Stimme des Egoismus — er vertauschte sein Studium der Renaissance mit dem des Elends — das Interesse wuchs zur Leidenschaft — sein religiöses Gefühl wurde zur sozialpolitischen Überzeugung — aus dem wohltätigen Priester entwickelte sich ein fanatischer Agitator.

In Rom war unter diesen Verhältnissen nicht mehr länger seines Bleibens.

Joseph Goldschild reiste nach England und studierte dort an Ort und Stelle die Organisation der „christlich-sozialistischen Gesellschaft" und der „Gilde des heiligen Matthäus". Dann bewarb er sich um die Pfarre in Siegling.

Wie er es dem Arzte anläßlich seines ersten Besuches in der Alserstraße angedeutet, hatte Joseph gemeint, in seinem Vaterlande nützlicher sein zu können, und ohne Zögern — mit demselben Opfermute, mit dem die alte Sarah die todbringende, winterliche Reise nach Polen angetreten — war er nach Siegling gezogen.

David Goldschild war den Worten seines Neffen mit gespanntem Interesse gefolgt. Wie die Teilnahme für das Elend allmählich von dieser starken mutigen Seele Besitz ergriffen, sich fast stündlich gesteigert und schließlich jedes andere Interesse, jede andere Regung darin erstickt, das hatte ihn mächtig erschüttert. Er sah klar, daß man es hier mit dem Märtyrer eines Gefühles zu tun hatte. Diese Verschmelzung des katholischen Glaubens mit dem sozialen Elende hatte nichts mit dem gemein, was er unter den Worten „christlich-sozial" zu verstehen gelernt hatte. Es war eine Religion für sich. Das einfache, schlichte Christentum, wie es aus einzelnen Sätzen des Neuen Testaments leuchtet, die mit der späteren Entwicklung der Kirche in grellem Widerspruch zu stehen scheinen. Den verletzenden Spott hatte der Arzt dem Priester gegenüber verlernt.

„Siehst du, Hochwürdiger!" suchte er Josephs Träume zu widerlegen. „Deine Religion krankt an der Hierarchie. Die Kirche und immer wieder die Kirche! Glaube mir, ich habe sie zur Konkordatszeit kennen gelernt! Rom hat nun einmal die Tendenz, alle Macht, allen Einfluß, alles Geld an sich zu reißen!"

„Und warum nicht?" fiel der Pfarrer ein. „Könnte man sich eine gerechtere und edlere Vermittlerin denken als die internationale Kirche? Alles Talent, aller Geist müßte ihr zuströmen. Nur die Besten und

Digitized by Google

Fähigsten gelangten dann zur Herrschaft. Die Ehelosigkeit ihrer Diener würde dem altruistischen Gedanken die Regierung sichern. Denn wer das Steuerruder führt, muß dem Schiffe rückhaltlos ergeben sein. Keine andern Interessen als die der Allgemeinheit dürfen ihn leiten. Das einheitliche Oberhaupt würde den Völkern den ewigen Frieden sichern. Jedes Talent könnte sich in diesem großen Rahmen frei entfalten — die Staatskunst, die Wissenschaft und der Handel. Nur kämen seine Früchte der Allgemeinheit zugute. Das erhöhte Ansehen, die Achtung, mit der man ihm begegnet, würde sicherlich jedem hervorragend Begabten als genügender Ansporn dienen — denn das wahre Genie findet seinen Lohn und seine Befriedigung nicht im äußern Erfolge, sondern in der Betätigung seiner Begabung!"

Dr. David horchte auf. Mußte es nicht befremden, denselben Satz, fast sogar in dieselben Worte gekleidet, den Priester verkünden zu hören, den gestern der reiche Baron Isak im Speisesaal der byzantinischen Villa so leidenschaftlich verteidigt hatte? (Als er nicht im Besitz, sondern im Erwerben den Genuß pries, in der Betätigung seines Talents!)

So grundverschieden und widersprechend die Lebensansichten dieser zwei, nach ihren Grundsätzen streng konsequent lebenden Männer auch waren, beiden lag dieselbe These als schlagendster und triftigster Beweis ihrer Lehre zugrunde. Der Priester sowohl, der freudig die Armut und Entbehrung aus Überzeugung umarmt, als auch der Millionär, der unersättlich nach neuen Goldquellen suchte, sie beide erkannten nur die Arbeit als die Quelle der Freude. In gewissem Sinne bestätigte daher sogar die Ausführung Isaks die Ansichten Josephs. Aber der kluge, alte David gab sich noch nicht zufrieden. Er mußte sich eingestehen, daß die Worte des Neffen nicht spurlos an sein Ohr geschlagen hatten. Ein großer, edler Zug des Entsagens lag in seiner Lehre, der in jeder fühlenden Seele Widerhall zu finden sicher war. Um so mehr störte den Arzt der antisemitische Beigeschmack, der nun einmal am Ende des 19. Jahrhunderts allen sozialen Bestrebungen anhaftet, und von dem auch die Tätigkeit des Pfarrers von Siegling nicht ganz frei war.

„Und der Rassenhaß!" rief er daher ziemlich unvermittelt, „den ihr nicht müde werdet, anzufachen. Wie willst du den entschuldigen? Meinst du etwa, daß ein so sorgfältig gepflegtes Unkraut mit einem Schlage verschwinden würde, selbst wenn dein Traum einer universellen Christengemeinde in Erfüllung ginge?"

„Der Rassenhaß?" Ein spöttisches, überlegenes Lächeln umspielte die ausdrucksvollen Lippen des Priesters. „Der Rassenhaß?" wiederholte er. „Was ist das für ein Kindermärchen! Glaubst du denn wirklich, Onkel David, daß in der Entwicklung der Menschheit krumme und gerade Nasen, schwarze und blonde Haare eine Rolle spielen?"

„Nun, ich denke doch, daß wir in letzter Zeit etwas davon zu hören bekommen haben!" warf der Greis trocken ein. „Und die Kirche duldet zum mindesten eine derartige verrohte Sprache!"

„Weil man einem Kinde das Lallen nicht wehren darf, soll es einst sprechen lernen!" fiel ihm Joseph rasch ins Wort. „Wie könnte eine Religion den Stamm verfolgen, aus dem der Erlöser hervorgegangen und dem seine vornehmsten Apostel angehört! Lies die Geschichte mit

Digitized by Google

Verständnis! Du wirst die Antwort auf deine Frage darin finden! Man muß dem Volke Zeit lassen, seine Begriffe zu formen. Sieh sie dir an — die tausend Reichen, die nicht erlahmen, dem jüdischen Kapitale jede Existenzberechtigung abzusprechen — es mit ihrem Hohne und Abscheu zu verfolgen. Die große Unzufriedenheit hat sie erfaßt — und sie *stammeln* die neue Lehre, die sie noch nicht zu *sprechen* imstande sind. Wenn aber ihre Seele genügend erstarkt sein wird, dann werden sie ihrem Glauben gemäß handeln! Das Christentum wird lebendig werden! Sie werden das ungerechte Geld in ihrer Tasche brennend empfinden und die Armut umarmen. Schon beginnt sich um die goldenen Berge eine grauenvolle Einsamkeit zu verbreiten, und in der winterlichen Kälte dort oben sehnt man sich nach der qualmenden Lampe der friedlichen Hütte. Denn es bedarf der Mensch der Liebe der Menschen wie der Luft, des Lichts und der Wärme!

Dann aber — dann wird Israel seine welthistorische, schaurige Mission erfüllt haben, und man wird nicht mehr Reichtum und Elend, nicht mehr Juden und Christen, sondern nur Sittliche und Unsittliche unterscheiden! Dann wird man die Menschen gleich wie die Bäume an ihren Früchten erkennen!"

Mit wachsendem Befremden hatte Dr. David den Worten des Priesters gelauscht. Mißbilligend schüttelte er den weißen Kopf und erwiderte: „Das wäre eine schöne Gerechtigkeit, eine ganze Rasse als sozialpolitische Prügelknaben zu erklären!"

Der Pfarrer erhob sich. „Die Söhne Israels sind das auserwählte Volk Gottes!" entgegnete er.

Der Arzt warf ihm einen prüfenden Blick zu. Gerade so wie damals, als der Neffe mit kindlichem Glauben von der Gnade Gottes gesprochen, stieg in dem alten Realisten der Verdacht auf, Joseph erlaube sich einen unpassenden Scherz. Aber das Gesicht des Pfarrers belehrte ihn eines besseren. Mit blitzenden Augen und geröteten Wangen stand er hochaufgerichtet vor ihm. Es war kein Zweifel — dieser getaufte, leidenschaftliche Jude glaubte unerschütterlich fest an die grausige Mission, die seine Phantasie Israel zuschrieb. Gleich dem Flagellanten, der den eigenen Leib unbarmherzig geißelt, war er bereit, mit dem Namen seines Volkes alles Unrecht und alle Schmach auf Erden zu decken. Und er fühlte sich, trotz seines orthodoxen Glaubens solidarisch mit dem Stamme, dem er entsprungen. Trotz Tonsur, Taufe und Talar war er durch und durch Jude geblieben.

Alle Bitterkeit war aus der Seele des Arztes gewichen. Mit diesem Apostel der Armut ließ sich nicht rechten. Das schillernde Bild, das seine Beredsamkeit von der Zukunft entwarf, versöhnte ihn beinahe mit dem Schatten der Gegenwart.

„Du meinst also, daß die Sehnsucht nach dem Himmel die Welt aus den Angeln zu heben und umzustimmen vermögen wird?" fragte er zweifelnd.

„Nein — nicht die Sehnsucht nach dem Himmel!"

„Aber immerhin die Sehnsucht?"

„Ja."

„Also die Sehnsucht nach was?"

„Nach der Gemeinschaft."

Digitized by Google

David war sehr ernst geworden. Er verstand sehr wohl, was der Pfarrer unter diesem an Weihrauch und Orgelklang erinnernden Worte meinte.

„Das bedeutet den Untergang unsrer Kultur!“ rief er.

Der Priester schüttelte den Kopf. „Nein — das bedeutet den Fortschritt!“ entgegnete er freudig, und aus seiner Stimme klang jene feste, unerschütterliche Zuversicht, mit der sein Großvater Ruben einst, um den irrgläubigen Sohn nicht verdammen zu müssen, als Wunder das Erscheinen eines zweiten Sonnenballs im Osten erwartet hatte.

Vom Heute fürs Morgen

Waffen an den Feind?

Uns wird geschrieben:

„Nach Zeitungsmeldungen verkauft die Parsevalgesellschaft ein mit den neuesten Erfindungen versehenes Luftschiff an England, sie könne sich ohne größere Reichsunterstützung sonst nicht halten und die Regierung habe den Verkauf gebilligt. Ich bin der Ansicht, daß solch ein Verkauf eine geradezu wahnwitzige Handlung wäre, und daß die Öffentlichkeit aufs allerenergischste alarmiert werden müßte. Eine süddeutsche Abendzeitung meldete im Oktober, daß deutsche Ingenieure die französischen Pulvermühlen in Ordnung bringen und wies im Kommentar nicht auf das Wahnsinnige dieser Tatsache hin, sondern spöttelte nur, daß Frankreich das nötig hat. Ich meine, es ist im höchsten Maße auch eine Frage der „Ausdruckskultur“, wenn in einem fort die nationalen Interessen beredet und dann im Interesse einzelner die Vorteile, die wir haben, aufgegeben werden. Ich bin sicher, daß von den Hunderttausenden, welche die $7^1/_4$ Millionen der Nationalflugspende aufgebracht haben, viele keinen Pfennig gegeben hätten, wenn sie wüßten, die Regierung finde keine Mittel, zu hindern, daß Parsevalluftschiffe an das uns zurzeit feindlichste Volk verkauft werden sollen, mit dem wir vielleicht 1913 im Kriege sind. Man kann deutschen Arbeitern ihren „Internationalismus“ nicht vorwerfen, wenn der Internationalismus des Kapitals so weit geht. Es ist ein Verbrechen, deutsche Arbeiter gegen deutschrevidiertes Pulver und unter deutsche Parsevals zu führen. Im Anschluß hieran wäre die ganze Frage der Lieferung von Kriegswerkzeugen ans Ausland beziehungsweise die Verstaatlichung von Gewehr-, Kanonen- usw. Fabriken dringendst in die Öffentlichkeit zu werfen. „Krupp“ wird heute natürlich von einem ganzen Stab „Beamter“ geleitet, die Werften, die die Kriegsmarine bauen, sind kaiserlich, sind nicht — wie „Krupp“ — durch einen einzelnen Mann als sein Privatbesitz hochgebracht worden. Wenn man sich darüber lustig machte, daß Europäer Gewehre an Farbige liefern, die auf unsere Soldaten schießen werden: so ist das hier das gleiche in tausendfacher Vergrößerung. Harden erwähnte in einem Vortrage, die französische Regierung, deren sämtliches Pulver nicht nur für die Flotte, sondern auch für das Landheer, schlecht sei, habe sich an eine Pulverfabrik gewandt und für *jeden* Preis Pulver kaufen wollen, die Firma habe bei der Regierung des betreffenden Bundesstaates angefragt, diese habe aber widerraten. Dies hing also auch nur

Digitized by Google

von der Loyalität des einzelnen ab; die Reichsregierung aber hat den Verkauf der Parseval erlaubt!“

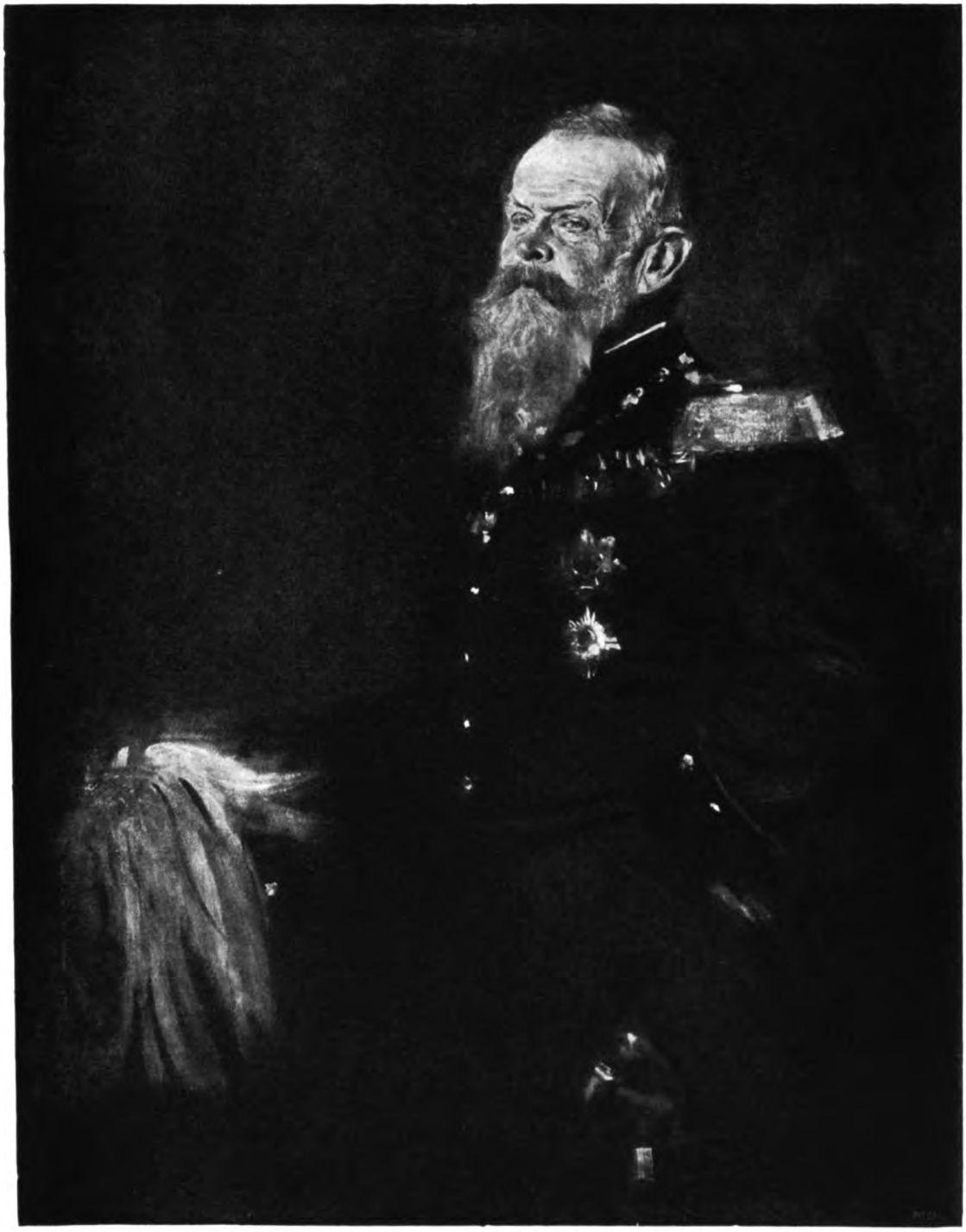
Soweit der Einsender, dessen Name schon deshalb nichts zur Sache tut, weil er sich selbst in der Beurteilung dieser Frage durchaus als Laien fühlt. Wir unserseits tun das nicht minder. Aber so gewiß nicht nur die Buren ihrer Zeit die Engländer mit den Waffen bekämpften, die sie von ihnen gekauft hatten, sondern noch jedes industriell minder entwickelte Volk seinen fortgeschrittenen Gegner, und so gewiß sich Europa im fernen Osten und sonst in der Welt seine Feinde gegen ihr Geld großzieht, so gewiß *schreien* diese Fragen danach, endlich einmal vor breiter Öffentlichkeit bis zur Klärung erörtert zu werden. Wir laden die Sachverständigen ein, sich auch im Kunstwart über sie auszusprechen.

Prinzregent Luitpold †

Der bayrische Prinzregent ist heimgegangen, während das vorige Heft schon unter der Maschine lief, so kommt es, daß wir seiner erst heute gedenken können. Tun wir das, so tun wir's nicht aus beruflichem oder konventionellem Zwang, denn Fürstennachrufe bringt sonst der Kunstwart nicht. Wir tun's aus einem Bedürfnis heraus, weil wir den alten Herrn aus der Ferne liebgehabt haben. Er hatte seine Schwächen, auch aus Sambergers Bildnis sprechen sie, und er war auch kaum nach irgendwelcher Seite hin ein so hervorragend begabter Mensch, wie man das ihm wie jedem Fürsten anzudichten liebte. Klug zwar war Prinzregent Luitpold, ja sogar sehr klug. Aber auch das an sich hätte ihm lange nicht die einzigartige Stellung im deutschen Volksbilde geben können. Die hat er letzten Endes doch wohl dreierlei zu verdanken, was auf eins zurückgeht: er war ritterlich vornehm, er war wahrhaftig und er war taktvoll, *weil* er durchaus natürlich-gesund war. Er war eine erquickende Merkwürdigkeit zwischen dem sich steigernden allgemeinen Dekorieren, Posen und Paradieren.

„Er war vor allem Jäger“, sagt man. Aber er war's nicht bei den Abknallereien der Hofjagden, sondern in den Bergen, wo er dem Wilde nachstieg und es hegte, wo er, wie der alte Rauschebart, im Bergwasser badete, mit schlichten Menschen zusammen, und der Kreatur so freund, daß er gelegentlich um eines Hundes willen zu Waghalsigkeiten bereit war. Auch in der Stadt setzte er von solchem Leben soviel fort, wie sich halt fortsetzen ließ. Im übrigen war er gern mit Künstlern zusammen. Vielleicht, weil sich unter ihnen verhältnismäßig am meisten Leute finden, denen die Natürlichkeit noch nicht weggeabsichtelt und weggestrebert ist, und sicher auch, weil der alte Herr Kunstfreund war. Aus seiner Naturfreundschaft heraus, Ästhet war er weiß Gott nicht. Als Mäzen hat er sich nie gefühlt, seine Mittel waren auch knapp, er mußte mehr mit Teilnahme als mit Geld dabei sein. Von der Anmaßung, den Leuten richtunggebend dreinreden zu wollen, war er himmelweit entfernt, nicht obgleich, sondern weil er schließlich von Kunst wirklich etwas verstand. Sogar, daß es unter Umständen richtig sein kann, Gegner, wie Kunstverein und Sezession, und beide aufrichtig, zu fördern. Er war der Welt gegenüber, deren Läuften er nun so lange folgte, freilich auch gelassen. Welchen Versuchen, Ereignissen, Erfahrungen hatte dieser Uralte allein in seinem eignen Hause zugesehn, bei Auf-

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

LEO SAMBERGER: BILDNIS DES PRINZ-REGENTEN LUITPOLD VON BAYERN

Digitized by Google

Digitized by Google

und Niedergang, denkend und entsagend! Gelassenheit und Klugheit bestimmten ja auch all sein politisches Verhalten: den festen Entschluß, wenn er geboten war, aber so lange wie möglich die Zurückhaltung, und immer den Fleiß in Kleinarbeit. Dafür dankt ihm Bayern. Was er als eine Kernmenschenpersönlichkeit war, welcher Scheinwerte nichts als Werte gelten, dafür werden ihm über die Kreise der Politiker hinaus alle noch lange danken, die den erzieherischen Wert solch weit sichtbaren Beispiels für ein Volk zu schätzen wissen. A

Kriegt oder krigt man?

Ich habe in der Korrektur meines vom Dürerbunde veröffentlichten Weihnachtsspiels die Verbalformen „krigt, krigte, gekrigt“ (Infinitiv „kriegen“) vorgeschrieben, trotzdem das gegen die offizielle Orthographie verstößt. Die Formen mit „ie“ bedeuten nämlich etwas anderes, sind in der hier gemeinten Bedeutung falsch, und man ist doch wohl nicht verpflichtet, behördliche Sprachfehler mitzumachen. Gleich manchem andern deutschen Verbum hat auch „kriegen“ im Lauf der Zeit doppelte Konjugation angenommen, je nachdem es in transitiver oder intransitiver Bedeutung gebraucht wird. Intransitiv bedeutet es „Krieg führen“ und wird schwach konjugiert, also ohne Umlaut (kriegt, kriegte, gekriegt); transitiv bedeutet es „erhalten, erlangen, bekommen“ und wird stark konjugiert, also mit Umlaut (krigt, krigte, gekrigt). Es ist derselbe Verkürzungsumlaut wie in „mögen, mochte, gemocht“, nur daß die Verkürzung von ö in o deutlicher ins Ohr fällt als die von ie in i. In der süddeutschen Aussprache ist allerdings auch bei der transitiven Bedeutung die schwache Konjugation (ie) noch üblich, aber in Nord- und Mitteldeutschland hat sich der Unterschied zwischen „kriegt“ und „krigt“ allmählich scharf herausgebildet, und nach den Gesetzen unsrer Sprachentwicklung müssen wir diesen Unterschied auch in der Rechtschreibung zum Ausdruck bringen. Denn erstens ist die norddeutsche (sogenannte hannöversche) Aussprache nach allgemeiner Übereinkunft für ganz Deutschland maßgebend geworden, und zweitens ist unsre Schriftsprache von Hause aus ein norddeutscher oder doch mitteldeutscher Dialekt. Auch andre verkürzte i-Laute werden ja in Süddeutschland lang ausgesprochen, zum Beispiel iech oder iach statt ich, ohne daß sich die Rechtschreibung danach richtet; also müssen wir darauf bestehen, daß der Umlaut von „kriegen“ endlich sein Recht krigt.

Dehmel

Seume

Zum 150. Geburtstage

Wenn wir der Helden von 1813 gedenken, dann gebührt auch den Persönlichkeiten und Charakteren ein Blick, die in der Zeit vorher, in der Friderizianischen, in ihrem Leben und Wesen die sittliche Haltung der Befreiungskriege gleichsam vorbereiteten. Einer der ausgeprägtesten und stärksten Charaktere unter diesen Helden des älteren Bürger- und Bauertums, einstweilen noch nur ein Held im Ertragen absolutistischer Willkür, ohne die Möglichkeit zu fruchtbarem Kampf für ein freies Vaterland, aber doch schon ein getreues Vorbild jenes Geschlechtes, das dann dem Wirken Fichtes, Steins, Arndts Kraft und Widerhall gab, ist Johann Gottfried Seume. So auch, als ermutigendes und kräftigendes Bild, hat sein Leben, nur zum klei-

Digitized by Google

neren Teil vermittelt durch die Werke, auf die Zeitgenossen gewirkt. Seine Abenteuer an sich, die Verschleppung durch Werber nach Amerika, unendliche Drangsalierungen im erzwungenen Soldatendienst, dazu die „Spaziergänge“ eines unermüdlichen und tapferen Wanderers — das alles konnte doch kaum diesen starken Eindruck erregen. Das tat vielmehr die Gesinnung, die sich überall in den Handlungen und Schriften dieses wahren Mannes ausspricht. So, wenn er seine Empfindungen während eines Gefechtes, das er aus einem sicheren Versteck beobachtete, schildert, und dann fortfährt: „Mir war diese Erfahrung Bestätigung einer Meinung, die ich immer gehabt habe; um das Gefühl eines Mannes zu seiner Höhe zu treiben, gehört notwendig die ganze Macht der Sympathie: Zufälle seiner eignen abgesonderten Individualität reißen ihn nie so sehr außer sich, daß er sein Gleichgewicht verlöre, oder er verdient nicht mehr, daß man ihn einen Mann nenne.“

Hier hören wir schon deutlich, noch ohne den Zwang der größten nationalen Not, rein aus der Tüchtigkeit eines prachtvoll unabhängigen Menschen heraus, den Klang, der dann in voller Kraft über das Geschlecht Fichtes und Arndts hinhallt. Besonderen Wert erhalten bei Seume solche Äußerungen aber noch deshalb, weil dieser bis zur Weltfremdheit innerliche Mann nur die Wege seiner ganz eignen und von außen wenig beeinflußten Natur geht, weil also seine Art nicht so sehr irgendwelche Strömungen in den Kreisen der Bildung erkennen läßt (wie etwa später der tapfere und die Zeitgenossen so erhebende Opfermut Körners) — als vielmehr eine aus den Urgründen des Volkstums mitgebrachte unverwüstliche Gesundheit und aus Jahrhunderten ererbte Erziehung: also jene Kräfte der Nation, die dann in den großen Kämpfen entschieden haben. Neben all den Bildern von bürgerlicher und bäuerlicher sittlicher Kraft, die sich in den Freiheitskriegen bewährte, behauptet deshalb Seumes tapferes Leben einen ehrenvollen Platz.

Ausführlich hat vor nicht allzu langer Zeit Wilhelm Michel hier im Kunstwart (XXIII, 18) über Seume gesprochen. H. U.

Gerhart Hauptmanns

Feier-Tournee Berlin—Leipzig—Wien—Berlin—Stockholm—Kopenhagen—Berlin mit ihrem Drum und Dran wird jetzt in effigie nicht nur ihm selber in verschiedenen Zeitungen, sondern auch uns vor die Augen gezeigt, die wir ihn so warm als „Echten“ gepriesen hätten. Halten wir nicht mit dem Bekenntnis zurück, daß auch wir hier vor einem Rätsel stehn: auch uns ist es schlechterdings unfaßlich, wie ein bedeutender Mann eine solche Kette von Anfeierungen nicht nur ergeben, sondern wohlig ertragen, nein, wie er sie sogar verlängern konnte, denn einige dieser Festivitäten wären auf Hauptmanns Abwinken doch sicherlich unterblieben. Wenn aber jetzt selbst alte Freunde Gerhart Hauptmanns behaupten, er habe durch sein Verhalten seinem Ansehn schwer geschadet, so möchten wir doch fragen: was verstehen sie unter „seinem“ Ansehn, das des Menschen, des Dichters oder des Menschen und des Dichters? „Dichter und Mensch soll Eines, der Dichter soll der Ausdruck des Menschen sein!“ Wir wissen aber von unbestritten Großen, von Größeren noch, als von Hauptmann, daß sie gerade Schwächen wie Eitelkeit und Ruhmgier, ja daß sie schlimme

Digitized by Google

Kleinheiten in sehr hohem Grade hatten, und in ihrem geistigen Schaffen doch echt waren. Rein subjektive Kunst, Lyrik beispielsweis, die das eigne Ich hinausstellt, kommt bei Hauptmann kaum in Frage, von der also brauchen wir hier nicht zu sprechen. Bei andrer Kunst aber gehen uns, deren Aufgabe nicht das Richten des Nächsten ist, die Schwächen des Menschen nicht weiter an, als sie sich in den Werken ausdrücken. Das tun sie, wenn etwa Lebensansprüche und sonstige Bedürftigkeiten zu Flüchtigkeiten usw. verführen, und vielleicht (ich weiß es nicht) kann man bei Hauptmann von derlei sprechen. Das tun sie aber vor allem und in viel wichtigerer Weise, wenn sie zu Umbiegungen und Fälschungen des innerlich Erlebten um des Effektes, um des Erfolges willen verleiten. Das sind die Verbrechen gegen die Echtheit. Bei andern „großen Theaterdichtern der Jetztzeit" liegen derlei Fälschungen so deutlich vor allen nicht umnebelten Augen, wie die Wurstscheiben auf dem Butterbrot. Wobei Hauptmann? Ich kenne kein einziges Beispiel dafür, daß er die Echtheit seines dichterischen Arbeitens fälschte, das macht seine Dichtung selber dem Gehalt wie der Form nach echt — und davon sprach ich. A

Karl May als Geist

In der Schweiz fühlte ein Verleger den Drang, der Anregung einer Zeitung folgend, „ältere Werke der Literatur, um solche vor dem Vergessen zu schützen, unter anderem Titel und Verfassernamen wieder herauszugeben". Siehe, da erschien auch ein Verlagswerk „Helden der Treue oder erkämpftes Glück von Fritz Perner", aber der Sekundarlehrer Robert Studor in Wangen behauptete, dies sei ein Schund- und Hintertreppenroman. Der Verleger Obrecht erklärte darauf empört: Nein, es sei ein Roman von keinem Geringeren als Karl May! Als man uns vom Kunstwart die erste Lieferung vorlegte, erkannte Prof. Schumann darin einen lieben Bekannten, Karl Mays „Waldröschen oder die Verfolgung rund um die Erde", welche „Dichtung" seinerzeit für uns sozusagen statistisch analysiert worden ist. Damals ergab sich, daß auf den 2612 Seiten 2293 Menschen getötet, rund 1600 erschossen, 240 skalpiert, 219 vergiftet, 130 erstochen, 61 mit der Faust niedergeschmettert, 16 ins Wasser geworfen, 8 dem Hungertod preisgegeben, 4 hingerichtet, 3 den Krokodilen lebend vorgesetzt, 3 an einen Baum über dem Krokodilteich aufgehängt, 3 durch Gift wahnsinnig gemacht, 2 durch Aufschneiden des Bauches getötet, je 1 den Ratten zum Fraß vorgeworfen, geblendet und auf ein Floß gebracht, lebend in die Erde gegraben und erdrosselt werden — nicht zu gedenken all der übrigen, aber immerhin nicht letal endenden Greueltaten. Der Verleger Obrecht hat den Lehrer Studor wegen Geschäftsschädigung auf 5000 Frank Schadenersatz verklagt, weil er den Vertrieb dieses Meisterwerks schädige, bitte: er verklage auch uns.

Auch sonst geht übrigens Karl Mays Geist immer noch um, soll man doch tatsächlich einen Karl May-Bund gegründet haben, um diesen erfolgreichsten aller literarischen Hochstapler auch nach seinem Tode noch am Leben zu erhalten.

Maeterlincks „Blauer Vogel"

Berliner Theater

Es ist ein eigen Ding um ein Märchenspiel auf der Bühne.

Digitized by Google

Das Schlichte, Naive, wahrhaft Kindliche, so aus dem Gefühl ins Greifbare hinübergeführt, erscheint unleidlich anspruchsvoll; das bunt Phantastische, das sich im Reich der bloßen Vorstellung so frei und leicht bewegt, stößt im Raume überall hart an und sieht der nüchternen Alltäglichkeit manchmal ähnlicher als dem Wunder. Etwas davon hat auch Maeterlinck mit seinem „Blauen Vogel“ erfahren müssen, selbst bei Reinhardt im Deutschen Theater. Und doch könnte man sich für diese an funkelnden Herrlichkeiten und überirdischen Zauberkräften reiche Phantasmagorie so leicht keine glücklichere Regiekunst denken als die sinnlich-bilderfrohe dieses Hauses. Besonders da diesmal ein ebenso kluger wie geschmackvoller Dramaturgengeist in der Pflege nur halb erblühter feiner Züge gleich geschickt gewesen ist wie in der Zähmung allzu üppigen Rankenwerks und in der Dämpfung jener romantischen Ironie, die Maeterlinck nicht ganz entbehren kann, die aber Reinhardt in früheren ähnlichen Fällen nur zu gern ins Karikaturenhafte übertrieben hat. Wenn irgendwo, so verlangt hier das Werk von der Bühne mitdichtende Kraft. Lernt man die fünf Aufzüge und zwölf Bilder des „Blauen Vogels“ zunächst aus dem Buche kennen (Berlin, Erich Reiß), so wird man die Zweifel nicht los, ob auch nur das wesentlichste davon sich auf den Brettern werde behaupten können, und ob die gehäufte Fülle der technischen Apparate, die da Szene für Szene gefordert wird, sich nicht am Ende selbst vernichten müsse. Um so erstaunter und dankbarer ist man nachher, sieht man den dicht gepflanzten Wald so hell sich lichten, wie es im Deutschen Theater geschieht, und gerne gesteht man solcher Hingebung an den sehnsuchtsvollen Willen des Dichters das Opfer eines ganzen Bildes („Das Land der Zukunft“) zu, weil sich hier die Phantasie mit der Aktion der noch ungeborenen Kinder auf ein höchst gefährliches, um nicht zu sagen peinvolles Seil gedanklicher Abstraktion begeben hat.

Es bleibt auch ohnedies noch genug des Schwierigen und Verfänglichen für Regie und Darstellung übrig. Vom Haus des Holzknechts durch das Schloß der Fee, das Land der Erinnerung, den Palast der Nacht, den Prunksaal der Freuden, den nächtlichen, von Bäumen und Tieren geheimnisvoll belebten Wald zu dem Friedhof der lebendigen Toten geht die Fahrt der beiden Kinder Tyltyll und Mytyll auf ihrer Suche nach dem blauen Vogel, der das kranke Kind der Zauberin Berylune — oder ist's die Nachbarin Berlingot? — gesund machen soll, und auf dieser über alle Maßen gestalten- und ereignisreichen Fahrt sind die Kinder von einem teils hilfreichen, teils feindlichen Gefolge begleitet, wie es auf die Beine zu bringen der Bühne selten nur zugemutet worden ist. Denn nicht nur Tiere heißt es zu vermenschlichen, auch tote Gegenstände, wie Brot, Zucker, Wasser, Feuer, Milch, Licht, gilt es zu verkörpern und mit Sprache zu begaben, und ihnen nach stürmt ein ganzes Heer abstrakter Begriffe mit dem Anspruch, mit Kleid und Antlitz ausgestattet zu werden. Und Maeterlinck ist keiner von denen, die es dabei sich und der Darstellung leicht machen. Der das „Leben der Bienen“ geschrieben hat, bewährt auch hier eine erstaunliche Kenntnis der verschiedenen Tier- und Baumindividualitäten, und mit einer im einzelnen freispielenden, im wesent-

Digitized by Google

lichen um so eigensinnigeren Konsequenz führt er deren Rollen mit- und gegeneinander durch. Da ist die tapsige, aufopferungsvolle Treue des Hundes Tylo, der sich durch alle kränkende Verkennung und undankbare Behandlung in seiner todesmutigen Verehrung des Menschen, seines „Kleinen Gottes", nicht irremachen läßt; da ist sein Ur- und Erbfeind, der Kater Tylette, der scheinheilige, intrigante Verräter, der dennoch immer gehätschelt wird; da ist das Brot, ein aufs Materielle gerichteter, eitel-würdevoller Feigling, der stets zuerst auf seine Sicherheit Bedacht nimmt; da ist der weiche, charakterlose, kriecherische Zucker, das ungestüme, kopflos turbulente Feuer, das lamentable Wasser, das mild-erhabene, weise und gütige Licht, die heiter-geschwätzige Pappel, die zutrauliche, gast- und menschenfreundliche Linde, die elegante, bewegliche Buche, die zurückhaltende, nervöse Birke, die weinerliche, ewig verstörte Weide, der ganz in Würde und Weisheit erstarrte Eichbaum — all der verschiedenen derben Lüste und edlen Glückseligkeiten im Schloß der Freuden zu geschweigen. Wahrlich, an Fülle und Buntheit des Geschehens fehlt es diesem Märchenspiel nicht. Sie leben sich in so selbstseliger, behaglicher und bewegter Breite aus, daß Auge und Ohr sich auf lange Strecken ganz allein von ihnen beschäftigt, ergötzt und unterhalten fühlen, ohne daß aus jedem Winkel die lehrhaft erhobene Hand sich reckte, die auf den „tieferen Sinn" all dieser wechselnden Erscheinungen deutet. Wie das echte Märchen, mag es im Grunde noch so tiefsinnig sein, seine naive Freude am Erzählen, am Fabulieren hat, so das Märchenspiel am bunten, die Sinne erfreuenden Gestalten, das um seiner selbst willen da zu sein scheint. Man kann in dieses Weihnachtsstück getrost mit einem Kinde gehen: das Kind wird seine blanke Freude haben an dem Wunderbaren, das da an ihm vorüberzieht, und weiter nach den Rätseln nicht fragen, die sich dahinter verbergen, und der Erwachsene mag indessen durch die Hülle der Dinge, durch den farbigen Abglanz hindurchsehen in ein weites, weites Land, das er als seine Seele erkennen darf. Nur selten einmal braucht er sich — wie bei den geläufigen handwerksmäßigen „Weihnachtsstücken" — mit gequälter Naivitätsgebärde zu der Kindlichkeit herabzubeugen, die doch immer etwas von Maske für ihn behält.

Denn so einfach am Ende der symbolische Sinn dieser Jagd nach dem „blauen Vogel" ist — wo gäbe es eine Weisheit, die im Grunde n i c h t einfach wäre! — so vielfach, so überraschend, so geistreich und gemütsvoll reflektiert sich dieser lösende Sinn in den verschiedenen Stationen des bald idyllischen, bald heroischen, bald romantischen Erlebens. Da öffnet sich manche lang verschlossene Türe in unserem Herzen, und manche Glocke klingt, die lange schon verstummt war. Wie fein und fromm der Gedanke, daß unsere Toten, nein nicht unsere Toten, unsere Verstorbenen nur, aus ihrem Schlummer aufwachen, sobald wir in Liebe ihrer gedenken. Und das bleibt nicht Gedanke nur, das setzt sich in warmes, pulsendes Leben um, dem es an herzhafter Realistik so wenig fehlt wie an treuherzig-schalkhaftem Humor. Auf ihrer Suche nach dem heilkräftigen Wundervogel kommen Tyltyll und Mytyll in das Land der Erinnerung, und dort finden sie Großvater und Großmutter, die sie längst starr und tot unter der Erde wähnen, bei ihren Bienenkörben und Blumen-

Digitized by Google

töpfen in derselben lieben, gütigen Leibhaftigkeit, die sie hatten, als die Kinder noch unter ihrem Dach herumtobten und in ihre Zwetschenbäume stiegen. Und zu dem Freudenschmaus, den ihnen die Großeltern aus Krautsuppe und Pflaumenkuchen nun bereiten, erscheinen gleich auch die sieben Racker der verstorbenen Geschwister, genau so pausbäckig, raufluſtig, unartig oder quarrig wie damals, als sie noch mit den beiden überlebenden auf dem Dorfanger spielten. Dies Bild allein — im Bunde vielleicht mit dem anderen, wo die „Mutterliebe“ alle anderen Freuden beschämt hinter sich läßt und sich den Kindern in ihrer reinsten, klarsten Schönheit offenbart — bezeugt den dichterischen und gedanklichen Goldgehalt des Werkes.

Einkleidung und Antrieb der Handlung könnte man fast hergebracht nennen, wenn man sich erinnert, wie häufig das wundertätige Geschenk einer Fee und die Flügel des Traumes für solche Märchendichtungen das Gefährt abgeben. Auch daß der Diamant, den Tyltyll von der Zauberin Berylune empfängt, die Seelen der Tiere, Bäume sowie aller toten Gegenstände enthüllt, und daß jeder Fang des heißbegehrten „blauen Vogels“ sich in jedem neuen Reiche als eine bald leisere bald schmerzlichere Enttäuschung herausstellt, weil's eben nie der echte ist, mag nicht mehr als eine naheliegende Umbildung geläufiger Märchenmotive bedeuten. Aber schon die feine Abstufung dieser Erfahrungen: das kränkliche Glück der Erinnerung aus dem Totenlande, das oben in der bewegten Welt nicht standhält; die mondscheinfarbenen Illusionen aus dem Palast der Nacht, die, sobald man sie packt, leblos mit hängenden Köpfen und gebrochenen Flügeln dahinsinken; die dämmernde Erkenntnis des Echten in der Begegnung mit der Mutterliebe im Schloß der Freuden; der vergebliche Kampf des Menschen mit der ihm ewig feindlichen Natur, die sich ihr letztes großes Geheimnis, das Geheimnis der Dinge und des Glückes, nie von ihm abringen lassen wird; die Ideen-Luftschlösser der Zukunft, mit denen sich die Ungeborenen auf ihr irdisches Leben vorbereiten — schon diese schillernden, von einem Hauch mystischer Wehmut überzogenen Variationen des Grundgedankens verraten in ihrem Reichtum und ihrem Tiefsinn den eigenschöpferischen Dichtergeist. Als Tyltyll nach Hause zurückkehrt, muß er sich gestehen, daß er den blauen Vogel noch immer nicht hat: der aus dem Lande der Erinnerung wurde schwarz, der aus dem Lande der Zukunft rot, die Vögel der Nacht sind tot, und den im Walde hat er nicht fangen können. Aber ist es seine Schuld, daß sie die Farbe wechseln, sterben oder davonfliegen? „Wir haben“, erwidert ihm das Licht, seine hilfreiche Führerin auf der langen, weiten Suche, „getan, was in unsern Kräften lag ... Wahrscheinlich gibt es gar keinen blauen Vogel, oder er verändert sofort seine Farbe, sowie man ihn in einen Käfig tut.“ Doch für einen Augenblick kann auch die Sehnsucht Wirklichkeit, kann auch das Glück uns der Gefährte werden. Schau genau hin, und du entdeckst es in deinen vier Wänden, zum Greifen nahe — ein Gedanke, der mit Maeterlincks Wertschätzung des Kleinen, Stillen und Bescheidenen zusammenklingt. Das unscheinbare Turteltäubchen im Bauer am Fenster, von Tyltyll zuvor kaum beachtet — in dem Augenblick, da er es selbstlos wegschenkt an der Nachbarin Töchterchen, das noch immer nicht fröhlich werden will, da

Digitized by Google

ist es wirklich der blaue Vogel, der Wunder wirken kann, weil der Glaube bei ihm ist, weil die Erkenntnis des kleinen, bescheidenen, bisher verkannten häuslichen Glücks auf einmal alles licht und hell und schön und glänzend macht: das kleine Mädchen wird gesund, Tyltyll selber glücklich und zufrieden. Aber nur für einen Augenblick läßt sich das Glück fangen und halten. Als die Kinder das wundertätige Turteltäubchen noch streicheln, fliegt es durchs offene Fenster davon. Von neuem wird nun Tyltyll nach ihm suchen und jagen müssen. Denn in diesem Streben und Suchen besteht das eigentliche dauerhafte Glück, besteht alles wertvollen Lebens Sein und Inhalt. Es ist ein letztes feines Geschenk dieser Dichtung, daß sie selbst mit dem Ende des Traumes und der Handlung noch nicht zu Ende ist, daß wir mit dem Entfliehen des Vogels schon ein neues Stück anheben sehen, ein Drama, in dem sich in Wirklichkeit abspielt, was vorher nur im Traumbilde sich spiegelte. Friedrich Düsel

Neues von Roda Roda, Meyrink, Biro und Sigurjonsson

Münchner Theater

Trotz aller neuromantischen Anläufe mit und ohne Musik dürfte der Liebe Müh verloren sein, Althellas als solches auch heute noch für das moderne Theater auszuschlachten. Es mag ja nicht ausgeschlossen sein, daß eine ungewöhnliche Dichterkraft diese oder jene Gestalt des griechischen Altertums noch mit kräftiger Wirkung als Gefäß für irgendeinen modernen Ideeninhalt benützen kann. Aber Althellas *selbst*, nicht sein bloßes Kostüm: wo sind die Brücken, die unser modernes Theaterpublikum damit verbänden? Ein höchstes *pathetisches* Ideal kann der modernen Welt die Antike nicht mehr bedeuten, dafür ist sie innerlich zu fremdartig und formal zu wenig ausdrucksreich, in ihrer strengen Simplizität: und im Sinne der Natürlichkeit und Wahrhaftigkeit ist es durchaus nicht zu bedauern, daß unsre Kultur die lange dogmatische Bevormundung durchs klassische Altertum mehr und mehr abschüttelte, daß man sich, bei allem dauernden Respekt vor der ästhetischen Höhe jener versunkenen Welt, des Widerspruchs und der Komik bewußt wurde, ihren Geist und ihre Ausdrucksformen unserem so radikal verschiedenen, unendlich komplizierteren, aufgeklärteren und doch dunkleren, unfreieren und doch wieder viel freieren Zeit aufzunötigen. Auch einer *parodistischen* Verwertung der griechischen Antike à la Offenbach ist heute die Spitze abgebrochen, durch ebenjene Entkräftung des altklassischen Dogmas; wo der Bakel nicht mehr zu spüren ist, hat es auch keinen Sinn mehr, ihn zu verspotten. Es gibt aber noch eine dritte Verwertungsmöglichkeit von Althellas! sagten sich wohl die Herren *Roda Roda* und *Meyrink*; und sagte sich gewiß auch das Münchner Schauspielhaus, das die Uraufführung ihrer Komödie übernahm. So fremd, ja gleichgültig das klassische Altertum dem modernen Durchschnittsmenschen im übrigen geworden sein mag: um die freieren und ästhetischeren Formen der Erotik zweiten Ranges beneidet er es noch heute, und zudem läßt sich diese pikante Erotik der Aphrodite Pandemos mit konkurrenzloser Eindeutigkeit und ohne jedes Risiko auf die Bretter bringen, sobald das Stück im glückseligen alten Athen spielt. Und kann man dabei nicht auch bequem

Digitized by Google

altphilologisch-literarhistorische Verdienste „mitnehmen“, indem man antike Komödien und Dialoge exzerpiert? Gedacht, getan. Der „Eunuch“ des Terentius gab dem Vorgang der „Sklavin von Rhodus“ ein spärliches Rückgrat, und allerlei anderes aus den altrömischen Komödien und den Dialogen des Spötters Lukian sorgte für entsprechende Zutaten.

Die drei Akte der Komödie führen im wesentlichen das Folgende vor. Die reizende Melitta ist Athens umworbenste Hetäre, jung und alt umlagert ihr von einem Verehrer ererbtes Freudenhaus. Ihr bevorzugter Freund aber ist der feurige junge Bürgerssohn Agathon, während sie den eifrig ihr zusetzenden miles gloriosus Thrasso bisher hartnäckig ablehnte. Das wird anders, als Melittens geliebte Ziehschwester Pamphila, die seinerzeit romantisch geraubt wurde und in die Hände eines Sklavenhändlers geraten ist, vor ihrem Hause als Leibeigene feilgeboten wird. Der plumpe Thrasso kauft Pamphila, und sie ruft die Hilfe der wiedergefundenen Schwester an. Melitta bestimmt Thrasso durch das Versprechen, seinen Wünschen endlich gefügig zu sein, zur vorläufigen Aberlassung des noch unschuldigen Mädchens, nimmt sie zu sich und veranlaßt in Furcht vor Thrassos Eifersucht Agathon, zwei Tage lang ferne zu bleiben; daß ihr selbst diese Karenz schwer genug fällt, wird in einem hysterischen Auftritt mit viel Behagen geschildert. Mittlerweile hat Agathons Bruder Phidippus sich in Pamphila verliebt, er tauscht mit einem alten Weibe, das ebenjener Sklavenhändler dem Agathon als angeblichen Eunuchen verkauft hat, die Kleider und erlangt so selbst als zweiter Pseudo-Eunuch Einlaß in Melittens Haus, wo Thrasso nun auf eigene Kosten ein schwelgerisches Gastmahl gibt, ohne trotz alledem bei der Hetäre seine Absicht zu erreichen. Während des Gelages verständigt sich Phidippus heimlich mit Pamphila, die seine Gefühle erwidert, und „eint sich in Liebe“ mit ihr. Das Gastmahl des Thrasso endet mit allgemeiner Betrunkenheit, Rauferei und Andieluftsetzung sämtlicher Gäste. Andern Tags versucht der Gefoppte mit ein paar parodistischen Kriegern und einer erschröcklichen Wurfmaschine eine Belagerung des trügerischen Freudenhauses, die aber durch den bejahrten Sittenrichter Kallikles, der selbst mit Melitta techtelmechtelt, alsbald inhibiert wird: worauf sich die Maskerade des Phidippus wie auch die distinguierte Geburt der verführten Pamphila herausstellt und die beiden nachträglich auch legitim vereinigt werden. Ohne eigentlichen Zusammenhang mit diesen Vorgängen, aber nur desto reichlicher ist die Figur des Diogenes in skeptischer Travestierung mitbenützt, sie muß das Ganze mit mehr oder weniger modernen Bonmots würzen.

Daß die Autoren ihr Theaterheil vor allem im Pikanten suchten, zeigt sich unter anderm auch in unersättlicher physiologischer Bewitzelung des Eunuchentums. In reintechnischem Betracht schadet dem Effekt ihrer (sagen wir euphemistisch:) Offenbachiade der Mangel an zureichender, in sich geschlossener Handlung, an dramatischer Spannung und Steigerung; man sieht nur eine lose Bilderreihe von dünner Spaßhaftigkeit, und was man etwa für den Hauptvorgang nehmen könnte, das schnurrt glatt ab und klingt matt aus, ohne kräftigere Wirkung oder auch nur Pointierung. — Die Musik, die kein Ge-

Digitized by Google

ringerer als Eugen d'Albert zu dem Stücke schrieb, bleibt auf wenige fragmentarisch illustrierende Kleinigkeiten beschränkt, die sich aber recht hübsch im Stil halten; am meisten trägt sie zur altklassischen Ulkwirkung bei in der psalmodierenden Absingung des Speisezettels von Thrassos Gelage. —

Auch Ludwig Biros aus Ungarn importierte dreiaktige Komödie „Der Raubritter", deren deutsche Uraufführung der Münchner Kammerspiele" übernahmen. spekuliert auf die Dankbarkeit des modernen Theaterpublikums für erotische Kitzelei, doch führt sie daneben noch, als gleichfalls bewährte Mittel, die Brandmarkung und Verhöhnung des dekadenten Adels ins Treffen, die Nietzscheaner-Kraftmeierei, den Marlitt-Reiz vermummten und verkannten Seelenadels und, nicht zuletzt, einen geistreichelnd-witzelnden Dialog, der mindestens ebensoviel zum Gesamteffekt beitragen will als der Vorgang selbst. Ein kecker und intelligenter junger Bürgerlicher, der im Stücke lakonisch und seltsam nur „Kürt" genannt wird, hat als bewährter En gros-Mädchenjäger auch die schöne und charaktervolle Anna Galambos, Tochter eines Angestellten der steinreichen gräflich Eserhatischen Familie, entsprechend bestürmt, doch ohne den erwarteten momentanen Erfolg, worauf er sich grollend von ihr zurückzog und ein wüstes Spielerleben begann. Anna liebt ihn aber trotz allem, und diese Liebe hat sie auch befähigt, den Verführungskünsten des betagten Chefs der gräflichen Familie solange standzuhalten, bis der Alte sich zur Heirat mit ihr bereit erklärte; aus Trotz gegen Kürt hat sie in die Verlobung gewilligt und von dem verliebten Grafen stracks ein stattliches Landgut verschrieben erhalten. Der Johannistrieb des Alten hat nun aber keineswegs den Beifall der übrigen Mitglieder des gräflichen Hauses, und darum wird Kürt, den der Führer dieser Opposition am Spieltisch kennen lernte, auf das Landgut eingeladen, um als gedungener erotischer Attentäter die drohende Gefahr abzuwenden. Er soll gegen eine Vergütung von 100 000 Kronen und Aussicht auf eine Ministerkarriere Anna zu einem kompromittierenden nächtlichen Stelldichein veranlassen und im entscheidenden Augenblick durch ein verabredetes Signal den Bräutigam und die gesamte Familie herbeirufen. Der moderne „Raubritter" erklärt sich zu der sauberen Aktion bereit, nicht ohne die Vergütungssumme mit skrupelloser Erpressertaktik aufs Fünffache zu steigern, und er weiß auch wirklich das Mädchen in Wiederaufnahme seiner früheren Bemühungen zu dem nächtlichen Stelldichein zu bereden. In letzter Stunde erfährt aber Anna von dem wahren Zweck der Zusammenkunft, und sie kommt mit dem Revolver in der Tasche, entschlossen, den Verräter auf der Höhe seines Siegerrausches niederzuknallen. Indessen: der interessante Kürt ist gar nicht so unedel, wie sie und das Publikum glaubt, im Gegenteil! er verfolgte mit allem nur einen kühn-geheimen Plan, und benimmt sich nun ideal, ohne von ihrer mörderischen Absicht zu wissen: er drängt sie nämlich zu sofortiger Flucht und Heirat mit ihm. Das nimmt ihr jeden Zweifel, sie verständigt sich mit ihm in glücklichster Liebe, und nun bleiben die beiden in sittsam getrennter Nachtruhe auf dem Schloß, um andern Tags die Tröpfe von Aristokraten, die bis zum Morgen vergeblich auf Kürts Zeichen lauern, aus dem

Digitized by Google

Anna verschriebenen Hause weisen zu können. Welches dann auch geschieht, wobei Kürt hohnlachend erklärt, daß er auf der sicheren Grundlage des eroberten Geld- und Grundbesitzes ein neues, besseres Adelsgeschlecht in die Welt zu setzen gedenke.

In Biro ist wohl der bühnentechnisch führende Mitautor des erfolgreichen Theaterstücks „Die Zarin" zu vermuten; auch hier zeigt er sich im Besitz aller Mittel und Mittelchen moderner Kulissenroutine. Feiner Empfindende nehmen aber von seinem „Raubritter" nicht viel mehr heim als Verstimmung über einen allzu wohlfeilen, durch Karikatur erzwungenen Kontrast und über ein frivol-phrasenhaftes Spiel mit Motiven des Gemüts und der Überzeugung, die auch hier für den oberflächlichsten Theatereffekt mißbraucht werden.

Kein Geringerer als Georg Brandes hat dem vieraktigen Schauspiel „Berg-Eyvind und sein Weib" des noch in jugendlichem Alter stehenden isländischen Poeten Johann Sigurjonsson durch uneingeschränkte Lobpreisung die Wege geebnet, und die gesamte dänische und schwedische Presse wie auch einzelne norddeutsche Beurteiler haben es gleichfalls schon mit einer Gloriole umgeben. Der deutschen Uraufführung, die dem Münchner Residenztheater zufiel, und der Alfred Fedor Cohns autorisierte Übertragung zugrunde lag, mußte man daher mit hochgespannten Erwartungen entgegensehen. Leider gab es eine Enttäuschung; keine totale, aber doch eine partielle. Es ist ja möglich, daß in der Cohnschen Verdeutschung dieser und jener Reiz des Einzelausdrucks verloren ging; es ist auch möglich, daß man Nordländer sein muß, um den seelischen Gehalt des Stückes ganz und richtig würdigen zu können. Ist dies letztere der Fall, so spricht es doch aber gleichfalls gegen die von den Lobrednern behauptete weltliterarische Bedeutung, und die erstere Möglichkeit könnte nicht auch den wenig befriedigenden Eindruck entkräften, den man bei der hiesigen Wiedergabe vom Aufbau des Stückes hatte.

Es handelt sich um eine isländische Dorfgeschichte mit so grellromantischem Einschlag, daß man ihr Abenteuerliches ohne viel Änderung oder Zutat leicht für eines der berühmten Räuber- und Indianerbüchlein mit bunt-schauerlichem Titelbild bearbeiten könnte. „Der schuldige und doch unschuldige Dieb oder der doppelte Kindsmord" könnte das Büchlein heißen. Der isländische Kleinbauernsohn Eyvind hat, von seinen hungernden Angehörigen zum Pfarrer um ein Darlehen geschickt und von ihm hartherzig abgewiesen, auf dem Heimweg der Versuchung nicht widerstehen können, einem steinreichen Nachbarn ein Schaf zu stehlen; er wird überführt, und da man ihm auch allerlei andere in der Gegend geschehene Diebstähle zuschreibt, an denen er völlig unschuldig ist, zu langjähriger Zuchthausstrafe verurteilt. Er entspringt aber und flieht in die Bergwildnis, von wo er nach einer Zeit äußerster Entbehrungen sich unter dem falschen Namen Kari in ein fremdes Dorf wagt und auf dem Hofe der schönen jungen Witwe Halla als Knecht Dienst findet. Halla hat als arme Dienstmagd zweifelhaftester Herkunft — man munkelt von Blutschande — ihr Glück gemacht, indem ein betagter wohlhabender Bauer sie heiratete und ihr, bald darauf das Zeitliche segnend, Hof und Habe hinterließ; wohl ihrer eigenen dunklen Vergangenheit halber hat sie ein Herz

Digitized by Google

für alle Notleidenden, was unter anderm auch einem vagabundierenden, für einen Dieb geltenden Arbeiter, namens Arnes, zugute kam. Der neue Knecht Kari gefällt ihr in seiner stämmigen Tüchtigkeit so ausnehmend, daß sie ihn alsbald zum Verwalter ihres Hofes erhöht und ihm reichliche Beweise ihrer persönlichen Zuneigung gibt. Das weckt den Groll ihres Schwagers, des Kirchspielvogts Björn, der selbst Absichten auf sie hat. Er forscht der Herkunft des Kari nach und trifft Leute, die in ihm den ausgebrochenen Dieb erkennen wollen, was er stracks Halla hinterbringt. Die verliebte Witwe stellt den Verwalter zur Rede: und Eyvind gesteht ihr nach einigem Zögern die Wahrheit, aber zugleich seine bisher verschwiegene Gegenliebe; sie könne nun machen mit ihm, was sie wolle. Halla, von ihrem starken Gefühl überwältigt, bietet ihm den Mund zum Kusse und wird heimlich sein glückliches und beglückendes Weib. Der Vogt aber setzt seine Nachforschungen fort, bis er eine behördliche Bestätigung des Verdachts erhält. Nun ist Eyvind genötigt, in die Bergwüstenei zurückzuflüchten: und Halla geht entschlossen mit ihm, als treues Weib sein Geächteten-Schicksal zu teilen. In den Schrecken und Entbehrungen der wilden Einsamkeit und in der steten Furcht vor der Verfolgung schwindet aber mehr und mehr das Herzensverhältnis der beiden, und als Halla ein Kind gebiert, setzt sie es in Verzweiflung an seiner Zukunft mörderisch aus. Der Schicksalsgenosse Arnes leistet dem Paar eine Zeitlang tröstliche Gesellschaft, wird aber, Hallas Gefühl noch mehr verwirrend, zum Liebesrivalen Eyvinds und zum Ankläger seiner beginnenden Gleichgültigkeit, und als er von ihr krampfhafte Zurückweisung erfährt, läßt er die beiden allein, um sich dem Gericht zu stellen. Gleich darauf überfällt der Vogt mit Häschern den endlich entdeckten Schlupfwinkel des Paares: und nun wirft Halla ihr zweites, schon dreijähriges Kind in einen Wasserfall, worauf Eyvind den Vogt ersticht, und die beiden in einen noch entlegeneren Teil des Gebirges fliehen. Der Schlußakt zeigt sie, wieder nach längerer Zeit, hungergepeinigt in einsamer, von winterlichem Schneesturm umwüteter Hütte. Der letzte Rest von Liebe ist in beiden erloschen, in kaum mehr verhehltem Haß schieben sie sich gegenseitig die Schuld ihrer äußeren und inneren Not zu. Als Eyvind auf einen Augenblick die Hütte verläßt, um frische Feuerung zu holen, eilt Halla, die vergeblich auf ein gutes Wort von ihm harrte, in selbstmörderischem Drang in das Toben der Elemente hinaus, und Eyvind, der die Hütte leer findet, folgt der Verlorenen mit verzweifeltem Rufen, worüber der Vorhang fällt.

Daß dieser Schluß in seinem typischen menschlichen Jammer ergreift, läßt sich ebensowenig leugnen, als daß daraus auch die Tragik des besonderen Falles hervorklingt, die Tragik zweier stämmiger Naturen, die ihre Kraft überschätzten, der Welt und dem Schicksal Trotz bieten zu können. Allein der dritte, durch die Gestalt des Arnes überflüssig komplizierte Akt wie auch der Schlußakt geben nur abrupte Bilder, die den lückenlosen dramatischen Zusammenhang mit der Exposition der beiden ersteren Akte wie auch untereinander vermissen lassen. Gerade das dramatisch Wichtigste, der Beginn der Ernüchterung und Entfremdung in den beiden Liebesleuten, wird nur

Digitized by Google

nachträglich in unklaren Andeutungen erzählt, und die gleichfalls dramatisch unentbehrlichen Zwischenglieder der seelischen Entwicklung zwischen dem dritten und vierten Akt werden einfach übersprungen; im dritten Akte kommt außerdem Eyvind selbst fast gar nicht zu Wort, und der zweite, kaum zureichend motivierte Kindsmord Hallas wirkt in seiner Plötzlichkeit unmittelbar nach der Erzählung des ersten fast moritatenmäßig, welchen bedenklichen Eindruck die prompt folgende Tötung des Vogts noch verschärft. Beeinträchtigt wird die Gesamtwirkung des Stücks auch durch die oft merkwürdig distinguierte, reflektierende oder pathetische Vorstellungs- und Ausdrucksweise, die man den erst so schlicht umrissenen Gestalten schwer glauben kann. Und ferner dadurch, daß der ganze Vorgang zu fremdartig und abnorm ist, um zu persönlichem Miterleben zwingen zu können — abgesehen von dem Schlußakt, der, wie gesagt, nicht nur durch sein Gemälde menschlicher Not das Mitleid wachruft, auch mit seinen typischen Assoziationen in allgemein tragische Stimmung erhebt.

Von der weitschallend verkündeten Wertfülle des Schauspiels bleibt somit nicht sehr viel übrig, aber doch etwas. Es ist das Werk eines dichterisch Begabten und Warmherzigen, der in seinem heimischen Volkstum wurzelt, der einen gedrungenen, bühnengerechten Dialog schreiben kann und Fühlung mit dem Wesen des Tragischen hat, der aber im übrigen auch noch dies und jenes wird lernen müssen, als Dichter und als Bühnentechniker, ehe ihm ein Meisterwerk gelingen kann.

Hanns von Gumppenberg

Theaterstücke für Dilettantenbühnen

Wohl eine der allerhäufigsten Fragen an den Arbeitsausschuß des Dürerbundes lautet: was sollen wir bei unserer Vereins-, Schul-, Weihnachts-, Kaisergeburtstagsfeier aufführen? Die Liste von guten Stücken, die der Dürerbund als „erste Lese“ in seiner 37. Flugschrift veröffentlicht hat, leistete gute Dienste; aber das Bedürfnis des spiel- und theaterfreudigen Publikums war größer als ihr Angebot, eine zweite Lese schien notwendig. Sie ist nach Prüfung einer sehr großen Menge von Bühnenstücken als 101. Flugschrift erschienen. Die Auswahl nimmt besonders Rücksicht auf die Bedürfnisse der parteilosen Jugendpflege, die vorzugsweise für Jugendvereinigungen geeigneten Stücke sind eigens bezeichnet, und ein Mitarbeiter des Hamburger Volksheims gibt praktische Ratschläge zum Theaterspielen in Jugendvereinen. Auch das Kindertheater ist besonders berücksichtigt worden; Leo von Egloffstein spricht darüber und ein besonderer Anhang empfiehlt dafür eine Reihe von Stücken. Jedem Titel ist eine kurze Inhaltsangabe und Charakteristik, sind Angabe der Dauer, der Rollen, des Schauplatzes, der Trachten, des Verlags, der Aufführungsbedingungen und des Preises hinzugefügt. Ein Register ordnet die 137 Titel nach folgenden Abteilungen: Ernste Dramen, Prologspiele, Lustspiele, Volksstücke, Possen und Schwänke, Märchenspiele, Stücke für weniger Geübte, für Fortgeschrittene; für Schulen; vorzugsweise für Mädchen geeignete; für literarisch anspruchsvollere Kreise, für Geselligkeitsvereine, für Fastnacht und andere fröhliche Abende, für Turnvereine, für Mili-

Digitized by Google

tärvereine, für vaterländische und nationale Feste; aus dem Arbeiterleben; Dialektstücke; besonders für Dorfbühnen, zur Aufführung im Freien geeignete Stücke. Die Flugschrift kostet 40 Pfennig und ist von Georg D. W. Callwey, München, zu beziehen. Möge sie mithelfen, auch in dieses große Feld mehr Geschmack und überhaupt einen besseren Geist zu bringen!

Der Dürerbund

Heinrich van Eyken

Der vor einigen Jahren verstorbene Heinrich van Eyken gehörte zu der keineswegs kleinen Gruppe stiller und tüchtiger Künstler, von denen man wenig spricht. Hört man ihre Werke, so erscheint deren Sprache im ganzen nicht neu, ihre gelungensten Leistungen begrüßt man aber nicht minder erfreut als ein gutes bislang unbekanntes Stück eines alten Meisters. An stiller harmonischer Eindringlichkeit übertreffen sie die vielbesprochenen, vielleicht geistreicheren, aber weit zerfahreneren Modewerke.

Van Eykens Lieder erscheinen mir schlicht und echt wie ganz wenige heute noch. Des Künstlers eigenstes Gebiet ist das Volkslied. Ich meine damit das Lied, welches die dem „Volk" von heute geläufigen und lieben Gefühle in Worte und Töne faßt, und verstehe dabei unter „Volk" immerhin Musikfreunde, die doch schon die Hauptwerke der Klassiker zu begreifen vermögen. Eykens Lieder sind also Hausmusik. Anfangs nähert er sich in Textwahl und in seinem musikalischen Tone der allzu populären Art Abts, Pressels, Henschels und Jensens. Aber bald veredelt sich sein Ausdrucksvermögen an Mörike, Groth, Storm, Keller. Alles Große, Tiefe und Bedeutende liegt ihm freilich fern. Sein größter Vorzug — den man gerade heut am ehesten bei den Künstlern vermißt — ist, daß er nie die Schlichtheit seiner Sprache verleugnet. Nie nimmt er den Mund zu voll und nie posiert er. Darum gibt sich der Fortschritt innerhalb seines Schaffens nicht in einer zunehmenden Häufung der Mittel zu erkennen, sondern darin, daß er, bei stets gleich primitivem harmonischen und rhythmischen Apparat, diesen immer feinfühliger handhabt.

Vielleicht dachte er so: In den einfachsten Harmoniefolgen liegen noch zahllose, teils vergessene, teils noch ungeahnte Möglichkeiten zur Entfaltung tonräumlicher Schönheit. Die schlichten diatonischen Kadenzen — jene ersten und tiefsten musikalischen Offenbarungen eines unbekannten Genies der Vorzeit, bergen unausschöpfbare Schönheiten, wie der schlichte menschliche Körper für den Bildner. Es braucht keiner Verdrehungen, um beide erst „schön" erscheinen zu lassen. Nach schlichten Schönheiten suchte van Eyken in einer Zeit, die das Schöne vorwiegend in der Häufung des Kunstmateriales sah. Er hat davon manches gefunden, das läßt ihn gerade heute eigenartig und liebenswert erscheinen. Es ist, als ob er ein klein wenig von dem zu finden trachtete, was ein früher Tod Mozart und Schubert nicht mehr finden ließ. — Um das zu finden, mußte er innerhalb seiner Aufgaben ein vollendeter Satzmeister und Feinkünstler sein, und er war es auch. In der Schlichtheit seiner Klavierbehandlung geht er zuweilen auf die Zeit vor Schubert zurück; dann erinnert er fast an Zumsteeg, Himmel, Reichardt. Seine Melodien sind ohne Ausnahme wirkliche Melodien, das heißt Tonfolgen, welche für sich allein die zum Auf-

Digitized by Google

bau eines geschlossenen Tonkreises nötigen tonräumlichen Berechnungen ermöglichen, und darum in sich selbst Bestand haben — Tonfolgen, die einen wohlgefügten Gliedbau erkennen lassen, — Tonfolgen, in denen die rhythmischen und tonräumlichen Formelemente in natürlichen zwingenden Wechselbeziehungen stehen.

Eykens (rund 80) Lieder erschienen als op. 1—10 bei Raabe & Plothow, op. 11—15 bei Bote & Bock, op. 16—32 im Dreililien-Verlag, sämtlich in Berlin, op. 33, 34 und 40 bei Leuckart in Leipzig. Ich nenne als die schönsten: op. 6,3 In der Früh (Weitbrecht), op. 11,2 Wenn mir unterm Fiedelbogen (Storm), op. 21,3 Morgenbitte (Frey), op. 23,4 Prinzessin (Groth), op. 24,3 Der Bote (Eichendorff), op. 25,1 Ein Sternlein (Holst), op. 27,1 Im Kahn (Flaischlen), 2 An den Mai (Mörike), 3 An die Schönheit (Hesse), 4 Spinnlied (Vischer), op. 28,2 Unterm Buchenbaum (Vischer), 3 Vogelliedchen (Mörike), op. 33,1 Am Schlehdorn (Evers), op. 34,5 Waldsturm (Keller).

Wenn es den Verlegern gelänge, diese hier genannten Lieder nebst einigen anderen in einem billigen Sammelbande bei einer unserer bekannten Editionen herauszugeben, so würde Eyken bald allgemeiner beachtet werden.

Hermann Wetzel

Musiker-Ehrengehälter

Die Stadt Dresden hat einem großen Meister deutscher Tonkunst, Felix Dräseke, dessen gewaltiges Christus-Mysterium vor einiger Zeit uns alle erhoben hat, einen Ehrengehalt von 3000 Mark jährlich bewilligt. Das bedeutet eine gute Neuerung. Von Dichtergehältern hörte man ja, wenn schon selten, genug. In keiner Kunstgattung aber hat das deutsche Volk so Außerordentliches geleistet wie in der Tonkunst. Trotzdem wurde bis jetzt die wirtschaftliche Lage der deutschen Komponisten von Staat und Gesellschaft in keiner Weise berücksichtigt. Die Meister, die dem Zeitgeschmack keine Opfer bringen konnten, mußten sich schwer durchs Leben schlagen, ohne daß sich jemand um ihre Werke und wirtschaftliche Lage kümmerte. Wieviel dadurch an geistigen Werken verloren ging, ist nicht abzusehn. Es wäre zu wünschen, daß mehr städtische und staatliche Behörden dem Beispiel Dresdens folgten.

Karl Justi †

Mit Karl Justi hat die deutsche Kunstgeschichte den Mann verloren, der seit Jakob Burkhardts Tode den Thron ihres Reiches als anerkannter Herrscher einnahm. Und mehr als das: seine Gestalt ragte über die gärende und brodelnde Masse, die das Schrifttum dieser Wissenschaft heute bildet, so hoch empor, daß noch jenseits der Grenzen des Fachbetriebes das geistige Deutschland seine Werke verfolgte, bewunderte und — las. Er kam, wie viele der älteren Genossen seiner Disziplin, von der Archäologie, und war sogar schon Inhaber eines Lehrstuhls für Philosophie gewesen, als er sich im Alter von vierzig Jahren als Ordinarius der Kunstgeschichte in Bonn niederließ. Hier hat er ein Menschenalter lang gearbeitet. Das kleine Geröll, das dem fleißig Grabenden einen leicht ausmünzbaren Lohn seiner Mühe verspricht, überließ er gern den andern. Lieber sammelte er seine Kraft und trieb seine Schächte tiefer, bis an die Lager, wo sich das echte Edelmetall in reinster Bildung birgt. So wuchsen seine Werke über J.

Digitized by Google

J. Winckelmann und seine Zeit, über Velasquez, über Michelangelo zu rochers de bronce, denen schon die Gegenwart den Ewigkeitsgehalt zugesprochen hat. Vor allem sein Buch über den Großen der spanischen Malerei ist von einer Gewalt der Konzeption, von einer Monumentalität des Aufbaues, von einer intensiven Sicherheit des geschichtlichen Erkennens, von einer stählernen Elastizität der Sprache, daß hier das vielmißbrauchte Wort von einer Kongenialität zwischen Objekt und Subjekt der Betrachtung ohne Zögern gebraucht werden darf. In seinen Michelangelo-Forschungen schlossen sich die Gaben des hellsichtigen Psychologen, des tatsachenmächtigen Historikers, des künstlerisch bewußten Darstellers zu fast noch glänzenderem Ringe zusammen: über dem allen aber leuchtete der Zauber einer Persönlichkeit, der alle Wissenschaft leidenschaftliches Erleben einer menschlich faßbaren Wahrheit bedeutet. Unter den Diadochen seines Reiches sind rüstige Organisatoren, spüreifrige Pioniere, geschickte und kluge Köpfe. Aber der Harnisch, der diesem hohen Kämpfer auf dem Schlachtfeld des Geistes nun entsunken ist, will keinem von ihnen passen. E. Haenel

„Ultramalerei"

99. Flugschrift des Dürerbundes

Der Aufforderung des Herausgebers entsprechend, zeige ich hier den Lesern des Kunstwarts die meisten Illustrationen meiner Dürerbund-Flugschrift „Ultramalerei". Was meine kleine Schrift anstrebt, vermag vielleicht diese Bildersammlung allein schon einem nachdenklichen Beschauer zu zeigen.

Wir sind gewohnt, Kunst anzusehen als eine Wiederholung der gegebenen Welt, welche dem Gefühle die Beschäftigung mit dem anschaulich Gegebenen vertieft und vereinfacht. Wir wissen auch, daß die Art, wie im Kunstwerk die gegebene Welt in freier Veränderung neu entsteht, von dem Vorbilde mehr oder weniger unabhängig ist; aber die Gesetze dieser Veränderung sind uns vollkommen unbekannt, und die Abhängigkeit des Kunstwerkes von der Natur blieb uns immer in irgendeinem Sinne deutlich.

Nun hat eine Malerschule, deren Zusammenhang trotz der größten Verschiedenheit ihrer einzelnen Bestrebungen leicht zu überschauen ist, den Versuch gemacht, die instinktive Naturbeobachtung des Malers bewußt zu unterbrechen und nicht eine Wiedergabe der Natur im Kunstwerke anzustreben, sondern die Gestaltung des Kunstwerkes durch naturwissenschaftliche Gesetze zu konstruieren. Zuerst konstruierte man die Erscheinung der Natur von neuem, bis man endlich dazu gelangte, einen Inhalt des Gemäldes zu berechnen, der mit der Natur einen Zusammenhang nicht mehr hat.

Ich wiederhole hier nicht den Versuch des Beweises, den meine Flugschrift gibt: daß diese Konstruktionen selbst wissenschaftlich unhaltbar und von einem für unsere wissenschaftlich so gründliche Zeit unglaubwürdig billigen Dilettantismus geschaffen sind. Ich verweise hier nur auf die Ergebnisse dieser Malerei, die hier vorgelegt werden. Jeder Beschauer, der sich nicht durch sinnloses Theoretisieren das Recht des eigenen Urteils wegschwatzen läßt, wird die Frage, ob diese Entwicklung uns Ersatz für das von ihr Zerstörte zu geben vermag, mit „Nein" beantworten. Es ist selbstverständlich, daß jede neue Kunstform uns zunächst befremden kann; aber das Befremdet-sein allein ist noch keine Bürgschaft dafür, daß das, was befremdet, auch

Digitized by Google

etwas zu geben hat. Und gerade diese neue Malerei hört überraschend schnell auf, zu befremden; man wird ihre äußere Sonderbarkeit bald gewöhnt, und was dann noch von ihr ausgeht, ist die verwirrende und beängstigende Langeweile des Nichts.

So haben wir hier keine Führer zu neuen Aufgaben und Möglichkeiten der Kunst vor uns, sondern lediglich, wie sie neulich einer unserer wirklichen Maler nannte: „die Totengräber der Malerei".

Albert Lamm

Vom flachen Dach

Der Werbandibund-Vorstand hat auf unsre Kennzeichnung im letzten Heft des vorigen Jahrgangs uns gegenüber geschwiegen, wir müssen vermuten, daß die Herren Seesselberg und Stassen nichts darauf zu sagen hatten. Jedenfalls haben wir nun lange genug auf eine Widerlegung gewartet. Also bringen wir zum Abschluß dieser schönen Sache die folgende Einsendung des „Heimatschutzes":

„Der Werbandibund darf sich, da nur hohe und reine Interessen ihn leiten... und auch vermöge des untadeligen Rufes seiner leitenden Persönlichkeiten mit Stolz als den von Hause aus idealsten und somit vornehmsten aller bestehenden Verbände bezeichnen." Wer spendet dem Werbandibund dieses höchste Lob? Sein Vorsitzender Seesselberg, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, selbst, in einem Vortrag, der leider wenig bekannt geworden ist. Sonst hätten wohl manche begonnen, die Taten des Werbandibundes mit Vorsicht zu betrachten und vor allem auch das Preisausschreiben, das ausgerechnet dieser „Bund zur Förderung nationaler Kunst und deutschen Wesens" für das flache Dach veranstaltete. Leider setzen zahlreiche Äußerungen der Tages- und Fachpresse seinem Unternehmen sehr wenig Kritik entgegen und sind geeignet, Verwirrung anzurichten. Deshalb erscheinen noch einige Erörterungen unvermeidlich.

Daß die 10000 M. für die Preise des Wettbewerbs von dem „Ausschuß zur Beseitigung der Auswüchse der Heimatschutzbestrebungen", das heißt von den Dachpappeninteressenten usw. gegeben waren, ist inzwischen vom Werbandibund selbst berichtet worden. Mit Recht weist Avenarius darauf hin, daß weder die erste Ankündigung der Presse, noch das Preisausschreiben selbst, noch der Nachtrag dazu diese Tatsache mitgeteilt haben. Der Wettbewerb war also nicht als das kenntlich gemacht, was er war: nämlich ein Unternehmen, das Interessenten bezahlt hatten, damit es ihnen geschäftlich nütze. Und während es im Wettbewerb hieß, daß er die volle Berechtigung des steilen Daches nicht antasten solle, wurde nach der Entscheidung sofort eine Notiz verbreitet (unbekannten Ursprungs, jedoch ohne Widerspruch des Werbandibundes), daß der Wettbewerb die Gleichwertigkeit, wenn nicht Überlegenheit des flachen Daches festgestellt habe. Dagegen protestierten jedoch erfreulicherweise Preisrichter.

Aber darauf, daß dem Wettbewerb überhaupt von vornherein ganz verfehlte Gedanken zugrunde lagen, muß noch viel mehr als bisher hingewiesen werden. Der Wettbewerb sollte nach dem Preisausschreiben feststellen, ob auch mit flacher Bedachung „befriedigende Wirkungen im Landschaftsbild" zu erreichen wären und ob das insbesondere auch mit den billigen Spezialstoffen zur Eindeckung flacher Dächer, wie Dachpappe u. dgl., geschehen könnte.

Digitized by Google

Was zunächst den letzteren Punkt betrifft, so hört man ja freilich seit geraumer Zeit allenthalben den Satz: „Es gibt kein an sich schlechtes Baumaterial; erst die Anwendung durch ungeschickte Architekten macht ein Material schlecht.“ Das wird so oft und auch von so angesehenen Seiten und mit solcher Bestimmtheit betont, daß es jetzt so ziemlich allgemein anerkannt zu sein scheint. Der Architekt, der sich dagegen wendet, läuft Gefahr, als gänzlich rückständig abgetan zu werden und als ein Nichtskönner, der schwieriges Material nicht zu meistern verstehe. Und doch ist jener Satz ein durch graue Theorien verschuldeter Irrweg. Er ist ebenso sicher falsch, wie Messing kein Gold ist und Lodenstoff sich nicht zu Frackanzügen eignet. Man sollte endlich doch wieder das Bekenntnis wagen: Die abscheulich knallroten und ledergelben Verblender sind und bleiben häßlich, mag das Haus noch so gute Gliederung und Formen haben. Der Zement eignet sich trefflich für Fußbodenplatten und Kanalrohre, Zementziegel aber sind und bleiben öde, ob man ihnen nun ihre natürliche kaltgraue Farbe läßt oder sie himbeerfarbig anstreicht, und nicht besser steht es mit dem Eternitschiefer. Und die Dachpappe behält immer das Odium des Unsoliden und einer gewissen Schäbigkeit, sie wird nie und nimmer ein edles Material, wenn sie natürlich auch für Isolierungszwecke usw. und für provisorische und ganz billige Bauten Berechtigung hat. Es ist aber ein einfach komischer Gedanke, daß es stets erlaubt oder „mit Rücksicht auf die Neuzeit“ sogar verdienstlich wäre, für einen der allerwichtigsten Teile des Hauses, für das Dach, ein so unedles und seiner mangelnden Dauerhaftigkeit nach provisorisches Baumaterial zu nehmen! Es entspricht das ja freilich ganz so manchem sonstigen Tun unsrer Zeit, die für so viele der allerwichtigsten Aufgaben kein Geld aufzubringen vermag, während sie es für eine Masse unnützer Dinge in Menge übrig hat. Ein Landhaus mit Pappdach, auf dessen äußere und innere Einrichtung sonst irgendwie Geld und architektonische Mühe verwendet worden ist, wirkt ebenso lächerlich wie ein Mann in Frackanzug und Strohhütchen.

Der Werbandibund ging aber über diesen verbreiteten Irrtum von der gleichen Güte aller Materialien noch weit hinaus, indem er durch seinen rein zeichnerischen Wettbewerb erproben wollte, ob flache und insbesondere Pappdächer und dergleichen „befriedigende Wirkungen im Landschaftsbild“ ergeben! Das ist doch eine unglaubliche Unklarheit: Der Werbandibund erkennt den von allen tüchtigen Architekten und vom Heimatschutz stets betonten Fundamentalsatz an, daß ein Bau nicht allein für sich, sondern in Harmonie mit der vorhandenen Umgebung geschaffen werden muß, und dann will er die Frage, ob das flache Dach und die Dachpappe und ähnliches sich seiner Umgebung gut einfügt und für alle Landschaften paßt, durch einen rein zeichnerischen Wettbewerb lösen! Dieser unverzeihlichen Unklarheit entspricht denn auch das, was bei der Begründung der Preisgerichtsentscheidung herausgekommen ist, die Professor Seesselberg und Architekt Liesheim von der Hauptstelle für Bau- und Kunstberatung des Werbandibundes zeichnen. Man lese die folgenden Auszüge aus der Beurteilung einzelner Entwürfe und staune: „Der Verfasser beweist in Gemeinschaft mit mehreren anderen Preisträgern, daß in großer nationaler Besonderheit, das heißt ohne

Digitized by Google

Anlehnung an englische Gestaltungsart, eine schöne, praktische und sehr charakteristische Arbeiterwohnweise mit flacher Bedachung in unseren Landstrichen sehr wohl entwicklungsfähig ist." „Gerade dieses flache Dach mit seiner breiten Überkragung erscheint hier wie herausgeboren aus der norddeutschen Flachlandschaft." „Auch hier erscheint das Horizontale des ganzen Hauses geradezu wie begründet durch den Charakter der norddeutschen Flachlandschaft." Das ist ja ein verblüffend einfaches Rezept: in flacher Gegend flache Dächer, in bergiger offenbar steile; oder sollten mit Rücksicht auf die Dachpappe auch in bergiger Gegend flache Dächer vorzuziehen sein ....? Weiter: „Eine solche Anlage würde sich trotz der thüringischen Stilanklänge sogar in der norddeutschen Landschaft nicht übel ausnehmen" ... „durch die vorteilhafte Massengruppierung bleibt hier trotz des flachen Daches der deutsche Charakter in der Architektur voll gewahrt." „Empfehlend wirkt namentlich der Umstand, daß sich die den flachen Dächern ohnehin schon eigene Ruhe hier auf das gesamte Landschaftsbild überträgt." Angesichts solcher Ausführungen schüttelt wohl auch der Nachsichtigste den Kopf.

Wenn der „Werbandibund zur Förderung nationaler Kunst und deutschen Wesens" wie im letzten Winter „deutsche Kunstfeste" (!) veranstaltet, bei denen nach der Edda „Wodan bei Wala" und das „Trinkgelage bei Oegir" usw. szenisch dargestellt wird, so ist das eine harmlose Sache. Anders aber, wenn er — wohl auch zur „Förderung nationaler Kunst und deutschen Wesens" — für die Dachpappe Propaganda macht. Und es muß Einspruch dagegen erhoben werden, daß solche Unklarheit, wie sie aus den obigen Zitaten spricht, auf die deutsche Bauberatung Einfluß gewinnen will.

Koch, Vorstand der Stiftung für Heimatschutz, Meiningen.

Schildbürgerstreiche

Einen Schildbürgerstreich, wie er wegen seines Formates ausstellenswert ist, machen gegenwärtig die Landauer. Sie reißen den letzten, aber noch sehr ansehnlichen Rest der berühmten, von Vauban erbauten Befestigungswerke nieder, in und auf denen auch ihre eignen Väter gelitten und gekämpft haben — um den Boden für so viel Mark den Meter zu einem Schulhausbau zu brauchen, wie sonst in der Gegend dort der Meter auch kostet. Wenn „so was" drauf steht, gilt das halt gleich, im Gegenteil, es macht das Terrain höchstens billiger, denn das Wegschaffen kostet ja Arbeitslohn. Was hilft es, daß das Landauer Stadtväter-Sachverständnis nun Deutschland Stoff zum Lachen gibt, was nützt es, daß die Landauer Kinder schon als Herangewachsene sich dieses Streiches ihrer Väter ärgern werden! Da die Regierung zu langsam war, geschieht das Unglück — und was schon wegen der historischen Werte niemals ersetzt werden kann, ist wieder einmal durch einen Schildbaer Magistrat verloren.

Unsern Fall hätte die Regierung wohl verhindern können, wenn sie schnell gewesen wäre. Wir alle müssen bei solchen Gefahren schneller sein. Schon wenn sie von ferne auftauchen, müssen die Heimatschutz-, die Denkmalschutz- und die örtlichen Dürerbundvereine, muß bei den wichtigsten Fragen auch der Arbeitsausschuß des Dürerbundes selber schnell unterrichtet werden. Und nicht „von ungefähr", sondern mit Unterlagen, die so genau und so zuver-

Digitized by Google

lässig sind, wie sie sich nur beschaffen lassen. Von allen Einsendungen z. B. an den Arbeitsausschuß des Dürerbundes, die derartige Dinge betreffen, kommen 90 v. H. zu spät an uns und mehr als die Hälfte mit viel zu mangelhaften Unterlagen. Dann sollen wir Hals über Kopf helfen, wenn es fast immer schon zu spät ist. Mitunter wird man dann wirklich versucht, diesem Zuwarten, Zulassen, Halbinformieren gegenüber von Schildbürgerstreichen auf unsrer eigenen Seite zu reden. A

Auf der Eisbahn

Rasch gleiten wir dahin auf des „Kristalls" „blinkender Ebene", die leichten „Flügel am Fuß". Ein Tannenwald säumt die Eisbahn, über uns der helle, wolkenlose Himmel, von der sinkenden Sonne satt gerötet. Hinter uns ist das Schwirren und Rauschen des Großstadtlebens verhallt. Dort ein junges Pärchen, das still und mutig seine Halbkreise dreht. Hier die Schülerschar, der die Freiheit solche Wonnen schafft, daß sie zum Ärgernis der Alten regellos in edlem Wettstreit beim Spiel die Bahn kreuz und quer durchfliegt. All das nicht auf einem tiefen, gefahrbringenden See, den Frost und Kälte in Fesseln schlug, sondern nur auf einem hochgelegenen Tennisplatz, den Menschenkunst zur Eisbahn gemacht hat.

Leise dämmert's; die Sonne sinkt; nur das Gold, das durch die Tannen herrlich leuchtet, deutet ihre Strahlen an. Ein wunderbares Farbenspiel: die weiße Fläche in Grau und Blau getaucht; der dunkle Tann; die feurige Glut im Westen, das düster-schwarze Land rings umher.

Aber niemand von der Menge achtet darauf.

Da — mitten in der Eisbahn recken einsam zwei altersgraue, wuchtige Bäume die kahlen Äste zum Abendhimmel empor — ein Druck auf den Knopf; ein Jubeln und Jauchzen und Staunen geht durch die Reihen, die sogar im Gleiten innehalten! Was ist? Die alten Bäume erstrahlen in elektrischem Lichte, kleine Birnen sind überall an ihren Zweigen, oben, mitten, unten angebracht. „Taghell" wird's. Wie drunten in den Hauptstraßen.

Und nicht einmal als eine besondere Überraschung — Abend für Abend wiederholt sich diese „Illumination". Sie bildet ja die „Hauptattraktion" der Eisbahn. Überall gibt's irgend etwas „Extraes", bis der Großstädter die wundersame Stimmung der Winterdämmerung, frei ins Unbestimmte hinauszugleiten, überhaupt nicht mehr erlebt. Wenn im leichten Abendnebel der Raum sich uferlos weitet und die Formen der Dinge so märchenhaft wachsen, ist das nicht ein köstlicheres Lichterlebnis als der elektrische „Boulevard-Effekt"? In wie vielem macht diese Art von „Kultur" uns arm! Albert Mack

„Der Reisende"

Ich sitze in meiner Kaffeehausecke. Ein Mann mit einer dicken Mappe kommt herein. Eleganter, sicherer Schritt. Aber die Miene ist unsicher, verdrückt. Seine absichtlich nachlässige Handbewegung unterstreicht das nur. Ein „Reisender" also.

Er bestellt einen Kognak. Dann noch einen. Beim dritten ruhen des Kaffeehausbesitzers Augen wohlgefällig auf dem Gast. Darauf hat er gewartet.

„Gestatten Sie", sagt er und zieht eine Geschäftskarte aus der Brusttasche: „Zoller & Sohn, Spezialität in Ansichtskarten".

Digitized by Google

Das Gesicht des Kaffeehausbesitzers wird plötzlich zu Stein. Er hält die Geschäftskarte in der Hand, sieht aber weg über sie, am Reisenden vorbei und nach dem Büfett.

„Fräulein! Sie müssen die Torten gefälliger legen auf den Tellern", sagt er.

Der Reisende wartet geduldig mit einer demütigen Kurve im Rücken.

„Max! Den neuen Gast bedienen dort hinten, fix, à la hoppe, fix!"

Der Reisende wartet weiter.

„Habe die Ehre, Herr Baron, habe die Ehre." Ein verlebter, hochmütig dreinblickender Gast hat das Lokal betreten. Das Laster steht ihm auf der Stirn.

Der Reisende wartet.

Eine Dame der Halbwelt rauscht mit ihrem Galan vorbei. Der Cafetier läßt die Geschäftskarte von Zoller & Sohn fallen, bedient die Halbweltlerin und ihren Ritter persönlich und macht artige Gesten.

Der Reisende ist zusammengezuckt, hat die Karte wieder auf den Tisch gelegt und wartet. Wartet bei seinem dritten Kognak auf eine Bestellung. Er sieht plötzlich aschgrau aus. Der ganze Jammer seiner Profession hat ihn gepackt — Provisionselend — warten, warten, immer warten — als Luft behandelt werden. Seit vorgestern hat er vielleicht keinen Auftrag in der Tasche. Dünn, so dünn wird seine Hoffnung — aber er wartet.

Wartet eine halbe Stunde mit dem elenden Kognakrest vor sich. Sein Blick fällt auf die Platte: Eine müde Fliege krabbelt zu dem gelben Kognaktropfen, trinkt und trinkt — jetzt fällt sie um, die Beinchen in der Luft — vorbei.

„Herr Oberkellner, fragen Sie Ihren Herrn, bitte, ob er nicht doch meine Kollektion wenigstens . . ."

„Jojo", sagt der Ober obenhin. Tel maître tel valet.

Wieder wartet der Reisende. Und als der Kellner zum vierten Male vorbeifliegt, rafft er sich nochmal auf:

„Herr Ober, Herr Ober! Haben Sie gefragt?"

„Ach so, ach so — ja, ja, bedauert — ist versehen — das nächste Mal vielleicht."

„Zahlen."

Der Reisende geht hinaus . . .

F. M. Züricher

Vom „Débâcle der Abstinenz"

Oder wissen die Leser noch gar nicht, daß die Abstinenz ihr „Débâcle" gehabt hat? Also: dadurch, daß der Balkanbund die Türken geschlagen hat, denn Serben, Bulgaren, Griechen und Montenegriner trinken ihr Weinchen und ihren Slivowitz, die Türken aber nicht. „Die Abstinenz, die Mohammed seinen Gläubigen aufgezwungen hat, sie hat ihre getreuen Anhänger schmählich in den Sumpf geführt", zum „geistigen und moralischen Bankerott". Das durch Abstinenz entnervte Türkenvolk erlag dem Menschheitsegner Pflaumenschnaps: „Kläglicher hat die Lehre von dem Segen der Enthaltsamkeit noch nicht Fiasko gemacht."

Dieses ist dem neuesten Preßartikel entnommen, den das Alkoholkapital versendet, und seine Zeitungen drucken das ab, ohne daß ihre Druckerschwärze rot würde. Es überzeugt ja auch schlagend — ein kostbar einfacher Gedanke überhaupt, den Sieg an den Alkohol zu knüpfen. Nur muß einem dabei nicht gerade einfallen, daß der Islam damals, als er die halbe alte Welt eroberte, wirklich abstinent war, in höherem Maße vermutlich,

Digitized by Google

als seine jungtürkischen Offiziere heute.

Sechstagerennen

Wirklich, sie gehen immer noch um. Daß sie sportlich nicht den geringsten Wert haben, daß sie nur den Leuten ein rohes oder dummes Vergnügen verschaffen, welche die Nacht zum Tage machen, daß Dirnen und Zuhälter hier eine neue Stätte ihres Wirkens finden, alles das weiß man. „Geschmackverrohende Sensationsveranstaltungen" nennt sie nicht irgendein Sportfeind, sondern die Redaktion der „Illustrierten Sportzeitung", und diese selbst ruft „schon im Interesse der Jugend, auf welche der verderblichste Einfluß ausgeübt wird" nach einem Verbot der „unsagbar brutalen Sache". Aber sie werden immer wieder erlaubt. Aus welchen Gründen?

Sammelt Sonnenschein!

Als Dreikäsehoch hatte ich eine respektable Knopfsammlung. Dann schleppte ich bunte Steinchen, später zum Entsetzen meiner Mutter Massen von Flechten und Moosen zusammen. Drauf kamen die Tiere an die Reihe, besonders die armen Käfer. Vor etwa zehn Jahren wurde ich Bilderliebhaber, und ganz neuerdings fing ich an, Sonnenschein zu sammeln. „Wie weiland die Schildbürger?" Und doch tue ich vielleicht einem Sammler, der noch auf einer der frühern Entwicklungsstufen hockt, einen Gefallen, wenn ich ihn auf diesen Zweig des Sammelns aufmerksam mache.

Ich bin Vater von zwei Mädeln. Mustermädel sind's nicht, und doch geht von ihnen all der Sonnenschein aus, den ich sammle. Ich habe schon ein hübsch Teilchen davon mit Papier, der Kamera und anderen Apparaten eingefangen, hab's fixiert, so gut ich konnte, und in Mappen aufgespeichert. Daran werde ich mich ergötzen und mein Weib und meine Kinder und Kindeskinder in kommenden trüben Tagen. Wenn Rosegger nicht viel älter wäre als ich, würde ich glauben, er hätt es mir abgeguckt, denn in seinem „Buche von den Kleinen" hat er viel solchen gesammelten Sonnenscheins wiederum in die Welt gesandt.

Eine Mappe habe ich für jedes Mädel gekauft. Grauer Karton wechselt mit weißem Schreibpapier ab. Dahinein schreib ich, was dem Mäulchen der Hanne oder dem Schnabel der Marianne an drolliger Torheit, an bewußter und unbewußter Weisheit entquillt, was mir selbst in bezug auf körperliche und geistige Entwicklung meiner Mädel auffällt, was von ernsten und heitern Erlebnissen der Kinder nach meiner Ansicht größeren Wert hat und darum Stützen fürs Gedächtnis verdient.

Bei der Großen begannen die Aufzeichnungen gleich mit der Geburt. Damals hatte ich noch viel Zeit, und ich habe zum Beispiel die sprachliche Entwicklung peinlich genau verfolgt. Ich notierte dann später, wie die ersten Urteile sich bildeten. „Mama allall — Gücke!" (Die Mutter ist weg — sie ist in der Küche.) Ich schrieb auf, als mir die Bildung der Assoziationen zum ersten Male auffielen, wie zum Beispiel der Anblick meines Taschenmessers ein jubelndes „Appapp!", also die Vorstellung des Apfels weckte, weil ich mit dem Messer die Äpfel zu schälen pflegte. In dem Buche finde ich weiter ein Gespräch, das ich mit der knapp Zweijährigen führte und gleichzeitig stenographierte. Es führt uns ins Haus der Großeltern, wo wir zur Sommerfrische weilten. In diesem

Digitized by Google

Gespräche tauchte das bedeutungsvolle Wörtchen „ich“ zum ersten Male auf, was auf das leise Erwachen des Bewußtseins vom Selbst hindeutet. Dann: ein Querschnitt durch die sprachliche Fähigkeit und die Denkweise der fast Dreijährigen zur Zeit einer schweren Krankheit. Nebenan auf dem Karton klebt die Karte, die damals von Großmama an die kleine Kranke kam und so freudigen Stolz weckte. Kleine Malereien des Kindes zeigen, daß neben der Sprache noch andere Ausdrucksmittel im Kinde schlummern und nach Ausbildung rufen. Gepreßte Blumen von lieben Orten, einige gute Ansichtskarten, einzelne Bilder aus dem Lieblingsbilderbuche, kleine Skizzen von meiner Hand, ein Zettel mit der Ausarbeitung eines gelungenen Aufsätzchens der Älteren, das „Gedichtchen“, das Hanna zum 60. Geburtstag des Großpapas sagte, Photographien aus allen Lebenslagen und in allen Körperstellungen, auch von einzelnen Gebäuden, zum Beispiel vom Geburtshause, Erinnerungszeichen an große und kleine Freunde finden sich teils auf der Schreib-, teils auf der Klebseite. Und noch vieles mehr.

Welche Menge Sonnenscheins für mich! Und für meine Kinder, wenn sie Mütter, Großmütter sein werden! Und was werden meine Urenkel sagen, wenn sie die vergilbten Seiten betrachten und mit einem Seitenblick auf das graue Großmütterchen lesen und sehen, was für ein sonniges Kerlchen ihre Großmama gewesen sein muß!

Von solchem Sonnenschein geht Jahr um Jahr, ach nein: Tag für Tag so unendlich viel verloren. Wer schenkt seinen Kindern solche Mappen, und sammelt mit?

W. Ulbricht

Unsre Positiven und der Kunstwart

An dem Weihnachtsaufsatze von Traub haben einige Positive Anstoß genommen, und sie schreiben uns nun: das gefällt uns nicht. Aber es ist nicht Aufgabe des Kunstwarts, zu bringen, was irgendwem „gefällt“, es ist seine Aufgabe, denen, die ihre Zeit kennen und die in ihrem Volke nützlich wirken wollen, Klarheit zu verschaffen über die ehrlich Wollenden hier wie dort, damit sie sich besser verstehen und womöglich für das verbinden können, was sie beide erstreben. Deshalb gilt den Positiven gegenüber genau das gleiche, was für die Katholiken gilt: sprecht, wo ihr findet, was dieser Absicht entgegenwirkt, aber sprecht nicht nur, indem ihr eure „Entrüstung“ „feststellt“, sondern so, daß man auf der andern Seite eure Entrüstung begreift und deshalb nach Möglichkeit vermeiden kann, was euch verletzt. Nach Möglichkeit — wie weit das geht, wird sich zeigen, wenn wir aber nicht offen gegeneinander sind, so reden wir ja auch nicht gegeneinander, so schwatzen wir in die blaue Luft. Unsre Mitarbeiter dürfen vom Andersdenkenden die Duldsamkeit gegen ihre Meinungen verlangen und das Nachprüfen dieser Meinungen erhoffen. Aber dasselbe gewähren sie unbedingt auch Andersdenkenden: sprecht, wir hören, und wenn als Gegner, so doch nie als Feinde. Die Ziele unsrer besondern Aufgaben jedoch liegen ja überhaupt nicht bei der persönlichen Meinung irgendeines Mitarbeiters. Sie liegen nicht links noch rechts, denn sie liegen ja in gar keinem Was, sie liegen im Wie, liegen in der Art der Behandlung der Dinge. Wenn es uns nicht gelingt, von allen Seiten her die Denken-

Digitized by Google

den und Ehrlichen zum Sichaussprechen miteinander zu bringen, so lösen wir eben unsre Aufgabe nicht. A

Hohes und Niedriges

Ein Sandhändler auf der Straße ruft: Sand — Sand — weißen Sand, in ein und demselben Tone: er will offenbar nicht singen, wie man da vordem tat, weil das nun lächerlich geworden ist: von Sand zu singen! und so vor allen Leuten, und so ungeschult! Das geht nicht mehr! Auch die Glieder seines rhythmischen Satzes ruft er so weit auseinander, daß man den Satz eigentlich nicht merkt. Und doch kommt er aus dem Rahmen des Rhythmus nicht heraus (auch ungeschult!) und von der Tonleiter, die er doch gar nicht besteigen will, nicht herunter — nur schrecklich eintönig klingt es, um nicht gesungen zu sein!

Warum will er aber eigentlich nicht mehr singen? Warum ist das uns nun lächerlich?

Ja, auch da, so im Kleinsten soll Poesie und Leben, Hohes und Wirkliches, Kunst und Wahrheit auseinandergerissen werden! Das liegt als notwendiger Fortschritt in der Luft, wo denn ein großer Rückschritt nötig werden wird, für den ja schon Schiller und Goethe rangen!

Ist es nicht dasselbe, wenn wohlgesinnte Theologen das Spiel in Oberammergau als ein Herabziehen des Heiligen empfinden? Großer Gott, ins Leben es herabziehen, gerade das brauchen wir ja am nötigsten! Wer das fertig brächte, wäre der Retter!

Wie aber so eine Modeströmung bis in die kleinsten Klinsen des Zeitgeistes hineinbläst, das zeigt mein Sandmann, und: welcher Kampf uns immer näher und schlimmer zuwächst.

Rudolf Hildebrand

Unsre Bilder und Noten

Da dieses Heft unter des trefflichen Wieland Zeichen steht, gehört auch sein Bildnis hinein. Wir bieten es mit einer Gravüre nach dem feinen Stiche von J. F. Bause nach dem Gemälde von A. Graff.

Sambergers Bildnis des Prinzregenten Luitpold haben wir den Lesern zwar schon einmal gezeigt, aber wir meinen, gerade jetzt wird es ihnen nochmals willkommen sein. Nach unserm Ermessen ist es dasjenige Bild des greisen Herrn, das in seines Wesens Tiefen am besten von allen leuchtet.

Unser farbiger Steindruck soll den Lesern Albert Lamm, den Verfasser der Dürerbundflugschrift „Ultramalerei“ seinerseits als Maler vorstellen, schon damit keiner glaube, hier spräche ein altmodischer alter Mann, der mit Jugendlichem nicht mitkann. Wer die Kreise unsrer jüngeren Maler kennt, weiß, welch hohen Ansehens sich Albert Lamm als Künstler gerade bei ihnen erfreut. Das Bild der „Einöde Baumfurt“ wird das für sein Teil erklären.

Nun folgen siebzehn Beispiele von „Ultramalerei“. Wer sie im einzelnen besprochen hören will, möge sich die billige Dürerbundflugschrift Lamms verschreiben, die zusammen mit dem Leitaufsatze dieses Heftes einen ehrlichen Kampf weniger gegen Verschrobenheiten neuer Maler auf-

Digitized by Google

nimmt, als gegen eine nouveautésüchtige Kunst-Kritik oder -Nichtkritik, deren Modemacherei dem Geschmack der Betrachtenden nachgerade jeden natürlichen Halt weggenommen hat. Gleichzeitig unterrichtet aber Lamm auch vortrefflich über das, was die einzelnen Richtungen wollen — er gibt in dieser Hinsicht sozusagen den Leitfaden durch die modernitische Kunst, der schon vielfach vermißt worden ist.

Wir fügen zu unmittelbarem Vergleichen noch zwei Bilder nach Katharine Schäffner an, die, von Kandinsky ganz zu schweigen, im Gegensatz zu den reflektierten Konstruktionen der Futuristen ein in Wahrheit phantasievolles Schauen und Schöpfen zeigen, und eben damit ein künstlerisches Schaffen.

Von besonderen Beilagen liegt der Wandkalender für 1913 bei, den diesmal wieder Bernhard Jäger gestaltet hat.

Unsre Notenbeilage bringt zwei Lieder van Eykens, über dessen Kunst ein Rundschaubeitrag Allgemeineres berichtet. Man wird manches des dort Gesprochenen in diesen Probestücken belegt finden. Irgend etwas zum Verständnis der beiden Lieder zu sagen, scheint angesichts ihrer klaren Tonsprache unnötig. Gewiß wird auch heute die Mehrzahl unsrer Musikfreunde das in ihnen schlummernde stille, aber feine und wahre Leben spüren. Wem aber die beiden Sachen zu „simpel" erscheinen, den bitten wir, Schlichtheit nicht mit Ausdrucksarmut zu verwechseln. Das eigentlich musikalische Interesse sei aber auf das Maß in allen Dingen, das Eyken hier walten läßt, hingewiesen. Die Harmonik des Liedes „Im Kahn" ist wahrlich nicht arm, aber an keiner Stelle gibt es einen „Ruck", die Modulationen gleiten wie auf weichen Wellen. Wie zart ist das Tonmalerische in der Begleitung behandelt; aus ihm klingt das Leben der Welle wie das Sich-wiegen der Seele gleicherweise. Die Form, so gelöst sie ist, besteht doch noch und gibt dem Ganzen die ruhende in sich geschlossene Stimmung. Das Seelische in den beiden Stücken ist eben bei Eyken, einem echten Formkünstler, gleichwie bei dem soviel größeren Brahms, ganz aufgelöst in formale Werte, und nur derjenige, welcher für diese ein feines Empfinden erworben hat, wird jenes darin geläutert zu erkennen vermögen. Wer aber von der Musik zu einem Gedichte auffallende Fingerzeige, Unterstreichungen, Zwischenrufe und Randbemerkungen verlangt, der fordert vom Komponisten, was dieser hier nicht geben wollte.

H. W.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung" in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moritz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

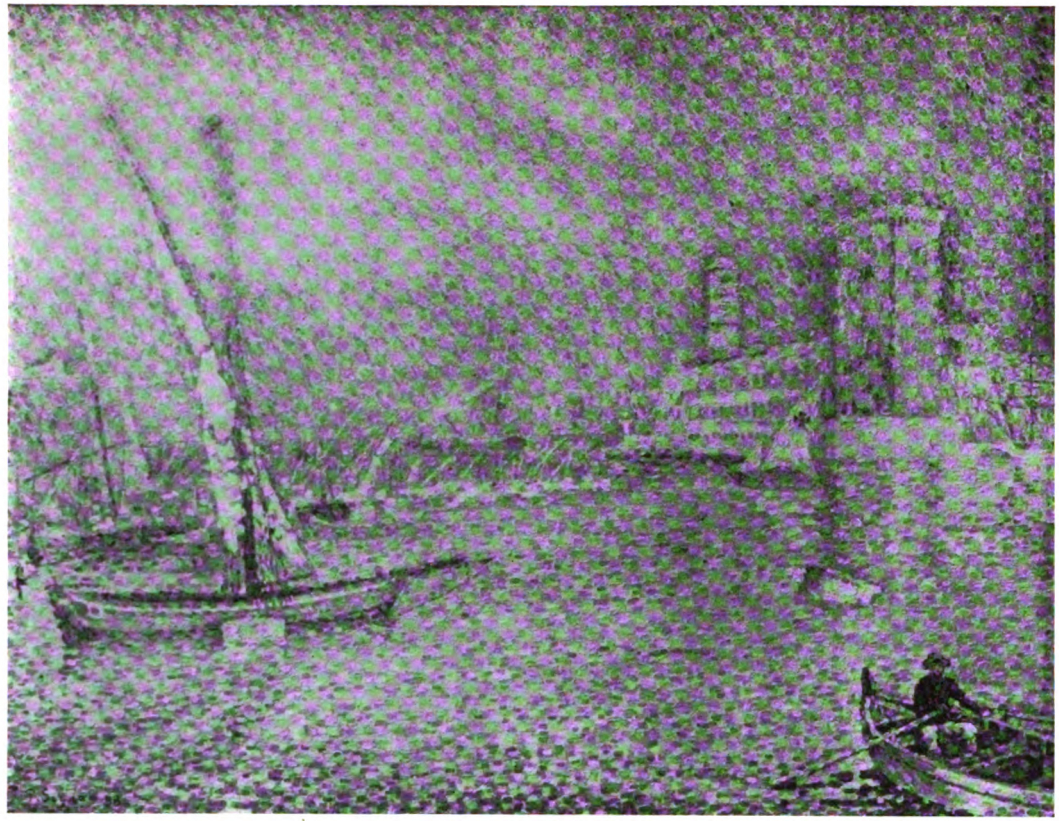
Im Besitze von Brahls Moderner Kunsthandlung, München, Goethestr. 64

Albert Samm

Digitized by Google

Digitized by Google

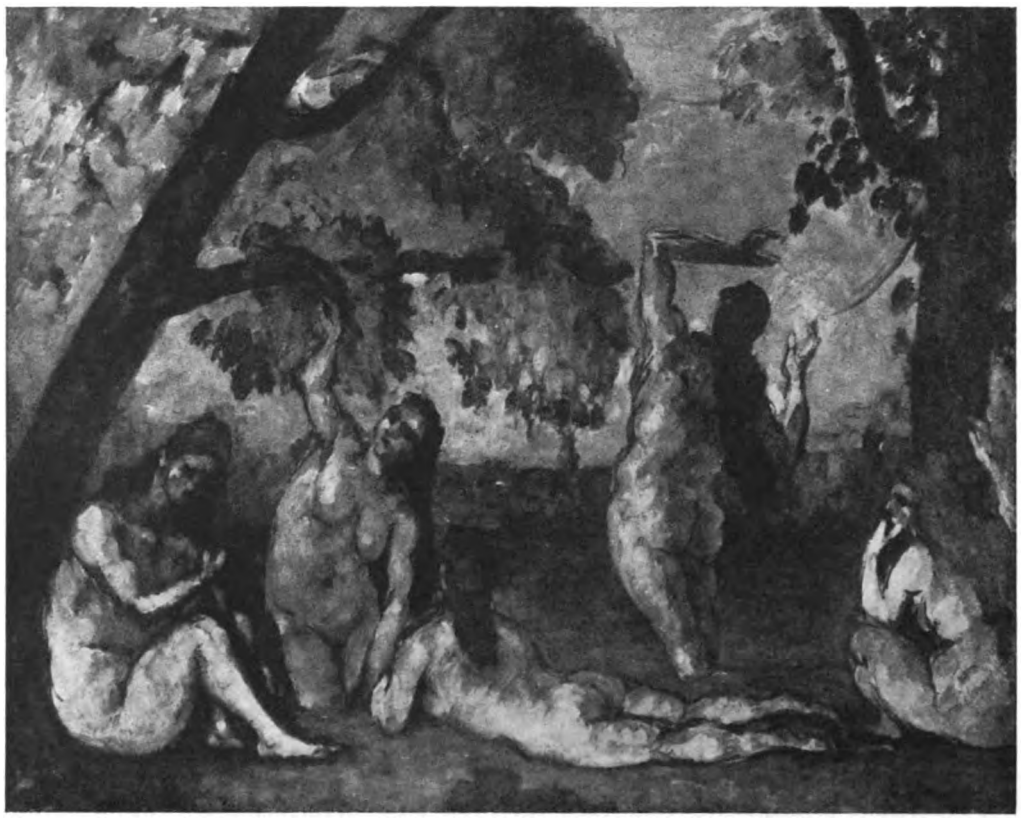
Ultramalerei-Beispiele



Paul Signac, Der Hafen von Gênes. Photo-Procédé E. Druet.

„Wie sehr auch die Abwesenheit der Farbe die Beurteilung dieser Malerei beengt, so ist doch wohl durch keine Farbe eine Wirkung derartiger Malerei denkbar, welche die Worte Meier-Graefes rechtfertigte: ‚Der Neoimpressionismus ist schöner, größer und göttlicher selbst als die kirchliche Tradition.'"

Digitized by Google



Paul Cézanne, Badende Frauen. Photo-Procédé E. Druet.
„Unabhängigkeit von der Natur.' ‚Schönheit pompejanischer Fresken.' — Oder: Genie und Faulheit?"

Digitized by Google

Photo-Procédé G. Druet

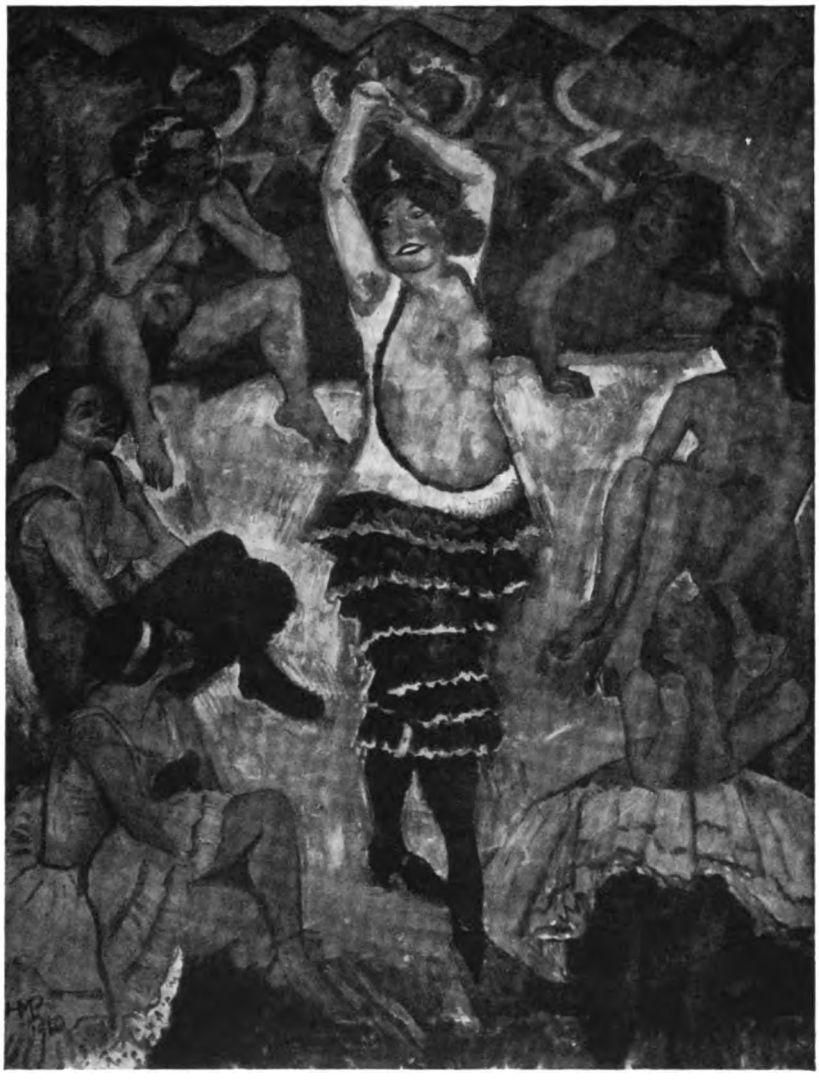
Henri Matisse, Der Tanz

Digitized by Google

Henri Matisse, Die Musik. Photo-Procédé E. Druet.

„Diese beiden ‚dekorativen' Gemälde von Matisse knüpfen an die elementare Wucht der großen Hottentotten an, welche die Felswände in Südafrika bemalten. Mit Matisse bemüht sich die junge Pariser Schule um Erreichung echter Naivität. Das Pariser Interesse hierfür ist mäßig; dagegen verhöhnt eine Pariser Zeitschrift Deutschland, das Matisse zum reichen Manne machte."

Digitized by Google



Max Pechstein.

Digitized by Google

Max Pechstein.
„Die raffinierte Pariser Naivität wird ins urwüchsig Deutsche übersetzt."

Digitized by Google

D. Burljuk, Kopf. Aus dem „Blauen Reiter“.
„Russische Intensität vertieft den Mystizismus. Man sieht durch den Kopf hindurch eine Landschaft.“

Digitized by Google

Plakat der modernen Malschule „Muim“ in Berlin.
E. L. Kirchner.

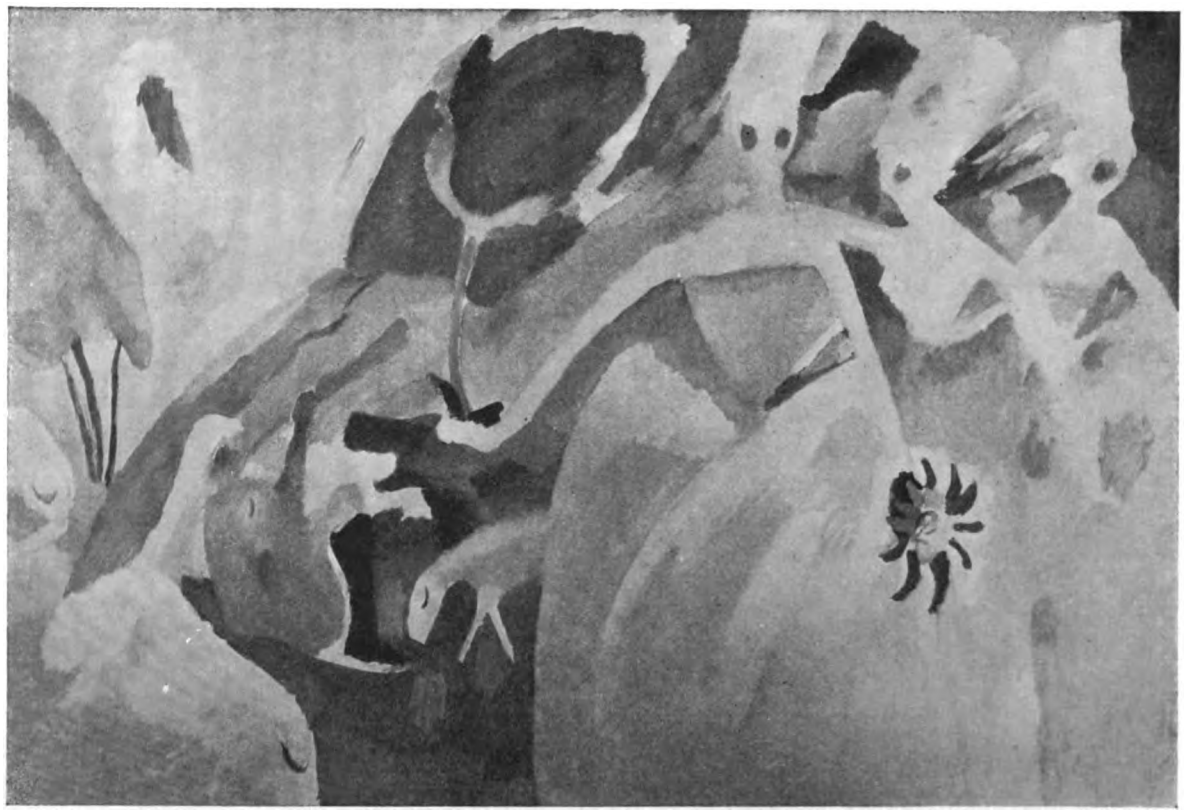
„Kalt-schneidiger Berliner Geist nimmt sich der modernen Bestrebungen an. Rasselos und ungestüm. Ein klares Bekenntnis, was hier gelehrt werden soll.“

Digitized by Google

Wassili Kandinsky, Holzschnitt. („Blauer Reiter".)

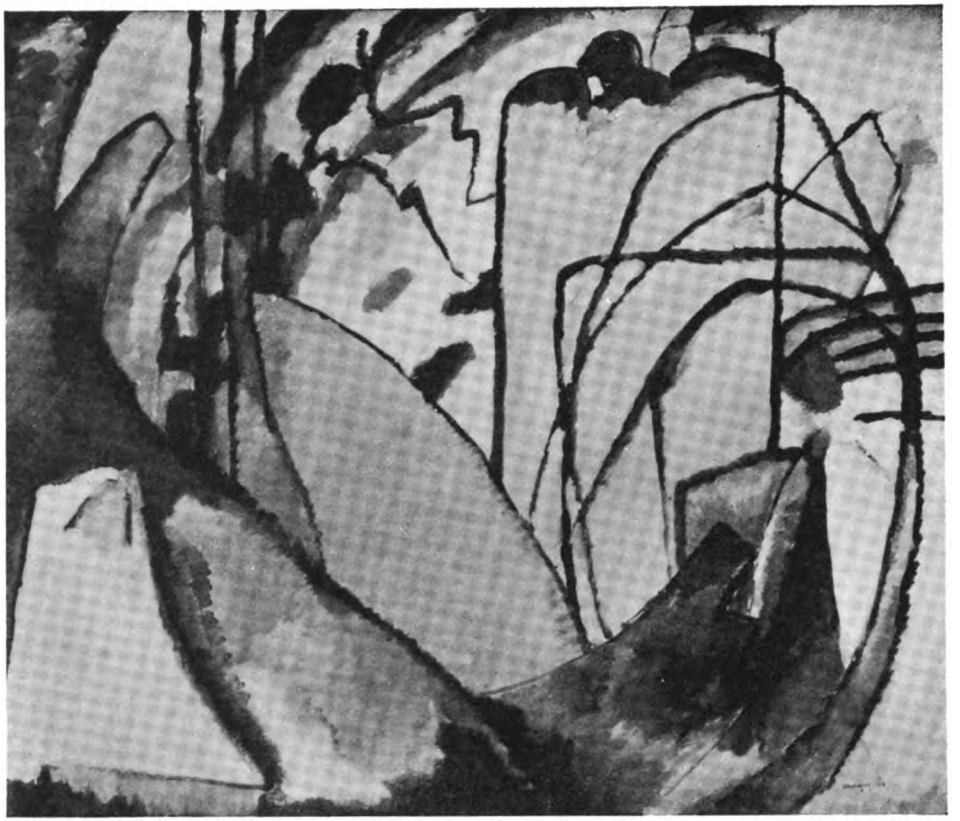
„Slavische Gefühlsintensität, ererbtes asiatisches Talent für die Linie und für das Aufrüttelnd-Bizarre versuchen ein Gewirr von Empfindungen festzuhalten, welches an der Klarheit sterben würde."

Digitized by Google



Wassili Kandinsky, Pastorale. („Blauer Reiter".)
„Letzte Reste von Erinnerungsbildern verschwimmen und streben zu abstrakten Formen, welche die Empfindungen einer Erinnerung festhalten wollen."

Digitized by Google



Wassili Kandinsky, Improvisation. („Blauer Reiter".)

„Alle Formen der Wirklichkeit sind verlassen; Linien und Farben allein beschäftigen die Gefühle. Es ist nicht zu bestreiten, daß das erreicht wird. Aber ebenso wenig ist zu bestreiten, daß man beim besten Willen nicht dahinter kommt, was man fühlt, und daß man seine Gefühle bei längerem Betrachten eher ermordet als belebt empfindet."

Digitized by Google

Umberto Boccioni, Die Abreisenden. (Zweites Bild der „Seelenzustände“ bei einem Abschied.)

Erklärung des Malers: „Ihr Gemütszustand ist durch schräge Striche an der linken Seite des Bildes angedeutet. Die Farbe des Bildes versinnlicht das Gefühl der Vereinsamung, der Angst und entsetzlichen Verwirrung. Es wird ausgedrückt durch die Gesichter, die der Rauch davonträgt, und durch die große Geschwindigkeit des fahrenden Zuges. Man unterscheidet Telegraphenstangen und Teile der Landschaft, durch die der Zug gefahren ist.“

Digitized by Google

Carlo D. Carra, Die Straße mit den Balkonen.
Erklärung des Malers: „Eindruck des sich bewegenden Lichtes, ein Thema in einer Melodie musikalischer Farben."

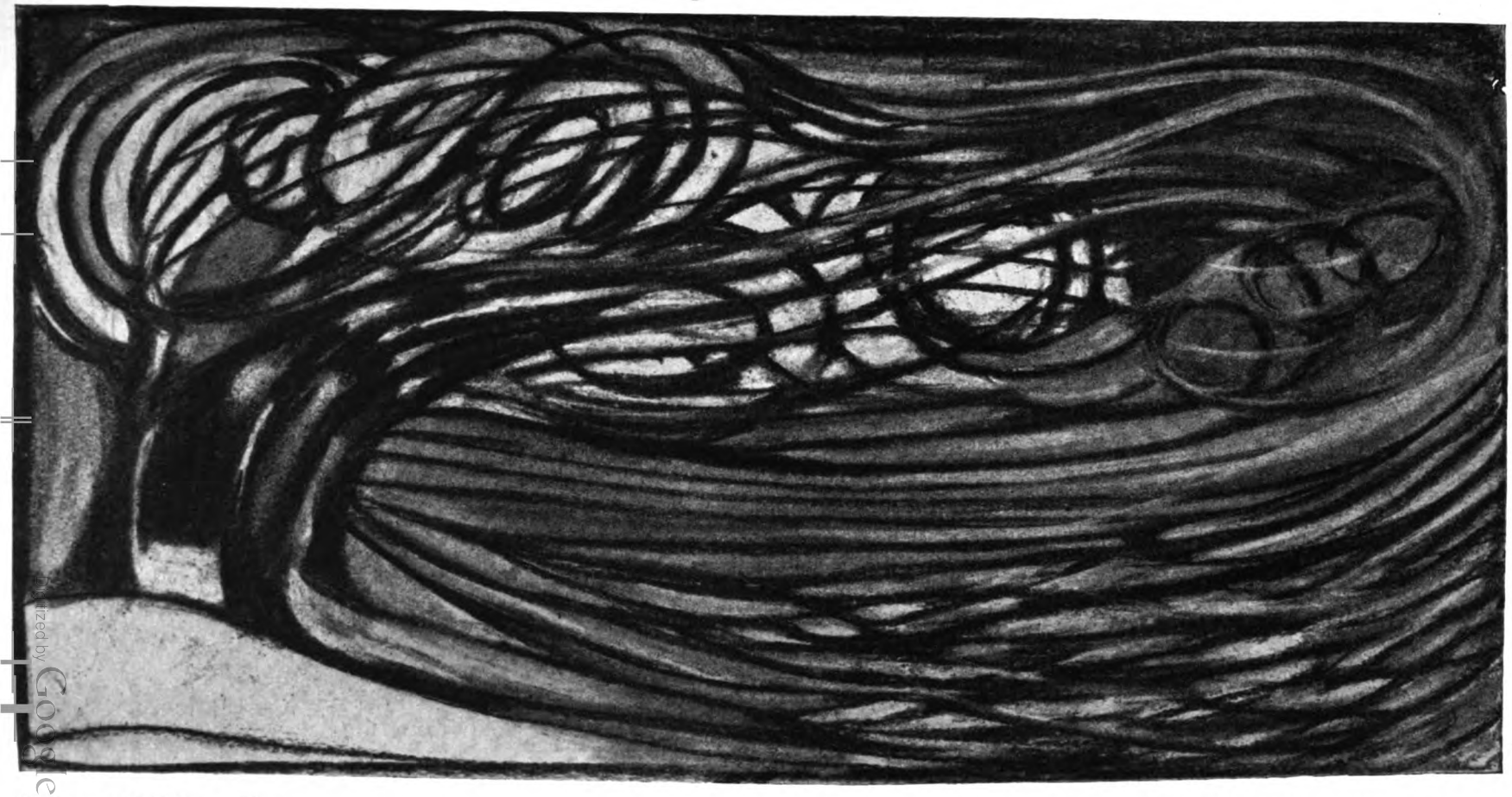
Digitized by Google

Luigi Russolo, Revolution.

Erklärung des Malers: „Der Zusammenstoß zweier Mächte. Das revolutionäre Element der Enthusiasten und roten Lyriker gegen die Macht der Schlaffheit und des starren Festhaltens an der Tradition. Die Engel sind die schwingenden Wellen der früheren Macht. Die Perspektive des Hauses ist zerstört, wie ein Faustkämpfer zweimal gebeugt, der einen Schlag in den Wind empfängt."

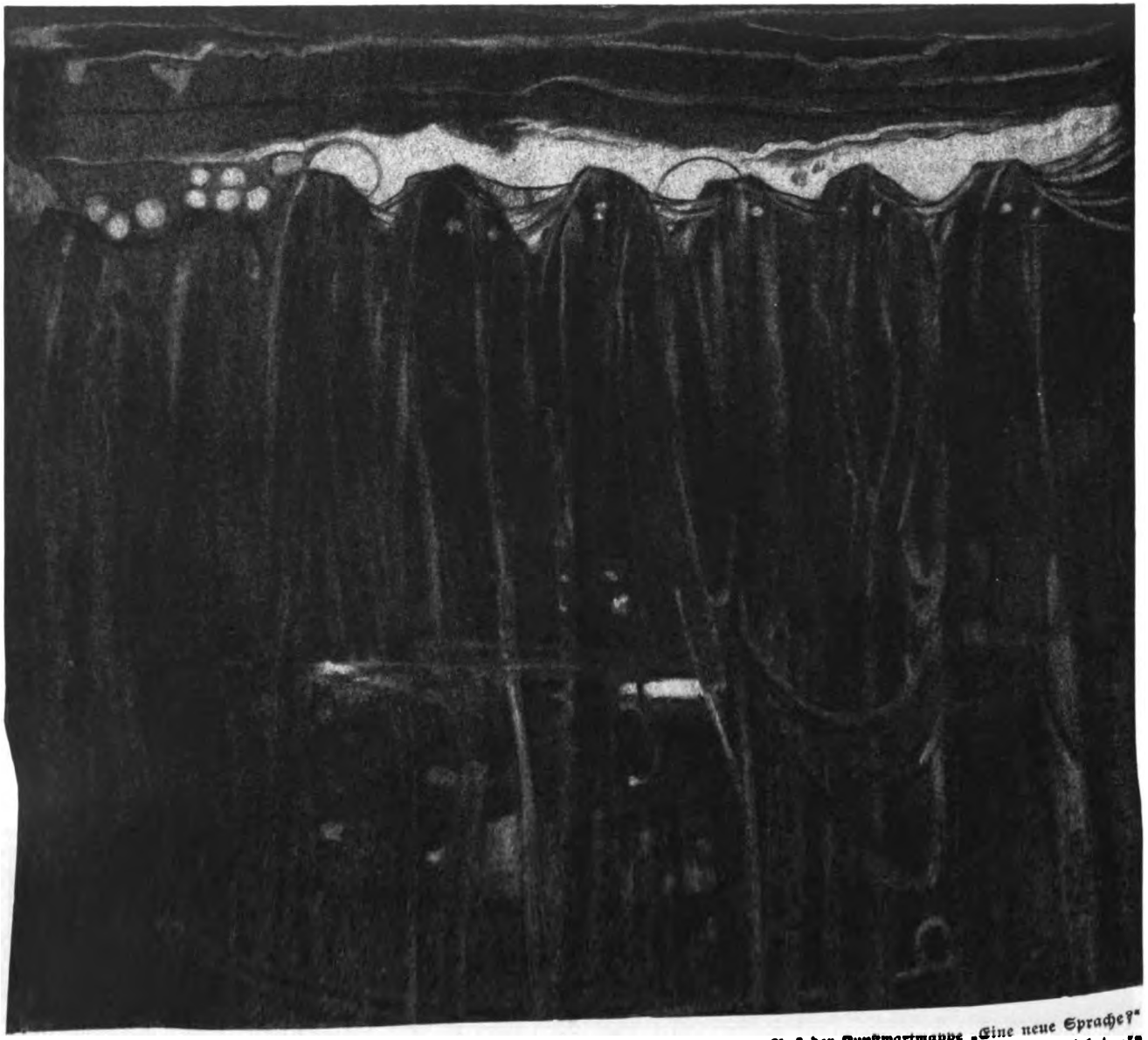
Lamm: „Es wäre ein Fehler, diese drei futuristischen Bilder lediglich als komisch zu betrachten. Sie beweisen auf das ernsteste den Zusammenbruch jeder Möglichkeit, sich überhaupt noch von Mensch zu Mensch mitzuteilen, wenn dergestalt Reflexion und Kunst durcheinander greifen und Vernunftlosigkeit das Unmögliche versucht."

Digitized by Google



Katharine Schäffner, Sturm. Aus der Kunstwartmappe „Eine neue Sprache?"

Der Sturm läßt die Einzelformen der Bäume als gleichgültig vergessen, nur die gewaltige und schöne Bewegung wird bewußt, die durch die Wipfel und über die Weite braust. Bei Katharine Schäffner, die man ignoriert, die aber die psychologischen Möglichkeiten der „Ultramalerei" längst vorweggenommen hat — die Kunstwartmappe erschien 1908 — sind wirklich starke künstlerische Wirkungen.



Aus der Kunstwartmappe „Eine neue Sprache?"

Katharine Schäffner, Seufzer

Traumhaft verschwommen, wie ein Zug vermummter Gestalten und doch nicht Gestalten, vor fahler Weite. Hier ist die Wirkung umgekehrt, als bei den Erkünstelern: bei längerem Betrachten wächst der Eindruck.

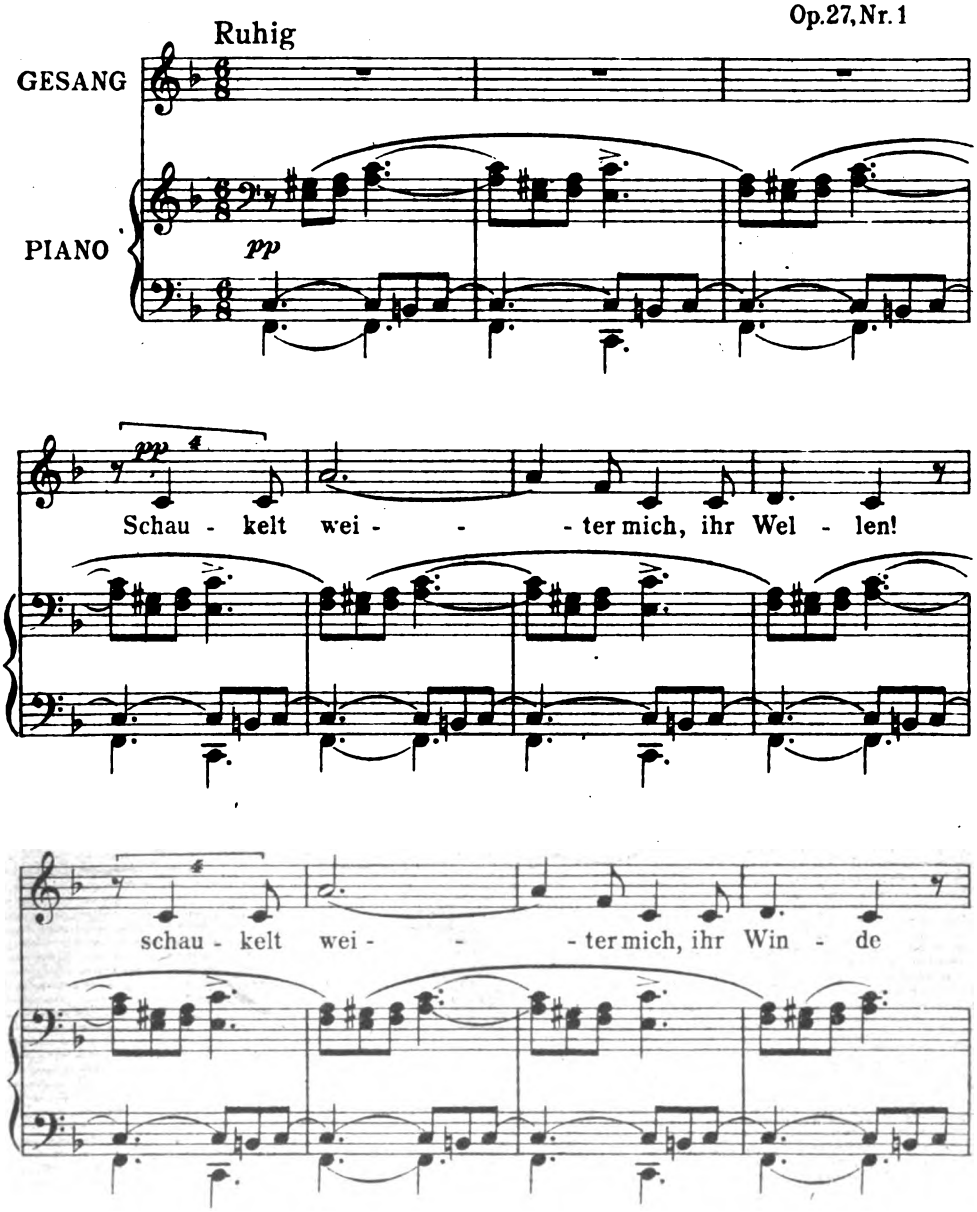
Digitized by Google

HEINRICH van EYKEN

Cäsar Flaischlen

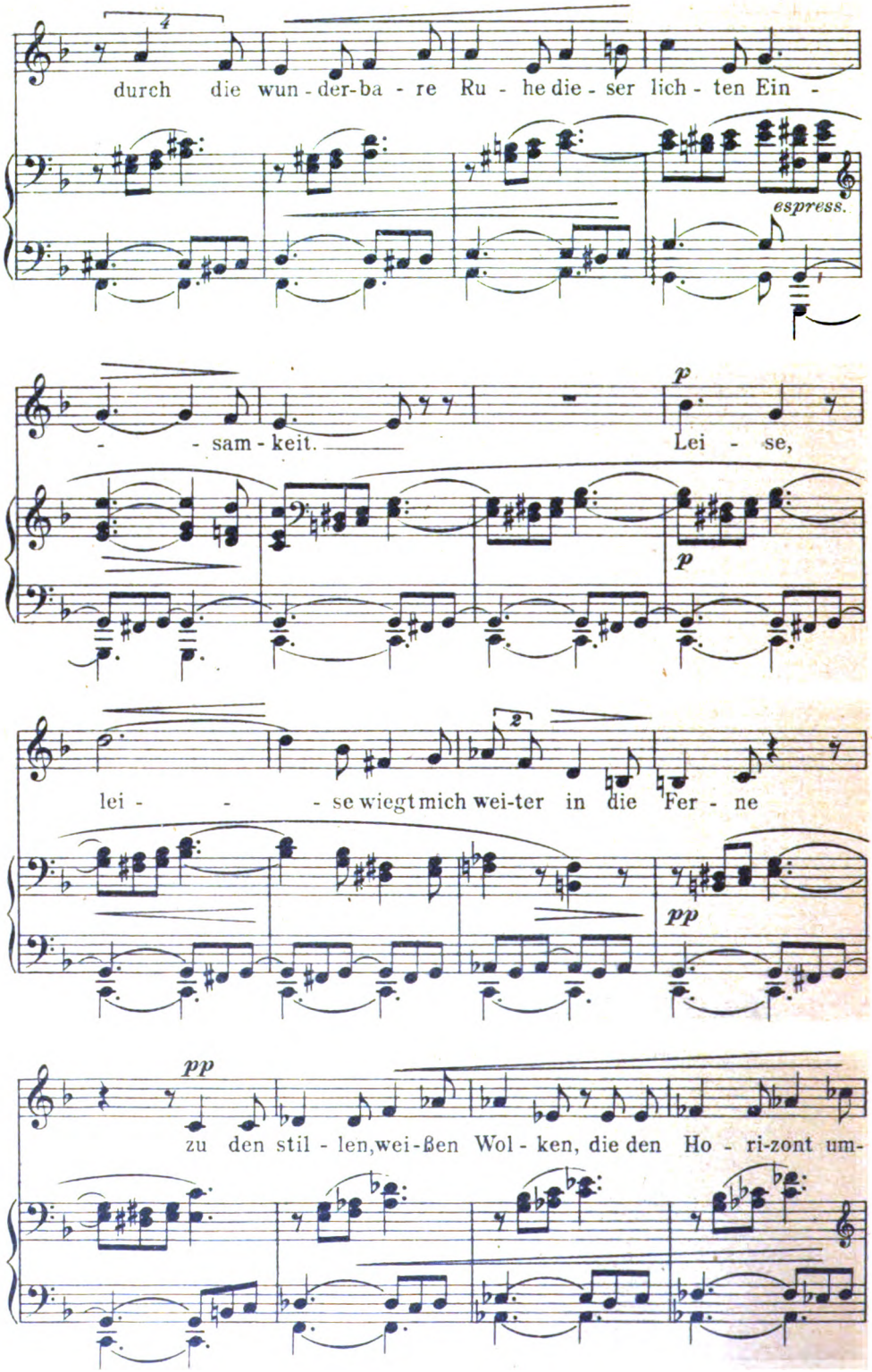
IM KAHN

Op. 27, Nr. 1

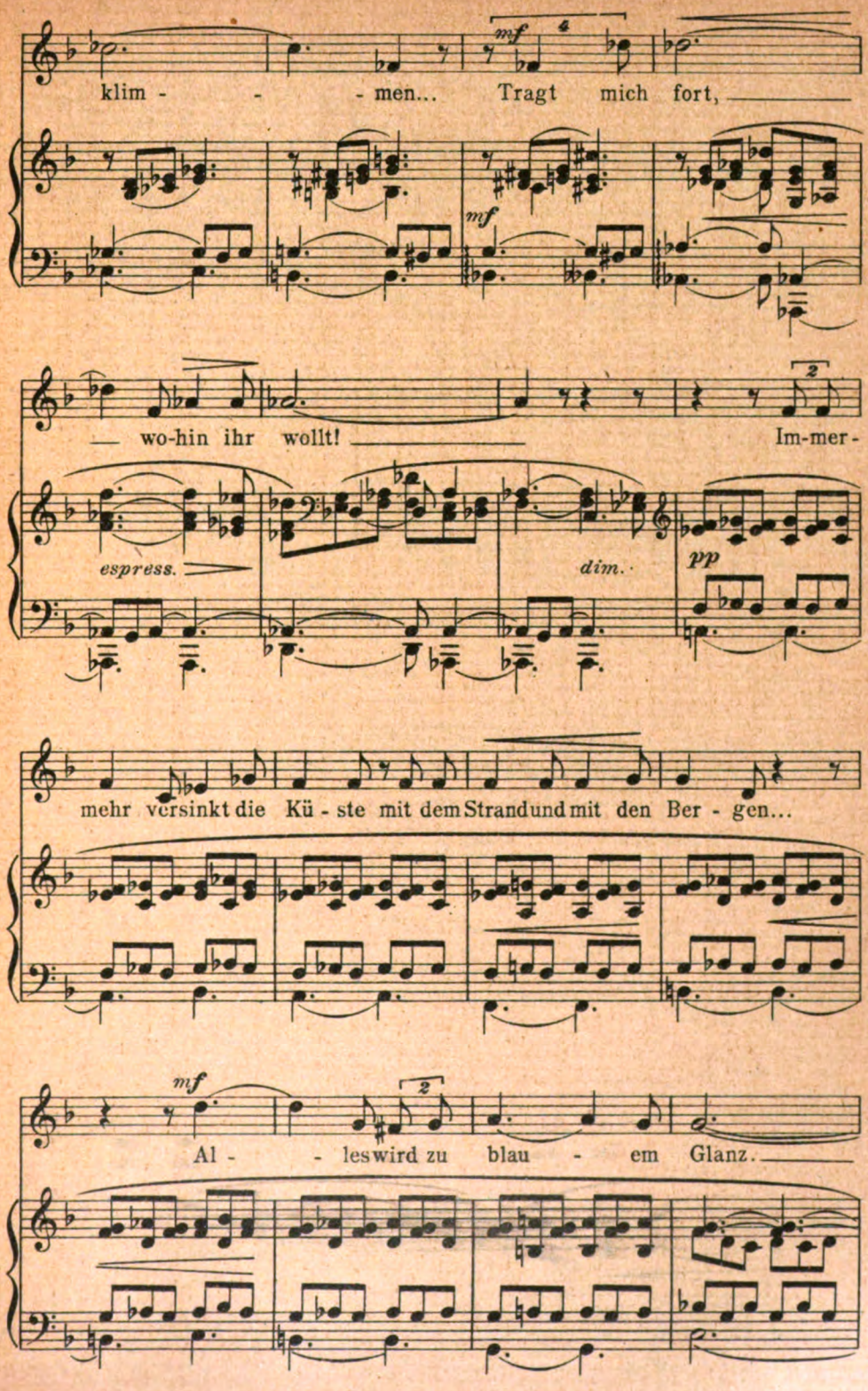


Mit besonderer Bewilligung des Dreililien-Verlages, Berlin
Copyright 1905 by Dreililien-Verlag, Berlin. Aufführungsrecht vorbehalten

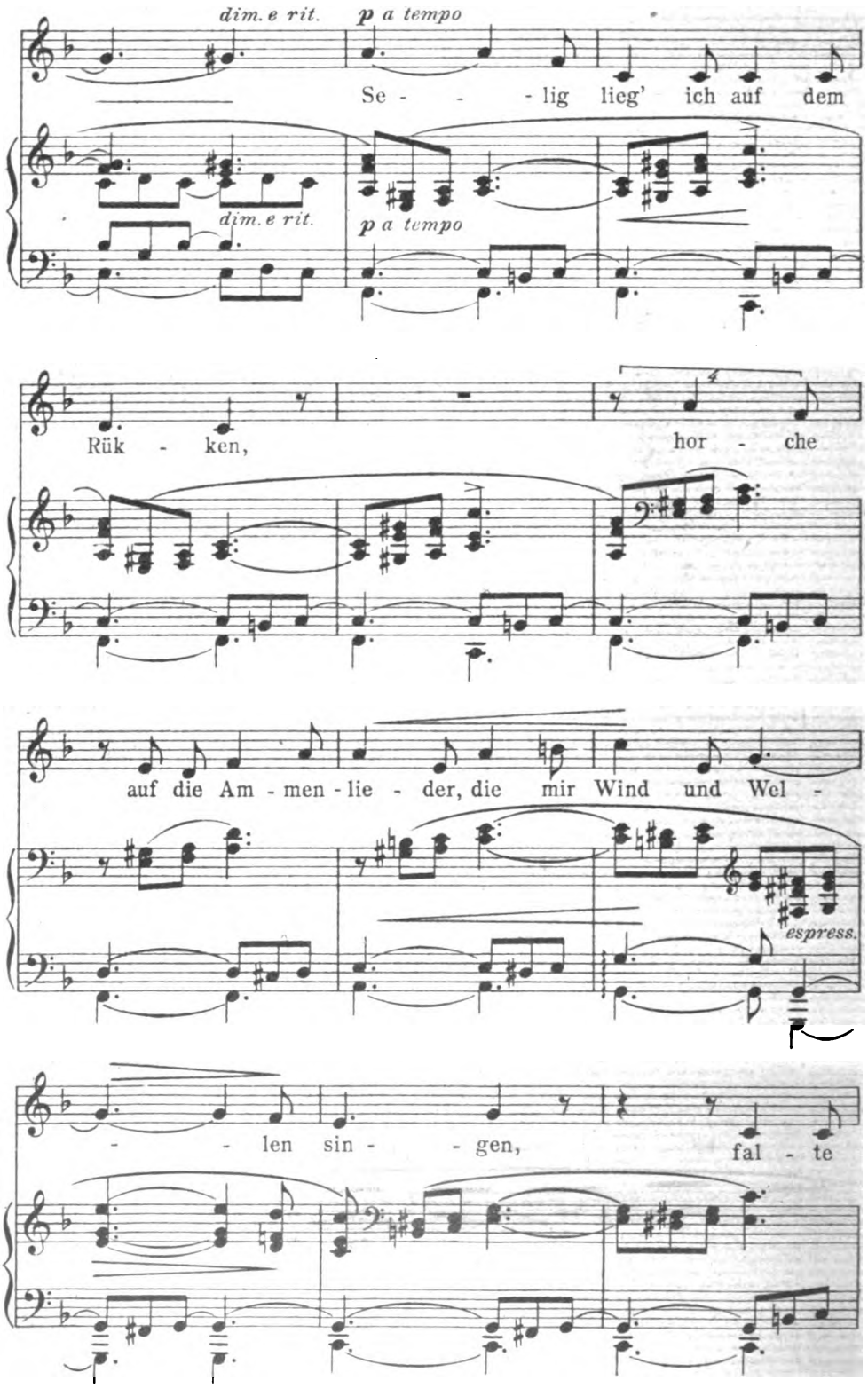
Digitized by Google



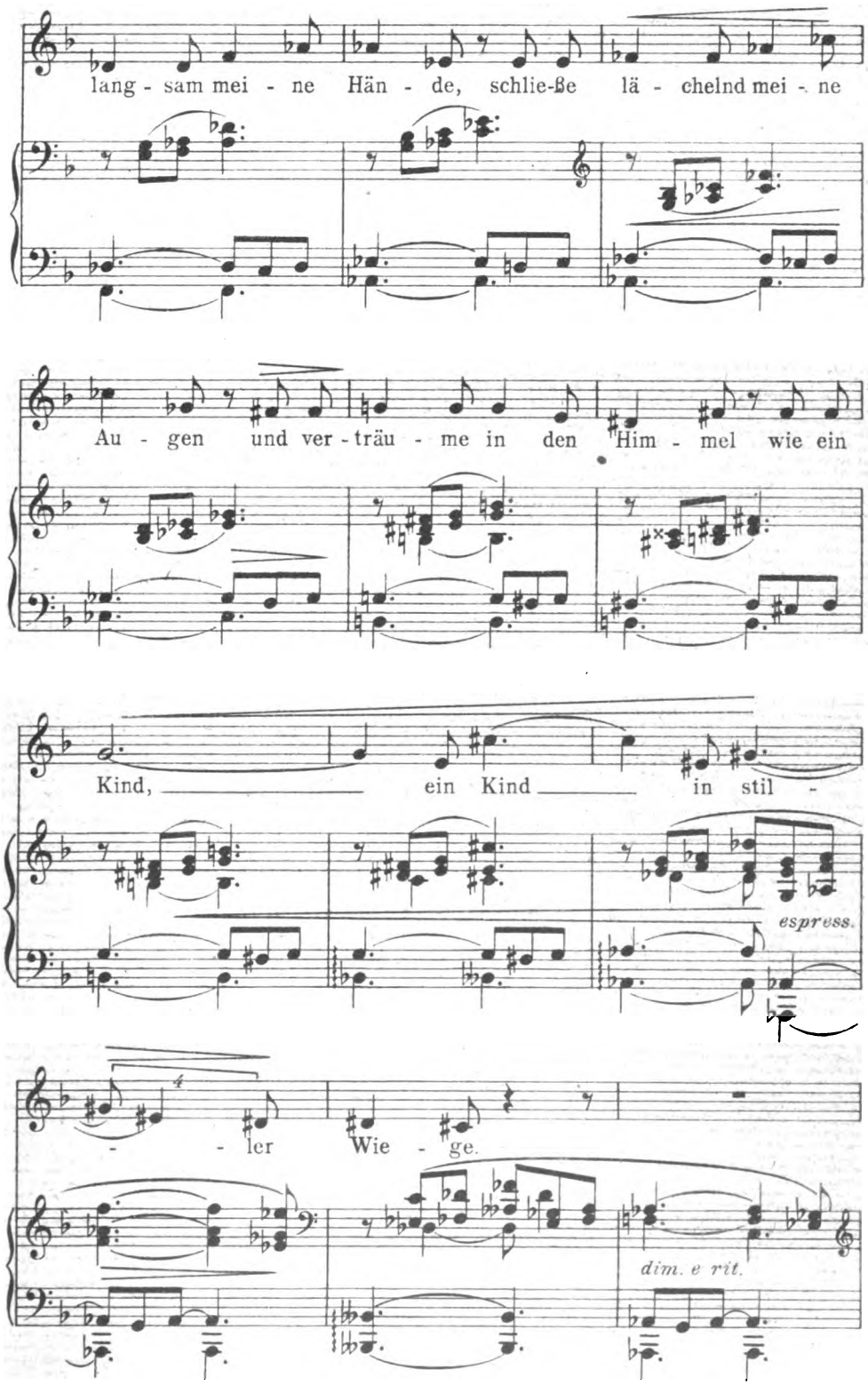
Digitized by Google



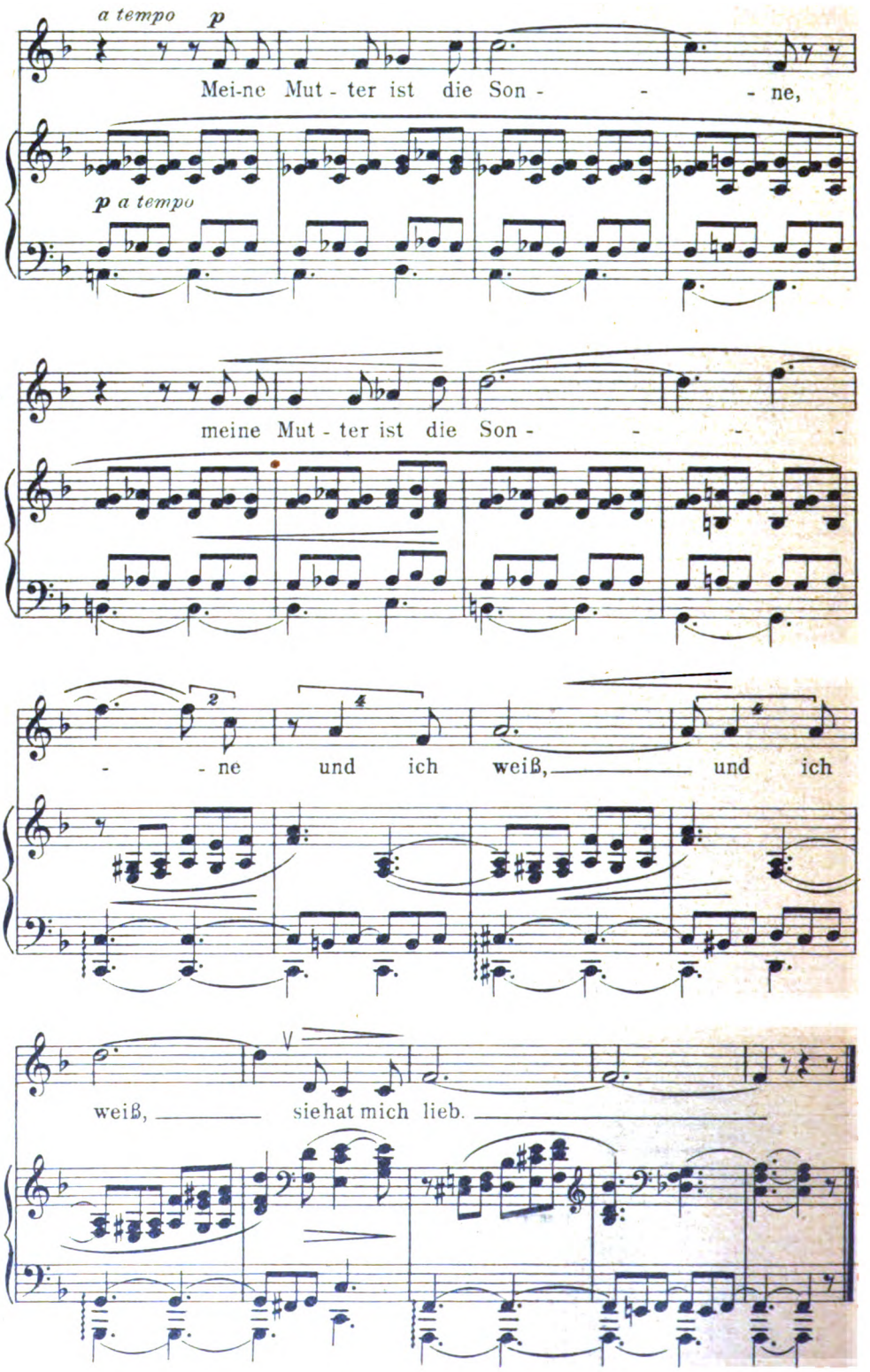
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



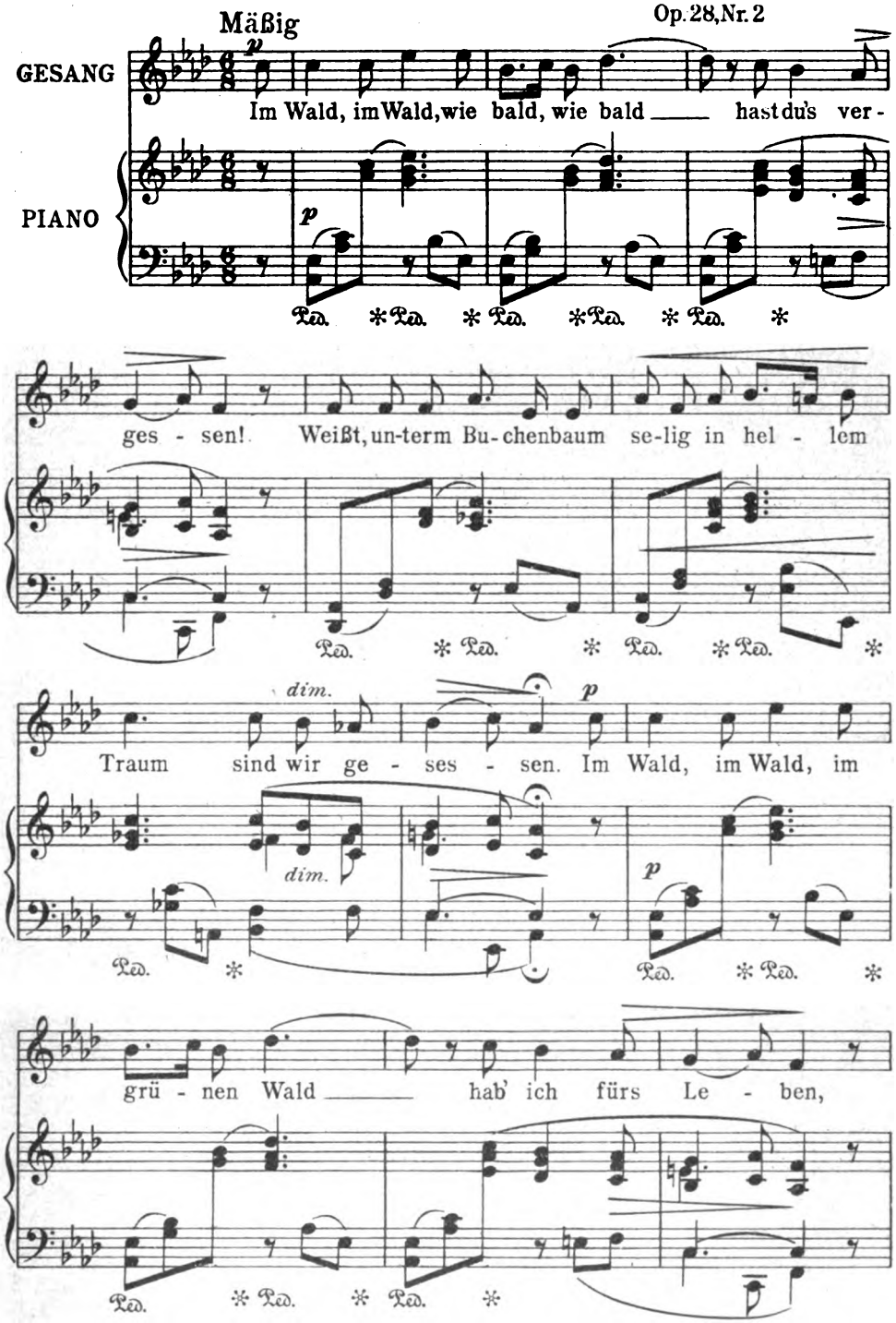
Digitized by Google

HEINRICH van EYKEN

F. T. Vischer:

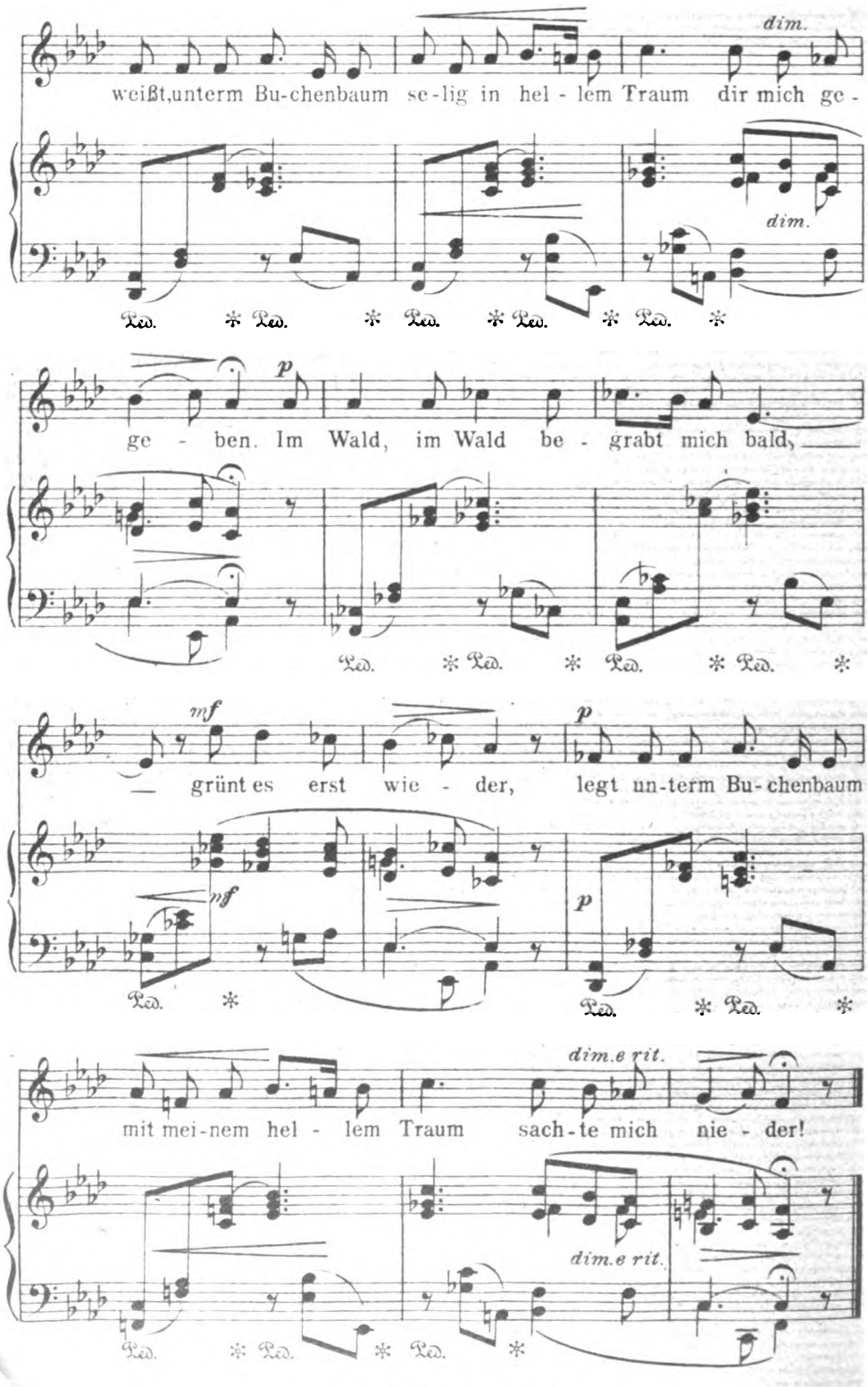
UNTERM BUCHENBAUM

Op. 28, Nr. 2



Mit besonderer Bewilligung des Dreililien-Verlages, Berlin
Copyright 1907 by Dreililien-Verlag, Berlin. Aufführungsrecht vorbehalten

Digitized by Google



Stichu. Drucky. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Was interessiert Europa?

Langsam zuerst, da- und dorther, wie sich's bei sorgsamer Zensur von selber versteht, sind vom Kriegsschauplatz Nachrichten von Greueltaten der Bulgaren, Serben und Griechen zusammengeflossen, die jetzt durch diese Faschingszeit dampfen, wie ein Strom von frischem Blut. Von fünfundzwanzigtausend Morden spricht einer, andere meinen, das lange höchstens für die Serben allein. Meinen, wir sähen falsch, wenn wir uns durch dies alles ans Mittelalter erinnert fühlen, denn in sechs Tagen der Gegenwart sei durch die Christen dort mehr Entsetzliches geschehen, als durch die „ungläubigen Hunde" in sechs Jahrhunderten.

Man sollte denken, daß diesen Nachrichten gegenüber in der öffentlichen Meinung Europas nur zweierlei Verhalten möglich sei. Entweder: man glaubt sie innerlich nicht. Dann drängt man vorläufig die Entrüstung über die Verleumder zurück, bis sicher arbeitende Untersuchungskommissionen die Lügen als Lügen erwiesen haben. Oder: man glaubt sie. Dann müßte ein Aufruhr der Empörung über die christlichen Barbaren durch Europa gehen, wie seit Jahrhunderten keiner.

Aber unsre Zeitungen beschränken sich auf Notizen in kleinem Satz, und unsre Regierungen teilen auf Anfragen mit, daß sie die zuständigen Regierungen auf etwaige Ausschreitungen aufmerksam gemacht hätten. Das ist gewiß: wenn die Türken erklärten, sie müßten ihre Papiere wider Versprechen mit einem Prozent weniger verzinsen, so würde das viel mehr Zeitungs- und Parlamentslärm ergeben, als die von soundso viel glaubwürdigen Zeugen erhobenen Beschuldigungen des Marterns, Schändens und Hinmordens von Zehntausenden Wehrloser durch sogenannte Christen.

Darum heben wir den Fall durch Erwähnung an dieser Stelle heraus: weil er mit schlagender Deutlichkeit zeigt, wofür Europa „sich interessiert". Wenn sich's politisch für diese oder jene Absichten verwerten läßt, dann auch für „Greuel" — man denke, wie bei den armenischen der „cant" stieg. Sonst für Werte, die Geld machen. Unmittelbar durch Handelsgeschäfte oder mittelbar durch Zuwachs an Macht.

Torheit, sich darüber zu empören, Schwachmut, darüber zu jammern, daß die Menschheit ist, wie sie geworden ist, also doch wohl werden mußte. Wenn es vor der neuzeitlichen Springwelle kapitalistischen Geistes Jahrhunderte gegeben hat, in denen auch sittliche Kräfte lenkende Mächte waren, so sind diese Kräfte auch heute noch da, und da die kapitalistischen Interessen doch nur solche der Minderheiten sind, so ist ihre Herrschaft nicht naturgewollt. Es kann wieder anders werden, auch in Europa. Aber niemals, wenn wir die Augen schließen vor Tatsachen, um die harte Welt in Phantasiebildern „schöner", nein: süßlicher gefärbt zu sehn. Ob die Wahrheit er-

Digitized by Google

schreckend, ob sie entsetzlich sei, es gibt keinen Weg zur Besserung des Seienden, als durch sie. Nicht nur für den Starken nicht, auch für den nicht, der sich stärken will, um aus seinem Ich heraus in die Welt zu wirken. A

Tanz und Gegenwartkultur

Wenn der Tanz, der gesellige Tanz, ein zuverlässiger Kulturmesser ist — und er ist es sicher in etwas ergiebigerem Sinne als der vielberufene Seifenverbrauch — so sagt auch er: es steht nicht sonderlich gut um unsre Kulturherrlichkeit. Er sagt es zunächst freilich nur von dem faulen Zauber der Großstadtkultur, im besonderen der Berliner Luxuszivilisation. Allein hieraus erwächst uns kein starker Trost, da das Berliner Beispiel ja in allen Fragen des äußeren (und womöglich gar des inneren) Lebens vom ganzen Reich mit immer noch wachsender Beflissenheit nachgeahmt wird.

Wer den wahrhaft modernen Gesellschaft-Tanz ansieht, muß vor allem einmal sachlich feststellen, daß er etwas anderes ist als der vor einem bis zwei Jahrzehnten üblich gewesene. Die Zeiten — sagt das alte Sprichwort — ändern sich, und wir tun es mit ihnen. Aber in unsrer unrastigen Gegenwart scheint die Zeit sich so rasch und so vielfältig zu wandeln, daß wir nicht nach jeder Richtung hin mit ihr Schritt halten können. Recht rüstige Leute, die bei guter Gelegenheit sich noch gern einmal austanzen, ohne zu den Allerjüngsten zu gehören — sagen wir: Leute so ums fünfunddreißigste Jahr herum — müssen sich im „eleganten" Berlin heute mit den einst gelernten Tänzen vorkommen wie zufällig übriggebliebene Biedermeier. Man lernte damals wohl allgemein Walzer, Polka, Galopp, Rheinländer, Française, Lancier, nachträglich vielleicht noch Tirolienne oder Menuett. Heut ist von alledem eigentlich nur der Walzer noch nicht aus der feinen Mode; doch auch dieser sieghafte deutsche Tanz hat sich verändert. Die „tonangebende" junge Welt pflegt das Walzen in kurzen Zwischenräumen durch zweischrittige Gehfiguren zu unterbrechen. Und von dem kunstvollen sechsschrittigen Walzer, den man auch wohl den sächsischen nannte, will niemand mehr was wissen. Der zweischrittige „Boston", der „Offizierswalzer", hat sich als allein „möglich" durchgesetzt. Die Quadrillen werden ja längst nicht mehr getanzt, sondern gegangen. Im Münchner Fasching wird die Française gerast, sie erreicht ihren Höhepunkt damit, daß die Kavaliere einander fest bei den Händen fassen und sich so zu kleinen Runden vereinigen, und daß dann die Damen sich auf die verbundenen Männerhände setzen und rundum tosen. In braven bürgerlichen Kreisen wird gewiß an manchen Orten, auch innerhalb Großberlins, bei Vereins- und Familienfesten die alte Tänzefolge noch einigermaßen aufrechterhalten. Auf Festen darf eine Quadrille wohl noch nicht fehlen. Bei der „schicken" Jugend der Gesellschaft aber und bei den niedersten volkstümlichen Tanzvergnügungen (wozu wir auch das allnächtliche Tanzen in den teuersten Berliner Bars und Tanzpalästen rechnen) stehen andere Tänze als die hergebrachten durchaus im Vordergrund der Beliebtheit. Von ihnen ist noch zu sprechen.

Gegen eine Veränderung der Tanzmode wird kein vernünftiger

Digitized by Google

Mensch etwas sagen. Es kommt nur darauf an, was für ein Neues an die Stelle des Alten tritt. Traurig wäre es ja, wenn in dieser Welt, wo alles ewig im Fluß ist, einzig die leichtbeschwingte Kunst des Tanzes schwerfällig stehenbliebe. Und beispielsweise ein so langweiliger Tanz wie die zahme Polka von vorgestern ist sicherlich wert, daß er völlig zugrunde gehe. Jede Generation von Charakter braucht schließlich (neben den bestbewährten alten) neue eigene Tänze, einen charakteristischen Ausdruck der weltlichen Lebenslust. Es kommt also erstlich darauf an, ob die modischen Tänze wirklich zeitcharakteristisch sind, und ferner, ob sie eine glückliche Fortentwicklung der Tanzkunst bedeuten.

Wir werden aber auf diesem Weg nicht weiterkommen, wenn wir uns nicht klärlichst über den Begriff „zeitcharakteristisch" einigen. Von einer höheren Warte aus, vom Gesichtspunkt der Kunstgeschichte, der Geistesgeschichte oder der Geschichte aller inneren Kultur, wird eine breite naiv-materialistische Masse stillschweigend als unvermeidliches Weltübel aller Zeiten angenommen und unbeachtet gelassen. Charakteristisch für eine Zeit ist dann eben nur das, was innerhalb ihres geistig-seelischen Lebens vorherrscht. Für unsre Gegenwart, soweit wir tief darein Verstrickte sie durchschauen, wäre es hiernach bezeichnend, daß auf die Blütezeit der naturwissenschaftlich-mechanischen Weltanschauung und der Ichreligion bereits wieder eine künstlerisch-sittliche Weltanschauung, eine Sehnsucht nach Allreligion gefolgt ist. Das flache gesellige Treiben inmitten der großstädtischen Erwerbshast bleibt bei dieser höheren Auffassung einfach außer Betracht, mitsamt seiner Tanzerei. Dafür ist dann mit beinah ungemischter Freude (auf unsrer Seite) als zeitcharakteristisches Tanzwesen all das zu nennen, was in den letzten zwei Jahrzehnten, von der Fuller und der Duncan bis auf Dalcroze, zur künstlerischen Entwicklung oder Erneuerung des Tanzes geschehen ist: die Überwindung des erstarrten romanischen Ballettbetriebs mit seiner einseitig akrobatischen Fußdressur, das Zurückgreifen auf altgriechische Anmut, die reizvollen Versuche zur Gewinnung neuer Tanzkunst aus dem Farbenrausch, aus der Seele der Musik und der Malerei, aus einer reiner erfaßten Sinnlichkeit. An mehreren Orten bestehen ja auch Schulen, die wenigstens einen Teil von der weiblichen Hälfte unsrer Jugend zur Entfaltung natürlicher Anmut und rhythmischer Bewegungskunst frühzeitig anleiten.

Als zeitcharakteristisch können auf der andern Seite auch die Lebensformen der großen Masse gelten. Ja sie müssen vielleicht erst recht dafür gelten, weil im kulturunbewußten alltäglichen Hinleben der Volksmasse (mit Einschluß ihrer besitzenden, aber geistfremden Oberschichten) das Eigentümliche der wirklichen Gegenwart am unbefangensten zum Ausdruck kommt. Die Lebensformen der Kulturführer sind für die träge Gesamtheit in der Regel zum großen Teil Zukunftformen. Insofern — aber auch einzig und allein insofern! — sind die Formen der höheren und niederen „Lebewelt" wahrer, zeitwahrer, als die der wertvollsten Kulturträger.

Danach wäre das kennzeichnende Tanzen unsrer Tage in der modernsten Geselligkeit-Tanzerei zu finden. Ebenso entschieden wie die neueren Fortbildnerinnen und Fortbildner des künstlerischen Tanzes ist diese Tanzerei mit den alten Formen fertig geworden. Aber

Digitized by Google

sie tat es auf recht andersartige Weise: teils durch Aufnahme zynisch-pantomimischer Momente, teils durch die scheinbar lässige, tatsächlich eher brutale Vereinfachung der Tanzschritte bis zur denkbar bequemsten Gehmanier, zu einer Art kreisenden Spazierenstehens, das allerdings auch bis zu einer gewissen Virtuosität geübt werden kann. All das Neue kam selbstverständlich vom Ausland. Der diese Zeilen schreibt, darf sich keinesfalls vermessen, als Fachmann oder liebhaberischer Champion in besagter modernster Tanzerei aufzutreten. Werden seine Beobachtungen von einem wirklich Kundigeren ergänzt, so sei es diesem im voraus gedankt. Nur ist festzustellen, daß es uns hier nicht um Ausbildung im modischen Unwesen, sondern um Einsicht in die kulturlichen Zusammenhänge zu tun ist. Im sozusagen Choreographischen müssen uns wenige Worte genügen.

Die Einfügung zynisch-pantomimischer Momente — eine uralte volkstümliche Tanzgepflogenheit südlicher und östlicher Völker — verdanken wir offenbar der Hefe des französischen, des spanischen Volks und den Negern. Die „Apachentänze" haben dabei wenigstens noch einen gewissen räuberromantischen Temperamentswert. Anderes, worin nichts dergleichen zu spüren ist, wurde bekanntlich bis zu einer solchen Schamlosigkeit „entwickelt", daß die Tanzmeister und Tanzsaalbesitzer sich ins Zeug legen mußten. Ein denkwürdiger Beitrag zur Zeitcharakteristik: daß die Erziehung des Publikums durch die von ihm abhängigen Gewerbetreibenden unerläßlich ward, als letztes Mittel zur Wahrung mitteleuropäischen Anstands! Und ebenso denkwürdig, daß solche „Schiebetänze" und „Wackeltänze" sich nach dem Eingreifen der wackern Tanzmeister noch eine Weile in den „oberen" Regionen, in den Salons hielten; natürlich nicht in wirklich einigermaßen vornehmen, aber doch in manchen glänzenden und sehr geschätzten. Der verräterische Ehrgeiz, die Kultursumpfblüten des Nachtlebens in die wohlhabende Privatgeselligkeit zu verpflanzen, ist in Großberlin so hübsch rege wie nur je in einer aus Übermut verkommenden Gesellschaft.

Den gegenwärtigen Hauptmodetanz, den Twostep, wird man am besten wohl, dem Rhythmus nach, als einen reduzierten Galopp bezeichnen. Die Allerschicksten haben durch noch weiter geförderte Verkümmerung der Beinbewegung einen Onestep herausgebildet. Mit Recht wird Two- oder Onestep auch Bärentanz genannt. Der Tanzbär scheint als Vorbild gedient zu haben; es ist auch hier im Grund ein plumpes Fallen von einem Fuß auf den andern. Nur tut man dem Meister Petz noch Unrecht: ganz so verbissen steif, anmut- und humorlos wirkt der Bärentanz nicht. Bei der Trägheit der Füße sind die pantomimischen Versuche des Oberkörpers immerhin begreiflich. Den beteiligten Herrschaften wird es als unerhörte Schmähung oder lächerliche Begriffsstutzigkeit erscheinen, aber uns will es bedünken, daß all diese saloppe Geherei und Schlürferei beim Twostep und Boston usw., diese Entrechtung der Tanzbeine, eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem uralten phlegmatischen Bauern- und Soldaten-Sonntagstanz hat. Gewandtheit kann auch bei ihm gezeigt werden. Es berühren sich da wieder einmal die Extreme. Die „Entlastung" der Füße und Beine von tanzkünstlerischer Betätigung erscheint jedenfalls uns als eine Rückbildung. Es ersetzt bestenfalls Kunstfertigkeit das künstlerische Sichregen.

Digitized by Google

Will man die jüngste Wandlung im geselligen Tanzen auf die kürzeste Formel bringen, so wird man sie recht schroff fassen müssen: die Kunst sank, die Sinnlichkeit stieg; Vergröberung nach beiden Richtungen. Damit ist schon gesagt, was für eine Art Sinnlichkeit im Spiel sei. Ohne Sinnlichkeit kein Tanz und zu guter Letzt überhaupt keine Kunst. Aber nicht Sinnlichkeit im schwülen engen, allerengsten Sinn ist damit gemeint, sondern Sinnekraft und Sinnefreude im weitesten, reichsten Begriffe. Die zwiefache Vergröberung ist, wie gesagt, zum Glück nicht schlechthin kennzeichnend für unsre ganze Gegenwartkultur, sondern nur für eine ihrer zwei Hauptrichtungen, für die kurzlebige der äußerlichen Kultur, richtiger: der Luxuszivilisation. Diese aber ist die weit geräuschvollere, unendlich weiter in die Breite reichende. Trotz allen bewundernswerten Anstrengungen der geistig und künstlerisch beseelten Minderheit wird die gröbere Lebensauffassung und Tanzesauffassung in der Geschichte doch am Ende als die bestimmende Richtung unsrer Zeit verzeichnet bleiben. Man mag sie materiell-sensualistisch, amerikanisch-heidnisch oder schlichtweg großstadtverkommen nennen, es vereinigt sich in ihr auf alle Fälle ideallose Nüchternheit mit hemmungloser Genußsucht. Die Lebenslust ward wieder einmal zur Lebensgier; und die schöne Hülle, die dieser nackte Trieb allemal braucht, wird hier nicht sowohl bei der Kunst wie beim seelenlosen Luxus gesucht.

Es scheint also, wir müssen uns erst für eine der beiden Sorten Zeitcharakteristik entscheiden und danach womöglich feststellen, ob das kennzeichnende Tanzen von heute künstlerischen, kulturlichen Fortschritt oder Rückschritt bedeute. Sehen wir aber nun noch ein bißchen genauer zu, so ergibt sich ein Drittes, Endgültiges: keine von beiden gegensätzlichen Wesensarten, weder die innere, künstlerische, noch die äußerliche, kunstfremd-kunstfertige Kultur, kann allein das Recht beanspruchen, den Wesenskern unsres Gegenwartlebens in sich zu schließen. Zeitcharakteristisch ist vielmehr der Zwiespalt zwischen den beiden Weltanschauungen. Man muß allerdings wohl annehmen, etwas von einem solchen Zwiespalt sei in jedem Zeitalter wahrzunehmen. Dann wäre des näheren zu definieren: daß der Zwiespalt in unsrer Zeit ungewöhnlich scharf ausgeprägt sei, im Großen wie im Kleinen, und so auch in der Tanzerei.

Auf diese Weise führt also auch die Untersuchung eines einzelnen, wenig belangvollen Kulturnebenzweiges zu der Erkenntnis, daß unserm nationalen Gemeinschaftleben nichts so not tue wie Vereinheitlichung, die zugleich Verinnerlichung sei. Auf dem Sondergebiet des Tanzens wäre die Überbrückung des Zwiespalts, der Ausgleich zwischen künstlerischen Vorführungen und gesellschaftlicher Praxis nicht einmal allzu schwierig. Wenn berufene Künstler sich darauf verlegen, die gesellige Tanzkunst mit Hilfe schöner Volkstanzmotive und künstlerischer Ideen zu erneuern, wenn die weibliche und männliche Jugend in solcher edlerer Übung heranwächst, muß sich's zum Besseren wenden. Aber der Zwiespalt selbst wird damit nicht aus der Welt geschafft sein. Nur unermüdliches Fortwirken und Zusammenwirken aller Kulturarbeiter auf allen Feldern des Lebens und der Künste vermag ihn im Zeitenlauf zu mildern.

Willy Rath

Digitized by Google

Wohnungsgesetzgebung

Daß unsre Wohnungsverhältnisse den Kulturaufstieg unsers Volkes mit am schwersten hemmen — wer wüßte das nicht! Aufstieg der Kultur verlangt vor allem ein körperlich rüstiges Geschlecht, auch auf der neuen industriellen und städtischen Grundlage unsres Lebens. Antike und altgermanische Ideale schweben uns vor, — aber in unsern großen und kleinen Orten werden Millionen Menschen jahraus, jahrein in Räume eingesperrt, die Brutstätten von Krankheit und Siechtum sind. Vielköpfige Familien in ein oder zwei Räumen mit oder ohne Küche, Gesunde und Kranke aufs engste beieinander, Eltern die Schlafräume teilend mit längst schon herangewachsenen Kindern, Familienangehörige mit Schlafburschen und Schlafmädchen in den ohnedies schon unzureichenden Wohnungen zusammengepfercht, sehr häufig mehrere Personen, namentlich Kinder, in einem Bett! Wir übertreiben nicht, als säh es so in allen Wohnungen der Ärmeren aus, aber bei einem sehr großen Bruchteil sieht es so aus, und auch oberhalb dieses Bruchteils finden sich schwere Mängel genug. Wo soll da die körperliche Gesundheit und Rüstigkeit herkommen? Aber weiter: aufsteigende Kultur verlangt schöne, lichtvolle, großzügig angelegte Städte mit Tummelfreiheit für die Jugend, mit Anteil am Grundbesitz und Boden mindestens doch für einen sehr großen Teil der Bevölkerung — bei uns aber herrscht in weitem Umfang die Mietkaserne! Endlos reihen wir Haus an Haus, Straße an Straße; nur ein verschwindender Teil der Bevölkerung hat in den eigentlichen Großstädten noch Grundbesitz, und selbst in den kleineren Orten ist der Anteil der Bevölkerung daran nicht nur zu wenig entwickelt, nein, vielfach in starkem Rückgang. Und ferner: das Aufsteigen der Kultur verlangt, daß mehr und mehr auch die große Masse der Bevölkerung wenigstens einigermaßen die Geldmittel erschwingen könne, um über ein bloßes Fristen des Daseins hinaus an der Kulturbewegung tätig sich zu beteiligen. Aber neben der allgemeinen Teuerung sind es besonders die hohen Mieten, die vielen die Mittel für Kulturgüter wegnehmen. Bei alledem kann man nicht etwa sagen, daß diese Übelstände unabwendbar seien. In England, in Belgien, in einem großen Teil der Vereinigten Staaten wiegt das Kleinhaus vor. Für öffentliche Parke und Anlagen ist in vielen amerikanischen und englischen Städten glänzend gesorgt. Auch bei uns zeigen viele kleinere Orte noch befriedigende Wohnungsverhältnisse; einem ganzen großen, stark industrialisierten Kreise bei uns ist es sogar, wie aus kundigem Munde berichtet wird, gelungen, sich Hand in Hand mit dieser modernen Industrialisierung mehr und mehr förmlich zur Gartenstadt umzuwandeln und die Arbeitsbevölkerung in weitem Umfange mit Grundbesitz ansässig zu machen. Wir wissen auch jetzt, wo die Hindernisse besserer Wohnungsverhältnisse bei uns liegen. Wir wissen, daß unsre hohen Baustellenpreise nicht naturnotwendig sind, sondern daß sie auf ganz bestimmten, abänderungsfähigen Ursachen beruhen. Wir wissen ferner, daß das übliche Kleinwohnungshaus bei uns, wie es als größeres Miethaus oder als Mietkaserne in der Regel spekulationsweise von einem

Digitized by Google

mehr oder minder mittellosen Bauunternehmer errichtet wird, in der Herstellung viel teurer ist, als wenn dasselbe Haus in rationellem Großbetrieb von einem kapitalkräftigen Unternehmer errichtet würde. Wir wissen auch noch vieles andere mehr, das einer Reform als Unterlage dienen könnte; Abhilfe ist also möglich.

Geschieht denn gar nichts dafür? Doch, sogar mancherlei, woran man an vielen Stellen mit Emsigkeit arbeitet. Unter dem Einflusse der steigenden Wohlhabenheit verringert sich die Wohndichtigkeit in den einzelnen Wohnungen etwas, da und dort verbessert auch die amtliche Wohnungsaufsicht die Wohnsitten und stellt die schlimmsten Schäden ab. Um die Verbesserung der Bebauungsbestimmungen wird ein zäher Kampf gekämpft. Der Drang der Bevölkerung ins Freie und zum Kleinhaus nimmt entschieden zu. Rund 1200 Baugenossenschaften mit etwa 250 000 Mitgliedern, eine große Anzahl guter Wohnkolonien, die Arbeitgeber gegründet haben, neuerdings auch einzelne Gartenstädte geben aufmunternde Beispiele. Auch einzelne Gemeinden haben Rühmliches geleistet und einige kleinere gesetzliche Fortschritte sind erzielt worden. Aber das alles betrifft im Verhältnis zur Aufgabe Kleinigkeiten. Das, was wir brauchen, ist im Grunde doch etwas ganz andres, nämlich daß die Grundlagen unsres Wohnungs- und Ansiedlungswesens den so gewaltig umgewandelten modernen Verhältnissen angepaßt werden. Die ganze Art vor allem, wie bei uns der Wohnungsboden beschafft wird, liegt im argen. Die gegenwärtige Art der Bodenbeschaffung wäre teils durch ein öffentlichrechtliches System der Bodenbeschaffung durch Gemeinden und Staat zu ersetzen, teils aber und vor allem, unter Belassung ihres jetzigen privatwirtschaftlichen Grundcharakters, umfassend zu erleichtern und zu verbilligen. Die private Bautätigkeit ferner, die doch trotz aller Reformen für die Wohnungsbeschaffung die weitaus wichtigste bleibt, wäre durch Reform der Bebauungsbestimmungen, durch Änderung unsres zum großen Teil gründlich verfahrenen Grundstückschätzungswesens, durch Einrichtungen zur Zuführung billigeren Kapitals, durch planmäßige Heranziehung des Großbetriebs zur Bautätigkeit zu beleben und zu verbessern. Auch unser Realkreditwesen bedarf offenbar einschneidender Änderungen, teils, um es auf gesunde Grundlagen zu stellen, teils, um die großen Lücken, die unsere Realkrediteinrichtungen zeigen — zum Beispiel bei der Kreditgewährung für kleine Orte und Objekte und für zweite Hypotheken —, auszufüllen. Eine gewaltige Arbeit ist zu leisten, an die wir noch kaum herangetreten sind. Sie muß geleistet werden, wenn unser mehr und mehr auf städtische und industrielle Verhältnisse angewiesenes Volk nicht schließlich an den gar nicht ernst genug aufzufassenden Übelständen seines Ansiedlungswesens halb zugrunde gehen soll.

Zu dieser Arbeit ist die umfassende Mitwirkung der Gesetzgebung nötig. Greifen wir, nur als ein Beispiel, die rechtliche Behandlung unsres Stadterweiterungswesens heraus. Der Öffentlichkeit ist zu wenig bewußt, wie die Dinge da eigentlich liegen. Angesichts der Teuerung unsres städtischen Ansiedlungsbodens und ihrer Folgen, wie dem Mietkasernenwesen, der Absperrung von der Natur

Digitized by Google

usw., verstände sich's als Gebot der Klugheit von selbst, die Beschaffung solchen Ansiedlungsbodens so viel wie möglich zu erleichtern. Aber das Gegenteil geschieht. Wir gehen an den Rand unsrer Städte und blicken auf die Fülle von wartendem Land, die zum Anbau zwischen Feld und Garten zu locken scheint. Nun denn: unsere wachsenden Volksmassen sind von der Benützung dieser Landfülle für ihre Ansiedlungsbedürfnisse so gut wie abgesperrt, bis auf einen verhältnismäßig schmalen Landstreifen, der sich eng an das bereits bebaute Gebiet anschließt. Ehe „außerhalb einer im Zusammenhang gebauten Ortschaft" ein Wohnhaus gebaut werden darf, müssen alle möglichen schwierigen Voraussetzungen, wie ein jederzeit offener, fahrbarer Weg, oft sehr erhebliche Vorausleistungen für die künftigen Kirchen- und Schulbedürfnisse der Ansiedlung usw. erfüllt werden, das verlangt das preußische sogenannte Ansiedlungsgesetz von 1904, sonst gibt es keine Ansiedlungsgenehmigung. Ferner: unsern Gemeinden ist im Interesse der Verringerung der von ihnen zu tragenden Kosten für Straßen, Versorgungsleitungen usw. im allgemeinen das Recht eingeräumt, das Bauen von Wohnhäusern überall da zu verbieten, wo nicht schon völlig fertig hergestellte Straßen laufen, und von diesem Recht ist so weitgehend Gebrauch gemacht worden, daß damit oft die ganze natürliche Fülle des Landes um unsre anwachsenden Orte bis auf jenen eben erwähnten schmalen Streifen jeweils von der Bedürfnisbefriedigung ausgeschlossen wurde. Es ist vorgekommen, daß eine Straße, die nach dem gewöhnlichen Laienverstande so gut besiedlungsfähig war wie zahllose andre, sechsundzwanzig Jahre hindurch dem Bauverbot unterworfen werden konnte. Andre bureaukratische Hindernisse liegen in der Übertreibung der Anforderungen an die Bebauungspläne und Bauordnungen, in den sehr hohen Straßenkosten usw. Daß unter solchen Umständen das Land nicht billig sein kann, liegt auf der Hand. Auf der andern Seite wiederum erlauben Recht und Verwaltung erstaunliche Freiheiten. Land und Gebäude dürfen verschuldet werden bis über den letzten Dachziegel hinaus und ohne jeden Zwang, solche Schulden auch nur zu einem Bruchteil wieder abzutragen. Man schätzt, daß wir den deutschen Boden mit ungefähr 65 Milliarden Mark Schulden belastet haben, drei Vierteile davon mögen auf städtischen entfallen. Der Staat hat dieses System erst recht möglich gemacht durch das Grundbuch und unsre formaljuristisch so glänzenden Realkrediteinrichtungen.

So bedürfen eine ganze Reihe der wichtigsten Grundlagen des Wohnungswesens dringend gesetzlicher Änderungen.* Es ist ja auch schon lange eine Bewegung im Gange, um diese Änderungen zu erzielen. Schon 1886 forderte Miquel im Anschluß an die Untersuchungen des Vereins für Sozialpolitik über die Wohnungsnot der ärmeren Klassen ein Reichswohnungsgesetz; eine gewisse Bewegung für diese Forderung schloß sich an, aber ein größeres praktisches Ergebnis

* Wer sich näher für den Zusammenhang zwischen Rechtsordnung und Wohnungsmißständen interessiert, den darf ich auf mein für den letzten Deutschen Juristentag erstattetes und als selbständige Broschüre erschienenes Gutachten „Rechtsordnung und Wohnungsverhältnisse" hinweisen (B. W. Gebel's Verlag, Berlin-Lichterfelde, 60 Pfg., 1912).

Digitized by Google

wurde nicht erzielt. In den Jahren 1898—1904 etwa trat abermals eine Bewegung für eine Wohnungsgesetzgebung auf, und nun im verstärktem Grade. Damals veröffentlichte auch die preußische Regierung den Entwurf eines Wohnungsgesetzes, aber er kam nicht einmal ins Parlament, man ließ ihn angesichts der von einflußreichen Stellen an ihm geübten Kritik einfach wieder fallen. Seitdem, bis ganz vor kurzem, ist man um diese Fragen zaghaft herumgegangen. Die Reichsregierung hat die Sache auf die Einzelstaaten abgeschoben, die Einzelstaaten schoben sie auf die Gemeinden. Diese wiederum haben mangels staatlicher Hilfe, sowie gehindert durch ihre Wahlrechte und die Fülle ihrer andern drängenden Aufgaben, in den meisten Fällen auch nichts Wesentliches geschaffen.

Jetzt endlich scheint man die Sache etwas ernster anfassen zu wollen. Die immer steigende Wichtigkeit der ganzen Angelegenheit macht ja auch ihre Erledigung allmählich zu einer Lebensfrage für unsre Nation. Auch ist die Wohnungsreformbewegung im Lande von Jahr zu Jahr mehr angeschwollen, sie ergreift immer weitere Kreise und kann auf stattliche Leistungen hinweisen. Alsdann ist nach den großen jüngsten Maßnahmen der Reichspolitik für die Sozialversicherung und den Arbeiterschutz gewissermaßen Platz für die Wohnungsreform gewonnen worden. Endlich: es haben in den letzten Jahren auch die Parlamente mit steigendem Nachdruck darauf gedrängt, daß man die Wohnungsgesetzgebung in Angriff nehme. Der Reichstag hat im vorigen Winter eine besondere Kommission zur Behandlung der Wohnungsfrage eingesetzt, und die von ihr vorgeschlagenen, auf eine umfassende Gesetzgebung des Reiches und der Bundesstaaten abzielenden Resolutionen sind im Mai vom Plenum einstimmig angenommen worden. Jetzt nach Wiederzusammentritt des Reichstags ist auch die Wohnungskommission erneut zusammengetreten, sie gedenkt auch vorderhand nicht, sich aufzulösen. Die Reichsregierung hat auf all das hin erklärt, daß sie wegen der Wohnungsgesetzgebung mit den Einzelstaaten in Verbindung getreten sei; man will, scheint es, diese gesetzgeberischen Aufgaben zwischen dem Reich und den Einzelstaaten verteilen. Alles in allem: es sieht aus, als ob nun endlich ein Schritt vorwärts erfolgen solle. Freilich: ob der Wille schon zureicht, um die gewaltige Aufgabe wirklich ihrer Bedeutung gemäß zu behandeln, das steht noch dahin.

Bei dieser Lage der Dinge hat es der Deutsche Verein für Wohnungsreform (Sitz Frankfurt a. M., Hochstraße 23) unternommen, mit einer größeren Bewegung vorzugehen. Unterstützt von einer Reihe hervorragender Sachverständiger, hat er ein umfassendes, zugleich aber auch aktuelles Programm für die Wohnungsgesetzgebung des Reichs und der Bundesstaaten ausgearbeitet, und dieses ist am 9. November 1912 von einer Vertreterversammlung der maßgebendsten deutschen Wohnungsreform-Organisationen, der sogenannten Zweiten Deutschen Wohnungskonferenz, mit geringen Abänderungen angenommen worden. Es liegt jetzt, mit einer Einleitung und Begründungen versehen, auch als besondere Schrift unter dem Titel „Die Forderungen der deutschen Wohnungsreformbewegung an die Gesetzgebung (Vandenhoeck & Ruprecht, 1,20 M.) vor. Dieses

Digitized by Google

Programm klärt die nötigen Forderungen wesentlich und lenkt auf sie die allgemeine Aufmerksamkeit. Auch gewinnt natürlich dadurch, daß eine Einigung weiter sachverständiger Kreise auf diese Forderungen bereits erzielt ist, die ganze Bewegung einen viel größeren Nachdruck. Eine weitere planmäßige Aktion, ein Aufruf einer großen Zahl hervorragender Persönlichkeiten und andre Propagandamaßregeln werden vorbereitet. So darf man wenigstens hoffen, daß wir nun endlich einen Anfang zu gründlicher Besserung erleben werden. Möchten alle, die nur irgendwie dazu in der Lage sind, die jetzige Bewegung durch Teilnahme an der öffentlichen Propaganda, durch Einwirkung auf Regierungsmitglieder und Abgeordnete oder auf sonst geeignete Weise nach Kräften unterstützen! Karl von Mangoldt

Neue historische Romane*

Es ist ein Kennzeichen unsrer Zeit, die auf so vielen Wegen vor sich selbst flieht, daß mit jeder literarischen Jahresernte die Zahl der historischen Bücher zunimmt. Eine gleichzeitig künstlerische und geistige Bezwingung der Gegenwart wäre nicht mehr und nicht minder als die vornehmste Pflicht der deutschen Dichtung gewesen. Aber die Zeit brachte weder das Genie noch den Fleiß auf, um zu schaffen, was der Literatur sogleich einen Ehrenplatz unter den geistigen Mächten gesichert hätte. Nach ein paar ungenügenden Versuchen, deren ernstester von Wilhelm von Polenz ausging, kam in die Literatur jenes wunderliche Schwanken von Stil zu Stil, von Exzeß zu Exzeß, von Theorie zu Theorie. Die jüngste Frucht solcher Haltlosigkeit ist nun der neue historische Roman. Aber es war vorauszusehen, daß hier nicht viel Gutes erblühen konnte. Flucht stärkt keine Kräfte, und ohne geistige Herrschaft schmelzt niemand das historische Material in lebendigen Wert um. Wir haben das Beispiel treuer und grundsicherer Arbeit in Alexis', das der höchsten Durchbildung des Stoffes in C. F. Meyers Werken. Aber unsre Jüngeren können die Sprache der Beispiele nicht lesen. Man hat, vielleicht weil die Ruhe des Betrachtens abhanden gekommen ist, schon keinen Blick mehr für den Stoff. Die Hälfte der hier zu besprechenden Werke enthält einen Ausschnitt aus der Geschichte, der die Mühe nicht wert war. Es ist ja mit geschichtlichen genau wie mit den Dingen der Gegenwart. Im modernen Werk genügt uns nicht ein bißchen Menschlichkeit in Gestalten alltäglicher Fassung, selbst wenn diese Menschlichkeit echt ist. Wir wollen Tiefgang, Bedeutung der Gestalten für das Leben, wollen geistige Erlebnisse oder Leidenschaft.

Doppelt wollen wir dies vom historischen Werk. Nicht nur „Milieu", altertümliche Sprache, beliebige geschichtliche Ereignisse, sondern die tiefere

* Gorm, „Päpstin Johanna" (Delphin-Verlag, München); Krobath, „Sterben" (Staackmann, Leipzig); Siebert, „Maria Stuart in Schottland" (R. Piper & Co., München); Schaffner, „Der Bote Gottes" (S. Fischer, Berlin); Strauß, „Der nackte Mann" (derselbe Verlag); Havemann, „Perücke und Zopf" (Meyer & Jessen, Berlin); Schulze-Berghof, „Die Königskerze" (G. K. Sarasin, Leipzig); Lienhard, „Oberlin" (Greiner & Pfeiffer, Stuttgart); v. Strauß und Torney, „Judas" (Fleischel & Co., Berlin); Ertl, „Auf der Wegwacht", dritter Band der Romantrilogie „Ein Volk an der Arbeit" (Staackmann, Leipzig).

Digitized by Google

Bedeutung des Weltgeschehens im Bilderspiegel, große Erlebnisse, ethischen Tiefgang. Wer nur den Alltag von einst schildern will, lasse den Historikern von Fach das Wort; der wird uns nicht mit eingeflochtenen Geschichten von Liebeleien langweilen.

Daß diese Bemerkungen nicht auf alle historischen Romane und Novellen dieser Zeit zutreffen, verkennen wir nicht. Nicht alle deren Verfasser unterliegen demselben inneren Antrieb; letztlich und endlich kann auch das Ergreifen eines geschichtlichen Stoffes eine künstlerische und seelische Notwendigkeit sein, wie dies für C. F. Meyer gewiß zutrifft; einige von den so entstandenen Büchern wie W. von Molos „Ums Menschentum" oder Ad. Freys „Jungfer von Wattenwil" oder Ricarda Huchs „Großer Krieg" werden im Kunstwart noch besonders hervorgehoben werden. Trotzdem kann das Überwiegen des geschichtlichen Stoffes in unserer Zeit wohl nicht als Zeichen geistiger Kraft gelten; wir besprechen diesmal ausnahmeweise neben gelungeneren Werken auch mehrere in abfälligem Sinne, um diese Meinung an einzelnen Beispielen noch besonders klarlegen zu können.

Ganz in Meyers Bahnen bewegt sich Ludwig Gorm mit seiner „Päpstin Johanna". Ein sauberes, in ungemischten Farben und schlichten Linien gehaltenes Bild aus dem frühen Mittelalter, eine Geschichte von Liebe, die tragischen Todes in Weltgeschichte ausmündet. Daß Papst Johannes, der Gegner Ottos und Theophanos, eigentlich ein verkleidetes Weib gewesen und in Kinderwehen gestorben sei, das ist der Inhalt der wohlüberlegten Darstellung, eines untadelhaften Novellchens, das im Pathos des Stils sich zu Bedeutsamkeit emporschrauben möchte. Aber es ist im Grunde wenig „daran zu lesen", der Stoff ist dürftig, die Arbeit nachempfunden und zu einem Teil verschwendet. Das Historische wirkt flach und das Menschliche nicht historisch, sondern nur eingebettet in geschichtliche Umwelt. Man wird nicht reicher durch solche Kunstgeburten, mögen sie auch noch so sehr von dem Glauben durchdrungen sein, daß sie unsagbare Schätze bergen. Um ein paar Stufen tiefer steht Krobaths „Sterben". Blutrünstige Schauerepisoden, in denen das Mittelalter systematisch nach der allgemein gültigen Vorstellung durchgenommen wird: Krieg zwischen unterdrückten Bauern und Leibeignen hier, gierigen, schlechten Sachwaltern der Herren da; klösterliche Strenge gegen sündige Liebe; Pestilenz; Mord; Hexenprozeß; Ketzergericht; Flagellantenzüge. Das alles flutet in grellen, geschickt angelegten aber feuilletonistisch durchgeführten Szenen vorüber. Ein bißchen Schuld an solchen im schlimmen Sinne „romanhaften" Auswüchsen trägt, unschuldig genug, Enrika von Handel-Mazzetti; aber wo sie gestaltete konstruiert Krobath, wo sie Leidenschaft malte, malt er Lackfarbe, wo sie Glauben hatte, redet er. Es ist nicht die Geschichte, die uns ein Buch der ewigen Wahrheiten bedeutet, welche hier spricht.

Viel davon hat wohl auch Jakob Schaffner — einer von den Süddeutschen, die mit reiner, erlebnisstarker Gegenwartprosa begannen — nicht erfühlt. Er hätte sonst kaum seine innerlich fein angelegte Novelle vom „Boten Gottes" durch ein überwucherndes Unkraut von Sprachtollheiten zu einem dünnen Roman angeschwellt. Die Zeit ist gewaltig genug, da nach dem Dreißigjährigen Krieg auf dem Boden von Blut und Unzucht wieder Gemeinschaften von Sitte und Kraft erblühen sollten.

Digitized by Google

Und auch daß ein halber Landstreicher fast wider Willen eine wunderliche Schar zerfahrener Männlein und Weiblein mit erborgtem Schein höherer Sendung in ein verlassenes Dorf führt, es neu zu beleben, — auch diese Idee war gut. Aber Schaffner hatte nur den Einfall, nicht die Kraft ihn durchzuführen, er sah die kuriosen Käuze, aber nicht die Gestalten, fühlte das Gefühl der wilden Zeit, aber vermochte es nicht zu dichten in Atmosphäre einer menschheitlichen Epoche. —

Von Emil Strauß' „Nacktem Mann" braucht man nur zwanzig Seiten zu lesen, um alsbald in ein unmittelbar erfrischendes und erfreuendes Gefühl der Geborgenheit zu geraten. Von den hier Genannten hat allein er die Eigenschaften des vollbürtigen Dichters. Mit vollendeter Sicherheit ist schon der Stoff aus dem Weltlauf herausgeschnitten. Die Geschichte spielt um 1600 im Badischen; die lutherische Stadt Pforzheim leistet dem glaubeneifrigen Drängen ihres kalvinistischen Markgrafen Ernst Friedrich treu und ausdauernd Widerstand. Es kommt zu stürmisch bewegten Szenen in der Kirche, auf dem Markt, im Schlosse; jedes Gespräch ist heimlicher oder offener Erregung voll, jede kleine Handlung vollzieht sich in der gewitterschwangeren Luft mit einer gewissen Wichtigkeit. Ganz meisterlich bringt Strauß verschiedene zwischen Typus und Individuum haltende Gestalten auf, die je nach Lage ihres Gemütes an dem Glaubenstreit eifrig, gereizt, hartnäckig oder lau, vorsichtig, nachgiebig teilhaben. Dazwischen betreibt mancher sein Privatgeschäft und etwelche Frauenliebe und Freundschaft spielt allenthalben hinein. Wäre dies alles auf einem Bilde vereint, man würde sich so leicht nicht satt sehen an der Harmonie der Farben und ihrer herzlichen Leuchtkraft, der Wohlgestalt und dem klugen Maß der Formen. Besonders die Gestalt eines klugen Apothekers, dessen gelassenes Gemüt dem ganzen Furor mit etwas Bangen und viel Gedanken zusieht ohne aus voller Kraft eingreifen zu können, hat einen sonderlichen Tiefgang; es ist als ob in ihm verkörpert das Denken einer späteren Zeit hier schwermütig lächelnd auf den Wahn der unduldsam Gläubigen zurückblickte. Und daß gerade er in Liebe und Ehe nebenbei manch drolliges Narrenstücklein erleben muß, gibt seinem Wesen für uns den vollen Wuchs. Nicht minder tief ist die Freundschaft zwischen Ernst Friedrich und seinem pforzheimisch-lutherischen Jugendfreund, dem Hauptmann Gößlin gefühlt; in ihr wird der Gegensatz der Bekenntnisse so recht zum Schicksal, indem er etwa auch den stets still vorhandenen Gegensatz der sozialen Stellung heraufbeschwört. Der Konflikt endet gefahrdrohend mit einem kriegerischen Zug des Markgrafen gegen Pforzheim. Gößlin begleitet ihn, fordert ihn aber plötzlich vor den Toren seiner Vaterstadt zum Zweikampf; doch Ernst Friedrich kann ihn nicht mehr aufnehmen, der Tod ereilt den Kränklichen gerade in diesem Augenblick. Dadurch ist Pforzheim gerettet. Ich verberge nicht, daß mir diese Lösung der reichangelegten Geschichte einmal zu sehr von außen kommt, dann aber auch zu glatt und fast manieriert durchgeführt scheint. Alles drängte hier auf großes Geschehen, wo wir mit einem raschen Schwerthieb durch den Knoten abgespeist werden. Es stimmt aber zu einer gewissen Zurückhaltung des Dichters, der die letzten Tiefen der Leidenschaft, die große Gebärde, das Welterschütternde und Ewigkeitwertige überhaupt meidet und darin die deutliche Grenze seines Wesens etwa im Vergleich zu C. F. Meyers Höhe und Größe offenbart, daß er das

Digitized by Google

Geschick so in die Schwebe bringt. Vielleicht hat die Unbefriedigung, womit wir den Schluß lesen und darum das Buch zuletzt weglegen, darin eine tiefere Ursache.

Einen sicheren Weg zur geschichtlichen Treue beschreitet Margarete Siebert. Ihr Roman „Maria Stuart in Schottland“ („nach der Bekundung ihrer Zeit“) scheint zunächst mehr Geschichte als Dichtung. In kleinen Abschnitten schildert sie die Begebnisse im Lande Schottland während vieler Jahre und braucht an 500 große Seiten dazu. Da ist natürlich vieles nur Dokument, nur Material, nur Bindemittel. Immerhin hebt sich rein und groß die Gestalt der schönen und unklugen großzügigen und liebenswerten Königin aus dem Wirrsal der Kämpfe, und ein Ahnen vom Rätsel der menschlichen Geschicke zieht durch die Erzählung, deren strenge Sachlichkeit nicht unkräftig wirkt; man mag ästhetische Bedenken haben gegen solche Bücher, man mag sie vernachlässigen wenn man den Stoff nicht liebt, aber wer sie liest bleibt nicht unbelohnt.

Je näher der Gegenwart, um so verwandter in soziologischer Hinsicht ist ihr gewöhnlich die historische Dichtung. Man kann in die Zeiten jüngerer Vergangenheit schon eher unser Denken und Fühlen tragen ohne aufliegenden inneren Widerspruch zu fürchten. Man findet auch wohl Ideen und Stimmungen vorgebildet, welche nachmals unsre geworden sind. Julius Havemanns drei Novellen „Perücke und Zopf“, ganz eingehüllt in die Stimmung der kleinen Städte zur Perückenzeit wirken kaum wie fremde, ferne Ereignisse; die Tage der Ketzergerichte, der gläubigen Ignoranz und doktrinären Starre, der brutalen Macht körperlicher Stärke sind vorüber. Geist gilt auch im Kleinen, Zivilisation hat Wohnung und Verkehr umgestaltet, Nervosität meldet sich, während im grauenvollen Soldatenmißhandeln und in abergläubischer Kleingeisterei noch Mittelalter nachzittert. Dies alles trifft Havemann vorzüglich, man fühlt sich sicher im Milieu wie er es schafft und lächelt gern über die anekdotenhaften Erzählungen von klugen Betrügereien, von bestrafter Gier und belohnter Liebe; ein sicherer, tiefgreifender Gestalter ist wohl in diesem „neuen Mann“ noch nicht zu erblicken, obgleich die letzte der Novellen („Auf der Trommel“) manches ahnen läßt, für den Fall, daß dieser vorsichtige Kleinmaler ursprünglichen Gefühlen einmal freieren Lauf lassen wird und seine Erzählung stärker zu verzahnen weiß als heute.

Ein „friderizianischer Roman“ konnte natürlich nicht ausbleiben im Jubeljahr des Preußenkönigs. Leider ging unser Dichtertum dem herrlichen Stoffe, der gewaltigen Gestalt vorüber — Paul Schulze-Berghof aber beginnt mit dem starken ersten Band „Die Königskerze“ eine „Epopöe, die das Liebesleben Friedrichs des Großen bis zu seiner Thronbesteigung in drei typischen Bildern darstellen soll“. Man wirft unsrer Zeit gern Feminismus vor; mag daran Wahres sein oder nicht — dies jedenfalls wird man kaum eine des Mannes würdige Auffassung nennen: einen Friedrich von der Seite der Amouren her zu erfassen. Immerhin, ein Gestalter von Kraft hätte auch solcherweise noch etwas anderes zuwege gebracht als eine Mischung empfindsamer oder schwerfällig konstruierter Auftritte mit idealisch gefärbtem Räsonnement, beides knapp auf der Höhe jener Oberlehrerstücke, denen Schiller angeblich einen Freibrief auf Auslebung in dramatischer Epigonie gegeben hatte. Schade, daß ein so wenig Berufener den Riesenplan faßte, „die Persönlichkeit Fried-

Digitized by Google

richs des Großen unsrer nationalen Dichtung in monumentaler Form einzuverleiben".

Schwerer ist es, Friedrich Lienhards „Oberlin" gerecht zu werden, einem Werk, das in der Zeit vor der großen Revolution bis zum Sieg der Humanitätgedanken spielt. Also in einer der im geistigen Sinne fruchtbarsten, am reichsten bewegten Zeiten, die für uns in vieler Hinsicht von hoher Bedeutung ist. Doppelten Vorteil hat Lienhard sich gesichert dadurch, daß er sie auf dem Boden des Elsaß spielen läßt, wo französische und deutsche Kultur sich kreuzen, Revolution von außen und von innen sich mischen. Er beginnt am Ausgang der Spieldichter (der Anakreontiker), der Vorherrschaft des Adels und der Hofmeister. Ein solcher ist der Träger der Geschichte, in diesem werden nach und nach die Ideen der revolutionären und der geistig-menschlichen Freiheit lebendig, er ringt sich aus dem Mißmut des tatlosen „Bedienten" zur Freude an innerer Reife und geistig-sozialem Schaffen durch. Nicht ohne durch eine adlige Vertreterin des ancien régime Lust und Gefahr der Launenliebe, durch die Brutalitäten der Revolution die Lockungen zu körperlich-unmittelbarer Einwirkung auf die Menschengeschicke, durch den einsamen Pfarrer Oberlin endlich die heilsame Macht eines in Gott ruhenden Gemüts und Geistes erfahren zu haben. So weisen zahlreiche abhandlung- und predigtähnliche Unterhaltungen und Gedankengänge des Buchs nach der Richtung früherer Bildungromane, die Erkleckliches über Sittlichkeit, Religion, Erziehung, Kunst und Kultur mitzuteilen hatten. Dazwischen breiten sich Schilderungen aus der damaligen Gesellschaft: Adel und Bürgertum in Stadt und Land, Errungenschaften und Greuel des Jakobinerregiments. Dies alles fließt in einer so ungewöhnlichen Breite dahin, daß für deren Schleppen die anmutige oder ernste Lebhaftigkeit weniger Auftritte nicht entschädigt. Der Gehalt des Werkes ist gebildet aus Massen von Gedanken unserer Klassiker und ihrer Zeitgenossen, wie man dies vom Verfasser der „Wege nach Weimar" erwarten durfte, doch kann eine ernsthaftere Kritik auch ihm um der liebenswürdigen Absicht willen wohl nicht erlassen, was von jedem gefordert ist, der Dichter genannt sein will: Gestaltung. Reden und Erörtern tut es auch dann noch nicht, wenn es wie aus des rein und groß angelegten Oberlin Munde ziemlich ungezwungen kommt. Und ferner: ist es nicht eine im Kern verfehlte, eigentlich doch wohl dilettantische Art, einen alten Gedankengehalt so „beleben" zu wollen, ist das nicht ein Vorschubleisten für die Halbbildung? Echt finden wir den Gehalt der alten Zeit nur an den Quellen, die uns ja reich genug fließen, niemals in erzählter Nachbildung. Der moderne „Bearbeiter" muß ihn fälschen, weil er eben ein Mensch von heute ist, und die Quellen erst seinen Gestalten einträufeln muß; gibt er aber in Wahrheit seinen eignen Gedankengehalt, dann wieder klafft es zwischen diesem und dem historischen Vorwand auf. An der Unmöglichkeit seines Plans scheitert Lienhard nach meiner Meinung durchaus; mit der ungeklärten Fülle von Denklyrik früherer Tage kann er die angeblich leeren Schläuche unsrer Zeit nicht bereichern. Ein gesundes Volk kann nicht herübernehmen, was historisch abgelebt ist, weil seine Organe nicht mehr so gebildet sind wie sie früher waren. Das ist der Fluch jeder historischen Literatur, die nicht auf historische „Wirklichkeit"-Werte entschlossen verzichtet und dafür gestaltete eigene Anschauung

Digitized by Google

setzt. Diese zu geben von der größten Epoche deutschen Geistes, dazu reichte nun freilich Lienhards bescheidenes Talent nicht aus.

Was bei ihm von fern anklingt, ist für Lulu von Strauß und Torneys großen Roman „Judas“ der ganze Stoff: die Bedrückung der Bauern durch die übermütigen, blutsaugerischen Herren vom alten kleinländlichen „Regiment“. Auch hier spielt die Revolution von jenseit des Rheins hinein: die Bauern erheben sich, als dem alten Unrecht, das ihr verbrieftes „Recht“ ist, noch schwereres neues zugefügt wird. Sie liefern den gräflichen Soldaten ein kleines, wenig blutiges Treffen. Nur wenige tun nicht mit, denen Herkommen und Untertanengefühl zu tief im Blute liegen. Und an einem bleibt, ohne Grund, der Name des Urverräters hangen. Keine treue Arbeit, kein makelloses Leben schützt ihn nun vor Haß und Mißhandlung. Längst ist gewaltsam die Ruhe wiederhergestellt, als er einsam, verbittert, irr und wund sich den Tod gibt, ein von seiner Zeit zerriebenes Kind des Unheils. Das Buch ist breit, aber kraftvoll, die Bauerntypen, der Geist jener Tage, der so bittere Not und so wenig Frohheit kannte, die erbige Macht der Westfäler Scholle — alles ist festgestaltet und ineinandergefügt. Achtung erzwingt sich eine Kraft, die solches vollbrachte, wenn sie auch wohl Liebe und Teilnahme nicht erzwingen kann.

Diese Teilnahme sollten wir Deutschen vom Reich in vollem Maße einem Manne entgegenbringen, der uns Österreich darstellt. „Hundert Jahre Österreich, nicht in seinen einzelnen Gliedern und Nationen, sondern als ein Ganzes, von seinem geistigen Mittelpunkt Wien aus gesehen. Österreich, wo es am ausgeprägtesten österreichisch ist, nicht das Land politischer und nationaler Dissidenten, auch nicht jenes der internationalen Salons und Arbeiterviertel, sondern das des deutsch-österreichischen Volkes, vor allem des arbeitenden Bürgerstandes.“ Diesem Volk hat Emil Ertl in jahrelanger Arbeit drei Romane gewidmet, deren vorletzter kürzlich im Kunstwart besprochen wurde, deren letzter uns jetzt vorliegt. Das ganze Gemälde, das er so geschaffen hat, verrät gewiß nicht einen großen Künstler von Gottes Gnaden, aber die Treue, mit der er in alle Winkel der Geschichte hineinspürt, die Kraft, mit der er den wirren Lauf der Ereignisse hinwendet zum höchsten Ziel, die Liebe zum Echten und Gehaltvollen, zu innerlicher Kultur und froher Lebensbejahung, kurz die hohe Stimmung seiner Bücher macht ihm doch nicht so leicht einer nach. Wir haben jetzt zahllose Bücher aus Österreich, die unsern deutschen nirgend nachstehen — den ruhigen, weitblickenden Schilderer und charaktervollen Deuter österreichischer Gegenwart hatten wir noch nicht. Die Lücke füllt dieser Polenz Österreichs aus, der allerdings mit dem Stoff noch bedeutend fühlbarer ringt als der adlige Sachse. Mehr noch als in seiner Heimat sollten Ertls Bücher im Reiche bekannt werden, damit statt vorurteilreicher Verkennung tieferes Verständnis für unsern Nachbarstaat bei uns einzöge. Wenn dazu sich auch herzliche Sympathie gesellte, wäre das der feinen und abgeklärten Auffassung dieses poetischen Vermittlers gewiß nicht zuletzt zu danken. Was ihm zum vollen Dichtertum fehlt, ist kürzlich hier gesagt worden. Gerade für den historischen Roman, mit dessen Stil er bis unmittelbar in die Gegenwart dringt, ist er aber noch am ehesten geschaffen. Im Strom seiner großen und hoffnungfrohen Darstellung gelingen ihm sogar mitunter

Digitized by Google

wahrhaft schöne und geistvoll durchgeführte Stücke. „Das Deutschtum steht im Kampf — um sein Volktum und um das Vaterland der Zukunft.“ Ertl stärkt es im Geiste: „Nur was an fruchtbarer Arbeit geleistet ist, zählt! Seid arbeitsam und gelassen, treu und gütig, kraftvoll und milde.“ So aus friedlich starker Gesinnung spricht das Werk zu den Heutigen, indem es aus dem Gestern und Ehegestern das Morgen ablesen will — ein Beispiel fruchtbarer, hochgemuter historischer Dichterarbeit.

Wolfgang Schumann

Ausländer an deutschen Hochschulen und die „Stimmungen“ ihnen gegenüber

Von Zeit zu Zeit bricht an irgendeiner unsrer Hochschulen ein kleiner Aufruhr gegen die studierenden Ausländer los. Das letztemal unter den Klinikern in Halle. Den Anlaß gibt meist eine nicht gewollte aber tatsächliche Vergünstigung der Ausländer gegenüber den deutschen Studenten, die sich durch irgendwelche Umstände herausgebildet hat. Käme bei diesen Aufregungen nichts weiter in Frage als kleine Vorrechte oder Vorzüge, so gehörte ihre Besprechung nicht in dieses Blatt. Das aber ruft auch uns zur Beschäftigung mit diesen Dingen: noch jedesmal fand eine solche örtliche Empörung lauten Widerhall in der gesamten Studentenschaft, jedesmal traten auf verschiedenen Seiten verschiedene, einander ausschließende Stimmungen zutage, fanden in allgemeinen Beschlüssen ihren Ausdruck und zertrennten die Scharen der Hochschüler in verschiedene feindliche Heerlager. Es muß also eine tiefere Ursache der Zwistigkeiten geben, ein Feuer im Abgrund, das bald hier bald da durch die Spalten der Oberfläche bricht. Verschiedene Stimmungen sagte ich. Gewöhnlich spricht man von „Grundsätzen“ oder, besonders gern, von „Standpunkten“. Bei näherem Zusehn zeigt sich aber, daß die treibende Ursache der Zwie- und Mehrspältigkeit nicht eigentlich in der Welt der Vorstellungen liegt, sondern bei den Instinkten und Gefühlen. Man mag darüber streiten, ob die verschiedenen „Standpunkte“ ursprünglich aus diesem gärenden Grunde erwachsen sind; daß Instinkte und Gefühle bei der Entscheidung des einzelnen den Ausschlag geben, drängt sich einem aufmerksamen Beobachter unweigerlich auf.

Unter den deutschen Studenten glaube ich zunächst zwei Stimmungen unterscheiden zu müssen: die volkstumgebundene und die der unbedingten persönlichen Freiheit. Wie man's nennt: die nationale und die individualistisch-kosmopolitische. Den Vertretern der unbedingten Freiheit fehlt der eigentümliche volk- und staatenbildende Trieb oder er ist nur schwach entwickelt gegenüber ihrem Willen zu vollkommener persönlicher Unabhängigkeit und Selbstbestimmung. Alle andern sind jedem von ihnen unterschiedslos eben „die andern“ gegenüber seinem Ich. Sein Verhältnis zu ihnen ist allein durch die Bedürfnisse seines eigenen Ich bestimmt. Anders die, welche ein lebhaftes Volksempfinden in sich tragen. Sind sie gleich hin und wieder auch Kosmopoliten, so besteht ihnen die Kosmopolitea doch nicht aus Einzelmenschen, sondern aus Völkern. Sie empfinden deutlich einen Unterschied zwischen Menschen gleicher und Menschen fremder völkischer Art. Jene sind ihnen die „unsrigen“, diese die „Fremden“. Sie fühlen sich innerlich durch ihr Volkstum bedingt und verpflichtet.

Digitized by Google

Unter den Volksgebundenen möchte ich nach der verschiedenen Färbung ihres Volksempfindens hauptsächlich zwei Arten unterscheiden: die abgeschlossenen und die aufgeschlossenen. Um das mit einer geschichtlichen Analogie, die freilich mit Vorsicht aufgenommen sein will, anschaulicher zu machen: die Spartaner und die Athener. Die einen setzen ihren Volksehrgeiz in ein machtvolles, einheitliches Volksgebilde, das sie sich bezeichnenderweise stets auch in festgefügten Staatsformen vorstellen. Ihr Verhältnis zu den andern Völkern ist: mein Volk soll herrschen. Die „aufgeschlossenen" Nationalisten dagegen sehen die Größe ihres Volkes vor allem in seiner „Kulturmission". Sie ersehnen nicht, jedenfalls nicht als Hauptsache Macht, sondern vor allem Kulturgröße. Mit dieser wollen sie die Welt erfüllen. Nicht gefürchtet, sondern geliebt wollen sie ihr Volk sehn.*

Diese typischen Stimmungen, die wir im gesamten politischen und kulturellen Leben unsres Volkes auffinden können, prägen sich recht deutlich aus in der verschiedenen Art, in der unsre Studenten sich zu ihren ausländischen Kommilitonen stellen. Den einen sind sie im Grunde völlig gleichgültig. Sie sind, sagen sie, Menschen wie ich, warum sollen sie nicht dieselben Rechte haben oder warum soll ich eine andere Behandlung verlangen als sie? Es gibt für die, welche so denken, in Wahrheit gar keine „Ausländerfrage". Andere wieder sind mißtrauisch gegen die Ausländer und möchten sie am liebsten, soweit es die Höflichkeit irgend zuläßt, beschränken. Sie könnten allzuviel lernen von uns und dadurch schließlich ein Hindernis für die Machtentfaltung unsres Volkes werden. Wiederum andre heißen die Ausländer willkommen: sie werden unsre Kultur in ihre Völker hinaustragen, werden uns daheim Achtung und Liebe werben. Man erkennt an, daß der Deutsche an deutschen Universitäten den Vortritt haben müsse, daß alle technischen und militärischen Geheimnisse vor den Fremden zu hüten seien, aber weitere Grenzen möchte man ihnen nicht ziehen.

Zwischen denen, die Deutschlands Größe in seiner politischen Machtstellung, und denen, die sie in seiner Kulturbedeutung sehn, herrscht nun Fehde. „Teutonismus" und „nationale Knochenerweichung" schallt es hinüber und herüber. Aber beide haben in diesem Streite recht.

Die Forderung, daß ein Volk nicht dem andern Waffen schmieden solle gegen sich selbst, ist berechtigt. Darum wird man grundsätzlich zugestehen, daß die möglichste Ausschließung der Fremden von gewissen technischen Studien wünschenswert wäre. Nur läßt sich in der Wirklichkeit dieser Grundsatz schwer durchführen, dazu ist nicht nur die Verflechtung der gegenseitigen Interessen unter den Völkern, sondern auch die unter den Techniken und Wissenschaften selbst zu mannigfaltig und verwickelt. Anderseits wird keiner bestreiten, daß deutscher Kunst und Wissenschaft und mit ihnen deutschem Wesen in fremden Völkern ein Heimischwerden zu wünschen ist — wem die idealen Folgen davon gleichgültig wären, der müßte doch die realen schätzen. Darum müssen wir den Ausländern Gelegenheiten bieten, uns und unsre Leistungen kennen zu lernen, vorab an den Hochschulen.

Aber sie sollten auch wirklich uns, nicht nur ein Zerrbild von uns kennen lernen, das dann als Popanz in den Köpfen jenseits der Grenzen herumspukt. Damit kommen wir auf eine sehr ernste Angelegenheit, die im „Ausländerstreit" noch niemals gebührend berücksichtigt ist, und die doch

* Ich brauche kaum anzumerken, daß ich mit diesen Unterscheidungen nur Typen aufstellen, nicht die Wirklichkeit restlos auffangen wollte.

Digitized by Google

den Vorzug hat, aus der Sphäre der theoretischen Erörterungen und frommen Wünsche herauszuführen und die Zustände bessern zu helfen.

Als was lernen uns denn jene vielen Ausländer kennen, die da im wilden Norden von Berlin oder in Schwabing auf ihrer Studentenbude hausen, im Café einige radikale Zeitungen und politische Witzblätter lesen, an der Hochschule über Technik, Nationalökonomie, Medizin usw. hören? Was können sie daheim ihren Landsleuten vom deutschen Volk erzählen? Von den bequemen Einrichtungen unsrer Städte, von diesen und jenen Leistungen unsrer Gelehrten, wovon aber sonst? Von politischen Zeitungsreden. Daraus machen sie sich ein verworrenes Bild zurecht von Despotismus oben und Revolutionslüsternheit unten, von einem Gemisch aus Kraft und Schwäche. Daß der politische Tageslärm der Großstadt herzlich wenig für das eigentliche Leben des Volkes bedeutet — rein ziffernmäßig, wie viele berührt er überhaupt näher? — wird ihnen nicht klar. Wir sollten dafür sorgen, daß die Ausländer an unsern Hochschulen ein richtigeres Bild vom deutschen Volke bekommen.

Das läßt sich aber nicht durch besondere Einrichtungen für Ausländer erreichen. Denn alsbald würden sie meinen, man wolle ihnen potemkinsche Dörfer zeigen. Versuche in dieser Richtung haben bekanntlich enttäuscht. Selbst Einführungsvorlesungen über deutsche Geschichte und deutsches Volkstum würden bei den Ausländern auf Mißtrauen stoßen, sobald sie mit dem Vermerk „für Ausländer“ am schwarzen Brett angekündigt würden. Man würde nicht mit Unrecht sagen: unbewußter Schönfärberei erliegen auch die gewissenhaftesten Lehrer zu leicht.

So scheint es zunächst kaum eine andere Möglichkeit zu geben, als einen kräftigen Appell an die Ehre der Ausländer, die zu uns kommen: einem Volke, das euch so vieles gibt, zum mindesten ein aufrichtiges Mühen darum, es zu verstehen, entgegenzubringen, sonst laßt ihr euch als Bettler beschenken ohne Gegengabe und sagt nicht einmal „Danke“ dazu. Was unser Volk an großen Menschheitsgedanken hervorgebracht hat, die Fülle unsrer Entdeckungen und Erfindungen teilen wir euch mit, auch rein an Gut bringen wir euch dieselben Opfer wie unsern Söhnen — ist es da ein unbilliges Verlangen, daß ihr euch einige Mühe gebt, eben das Volk, das all dieses erarbeitet hat, selbst kennen zu lernen? Es ist plebejisch, nur die Fachkenntnisse, um deretwillen ihr gekommen seid, nur die volkswirtschaftlichen Theorien und Tatsachen, nur die Gesetzgebung oder nur die Lehren der Chemie, die Praxis der Medizin usw. einzusammeln und damit heimzufahren. Daß ihr auch dem Geber einige Beachtung schenkt, bereichert zudem euch selbst, wenn ihr den geistigen Zusammenhang aller jener Fachkenntnisse in einem bestimmt gearteten Volkstum erkennt; wenn euch ein Gefühl dafür aufgeht, warum just Deutsche dieses so gefunden, jenes so geformt haben. Wenn ihr im edlen Sinn international, wenn ihr „gute Europäer“ sein wollt, so braucht ihr zudem schon eurer persönlichen Kultur wegen solches Verständnis eines andern Kulturvolkes, dessen Bedeutung ihr ja dadurch selbst anerkannt habt, daß ihr seine Einrichtungen aufsuchtet. Also laßt euch nicht genügen an den zufälligen Eindrücken in den Großstädten, die zumeist gar nicht einmal besonders deutscher, sondern weit mehr zwischenvölkischer Art sind.

Aber wir brauchen nicht bei dieser Bitte allein bleiben; die deutschen

Digitized by Google

Studenten könnten mehr als bisher dazu tun, daß die Ausländer bessere Gelegenheiten erhielten, sich in unsre Art einzuleben. Sie könnten außerhalb der Wissenschaft nützliche Berührungspunkte zwischen Deutschen und Ausländern schaffen, sie könnten in einem „gehobenen Verkehr" mit den Ausländern, könnten auch auf Ausflügen und Wanderungen den Ausländern die Möglichkeit bieten, deutsches Volksleben auf sein Wesentliches hin zu beobachten. Freilich, kein Student kann eine Aufgabe dieser Art lösen, der sich nicht selbst seines Volkstums bewußt ist, der sich nicht dem Ausländer gegenüber auch als Repräsentant seines Volkes gibt. Wer das nicht versteht, sondern den Fremden nur mit allerlei persönlichen Meinungen und politischen Streitereien kommt, wird dessen Urteil nur verwirren.

Endlich ein Letztes: wir müssen von jedem Ausländer, der immatrikuliert werden will, verlangen, daß er die einfachste Vorbedingung erfülle, die nötig ist, um deutsches Volkstum kennen zu lernen: daß er deutsch verstehe. Es ist erstaunlich, daß man das erst fordern muß, aber in Wirklichkeit finden wir hier noch Mängel schlimmster Art. Es studieren Hunderte von Ausländern in Deutschland, die zum Erbarmen wenig Deutsch verstehn. In diesem Punkt Wandel zu schaffen, ist Aufgabe der Behörde.

Chr. Wienecke

Pfarrerbeamte

Zu dem Aufsatz „Religiöses Beamtentum?" hat uns ein Staatsrechtslehrer einen Brief geschrieben, den wir dann einem Theologen zur Beantwortung gaben. Hier, was der eine und was der andre denkt.

Der Staatsrechtslehrer schrieb:

„In dem Aufsatze hieß es: »Ein Pfarrer, der als Seelsorger Beamter ist, ist innerlich genau so unmöglich wie ein Forscher, der als Denker Beamter ist und die Ergebnisse seiner Forschung sich nicht von der ihm erkennbaren Wahrheit, sondern von dem Gutbefinden der Regierung bezöge.«

Mir will scheinen, daß man sehr gut sowohl als Seelsorger wie als Denker — wie übrigens auch als Künstler und überhaupt in jeder Tätigkeit, die freies und eigenes inneres Erleben voraussetzt, — Beamter sein kann. Dieser Meinung widerspricht nun freilich ein sehr wirkungsvolles Vorurteil: Alles Beamtentum ist wesentlich Gehorsam gegen die Oberbehörde. Den frei schaffenden Beamten kann aber sein Gewissen zwingen, zu handeln, wo die Behörde verbietet, und zu lassen, wo sie befiehlt. Demnach schienen in der Tat das »oberste Regulativ eines Beamten für seine Tätigkeit nicht mehr dem eigenen Gewissen entnommen zu werden, sondern der Rücksicht auf das Gutbefinden seiner Behörde«.

Aber bei dieser Schlußfolgerung ist ganz übersehen, daß der Widerspruch zwischen dem Willen der Behörde und dem Willen des Beamten ja gar kein notwendiger ist. Er kann sich ergeben, aber muß er es? Gibt es nicht soundso viel freischaffende Beamte — Pfarrer, Denker, Künstler —, die durchaus ihrem Gewissen gemäß tätig sind und damit zugleich durchaus auch dem Willen ihrer Behörde gemäß? Wo solcher Gleichlauf, solcher Parallelismus von Herzenspflicht und Amtspflicht besteht, kann keine Rede davon sein, daß diese an Stelle jener das oberste Regulativ der Tätigkeit sei, sondern wir haben dann den wünschbarsten

Digitized by Google

aller Zustände: Übereinstimmung des äußeren, rechtlichen Müssens mit dem inneren, sittlichen Sollen.

Wie aber nun, wenn jener Widerspruch eintritt? Setzen wir beispielsweis, der Staat verlange von seinen Universitätslehrern: Lehrt weder den Kommunismus noch die Anarchie! — und nun komme einen die wissenschaftliche Not an, doch eins von beiden zu lehren. Dann wolle man nicht vergessen, daß der Betreffende ja nicht an den Staat gebunden ist; so wenig der Widerspruch zwischen Beamtenwillen und Behördenwillen ein notwendiger ist, so wenig ist die Beamtenschaft eines Menschen etwas Notwendiges. Es steht ihm jederzeit frei, diese Voraussetzung seines Widerspruchs dadurch zu beseitigen, daß er seine Entlassung nimmt. Die gewährt ihm der Staat ohne weiteres, womit er zugleich jedem beweist, daß es ihm gar nicht um Gewissensknebelung zu tun ist; wie er keinen Freischaffenden zwingt, in seinen Dienst zu treten, so hält er auch keinen darin fest.

Statt dieser dem Beamtenverhältnis entsprechenden Lösung kann es jedoch auch dahin kommen, daß der anders wollende Beamte im Amte bleibt und seiner Behörde zuwider dem eigenen Gewissen gemäß schafft. Was dann? Niemand wird auch nur einen Augenblick zweifeln, daß es dann eine Möglichkeit geben muß, den Störrigen aus dem Amte zu entfernen. Hierfür fordern die Gerechtigkeitsvorstellungen unsrer Zeit einen Rechtssatz, der die sachlichen Voraussetzungen einer Entlassung allgemein bestimmt, einen Gerichtshof, der zur Entscheidung über ihr Vorliegen oder Nichtvorliegen berufen ist, und ein Verfahren, das eine erschöpfende und ehrliche Prüfung des Tatbestandes gewährleistet. Gibt man dies für freischaffende Beamte überhaupt zu, so muß man es auch für den Seelsorger zugeben.

So steht also an und für sich nichts im Wege, den Pfarrer als Seelsorger zum Beamten zu machen. Irgendwer muß dann die Macht bekommen, gewisse Lehren als richtig, gewisse als irrig hinzustellen und den Irrlehrer, der im Amte bleiben will, zu entfernen. Eine Frage ist freilich die, ob es für den preußischen Staat an der Zeit ist, ein derartiges Pfarrerbeamtentum auszubilden, und wenn diese Frage bejaht wird, ob es in der richtigen Weise geschieht."

Der Theologe antwortete:

„Mir scheint das Verhältnis eines vom Staate angestellten Gelehrten oder Künstlers zu eben diesem Staat durchaus nicht vergleichbar mit dem Verhältnis eines evangelischen Pfarrers zu seiner Kirche. Gewiß, wenn ein Forscher wegen irgendeiner dem Staat unbequemen Lehre aus seinem Dienst entlassen wird, kann er seine Gedanken ungestört anderswo in demselben Staat vertreten. Und wenn ein Pfarrer wegen einer dem Kirchenregiment unbequemen Lehre abgesetzt wird, kann er doch immer noch in der Kirche selbst, wenn auch in anderer Weise, für seine Lehre und seine Art der Frömmigkeit wirken. Aber ein tiefgehender Unterschied liegt darin: die »Stellung« bedeutet für beide nicht das gleiche. Sie bedeutet für den Gelehrten, den Künstler usw., von Äußerlichem abgesehen, einen bestimmten geistigen Wirkungskreis; für den Pfarrer aber unvergleichlich viel mehr. Die Analogie zwischen Pfarrer und Gelehrtem würde stimmen, wenn nicht die evangelische Kirche etwas wesenhaft anderes wäre als der Staat. Ihr Haupt und Zweck ist unirdisch. Der Pfarrer wird

Digitized by Google

von ihr nur als von einer menschlichen Vermittelung eingesetzt. Verantwortlich ist er ihr lediglich für menschliche Dinge, über alle göttlichen Dinge bleibt Gott selbst das Gericht vorbehalten, hier und jetzt nicht weniger wie dereinst. Daran will auch das Spruchkollegium der preußischen Landeskirche grundsätzlich nichts ändern; der Streit ist nur, ob es das auch wirklich nicht tut. Wird nun ein Pfarrer, der mit reinem Gewissen nach seinem Verständnis die christliche Heilsbotschaft verkündigt und ihr nachlebt, von weltlichen Vorgesetzten des Amtes entsetzt wegen religiöser Differenzen, so bedeutet das für ihn nicht bloß, daß er seinen Wirkungskreis verliert und sich einen neuen suchen muß, sondern darüber hinaus, daß seine Art der Frömmigkeit vor einer anders gearteten, die die seinige nicht gelten lassen will, weichen muß. Es ist aber seine Pflicht vor Gott, die christliche Religion nach seinem Gewissen zu vertreten und für seine Art jedes Opfer, auch das des Lebens, zu bringen. Denn *ist* seine Frömmigkeit die rechte, so vergäße er seiner Pflicht gegen Gott und gegen die Kirche als einer göttlichen Institution. Er ist ja nicht nur der Behörde und der Wahrheit allein verpflichtet wie der Gelehrte, nicht allein der Behörde und der Kunst wie der Künstler, sondern Gott selbst und seiner Kirche. Der *Kirche*, nicht den höchsten Beamten der Kirche. Er verläßt auf den Machtspruch der Behörde hin nicht nur einen Wirkungskreis, sondern er gibt das Recht auf amtliche Betätigung *seiner* Frömmigkeit in der Kirche, in der er sie nach Gottes Willen ausüben soll, preis. Und hierfür wird er nach seinem Glauben von Gott zur Rechenschaft gezogen. *Da* liegt der Konflikt. Und weil der Konflikt dieser Art ist, wehrt sich der Pfarrer, ob er nun orthodox oder liberal ist, grundsätzlich dagegen, Beamter sein zu sollen. Wenn diese Stimmung beim Fall Traub nicht überall deutlich zum Ausdruck kam, so liegt der Grund darin, daß mancherlei andere Interessen, auch viel persönliche Erregung das Urteil der einzelnen bestimmte. Der evangelische Pfarrer darf und will nicht Beamter sein, weil er damit »zween Herren dienen« müßte. Er könnte Beamter nur in einer Hierarchie sein, deren Haupt gleich Gott unfehlbar ist und ihm sein Gewissen durch Autorität ersetzen kann. Aber ein solches Haupt verbietet ihm seine evangelische Auffassung des Göttlichen. Um wieviel mehr eines, das ohne Berufung auf eine göttliche Einsetzung von weltlichen Gewalten geschaffen wird. Darüber, ob das jeweilige religiöse Verhalten eines evangelischen Pfarrers nach Gottes Willen ist oder nicht, kann nach dem ganzen Aufbau der evangelischen Kirche nicht ein »Rechtssatz« entscheiden, sondern nur Gott selbst. Von diesem Grunde aus halte ich es mit der Anschauung, die der Verfasser des Aufsatzes »Religiöses Beamtentum?« im Kunstwart entwickelte. Wollte der Staat ein »Pfarrbeamtentum« ausbilden, so müßte er schon riskieren, alle evangelische Frömmigkeit wider sich aufzubringen."

Wenn nach den beiden Fachleuten noch ich als Laie zwei Worte sprechen darf, so kann das im wesentlichen nur ein Bekenntnis dessen sein, was ich nicht verstehe.

Also erstens: es stände dem „Pfarrerbeamten" ja „jederzeit frei", seine Entlassung zu nehmen. Was damit zur Frage Wesentliches gesagt sei, verstehe ich nicht. Ich scheue mich fast, die Banalität erst auszusprechen, daß diese Freiheit für ihn und die Seinigen unter Umständen die Freiheit bedeutet, zu hungern. Das soll einer auch für sein gutes Gewissen, ver-

Digitized by Google

steht sich. Wenn aber der Staat ihm das „freistellt", wieso „beweist" er dadurch, „daß es ihm gar nicht um Gewissensknebelung zu tun ist"? Man könnte wohl eher sagen: er benutzt seine wirtschaftliche Übermacht, um Schwache dahin zu bringen, auch gegen ihr eigenes Gewissen zu tun, was dem Staate gefällt. Jedenfalls würde mit einer Einführung der „Pfarrbeamten" die Autorität der Geistlichkeit nicht wachsen, da man bei Positiven oder Liberalen im Staatsdienst weniger als jetzt von der sittlichen Unabhängigkeit ihres Tuns überzeugt sein könnte.

Zweitens: ist denn der Staat höchster Selbstzweck? Wer ihn nicht dafür, sondern für ein Mittel hält, für eine Organisation zur Steigerung der Menschheit, der wird meinen: der Staat stellt wie seine Gelehrten so auch seine Geistlichen als Fachleute an, damit sie ihre Aufgaben eben *als* die berufenen Sachverständigen nach *ihrer* Überzeugung verwalten. So daß sich's in Konfliktfällen fragt: haben *jener* oder hat *er*, der *Staat*, sich anzupassen? A

Zum Fall Kotzde

liegen zwei Erklärungen vor, auf die ich zu verweisen habe.

Die eine von ihm und seinem Verleger selber zur „Abwehr" der Erklärung des Dürerbundes. Darin steht, der Dürerbund sei „Partei", denn der Hamburger Jugendschriften-Prüfungsausschuß arbeite an seinem „Ratgeber" mit. Dann ist jeder „Partei", der jemand zur Mitarbeit für befähigter hält als seinen Gegner, wie der Dürerbund den Hamburger Prüfungsausschuß für geeigneter zu solchen Arbeiten hält als Kotzde und Genossen. Stimmten wir deren Anschuldigungen zu, selbstverständlich: mit der Hamburger Mitarbeit bei uns wär's morgen aus. Aber die Anklage heimlicher sozialdemokratischer Propaganda durch die Hamburger ist für den Dürerbund-„Ratgeber" leicht *beweisbar* falsch. Man schlage ihn auf, S. 40, geschichtliche Jugendbücher. Was wird dort empfohlen? *Vollmers* „Deutsch-französischer Krieg", *Stolls* „Geschichtliches Lesebuch", *Rehtwischs* „Königin Luise", *Biedenkapps* „Graf Zeppelin", *Saumleit* und *Gärtners* „Königin Luise", *Flecks* „Kriegsfahrt", *Rochlitz'* „Tage der Gefahr" (Schlacht bei Leipzig), *Kleins* „Fröschweiler Chronik" und, „mit besonderer Freude begrüßt", *Stellings* „Bismarck-Briefe". *Kein* andres, *nicht ein einziges* „unpatriotisches" Buch, das ist die *vollständige* Auswahl, die für diese Abteilung die Herren getroffen haben, wegen deren sozialdemokratischer Propaganda Kotzde und Scholz zum Himmel klagen. Vielleicht ahnen die Uneingeweihten aus diesem Beispiel, wie es mit der *Zuverlässigkeit* Kotzdescher Behauptungen und Verallgemeinerungen steht.

Aber der Herr verdächtigt weiter. „Jedenfalls will uns nicht scheinen, daß der *Dürerbund* gegründet wäre, um in einem Kampf um den vaterländischen Gedanken für die Schädiger dieses Gedankens Stellung zu nehmen." Haben wir denn für Kotzde Stellung genommen? *Der* ist es doch, in dem wir ebenso wie in den Werning & Co. Schädiger der vaterländischen Gedanken sehn. Weiter: Kotzde spielt auf meinen Kunstwart-Aufsatz über Jugendpflege „Auf falschem Geleis?" als auf eine bedauerlich unpatriotische Leistung an. Ich ersuche ihn, diesen Aufsatz so oft zu lesen bis er ihn verstanden hat. „Alle, die Zeit und Kraft an

Digitized by Google

diese Sache setzen, werden es Herrn Avenarius nicht vergessen, daß er der vaterländischen Jugendpflege in den Rücken fiel." Bravo, das nenn ich echt Kotzdesche Polemik! Schade nur, daß mir ausgesucht zu diesem Aufsatz zustimmend geschrieben haben — Emil von Schenckendorff und der Generalfeldmarschall von der Goltz!

Als zweites Dokument liegt vor eine Kundgebung von 104 Prüfungs-Ausschüssen deutscher Lehrer gegen Kotzde und Scholz. „Aus Überzeugung heißen wir die Maßnahmen des erprobten Hamburger Vorortausschusses gut und sprechen ihm unser vollstes Vertrauen aus."

So wird, um Kotzdes vaterländische „Sache" zu retten, wohl nichts übrigbleiben, als: mit dem Dürerbund, Schenckendorff, von der Goltz, den Hamburgern und mir, alle diese deutschen Lehrer einer geheimen sozialdemokratischen Propaganda zu denunzieren.

Auch sonst treibt es unser Mann weiter, wie bisher. Er unterbreitet den Lesern Einzelbehauptungen, die der Leser nicht oder nur so schwer kontrollieren kann, daß man mit diesem unwahrscheinlichen Falle kaum zu rechnen braucht. Unter diesen Einzelbehauptungen wohl auch solche, über die man verschiedener Ansicht sein mag. Aus ihnen wird dann eine Meinung abgezogen, die ihrerseits auf die gesamte Tätigkeit der Angegriffenen verallgemeinert wird. Alle andern Einzelfälle jedoch, alles überhaupt, was in den Kotzdeschen Kram nicht paßt, wird beiseitgelassen.

Seit zwanzig Jahren arbeitet in Hamburg ein Kreis von Männern daran, das „Elend der Jugendliteratur", wie es Wolgast mit vollem Recht nannte, zu beseitigen, das nationale Magenverderben mit Süßbrei, das Verfetten durch Schwulst und Phrase, das Schwächen durch Selbstlob und Selbstgerechtigkeit. In unermüdlicher Arbeit gedieh und gedeiht dieses im allerheiligsten Sinne nationale Werk. Dem Fleiß, der Sachkenntnis und dem begeisterten Ernst vor allem dieser Männer gelang es, die gute Presse zur Mithilfe zu gewinnen, eigene Blätter dafür wurden gegründet, in hundert Städten traten die Lehrer in den Streit. Neue Jugendbüchereien kamen heraus, die ohne Rücksicht aufs Geld das Gute brachten und bringen, und sie können sich halten. Die Frage der gediegenen Jugendschrift ward nach und nach in den weitesten Kreisen in ihrer Wichtigkeit erkannt, sie ward eine allgemeine Forderung der nationalen Bildung. Da kommt Herr Kotzde, dessen Schriften die Hamburger zum Teil ablehnen. Und tritt feurig als Vaterlandsretter auf: Die Hamburger Lehrer trieben sozialdemokratische Propaganda. Für jeden, der ihre Arbeit nicht aus herauspräparierten Einzelheiten, sondern als Ganzes kennt, ein schlechterdings absurder Gedanke. Aber Kotzde lehrt eben das Ganze nicht kennen.

Ich richte an ihn ein paar einfache Fragen:

Glaubt er, ja oder nein, daß die Gesamtarbeit der Hamburger zum Guten war oder nicht?

Glaubt er, ja oder nein, daß wir ohne die Hamburger in der Jugendschriftenbewegung auch nur annähernd erreicht hätten, was wir erreicht haben?

Glaubt er, ja oder nein, daß das, was er selbst an Nützlichem unternehmen konnte, ohne die Hamburger Arbeit möglich gewesen wäre?

Wenn er das alles nicht glaubt, so hat er immer noch, versteht sich, das Recht, in Einzelfällen gegen hamburgische Urteile vorzugehen, wie ich selbst das, trotz unsrer „Parteiischkeit" getan habe. Aber nie und nimmer

Digitized by Google

das, ihre Gesamtarbeit als unnational zu verdächtigen. Es sei denn, der Geist der Kotzde und Werning sei allein national, aber der sei es nicht, der den Zielen der Stein, Fichte, Arndt näherzukommen sucht.

Auf eine weitere Kennzeichnung des Wie der Kotzdeschen Polemik verzichte ich solange, wie ich nicht dazu gezwungen werde. Ich halte die Art dieser Polemik für mustergültig dafür, wie man in solchem Streite nicht verfahren darf. Zu den sachlichen Meinungen aber, die neben dem Menschlichen und allzu Menschlichen in diesen Dingen mitwirken und die allein erklären, daß man da und dort sich von den Kotzdeschen Reden stimmen ließ, zu diesen Meinungen muß ich mich noch äußern. Insbesondere das Verhältnis von uns Nationalen zur Sozialdemokratie werde ich demnächst in besonderem Aufsatz besprechen. A

Lose Blätter

Aus Maeterlincks „Blauem Vogel"

[Maeterlincks „Blauen Vogel" hat Düsel in seinem vorigen Berliner Bühnenberichte mit auszeichnender Liebe besprochen, aber unsre älteren Leser kennen das ja: liegt uns daran, auf ein Bühnenwerk mit besonderem Nachdruck hinzuweisen, so benutzen wir gerne die Möglichkeit, an dieser Stelle ein Stück daraus auch noch unmittelbar zum Leser reden zu lassen. Und Maeterlincks „Blauer Vogel" ist noch etwas andres als ein gutes Bühnenwerk. Hier ist wirklich wieder einmal in besonderem Sinne Poesie. Nicht etwa wegen all des Unwirklichen, nicht wegen dessen, was dem Backfisch als „poetisch" erscheinen mag. Auch nicht wegen des Symbolischen und Allegorischen — davon ist eher zu viel als zu wenig darin — noch wegen des „Romantischen", des Phantastischen. Sondern deshalb: weil es Maeterlinck bis auf kleine Wegstrecken gelungen ist, das Symbolische und das Phantastische als natürlichen Ausdruck eines traumhaft-glaublichen Seins innerlich erlebbar zu machen. Nochmals: Bis auf einige Wegstrecken. Daß er nicht alles Gedankliche vom irdischen Boden in dieses feine Schweben zu lösen vermochte, das hat ja auch Düsel angedeutet.

Ferner vergesse man nicht, daß man eine Übersetzung liest. Vielleicht spielte unser Geist mit den Gebilden dieses im Grunde ja germanischen Dichters noch williger mit, wenn Bub und Mädel nicht Thltyl und Mythl, sondern Hänsel und Gretel oder Fritz und Liesel hießen und wir sonst noch mehr von Eindeutschung statt Übersetzung fänden. Auch der Zauberwald des Märchens müßte dem Deutschen ein deutscher Wald bleiben, wenn er drin Heimat fühlen sollte. Wobei freilich andre Werte zurücktreten müßten, denn eine Übertragung kann nicht gleichzeitig in Dichters Vaterland führen und in unser Haus einheimen.

Wir bringen als Hauptstück das „Reich der Zukunft". Bei der Berliner Aufführung ist dieses von Reinhardt als unaufführbar weggelassen worden. Auch wer die Aufführung dort gesehen hat, bekommt also hier Neues. Aber für sich allein würde dieses Stück doch auch den Märchendichter Maeterlinck zu einseitig zeigen. Deshalb sei es von zwei kurzen Proben aus zwei andern der zwölf Bilder eingefaßt, die freilich Höhe-

Digitized by Google

punkte des Ganzen bedeuten. Man lese das Buch, man darf es auch ruhig kaufen, es ist eines, das zu unserm geistigen Dauer-Besitze gehören darf. Die deutsche Ausgabe ist von Erich Reiß in Berlin verlegt.]

Die Mutterliebe

(Im Schloß der Freuden. Nach stürmischer Begrüßung ziehen sich alle Freuden schweigend vor der Freude der Mutterliebe zurück.)

Mutterliebe: Tyltyl! Und du, Mytyl! Wie? Hier finde ich euch wieder? Nein, wer mir das vorausgesagt hätte? Ich war recht vereinsamt zu Hause und nun kommt ihr beide bis in den Himmel, in dem die Seelen aller Mütter in Freude erstrahlen ... Küßt mich, umarmt mich, so stark ihr könnt ... Kommt beide in meine Arme. — Nichts ist diesem Glück vergleichbar ... Tyltyl, du lachst nicht? Du auch nicht, Mytyl? Ihr erkennt nicht die Mutterliebe? So seht doch her, sind es nicht meine Augen, meine Lippen, meine Arme?

Tyltyl: Aber ja, ich erkenne dich, aber ich wußte nicht ... Du bist's ja, Mama, aber viel schöner ...

Mutterliebe: Natürlich, ich altere nie! Und jeder neue Tag bringt mir Kraft, Jugend und Glück ... Jedes Lächeln von euch macht mich um ein Jahr jünger ... zu Hause merkt man's nicht ... aber hier sieht man alles, und alles ist hier echt!

Tyltyl (sie verwundert ansehend und immer wieder umarmend): Das schöne Kleid, woraus ist es denn gemacht? Ist es aus Seide, Silber oder Perlen?

Mutterliebe: Nein, es besteht aus Küssen, Blicken, Zärtlichkeiten ... Jeder Kuß fügt einen neuen Sonnen- oder Mondstrahl hinzu.

Tyltyl: Merkwürdig! Ich hätte nie geglaubt, daß du so reich bist! Wo hast du's denn immer versteckt? Wohl in der Truhe, wozu Vater den Schlüssel hat?

Mutterliebe: O nein, ich habe es immer an, nur sieht man's nicht; denn man sieht nichts, wenn die Augen geschlossen sind ... Alle Mütter sind reich, wenn sie ihre Kinder lieben ... sie sind niemals arm, niemals häßlich, niemals alt ... ihre Liebe ist stets die hellste aller Freuden ... Und wenn sie traurig sind, genügt ein Kuß, den sie bekommen oder geben, und ihre Tränen werden in ihren Augen zu Sternen.

Tyltyl (sie mit Verwunderung ansehend): Wahrhaftig, deine Augen sind voll Sterne ... Und es sind deine Augen, aber weit schöner ... Und es ist deine Hand mit dem Ringlein darauf ... ich sehe sogar die Narbe ... erinnerst du dich, wie du dich an der Lampe verbranntest ... Aber sie ist viel weißer, und die Hand ist viel feiner ... Es ist, als ob Licht durchfließen würde ... arbeitet sie denn nicht, wie die zu Hause?

Mutterliebe: Doch, doch! Es ist dieselbe Hand! Hast du denn nie bemerkt, wie weiß und leuchtend sie wird, wenn sie dich streichelt?

Tyltyl: Merkwürdig! Es ist deine Stimme, Mama, aber du sprichst weit besser wie zu Hause.

Mutterliebe: Zu Hause gibt's viel zu viel zu tun ... da hat man keine Zeit ... Aber, wenn man's auch nicht sagt, man hört's dennoch ... Und jetzt, wo du mich gesehen hast, wirst du mich auch unter meinen alten Kleidern erkennen, wenn du morgen in unsere Hütte zurückkommst?

Digitized by Google

Tyltyl: Ich mag nicht mehr nach Hause ... Du bist hier, ich will auch dableiben ...

Mutterliebe: Aber das ist doch das gleiche, bei uns bin ich zu Hause, dorthin gehören wir alle ... Du kamst hierher, nur um zu lernen, wie du mich zu Hause ansehen mußt ... Verstehst du mich wohl, mein Tyltyl? Du glaubst, du bist im Himmel ... aber der Himmel ist überall dort, wo man einander umarmt ... Es gibt keine zwei Mütter, und du hast keine andere als mich ... Jedes Kind hat nur eine, und es ist immer dieselbe und immer die schönste; aber man muß sie kennen und zu sehen verstehen.

Tyltyl: Kommst du mit uns? Ich will nicht ohne dich nach Hause!

Mutterliebe: Ich werde vor dir dort sein, da ich doch immer zu Hause bin ... ich hatte meine liebe Not ... Du sahst mich nicht ... Aber jetzt wirst du mich immer sehen ... Jetzt, da du weißt, werden wir glücklich sein, wie keine Mutter und kein Kind ... Umarme mich noch einmal ... Komm, und möge dieser Kuß deine Augen bis an dein seliges Ende offen halten ... Nun muß ich fort ... Die Zeit drängt ... Morgen, wenn du heimkommst, muß alles sauber sein, alles festlich geschmückt ... Aber sage mir, wie hast du es angestellt, um hierher zu gelangen, um den Weg zu finden, den die Menschen seit Erschaffung der Welt vergebens suchen?

Tyltyl (zeigt auf das Licht, das sich bescheiden abseits hält): Sie ist es, die uns hergeführt hat!

Mutterliebe: Wer ist's denn?

Tyltyl: Das Licht!

Mutterliebe: Ja, ja, jetzt erkenne ich sie ... Man sagte mir schon, daß sie euch liebt und sehr gut zu euch gewesen ist. Aber warum versteckt sie sich? Warum verbirgt sie ihr Antlitz? Tut sie's immer?

Tyltyl: O nein! Aber sie meint, die Freuden bekämen Angst, wenn es zu hell ist ...

Mutterliebe (sich dem Licht nähernd): Ich habe keine Angst ... Je heller es ist, desto glücklicher bin ich ... Entfalte deine Schleier, ich habe nichts zu verbergen (eine große Anzahl von Freuden und Glückseligkeiten weichen scheu zur Seite. Das Licht entfaltet seine Schleier). Wie schön bist du!

Licht (betrachtet die vom himmlischen Licht bestrahlte Mutterliebe): Auch du bist schön! ... Oft habe ich dich wahrgenommen, aber ich habe es nicht gewagt, dich ohne Schleier anzusehen ... Fast alle Freuden hören auf zu lächeln, wenn sie von meinen Strahlen getroffen werden ... Aber je mehr ich mich erhelle, desto schöner wirst du ...

Mutterliebe: Du warst lieb zu meinen armen Kindern ...

Licht: Ich bin immer gut zu denen, die einander lieben (sie umarmen einander lange; wenn sich die Umarmung gelöst hat, sieht man, daß beide geweint haben).

Tyltyl (verwundert): Warum weint ihr?

Licht: Sei still, mein Kind.

Das Reich der Zukunft

(Riesenhalle des Azurpalastes, in dem die zu gebärenden Kinder warten. Endlose Säulenperspektiven unter Wölbungen aus Türkisen. Alles, vom

Digitized by Google

Licht und den Fliesen aus Lapislazuli angefangen, bis zum verwaschenen Hintergrund, in dem sich die letzten Bogen verlieren, ja selbst bis zu den kleinsten Gegenständen, ist in ein märchenhaftes, intensives, übernatürliches Blau getaucht. Nur die Kapitäle und Sockel der Säulen, die Bogenschlüsse und einige runde Bänke sind aus Marmor oder Alabaster. Rechts zwischen den Säulen große opalisierende Türen. Diese Pforten, deren Flügel gegen Ende des Stückes von der Zeit geöffnet werden, führen ins wirkliche Leben und zu den Geländen der Morgenröte. Überall, harmonisch im Saal verteilt, eine Menge Kinder in langen, azurblauen Gewändern. Die einen spielen, die andern lustwandeln, andere wieder plaudern oder träumen, viele sind in Schlaf versunken, andere arbeiten zwischen den Säulen an zukünftigen Erfindungen; die Werkzeuge, die sie benutzen, die Apparate, die sie herstellen, die Blumen und Früchte, die sie pflegen oder pflücken, sind ebenfalls von derselben leuchtenden, übernatürlichen blauen Farbe, wie der ganze Äther, der den Palast erfüllt. Unter den Kindern, deren Kleider etwas blasser und durchsichtiger sind, bewegen sich einige hochaufgeschossene Gestalten von gebieterischer und stiller Schönheit: es sind dies scheinbar Engel.

Ein treten von links, gleichsam heimlich und sich an die vorderen Säulen hindrückend, Tyltyl, Mytyl und das Licht. Ihre Ankunft ruft eine gewisse Bewegung unter den blauen Kindern hervor; diese kommen von allen Seiten gelaufen, stellen sich um die ungebetenen Gäste herum und betrachten sie neugierig.)

Mytyl: Wo bleiben der Zucker, der Kater und das gute Brot?!

Licht: Sie dürfen hier nicht hinein. Sie könnten in die Zukunft sehen und würden dann nicht mehr gehorchen.

Tyltyl: Und der Hund?

Licht: Für den ist's auch nicht gut, daß er weiß, was ihm in künftigen Jahrhunderten blüht. Ich habe sie alle in den Keller der Kirche eingesperrt.

Tyltyl: Wo befinden wir uns?

Licht: Wir sind im Reiche der Zukunft, inmitten der noch ungeborenen Kinder. Da uns der Diamant gestattet, diese Gefilde, die kein Mensch sonst sieht, zu betrachten, werden wir wahrscheinlich hier den blauen Vogel finden.

Tyltyl: Sicher wird er blau sein, da doch alles hier blau ist (sich umsehend) Gott, ist das schön!

Licht: Sieh doch die Kinder, wie sie gelaufen kommen.

Tyltyl: Sind sie böse?

Licht: Keineswegs ... du siehst doch, sie lächeln, aber sie sind ein wenig verschüchtert!

Die blauen Kinder (immer zahlreicher herankommend): Kommt doch die lebendigen Kinder ansehen.

Tyltyl: Warum nennen sie uns lebendige Kinder?

Licht: Weil sie selbst noch nicht leben.

Tyltyl: Was machen sie denn?

Licht: Sie erwarten die Stunde ihrer Geburt.

Tyltyl: Die Stunde ihrer Geburt?

Licht: Jawohl! Alle Kinder, die zur Welt kommen sollen, sind hier. Jedes erwartet seinen Tag. Wenn Väter und Mütter Kinder wünschen, öffnet man die großen Türen, die du dort rechts siehst; und die Kleinen steigen nieder!

Digitized by Google

Tyltyl: Sind sie aber viel! So viel!

Licht: Noch viel mehr! man sieht sie nicht alle! Denk doch, alle Kinder bis zum Ende der Welt sind hier ... niemand könnte sie zählen.

Tyltyl: Und die großen, blauen Wesen, was ist das?

Licht: Das weiß man nicht recht ... wahrscheinlich Wärterinnen ... man sagt, sie werden nach den Menschen zur Welt kommen ... aber es ist nicht erlaubt, sie zu befragen ...

Tyltyl: Warum?

Licht: Weil es das Geheimnis der Erde ist.

Tyltyl: Und mit den anderen, den Kleinen, darf man mit denen reden?

Licht: Gewiß, knüpft nur Bekanntschaft an ... Schau, der da ist neugieriger als die anderen ... tritt ihm näher, red mit ihm ...

Tyltyl: Was soll ich ihm sagen?

Licht: Was dir in den Sinn kommt ... sprich wie zu einem Spielkameraden.

Tyltyl: Darf man ihm die Hand reichen?

Licht: Gewiß! Er wird dir nichts zuleide tun! Na also, sei doch nicht so linkisch ... ich lasse euch lieber allein. Ihr seid dann mehr unter euch! Ich habe mit der großen Person da zu sprechen ...

Tyltyl (nähert sich dem blauen Kind und reicht ihm die Hand): Guten Tag! (Berührt mit dem Finger das Gewand des blauen Kindes.) Was ist denn das?

Kind (ernst, auf Tyltyls Hütchen tippend): Und das?

Tyltyl: Das ist mein Hut! Haß du denn keinen Hut?

Kind: Nein! Wozu ist denn das?

Tyltyl: Wenn es kalt ist, und dann, um Guten Tag zu sagen.

Kind: Was ist denn das „kalt"?

Tyltyl: Das ist, wenn man zittert, so: brr! brr! Wenn man sich in die Hände haucht und mit den Armen so macht (er schüttelt sich kräftig).

Kind: Ist es auf Erden kalt?

Tyltyl: Manchmal im Winter, wenn man kein Feuer hat.

Kind: Warum hat man kein Feuer?

Tyltyl: Weil das teuer kommt und weil man Geld braucht, um Holz einzukaufen.

Kind: Was ist denn das „Geld"?

Tyltyl: Das ist, womit man bezahlt.

Kind: So?

Tyltyl: Manche haben's, und dann gibt's welche, die's nicht haben.

Kind: Warum?

Tyltyl: Weil sie nicht reich sind! Bist du reich? Wie alt bist du?

Kind: Ich werde bald geboren werden! In zwölf Jahren. Ist es gut, wenn man zur Welt kommt?

Tyltyl: O ja! Lustig ist es!

Kind: Wie ist denn das?

Tyltyl: Ich erinnere mich nicht ... Es ist solange her!

Kind: Die Erde und die Lebenden ... das muß sehr schön sein!

Tyltyl: Nicht schlecht! Es gibt Vögel, Kuchen, Spielzeug ... Manche haben alles davon, aber die es nicht haben, können den andern zusehen ...

Digitized by Google

Kind: Man sagt, die Mütter warten an der Türe, sind sie lieb, sag?

Tyltyl: O ja! Das liebste von allen! Und die Großmütter auch. Aber die sterben zu rasch!

Kind: Sterben? Was ist denn das?

Tyltyl: Eines Abends gehen sie fort und kommen nicht wieder.

Kind: Warum?

Tyltyl: Weiß man denn? Vielleicht, weil sie traurig sind?!

Kind: Die deinige, ist sie fort?

Tyltyl: Meine Großmutter?

Kind: Deine Mutter oder Großmutter, was weiß denn ich?

Tyltyl: Das ist doch aber nicht das gleiche! Die Großmütter gehn zuerst fort, traurig genug. Die meinige war sehr lieb.

Kind: Was haben denn deine Augen? Hast du Perlen daran?

Tyltyl: Aber nein! Das sind keine Perlen!

Kind: Was denn?

Tyltyl: Nichts, all das Blau blendet mich ein wenig.

Kind: Wie heißt denn das?

Tyltyl: Was?

Kind: Da, was da herabtropft . . .

Tyltyl: Nichts, ein wenig Wasser.

Kind: Kommt es aus den Augen?

Tyltyl: Manchmal, wenn man weint.

Kind: Was heißt denn das „Weinen"?

Tyltyl: Ich habe ja nicht geweint. Es ist das viele Blau! Aber es ist genau so, als ob ich geweint hätte.

Kind: Weint man oft?

Tyltyl: Die kleinen Jungen nicht. Aber die kleinen Mädchen . . . Weint man denn hier nicht?

Kind: Nein . . . ich weiß nicht . . .

Tyltyl: Du wirst es schon lernen . . . was sind denn das für große blaue Flügel, mit denen du spielst?

Kind: Das ist eine Erfindung, die ich auf Erden machen werde . . .

Tyltyl: Eine Erfindung? Hast du was erfunden?

Kind: Natürlich! Weißt du denn nicht? Wenn ich einmal unten bin, muß ich das Ding erfinden, das glücklich macht.

Tyltyl: Ist es was zum Essen? Macht es viel Lärm?

Kind: O nein, ganz geräuschlos!

Tyltyl: Schade!

Kind: Ich arbeite daran täglich! Es ist beinahe fertig. Willst du's sehen?

Tyltyl: Gewiß! Wo ist es denn?

Kind: Man sieht es von hier, zwischen den zwei Säulen. (Ein anderes Kind zupft Tyltyl am Ärmel.) Willst du auch meine Erfindung sehen, sag?

Tyltyl: Gewiß, was ist es denn?

Zweites Kind: Dreiunddreißig Heilmittel zur Verlängerung des Lebens . . . Siehst du dort in den blauen Flaschen . . .

Drittes Kind (aus der Menge heraustretend): Ich bringe ein Licht, das niemand kennt (wird von einer wunderbaren Flamme durchleuchtet). Merkwürdig, was?

Digitized by Google

Viertes Kind (zieht Tyltyl am Arm): Komm doch, meine Vorrichtung ansehen, die in den Lüften fliegt, ohne Flügel.

Fünftes Kind: Nein, nein! Zuerst die meinige, mit der man alle Schätze findet, die sich auf dem Mond verbergen. (Alle Kinder drängen sich um Tyltyl und Mytyl und schreien durcheinander): Nein, die meinige! Die meinige! Die meinige ist schöner! Die meinige ist wundervoll: Die meinige ist ganz aus Zucker! Die seinige taugt nichts! Er hat mir die Idee gestohlen usw. usw. (Unter fortwährendem Geschrei werden Tyltyl und Mytyl zu den blauen Werkstätten gezogen. Dort angelangt, setzt jeder der Erfinder seine ideale Vorrichtung in Bewegung. Das gibt ein bläuliches Schwingen von Rädern, Scheiben, Zahnstangen, Rollen, Riemen, einer Anzahl merkwürdiger, namenloser Dinge, die von den Azurdünsten der Märchenatmosphäre umhüllt werden. Eine Menge seltsamer, geheimnisvoller Vorrichtungen steigt in die Höhe und schwebt unter den Bogen, oder züngelt sich an den Säulen empor, während die Kinder Pläne und Landkarten ausbreiten, Bücher aufschlagen, cyanblaue Bildnisse enthüllen, ungeheure Blumen und übergroße Früchte, die aus Saphiren und Türkisen zusammengesetzt erscheinen, angeschleppt bringen.)

Ein kleines Kind (unter der Last kolossaler blauer Gänseblümchen gebeugt): Seht doch meine Blumen!

Tyltyl: Was ist denn das? Ich kenne sie nicht ...

Das kleine Kind: Gänseblümchen!

Tyltyl: Unmöglich! Sie sind ja groß, wie die Räder!

Das kleine Kind: Und wie sie duften!

Tyltyl (riechend): Wundervoll!

Das kleine Kind: So werden sie sein, wenn ich einmal unten bin...

Tyltyl: Wann wird das sein?

Das kleine Kind: In 63 Jahren, 4 Monaten und 9 Tagen. (Man sieht zwei blaue Kinder ankommen, die an einer Stange gleich einem Kronleuchter, eine ungeheure Weintraube tragen, deren Beeren größer sind als Birnen.)

Eines der Kinder: Was sagst du zu meinem Obst?

Tyltyl: Ein Ast voll Birnen.

Kind: Aber nein, das sind ja Trauben! Sie werden alle so groß sein, wenn ich einmal 30 Jahre alt bin. Ich habe es herausbekommen!

Ein anderes Kind (unter der Last eines Korbes voll Äpfel ächzend, die so groß sind wie Melonen): Na, und ich, seht meine Äpfel!

Tyltyl: Aber das sind ja Melonen!

Kind: O nein! das sind meine Äpfel, die kleinsten! Alle werden sie so sein, wenn ich einmal lebe. Ich bin dem Geheimnis auf die Spur gekommen.

Ein anderes Kind (bringt auf einem blauen Schubkarren blaue Melonen, viel größer als Kürbisse): Na, und meine kleinen Melonen?

Tyltyl: Das sind doch Kürbisse!

Kind: Wenn ich einmal zur Welt komme, werden die Melonen stolz sein. Ich werde Obergärtner beim König der drei Planeten.

Tyltyl: Beim König der drei Planeten?

Kind: Das ist nämlich der König, der 35 Jahre lang das Glück der Erde, des Mars und des Mondes machen wird. Man kann ihn von hier aus sehen.

Digitized by Google

Tyltyl: Wo ist er?

Kind: Dort, der kleine, der am Fuße der Säule schläft.

Tyltyl: Links?

Kind: Nein — rechts . . . der links bringt die reine Freude auf die Welt.

Tyltyl: Wieso?

Kind (das zuerst Tyltyl begrüßt hat): Durch neue Gedanken, an die noch niemand gedacht hat . . .

Tyltyl: Und dort der kleine Dicke, der fortwährend in der Nase bohrt, was wird denn der vollbringen?

Kind: Der wird ein neues Feuer finden, das die Erde erwärmt, wenn einmal die Sonne bleich geworden ist.

Tyltyl: Und die zwei, die sich an den Händen halten und sich fortwährend abküssen. Sie sind wohl Brüderlein und Schwesterlein?

Kind: O nein! Aber komisch sind sie! Das sind nämlich die Verliebten.

Tyltyl: Was ist denn das?

Kind: Ich weiß nicht. Vater Zeit nennt sie so, um sie auszulachen. Den ganzen Tag sehen sie sich an, umarmen einander und nehmen voneinander Abschied.

Tyltyl: Warum?

Kind: Es scheint, sie werden nicht zusammen von hier fortkönnen.

Tyltyl: Und der Kleine, Rosige, der so ernst ist und fortwährend am Daumen saugt, wer ist denn das?

Kind: Der soll alle Ungerechtigkeit auf Erden auslöschen.

Tyltyl: So?

Kind: Man sagt, das sei eine fürchterlich schwere Arbeit.

Tyltyl: Und der kleine Rotkopf, der herumgeht, als ob er nicht sähe, ist er blind?

Kind: Noch nicht, aber er wird's werden. Sieh ihn gut an, er wird den Tod besiegen . . .

Tyltyl: Was heißt das?

Kind: Ich weiß nicht recht. Aber man sagt, es ist eine große Tat.

Tyltyl (deutet auf eine Menge Kinder, die am Fuße der Säulen auf den Stufen schlafen): Und all die, welche schlafen . . . sind es aber viel! — machen die nichts?

Kind: Die denken!

Tyltyl: Woran?

Kind: Das wissen sie noch selbst nicht. Aber sie sollen was auf die Erde mitbringen. Mit leeren Händen darf man von hier nicht fort.

Tyltyl: Wer verbietet es denn?

Kind: Vater Zeit, der sich an der Tür aufhält . . . du wirst ihn sehen, wenn er aufschließen wird . . . angenehm ist's ja nicht.

Ein Kind (kommt aus dem Hintergrund und bricht sich durch die Menge Bahn): Guten Tag, Tyltyl!

Tyltyl: Schau her! Woher kennst du denn meinen Namen?

Kind (küßt Tyltyl und Mytyl mit überströmender Zärtlichkeit): Guten Tag! Wie geht's? So umarme mich doch und du auch, Mytyl . . . Wundere dich nicht, daß ich deinen Namen kenne, — ich werde doch dein Bruder . . . Soeben sagt man mir, daß du hier bist. — Ich war ganz

Digitized by Google

hinten im Saal und packte meine Ideen ein . . . du kannst Mutter sagen, daß ich bereit bin . . .

Tyltyl: Wie? Du willst zu uns?

Kind: Natürlich, nächstes Jahr, am Palmsonntag . . . Quäl mich nicht zu sehr, solange ich klein bin . . . und sag Vater, er soll die Wiege zurechtzimmern . . . Ich bin so glücklich, daß ich euch im voraus umarmen konnte. Ist es bei uns nett?

Tyltyl: Nicht übel! Und Mutter ist sehr lieb!

Kind: Und die Nahrung?

Tyltyl: Nicht schlecht! Manchmal gibt's auch Kuchen, nicht, Mytyl?

Mytyl: Jawohl, zu Neujahr und am 14. Juli. Mutter macht sie selbst.

Tyltyl: Was hast du denn in dem Sack? Bringst du uns was mit?

Kind (sehr stolz): Ich bringe drei Krankheiten: Keuchhusten, Scharlach und Masern.

Tyltyl: Na, wenn's nicht mehr ist! Und was fängst du nachher an?

Kind: Nachher? Ja, dann geh ich wieder!

Tyltyl: Da ist es wirklich nicht der Mühe wert, daß du kommst.

Kind: Hat man die Wahl? (In diesem Augenblick hört man eine Art langes, mächtiges, kristallenes Zittern, das von den Opalsäulen und Türen auszugehen scheint, den Raum erfüllen.)

Tyltyl: Was ist denn das?

Kind: Vater Zeit! Er öffnet die Türe. (Mächtige Bewegung unter den blauen Kindern. Die meisten verlassen ihre Maschinen und ihre Arbeiten, zahlreiche Schläfer wachen auf oder wenden ihren Blick auf die Opalpforte, indem sie sich ihr nähern.)

Licht (sich Tyltyl wieder anschließend): Verstecken wir uns hinter den Säulen. Es ist besser, Vater Zeit sieht uns nicht.

Tyltyl: Wer macht denn den Lärm?

Kind: Es ist die Morgenröte, die aufzieht . . . Diejenigen Kinder, die heute geboren werden, müssen jetzt zur Erde . . .

Tyltyl: Wie steigen sie denn hinab, gibt es Leitern?

Kind: Du wirst gleich sehen! Der Genius der Zeit öffnet die Riegel.

Tyltyl: Was ist denn das, der Genius der Zeit?

Kind: Ein alter Mann, der die, welche fortmüssen, aufruft.

Tyltyl: Ist er böse?

Kind: Nein, aber er hört auf nichts . . . Wenn man nicht an der Reihe ist und doch fortmöchte, kann man ihn betteln, solang man will.

Tyltyl: Sind sie zufrieden, daß sie fortkönnen? . . . Jetzt, — jetzt! Jetzt wacht er auf!

(Die großen Opalpforten drehen sich langsam in ihren Angeln. Man hört, gleich einer fernen Musik, die Geräusche der Erde. Ein rotgrünes Licht bringt in den Raum und der Genius der Zeit, ein hoher Greis, mit wallendem Bart, bewaffnet mit Sense und Sanduhr, erscheint auf der Schwelle, während man im Hintergrunde die weißgoldenen Segel einer Galeere erblickt, die an einem von den rosigen Dünsten der Morgendämmerung gebildeten Gelände verankert liegt.)

Genius (an der Schwelle): Sind die, deren Stunde geschlagen hat, bereit?

Die blauen Kinder (durchbrechen die Menge und kommen von

Digitized by Google

allen Seiten herangelaufen): Hier sind wir! Hier sind wir! Hier sind wir!

Genius (mißlaunig zu den Kindern, die vor ihm vorüberziehen): Eines nach dem anderen! Es sind wieder viel mehr da, als verlangt werden! Immer dieselbe Geschichte! Mich täuscht man nicht. (Ein Kind zurückstoßend:) Du bist nicht an der Reihe, du kommst morgen dran . . ., du auch nicht, deine Reihe kommt erst in zehn Jahren. Ein dreizehnter Hirte? Ich brauche bloß zwölf; wir sind nicht in der Zeit Theokrits und Virgils. Noch Ärzte? Es sind schon ohnehin zu viel! Man beklagt sich darüber auf Erden! Und die Ingenieure, wo bleiben die? Dann verlangt man nach einem anständigen Menschen, einem einzigen . . . als Naturwunder . . . Wo bleibt der anständige Mensch? Bist du's? (Das Kind nickt mit dem Kopf.) Du siehst mir recht kränklich aus . . . du lebst nicht lange . . . Heda, ihr anderen nicht so rasch, nicht so rasch! Na und du, was bringst du mit? Nichts? Leere Hände? Zurück! Bereite was vor, ein großes Verbrechen, oder eine schöne Krankheit, mir ist's egal, aber irgend was mußt du mitbringen . . . (Bemerkt einen Kleinen, den die andern vorwärtsstoßen und der sich aus Leibeskräften sträubt.) Was hast du denn? Du weißt doch, es ist Zeit . . . man verlangt nach einem Helden, der gegen die Ungerechtigkeit kämpft. Das bist du, und nun heißt es fort . . .

Kinder: Er mag nicht . . .

Genius: Wie, er will nicht? Wo glaubt es denn, daß es sich befindet, das kleine Scheusal? Kein Widerspruch, wir haben keine Zeit.

Der Kleine (gestoßen): Nein, nein, ich will nicht! Ich will lieber nicht geboren werden. Ich will lieber hier bleiben . . .

Genius: Davon ist nicht die Rede! Wenn die Stunde da ist, ist sie da . . . Rasch, rasch vorwärts!

Kind (vortretend): Bitte, laß mich vor! Ich will gern mit ihm tauschen . . . Meine Eltern sind . . . sagt man . . . so alt und erwarten mich schon so lange . . .

Genius: Nein! Nein! Stunde bleibt Stunde, und Zeit bleibt Zeit. Mit euch wird man ja nie fertig, wenn man auf euch hören wollte. Der eine will, der andere will nicht, bald ist's zu früh, bald zu spät . . . (Schiebt die Kinder, die sich an der Schwelle drängen, zur Seite.) Nicht so nahe, ihr Kleinen! Zurück die Neugierigen! Die da bleiben, haben draußen nichts zu suchen. Jetzt habt ihr Eile, wenn aber einmal die Reihe an euch ist, habt ihr Angst und weicht zurück . . . Da sind vier, die zittern wie Espenlaub. (Zu einem Kinde, das im Augenblick, wo es die Schwelle überschreiten will, plötzlich zurückkehrt:) Was denn? Was hast du?

Kind: Ich habe die Kiste vergessen, die mit den zwei Verbrechen, die ich begehen soll.

Ein anderes Kind: Und ich habe den kleinen Topf liegen lassen mit den Gedanken, die das Volk erleuchten werden.

Drittes Kind: Und ich den Pfropfen meiner schönsten Birne.

Genius: Lauft rasch und holt sie! Wir haben nur noch 612 Sekunden Zeit. Das Boot der Morgenröte bläht schon seine Segel, um zu zeigen, daß es bereit ist . . . sonst kommt ihr zu spät und könnt nicht geboren werden. Rasch, rasch, schifft euch ein! (Packt ein Kind, das ihm

Digitized by Google

zwischen den Beinen durchzuschlüpfen droht.) Was heißt denn das? Das dritte Mal erwische ich dich . . . immer versuchst du, geboren zu werden, bevor du an der Reihe bist . . . Wenn ich dich noch einmal kriege, mußt du für immer warten . . . neben meiner Schwester, der Ewigkeit, und du weißt, bei der ist es nicht sehr unterhaltend. Sind wir also bereit? Alles auf seinem Posten? (Mustert alle Kinder, die auf dem Gelände versammelt sind oder bereits im Boot sitzen.) Einer fehlt noch! Unnötig sich zu verbergen, ich sehe ihn in der Menge! Mich hintergeht man nicht. Rasch hierher, Kleiner . . . Verliebter, wie sie dich nennen, sag deiner Herzliebsten Lebewohl!

Erstes Kind: Laß mich mit ihm fort!

Zweites Kind: Laß mich bei ihr bleiben!

Genius: Unmöglich! Wir haben nur noch 394 Sekunden . . .

Erstes Kind: Lieber will ich nicht geboren werden.

Genius: Man hat keine Wahl!

Zweites Kind (flehend): Ich werde zu spät auf die Welt kommen!

Erstes Kind: Wenn sie hinunterfährt, werde ich nicht mehr auf Erden sein.

Zweites Kind: Nie werde ich ihn wiedersehen.

Erstes Kind: Wir werden allein sein auf der Welt.

Genius: All das geht mich nichts an. Beschwert euch beim Leben. Ich für mein Teil verbinde und trenne, wie mir befohlen wird. (Packt eines der Kinder.) Komm!

Erstes Kind: Nein! Sie auch! Sie auch!

Zweites Kind (klammert sich an die Kleider des ersten): Laß ihn! Laß ihn!

Genius: Aber Kinder! Es geht doch nicht in den Tod, es geht ins Leben. (Das erste Kind fortziehend.) Komm!

Zweites Kind (streckt nach dem ersten verzweifelt die Arme aus): Ein Zeichen! Ein einziges Zeichen! Sage mir, wie ich dich wiederfinden kann?

Erstes Kind: Ich werde dich ewig lieben.

Zweites Kind: An meiner großen Trauer wirst du mich wiedererkennen. (Fällt nieder und bleibt auf der Erde liegen.)

Genius: Ihr tätet besser zu hoffen . . . so, das wäre also in Ordnung. (Sieht auf seine Sanduhr.) Es bleiben nur noch 63 Sekunden . . . (Letztes heftiges Durcheinander unter den Kindern, die fortfahren, und denen, die bleiben. Rasche Abschiedsworte: „Leb wohl, Peter!“ „Leb wohl, Hans!“ „Hast du auch nichts vergessen? Verkünde meine Gedanken.“ „Hast du den neuen Vergaser?“ „Erzähle von meinen Melonen.“ „Wirst du mich auch wiedererkennen?“ „Jawohl, wir sehen uns wieder!“ „Verliere deine Ideen nicht!“ „Beuge dich nicht zu sehr über den Raum.“ „Schreib mir.“ „Es soll nicht gehen.“ „Versuch's immerhin!“ „Schreib, ob's unten schön ist.“ „Ich werde dir entgegenkommen.“ „Ich komme auf einem Thron zur Welt“ usw. usw.)

Genius (mit seinem Schlüsselbund und seiner Sense klirrend): Genug! Genug! Der Anker ist gelichtet. (Man sieht die Segel der Galeere vorüberziehen und verschwinden, dann hört man das Geschrei der im Boote befindlichen Kinder verklingen.) Land! Land! Ich sehe es! Wie schön es ist! Wie groß es ist! Wie hell es ist! (Dann gleichsam aus

Digitized by Google

einem Abgrunde emporsteigend, erklingt aus weiter, weiter Ferne ein Gesang voll Erwartung und Fröhlichkeit.)

Tyltyl (zum Licht): Was ist denn das? Das sind doch nicht die Kinder! Es sind andere Stimmen, die singen!

Licht: Das ist der Gesang der Mütter, die ihnen entgegeneilen! (Unterdessen hat der Genius der Zeit die Opalpforten wieder geschlossen. Er wendet sich, um einen letzten Blick in den Saal zu werfen, und bemerkt plötzlich Tyltyl, Mytyl und das Licht.)

Genius (wütend und erstaunt): Was ist denn das? Was macht ihr hier? Warum seid ihr nicht blau? Wie seid ihr hereingekommen? (Rückt ihnen mit der Sense drohend zu Leibe.)

Licht (zu Tyltyl): Antworte nichts! Ich habe den blauen Vogel! Er ist unter meinem Mantel . . . rasch fort . . . dreh den Diamanten . . . so verliert er unsere Spur . . .

Aus dem Bilde „Der Friedhof"

(Die beiden Kinder fürchten sich, den Diamanten zu drehen und so die Toten zu sehn. Sie haben schon eine Weile miteinander gesprochen.)

Mytyl: Ist's noch nicht Mitternacht?

Tyltyl: Siehst du die Zeiger der Kirchenuhr?

Mytyl: Jawohl! Den großen und den kleinen . . .

Tyltyl: Also! Gleich schlägt es Mitternacht! So! Jetzt! Hörst du?

Mytyl (man hört Mitternacht schlagen): Ich möchte fort!

Tyltyl: Jetzt nicht! Jetzt drehe ich den Diamanten . . .

Mytyl: Nein, nein! Tu's nicht! Ich will hinaus! Ich fürchte mich so sehr.

Tyltyl: Aber, sie tun dir doch nichts!

Mytyl: Ich will keine Leichen sehn! Ich mag sie nicht sehn!

Tyltyl: Also schön! Dann machst du die Augen zu!

Mytyl (sich an Tyltyl klammernd): Ich mag nicht, Tyltyl! Ich will nicht! Sie werden aus dem Boden steigen.

Tyltyl: Zittre doch nicht so! Es dauert ja nur einen Augenblick!

Mytyl: Aber du, du zitterst ja ebenfalls! Sie sind wohl grauenhaft?

Tyltyl: Jetzt! Die Zeit drängt! (Er dreht den Diamanten. Ein schrecklicher Augenblick der Stille und Unbeweglichkeit. Dann beginnen langsam die Kreuze zu wanken, die Grabhügel fallen zusammen, die Leichensteine heben sich.)

Mytyl (schmiegt sich an Tyltyl): Sie steigen heraus! Sie sind da! (Und es steigt aus allen klaffenden Gräbern allmählich, zuerst schmächtig und schüchtern gleich Wasserdunst, dann weiß und jungfräulich, endlich immer buschiger, immer höher, überschwänglich und wundersam, ein Flor, der langsam, unaufhaltsam alles überwuchert und den Friedhof in eine Art hochzeitlichen Zaubergarten verwandelt, über dem die ersten Strahlen der Morgendämmerung erzittern. Der Tau gleißt, die Blumen schließen sich auf, der Wind murmelt in den Blättern, die Bienen summen, die Vögel erwachen aus ihrem Schlaf und überschwemmen den Raum mit ihren trunkenen Hymnen an die Sonne und das Leben. Hingerissen, verwundert machen Tyltyl und Mytyl, sich die Hände reichend, einige Schritte mitten durch die Blumen, die Spuren der Gräber suchend.)

Mytyl (sucht auf dem Boden): Wo sind die Toten?

Tyltyl (ebenfalls suchend): Es gibt keine Toten . . .

Digitized by Google

Vom Heute fürs Morgen

Wer vertritt uns in der Weltpolitik?

Die Schwierigkeiten beim Ersatz Kiderlens haben bis tief in die Rechte hinein Gedanken rege gemacht, wie sie in diesen Blättern dem und jenem wohl bis zum Überdruß betont worden sind, ja vielleicht schien jetzt zum ersten Male auch konservativen Zeitungen die Frage brennend geworden: ist etwa bei dem Ergänzungsverfahren unsrer Diplomatie dies oder jenes Wichtige doch nicht in Ordnung? Was nicht in Ordnung ist, liegt klar auf der Hand, wenn einer sich auch nur die Mühe nimmt, die Liste unsrer Diplomaten einmal ohne Gedanken an Fraktions- oder Klassen- oder sonstige nicht allgemeine Interessen durchzusehn: während die andern führenden Kulturvölker ihre Vertreter aus allen Schichten der Gebildeten ergänzen, nehmen wir die unsern, wie zu Großväterzeiten, ausschließlich aus einem engsten Kreise. 99 unter 100 Deutschen kommen von vornherein dafür nicht in Frage. Hat die Schwierigkeit, schon einen Kiderlen zu ersetzen, nun endlich klargemacht, daß es sich hier um keine Parteifrage, daß es sich um eine allgemeine nationale handelt, die, wenn wir wieder ins alte Behagen zurückfallen, nächstens zur nationalen Not werden kann? Den Ingenieur, der bei schwierigen Berechnungen sagen würde: ich nehme mir meine Gehilfen nur aus der Familie, würden wir auslachen, aber im strengsten Wettbewerb aller Kräfte der Welt, bei dem Krieg und Frieden, Wohl und Ehre des Reichs auf dem Spiel stehen kann, begnügen wir uns mit der Wahl aus vornehmen Herren, während die Völker ringsum nach nichts weiter fragen, als nach den bestgeeigneten aller ihrer Köpfe. Geht es so weiter, wahrhaftig: wenn man überhaupt von einer Art fahrlässigen Vaterlandverrats sprechen könnte, so müßte man's dann bei uns.

Besserung im Juristendeutsch?

Vor einiger Zeit lief durch die Tagesblätter die Mitteilung, daß künftige Gesetzesentwürfe einer Durchsicht in sprachlicher Hinsicht durch den Allgemeinen deutschen Sprachverein unterzogen werden sollten. Mittlerweile ist die „kleine Strafgesetznovelle" gekommen (Nr. 37 R.-G.-Bl.), und sie atmet schon bessern Sprachgeist. Als Beispiel dafür § 370 Ziff. 5 Abs. 2 St.-G.-B. in beiden Fassungen.

Bisher: Eine Entwendung, welche von Verwandten aufsteigender Linie gegen Verwandte absteigender Linie oder von einem Ehegatten gegen den andern begangen worden ist, bleibt straflos.

Jetzt: Wer die Tat (sc. die im Abs. 1 bezeichnete) gegen einen Verwandten absteigender Linie oder gegen seinen Ehegatten begeht, bleibt straflos.

Zunächst fällt die Ausmerzung überflüssiger Wörter auf, sodann wirkt erfreulich, daß der Satz aktivisch gewendet ist, zum dritten — und das will am bedeutsamsten scheinen — kommt zum Ausdruck, daß nicht die Tat, sondern der Täter bestraft oder vielmehr nicht bestraft wird. Darin mag übrigens auch die moderne Strafrechtswissenschaft, die das Hauptgewicht von der Tat auf den Täter verlegt, ein günstiges Vorzeichen sehen.

Digitized by Google

Eine literarische Zweifelsfrage

Unter uns Basler Studenten ging einst die Mär um, Professor Wilhelm Wackernagel und Professor Jakob Burckhardt urteilten in einer nicht unwichtigen literarischen Frage entgegengesetzt. Burckhardt, hieß es, behauptet, der Dichter sollte jedes seiner Werke erst in Prosa verfassen, ehe er es in Verse setzt, während Wackernagel den sofortigen Eintritt in die Versform befürwortet. Welcher Rat ist nun der richtige? Wir vermochten uns über die Entscheidung nicht zu einigen; es fehlte uns eben die Erfahrung. Heute, nach langjähriger Erfahrung habe ich über diese Zweifelsfrage eine bestimmte Meinung erworben; nämlich diese:

Wackernagels Befürwortung des unmittelbaren Eintritts in die Versform entspricht der überlieferten Ansicht; sie gründet sich auf den allen Völkern und Zeitaltern gemeinsamen Glauben an die Eingebung. Es „kommen" dem Dichter die Bilder, die Worte, die Reime usw. Wenn sie einem aber schon gekommen sind, hat man natürlich nicht nötig, einen Umweg zu machen, um nach ihnen zu suchen. Sie entspricht auch der Übung und der Überzeugung der Dichter. Es ist noch nie einem Lyriker eingefallen, ein Lied erst in Prosa zu verfassen.

Burckhardts Meinung ist als Warnung zu verstehen. Seine Warnung stammt aus der Beobachtung, daß die Versform der Unklarheit und Unwahrheit Vorschub leistet, daß sie die Gedankenlosigkeit und Inhaltlosigkeit verschleiert, daß sie Verführungsgefahren enthält, indem ein Dichter, wenn er nicht sehr auf seiner Hut ist, sich von Rhythmus, Versgesang und Reimklang hinreißen läßt, Abwege einzuschlagen, oder weitschweifig, redselig zu werden, kurz mit dem Text dem Ton nachzulaufen. Diese Gefahr besteht wirklich, die Warnung ist also berechtigt. Burckhardts Ansicht kann sich ferner auf eine merkwürdige Tatsache stützen: groß angelegte poetische Kunstwerke, die ursprünglich in Prosa verfaßt worden waren, gelingen überraschend leicht und vornehmlich gut, wenn der Verfasser sie nachträglich in die Versform übersetzt. Das ist verwunderlich, kaum glaublich, schwer erklärlich, allein die Literaturgeschichte bezeugt es. Hiermit scheint denn Burckhardts Ansicht als die richtigere bewiesen, sein Rat empfehlenswert und beherzigungswert zu sein.

Und doch ist das nicht der Fall. Gewiß sollte man es eigentlich, aber man soll nicht, was man eigentlich sollte. Man soll es deshalb nicht, weil was logisch richtig wäre, organisch unnatürlich sein würde. Die poetische Phantasie steigt eben keine Stufen, sie fliegt. Der Flug aber überfliegt die Stufen. Die poetische Phantasie ist am Ziele, ehe sie dazu das Recht hat. Ob ein Dichter schon wollte, es wäre ihm ganz unmöglich, ein Kunstwerk, von dem er voraus weiß, daß er es in Versen verfassen wird, zuerst fein säuberlich in Prosa auszuführen. Wenn er das kann, ist er kein Dichter. Es geht wie mit dem Denken. Eigentlich sollten wir ja logisch denken; aber noch kein vernünftiger Gedanke ist auf logischem Wege entstanden; der geschenke Gedanke blitzt auf, längst bevor die verständige Weisheit ihren methodischen Syllogismus ausgerechnet hat.

Darum lautet meine Beantwortung der Zweifelsfrage: Eigentlich

Digitized by Google

hat Burckhardt recht, man sollte wirklich seine Werke zuerst in Prosa schreiben; und es ist als ein Vorteil, als ein Glück zu betrachten, wenn das naiverweise geschieht, ich meine, ohne daß der Verfasser an die Möglichkeit der Versform denkt. Hingegen absichtlich so etwas zu unternehmen und durchzuführen, wäre eine Ungeheuerlichkeit, eine Sünde wider den poetischen Geist: eine Pedanterie. Es genügt, sich die wohlberechtigte Warnung vor den Verführungstücken der Versform vor Augen zu halten. Karl Spitteler

Neues von Sudermann, Ed. Rey und anderen

Berliner Theater

Wie einst die Ehre, später das Glück und noch später das Leben, so hat Hermann Sudermann jetzt, in seinem neuesten Schauspiel, den „Guten Ruf" ins Reagenzglas genommen, um nach allen Regeln der Kunst die qualitative Analyse daran zu vollziehen. Ein besseres Bild für die Art seiner Dramatik find ich nicht; anders als mit der gelassenen, wohlberechnenden Kühle des zerlegenden Naturwissenschaftlers vermag ich mir seine Arbeit schlechterdings nicht vorzustellen. Er nimmt sich einen ethischen oder moralischen Begriff her — je verwickelter, je schillernder, desto besser! — und konstruiert sich eine möglichst verknotete Handlung, die diesen Begriff so lange belagert und bestürmt, bis er kapituliert und in lauter Stücken und Brocken vor uns liegt. Er selbst mag — zu seiner Ehre sei's angenommen — immer aufs neue hoffen, auf diese Weise in das Innere der Dinge zu dringen und unser Gefühl vom Leben zu bereichern; wir andern finden von Stück zu Stück mehr, daß dies nur ein Spiel des Spaltens, Zerpflückens und Wiederzusammenleimens ist, dem jeder tiefere Sinn und jedes höhere Ziel fehlt. Gewiß, unsere Literatur kennt Dramatiker von Wert und Bedeutung, die ähnlich analytisch gearbeitet haben. Aber ehe sie ihre Instrumente ansetzten, hatten sie das Fundament einer lebendigen, dichterisch beseelten Anschauung unter den Füßen, die schon den Grundriß des Ganzen enthielt, und während ihr ordnender und bildender Verstand sich mit den Teilen beschäftigte, glühte in ihrem Innern die Flamme einer Gesinnung, einer Sittlichkeit, die diese Teile zuletzt immer wieder zusammenschweißte und zum tönenden Gebilde läuterte. Bei Sudermann fehlt es an beidem: keins seiner Dramen kann sich jener dichterischen Gesichte rühmen, die auch dem leersten Bühnenwerke Hauptmanns noch einen leisen Abglanz ahnungsvoller Ewigkeitsschönheit verleihen; keins seiner Dramen hat jenen untrüglichen Kompaß sittlichen Selbstbewußtseins an Bord, dessen Magnetnadel sich durch keine Winde und Strömungen von ihrer natürlichen Richtung ablenken läßt. Er schreibt Thesenstücke — jawohl, aber er hält sich soundso viele Not- und Nebentüren offen, um, wenn der Weg nicht geradeaus gehen kann, rechts oder links abbiegen zu können, immer in der tröstlichen Zuversicht, daß auch dort sich schon etwas für sein Thema finden lassen werde. Denn das ist der Fluch einer so verwickelten und mannigfach bedingten Handlung, wie er sie aufzutürmen pflegt: nicht er hat sie, nein, sie hat ihn. Ein Glück noch, daß bei seinen Stücken eigentlich nie etwas „herauskommt", sonst würde die Frucht den Baum, der Baum die Frucht verleugnen müssen.

Ich hätte mir ersparen können, dies alles einem tauben Gestein ab-

Digitized by Google

zuhorchen, wenn ich einfach den Inhalt des neuen Sudermann wiedererzählt hätte. So macht man es ja meistens bei ihm. Muß es so machen, denn das Antlitz der Handlung ist seit langem das einzige, wodurch sich seine Stücke noch voneinander unterscheiden, und allgemach auch das einzige, was über sie zu sagen ist. Deshalb steckte hinter Sudermanns Empörung über die vorzeitige Enthüllung der Handlung dieses seines jüngsten Stückes doch wohl noch etwas andres als der scheinbar so berechtigte Unwillen eines Dramatikers, der sein Kind vor der vollendeten Geburt, das heißt vor der Bühnenaufführung verurteilt sieht. Er wußte oder fühlte offenbar, wieviel man seinem Werke nimmt, oder besser gesagt: wie gründlich man es erschöpft und abtut, wenn man seinen Inhalt und seine Handlung verrät. Ich will mich dieses Verrates nicht schuldig machen. Ich will nur sagen, daß eine Frau mit gutem Ruf sich dieses ihres Prädikates ganz und gar nicht würdig zeigt, und daß eine Frau mit schlechtem Ruf sich diesen bösen Leumund nur aus einem gewissen Übermut des Leichtsinns und der freundschaftlichen Opferwilligkeit für jene andere zuzieht, bis dann die Hand der dichterischen Gerechtigkeit die Karten so mischt, daß die unverdient Verleumdete zu ihrer Genugtuung und ihrem Triumphe kommt, während die andere — an den Pranger gestellt wird? ach nein! nur ein wenig geängstigt, gebeutelt und durchgeschüttelt wird. Man vergesse nicht: es sind immer nur „Affären", die Sudermann darstellt, und Affären haben die löbliche Eigenschaft, jeder allzu ungemütlichen Tragik aus dem Wege zu gehen.

Das Stück wird in Berlin am Deutschen Schauspielhaus gegeben, findet aber auch dieses weiß Gott bunte Personal von mondäner Fraueneleganz, wie Sudermann sie versteht, so verlassen, daß erst eine Routiniere aus Wien geladen werden mußte, um die Heldin zu spielen.

Was das neue Jahr an dramatischen Neuheiten sonst noch brachte, gehört der Lustspiel- und Schwanksphäre an. Die Kammerspiele des Deutschen Theaters beeilten sich, Thomas Manns schon von der Münchner Aufführung des „Neuen Vereins" her bekannter „Fiorenza", einer allzu breit und doktrinär geratenen Renaissance-Dialektik im Gobineau-Stile, ein desto leichteres Lustspiel des Franzosen Etienne Rey folgen zu lassen. Diese „Schönen Frauen" sind eine einzige, mit viel Witz und Geist zusammengesetzte Apologie der „Vielliebe" des Mannes, die — sagt der Franzose — seine Zärtlichkeit für das angetraute Ehegemahl nur noch feiner, süßer und duftiger macht. Eine Blumenkette von liebenswürdigen, ritterlichen Aphorismen auf Frauenzauber und Frauengüte schlingt sich um die spärliche Handlung — ein Plauderstück, dem man nicht böse sein kann, weil es sich für jede Keckheit durch eine neue naive Artigkeit Absolution holt und die Sünden des Schwerenöters von Mann und Liebhaber mit einer holden Knabenhaftigkeit zudeckt, die man nicht anders als durch Verzeihen strafen kann.

Im Königlichen Schauspielhaus und im Lustspielhaus hat die deutsche Schwankindustrie fast zu gleicher Stunde fast die gleiche Bereicherung erfahren, indem sie sich, verschämter hier, beherzter dort, des Motivs vom Allerhöchsten Landesherrn als einem Zeus hinter Wolken bemächtigte. „Der Aus-

Digitized by Google

tauschleutnant“ von Wilde und Regelein läßt es bei der amerikanisch-monarchistischen Bewunderung für „The Kaiser“ bewenden, „Majolika“ von Walter Stein und Ludwig Heller spielt auf die Kacheln von Kabinen an — aber hier wie dort vergißt man nicht, daß bei so empfindlichem Material Vorsicht der bessere Teil der Tapferkeit ist, und daß auf dem Theater noch weit über Patriotismus und Monarchismus — Ulanenliebe und Fürstenverlobung geht. Friedrich Düsel

Eugen Albus „Klein-Eisen“ und Walter Zierschs „Eisen“

Münchner Theater

Der Zufall hat gewollt, daß die beiden so verschiedenartigen Stücke so ähnlich tituliert wurden, und daß sie in derselben Stadt und in unmittelbarer Folge ihre Uraufführung erlebten. Der Titel von Albus „Klein-Eisen“, einem „Berliner Mittelstandsdrama aus den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts“, will nicht nur auf die Kleineisen-Geschäftswelt als Milieu hinweisen, auch wohl gewisse psychische Mittelmäßigkeiten und Inferioritäten symbolisieren, was aber freilich im Stücke nicht deutlich genug hervortritt. Albu hat sich schon mit einer früheren Bühnenarbeit, dem vor zwei Jahren im „Neuen Verein“ vorgelesenen Drama „Chaos“ als Spezialist für die Probleme des modern-deutschen Judentums vorgestellt, und auch sein neues Werk, das nun von demselben Verein im Schauspielhause zur Uraufführung gebracht wurde, beschäftigt sich kritisch und moralistisch-tendenziös mit diesen Fragen. Das gibt dem Stücke wie andern seiner von Jahr zu Jahr sich mehrenden Gattung dem allgemeinen Theaterpublikum gegenüber von vornherein eine ungünstige Sonderstellung. Kann doch kein Zweifel darüber bestehen, daß der Nichtjude, und hätte er auch umfassendstes Interesse, nicht mit gleichartiger und persönlich gleich intensiver Anteilnahme solchen dramatischen Diskussionen zu folgen vermag wie der Jude. Solange unser öffentliches Theater noch ein Simultantheater für alle Konfessionen, Rassen und Klassen ist — und anders wäre es gewiß nicht zu wünschen — sollte bei aller Freiheit des Griffs ins volle Menschenleben doch der Standpunkt des Bühnendichters die hoch überschauende Warte jener Menschlichkeit bleiben, die alle Schicksalsgenossenschaften gemeinsam haben, nicht aber die Parteitribüne eines engern Kreises. Letzteres ist auch darum mißlich, weil eine unparteiische öffentliche Beurteilung solchen Bühnenwerken nie völlig gerecht werden kann, wenn sie, wie sie muß, nur die künstlerische Leistung als solche wertet und nicht auch das seelische Ringen eines einzelnen Volkstums, das mit all seinen leidenschaftlichen Forderungen darin zutage tritt.

In „Klein-Eisen“ zeigt Albu an einer Anzahl typischer Repräsentanten die verschiedene Stellungnahme der modern-deutschen Juden zu ihrer Rasse: die feige Verheimlichung der Zugehörigkeit, die idealistische Hingabe an die jüdische Sache, und allerlei Spielarten zwischen beiden Extremen. Dabei wird aber der hingebende Idealismus, auf dem der dichterische Nachdruck des Stückes liegt, in so schmerzlicher Passivität geschildert, daß über den Vorgängen, nicht zugunsten der Wirkung, eine larmoyante Wehleidigkeit lagert. Von dem verstorbenen Nathan

Digitized by Google

Salomon Pfeiffer wird erzählt, daß er nicht nur in Kleineisen, sondern aus Geschäftsrücksichten auch in Antisemitismus machte, daß sein jüdisch überzeugungstreuer Prokurist Held dieses Manöver mißbilligte, und daß der christliche Streber Hellwig dessen Gegnerschaft dem Chef denunziert und dadurch den Ausschluß Helds aus der Firma, seinen Bankerott und Selbstmord verschuldet hat, während er selbst Pfeiffers wohlsituierter Nachfolger geworden ist. Man sieht dann einen Dr. Hartwich alias Levin unter ängstlicher Verbergung seines Judentums eifrig bemüht, aus seiner armseligen ärztlichen Praxis heraus in die hoffnungsvolle Firma einzuheiraten; man sieht ferner die Tochter Thea des Bankerotteurs Held als vernachlässigte Gattin von Hellwigs verlottertem Sohn zu hysterischem Trübsinn getrieben und ihren Bruder Ferdinand, der durch Aufdeckung aller Schäden die Luft reinigen will, zermürbt durch den typischen Zwiespalt des geistig hochstehenden Juden zwischen der Treue gegen seine Rasse und der Sehnsucht nach dem Deutschtum. Sein ebenso typisches sinnliches Verlangen nach dem germanischen Weibe läßt ihn eine blonde Schauspielerin anbeten; als ihn aber eine Schlägerei mit Hartwich-Levin (die den Renegaten trotz raschen Sieges jüdischem Bekennermut zurückgewinnt) aufs Siechbett warf, entpuppt sich die vergötterte Germanin als Rassengenossin mit gefärbten Haaren: und unter dieser letzten Ironie bricht der Unglückselige sterbend zusammen. — Abgesehen von seiner Sonderstellung und der allzu kläglichen Passivität seines Helden krankt das Stück auch an mangelhafter Konzentration auf einen Hauptgegenstand; immer wieder wird die Teilnahme von den idealistischen Angelegenheiten Ferdinands abgelenkt, auf Hellwig, dessen Tochter oder andere Nebengestalten, die weder hinreichend fesseln noch auch dramatisch durchgeführt sind. Doch wäre es ungerecht, die gute Beobachtung markanter Züge aus der modernbeutschjüdischen Sphäre, sowie eine gewisse dichterische Wärme, die aus der Gestaltung des jungen Idealisten spricht, ungerühmt zu lassen.

Eine ganz andere Welt tut sich in dem zweiten neugebornen „Eisen"-Stück auf: eine reine Kulissen-Welt, die frisch-frei-fröhlich das höchste Ziel der Bühnenkunst nur im erprobten äußeren Effekt sucht. Romanhafte Theaterstücke und theatralische Romane aus der zweiten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts geisterten da wieder über die Szene, nicht zuletzt auch der herrliche „Hüttenbesitzer": und siehe da, der Zauber wirkte noch immer, es gab einen glatten Erfolg. Wie wäre es auch anders möglich, wenn man eine trotzige moderne Brünhilde und einen noch trotzigeren Stier von modernem Selfmade-Herrenmenschen gegeneinander gehetzt sieht? Die Brünhilde ist die hochsinnig dirigierende Erbin eines rheinischen Eisenwerks, und ihr Widerpart der aus derber Plebs zur Macht emporgekommene Generaldirektor einer Eisenhütte. Das Werk braucht Eisen, und der Generaldirektor begehrt brünstigst die Brünhilde. Diese macht einen allzu üppigen Abschluß auf das Eisen, gibt aber gleich darauf dem verliebten Direktor einen Korb, weil er seine Arbeiter nicht so gut behandelt, wie sie die ihren; der Direktor schnaubt Rache, bringt die Spröde an den Rand des Ruins, wird aber trotzdem mit Verachtung

Digitized by Google

zurückgewiesen, als er sie mürbe glaubt und Vorschläge macht, die sie in seine persönliche Gewalt bringen sollen. Sie verkauft nun einen Teil der Maschinen und kündigt dem entsprechenden Arbeiterpersonal, dieses revoltiert, schon trifft Brünhilden ein Steinwurf — da erscheint zu ihrem Schutze der „gußeiserne" Direktor, beichtet ihr reuig seine brutale Seelengeschichte, und sie vergibt ihm gerührt, ja sie erklärt sich bereit, die Leitung der Wohlfahrtseinrichtungen zu übernehmen, die er selbst nach ihrem veredelnden Vorbild auf der Eisenhütte ins Leben gerufen hat. Man wittert eine nahe Hochzeit trotz alledem, und der Vorhang fällt.

Alles an dem Stück ist, so wie es die kompakte Majorität auch noch unsres heutigen Theaterpublikums liebt. Verblüffende Unglaubhaftigkeit der seelischen Entwicklung und schablonenmäßige Behandlung alles Formalen fallen dagegen gar nicht ins Gewicht; hätte der Verfasser sie vermeiden wollen, hätte er ja diesen und jenen schönen Effekt geschmälert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß man den Namen Walter Zierfch noch auf vielen Theaterzetteln lesen wird.

Hanns von Gumppenberg

Bahrs „Prinzip"

Dresdner Theater

Hermann Bahr hat sich mit seinem diesjährigen Weihnachtsgeschenk an das deutsche Volk diesseits und jenseits der Reichsgrenze nicht in literarische Unkosten gestürzt. Die Komödie mit dem Titel „Das Prinzip", die im ernst arbeitenden und regen Dresdner Hoftheater herauskam, muß den trübe stimmen, der wähnte, in dem Schöpfer des „Konzertes", der „Wienerinnen" und der „Kinder" forme sich so etwas wie ein deutscher Bernard Shaw. Zwar zeigt auch diesmal die Wahl des Stoffes den hellsichtigen Beobachter allerhand moderner Kulturgewächse und der Aufbau, wenigstens was das Gerüst der ersten beiden Akte anlangt, den smarten Bühnenroutinier. Die pädagogischen Wanderprediger, die in grünen Heften und Reden aus der lebendigen Wirklichkeit heraus zu allerhand fernen Inseln sogenannten verinnerlichten Daseins streben, die in Sanatorien für allgemeine Seelenmassage und diätetische Terrainkur ihre Jünger und Jüngerinnen um sich scharen, sind ja an sich vortreffliche Objekte für eine satirische Beleuchtung in dramatischer Form. Bahr stellt da einen Dr. Friedrich Esch hin, der auf dem „Grünen Hügel" wohnt und seine zwei Kinder nach seinem „Prinzip" „erzogen" hat: das heißt so hat aufwachsen lassen, daß ihr jeweiliges inneres Drängen, Ringen und Empfinden durch elterliches Dreinreden keine Hemmungen erfahre. Item: der Junge verliebt sich im schwierigen Alter von siebzehn Jahren in eine Köchin, und das Mädel, ein mimosenhafter Backfisch, in eine männliche Molluske, die als zugelaufener Gärtner im Hause wirkt, sich mit dem Doktor duzt und dauernd in unaussprechbarer, pantheistisch verquollener Menschen- und Naturliebe macht. Gut. Soweit kann die alte, ewig neue Geschichte auch bei jedem sonstigen Mitteleuropäer passieren. Indes: incipit comödia. Die Eltern, denen der Gymnasiast seine Herzenstriebe offenbart, plumpen mit aller dogmatischen Würde in die Grube, die hier die Natur ihrem Prinzipe gräbt. Sie bringen in das Revier der Sohnesflamme hinab und reden auf die Person solange

Digitized by Google

ein, bis die selbst an die Realisierbarkeit der sogenannten Verlobung glaubt. Zum Glück sämtlicher Beteiligten, einschließlich des Publikums, das die faustdicke Borniertheit des väterlichen Sozialaristokraten nachgerade weniger komisch als peinlich empfindet, hat sie sich bis zum dritten Akte eines besseren besonnen und reicht ihre jungfräuliche Hand ihrem soliderem Bräutigam, dem Oberkellner und zukünftigen Hotelbesitzer Soundso. Mittlerweile hat auch das Bürschlein in der Schülermütze für seine Pubertätsblüten andere Altäre und die Unschuld des mit dem Gärtner durchgebrannten Töchterchens an der Begriffsstützigkeit vulgo „inneren Güte" dieses Naturkindes einen sicheren Hort gefunden: und so darf der Papa den Schlußvortrag mit einem hoffnungsfrohen pädagogischen Gemeinplatz begrüßen. Diese ganze, so ungemein aus dem vollen Leben gegriffene Affäre hat ihr Erfinder mit einem üppigen Kranz von überraschend eigenartigen dramatischen Typen garniert. Da ist ein knurriger Onkel, der im vollen Bewußtsein seiner vox populi-Bedeutung dauernd stachlichte Wahrheiten erzeugt und doch mit keiner Silbe verrät, daß sein Großvater schon mit Oskar Blumenthal kameradschaftlich verkehrt hat, da ist eine Gräfin kanonischen Alters mit hochblond onduliertem Haar und einem literarischen Salon, da ist der schon erwähnte Kellner, der in der Wohstube des Apostels vor Ehrfurcht über sämtliche Perserteppiche stolpert — Anlässe genug, wie man sieht, zu höchst neuen und ganz kolossal fein komischen Nuancen. Wir wollen uns indes nicht weiter um die Analyse dieses kaum gesalzenen und schlecht gepfefferten Ragouts des ehemaligen Häuptlings der Wiener Moderne bemühen. Ich weiß nicht, ob die Balkankrise oder der Parsifalschutz in das Werden des Lustspieles, das lieber eine Posse wäre, hineingeschattet hat — aber Bahr kann demjenigen dankbar sein, der ihm mildernde Umstände ausrechnet. Denn im Prinzip verdient er sie diesmal nicht. H.

Das „Regisseur-Genie"

Man schreibt uns:

„Ärgerlich und beleidigend ging mir dies Wort im Kopfe herum, das ich irgendwo gelesen habe. Man hat sich ja allmählich an den grellen Superlativismus widerwillig gewöhnt, den F. M. Züricher im Kunstwart (Heft 4 dieses Jahrgangs) beklagte. Aber diese Zusammenstellung schien mir mehr als superlativlüstern. Schien mir wie eine Lästerung, eine Profanation. Genie! — Goethe, Dante, Cervantes fallen einem dabei ein und aus dem ewig hellen Dunkel der Urzeit hebt sich Homers blindes Haupt. Und nun — Max Reinhardt! Ein Mann also, so stellte ich geärgert zusammen, der sich als gänzlich Unberufener an den Genien des Sophokles und Aschylus vergriff und aus ihren ehernen Werken monströse Zirkuskünste fingierte; der Faust als Spielplatz schauspielerischer »Auffassungen« etablierte in einer harten, flüchtig wirkenden Drehbühnenszenerie; dessen eigentliches Können längst zwischen Münchens Schöner Helena, Dresdens Rosenkavalier und Stuttgarts Ariadneposse verflüchtigt war. Und dieser Mann, dem ein Theaterdirektor fehlt, welcher ihn eisern zur »gediegenen Zuverlässigkeit und Stetigkeit des Beamten« z w ä n g e, damit endlich wieder dauernd eine poetisch würdige Theaterei in das größte freie deutsche Theater käme — ein Genie? Es wirbelte mir im Kopf. Wo hatte ich's nur gelesen?

Digitized by Google

Im — Kunstwart! Ja, und dort stammen auch die eben angeführten Worte her. Aber — und damit lenkte ich in ruhigeres Denken ein — nicht in der Fastnachtnummer, sondern im Theaterreferat eines mit allerbestem Recht hoch geschätzten Kritikers. Und wie wenig Herrn Fr. Düsel das Wort von Reinhardts Genie »entschlüpft« ist, wie nachdrücklich er es meint, das zeigt sich, da er einen längeren Beweis dafür antritt. Dies verpflichtet zum Nachdenken. »Er hat den Eigensinn, die Sprunghaftigkeit und die folgewidrige Willkür, er hat aber auch die außerordentliche Spannkraft und die Unverwüstlichkeit des Genies.«

Es gibt freilich keinen Katechismus der Genialität — aber Herr Düsel gestatte mir hier die Bemerkung: hätte ich jemandes »Genie« darzutun, mit der Feststellung von »Eigensinn«, »Sprunghaftigkeit« und »Willkür« würde ich nicht beginnen. War Goethe eigensinnig, Dante sprunghaft? Ist nicht »Spannkraft« so sehr eine Eigenschaft eines tüchtigen Freiluftingenieurs wie eines guten Kapitäns, »Unverwüstlichkeit« eine des tüchtigen Generals oder des frohen Launenmenschen — die alle vier vom Genie um alles in der Welt getrennt sein können?

Weiter: »gesammelte Andacht« und »eiserner Fleiß« — dies klingt mir schon eher vom hohen Naturklang des Genies wider, wenn es auch mein persönliches Pech sein mag, daß ich nie dergleichen an Reinhardts Werk gefühlt habe. Wohl, geballte Energie, wütende Hingabe (jedoch vorab an Äußerlichkeiten), sensible Reizempfindung — aber »Andacht«? Wie einsam stand der wirklich andächtige Fr. Kayßler in Reinhardts Faust-Aufmachung! Kraft und Raschheit, Theaterblut und Rücksichtslosigkeit ist auch etwas anderes als eiserner Fleiß.

Aber gesetzt, beides wäre da — ist das dann Genie? Nein und aber nein! Und gar wenn es ein Mal da ist unter zehn Malen, dann ist es Talent, genialisch sich gebärdendes, leicht, zu leicht in allen seinen Mitteln durchschaubares, nimmermehr das Gleiche, was wir in Schöpfernaturen andächtig bewundern, ohne es begreifen zu sollen.

Und nach diesem psychologischen Exkurs die Versicherung, wie gut es verständlich ist, daß man in Berlin sich den Begriff von Reinhardts Bedeutung nicht rauben lassen mag: Brahms Eigensinn verließ nie einen eng gezogenen Wirkkreis, und für »Entwicklung« des Theaterwesens sorgte niemand als Reinhardt allein. Die Frage ist nach meiner Auffassung nur, ob dieser »unentwegte Fortschritt« der Regie überhaupt nötig ist, ob wirklich neue Aufgaben da sind, die neue Mittel heischen und nicht vielmehr nur neue Einfälle, die alte Aufgaben zersetzen; die Frage ist nicht nur, ob es denn überhaupt ein Regisseur-Genie gibt, sondern ob es dessen bedarf, um die Welt des Theaters künstlerisch hochzuhalten. Ich glaube nicht. Die eines Direktors, der Kräfte anzustellen und erziehend auszunützen weiß, ein Ensemble bildet statt eines Chargengewimmels, einen Spielplan statt eines Dramenvarietés, diese fehlt dem Deutschen Theater; und müßte selbst das Wort Genie durch Verkuppelung mit ihm entwertet werden — ein Regisseur allein tut es nicht. Der Referent des Kunstwarts aber, dem ja laut eigner Worte in eben demselben Aufsatz des vierten Heftes unsere Bedenken nicht völlig fremd sind, wolle die Abneigung verzeihen, die sich gegen

Digitized by Google

jene Verkuppelung hier ein wenig Luft macht."

Wir haben diese Einsendung Friedrich Düsel vorgelegt, ob er etwas darauf zu antworten wünsche. Düsel aber verzichtet und vermeint, daß sie beide gar nicht so weit auseinander wären, wie's dem Einsender schiene.

Zu Papa Schmids Tode

Wer im alten München um das Sendlinger Tor und den Anger herum schlendert, der findet dort im Promenadengrün ein stattlich-bescheidenes Kunsttempelchen antikischen Aussehens. Es hat eine eigne, eine einzigartige Bewandtnis damit: die Stadt München hat es einem alten Puppenspieler für seine Aufführungen erbaut. Das versteht sich, keinem gewöhnlichen, sondern einem sehr geliebten, dem alten Papa Schmid. Der ist nun, bis ganz vor kurzem immer noch ein muntrer Greis und Hanswurst-Dirigent, gestorben. Einer in den Neunzigern, dem noch der alte Pocci seine Novitäten übergeben und mit dem zusammen er seines Kasperls Heldentaten einstudiert hat! Vater Schmid hat Geschlechter erfreut, die Erde wird ihm leicht sein.

Wenn er aber ein Mann war, der sich „auch sonst" ein bißchen umsah, so muß ihm in seinen alten Tagen ein Vergnügen geworden sein: er muß gesehen haben, daß auch die großen Leute wieder mit mehrerem Interesse auf Kasperl blickten. Wir unserseits haben uns auch anderswo als in München nach ihm umgeschaut und bemerkt, daß er heute auf Jahrmärkten und Festwiesen eine *größere* Rolle spielt, als vor zwanzig Jahren. Mitten in der Kino-Zeit! *Welches wird die zweite Stadt nach München sein, in der ein ständiges Kasperl-Theater entsteht?*

Max Bruch

ist im Januar 75 Jahre alt geworden und trotz aller Moderichtungen noch nicht vergessen. Das bewirken einige (nur einige unter sehr vielen) seiner Werke, die ganz aus dem Innersten geflossen sind: das Violinkonzert in G-Moll, das neben Beethoven, Mendelssohn und Brahms in vollen Ehren besteht, das kleine Männerchorwerk „Normannenzug" und das große „Frithjof", das noch auf lange hinaus das klassische Stück dieser Literatur bleiben wird. Viel ist das nicht, aber es bedeutet viel, weil es auf eigenem Boden gewachsen ist. Uns wenigstens scheint es zweifelhaft, ob einer der „modernsten" Komponisten einmal einen so großen Besitzstand wahren wird.

Friedrich Brandes

Fröhliche Tonkunst

Jetzt zur Zeit des Faschings, da so vielfach der Ruf nach guter, heiterer, lustiger, ja übermütiger Musik laut wird, darf der Kunstwart vielleicht wieder an die von ihm vor Jahren herausgegebenen Hefte der „Fröhlichen Tonkunst" (*Bunten Bühne*) erinnern, welche Chöre, Lieder, Duette, Terzette, Klavierstücke brachte, von Orlando di Lasso bis Hugo Wolf, von Scandellus bis Theodor Streicher und dazwischen eine Auslese der köstlichsten und großenteils unbekannten fröhlichen Sachen von Haydn, Mozart, Beethoven, Weber, Loewe, Schumann, Cornelius, Plüddemann usw., sowie manches wertvolle Gut des Humors von kleineren Meistern des 18. Jahrhunderts und solchen der Gegenwart. Auf diese Fundgrube fröhlicher Musik hinzudeuten, erscheint auch jetzt noch nicht zweck-

Digitized by Google

los, weil sich bisher niemand gefunden hat, der sie durch eine reichere und bessere ersetzen konnte und weil die Nachfrage nach solcher Musik heute lebhafter denn je ist. Auch: weil die Ernstmeierei in deutschen Landen glücklicherweise abnimmt und gerade diejenigen, denen's um die Kunst recht ernst ist, zurzeit auch dem Humor und der Heiterkeit gern ihr Recht lassen. Einst war es das selige Überbrettl, welches den Schrei nach der Freude, der künstlerisch gestalteten Freude erhob. Dieser Schrei hat weitergeklungen, auch als die Mode der Überbrettelei verflog und der Traum, die Kunst vom Kabarett aus zu reformieren, sich als Täuschung erwiesen hatte. Und so mögen denn die bunten Hefte der „Fröhlichen Tonkunst" wieder in die Welt flattern und mit ihren Klängen die Lebensfreude beleben, das gesunde Lächeln und Lachen wecken. Auch in dieser Musik haben „von Lebensmüh bedrängte Geister" ihr Herz erleichtert und ihre Seele auf bunten Schmetterlingsflügeln im goldenen Äther gebadet.

Richard Batka

„Altitalienische" Geigen

Man hat im Kunstgewerbe eine ganze Anzahl falscher Grundsätze, die sich mit der Zunahme der Fabrikarbeit eingeschlichen hatten, in die Rumpelkammer geworfen. Wer lächelt heut nicht, wenn einem echter Stein mit Zement vorgetäuscht werden soll? Wenn einem ein Möbel aus Nußbaum oder Mahagoni vorgesetzt wird, das in Wirklichkeit aus Fichtenholz mit Decklack besteht? Wir triumphieren nicht mehr über jede halbwegs gelungene Imitation, sondern legen wieder Wert auf Echtheit. Aber im Geigenbau wird lustig weiterimitiert, denn alle Geigen müssen „altitalienisch" aussehen. Nur gewisse „Kunstgeigenbauer" geben der Durchlackierung den Vorzug. Im übrigen wird fleißig gebeizt. Es ist schade um den Aufwand von Geduld und Scharfsinn, mit dem man dem Publikum Eigenschaften vorzutäuschen sucht, an die im Grunde nicht einmal jemand glaubt. Aber das Publikum ist selbst schuld. Ich habe beim Geigenbau seit vielen Jahren die Erfahrung gemacht, daß Geigen, die nicht als altitalienisch aufgeputzt sind, keine Käufer finden. Die Musiker haben sich an die gebeizten Instrumente gewöhnt und halten hartnäckig daran fest, daß diese „schöner" seien. Ein neues Instrument ist und bleibt aber doch ein neues, durch die imitierte Patina erhält es keinen der Vorzüge alter Geigen. Hat man heut keine Zeit mehr, Geigen alt *werden* zu lassen? Bei Möbeln in Mahagoniholz kann man's zwar auch nicht abwarten, ich meine aber doch: ein rechter Musikus müßte seine Freude gerade an diesem Werden haben.

Heinrich Eichmann

Die Nachfolge Tschudis

ist, wie unsre Leser wissen, nun derart geordnet, daß nicht ein einzelner, sondern zwei Männer sie verwalten werden, der Konservator Dr. Braune und Professor Toni Stadler. Also ein Kunsthistoriker und ein Künstler zusammen. Braunes Kraft ist bewährt und bekannt, man braucht über sie nicht zu reden. Aber von Stadler wissen wohl sehr viele in München, wissen aber auswärts infolge seiner bescheidenen persönlichen Zurückhaltung nur wenige: daß er ein ganz und gar besonderer Mann und daß deshalb seine Berufung an diese Stelle von außerordentlichem Interesse ist. Als Künstler kennen ihn die Leser des Kunstwarts, wir brauchen sie

Digitized by Google

an die überaus feinen Werke nur zu erinnern, die wir von ihm wiedergegeben haben* — hier wird kein „Auch-Maler", hier wird einer der besten zum Museumsverwalter berufen, die in Deutschland produktiv schaffen. Keiner von den Einäugigen und am allerwenigsten einer von denen, welchen der eigne Ruhm die Hauptsache ist. Stadler gehört zu den Seltenen, die einem, wenn man sie ihrer eigenen Schöpfungen wegen besucht, nur fremde zeigen, für fremde interessieren, zum Eintreten für fremde begeistern wollen. Einer der feinstsinnigen Kunstkenner von reicher Bildung, ist er zugleich wirkfreudiger, vornehmer Mensch, dem das Erkennen einer guten Möglichkeit zusammenfällt mit dem Willen, ihre Verwirklichung zu versuchen. An Schwierigkeiten wird's ihm gerade deshalb nicht fehlen. Möge ihm der jetzt willige Geist der Bureaukratie auch willig bleiben!

Die neuen Kunsthandwerker

Aus der Einheit, als die sich das Kunsthandwerk der früheren Zeiten darstellt, war in den Tagen des allgemeinen Formverfalls, der schwindenden Tradition, der wirtschaftlichen Umwälzung und Industrialisierung etwas Zwittriges geworden, etwas, das — weder Kunst noch Handwerk war. Dem Kunstgewerbler, wie er von den Kunstgewerbeschulen ausgebildet wurde, fehlte die Grundlage handwerklicher Tüchtigkeit ebenso wie die Feinheit lebendig künstlerischen Gefühls. Ohne die erste war die zweite ja unmöglich; denn diese Formen waren eben Handwerksformen, aus dem Handwerk entwickelt. Das Gefühl, das Verständnis für die organische Zusammengehörigkeit von Kunst und Handwerk, von Idee und Material, von Form und Technik, wie es in der Tradition der Werkstatt lebendig gewesen, war auf der Kunstgewerbeschule nicht mehr heimisch. Aus dem Kunsthandwerker war ein Akademiker geworden. Verblaßte, aus dem Mutterboden lebendigen Ursprungs gerissne, in der künstlerischen Unfruchtbarkeit der Zeit zu Sinn- und Geschmacklosigkeit erstarrte Formen in formelhafter, akademischer Fertigkeit zu wiederholen in jeder beliebigen Technik, als freie Dekoration, das war die Leistung des Kunstgewerblers. Erst als die Künstler sich des Kunsthandwerks annahmen und mit richtigem Instinkt bald herausgefunden hatten, daß wichtiger als alle Phantasienfülle die Einfühlung des künstlerischen Denkens in Material und Technik, die Immanenz der dekorativen Ideen und die organische Begründung der Form war, und sie sich selbst streng geschult hatten, konnte man mit solchen Künstlern als Lehrmeistern darangehen, die Kunstgewerbeschulen zu reformieren.

Am energischsten nahm Bruno Paul diese Reformen an der Berliner Kunstgewerbeschule in Angriff. Und eine Ausstellung von Schülerarbeiten zeigte uns jetzt, wie gut das durch Einschränkung des Schülermaterials möglich gewordene, unmittelbare und lebendigere Verhältnis des Lehrers zum Schüler, dieser wieder mehr lehrwerkstattmäßige Unterricht sich bewährt hat. Nicht ein Formenschatz, antiker oder moderner, nicht die Fertigkeit, zu kopieren und zu kombinieren oder „frei" zu phantasieren, soll dem Schüler hier beigebracht, sondern das künstlerisch-

* Vgl. die Bilderbeilagen zu Kw. XIX, 7 u. XX, 18.

Digitized by Google

tektonische Ausdrucksgefühl soll entwickelt und handwerklich geschult werden. Zwar erkennt man in den Schülerarbeiten, das ist ja natürlich, noch stark die Abhängigkeit von der Persönlichkeit des jeweiligen Lehrers, man fühlt: hier lehrt Bruno Paul, hier E. R. Weiß usw., aber es ist nicht ein Kopieren der fertigen Formen des Meisters, sondern ein Schaffen aus demselben Formgefühl heraus. Auch das Üben nach alten Ornamentformen ist nicht ein Kopieren von Vorlagen, der Schüler soll vielmehr die Entstehung dieser Ornamente mit der Hand nachfühlen lernen, nachschaffend erleben, wie die Besonderheit eines Ornaments aus der Natur seines Handwerks hervorgegangen ist. Wenn jemand das aus-dem-Pinsel-geflossen, aus-dem-Pinsel-geboren-sein eines Ornaments technisch-gefühlsmäßig erfahren hat, so wird er nicht mehr zum akademischen Formalisten werden und zu einer Unterschätzung der handwerklichen Grundlagen verführt werden können. Immer wird die dekorative Phantasie auf Konstruktion und Charakter gesammelt und zur Unterordnung unter den Raumgedanken erzogen, wie etwa, daß eine ornamentale Malerei in ihrer Bewegung die Fläche zu gliedern, zu rhythmisieren habe. Nicht freier Phantasienschwung, sondern Selbstbeschränkung ist das, was zunächst not tut, das in die Hand übergegangene Bewußtsein des Zwecks. Auf dieser Grundlage wird der wirklich begabte Kunsthandwerker von seinen Vorbildern sich allmählich zu selbständigen echten Werkformen durchringen können. Diese Schülerarbeiten zeigen ein neues Geschlecht von Kunsthandwerkern an, in denen Kunst und Handwerk wieder zu alter Einheit sich zusammengefunden haben.

Und das ist für die glückliche und stetige Entwicklung des Kunstgewerbes wichtiger, als wenn ein oder ein paar geniale Künstler mehr uns mit ihrem kunstgewerblichen Talent beschenken. Ein breites Fundament tüchtiger, sachlich gediegener Kunsthandwerker ist das beste Gegengewicht gegen die allzu persönliche Note, wie sie der Künstler gar zu gern auch in diejenigen Arbeiten hineinträgt, die solche persönliche Belastung nicht vertragen.

Es ist schade, daß die internationale Kunstgewerbeausstellung, die man, nach Brüssel, von französischer Seite angeregt und für 1914 in Paris geplant hatte, nicht zustande kommen wird. Diese Schülerarbeiten würden für jeden, der lernen will, sehr lehrreich sein. Besonders auch für die Franzosen, die jetzt noch sechs bis sieben Jahre Zeit beanspruchen, um ihr neues Kunstgewerbe bis zur Höhe einer Wettbewerbfähigkeit mit dem ausländischen, das heißt deutschen, entwickeln zu können. Ich fürchte sehr, sie werden auch dann noch nicht viel weiter sein, da die französischen Künstler die neuen Anregungen, wie sie von Deutschland und England ausgingen, viel zu formalistisch behandeln, soweit sie überhaupt reformerischen Drang fühlen, und damit aus der Unfruchtbarkeit nicht herauskommen. Auch finden sie mit dem gout allemand bei dem großen Publikum, das mit dem unfruchtbaren Konservativismus des befriedigten Rentners an seinen historischen Louis und Henris hängt, keinen Anklang. Diese alten Stile aber anders als formalistisch zu kopieren und das Hergebrachte, statt es damit noch weiter zu versteinern, wirklich zu beleben und aus ihr keimfähigen Samen zu ziehen, haben diese französischen Künstler

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

HENRY BING, SCHNEEWETTER

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

A. SEGAL. IMPRESSION

Digitized by Google

Digitized by Google

bis jetzt noch nicht gelernt. Sie würden an den deutschen Schülerarbeiten gute Studien machen können, denn es ist erstaunlich, wie die vernünftige handwerkliche Formbegründung und Zweckfügigkeit überall und ungewollt lebendige Verbindungen mit der Überlieferung herstellt. Erich Vogeler

Vom Beockern

In einem großen „Kunstgewerbehaus" sehe ich in einer unbeachteten Ecke unter einem Tisch einen prächtigen griechischen Frauenkopf. Er stellt sich als Nachlaß eines allzufrüh verstorbenen Bildhauers dar, der für einen hohen Herrn eine Antike ergänzt und sich von seiner Arbeit diesen Abguß aufbewahrt hatte. Eine ganz vornehme, edle Wirkung! Mit lebhafter Teilnahme freue ich mich ihrer und mache mich in kurzem Handel zum Eigentümer. Eine kleine Beschädigung am Hals soll von einem Angestellten ausgebessert werden, aber die einfach schlichte, ruhige Tönung, die den feinsten Geschmack des Künstlers verrät, soll nicht angetastet werden — das mache ich ausdrücklich zur Pflicht. Einen Augenblick überlege ich: Soll ich den Kopf nicht doch lieber gleich unter den Arm nehmen?, komme aber von diesem ahnungsvollen Mißtrauen wegen des guten Namens des Kunsthauses wieder ab. Nach ein paar Tagen bringt mir ein Bote die teure Last, ich quittiere über die richtige Ablieferung. Dann geht's mit feierlichem Hochgefühl ans Auswickeln. Der Schlag will mich rühren. Ist das noch die selbe edle, herbe, keusche Athene wie von vorgestern? In den Haaren, in den Augenwinkeln, in den Naslöchern, den Ohren, auf den Lippen, überall sitzt der dicke Ocker! Während ich wie ein Rasender tobe, macht sich mein Freund, der Maler, zur Tat bereit. Zwei- oder dreimal vierundzwanzig Stunden hat der Gute sich mit rührender Geduld abgemüht, die Schmutzerei zu entfernen. Mit mäßigem Erfolg.

Hast du aber dieses erlebt und wagst, dich an zuständiger Stelle zu beklagen, so wird man dich dort erstaunt anblicken und dich fragen, was du denn eigentlich wolleſt: Das werde doch überall gemacht, das sei „Altelfenbein" oder was Ähnliches, das wollten die Leute so haben, in allen Schaufenstern der „feineren" Geschäfte könne man es sehen.

Daß mit solcher Anklexerei alle gute plastische Wirkung gefühllos zerstört wird, daß diese künstliche Antikschminkerei ein barbarischer Ungeschmack ist, davon ist leider nie die Rede. K. M.

Eine neue Industrie

(Geldgeber gesucht)

Ich habe absichtlich das Weihnachtsfest vorübergehen lassen, ehe ich meine Anregung der Öffentlichkeit übergebe. Aus Vorsicht habe ich auch noch die Neujahrstage abgewartet, denn wie leicht konnte der westlichste Berliner Westen knapp vor Jahresschluß noch dahinter gekommen sein: daß man in Frankreich am Neujahrstag Geschenke macht und diesen Gebrauch als letzte Vornehmheit sich zu eigen gemacht haben? Ich habe auf den sicher winkenden, klingenden Lohn und die Dankbarkeit aller Interessenten für mindestens ein Jahr verzichtet, ja vielleicht für immer. Denn bis zum nächsten Dezember haben sich gewiß auf meine Anregung Industrien anderer Leute aufgebaut, und ich werde leer ausgehen. All das kann mich aber nicht bestimmen, zu schweigen, ich kenne die Pflichten dessen, der einen

Digitized by Google

solchen Gedanken aufgelegt bekommen hat, ich werde mich ihnen nicht entziehen.

Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger als um Gründung einer Zentrale für leihweise abzugebende Weihnachtsgeschenke. Der Kenner ahnt die ungeheuern Perspektiven. Mit einem Schlag ist hier einem Übelstande abgeholfen, der seit langem als drückend empfunden wurde. Gerade zur Weihnachtszeit machte es sich bisher unangenehm bemerkbar, daß die Geschäftsleute eine ausgesprochene Tendenz zum Barverkehr zeigten. Es war also für jede feine Familie, die Gardeoffiziere, Assessoren der Reichsämter und Kammergerichtsreferendare bei sich unterm Christbaum sehen wollte, eine unabweisbare Aufgabe, für teures Geld den Bestand von Geschenken zu beschaffen, der der sozialen Stellung und der ersten Etage mit Vakuumreiniger, Tresor und Dunkelkammer entsprach. Man ahnt wohl nur undeutlich, welche Summe ernster Sorgen, durchwachter Nächte und prolongierter Wechsel in all den schönen Sachen steckte, die das Entzücken der verwöhnten Gäste am Weihnachtsabend bildeten. Ein erschütterndes Gemälde sozialen Elends, das nur unvollkommen von den Glühbirnen des Christbaums und den Brillanten der Hausfrau erhellt wurde.

Dies alles beseitigt meine Anregung mit der Wurzel. Es wird fortan möglich sein, das schönste Fest im Jahr ohne die Wolken pekuniärer Not zu feiern. Die zu errichtende Zentrale sorgt für alles und verteilt alles. Vom Auto bis zum Armband, vom Hofball-Diadem bis zu drei Dutzend Brüsseler Spitzenhemden. Es wird Assortiments geben für jede Stufe der sozialen Leiter. Man wird nur anrufen müssen, etwa so: „Bitte eine Christbescherung für Familie mit drei Töchtern zwischen siebzehn und einundzwanzig. Wegen kavalleristischen Umgangs ein Reitpferd dabei. Nennwert 30 000.—. Aber bitte den Betrag für die Messenger-boys nach 1. Januar einziehen!“ Oder: „Kompletten Weihnachtstisch für strebsame Spekulantenfamilie mit zehnjährigem Sohn. Poloponny und Fischbestecke (mit Gebrauchsanweisung).“ Wenn die Familie erwartungsvoll das Bescherungszimmer betritt, wird sie jubelnd unterm Lichterbaum all das finden, was zu einem hochherrschaftlichen Weihnachten gehört, sie wird die Freude der Überraschung in vollstem Maße haben, und ergraute Terrainhändler und ihre behäbigen Gattinnen werden wie Kinder raten, wozu das und jenes wohl zu verwenden sei, während der Christkind in Gestalt eines Eilboten gerade zur Tür hinauswischt.

Eines wird natürlich notwendig sein und darf von den Abonnenten der Zentrale nicht als Belästigung empfunden werden: solange die leihweise abgegebenen Geschenke in den betreffenden Familienkreisen sich befinden und von deren Gästen bewundert werden, müssen diese sich die Anwesenheit eines Beamten der Zentrale gefallen lassen. Natürlich wird hier jede Schärfe vermieden werden. Die Beamten werden, soweit das irgendwie geht, dem Milieu, in das sie geschickt werden, aufs feinste eingepaßt und wirken lediglich als zwar neue, aber unbedingt passende Gäste. So werden in Familien der Finanz nur Leutnants a. D., in Familien der höheren Beamtenschaft nur Herren von gutem Adel geschickt werden. Erst kürzlich aus dem Osten zugezogenen Familien werden, ohne Aufgeld, versierte Kenner des feinen Tons

Digitized by Google

zur Verfügung gestellt, die sich mit diskreten Ratschlägen nützlich machen und auf Wunsch auch die Leitung der Weihnachtslieder übernehmen. Falls Angehörige der Mäzenatenkreise die Zuweisung anerkannter Dichter oder Komponisten als Vertreter der Zentrale wünschen, angemessene Preiserhöhung. Ebenso bei aktiven Militärs oder Diplomaten. Aber auch dann werden die Kosten eines kompletten Weihnachtstisches inklusive Aufsichtsperson die einer gemein-bürgerlichen Bescherung gegen bar kaum übersteigen.

Es versteht sich, daß die Zentrale kostenlos auch die Ausreden liefert, mit denen die Abonnenten ihren Gästen gegenüber das Verschwinden der Weihnachtsgeschenke nach den Feiertagen begründen können.

Ulrich Rauscher

Erzwungene Gläubigerschaft

Vor einiger Zeit sprach man in Preußen und Österreich viel davon, wie man den Absatz der Staatspapiere erweitern könne. Staatspapiere sind Anweisungen, auf Grund deren der Inhaber jährlich eine bestimmte Geldsumme zu erhalten hat; wird das Papier verlost, so nimmt er an der Verlosung teil. Diese Papiere, auch Renten genannt, werden auf der Börse verkauft. Viele kaufen sie, um sich und den ihren eine sichere Pension zu verschaffen, andre wieder kaufen Staatspapiere, weil sie hoffen, ihr Preis werde steigen und sie könnten sie dann mit Gewinn weiter verkaufen. Neben den Steuern sind es vor allem diese Anleihen, die dem Staat viel Geld einbringen. Während aber jeder Bürger auf Grund von Gesetzen gezwungen werden kann, Steuern zu zahlen, wird es im allgemeinen jedem frei gestellt, ob er sich Staatspapiere kauft oder nicht. Es gibt aber auch Zwangsanleihen, das heißt jeder Bürger kann zum Beispiel entsprechend seinem Einkommen gezwungen werden, eine bestimmte Menge zu kaufen. Die erzwungene Anleihe unterscheidet sich dadurch von einer Steuer, daß der Staat Zinsen zahlt und die Rückzahlung an einem spätern Zeitpunkt verspricht. Wer zur Anschaffung einer größeren Menge von Staatspapieren gezwungen wird, erhält dafür auch mehr Zinsen. Anders bei den Steuern. Die Gegenleistung des Staates besteht hier darin, daß er Schulen, Straßen, Polizei, Richter, Heer und Flotte usw. den Bürgern zur Verfügung stellt und es kann wohl vorkommen, daß derjenige, welcher die höheren Steuern zahlt, weniger Vorteile vom Staate genießt als der weniger zahlende. Manche meinen freilich, daß selbst die höchste Steuer noch nicht die Gegenleistung des Staates aufwiegt, welche darin besteht, daß er den einen das Vorrecht gebe, auf Kosten der Nebenmenschen reich sein zu können. Man beabsichtigt nun einen Zwang dahin auszuüben, daß zwar nicht einzelne Bürger, wohl aber große Unternehmungen einen Teil ihrer Gelder in Staatspapieren anlegen müßten. Es handelt sich dabei um Sparkassen, Versicherungsgesellschaften u. dgl. Sparkassen dienen bekanntlich dazu, Gelder von einzelnen zu sammeln und zu verzinsen. Angenommen, sie gewähren 3 vom Hundert, so müssen sie selbst die Gelder zu einem höheren Zinsfuß weiter verleihen, um mindestens ihre Betriebskosten hereinzubekommen. Sie können beispielsweise die Gelder an Bauern weitergeben, die vielleicht vier v. H. Zinsen zahlen müssen und ihre Häuser und Grundstücke verpfänden — man sagt dann, die

Digitized by Google

Sparkassen geben Hypothekardarlehen. Die Sparkassen können aber auch Staatspapiere kaufen, die sich z. B. zu vier v. H. verzinsen. Man denkt nun an Gesetze, die ein für allemal bestimmen, der wievielte Teil aller Gelder in Staatspapieren angelegt werden muß. So hofft man, jederzeit für staatliche Zwecke Gelder beschaffen zu können. Die Sparkassen und ähnliche Unternehmungen werden so unmittelbar, die Einleger mittelbar Gläubiger des Staates, aber nicht freiwillig, in diesem Fall ist die Gläubigerschaft erzwungen. Es hängt von der Gesetzgebung ab, ob die so zustande gebrachten Gelder gut oder schlecht verwendet werden. K. W.

Anzeigen als Anzeichen 11

Aus der „Berliner Ärzte-Korrespondenz“:

IV. Berliner Ärzte-Verein.
Hauptversammlung.
Tagesordnung:

1. Geschäftliches.
2. Bericht aus der Ärztekammer. Herr P...
3. Über den Zentralverband der Kassenärzte von Berlin. Herr P...
4. Zur Aufnahme als ordentliche Mitglieder vorgeschlagen: X. X.
5. Wahl von Herrn Sanitätsrat Dr. R. L... zum ordentlichen Mitgliede.
6. Bericht aus der Statuten-Kommission. Herr B...
7. Wahlen, Bericht des Kassenführers pp.

Freibier! Freibier!

Es wird um zahlreiches Erscheinen der Mitglieder gebeten.

I. A.: G..., Schriftführer.

Jagow, der Polizeipräsident,

hat in einer Zuschrift an ein süddeutsches Blatt geschrieben: er sei kein Feind der Sylvester-Fröhlichkeit, er sei nur gegen die „unkünstlerische Umformung“ von Zylinderhüten. Das geht jetzt durch eine Anzahl von Blättern, und ich bin überzeugt: der anspruchslose Scherz wirbt bei einer ganzen Menge von Leuten mit Erfolg um eine freundliche Stimmung für den Beherrscher der Blauen. Warum, gute Götter, müssen wir immer sauertöpfisch sein, wenn wir Amtspersonen sind? Es gehört Takt dazu, uns an der rechten Stelle ein wenig gehn zu lassen, aber wer den Takt dazu hat, der soll's. Daß man den Humor ungemein dummer Weise ernster Leute für unwürdig hielt, hat auch mitgeholfen, unser öffentliches Leben zu vernüchtern. Wieviel fröhliche Volksbräuche und damit: wieviel Farbe und auch Wärme ist durch humorlose Polizeimaßregelungen künstlich abgeschafft worden! A

„Wie denken Sie über...?“

Bella gerant alii, tu, Felix Austria, stellst Weihnachtsrundfragen.

Beispielsweise fragt da eine Wiener Zeitung: „Wie denken Sie über den Balkankrieg?“ Fürstin Maria Adam Lubomirska erklärt darauf, ihr sehnlichster Wunsch ... die Menschheit ... Stufe der Kultur ... Seelenverfeinerung ... Weihnachtsgruß ... Friede. Moritz Rosenthal, k. u. k. Kammervirtuose, ist instruktiv: „Die Überlassung eines großen Teiles der europäischen Türkei an die Balkanstaaten scheint mir unsicher, da diese ... geschwächt ... Türkei ... Reservoir ... täglich Verstärkungen.“ Komtesse de Noailles liebt den Orient ... wunderbare Seele ... schmerzt mich ... furchtbares Schicksal ... Wunden schlägt. Georges Feydeau würde gern sehen, daß die tapferen Leute der siegreichen kleinen Staaten auch zu ihrem wohlverdienten Nutzen kämen. „Was sie mit den eroberten Städten anfangen, ist mir bis auf weiteres egal.“ Alexander Girardi aber, geistreich wie ein langjähriger Abonnent, zitiert eine Operette (Vorsicht, Verse!): „So ein Krieg ist

Digitized by Google

ein Graus. Gott sei Dank, daß er aus."

„Gott sei Dank, daß er aus." Erst durch ein Couplet wird an der Donau die Weltgeschichte Weltgeschichte. Mag es auch vor der eigenen Türe brennen, der Wiener fühlt sich unbeteiligt. Nicht mehr beteiligt, als die Menge, die sich zusammenrottet, um eine Wasserleiche oder einen Hosenrock zu begaffen. Interessiert, neugierig ist das Straßenauflaufpublikum immer, aber stets auch von der Wurschtigkeit des Nur-Publikums durchdrungen, bereit auszukneifen, wenn Eintrittsgelder kassiert werden, oder wenn man gar helfend eingreifen sollte.

Überhaupt dieser Balkankrieg. Sozusagen tagtäglich Weihnachtsfestnummer für die Wiener Presse. Wenn es Fürstenbesuch gibt oder einen Jubiläumsfestzug oder Straßentumulte mit Bajonett und blauen Bohnen, so sind die Gebieter der Fenster an der Ringstraße gemachte Leute. Und dem Theaterstück auf dem Balkan schaut Österreich geradezu aus der Prosceniumsloge zu. Ja — wie man sich wichtigtuerisch, in angenehmer Aufregung zuraunte — fast sollte sogar die Schießerei auf den Zuschauerraum übergreifen; ein alter Zirkustrick, verfehlt aber seine Wirkung nicht. Aber auch so: man ließ sich nicht lumpen. Die erste Feuilletonistengarnitur ist aufgeboten worden. Wereschtschagin, der den vorigen Balkankrieg mit dem Pathos des Hasses malte, war auf dem Schlachtfeld als Soldat auf seinem Platze. Um wieviel opferfreudiger ist aber Schmock, der Mühe, Kosten und Zeit der Reise nicht scheut, nur um sich zu einigen Ladenhütern des malerischen Feuilletonstils den postalischen Aufgabestempel an Ort und Stelle zu verschaffen.

Karl Kraus — aller Werte unbeschadet. Doch auch ein Wiener Phänomen, mit der Wiener Tagespresse in Symbiose vereint, wie der Henker mit dem Zuchthaus und der Narr mit dem Hofe — Karl Kraus hat einmal hellseherisch den zukünftigen Weltuntergang geschildert: als Letzter hält der Wiener Reporter stand, er notiert die Anwesenden, ihre Orden, ihre Toiletten.

Adolf Josef Storfer

Kleidet euch einfach!

Der deutsche Verband für neue Frauenkleidung und Frauenkultur ersucht uns um Abdruck des folgenden Aufrufs, und wir brauchen kaum hinzuzufügen, daß wir ihm guten Erfolg wünschen:

Wir machen eine schwere Zeit durch, eine Zeit der Teuerung und der Überfüllung der Berufe. Hunderttausende leben in Sorge um das tägliche Brot. Trotzdem aber wächst der Hang zum Luxus, er wächst ganz besonders in der Kleidung der Frau. Gegen Lebensmittelteuerung und Wohnungsnot sucht man — wenn auch noch in sehr begrenztem Umfange — durch Gesetze, durch Gründung von Genossenschaften usw. neuerdings einzugreifen. In der Bekleidungsfrage aber können weder Gesetze noch die Gründung von Genossenschaften nützen. Hier hat die Frau als Hauptträgerin des Verbrauchs den größten Teil der Verantwortung, und sie muß zeigen, daß sie die Bedürfnisse für Wohnung, Nahrung und Kleidung richtig abzuwägen versteht. Die Modeindustrie von heute tut aber alles, um durch überstürzte Anforderungen die Kosten für die Kleidung der Frau in eine Höhe zu treiben, die in keinem Verhältnis mehr steht zur sonstigen Lebensführung. Und was das Schlimmste ist: Die Mode-

Digitized by Google

industrie und die vielfach mit ihr Hand in Hand arbeitende Presse spekuliert mit raffiniert aufgemachten Vorführungen und Ausstellungen, mit verlockend dargestellten Modebildern geradezu auf die Unmündigkeit der Frau, auf ihren Mangel an Verständnis gegenüber den Anforderungen einer gesunden Volkswirtschaft.

Deutsche Frauen! Strebt nach einer höheren Kultur und sucht diese nicht in sklavischer Befolgung der neuesten Mode. Legt Wert auf gute Stoffe, guten Schnitt und Materialechtheit und meidet falschen Schein. Verschwendet euer Geld nicht an Waren, die als Modeerzeugnisse im Preise unmäßig gesteigert sind, deren Dauerwert oft ganz gering ist.

Kleidet euch einfach! Unterstützt die deutsche Bekleidungskunst, die jenen Schäden unmittelbar entgegenarbeitet. Stellt eure Lebensführung auf eine gesunde Grundlage. Zeigt, daß ihr den Ernst der Zeit versteht, damit der wirtschaftliche Aufschwung Deutschlands nicht noch weiterhin in falsche Bahnen gelenkt wird!

Vergleich der Geistesfähigkeiten von Mann und Weib

Wenn Fragen des Unterrichts und der Berufswahl erörtert werden, kommt man häufig auf die geistigen Unterschiede von Mann und Frau zu sprechen. Mit aller Schärfe werden die entgegengesetzten Anschauungen vertreten, ohne daß es im allgemeinen für notwendig erachtet würde, Beweise in geordneter Weise zu sammeln. Die Amerikaner haben auf derartigen Gebieten immer die Neigung gezeigt, statistisches Material zu bearbeiten. Sie scheuten beispielsweise nicht davor zurück, die Entwicklung der religiösen Empfindungen statistisch zu verfolgen, wie dies Starbuck in seiner Religionspsychologie getan hat.

Thompson hat nun in Amerika eine Reihe geistvoller Versuche an Studenten und Studentinnen gemacht, um ihre niedern und höhern Fähigkeiten zu prüfen. Es wurde der Muskelsinn, der Gehörsinn ebenso wie die geistigen Fähigkeiten untersucht, das Gedächtnis, die Urteilsfähigkeit, das allgemeine Wissen. Wenn auch die angewandten Methoden besonders für die Prüfung der feineren Fähigkeiten mangelhaft sind, so können doch manche Ergebnisse zu nützlichen Betrachtungen Anlaß geben, wenn man sie mit Erfahrungen, die auf anderem Wege gewonnen wurden, vergleicht.

Fassen wir einige Ergebnisse Thompsons* in einer Tabelle zusammen, die sich auf die Untersuchung von 25 Männern und 25 Frauen bezieht:

* Helen Bradford Thompson: Vergleichende Psychologie der Geschlechter. Deutsch. C. Kabitzsch, Würzburg.

	Männer	Frauen
1. Studien, die besonderes Interesse erregten:		
Naturwissenschaften und Mathematik . . .	10 + 4 = 14	11 + 4 = 15
Philosophie und Geschichte	10 + 7 = 17	10 + 7 = 17

Digitized by Google

	Männer	Frauen
2. Die Fächer, die man am leichtesten fand:		
Naturwissenschaften und Mathematik . . .	5 + 4 = 9	6 + 5 = 11
Philosophie und Geschichte	4 + 1 = 5	2 + 2 = 4
3. Die Fächer, die man am schwierigsten fand:		
Naturwissenschaften und Mathematik . . .	12 + 4 = 16	6 + 3 = 9
Philosophie und Geschichte	3 + 1 = 4	6 + 5 = 11
4. Die Fächer, in denen die besten Arbeiten geleistet wurden:		
Naturwissenschaften und Mathematik . . .	3 + 2 = 5	5 + 5 = 10
Philosophie und Geschichte	4 + 4 = 8	3 + 2 = 5

Wir sehen, obgleich nur kleine Ziffern zur Verfügung stehn, überaus deutlich eine Tatsache hervortreten, die bei sehr vielen Menschen Verwunderung erregen dürfte. Doppelt soviel Männer als Frauen bezeichneten Mathematik als das schwierigste Fach, während mehr Frauen als Männer Mathematik als leicht bezeichneten und gute Arbeiten darin lieferten. Obgleich Geschichte für beide Geschlechter gleich interessant war, schien sie doch den Männern leichter zu fallen. Thompson stellt die nackten Tatsachen hin, über deren Bedeutung wir uns klar werden wollen.

Die Mitteilungen Thompsons kann jeder nachprüfen, der Universitätsverhältnisse näher kennt. Unter den Frauen befinden sich regelmäßig sehr viele, welche eifrig Mathematik und Naturwissenschaften studieren. Auch die Geschichte der Wissenschaften bestätigt dies. Wenn auch die Frauen die höchsten wissenschaftlichen Leistungen der Männer nicht erreichen, so haben sie sich doch vor allem auf dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Mathematik ausgezeichnet, ich nenne nur Sophie Germain, Kowalwesky, Curie, während man viel schwerer eine Frau findet, die sich als Philosophin oder gar als Historikerin ausgezeichnet hat. Diese Erscheinung wird verständlicher, wenn man die Frage stellt, wie sich denn die Wissenschaften entwickelten. Wir sehen überall zuerst die Mathematik und die Naturwissenschaften auftreten, während die Geschichte und die Gesellschaftswissenschaften erst weit später als Wissenschaften eine bedeutsame Rolle spielen. Dies erklärt sich teilweise wohl daraus, daß die mathematische Forschung nichts weiter als einen klaren Blick erfordert, eine Eigenschaft, die auch ein sonst ungebildeter Mensch besitzen kann. Die mathematische Veranlagung ist ursprünglich, wie etwa die musikalische. Wir treffen Familien an, die sehr viel Mathematiker aufweisen, wie zum Beispiel die Familie der Bernoullis in der Schweiz. Das gleiche gilt für Musiker, ich erinnere nur an die Bachs. Um hingegen als Historiker oder Philosoph Hervorragendes leisten zu können, muß man einen erheblichen Grad von seelischer und intellektueller Durchbildung erreicht haben. Es sind schwer zu erwerbende Erfahrungen zu machen, ehe man auf diesen Ge-

Digitized by Google

bieten wirken kann. Man vermag daher eine ganze Reihe junger Mathematiker aufzuzählen, die Unerreichtes geleistet haben, ja einige der größten sind sogar jung gestorben, während Historiker und Philosophen im allgemeinen erst in späteren Lebensjahren mit ihren Werken hervortreten können, deren Grundgedanken sie freilich oft schon vorher erfaßt haben. Junge Kulturvölker, wie die Russen, zeichnen sich als Gelehrte zunächst nur auf dem Gebiete der Mathematik und Naturwissenschaften aus. Rußland hat uns einige mathematische Genies und mehrere große Naturforscher geschenkt, während die Philosophen, Historiker und Nationalökonomen dieses Volkes meist nur das verarbeiten, was ihnen Westeuropa liefert. Betrachtet man nun die Frauen als eine Menschengruppe, welche infolge gesellschaftlicher Verhältnisse oder aber infolge natürlicher Anlagen kulturell noch weniger entwickelt ist, so kann es nicht Wunder nehmen, daß sie als Gelehrte sich dort hervortun, wo junge Menschen und junge Völker Hervorragendes zu leisten vermögen.

Nichts wäre also irriger, als zu meinen: die Frauen seien das unmathematische und unlogische Geschlecht an sich, sie könnten noch am ehesten Kunstgeschichte und Literaturgeschichte treiben, auch Geschichte käme für sie noch in Betracht. Es ist dies eine Anschauungsweise, welche bei der Anfertigung von Lehrplänen für Mädchenschulen noch immer wirksam ist, obgleich genauere Untersuchungen, wie die Thompsons, sowie allgemeinere Betrachtungen, wie die oben angestellten, für das Gegenteil sprechen. Der verbreitete Irrtum rührt daher, daß man immerhin weit eher Geschichte, Kunstgeschichte, Philosophie leichtfertig und unernst betreiben kann als Mathematik und Naturwissenschaften, die man sich nicht obenhin anzueignen vermag. Auch spielt wohl der Gedanke eine gewisse Rolle, daß die gemütliche Erregbarkeit der Frauen, sie für Literaturgeschichte und Kunstgeschichte befähigen müsse. Erziehung und Beruf aber nach solchen Gesichtspunkten einzurichten, das scheint uns nicht unbedenklich für die Entwicklung der Nation. Wandel kann nur dadurch geschaffen werden, daß man häufiger als bisher Beobachtungen über männliche und weibliche Fähigkeiten und Leistungen sammelt und sich nicht auf gelegentliche Erfahrungen und überlieferte Meinungen beschränkt.

Heinrich Tellow

Tanzstunde usw.

Da ist gewiß wieder ein überwältigend vergnügter Streich im Werden, denke ich mir, wie ich auf der Promenade meine jungen Freunde aus dem Gymnasium beisammenstehen sehe. Sonderbar, wie doch schon so frische Jugend von dem Kleid verwandelt wird, das sie an hat! Beim Schneeschuhfahren oder Wandern sind sie mir wesentlich lieber als hier in ihren eleganten Überröcken und gebügelten Hosen. Aber nun merk ich: lustiger Streich ist das keiner, den sie vorhaben, sondern irgendein sehr ernstes Geschäft. Da ich ihr Vertrauen habe, lassen sie sich nicht stören. Also bemerke ich: es handelt sich um eine Art Börse. Jeder hat die Tanzkarte seiner „Polonaisedame“ aus der Tanzstunde in der Hand und bietet die Tänze der Reihe nach an die Freunde aus. So geht denn die junge Dame nicht nur im Glanz ihrer fünf- bis sechzehn Lenze und ihres Ballstaates, sondern auch mit einem festen Programm, das zwischen sechs Uhr abends und zwei

Digitized by Google

Uhr nachts abgewickelt wird, zum Balle, die Mama kann beruhigt sein: ihre Tochter wird keinen einzigen Tanz „sitzen“. Resigniert zucken meine Jungen die Achseln: die Mamas wollen das so.

Gottlob, daß die Jugendfrische dann zumeist doch noch den Sieg davonträgt über die Programmmäßigkeit solcher Veranstaltungen: nach den Vorbereitungen müßte man fürchten, die Jungen und Mädel langweilten sich genau so wie zumeist die Erwachsenen beim Tanzen. Jedenfalls tun die Erwachsenen das Mögliche, um die Langeweile und Steifheit, den äußerlichen „Pflanz“ und die berechnende Kälte ihrer Geselligkeit der Jugend aufzudrängen. Da gibt's — man sollte es kaum für glaublich halten — reiche Mamas, die ihren nicht sonderlich anziehenden Töchtern Kavaliere einladen und — bezahlen, Mütter, die also schon die Tanzstunde als Vorübung für jene goldene Mädchenjugendzeit betrachten, in der die deutsche höhere Tochter sich in die Ehe hineinamüsiert; Mütter, die ihre Töchter mit einem strafenden Blicke streifen, wenn sie sich „zu“ kindlich und vergnügt benehmen und jene Talente einstweilen noch vermissen lassen, die zur Männerjagd gebraucht werden. Denn, wie gesagt, die Tanzstunde ist ihnen eine Art Training dafür. Die nicht unerheblichen Kosten sind die ersten Verheiratungs-„Spesen“, wenn die Tochter, wie sich ein älterer Herr meiner Bekanntschaft achselzuckend ausdrückte, „auf den Markt gebracht wird“.

Die jungen Herren sind aber eine Art von Übungsobjekten. Kein Wunder, daß auch unter diesen „Tadellosigkeit“ die Hauptaufgabe wird, daß ihnen der Schnitt ihres Smokings mehr Kopfzerbrechen macht als die tiefsinnigste „Redeübung“ und daß sie mit einer frühzeitig erlernten Gebärde müder Blasiertheit den „Betrieb“ erledigen. Wichtig ist, daß man gut angezogen ist, daß man genug Taschengeld bekommt, um die „Dame“ samt Mama zum Ball im Auto abzuholen und einen Strauß zu spenden, über den diese, immerhin schon verwöhnte „Dame“ nicht die Nase rümpft, und daß beim Hausball die Zigaretten und die Bowle „tip-top“ sind. Und das alles im goldnen Jugendland, zwischen fünfzehn und achtzehn.

Natürlich: die Affenei ist nicht überall gleich schlimm. Jugend schafft sich ihr Recht allen Torheiten der Erwachsenen zum Trotz. Aber man kann doch immerhin diese Dinge ein wenig ernster nehmen, ohne daß man deshalb ein Spielverderber zu sein braucht. Im Gegenteil: mehr Freude wollen die Nörgler. Alle echten Jugendfreuden jedoch sind einfach. Und je länger sie einfach bleiben, desto tüchtiger und kräftiger die Jugend. Darum grüßen wir so freudig alle Wandervogelfröhlichkeit, all den neuerwachenden Sinn der deutschen Jugend für Natur und Einfachheit. Einfachheit braucht ja dabei nicht Rauhbeinigkeit zu bedeuten, es ist gewiß gut, wenn Jungen und Mädel sich manierlich benehmen lernen. Einfachheit ist hier auch nicht im Tone der Moralprediger gefordert, die alle Schäden der Zeit durch die Mahnung zur Askese heilen möchten. Wir sind im großen und ganzen ein wohlhabendes Volk geworden; aber statt auf Komfort und Kultur wissen noch weite Kreise bei uns nur auf Protzentum und bürgerlich-verkümmerten Luxus Geld zu verwenden. So verödet unsre Geselligkeit immer mehr. Gerade von der Jugend her könnte sie neu angeregen und belebt werden — und gerade bei der Jugend beginnt der Unfug.

Was da helfen kann? Daß

Digitized by Google

das Holz „ausschlage“, das noch „grün“, das lebendig ist. Daß die Frischen und Vernünftigen unter den Jungen durch kein Nasenrümpfen und Achselzucken töchterunterbringender Mamas sich abhalten lassen, bei ihrer Amüsier-Mechanisierung nicht mitzumachen. Und wenn die Mamas tausenderlei andres besser verstehn — wie sie selber, die Jungen, am vergnügtesten sind, das verstehn sie selber am besten. Es handelt sich ja nicht um Lebensernst bei dieser Opposition, es handelt sich um harmlose Sachen. Minderheiten, die treulich und nicht überheblich zusammenhalten, können oft in einer Stadt, in einem gewissen Gesellschaftskreise starke Wirkungen üben, auch wenn sie jung sind, und solcher Erziehung durch ihre Kinder werden sich gescheite Eltern gern und heiter fügen. In ein, zwei Wintern hat sich vielleicht das Blatt gewendet, und die nasenrümpfenden Mamas, die ihren Töchtern die Tänzer bezahlen, sind unmöglich. Einfache und geschmackvolle Kleidung, schlichteste Aufmachung, zwanglose Form, Maßhalten in der Dauer und Häufigkeit der Veranstaltungen (die möglichst alkoholfrei sein sollten!), Vermeidung jedes leeren Aufwands, Herzlichkeit statt Tadellosigkeit und Blasierttun: dies alles muß, wenn es nur ohne alle Zugeständnisse an repräsentationsbedürftige Eltern durchgeführt wird, den Sieg bei gesunder Jugend erringen. Wenn wir nicht bei den Werdenden anfangen, werden wir nie eine erträgliche Geselligkeit der Erwachsenen bekommen. Die Eltern, die nicht lau sind und nicht so dumm, sich unter die Torheiten der Mode zu ducken, werden nicht nur den eignen Kindern, sie werden unsrer ganzen gesellschaftlichen Kultur einen Dienst erweisen.

Hermann Ullmann

Kartoffelkomödie

In jedem gesunden Kind steckt ein kleiner Schauspieler. Alle Eindrücke, die es aufnimmt, gibt es im Spiele, indem es sich in irgendeine Rolle versetzt, wieder. Da ist nichts, was so ein kleiner Tausendkünstler nicht darzustellen unternähme: der Vater, die Mutter, der Hund, das Pferd, der Wagen, die Eisenbahn, das Telephon, Lebendiges und „Totes“ ohne Unterschied, alles „wird gespielt“. Der Erzieher findet in dieser Fähigkeit des Kindes, in der Nachahmungstrieb und Phantasie sich auswirken, den besten Aufschluß darüber, wie weit die geistige Entwicklung des Kindes gediehen ist; und hier hat er zugleich eine vorzügliche Gelegenheit, diese Entwicklung zu fördern. So ist auch das Kindertheater gemeint: es soll das Kind nicht nur als Zuschauer behandeln, sondern auch zum Mitwirken, zum Nachahmen, zur eigenen Tätigkeit anregen. Darin besteht des unverwüstlichen Kasperl Allgewalt über die Kinderherzen: seine Streiche, Späße, Schlauheiten, verschmitzten Fragen und Rätsel, seine weisheiterfüllten Selbstgespräche und die innige Verbindung, in der er mit dem Publikum steht, fordern ja ununterbrochen zum Mithandeln auf. „Kasperle als Erzieher.“

Ein hübsches Beispiel, wie Kasperl und seinesgleichen mit ganz einfachen Mitteln in die lebendigste Wirksamkeit zu versetzen seien, bot der Münchner Lehrerinnenverein in seiner vorjährigen Spielzeugausstellung. Aus Sellerie, Rüben, Kartoffeln und Rettich hatte Professor Bradl* höchst ausdrucksvolle Köpfe geschnitzt, farbige Taschentücher lie-

* nicht H. Adam, wie auf der Illustrationsbeilage infolge eines Irrtums zu lesen ist.

Digitized by Google

ferten die Kostüme, und auf einem einfachen blauen Hintergrund ohne Kulissen spielten sich die bewegenden Szenen einer (unterdessen in A. Mühlthalers Buchdruckerei, München, gedruckten) Kartoffelkomödie ab. Kaspar ist in ununterbrochener, sehr wichtiger Tätigkeit, nimmt bei jedem seiner großen und schnellen Entschlüsse den Rat der Kinder in Anspruch, gibt dem armen König Maltus mehr belustigend derbe als anstrengend harte Rätselnüsse zu knacken, an denen sich die Kinder vielleicht mit besserem Glück als der gute König versuchen, und führt alles zu dem glücklichen Ende, das die kleinen Zuschauer, wenn sie schlau waren, von Anfang an erraten konnten. Das ganze ist darauf berechnet, daß die Kinder es zu Hause nachmachen können. Unnötige Prügelei und Roheiten, überflüssiger Mord und Totschlag sind vermieden. Die Kartoffelkomödie des Münchner Lehrerinnenvereins sollte in der Kinderliteratur ein wenig Schule machen. Als der Klassiker der Kasperlbühne und der beste Anreger für weitere Bereicherungen des dazu nötigen Repertoires muß Pocci gelten. Wir verweisen bei dieser Gelegenheit auf die Poccibändchen im Schatzgräber, besonders auf das 43., in dem Leo von Egloffstein eine sehr praktische Anleitung zum Kindertheater gibt.

Vom vaterländischen Gedanken

In der Erhaltung der hergebrachten Verfassung, der Gesetze, des bürgerlichen Wohlstandes ist gar kein rechtes eigentliches Leben und gar kein ursprünglicher Entschluß. Umstände und Lage, längst vielleicht verstorbene Gesetzgeber haben diese erschaffen; die folgenden Zeitalter gehen gläubig fort auf der angetretenen Bahn und leben so in der Tat nicht ein eignes öffentliches Leben, sondern sie wiederholen nur ein ehemaliges Leben. Es bedarf in solchen Zeiten keiner eigentlichen Regierung. Wenn aber dieser gleichmäßige Fortgang in Gefahr gerät und es nun gilt, über neue, nie also dagewesene Fälle zu entscheiden: dann bedarf es eines Lebens, das aus sich selber lebe. Fichte

Unsre Bilder und Noten

Ein paar Schneebilder verschiedener Art, eh uns das Weiße draußen wegläuft!

Bei dem Berliner Nordhafen von Paul Paeschke tritt freilich der Schnee so sehr zurück, daß man an seinem Dasein schon zweifeln und sich fragen könnte, ob das Geschimmer auf den Dächern überhaupt noch als Schnee „anzusprechen" sei, wenn nicht weiße Streifen auf dem Erdboden ihrerseits für ihn zeugten. Das Bild ist eben nicht des Schnees wegen gemalt. Es ist auch nicht der Einzelheiten wegen gemalt. Es will eine Impression von der besondern Stimmung dieser Hafengegend und ihres Treibens geben. Darin unterscheidet sich's von den Impressionisten

Digitized by Google

häufigerer Art: es will auf die Einzelheiten nicht verzichten, es ist ihm nicht allein um den malerischen Eindruck, es ist ihm zugleich um die Charakteristik dieses pulsenden Handelslebens zu tun. Und mir scheint: Paeschke hat die Verschmelzung des Malerischen mit dem gegenständlich Bezeichnenden sehr glücklich erreicht.

Nach dem Impressionisten einen Scharf- und Feinmaler, Alfred Lübke. Die Berglandschaft, die unsre Maschinengravüre nach ihm wiedergibt, erinnert nicht nur durch das Schildchen an die Japaner, und erinnert doch ebensosehr an unsre alten deutschen Maler. Auf den ersten Blick erscheint alles steif und starr in dieser Kunst, die schon in der Komposition (man beachte beispielsweis die Hecken-Parallelen) manches wagt, was andre nicht wagen würden. Aber beim Verweilen belebt sich alles, und eine eigentümliche Naturstimmung tritt auch bei diesem Außenseiter als Zeugnis für seine künstlerische Kraft hervor.

Waldemar Rösler wieder ist ganz modern. Das Licht gibt seinen Bildern den feinsten Reiz, die Nässe selbst des sogenannten Schmutzes wird auf ihnen zum Glanz. Wir bitten, das Blatt einmal durch die hohle Hand zu besehn — wie es dann plastischer wird, füllt es sich zugleich mit Luft.

Geradezu verblüffend scheint mir Henry Bings „Schneewetter", das wir, in anderm Druckverfahren allerdings, nach „Licht und Schatten" wiedergeben. Nur weiche Striche, und ganz unrealistische, aber wie durch Hexerei ist die Schneestimmung da! Glauben wir nicht sogar zu spüren, daß es nicht sehr kalt, sondern knapp über Null ist?

Wir lassen hinter dieses Bild gleich das Segalsche setzen, zum anschaulichen Beispiel, daß auch in den graphischen Künsten Impressionismus und Impressionismus zweierlei ist. Segal arbeitet schneidend aus dem Material und will, daß man das Holz oder Linoleum mitspüre. Wir müssen uns nur „umstellen", dann finden wir auch einen Reiz und also ein Recht. Aber hier soll, außer der Technik, wirklich nur der Augeneindruck bei schnellem Blick charakterisiert werden. Frage nicht ins Einzelne, Beschauer, ja nicht, sondern sieh das Ganze, sonst zeigt dir der Künstler nichts mehr.

Die Illustrationsbeilage nach Brabl gehört zu dem Beitrag über Kartoffelkomödie.

Digitized by Google

Das „Serbische Lied“, das Paul Umlauft in Leipzig vertont hat, gehört zu jenen schlichten Volksliedern, die ein schweres, geradliniges Schicksal in wenigen Worten andeuten. Man kann sich einen heimkehrenden Krieger oder Arbeiter denken, welcher der einst Geliebten, vielleicht der vermeintlichen Braut, mit der zürnenden Frage der Enttäuschung entgegentritt: „Und du bist vermählt?“ Aber schon im leisen Stimmansatz des Weibes, in dem unendlich schlichten „Ja!“ liegt die Besänftigung. Mit den Worten „Deinen Namen hab ich ihm gegeben...“ sagt sie ihm, daß ihre Liebe nicht starb, sondern vergewaltigt wurde, und in den wenigen Zeilen: „Nenn ich ihn und ruf ich ihn, ich nenne Dich, ich rufe Dich zugleich mit ihm, Geliebter!“ in diesen kärglichen, durch das alte Mittel des Parallelismus so herzbewegend gesteigerten Zeilen erwächst gleichsam verdeckt unter einer einfachen Mitteilung das alte Gefühl groß und sehnsüchtig wieder heran — der Zorn kann nicht mehr zu Worte kommen, wo so viel Liebe ist. Umlaufts Vertonung, die wir nach dem Manuskripte wiedergeben, trifft mit einer ganz schlichten Erfindung gerade das eigentliche Wesen dieses Gedichtes. Nach der rauhen, dissonanten Frage des Mannes, die man bis zu dem es der Silbe „sa“ ganz unüberlegt-wild wiedergeben mag, tritt mit dem Übergang auf die Dominante as im 4. Takt jenes synkopische Stocken (hier auf d) ein, das sich erst im 6. Takt löst, wo mit den Gedanken an den Knaben die heimliche Empfindung des Weibes die Oberhand gewinnt. Die leisen Steigerungen und Senkungen des Bekenntnisses und der Hingabe ergeben sich aus dem Fluß der Melodie weiterhin von selbst; der Sänger wird gut tun, nicht allzu streng im Rhythmus zu verharren, sondern mehr rezitativisch vorzugehen, dadurch wird auch die Sechzehntel-Begleitung jede Gefahr sentimentalen Klingens überwinden (auch mit dem Pedal wird zu sparen sein). — Es trifft sich angenehm, daß wir in dem Augenblick, wo die Serben Europa hörbar und deutlich näher rücken, ein Stück ihres klaren und tiefen Volksempfindens uns aneignen können, geleitet von einem deutschen Tonkünstler. Möge weiteres nicht allzulange auf sich warten lassen. S.

Unsre Musikbeilage bringt ferner eine Probe aus der bemerkenswerten neueren Oper „Der Traum“ (dem Grillparzerschen Märchen nachgebildet) von Joseph Gustav Mraczek, die in Berlin erfolgreich

Digitized by Google

aufgeführt und hier bereits ausführlich (XXV, 16) besprochen wurde. Wir geben dem Leser ein Tenorsolo, das mit zu den schönsten Stellen des Werkes gehört. Rustan ist aus seinem beängstigenden Traum erwacht, er fühlt sich in die früher verkannte und nun ihn anheimelnde Wirklichkeit gerettet und verleiht, von den Eltern und der Braut umgeben, seiner Glücksempfindung überschwenglichen Ausdruck. Der volle Glanz der aufgehenden Sonne malt sich auch im Orchester, dessen farbige Tonsprache und reiche Harmonik selbst auf dem Klavier ihre Wirkung nicht völlig einbüßen. L. S.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart

Alfred Lüdke

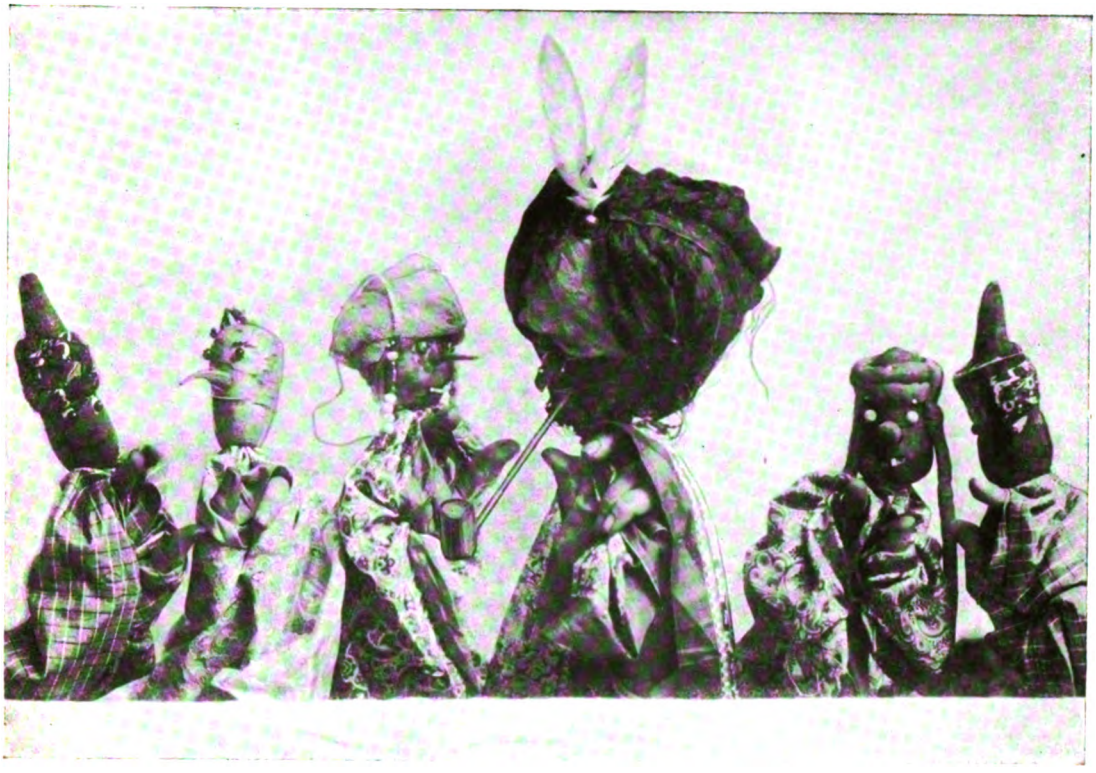
Digitized by Google

Digitized by Google

Aus dem Kunstwart — *Waldemar Rösler*

Digitized by Google

Digitized by Google

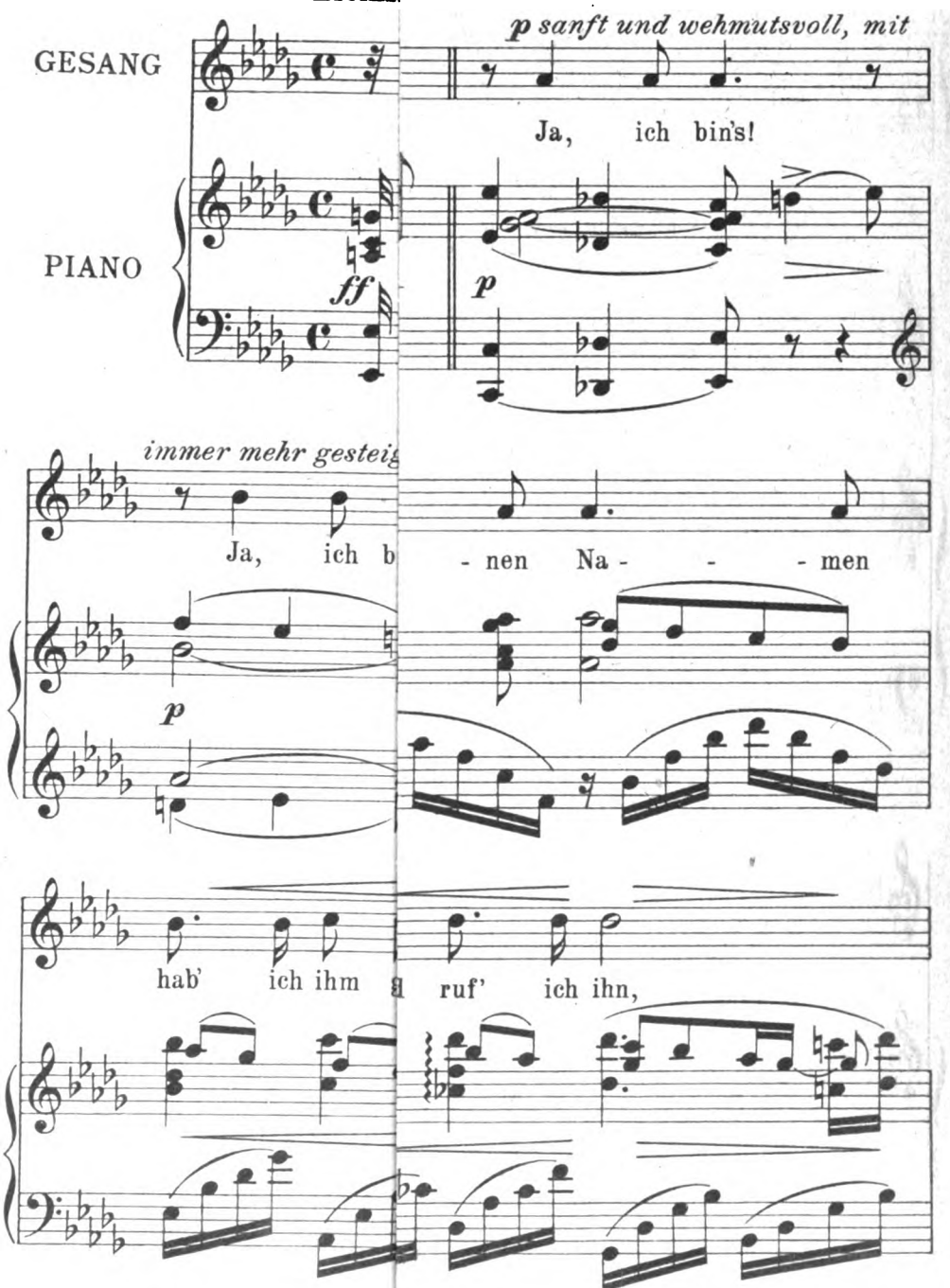


Digitized by Google

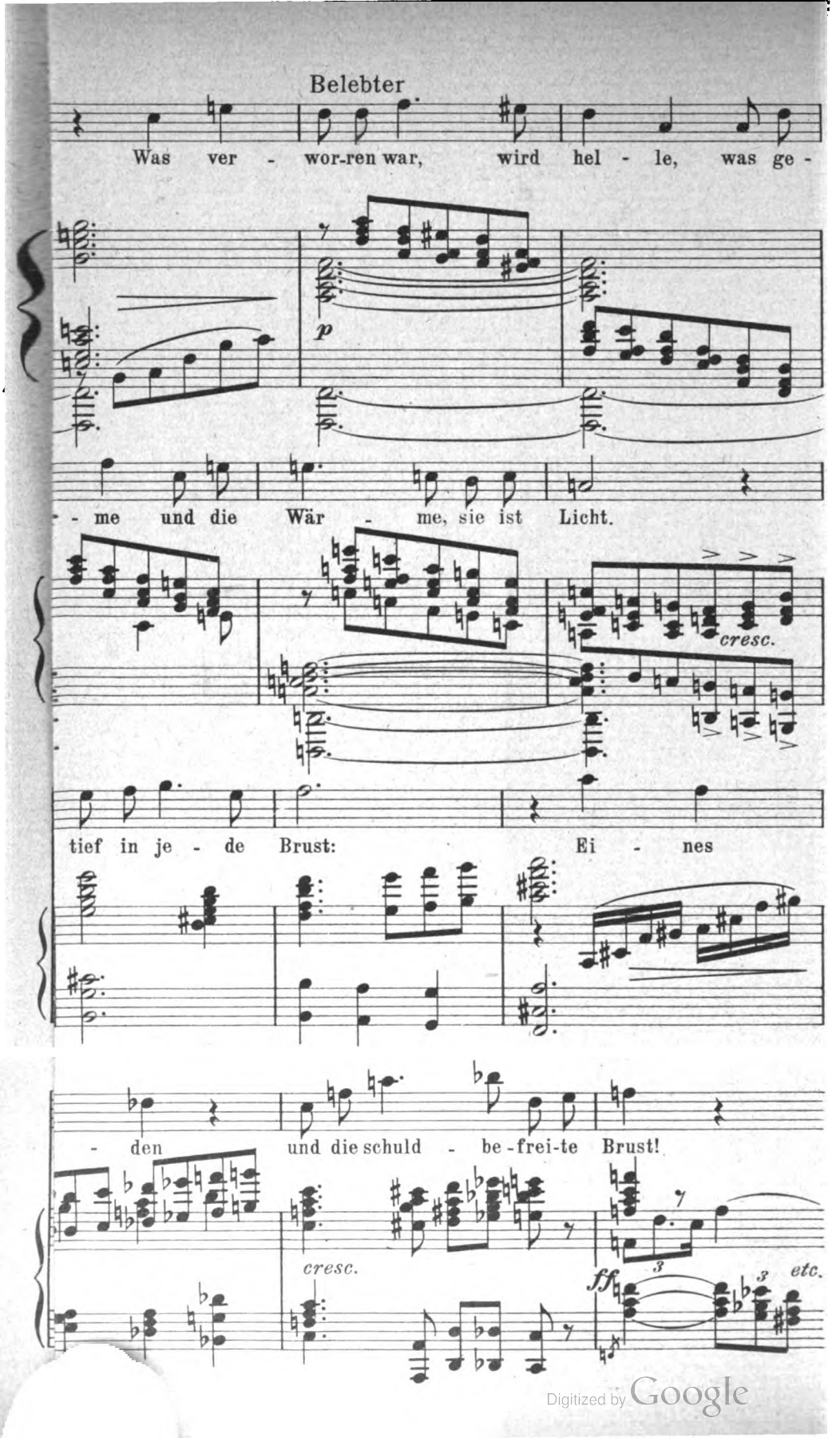
Digitized by Google

„UND DU BIST VERMÄHLT?“
(Aus dem Serbischen von Daumer)

Zieml

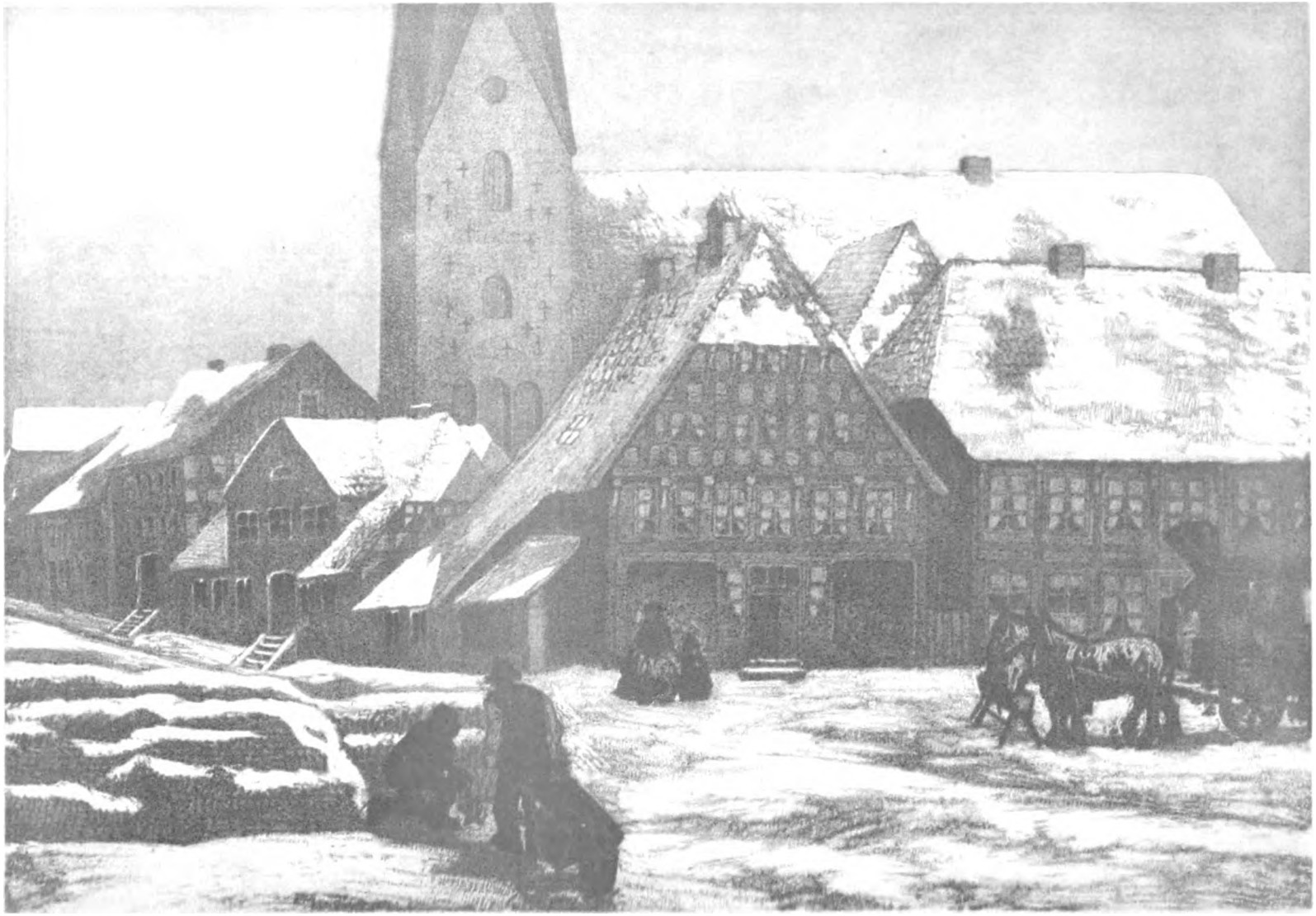


Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google



Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Februarheft 1913 Heft 10

Deutschtum in Amerika

In seinem Buche „Der deutsche Gedanke in der Welt“ gibt Paul Rohrbach die Vereinigten Staaten als einen verlorenen Posten auf. Er glaubt offenbar, daß das geistige Großdeutschland sich eher über Asien und Afrika ausdehnen könnte, als über ein Land, wo heute ungefähr 15 Millionen Deutsche wohnen. Es fragt sich, ob dieser Pessimismus angesichts der gegenwärtigen Sachlage gerechtfertigt ist. Noch nie zuvor bestand ein solches Selbstbewußtsein unter den Deutsch-Amerikanern, ein solcher Drang, sich zusammenzuschließen, die eigene Art zu behaupten und sie der Umgebung aufzuprägen, wie heute. Nie ist auch so viel über Wesen und Aufgabe des Deutschtums in Amerika gesprochen und geschrieben worden. Ist diese Bewegung ein letztes Aufflackern verlöschenden Lebens oder beginnt der deutsche Gedanke in Amerika jetzt erst, kräftig zu erstehen?

Vor einigen Jahren wurden durch ein Preisausschreiben gleichzeitig drei umfangreiche Werke über diese Frage hervorgerufen.* Alle drei sind mehr fleißig kompilierte Chroniken als begrifflich durchdachte Geschichtswerke. Immerhin, sie hatten ein großes Verdienst: dem verbohrtesten Nativisten angelsächsischer Rasse, wie dem rückgratlosesten „Deutschen“ war klargemacht, daß die Deutschen dieses Landes keine fremden Eindringlinge sind, sondern amerikanische Siedler und Bürger mit vollgültigen Ansprüchen auf Gleichberechtigung. Sie haben ihre Bürgerpflichten nicht nur ordnungsgemäß erfüllt, sondern sie haben sich in Krieg und Frieden bei den wesentlichsten Kulturaufgaben — Politik im engeren Sinn vielleicht ausgenommen — in so hohem Maße ausgezeichnet, daß ohne ihre Mitarbeit die Union in ihrer heutigen Gestalt gar nicht denkbar wäre.

Das Organisationsgenie Steubens hat das Heer geschaffen, mit dem Washington die Freiheit erkämpfte. Im Sezessionskrieg haben deutsche Bürger ganze Staaten der Einheitsidee erhalten, haben deutsche Soldaten und Offiziere entscheidende Siege erfochten. Die Erschließung des Westens ist großenteils das Werk deutscher Bauern. In Gewerbe, Handel, Technik und Wissenschaft haben Deutsche von jeher in erster Reihe gestanden oder auch allein die Führung gehabt.

Ist das alles wahr — und jene Werke liefern den Beweis — so müßten die Deutsch-Amerikaner erstens im öffentlichen Leben eine ganz besonders geachtete Stellung einnehmen, auf ihre Leistungen stolz sein und sich neben den angelsächsischen Vettern als gleichwertige Herren fühlen; sie müßten zweitens bei ihrer großen Zahl ein Kulturleben entwickelt haben, das zwar durch die Umgebung modifiziert,

* Georg von Bosse, Das deutsche Element in den Vereinigten Staaten. Stuttgart 1908. Rudolf Cronau, Drei Jahrhunderte deutschen Lebens in Amerika. Berlin 1909. Albert B. Faust, Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten. Leipzig 1912; zuerst in englischer Sprache 1909 in Boston erschienen.

Digitized by Google

aber immer noch charakteristisch deutsch als unverkennbar selbständiger Faktor die amerikanische Gesamtkultur beeinflußt.

Was den ersten Punkt anbelangt, so weiß jeder Deutsche, der längere Zeit in den Vereinigten Staaten gelebt hat, daß von sozialer Gleichberechtigung oder gar Bevorzugung im allgemeinen nicht die Rede sein kann. Sie ist nur in den Fällen vorhanden, wo äußerer Wohlstand, akademische oder politische Würden das Vorurteil gegen den „Ausländer" überwinden, oder aber wo völlige Amerikanisierung den deutschen Charakter verwischt. Die Schuld an der tatsächlichen Mißachtung der Deutschen liegt einerseits an der angelsächsischen Unkenntnis deutscher Geschichte und Kultur; anderseits an der Masse der hiesigen Deutschen selbst. Von den Gebildeten dringt wenig an die Öffentlichkeit. Von dem deutschen Philister aber weiß jedermann, daß er gegen Prohibition stimmt, weil ihm sein Glas Bier zu den heiligsten Gütern der Menschheit gehört. Und dieser Philister, der ganz in materiellen Interessen aufgeht, hat vom Wesen seines ursprünglichen Volkstums nichts in sich. Er will gute Geschäfte machen; alles andere ist ihm gleichgültig. Inmitten zahlreicher Landsleute (in den Städten) findet er bestenfalls keinen Anlaß sich seiner Abstammung zu schämen; ist er allein unter Anglo-Amerikanern, so läßt er sich nicht gerne daran erinnern, schon seiner Kinder wegen, die von den Schulkameraden „Dutchies" geschimpft werden könnten. Wo aber kein innerer Stolz ist, da gibt es auch keine Achtung von außen. Die jahrhundertelang eingebleute und vererbte Untertanengesinnung ist bei dieser Unterschicht auch nach 1870 nicht verschwunden. Sie ist jeder Kultur verloren.

Wie hätte aber die mittlere Schicht der Deutsch-Amerikaner eine eigene Kultur entwickeln können, wo sie doch, von winzigen Sondergruppen abgesehen, nirgends eine geographische oder soziale Einheit bildeten; und wo die zur Führung berufene kleine Oberschicht der Gebildeten in ihrer völligen Isolierung es kaum vermochte, mit der Kultur des Vaterlandes Schritt zu halten? Die Errungenschaften der deutschen Bauern, Handwerker, Fabrikanten, Kaufleute, Techniker, Mediziner, Naturforscher, Soldaten usw. sind von vornherein nicht eigentlich ethnologisch bestimmbar. Wir sind mit Recht stolz auf die bedeutenden Leistungen unserer Volksgenossen. Aber genau betrachtet sind sie weder absolut noch relativ von denen der Angelsachsen zu unterscheiden oder gar höher zu werten. Handelt es sich ja doch nicht um zwei wesensverschiedene Rassen, sondern nur um zwei Gruppen derselben Rasse, deren schärfste Trennungslinie die Sprache ist; eine Sprache, die von den Deutschen Amerikas mit nicht viel größerer Schwierigkeit absorbiert wird, als drüben das Hochdeutsch von den Niederdeutschen. Es ist eines der bleibenden Verdienste von Hugo Münsterbergs glänzendem Werk „Die Amerikaner", daß hier das Deutschtum der Vereinigten Staaten in den Zusammenhang des allgemein Nationalen gebracht, daß im weitesten Maßstab ein Bild gezeichnet wird von den geistigen und sittlichen Kräften, die das ganze neuentstehende Volk so groß macht. Gerade die unzerstörbare innere Verwandtschaft der germanischen Stämme ist einer der Gründe, die den Amerikanisierungsprozeß bei den Deutschen so beschleunigt. Das

Digitized by Google

wird fast immer vergessen. — Albert Faust nennt als eigentümlich deutsche Eigenschaften: Ordnungsliebe, Achtung vor dem Gesetz, Ehrlichkeit, Beharrlichkeit, Sparsamkeit, Fleiß, Arbeitsliebe, Pflichtgefühl, Einfachheit der Lebensführung, häuslichen Sinn, Individualismus, Idealismus. Wer aber wollte dieselben Eigenschaften dem Neu-Engländer, überhaupt dem Amerikaner der guten Art abzusprechen wagen?

Trotz allem sollen hier die individuellen Züge nicht weggeleugnet werden. Den Deutschen hüben und drüben bleiben noch genug Vorzüge, die es gilt, dem amerikanischen Volk zu übermitteln. Deutschland ist nicht Hamlet, sondern Faust. Deutsch ist der unersättliche Trieb nach letzten Erkenntnissen, nach Universalität des geistigen Besitzes. Daher stammt die von andern Völkern so viel verspottete metaphysische Tiefe deutscher Poesie und Philosophie, die unbedingte Sachlichkeit und Gründlichkeit der deutschen Wissenschaft, die Vorurteilslosigkeit und Gerechtigkeit im öffentlichen Leben. Es ist das Ideal geistiger Freiheit, das Ideal der Humanität, wie es die Klassiker des achtzehnten Jahrhunderts aufgestellt haben. Die im Reich seßhaft gebliebenen Deutschen klagen oft über die Unkultur des Vaterlandes. Uns Deutschen draußen aber will es scheinen, als ob nirgends sonst jenes Ideal menschlicher Kultur so hochgehalten und so vollkommen betätigt würde wie in Deutschland; als ob kein Volk der Welt heute eine verhältnismäßig so große Zahl wirklich Gebildeter in sich schlösse. Von dieser Kultur möglichst viel zu vermitteln, das Humanitätsideal, den eigentlich deutschen Gedanken zu verbreiten, ist die wichtigste Aufgabe der Deutsch-Amerikaner. Da es ohne Organisation keine Kultur geben kann, so ist alles, was geschieht, um die zerstreuten Kräfte des Deutschtums zu sammeln und zur Geltung zu bringen, willkommen und notwendig.

Alter Tradition gemäß hätte die Kirche beider Konfessionen von Anfang an Hauptträgerin der Kultur sein müssen. Tatsächlich hat sie vollständig versagt, wie Karl Knartz des öfteren feststellte, da sie sich auf die Pflege der deutschen Sprache zu kirchlichen Zwecken beschränkte und das „Weltliche“ grundsätzlich ausschloß. — Anders die Presse. Jenseit des Meeres wird man sich beim Lesen deutsch-amerikanischer Blätter des Lächelns nicht erwehren können. Denn dieses Deutsch ist ein groteskes Gemisch mit Amerikanismen. Wer sich jedoch an den Inhalt kehrt, wird die unverdrossene Hingabe, die zähe Ausdauer und die treue Gesinnung bewundern. Wird die zeitgenössische Literatur leider zum Teil auf ungesetzliche Weise vermittelt, so liegt anderswo ein Ersatz für die Schädigung einzelner Autoren. Die deutsch-amerikanische Presse tritt stets mannhaft und mit gutem Erfolg gegen die Verdächtigungen auf, denen Deutschland immer wieder ausgesetzt ist. Ebenso bekämpft sie die Anschläge puritanischer Borniertheit auf die Lebensführung des Einzelnen; während sie im allgemeinen jede gesunde Reformbewegung energisch fördert.

Neben die Presse treten Schule und Wissenschaft. Ihre Wirkung ist die folgenreichste, da sie über die Grenzen von Sprache und Nationalität hinausgeht. Julius Goebel, der bekannte Goethe-

Digitized by Google

forscher, war einer der ersten, wenn nicht der erste Deutsch-Amerikaner, der dies nicht nur theoretisch einsah, sondern der auch praktisch die Mittel fand, den deutschen Gedanken von innen heraus in Amerika zu entfalten. Schon 1884 entwarf er den kühnen Plan*, durch die Erziehung der Jugend auf das ganze Volk einzuwirken. Und seitdem hat er mit Wort und Schrift, als Volksredner, akademischer Lehrer und Gelehrter unermüdlich in diesem Sinne gearbeitet. Er hat zum Beispiel mit Erfolg darauf gedrungen, durch die Erforschung und Darstellung deutsch-amerikanischer Geschichte angelsächsischer Einseitigkeit, die in den Schulbüchern durch Mißachtung deutscher Leistungen das Urteil fälschte, ein Ende zu machen. Er war es auch, der zum erstenmal den Versuch machte, die Einzelforschungen deutsch-amerikanischer Historiker wie Kapp, Seidensticker, Körner, Löher und andere unter einem großen Gesichtspunkt zusammenzufassen und zu einer Geschichte des Deutschtums in den Vereinigten Staaten auszubauen.** Sein vom Alldeutschen Verband herausgegebenes Buch kann sich äußerlich mit den obengenannten Werken nicht messen, übertrifft sie jedoch weit durch die geistvolle Auffassung des Stoffes und die Wärme der Darstellung. Auch in den Schlußfolgerungen sind jene Nachfahren nicht über das gemeinsame Vorbild hinausgekommen.***

Daß wissenschaftliche Betrachtung die Angehörigen beider Nationalitäten zum selben Ziele führt, zeigt eine bedeutende Zahl von Gelehrten an verschiedenen Hochschulen. Unter den Anglo-Amerikanern ist hier besonders M. D. Learned in Philadelphia zu nennen als Begründer der Zeitschrift Americana Germanica und ihrer Fortsetzungen, und als Biograph des Kolonisators von Deutsch-Pennsylvania, Pastorius.

Von allen Akademikern ist ohne Zweifel Kuno Francke am meisten von Erfolg gekrönt worden. Ein feuriges Temperament, ein rastloser Arbeiter, mit gründlichem Wissen in Geschichte, Kunst, Literatur und Philosophie ausgerüstet, hat er in einzigartiger Weise den Lehrberuf mit öffentlicher Tätigkeit verknüpft. Er sendet seit vielen Jahren für deutsche Kultur begeisterte Schüler aus. Seine hinreißend geschriebenen Bücher haben eine nie versiegende Werbekraft und erreichen, was besonders ins Gewicht fällt, vermöge ihrer englischen Form gerade diejenigen, denen deutsches Wesen von Hause aus fremd ist. Francke hat eine „Deutsche Literaturgeschichte“ ins Treffen geführt, „Blicke in deutsche Kultur“, „Deutsche Ideale der Gegenwart“ und zuletzt „Kulturwerte der deutschen Literatur“. Er ist so ziemlich der einzige, der sowohl mit Politik und Literatur des Vaterlandes in engster Fühlung steht, wie auch mit der bildenden Kunst. So hat er Böcklin und Lenbach in Amerika bekannt gemacht und bei Gelegenheit der Reisingerschen Ausstellung moderner deutscher Meister weite Kreise von dem Vorurteil befreit, als ob nur in Frankreich wahre Kunst zu finden sei. Den Höhepunkt von Franckes Tätigkeit bildet

* Über die Zukunft unseres Volkes in Amerika. New York 1884.

** Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. München 1904.

*** Gedanken über die Zukunft des Deutschtums in Amerika. New York Staatszeitung, 24. April 1910.

Digitized by Google

die Gründung des Germanischen Museums in Cambridge (Harvard), das, als Zentralstelle für deutsche Kulturgeschichte geplant, sicherlich eine Wirkung von immer wachsender Bedeutung ausüben wird. Als eine Ergänzung des Museums kann das „Deutsche Haus" der Columbia University in New York gelten. Hier ist eine moderne Bibliothek mit Leseräumen eingerichtet sowie das Bureau der „Germanistischen Gesellschaft von Amerika", die seit längerer Zeit von Deutschland hervorragende Gelehrte und Schriftsteller zu Vortragsreisen herüberkommen läßt. Ein jüngeres Unternehmen in New York ist die deutsche „Gemeinschaft für Kultur", die unter Leitung ihres edelgesinnten Gründers Otto Sattler sich zur Aufgabe gemacht hat, auf beiden Seiten des Meeres auf dem Gebiet von Dichtung, freier und angewandter Kunst das gegenseitige Verständnis zu fördern.

Alle Einzelbestrebungen zusammenzufassen und zum gemeinsamen Ziele zu führen, ist der Zweck des Deutsch-Amerikanischen Nationalbundes. Dieser ist 1899 aus dem deutschen Zentralverein von Pennsylvania hervorgegangen und hat sich seither, dank der umsichtigen und energischen Leitung Dr. Hexamers, über das ganze Land verbreitet. Bei einer Mitgliederzahl von mehr als zwei Millionen (mit Einschluß der verschiedenen deutschen Vereine) stellt der Bund eine Macht dar, die unter Umständen auch politisch von Bedeutung sein kann. Wir müßten das bisher Gesagte wiederholen, wenn wir das Programm des Bundes angeben wollten. Nur das eine soll betont werden: nicht einen Staat im Staate zu bilden, ist die Absicht, sondern gerade durch die Pflege deutscher Art dem amerikanischen Adoptivvaterland wertvolle Kräfte zu erhalten. Anderseits bekämpft der Bund nationalistische Übergriffe und die unvernünftige Erschwerung der Einwanderung, und er will das freundliche Verhältnis zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten unterstützen. Es liegt auf der Hand, daß eine so gewaltige Organisation schon durch ihr bloßes Dasein jedem einzelnen einen moralischen Rückhalt gibt, daß sie auf diese Weise allmählich eine Atmosphäre schafft, die eine unendliche Steigerung des Selbstgefühls unter den Deutsch-Amerikanern und eine der deutschen Kultur, also schließlich auch dem politischen Deutschland günstige Stimmung unter den Anglo-Amerikanern erzeugen wird. Das Deutschtum Amerikas hat demnach durchaus nicht abgewirtschaftet; im Gegenteil, es hat heute, als der natürliche Träger des deutschen Gedankens in einem der mächtigsten Staatengebilde, eine welthistorische Bedeutung. Möge es sich seiner großen Verantwortung bewußt bleiben!

Illinois — O. E. Lessing

Otto Ludwig

Ein Wort zum 12. Februar 1913

Vor kurzem wurde eine wertvolle Reihe von Briefen Hebbels veröffentlicht. Ein Schreiben an Adolf Stern vom 30. Juli 1862 machte sofort die Runde durch die Tageszeitungen. Wirklich enthält es bemerkenswerte Bekenntnisse Hebbels über seine Art und Kunst, für den Kenner zwar nichts Neues, aber doch Bekanntes in

Digitized by Google

zuweilen überraschender Form. Unter anderem heißt es da: „Ich habe durch die Ihnen bekannte Clique, die meinen Golem Otto Ludwig in Szene setzte, wohl genug gelitten, um eine Berichtigung der Grenzmarken zur einfachen Steuer der Gerechtigkeit wünschen zu dürfen."

Was ein „Golem" ist, lehrt Jakob Grimm in einer Notiz von Achim von Arnims „Zeitung für Einsiedler". Die polnischen Juden bilden nach Gebeten und Fasttagen die Gestalt eines Menschen aus Ton oder Lehm, sprechen ein wunderkräftiges Wort über sie aus und machen sie dadurch lebendig. Reden kann dieser Golem — so heißen sie die Gestalt — zwar nicht, er versteht aber, was man spricht und befiehlt. Er wird als Aufwärter gebraucht, darf indes nimmer aus dem Hause gehen. An seiner Stirn steht in hebräischen Buchstaben das Wort „aemaeth" (Wahrheit, Gott). Löscht man die ersten Buchstaben aus, so bleibt „maeth" (er ist tot) und der Golem fällt zusammen und löst sich auf. Da er täglich zunimmt und leicht größer und stärker wird als die Hausgenossen, empfiehlt es sich, das Tilgen der ersten Buchstaben nicht lange hinauszuschieben.

Arnim, heißhungrig nach allen alten Volksüberlieferungen, verpflanzte sofort einen Golem in seine Märchennovelle „Isabella von Ägypten". Hebbel aber konnte kaum ein besseres Bild finden, um dem Gefühl Ausdruck zu leihen, das Ludwig in ihm erweckt hatte. Bestenfalls nannte er Ludwig seinen Schüler und Nachahmer. Daß indes Julian Schmidt für Ludwig Lob übrig hatte und Hebbel angriff, daß Laube den „Erbförster" und die „Makkabäer" auf das Wiener Burgtheater gelangen ließ, die „Nibelungen" hingegen nach dreißig Vorstellungen absetzen konnte, empörte Hebbel heftig genug, um ihm Ludwigs Erfolge nur noch als Machenschaften seiner Gegner erscheinen zu lassen. So wurde ihm Ludwig zu seinem Golem, zu einer Puppe, die man nach seinem Bilde geformt und der man ein Scheinleben eingeblasen hatte, ihm zum Trotz und zum Hohn.

Wer nach Belegen für die Tatsache sucht, daß der Künstler dem Künstler am wenigsten gerecht wird, der sei auf Hebbels Urteile über Ludwig verwiesen. Doch diese Mißurteile haben so wenig wie die Worte scharfer und scharfsichtiger Kritik, die Ludwig über Hebbel ausgesprochen hat, die Nachwelt verhindert, die Namen Hebbel und Ludwig in einem Atem auszusprechen. Wider ihren Willen gepaart, stehen beide in der Literaturgeschichte da. Und wie im Leben, nehmen sie sich jetzt noch wechselseitig das Licht.

Grauen packt uns, wenn wir im Märchen lesen, wie zwei sich so bitter haßten, daß sie weiterstritten, ohne zu bemerken, daß sie schon tot seien. Zwei solche Recken, die noch im Tode ihre Schwerter kreuzen, sind Hebbel und Ludwig. Der Sieg scheint sich in diesem Augenblick, da der eine wie der andere seiner Jahrhundertfeier entgegengeht, auf Hebbels Seite zu neigen. Seit geraumer Zeit liegt eine erschöpfende und trefflich eingerichtete Ausgabe von Hebbels Werken, Tagebüchern und Briefen vor. Die Zahl der Bücher und Aufsätze über Hebbel wächst ins Unübersehbare. Hebbels Dramen sind gerngesehene Gäste auf deutschen Bühnen, ganze Zyklen werden für das Jubeljahr an verschiedenen Theatern Deutschlands vorbereitet.

Digitized by Google

Eine umfassende Ausgabe von Ludwigs Schriften beginnt jetzt endlich zu erscheinen, spärlich ist vorläufig die Literatur über ihn, und ehe die neue Ausgabe nicht im wesentlichen abgeschlossen ist, wird die Forschung gut tun, sich Zügel anzulegen. Auf der Bühne endlich erscheint heutzutage selten der „Erbförster", fast nie wird sie von den „Makkabäern" betreten. Gleichwohl wären die „Makkabäer", die einer gewaltigen Menschenmenge dramatisches Leben einflößen, eine würdige Aufgabe für Bühnenleiter, die dem Zuge der Zeit zu folgen meinen, wenn sie das Schauspiel aus der Enge des Bühnenhauses in weitere Räume oder ins freie Licht hinausführen.

Wer wagte es wohl, alle Gründe aufzuspüren, die Hebbel während des jüngsten Jahrzehnts in der Gunst des Publikums aufwärts und Ludwig abwärts geführt haben? Nicht nur müßte beiden Dichtern tief ins Innerste geblickt haben, wer immer das Rätsel zu lösen versucht. Er müßte vor allem unserer Zeit ihr letztes Geheimnis abzufragen verstehen. Mit ein paar Worten ist da nicht viel zu leisten. Stellt sich doch auch die Frage, warum ein Theaterkenner wie Laube nur den Widerspruch sah, der zwischen Hebbel und der realen Bühne waltet, und dafür demselben Ludwig Tür und Tor öffnete, den heute Regisseur wie Schauspieler eher meiden als lieben.

Es gibt eine Betrachtungsweise des Lebens und seiner Vorgänge, die alles Geschehen auf kleine und zufällige Anlässe zurückführen und meist nur Persönliches zur Voraussetzung machen möchte. Mancher, der die Welt mit solchen Augen zu sehen gewohnt ist, empfindet es wie eine Phrase, wenn ein anderer tiefere Gründe ins Feld führen und etwa den Gegensatz der Bewertung und des Anteils, der heute zwischen Hebbel und Ludwig waltet, auf die Stimmung und Art unserer Zeit zurückführen will. Die Wahrheit wird abermals wohl in der Mitte liegen. Allein wer einseitig sich auf die Seite der kleinen und kleinlichen Anlässe stellt, wird auch, je näher ihn die Dinge berühren, um so schmerzlicher unter dem Kleinlichen leiden, das er einzig und ausschließlich am Werke sieht. Hier wurzelt die Tragik von Otto Ludwigs Tochter Kordelia. Mutvoll hatte sie sich zum Ziel gesetzt, ihrem Vater die Stellung zu erkämpfen, die ihm von ihren Zeitgenossen vorenthalten wurde. Leider war es ihr nicht vergönnt, ihren Herzenswunsch erfüllt zu sehen und auch nur den Anfang der großen Ausgabe von Ludwigs Werken zu erleben. War ihrem Vater ein tieftrauriges Ende, ein langsames Siechtum, beschieden gewesen, so wurde ihr ein Lebensausgang zuteil, der kürzeres, aber noch weit entsetzlicheres Leiden in sich barg. Den sicheren Tod vor Augen mußte sie in qualvollen Schmerzen dahingehen. Damals erhob sich ihr Wesen zu einer Höhe der Selbstüberwindung und des Heldentums, die mir unvergeßlich bleiben wird. Alles Irdische war von ihr abgefallen. Ohne zu klagen, ohne zu verzagen, ordnete sie mit festem Willen ihre letzten Beschlüsse. Nicht an sich selbst dachte sie, noch im Sterben war ihre wichtigste Sorge, daß ihres Vaters Bild der Nachwelt in reinstem Licht erhalten bleibe.

Im Leben hatte die gleiche Absicht sie vielfach zu Bedenklichkeit

Digitized by Google

und Ängstlichkeit verleitet. Bitter verletzte sie nicht etwa nur ein scheeles Wort über den Vater, auch der Versuch der Wissenschaft, ihn durch Nachweis der empfangenen Anregungen historisch einzuordnen und auf gleichem Wege das eigentliche Wesen seiner Kunst zu ergründen. Zum dauernden Schreckbild wurde ihr Hebbel. Jede Aufführung von Dramen Hebbels, jede Arbeit, die über Hebbel veröffentlicht wurde, und natürlich jede Vergleichung Hebbels und Ludwigs, die nicht unbedingt für ihren Vater eintrat, war ihr ein schmerzvolles Erlebnis. Fast ein halbes Jahrhundert war seit dem Hingang der beiden verflossen, und trotzdem empfand sie den Gegensatz noch mit all der Stärke, in der einst im Leben die beiden ihn gefühlt hatten.

Und doch hatte Literaturwissenschaft und Literaturkritik längst Ludwig an eine Stelle gerückt, auf der ihm die Ehren höchster Anerkennung wie etwas Selbstverständliches zufallen mußten. Kein Vertreter der Literaturgeschichte bezweifelt heute, daß Ludwig einer der ganz Großen war, ein Meister und Führer deutscher Dichtung, einer der Auserlesenen des neunzehnten Jahrhunderts, deren Schar wahrlich nicht übergroß ist. Eine Hand genügt beinahe, sie aufzuzählen. Nur gerade da, wo er den größten Teil seines Schaffens zustandegebracht hat und wo er gestorben ist, in Dresden, weiß man selbst heute noch am wenigsten ihn zu schätzen. Wenn vollends Kordelia in überängstlicher Sorge um den Ruhm ihres Vaters sich aufzehrte, so lag das gewiß zum guten Teil an der Tatsache, daß sie in ihrer Vaterstadt Dresden leicht den Eindruck gewinnen konnte, Ludwig sei ein Dichter, für den endlich etwas geschehen müsse. Auch Adolf Sterns stets bereite Hilfe änderte an diesen Zuständen nichts. So gern Dresden ihm, der jahrzehntelang hier weilte und wirkte, in allen andern Fragen des kritischen Werturteils vertraute und Nachfolge leistete, seine Vorliebe für Ludwig galt sogar seinen besten Freunden als Marotte. Darum glückte ihm nicht, dem Propheten im eigenen Lande zu Anerkennung zu verhelfen.

Wieviel hat Hamburg für Hebbel übrig! Nur kurze Zeit weilte Hebbel an der Alster; und Wesselburen ist um nichts mehr hamburgisches als Eisfeld sächsisches Gebiet. Dennoch nimmt Hamburg den Wesselburener wie einen Sohn der Stadt für sich in Anspruch. Dresden hat zwar ein Denkmal Ludwigs, während Hamburg noch auf ein Hebbeldenkmal harrt, aber ein inneres Verhältnis besteht zwischen Dresden und Ludwig nicht. Das bezeugt der Erfolg der beiden Neuinszenierungen des „Erbförsters", die das Königliche Schauspielhaus in den jüngsten fünf Jahren versuchte: beidemal verschwand das Stück rasch von der Bühne.

In der Dresdner Luft wird es auch einem aufrichtigen Bewunderer Ludwigs schwer, den rechten Standpunkt zu wahren. Leicht gerät er in die Lage, in der Kordelia sich befunden hat: er nimmt Partei und kämpft, ihn reizt die Gleichgültigkeit und der passive Widerstand, auf den zu treffen er gewohnt ist, zu einer Fechterstellung, die Ludwig wahrlich nicht benötigt. Er fühlt sich gedrängt, den Spieß umzukehren und Ludwig gegen Hebbel auszuspielen. Weit besser wäre, endlich einmal den grundsätzlichen Gegensatz beider klarzulegen und

Digitized by Google

zu fordern, daß man sich abgewöhne, sie stets zusammen zu nennen. Allein schon das gemeinsame Geburtsjahr und die Kürze der Zeit, die zwischen den Geburtstagen der beiden liegt, wird den Vergleich in den nächsten Wochen wieder aufdrängen. Und so sei mir vergeben, wenn auch ich bei ihm verweile; der Aufenthalt in Dresden und die Erinnerung an die Stunden, die ich mit Kordelia verleben durfte, legen ihn mir besonders nahe. Immerhin möchte ich nicht über das Größenverhältnis der beiden sprechen, überhaupt keine Wertbestimmung vornehmen, sondern nur ihre Gegensätze aufsuchen und aus diesen Gegensätzen den Versuch einer Beantwortung der Frage wagen, warum Hebbel unserer Zeit näher liegt als Ludwig. An eine erschöpfende Antwort denke ich dabei nicht.

Schon der erste Blick auf das Werk beider lehrt, daß da eine abgerundete und ganze Leistung einem Bruchstück gegenübersteht. Hebbel hat sich langsam und organisch entwickelt; je tiefer wir in die Geschichte seines Geistes und seiner Kunst eindringen, desto klarer stellt sich die Folgerichtigkeit seines Schaffens heraus. Von Anfang an und bis an sein Ende verfolgt er das Ziel, ein neues Drama zu gestalten. Ihm glückt, eine Tragik zu finden, die der größten Entdeckung des neunzehnten Jahrhunderts, der Feststellung des Verhältnisses von Individuum und Gesellschaft, im Drama Raum schafft. Lange vor Ibsen lernt er, tragische Konflikte sozialkritisch zu erfassen; auch die Form seiner Dramen ergibt sich ihm aus dem Gegensatz von Individuum und Gesellschaft.

Ludwig beginnt mit Dramen. Wie Hebbel ringt auch er sich nicht ohne Schwierigkeiten und nicht ohne Rückfälle von der Welt des jungen Deutschlands los. Ein Meister der Bühnenkunst, Eduard Devrient, lehrt ihn dann das Handwerk. Er erzieht Ludwigs Begabung, Menschen plastisch vor sich zu sehen, im Sinne der Schauspielkunst zu einer Meisterschaft der bühnengemäßen Verkörperung innerer Seelenvorgänge. Doch in dem Augenblick, da Ludwig Menschen formen gelernt hatte, die auf den Brettern sich leicht und sicher bewegen, schwenkt er um rascheren Broterwerbs willen zum Roman ab. Der Dramatiker hatte von früh auf den Menschen in die Seele geblickt. Dem Erzähler fällt wie von selbst zu, den psychologisch-analytischen Roman in Deutschland, wo nicht zu begründen, so doch auf eine Höhe zu treiben, die bis dahin kaum von den großen Romandichtern des Auslands erreicht worden war; viel später ging Deutschland noch in die Schule der Franzosen und Russen, um zu lernen, was Ludwig bereits geübt hatte. Doch er begnügt sich nicht mit dem neuen großen Gewinn, sondern gibt auch diese Bahn wieder auf, um zu der lockenderen Bühne zurückzukehren. Den gesteigerten Anforderungen, die er an sich nun stellt, entspricht das einst Errungene nicht mehr. Von frischem möchte er die Kunst der Dramaturgie lernen. Der psychologische Dichter möchte dem größten psychologischen Dramatiker ebenbürtig werden. In hartem Ringen mit Shakespere ergeben sich ihm ungeahnte technische Entdeckungen, aber der Künstler Ludwig zehrt seine Schaffenskraft dabei auf. Lähmende Krankheit tritt hinzu. Und so ersteht ihm das traurige Schicksal, immer schärferen Auges in die Tiefen zu blicken, in denen die letzten

Digitized by Google

Geheimnisse der Kunst ruhen, und immer weniger die Kraft in sich zu fühlen, deren es bedarf, um aus diesen Tiefen künstlerische Gebilde heraufzuholen. Ein Faust, der zu den Müttern hinabgestiegen ist, aber nicht wieder empor kam; ein Kämpfer, der alle Kunst drangewendet hat, seinen Waffen die höchste Vollkommenheit zu leihen, und der diese Rüstung nicht mehr zu tragen, dieses Schwert nicht mehr zu schwingen vermag.

Ich besitze ein Geschenk Kordelias, ein Blatt aus ihres Vaters Nachlaß, das in jeder Zeile bewährt, mit welch peinlicher Sorgfalt Ludwig sich zum dramatischen Ringkampf vorbereitet und wie gründlich er jede mögliche Wendung dieses Kampfes erwogen hatte. Dieser Katechismus stellt achtundvierzig „Fragen“ auf; ihre Erwägung und Beantwortung soll augenscheinlich dem Dichter die künstlerische Nachprüfung seines Werks erleichtern. Ludwig mochte annehmen, daß ein Drama, wenn es dieses examen rigorosum bestanden hatte, den höchsten Ansprüchen genügen könne. Von der Frage, die ihm in der Zeit seiner erneuten Studien dramatischer Technik die wichtigste geworden war, geht er aus: „Ist der Stoff genugsam simplifiziert? Nichts überflüssig darin?“ Es folgt die Gegenfrage: „Fehlt auch nichts?“ Dann: „Sind alle Handlungen der Haupthandlung gehörig untergeordnet?“ Und so schreitet er weiter bis zu der letzten Frage: „Ob alle Einzelheiten individuell und charakteristisch und keine Stelle hohle Rhetorik, oder lyrische oder philosophische Ergüsse ohne innigsten Bezug auf die Situation und charakteristische und pathologische Färbung.“ Dazwischen sind Architektonik des Dramas, Charakteristik der Personen, Exposition, Verwicklung, Katastrophe und eine Menge verwandter Begriffe vorgenommen, nicht vergessen wird das Kostüm und ihm sofort die Frage angefügt: „Sprechen die Personen nicht über ihren Stand?“ Die Sprache leitet zu der Erwägung weiter: „Ist sie so unmittelbar, daß jede Rede den Schein des augenblicklichen Entstehens hat?“ Nicht übersehen bleiben die kleinen Kunstgriffe der Menschenbewegung auf der Bühne. „Tritt keine Person ohne hinlänglich angedeutete Veranlassung auf oder ab? Und so, daß man gleich weiß, wer sie ist.“ Oder: „Bleibt die Bühne innerhalb eines Aufzuges nie leer?“

Der Fragekasten, der in Ludwigs enger Schrift nur ein schmales Blatt beansprucht, kann das Ergründen aller Techniken des Dramas von Aristoteles bis Avonianus leicht ersetzen. Bewundernswert als Ergebnis rastlosen Aufspürens und unentwegter Erwägung der Gefahren, die dem Dichter auf der Bühne drohen, verrät die Fragenliste doch auch, daß Ludwig von freihinströmendem, frohzuversichtlichem Schaffen zuletzt ganz abgekommen war. Noch in den Romanen, besonders in der „Heiteretei“, ist ein Dichter am Werk, der nur in den reichen Schatz seiner Erinnerung und seiner Phantasie zu langen braucht. Zwar bändigt auch er mit kräftiger Hand den Stoff, der sich ihm aufdrängt. Doch er besitzt ein robustes Gewissen, das durch technische Anforderungen nicht zu erschüttern ist. Dieses robuste Gewissen weicht zuletzt einer überscharfsichtigen Selbstprüfung, wenn Bedenken der künstlerischen Technik sich melden.

Und dieser vorsichtige Selbstquäler war ein Dichter in dem vollsten

Digitized by Google

Sinn des Wortes gewesen, dem Poesie im Leben allenthalben entgegenblickte. Schon seine Lyrik bezeugt es. Was andern trivial schien, wies ihm seine heimliche Schönheit. Hebbel verspürte Poesie, wo starke Gegensätze zu tiefer Aufwühlung der Seele drängen. Ludwig kannte den Reiz des Einfachsten und brauchte nicht starke Erschütterungen, um sein ästhetisches Gefühl zum Mitschwingen gebracht zu sehen. Darum widerfährt es Hebbel leicht, daß er an Stellen stärkster seelischer Erschütterung in ganz prosaische Wendungen verfällt; denn er ist innerlich so stark beteiligt und sein Herz schlägt so heftig mit, daß er das Unkünstlerische der Formung überhört. Sein tieferregtes Gemüt adelt ihm dieselbe sprachliche Gestaltung, deren Trockenheit dem minder beteiligten Beobachter unverkennbar bleibt. Ludwig erhitzt sich nicht an Zwiespältigem, er kann daher die harmonischen Klänge mit reinem und feinfühligem Ohr auch da vernehmen, wo andere achtlos weiterschreiten. Ihm droht weit eher die Gefahr, auch dann noch in lieblichen Tönen zu schwelgen, wenn der Anlaß mächtigen Schall fordert. Bei Hebbel braust ein Gewittersturm über eine mitunter öde und einsame Steppe, bei Ludwig liebkost ein weicher Frühlingshauch das zarteste Pflänzchen. Gleichwohl vermag dieser geborene Verklärer der Idylle zu starken Schlägen auszuholen und führt in rascher Steigerung seinen „Erbförster“ von behaglicher Festesstimmung zu umdüsterter Tragik empor. Auch Hebbel leitet gern aus geringfügigem Anlaß entsetzliche Folgen ab. Indes bei ihm wird zu einem bissigen Epigramm gegen den Weltlauf, was bei Ludwig nur aus liebevoller, wenn auch eindringlicher Versenkung in die Tiefe menschlicher Seelen und in die reichen Möglichkeiten menschlicher Entschlüsse geboren ist.

Psychologisch gedacht ist die Dramatik Hebbels und Ludwigs. Hebbel machte nicht nur Viktor Hugo, auch Schiller zum Vorwurf, daß er die Folgerichtigkeit des seelischen Ablaufs nicht beachte. Dennoch kommt Ludwig näher an den Menschen heran als Hebbel, läßt er das Spiel der menschlichen Seele noch viel eingehender beobachten und auch folgenreicher sich auswirken. Denn Hebbels Drama ist nicht nur gesellschaftlich gemeint, es arbeitet auch durchweg mit gesellschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten. Die Zeit erscheint stets als wichtige Voraussetzung des Handelns und Leidens von Hebbels tragischen Gestalten. Ludwig wendete von seinem Standpunkte aus ein, daß das Schicksal bei Hebbel mehr Ergebnis der Zeit sei, in der die Menschen leben, als Ergebnis ihres eignen Tuns. Er selbst wollte Menschen im Drama verwirklichen, die durch ihre eigene Natur, nicht durch die Denkart ihrer Zeit zu tragischem Leid gelangen. Welche Art der Tragik zur stärkeren Bühnenwirkung berufen ist, sei hier nicht erwogen. Ludwig durfte sich zu seinen Gunsten auf Shakespere berufen. Sicher bleibt auch dem Echtpoetischen näher, wer mit dem Menschen unmittelbar sich beschäftigt. Je reiner menschliches Erleben gefaßt wird, desto stärker bewährt sich das Rätselhafte, Dunkle, begrifflich kaum Faßbare, was wir Poesie nennen möchten. Fraglich ist nur, ob gerade die Bühne berufen ist, Gebilde reinster Poesie zu verkörpern, oder ob die starken Wirkungen, die von der Bühne gefordert werden, nicht von vornherein auf Unkosten der Poesie

Digitized by Google

zustandekommen. Ich möchte auch diese Frage nur aufwerfen und begnüge mich mit einem Hinweis auf Goethe.

Goethes Poesie gilt für reiner und echter als etwa die Poesie Schillers, auch weil Goethe eine Phantasie des Auges besaß, mit der Schiller, dessen Phantasie durchaus musikalisch veranlagt, also eine Phantasie des Ohres war, nur mühsam wetteiferte. Ob Stärke der Anschauung ohne weiteres einen dichterischen Vorzug bedeute, wurde in jüngster Zeit bezweifelt. Mindestens wagen wir heute nicht, den visuellen Dichter unbedingt als höhere künstlerische Kraft zu fassen und ihn gegen den auditiven auszuspielen. Die Ästhetik des neunzehnten Jahrhunderts kannte solche Bedenken allerdings nicht. Ihr war mit gutem Recht in Goethes Poesie ein Höchstmaß künstlerischer Kraft und Leistung aufgegangen. Und da Goethe über starke Gegenständlichkeit verfügte und sein anschauungskräftiges Auge jederzeit in den Dienst seiner Dichtung stellte, forderte man von jedem Dichter starke Anschaulichkeit.

Ohne Zweifel sah Ludwig die Welt und besonders die bewegte menschliche Gestalt weit schärferen Blicks als Hebbel. Hebbels dramatische Gestalten stehen wie aus Marmor gemeißelt da, Ludwig weist den seinen schon in der Szenenangabe eine starke Beweglichkeit zu. Deklamatorisch ist Hebbels, durchaus mimisch Ludwigs Bühne gedacht. Auch der Erzähler Ludwig verliert seine Menschen und ihre Mimik nie aus dem Auge. Sie haben ihre stehenden Bewegungen, und wir lesen ihnen ihre inneren Vorgänge an ihren Gebärden, an ihren Gesichtszügen ab.

Von Eduard Devrient war Ludwig ins Bühnenhaus geführt worden; und auf den Brettern hatte er seine visuelle Phantasie in den Dienst der Mimik des Schauspielers stellen gelernt. Auch darum nahm Laube die Dramen Ludwigs mit offenen Armen auf, während dem gewiegten Theaterpraktikus die Gleichgültigkeit abstieß, mit der Hebbel die Wünsche des Schauspielers unbeachtet läßt. Heute entscheidet gerade das Theater anders, es spielt Hebbel oft und Ludwig sehr selten.

Das macht: der geschlossenen Reihe der Dramen Hebbels stehen von allen Schöpfungen Ludwigs nur die beiden Stücke „Erbförster“ und „Makkabäer“ gegenüber. Ludwigs ältere dramatische Versuche sind nur Vorstudien, die dramatischen Pläne seiner Reifezeit blieben unausgeführt. Hebbel bietet der Bühne so viele Möglichkeiten, daß es ihr lohnt, um Hebbels willen eine besondere, nur ihm taugliche Art schauspielerischer Kunst zu erstreben. Hat man einmal Hebbel spielen gelernt, dann ergeben sich in Menge dankbare darstellerische Aufgaben. Dagegen kann Ludwig nicht aufkommen, wenn er sich auch von vornherein dem Schauspieler weit mehr anpaßt. Dem Theater geht deshalb viel Poesie verloren. Vielleicht wird die Zukunft auch auf der Bühne der Poesie wieder größeres Interesse entgegenbringen und ihr neben zielsicherer Formung tragischer Gegensätze Raum lassen. Dann wird auch Ludwig der Bühne wiedergewonnen werden können.

Unserer Zeit hat die Fülle dichterischer Experimente, die sich seit Jahrzehnten über uns ergießt, das Gefühl für das eigentlich Poetische

Digitized by Google

einigermaßen getrübt. Und die materialistische Welt, die den mannigfachen Versuchen neuerer Dichtung voranging, war diesem Gefühl noch weniger günstig gewesen. War in der materialistischen Zeit die Kunst überhaupt in Gefahr, so ist vorläufig die Dichtung uns wohl wieder zur Kunst geworden, aber das Poetische irrt noch immer verkannt in unserer Welt umher und stößt allenthalben auf Widerspruch und Unverständnis.

Selbstverständlich behaupte ich nicht, daß ein Wiedererwachen des Gefühls für echte Poesie Hebbel schaden könne. Auch in Hebbels Kunst liegen Kräfte, die noch in der Zukunft zu wahrer Würdigung gelangen werden und müssen. Ludwig indes wird, was ihm jetzt vorenthalten ist, von der Zukunft in noch weit größerem Ausmaß einzufordern haben. Diese Zukunft, wie ich mir sie denke, wird vor allem nach seinen Romanen greifen, die doch das Reifste seiner Kunst darstellen und in denen seine poetische Kraft am ungebrochensten waltet.

Mit den Schöpfungen des Erzählers Ludwig eröffnet die neue große kritische Ausgabe seiner Werke eine lange Bändereihe, die nicht nur Längstgedrucktes bringen soll, auch die reichen Schätze unveröffentlichter Aufzeichnungen näherrücken möchte. Kundige und wohlgeschulte Männer sind am Werk, den ganzen Ludwig seinem Volke in würdiger Gestalt wiederzugeben. Autobiographische Mitteilungen Ludwigs werden ergänzend hinzukommen. Möge der großen Arbeit, die da im Dienste des Dichters geleistet werden soll, der schönste Lohn werden: möge durch sie der Dichter zu neuem Leben im Bewußtsein seines Volkes erwachen.* Oskar Walzel

Zirkusdramatik

Beinah war es wie ein Wunder und wäre vor wenig Jahren noch ein wirkliches kleines Wunder des Kunstlebens gewesen: ein Berliner Zirkusbesitzer und -Direktor lud ein paar Berliner Kritiker, richtige Schauspielkritiker (nicht junge Leute für Zirkus- und sonstige Reportage) zum Besuch seines Unternehmens ein, um ihre Aufmerksamkeit auf sein neuestes Ausstattungstück zu lenken, das bereits eine Weile davor, bei der Erstaufführung, die übliche Begeisterung in den „lokalen" Teilen geerntet hatte! Ausstattungstück heißt es nun, nicht mehr Pantomime. Nach einem Manuskript von Hans Heinz Ewers und Marc Henry hatte Direktor Schumann das Werk unter dem Titel „Der unsichtbare Mensch", vier Bilder aus Indien, für seinen Zirkus, den ehemaligen „Renz", in Szene gesetzt.

Ganz wundermäßig ist aber die Sache nicht, denn bei näherem Zusehen lassen sich natürliche Gründe erkennen. Mit Max Reinhardts Manege-Inszenierungen (eben bei Schumann) vollzog sich etwas, das schon in Geistern wie Schinkel und Richard Wagner vorspukte: das Theater hat sich dem Zirkus genähert. Das könnte den Zirkus erster Klasse

* Von der kritischen Gesamtausgabe, die von Paul Merker geleitet wird und bei Georg Müller in München erscheint, liegen bisher vor: Bd. 1 „Erzählungen", herausgegeben von Hans Heinrich Borcherdt und Bd. 2 „Die Heiteretei und ihr Widerspiel", herausgegeben von Paul Merker. Geb. je 8,50 M.

Digitized by Google

wohl reizen, sich auch dem Theater zu nähern. Einen schwächeren Versuch dazu hat vor einem Jahr schon der Zirkus Busch gemacht. Des Direktors Tochter, Fräulein stud. phil. Busch, hat unter kühner Verwertung von Kleists „Hermannsschlacht" für den väterlichen Zirkus einen „Arminius" hergestellt, der auch schon nicht mehr ganz reine Pantomime, sondern an vereinzelten Stellen zu patriotischen Worten gesteigert war. Reinhardts Experimente hatten die Sprechakustik des Zirkus — die allerdings durchaus nicht unanfechtbare — entdeckt und der stummen Zirkusmuse die Zunge gelöst. Der eigentliche Grund aber für die Annäherung des Manegengeistes an den Geist der Schauspielbühne lag in den Folgerungen, die zunächst auf der Theaterseite aus dem günstigen Ergebnis der Dramenaufführungen in solchem Riesenraum gezogen wurden. Das „Theater der Fünftausend" — um es mit einem flugs zur Stelle gewesenen Schlagwort zu sagen — wurde begreiflicherweise ein Schreckgespenst für die Zirkusmänner.

Einer von ihnen, der Direktor Stosch-Sarrasani, will das Gespenst durch eine Schöpfung bannen, die den übrigen Zirkusdirektoren erst recht unheimlich werden muß: „in Verbindung mit einem der bekanntesten Theaterdirektoren" plant er, in Berlin ein Riesengebäude zu errichten, das eine Verschmelzung seines neuen Dresdner „Theaters der Fünftausend" (für Zirkus- und Theaterzwecke) mit dem System des Frankfurter „Zirkus der Fünfzehntausend" (!) darstellen soll. Nach dem Plan der Beteiligten soll es die „größte Schaustätte der Welt" werden. Ob es möglich, schön und nützlich sein wird, das Kolosseum der Römer wieder zu erreichen oder gar zu übertrumpfen, ob von solchem Wachstum des Hauses ein Wachstum der deutschen Volksbühne zu erwarten steht, das kommt hier einstweilen nicht in Frage. (Den Frankfurter „Zirkus der Fünfzehntausend" kenne ich noch nicht.) Von Belang ist in diesem Augenblick nur, daß entschiedene Umwälzungen der Theateranlage im Gang sind, die den Fortbestand der hergebrachten Zirkus-Form bedrohen, und daß die Zirkus-Inhaber also mit gutem Recht, als Verteidiger ihrer wertesten Güter, auf Gegenwehr bedacht sind.

Unter solchen Umständen muß es von Interesse sein, die An- und Absichten eines Bedrohten kennen zu lernen. Direktor Schumann schrieb den Kritikern u. a. dies: „. . . Nicht mit Unrecht wurde dem Zirkus bisher der Vorwurf gemacht, daß die großen Pantomimen allzusehr auf den Geschmack der Galerie zurechtgeschnitten, im Schema erstarrt und für ein kultiviertes Publikum fast ungenießbar seien." Wir wollen uns dies freimütige Eingeständnis gerne merken. „Ich hatte nun — zum ersten Male — den Versuch gemacht, mit der Tradition zu brechen, und mich bezüglich eines Ausstattungsstückes an Dr. H. H. Ewers gewandt, von dessen exotischer Phantasie ich mir eine brauchbare Idee versprach. Sie wollen bedenken, daß ich bei diesem ersten Versuch es nicht wagen durfte, schon völlig mit dem Geschmack der breiten Masse zu brechen; das Risiko bei einer solchen Ausstattung — die in diesem Falle fast 200 000 Mark betrug — ist zu groß, als daß man einen so großen Sprung auf einmal machen könnte. So kommt es, daß Sie noch manches finden werden, das weder Ihnen noch den Autoren noch mir selbst gefällt: Konzessionen, die noch nicht zu vermeiden waren. Auf der andern Seite aber bin ich überzeugt, daß Sie den gewaltigen Unterschied zwischen dieser

Digitized by Google

Arbeit und dem was (sonst) geboten wurde, wohl erkennen werden! Es lag mir natürlich völlig fern, ein den Darbietungen, die Professor Reinhardt mit »Ödipus« und »Jedermann« in meinem Hause brachte, Gleichwertiges zu schaffen: meine Absicht war nur, das Ausstattungsstück des Zirkus auf ein höheres, künstlerisches Niveau zu heben. Und das, glaube ich, ist mir gelungen, trotz aller Konzessionen . . ."

Mit Sicherheit können wir unsrerseits zuvörderst wenigstens feststellen, daß die Absicht der Hebung unverkennbar ist. Sie geht schon aus dem Untertitel hervor. Wo ward es sonst erlebt, daß ein Zirkus sein großes Pracht-Gala-Paradestück schlichtweg als „Vier Bilder" bezeichnete? Da lugt deutlich die Literatur hervor. Im Innern des „Unsichtbaren Menschen" ist sie freilich nicht entfernt so deutlich zu bemerken. Der Aufbau hat etwas von der klaren Einfachheit, die hier auf alle Fälle geboten war.

Die vier Bilder heißen: „Der Ausgestoßene", „Der Yogin im heiligen Dschungel", „Das Opfer der Kali", „Das Fest des Maharadschah".

Ein Brahmane aus Radschputana pilgert mit der schönen Schwester fernhin zum Tempel Schiwas und seiner grausen Gattin Kali, verweigert dort aus Brahmanenstolz dem fremden Herrscher die Huldigung und schlägt ihn, da er, der Maharadschah, des Brahmanen Schwester für sein Eigentum erklärt. Für seine schwere Majestätverletzung wird der Brahmane „aus aller Kaste" ausgestoßen. Die Schwester wird trotz etlichem Sträuben vom Fürsten zurückgehalten, in den sie sich sofort verliebt hat. Krieger schlagen mit ihren Schilden den Paria in den Staub. Eine Tempeltänzerin, die sich des Verwundeten, Ohnmächtigen annimmt, wird von den Kriegern ergriffen und vor den Oberprieſter der Kali geführt. So endet das Bild der Exposition.

Das zweite zeigt, wie ein heiliger Einsiedler im Dschungel singend betet, während künstliche Raubtiere der tropischen Wildnis sich friedlich um ihn bewegen. Der Ausgestoßene bittet den Heiligen teils um Mitleid, teils um Beistand zur Rache. Vergebens lädt der Yogin ihn ein, bei ihm in seinem menschenfernen Frieden zu bleiben. „Zu sehr brennt noch die offene Wunde..." Und der Yogin gibt dem Paria (kein Mensch weiß, warum) einen Stab, mittels dessen er sich nach Belieben unsichtbar und sichtbar machen kann. Im folgenden Bild sieht man das schauderhafte Götzenbild der Kali und die Vorbereitungen zur Opferung jener Tempeltänzerin. Man hört von höchst blutigen Greueltaten eines unsichtbaren Menschen. Der ausgestoßene Brahmane erscheint plötzlich, macht sich unsichtbar, tötet den grausamen Oberprieſter, während die übrigen Priester samt den Kriegern entsetzt fliehen. Mit der geretteten Tänzerin stürzt der Paria von dannen, unter dem unheilschwangeren Ruf: „Noch bin ich nicht zu Ende —". Im vierten Bild versucht der unsichtbar-sichtbare Mensch vergeblich, die Rache an dem Maharadschah zu vollziehen. Sein Tod würde auch den Tod der Schwester bedeuten; so liebt sie den Fürsten.

Zum Abschluß sollte, wie wir von Herrn Schumann erfahren, ein fünftes Bild darstellen, wie der Paria in das Dschungel zurückkehrt und dort den Platz des heiligen Yogin einnimmt. Der Zirkusleiter aber mußte den Teil streichen. „Gewiß ist dieser Schluß der Verfasser viel künstlerischer, auch viel begründeter in der indischen Lebensauffassung, aber der Zirkus verlangt einstweilen noch zum Schluß einen Knalleffekt und

Digitized by Google

verbietet das Wiederholen derselben Szene. Daher: der Brand des Palastes! . . ." Da der Herr des Zirkus das mitteilt und offen hinzufügt, er könnte diesem Beispiel manches andere folgen lassen, da ferner ein Vergleich der Aufführung mit dem Textbuch lehrt, daß nicht alle Stimmungreize, die den Verfassern vorschwebten, in der Wiedergabe der vier Bilder deutlichen Ausdruck fanden, so können die Herren Ewers und Henry nicht allein für das Wort-Schaustück des Zirkus Schumann verantwortlich gemacht werden. Mitverantwortlich bleiben sie natürlich.

Die Arbeit der drei Beteiligten ergab ein Kompromißwerk, das in manchem Zug vielleicht zu hohe Ansprüche an die Masse, und zwar an ihr Bildungwissen, stellt, in wichtigen anderen Zügen dagegen denn doch noch viel zu wenig von ihr verlangt, als daß ein gewaltiger Unterschied zur üblichen Zirkuspantomimik augenfällig hervorträte. Die Herren „Heber" laufen Gefahr, sich zwischen zwei Bänke zu setzen. Und das muß für das weitere Mühen um die Verbesserung des Zirkusstückes im Auge behalten werden. Wenn die Zuschauer- und Hörerschaft zum allergrößten Teil nicht ahnt, was für eine Bewandtnis es mit den Brahmanen hat, so vermag sie die Handlung von vornherein nicht recht zu verstehen. Verhältnismäßig wurde die Deutung des Brahmanen allerdings nicht ungeschickt, unmittelbar durch sein Auftreten, gewissermaßen ersetzt. Und was ein Paria, ein Yogin sei, ergab sich zur Not hinreichend klar aus dem Bilde. Die Figur des Spaßmachers hätte bedeutend wirksamer eingefügt werden können: wenn nämlich die schalen und geschmacklosen Späße durch herzhaften Humor, mindestens durch frischen Witz ersetzt worden wären — ganz einfach.

Sehr richtig hat die dreiköpfige Verfasserschaft gefühlt, daß ein Zirkusdrama einfache Grundlinien und knappen Dialog von nicht zu großem Umfang haben muß. Übersehen wurde aber dabei, daß ein Charakter, sobald man einen aus der Massenschau hervortreten läßt, fesselnd durchgeführt werden muß, wenn er ein „tragender" werden soll. Vom Ewers-Henry-Schumann-Helden kann man das nicht sagen; ebensowenig von seiner sentimental-treulosen Schwester, vom schablonenhaften Maharadschah oder vom Einsiedelmann, der (in der verkürzten Fassung wenigstens) mit tiefsinnigster Haltung ganz töricht handelt. Der Einfall mit dem unsichtbaren Menschen wurde mit allem übrigen nicht in innigen Zusammenhang gebracht, nicht beherzt ausgebeutet; anderseits bringt er natürlich eine unüberwindliche szenische Schwierigkeit mit sich. Es war recht schön von Ewers und Henry — man könnte sagen: es war tollkühner Edelmut, daß sie die exotische Schau durch Einfügung eines Extrakts altindischer Weltanschauung in eine höhere Sphäre heben wollten. Es war mutig von dem Zirkusdirektor, daß er nach bestem Wissen und Gewissen an dem Experiment teilnahm und viele tausend Reichsmark hineinsteckte. Löblich ist das negative Fortschreiten: manches Grobe und Widersinnige der üblichen „Großen Pantomime" fehlt hier. Und es bleibt auf alle Fälle bemerkenswert, daß so das Wort und der Schauspieler im Zirkus heimisch gemacht wurden. Aber bis zum Ziel ist's noch ein gar weiter Schritt!

Vollbringen kann ihn nur ein berufener Dramatiker. Der dramatische Gedanke war ja in der Zirkuspantomime von jeher wahrzunehmen. Man entsinnt sich beispielsweise, aus Jugendtagen, eines sehr wirksamen stummen „Mazeppa"-Dramas. Allein die Gestaltung des dramatischen

Digitized by Google

Vorwurfs über die gröbste Herrichtung für den Schau-Zweck hinaus verlangt einen dramatischen Künstler, der die besonderen Bedingungen des Arena-Baues zu nützen, zugleich aber sie den Forderungen des Dramas unterzuordnen versteht. Denn dies bestätigt uns das lehrreiche Beispiel des „Unsichtbaren Menschen“: bei der Hebung des Zirkus darf das Wesen des Zirkus nicht verwischt werden.

Das Zirkusstück, mit oder ohne Worte, bleibt im Kern Schaustück und zwar Manegenstück. Ein ehrliches schönes Schaustück ohne Kitsch und ohne Roheit geben, einen künstlerischen Augenschmaus, unter dem Beistand trefflicher Bildkünstler geschaffen, belebt durch reiche Entfaltung der Tanzkunst, der Pferdespiele, völkerkundlicher und tierkundlicher Vorführungen, sensationfreier Kraft- und Mut-Leistungen, malerischer Lichtwirkungen, gesunden Humors in mancherlei Anwendung: das ist durchaus keine unwürdige Aufgabe. Auf dieser Stufe des reinen zirzensischen Schaustückes schon kann und soll gute Volkskunst getrieben werden. Das charakteristisch Zirzensische muß der Zirkus sich schon deshalb unangekränkelt erhalten, weil sonst diese Urzirkuselemente nach einer neuen, niederen Stufe abwandern oder vielmehr zurückkehren. Wird unter solchen Voraussetzungen ein Manegenschauspiel mit dramatisch vernünftigem Sinn geschaffen, um so besser! Es ist nicht einzusehen, warum das gesprochene Wort dabei nicht ein guter und berechtigter Helfer sein sollte, wofern nicht vergessen wird, daß es eben nicht mehr sein darf als Helfer. Die Handlung sei klar und gemeinverständlich, frei von Verstiegenheit und von roher Nervenüberreizung, braucht aber auf eine tüchtige Spannung nicht zu verzichten. Die einzelnen Charaktere, die zum dramatischen Zweck in den Vordergrund der Schau gestellt werden, brauchen am Ende nur skizziert zu sein, müssen aber konsequent soweit auf alle Fälle herausgearbeitet sein, daß sie als selbstwandelnde Organismen wirken. Die Möglichkeiten der Stoffwahl für das Zirkusdrama scheinen unbegrenzt zu sein.

Für das Volkstheater größten Stils, für das Schauspielhaus der soundso viel Tausend folgt aus alledem, daß es nicht in den Zirkus gehört, sondern auch seinerseits einen eignen Haustypus erhalten muß, der sich aus der künstlerischen und sozialen Bestimmung der Volksbühne ergibt. Besseres als das unvollständig gerundete Amphitheater, ungefähr in der wiedergeborenen Art des Münchner Prinzregententheaters und der nachgebildeten Häuser, und eine feststehende Bühne mit veränderlicher Vorbühne und vereinfachender Szenen-Ausstattung wird sich da schwerlich finden lassen. Die Manege ist für das Wortdrama ebenso sinnlos, wie sie für die Hohe Schule der Reitkunst und Verwandtes zweckmäßig ist. Nur Reinhardts Regiekünste konnten darüber hinwegtäuschen, und auch sie bloß zu Anfang, als der Reiz der Neuheit die Kritik betäubte. „Das Theater der Fünftausend“ erscheint uns vorläufig als eine bedenkliche Phrase — während gegen den „Zirkus der Fünftausend“ selbstverständlich nichts einzuwenden ist.

Soll ein Wortdrama nicht mit abendfüllendem Schreien und vergröbertem oder unwahrnehmbarem Mienenspiel wiedergegeben werden, so dürfte der Zuschauerraum niemals mehr als zwei- bis höchstens dreitausend Menschen fassen. Wird es durch absonderlich findige Bautechnik ermöglicht, daß ein amphitheatralischer Zuschauerraum je nach Bedarf bald einen richtigen Zirkus, bald (um ein Segment seines Umkreises ver-

Digitized by Google

kürzt und um eine ordentliche Schaubühne bereichert) ein richtiges Volkstheater vorstellen kann, so ist das aus Gründen der Finanzierung im Interesse der Volksbühne gewiß zu begrüßen. Ein Zirkus der Fünftausend, der ein Theater der Dreitausend in sich hat und etwa im Sommer Zirkus, im Winter Theater ist: das wäre eine gute Lösung. Im übrigen aber hat das volkstümliche Schauspielhaus, auch das große, solang es halt Heim des Wortdramas sein will und soll, nichts zu schaffen mit der Arena für zirzensische Schaustücke. In unsrer Zeit, da man kaum gelernt hat, feinfühlig zwischen den Raumbedürfnissen der großen Oper oder Tragödie einerseits und des Singspiels oder „Kammerspiels" anderseits zu unterscheiden, bedeutet die Vermischung von Zirkus- und Theaterstil schlechterdings einen Rückfall in überwundene Barbarei. Willy Rath

Zum Verständnis und Vortrag von Mendelssohns Klavierwerken*

Mitten in das romantische Chaos und dem virtuosischen Jahrmarktstrubel entgegen stellt sich, wie ein rocher de bronce, der formvollendete Felix Mendelssohn-Bartholdy, dessen universelle Bildung und umfassende Geistesanlagen die denkbar günstigsten Vorbedingungen abgaben für eine Läuterung des modischen Geschmackes und eine Erhebung der Musik auf ein höheres Niveau. Außer in seiner schöpferischen Kraft (vergl. besonders die herrlichen „Ouvertüren" romantischen Inhaltes, die „Symphonien", „Oratorien", „Lieder", „Duette", „Männerchor-Kompositionen", „Quartette", das klassische „Violin-Konzert" u. a. m.) beruht seine große kultur-historische Bedeutung in seiner reformierenden, neu gestaltenden und erzieherischen Wirksamkeit. Seiner aufrichtigen Verehrung für die großen, tief-sittlichen und künstlerischen Werke der klassischen Meister (Mozart, Beethoven, auch Schubert) verdanken wir es, daß die Verflachung des musikalischen Geistes durch die virtuosischen „Diaboli" vorgebeugt und den franco-italienischen Operneinflüssen Einhalt geboten wurde. Die hingebende Pflege der „musica sacra", sowie der praktische Hinweis auf die germanischen Geistesschätze, besonders aber die Wiedererweckung Joh. Seb. Bachs, ist Mendelssohns größtes Verdienst.

Seine Klaviermusik verrät dieselbe Feinheit des Geistes und Sicherheit der Formbeherrschung wie seine übrigen Meisterwerke. Der Stil weist mancherlei Einflüsse (Hummel, Field u. a.) auf. Am stärksten ausgeprägt finden wir Webers Art in Mendelssohns Schaffen wieder, so besonders in den „Rondi" und den virtuosisch-brillanten „Capricci". Auf Bach fußt seine Meisterschaft der polyphonen Stimmführung, wohingegen die „Lied"-Natur mit derjenigen Schuberts, wenn auch nur entfernt, verwandt erscheint. In der Eleganz der Spieltechnik kommt er Mozart nahe. Die „Scherzo"-Art ist jedoch nicht so neu, wie man meistens anzunehmen pflegt. Sie ist schon bei den großen Meistern der französischen und italienischen Clavecinisten-Schulen (Couperin, Rameau, Scarlatti u. a.) anzutreffen. Vermutlich haben auch einzelne „Präludien" aus dem „Wohltemperierten Klavier" von Bach auf die Form der „Capricci"

* Abdruck aus Breithaupts Werk „Die natürliche Klaviertechnik", Verlag C. F. Kahnt Nachf., Leipzig (s. Rundschau dieses Heftes).

Digitized by Google

eingewirkt, während die äußeren Spielfiguren wiederum Webers Technik entlehnt sind.

Mendelssohns Stärke liegt in der melodischen Erfindung. Er ist eine durch und durch lyrische Natur. Daher sind seine besten Schöpfungen die schlichten und innig empfundenen „Lieder ohne Worte", jene kleinen und feinen lyrischen Stimmungsstücke von teilweise echt romantischem, poetischen Stimmungsgehalte, deren Form bereits durch Bach (Präludien), Beethoven (Adagio), Field (Nocturnes) und Schubert (Impromptus, Moments musicaux) vorbildlich dargestellt war. Der Typus dieses einmotivigen „Klavier-Liedes" ist ebenso verschieden wie sein Inhalt und Wert. Wir unterscheiden formell Stücke von teils präludienartigem, teils melodischem Etüden-Charakter, ferner das einfache, lyrische Volkslied, das poetisch-charakteristische Stimmungsstück von bestimmter programmatischer Tendenz, und eine Art von „Chor"-Lied. Letzteres ist, ebenso wie die bewußte Gestaltung des zweistimmigen Volksliedes mit Klavierbegleitung (der „Duett"-Form), Mendelssohns geistiges Eigentum, mögen sich auch vereinzelt einige Typen schon bei Beethovens Adagio und in Schuberts Liedern vorfinden. Der Wert der „Lieder ohne Worte" ist der großen Anzahl (48) entsprechend ein sehr ungleicher. Die besten Stücke (vergl. das „Jagdlied", „Spinnerlied", „Frühlingslied", „Venezianisches Gondellied", „Trauermarsch", „Wiegenlied", das Andante in As-dur op. 53 Nr. 1, das Es-dur Lied op. 38 Nr. 1 und das „Duetto" in As-dur op. 38 Nr. 6 u. a.) sind von unvergänglicher Schönheit. Die Knappheit und Schlichtheit der Thematik, die Süßigkeit des melodischen Ausdruckes sowie die große Klangschönheit in Verbindung mit einer außerordentlich leicht gesetzten und ansprechenden Spieltechnik haben diesen Poesien eine fast volkstümliche Bedeutung verliehen. Sie gehören nach wie vor, trotz der starken Abnutzung ihrer „Melodien" und ihres etwas salonmäßigen Konversationstones, zu den Perlen unserer an klassisch-lyrischen Vortragsstücken nicht gerade überreichen Literatur und zu den vollkommensten Studien zur Entwickelung eines „singenden" Tones und eines feinen, höchst differenzierten Anschlags- und Druckgefühles.

Auch seine drei Konzerte stehen auf einer weit bedeutenderen Höhe als diejenigen seiner Zeitgenossen Hummel, Wölfl, Steibelt, selbst Webers, Kalkbrenners u. a., bleiben jedoch hinter den klassischen Mustern erheblich zurück. Das beste ist das erste Konzert in G-moll. Es ist dreisätzig und sowohl in der Anlage als nach Seite der Form von einer glücklichen Knappheit und übersichtlichen Klarheit. Auffallend ist die weise Beschränkung der „Tutti". Die langen Orchester-Vorspiele und -Zwischenspiele der virtuosischen Periode Mozarts sind auf das nötige Maß reduziert. Eine kurze Exposition, und das Klavier „hat das Wort". Tutti und Solopartie treten wieder in die, schon von Bach angestrebte harmonische Wechselbeziehung, wodurch das Ganze festeren Zusammenhang und geschlosseneres Gefüge erhält. Die Thematik des ersten Satzes ist trotz des unverkennbaren Weberschen Einschlags durchaus nobel und entbehrt nicht einer gewissen Großzügigkeit. Der zweite Satz (Andante $^3/_4$, E-dur) ist schlicht und wohllautend, ohne allzu starke Süßlichkeit. Der letzte G-dur-Satz ähnelt dem Schlußsatz von Webers Konzertstück, hat aber bei gleicher Brillanz den Vorzug einer viel feineren musikalischen Ausarbeitung und

Digitized by Google

größerer Klangwirkung. Die Spieltechnik ist dankbar, von mittelschwerer Art, daher für den Studiengang junger Konzertspieler besonders wertvoll. Das ebenfalls dreisätzige D-moll-Konzert fällt dagegen erheblich ab. Das ganze Werk ist ohne rechte Physiognomie. Die thematische Erfindung ist schwach und die geschwätzigen Passagen und Oktaven-Tiraden Weberscher Herkunft mehren sich. Das gleiche Urteil trifft auch auf die übrigen „Konzertstücke" zu, wie zum Beispiel das „Capriccio brillante" op. 22, „Rondo brillante" op. 29 und die „Serenade und Allegro giojoso" op. 43. Trotz einzelner Schönheiten sind diese „Phantasien" nichts anderes als reine Solo-Nummern mit begleitendem Orchester, die, wie schon ihre Titel besagen, mit ihrer brillanten Technik lediglich der Befriedigung eines mehr virtuosischen Bedürfnisses dienten, heute aber schon stark verblaßt sind.

Der lyrisch-melodischen Muse Mendelssohns fehlt auch die Grazie nicht. Vielleicht ist diese anmutige, capriccióse Scherzo-Natur sogar sein bester Teil. Seine „Scherzi" und „Capricci" erscheinen außerordentlich vertieft. Sie sind auch in der Arbeit besser, musikalisch feiner und durchsichtiger als die gleichartigen Stücke Webers. Die Wirkung seiner prickelnden staccato-Rhythmen und seiner leggierissimo- und vibrato-Spielfiguren, mit denen er auf das einfachste und treffendste Traumeswirren und Märchenspuk, Gnomenreigen und Elfentanz zu symbolisieren weiß, ist geradezu bezaubernd. Die geniale Art des poetisch-charakteristischen „Capriccio", welcher wir die Musik zum „Sommernachtstraum" verdanken, wird bleiben. Wir rechnen hierzu das „Capriccio" op. 5, das meisterliche und virtuose „Rondo capriccioso" op. 14, das Glanzstück aller Salonspieler, die „Trois Fantaisies ou Caprices" op. 16, von denen besonders das „Scherzo" (zweites Stück) wegen seiner Sommernachtstraumstimmung von Wert ist, sowie das H-moll „Scherzo" (als Beilage zur „Berliner Allgemeinen Musikalischen Zeitung" gedruckt) und das „Scherzo a Capriccio" (Beilage zum „Album des pianistes"). Die „Charakterstücke" op. 7 halten wir mit Robert Schumann lediglich für gute Skizzen. Nur das letzte Stück (Nr. 7, E-dur) sei hervorgehoben, weil in ihm der Typus der späteren Elfenmusik im „Sommernachtstraum" schon ziemlich fertig ausgebildet erscheint. Reifer und abgerundeter sind die kleinen „Kinderstücke" op. 72, die, wenn sie sich auch nicht entfernt mit den Poesien Schumanns messen können, doch einen dankbaren Stoff für die untere Mittelstufe abgeben und wohl neben Schumanns „Jugendalbum" bestehen können. Ein „Andante cantabile e presto agitato" ist ein hübsches Salonstück ohne besonderen Kunstwert. Auch den „Trois Caprices" op. 33 vermögen wir keinen Geschmack abzugewinnen. Trotz einzelner interessanter Partien (man vergleiche zum Beispiel die arpeggienartige Einleitung des ersten Capriccios, die dem Stile der älteren „Toccata" gleicht, oder das an Bachs D-dur-Fuge (u. a. „Wohltemp. Klavier" Bd. I) gemahnende Adagio B-moll des dritten Capriccios) sind sie, als Ganzes betrachtet, nicht sonderlich hoch einzuschätzen. Dasselbe Los teilen die „Phantasie" op. 28, deren logische, fast sonatenartige Ausführung und Gestaltung in drei Teilen freilich besser ausschaut, sowie die drei „Sonaten" (op. 6 E-dur, op. 105 G-moll und op. 106 B-dur). Letztere Werke verraten eine Schwäche ohnegleichen, die im Hinblick auf das klassische G-moll-Konzert, die wundervollen „Ouvertüren" und trefflichen „Symphonien" doppelt auffallend ist. Sie sind alle drei ohne Blut und Mark. Die erste Sonate, die Arbeit eines echten Epigonen,

Digitized by Google

klingt im ersten Satze an Beethovens op. 101 an, der sie im Thema fast auf ein Haar gleicht. Der zweite Satz hat ein prächtiges, rhythmisch etwas gleichförmiges „Menuett". Das absonderliche Adagio, dessen rezitatorischer Charakter deutlich auf Bachs „Chromatische Fantasie", bezw. auf Beethovens op. 109 hinweist, fließt nach mannigfachen Unterbrechungen (Allegretto con espressione), in den Schlußsatz (Molto Allegro e vivace) über, dessen Spieltechnik wiederum Weber entlehnt ist. Von den beiden nachgelassenen Werken dieser Gattung ist die dreisätzige G-moll-Sonate völlig unbedeutend. Die viersätzige B-dur-Sonate hat wenigstens im ersten Satz ein gutes Thema (vergl. Beethoven op. 106 erster Satz) und ein feines „Scherzo" (B-moll) im flockigsten staccato. Das Andante E-dur ist schlechtester Mendelssohn, süßlich und ohne jede tiefere Regung, der Schluß enthält die üblichen virtuosischen Passagen-Themen und Spielfiguren Weberscher Herkunft. Alles in allem enttäuschen die Sonaten in jeder Beziehung. War es auch schwer, nach Beethoven in dieser Form noch etwas der Klassik Gleichartiges zu schaffen, so haben doch Schubert, ja selbst Weber (in seiner As-dur-Sonate) weit Besseres geleistet und den Beweis erbracht, daß man auch im Gegensätzlichen etwas Meisterhaftes zu vollenden vermag.

Auf hoher Stufe stehen dagegen die Werke polyphoner Satztechnik wie die „Sechs Präludien und Fugen" (op. 35) und die klassischen „Variations sérieuses". Erstere sind schlechterdings kleine Meisterwerke, die in ihrer Art selbst die Sonnennähe Bachs nicht zu scheuen brauchen (vergl. besonders das rauschende e-moll-Präludium, das Chopinartige F-moll-Präludium und das letzte B-dur-Präludium [Maestoso moderato]). Die „Variations sérieuses" erachten wir als Mendelssohns vollendetste und reifste Klavierschöpfung, sowohl was das stimmungsvolle elegische Thema anbelangt als auch bezüglich der durchweg originalen technischen Spielformen. Die Klarheit des Satzes, der stets wechselnde Reiz neuer, überraschender Varianten, vor allem aber die außerordentliche Klangwirkung der höchst einfachen und dabei doch klaviermäßig-glänzenden Technik, die niemals die Grenze des Geschmackvollen überschreitet oder die virtuosische Absicht erkennen läßt, sowie schließlich die Disposition des Ganzen, der geschickte Wechsel der Teile in ihrem Stimmungs-, Formen- und Figuren-Inhalt, endlich der Aufbau und die Steigerungskraft des Schlusses, — alles dies macht diese Variationen zu einer Meisterschöpfung ersten Ranges und zu einem Studienwerk von unvergänglicher Bedeutung und dauerndem Nutzwerte. Die kleineren „Variationen" aus dem Nachlaß op. 82 und 83 sind ohne Bedeutung. Die „Etüden" op. 104 sind dankbare Übungsstücke. Eine Etüde F-moll (für die Méthode Moscheles et Fétis komponiert) ist eine gute brauchbare Anschlagsstudie. Die „Fantaisie sur une Chanson irlandaise" („Letzte Rose") op. 15, sowie die kleinen „Klavierstücke" B-dur und G-moll sind Gelegenheitskompositionen. Der Nachlaß enthält noch: „Drei Präludien" op. 104, ein „Albumblatt" (Lied ohne Worte) op. 117, ein Webers C-dur-Rondo nachgebildetes „Perpetuum mobile op. 119 und ein „Gondellied" (Beilage zur „Neuen Zeitschrift für Musik", Leipzig). Das Doppelkonzert für zwei Klaviere in E-dur, das Mendelssohn mit Moscheles zusammen in London öffentlich gespielt hat (13. Juli 1829), ist unveröffentlicht geblieben.

Was Mendelssohn eine so große Beliebtheit verschafft hat, ist der süße Wohllaut seiner Kantilene, die Zierlichkeit und Geschmeidigkeit seiner

Digitized by Google

Technik. Diesen unleugbaren Vorzügen stehen jedoch auch große Schwächen und Mängel gegenüber. Zunächst entbehrt das melodische Empfinden oft des eigentlichen Kernes. Es artet nur allzuleicht in übertriebene Empfindsamkeit und süßliche Weichlichkeit aus. Das ängstliche Ausweichen vor den Schroffheiten und Härten des Lebens ist nicht ohne Einfluß auf Mendelssohns Schaffen geblieben. Es fehlt seiner Kunst die pathetische Energie, der dramatische Funken und seinem Charakter des Stahles Härte. Selbst dem Lyrisch-Sentimentalen mangelt die tiefere Unterströmung. Die Probleme des Lebens, die Quellen des Leides, der große Schmerz, haben diese Sonnennatur nicht berührt. Sein Stil ist zwar glatt, aber häufig unendlich nichtssagend. Der größte Fehler ist die rhythmische Gleichförmigkeit. Die monotonen Motivfolgen — wirklich groß und erfinderisch ist er nur im Zierlichen — wirken oft ermüdend und erwecken vielfach die Empfindung reizloser Schablonentechnik. Dazu kommt eine gewisse „akademische" Korrektheit im Satz und in der Modulation. Typische harmonische Wendungen, die leidigen Vorhaltsmanieren, der übermäßige Gebrauch des Nonenakkordes und weicher Terz-Quartakkorde usw. drücken dem Stil sogar den Stempel der „Manier" auf. Auffallend ist ferner der Mangel an Erfindung origineller Klavierfiguren, über die er selber klagt. Im allgemeinen ist sein Klavierstil, die besten Stücke der „Lieder ohne Worte", einige Partien aus dem G-moll-Konzert und die „Variations sérieuses" ausgenommen, arm an neuen Spielformen. Die Technik hat immer dasselbe Gesicht. Dieselben kleinen Fünffinger-Formen, dieselben Tonleitermotive, dieselben Weberschen Passagen und Oktaven kehren, ohne Veränderung, in fast typischer Form wieder. Auch entbehrt der Stil des wirklichen instrumentalen Klangreizes, des satten Kolorits, das z. B. Schubert und Schumann ihren Akkorden und Harmonien zu geben wissen, von Chopin und Liszt ganz zu schweigen. Der Musiker in Mendelssohn überragt den Instrumentalisten. Vieles wie z. B. die prickelnden, kapriziösen staccato-Motive könnten auch und zwar besser von einer Violine ausgeführt werden. Sein Klaviersatz ist zu dünnflüssig. Es fehlen die Füllstimmen. Der Terzen- und Sextentechnik wird ängstlich ausgewichen. Die Begleitfiguren sind häufig auffallend matt, ganz abgesehen von ihrer stereotypen Bauart. Die Bedeutung der Dynamik der instrumentellen Lagen, die orgelartige und die orchestrale Natur des Klavieres, die doch schon Beethoven und Schubert instinktiv erfaßt hatten, wird zu wenig beachtet. Mendelssohn liegt die absolute musikalische Idee stets näher, als die Verkörperung derselben auf dem Klavier. Er komponiert wohl f ü r das Klavier, aber nicht aus dem Geiste des Instrumentes heraus, wie dies z. B. Schumann und besonders Chopin tun. Sein größter Vorzug ist die Geschmeidigkeit seiner Figuren. Sein feiner Formensinn ließ ihn, der selbst ein ausgezeichneter Virtuose war, nie etwas schreiben, was instrumentell schroff, technisch eckig und unbeholfen, unspielbar und unklaviermäßig gewesen wäre. Ja, sein Stil muß in seiner Art (in der Beschränkung der Mittel wie des Inhaltes) als einer der klarsten und flüssigsten bezeichnet werden. Und so flüssig und geschmeidig er ist, so flüssig und fein muß er ausgeführt werden. Das Passagenwerk von virtuosem Glanz, einen weichen, singenden Anschlag, der Ausdruck gemäß der lyrischen Süße nicht ohne Sentimentalität, ein jeu perlé von zartestem Schliff, — Ton für Ton à jour gefaßt, — und ein duftiges, graziöses staccato („Spinnerlied", „Frühlingslied", „Rondo ca-

Digitized by Google

priccioso"), sowie ein flockiges leggierissimo und feinschlägiges vibrato der Hand, und man wird dem feinen Musiker und klassischen Formalisten in allem gerecht werden.

R. M. Breithaupt

„Schutz der Arbeitswilligen"

Immer wieder wird jetzt ein Gesetz zum Schutz der „Arbeitswilligen" verlangt. Die Bezeichnung „Arbeitswillige" für Arbeiter, die einen Streik nicht mitmachen wollen, kommt natürlich aus dem Lager der Unternehmer. Der „klassenbewußte" Arbeiter sieht in „Arbeitswilligen" Leute, die sich davor „drücken" wollen, um gerechte Arbeitsbedingungen zu „kämpfen". Er muß deshalb für charakterlos, ehrlos, minderwertig dieselben Menschen halten, welche die Arbeitgeber mit der Benennung „Arbeitswillige" gerade als besonders wertvolle Menschen kennzeichnen wollen, die vorteilhaft gegen die faulen Streikenden abstächen. Welche Wertung ist richtig? Das hängt in jedem einzelnen Falle davon ab, ob das, worum gestreikt wird, berechtigt ist oder nicht. Gestreikt wird gewöhnlich um Lohnerhöhungen, um die ökonomische Grundlage des Arbeiterdaseins. Irgendein Lohn ist jeweils der gerechte. Wollen die Streikenden darüber hinauskommen, so wollen sie den Arbeitgeber ausbeuten, teilweise von seiner Arbeit leben: dann verdienen „Arbeitswillige" ihren Ehrennamen. Trachten Streikende aber nur danach, dem gerechten Lohne näherzukommen bis sie ihn erreicht haben, so sind „Arbeitswillige" Feiglinge, die nur fortfahren zu arbeiten, weil sie sich vor dem Lohnkampf scheuen, denn natürlich ist ja gewiß, daß der Mensch den Ertrag seiner Arbeit möglichst hoch wünscht.

Diese einfache Erwägung zeigt schon, daß man vom Staat nicht ohne weiteres ein „Verbot des Streikpostenstehens" oder ähnliche Maßnahmen für die „Arbeitswilligen" oder vielmehr für die Unternehmer erwarten darf, denen diese dienen. Sonst würde der Staat auf den Standpunkt des vollen Klassenstaates zurückkehren, den er längst verlassen hat; er nähme kritiklos für das Unternehmertum gegen die Lohnarbeiterschaft Partei. Indem der Staat den Arbeitern das Koalitionsrecht und andere Freiheiten gewährte, indem er sich durch die Sozialpolitik sogar zum Teil in den Dienst ihrer Bestrebungen stellte, suchte er freiwillig aus der Hörigkeit der höheren Stände und Klassen herauszukommen. Es könnte wohl möglich sein, daß ihm dieser Versuch nie völlig gelänge, weil seine Kräfte zu schwach wären, um sich von den Banden, die ihn an die Vergangenheit fesseln, loszureißen. Vielleicht werden die Rahmen, in die unsere Gesetzgeber das neue Leben zu spannen suchten, das sich aus der sozialen Bewegung entwickelt, nicht auf die Dauer halten. Sicher ist nur, daß der Staat sich mit allen Kräften bemühen muß, den Anforderungen der Gegenwart zu entsprechen, um lebensfähig zu bleiben. Darum bedeutet die Lösung der sozialen Frage für den heutigen Staat eine Frage um Sein oder Nichtsein. Solange er keine gerechten Löhne bestimmen und diktieren kann, muß er sich den Arbeitskämpfen gegenüber im großen und ganzen neutral verhalten. Nur die Methode des Kampfes, nicht der Kampf selbst

Digitized by Google

darf dann seinem Einfluß unterworfen sein. Wenn z. B. der § 240 des Strafgesetzbuches, der von der Nötigung durch Gewalt oder durch Bedrohung mit Verbrechen oder Vergehen handelt, den Streikverhältnissen derart angepaßt würde, daß eine Nötigung auch dann angenommen werden könnte, wenn einem „Arbeitswilligen" Arbeitsgerät, Arbeitsmaterial, Arbeitserzeugnisse oder Kleidungsstücke beschädigt oder vorenthalten werden, so würde damit nichts gegen den Kampf, sondern nur gegen bestimmte, barbarische Kampfmethoden unternommen. Man sollte aber gar nicht mit einer solchen geringen einzelnen Verbesserung anfangen. In Australien gilt schon großenteils der Streik selbst als eine kulturwidrige Form der Arbeitskämpfe. Ein Gesetz des Commenwealth vom Jahre 1904 bestimmt, daß keine Person oder Organisation wegen eines industriellen Streites irgend etwas zur Herbeiführung eines Streiks oder einer Aussperrung tun darf und sieht für den Übertreter Geldstrafen bis zu 10 000 Mark vor. Der „Industrial Disput Akt" aus dem Jahre 1908 bedroht Personen mit schweren Strafen, die Aussperrungen und Ausstände in solchen Gewerben hervorrufen oder hervorzurufen suchen, welche die Allgemeinheit mit notwendigen Lebensmitteln versorgen oder sich mit Transportdiensten befassen. Der gesetzliche Begriff der notwendigen Lebensmittel schließt ein: Gas, Wasser, Licht, Milch, Fleisch, Kohle. Personen, die derartige Ausstände oder Aussperrungen anzustiften suchen, werden mit Gefängnis bis zu 12 Monaten bedroht. Zum Ersatz für die verbotenen Kampfmittel sind obligatorische Einigungsämter und Schiedsgerichte eingerichtet. Ein Mitglied des höchsten Gerichtshofes des Commenwealth oder einer der Kolonien führt den Vorsitz des Bundes oder eines einzelstaatlichen Schiedsgerichts. Die Beisitzer werden von den Parteien gewählt. Die Einhaltung der Schiedssprüche kann von den Behörden erzwungen werden. Lohntarife, die auf diese Weise zustande kommen, sind gewöhnlich für drei Jahre bindend. Irgendwelche Versuche, sie durch Streiks oder Aussperrungen außer Kraft zu setzen, können bestraft werden, in einigen Fällen mit Gefängnis oder mit Bußen, die für den Arbeitgeber bis zu 20 000, für einzelne Arbeiter bis zu 200 und 400 Mark betragen dürfen.

Die Natur- und Kulturverhältnisse Australiens sind allerdings zu außergewöhnlich, als daß, was dort sozialpolitisch geschieht, ohne weiteres auch in alten europäischen Kulturländern möglich wäre. Immerhin lehrt die Einführung gesetzlicher Mindestlöhne für den Bergbau in England, daß auch die Sozialpolitik europäischer Industriestaaten die Richtung einzuschlagen beginnt, in der Australien schon so weit vorgeschritten ist. Eine Lösung der sozialen Frage bedeutet aber auch der australische Staatssozialismus nicht. Der bureaukratische Mechanismus zur Lohnregelung hat in Australien längst angefangen, die wirtschaftliche Entwicklung zu hemmen, und Arbeiter wie Arbeitgeber sehen immer mehr ein, daß Lohnämter und Schiedsgerichte einen dauernden sozialen Frieden auch nicht zu schaffen vermögen. Gerade in den letzten Jahren haben sich manche große Ausstände ereignet, die wider die Gesetze waren, und in den meisten Fällen wagten die Behörden nicht einmal, die Strafbestimmungen

Digitized by Google

anzuwenden. Man hat den Krieg eine Fortsetzung der Diplomatie mit andern Mitteln genannt, aber es ist wohl richtiger, die Diplomatie eine Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln zu nennen. Wo verschiedene Völker wirklich friedlich miteinander verkehren, etwa die in einem Staatsverbande vereinigten verschiedenen Nationalitäten, da ist auch die Diplomatie überflüssig. Die Einrichtung sozialpolitischer Schiedsgerichte bedeutet eine Fortsetzung der Arbeitskämpfe in Streiks oder Aussperrungen mit anderen Mitteln. Den sozialen Frieden als normalen Zustand können nur Kräfte herstellen, die das freie Wirtschaftsleben erzeugt: genossenschaftliche Bestrebungen, Gewinnbeteiligungen usw. Malzan

Rechtsanwälte

Der Geschäftsführer des Deutschen Anwaltvereins ersucht uns, die folgende Erwiderung auf Nordhausens Aufsatz „Rechtsanwalt und Staatsanwalt" abzudrucken:

Richard Nordhausen hat unter der Überschrift „Rechtsanwalt und Staatsanwalt" einige Betrachtungen veröffentlicht, die schwere Angriffe gegen die deutsche Anwaltschaft enthalten. Die Art dieser Nordhausenschen „Kritik" an der Anwaltschaft fordert schärfsten Widerspruch heraus. Sachlich unbegründete Behauptungen, ungerechtfertigte Verallgemeinerungen und grobe Übertreibungen kennzeichnen seine Ausführungen.

Auf den „adlig empfindenden Menschen" beruft sich Nordhausen, der verloren ist, wenn er einem Rechtsanwalt gegenübertritt, „der die sachlich unhaltbare Lage seines Schutzbefohlenen genau kennt und eben deshalb hundert Winkelzüge, Seitensprünge, Unwahrheiten wagt". Es ist der Advokat des Schauerromans, auf den hier exemplifiziert wird. Entspringt solche „Beweisführung" adligem Empfinden? „Zahllose Prozesse der letzten Jahre, die das Reich skandalisiert haben", zeigen nach der Schilderung des Kritikers das folgende erbauliche Bild: „Um einen notorischen Verbrecher zu retten, werden nicht nur alle Schleusen sophistischer Beredsamkeit geöffnet und rücksichtslos die Tatbestände verdunkelt, sondern es wird auch mit Hilfe kurioser Zeitungsberichte die öffentliche Meinung gegen das Gericht aufgestachelt." Fast jede Phrase dieses Satzes ist eine durchaus beweislose Behauptung. Wo sind die „zahllosen" Prozesse der letzten Jahre, „die das Reich skandaliert haben"? Vermag Nordhausen nicht wenigstens einige Dutzend davon anzuführen? Er begnügt sich zunächst mit der Bezeichnung von — zweien dieser zahllosen Prozesse: dem Hau-Prozeß und dem Scharmach(Methylalkohol)-Prozeß. Und wo ist die „Notorietät" des Verbrechertums der in diesen Prozessen Angeklagten? Den Entscheidungen in diesen Prozessen steht noch jetzt mancher zweifelnd gegenüber. Und da soll schon während des Schwebens dieser Prozesse — welche Zeit doch allein für die Beurteilung des Verhaltens der Verteidiger in Frage kommt — nicht nur die Schuld der Angeklagten, sondern sogar ihr Verbrechertum „notorisch" gewesen sein? Wo ist weiter die „Verdunkelung der Tatbestände" durch die Verteidigung, wo sind die „kuriosen Zeitungsberichte", die der Verteidigung zur Last gelegt werden könnten? Und wie vertragen sich schließlich alle diese Behauptun-

Digitized by Google

gen mit dem dann folgenden Zugeständnis an die „Zierden des Barreaus", daß sie „ganz gewiß in der Meinung, nur die Rechte ihres Klienten zu wahren, und ganz gewiß in genauer Befolgung der gesetzlichen Vorschriften" handeln, — diese Zierden des Barreaus, die, um notorische Verbrecher zu retten, die Tatbestände rücksichtslos verdunkeln und mit Hilfe der Presse die öffentliche Meinung gegen das Gericht aufstacheln!

Kein Vernünftiger wird bestreiten, daß, wie in anderen Ständen, auch im Anwaltstande Verfehlungen und Mißgriffe vorkommen, aber nur blinde Voreingenommenheit kann sich zu solchen schroffen Behauptungen versteigen, wie sie in den vorstehenden Sätzen enthalten sind.

Und damit begnügt sich Nordhausen nicht. Er meint weiter, daß es auch nichts helfe, nachträglich zu behaupten, die ungeheure Mehrheit der Anwälte verurteile „solche Exzesse", halte sich absichtlich von der großen Verteidigungspraxis fern usw. „Wäre das Mißbehagen in Wahrheit so allgemein, wer könnte dann die Anwaltskammern hindern, von den gefährlich gewordenen Kollegen hörbar abzurücken?" Und ferner: „Zweifellos sehen alle tüchtigen und gewissenhaften Elemente in der Rechtsanwaltschaft zürnend auf dies Treiben. Aber ein Ende machen sie ihm nicht." Dieser Kritiker der Anwaltschaft macht sich hier eine neuerdings mehrfach aufgestellte Behauptung zu eigen, die aber noch niemals jemand zu beweisen auch nur versucht hat. Nordhausen verschweigt deshalb auch, oder er weiß nicht, daß zum Beispiel erst in neuester Zeit das Verhalten einiger Verteidiger in einem, von ihm allerdings nicht erwähnten Sensationsprozesse ehrengerichtlich geahndet worden ist. Er verschweigt oder weiß nicht, daß die Berliner Anwaltschaft erst kürzlich von einigen ihrer Kollegen „hörbar abgerückt" ist. Er verschweigt oder weiß nicht, daß die von ihm zitierte „Berühmtheit" aus dem Anwaltstande entfernt worden ist.

Nordhausen verschweigt vieles oder weiß vieles nicht. Aber eins weiß er offenbar ganz bestimmt: daß an allen jenen Verfehlungen und Entgleisungen allein die Verteidiger schuld sind. Daß derartige unerquickliche Vorkommnisse auch darauf beruhen können, daß auf seiten der Richter, namentlich des Vorsitzenden Fehler gemacht werden, darauf, daß diese ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, daran denkt er natürlich nicht. Auch das muß sich aber der gewissenhafte Kritiker überlegen. Mit der Phrase, daß Richter und Staatsanwalt gegenüber jenen „Exzessen" der Verteidigung machtlos seien, daß sie sich, auch wenn sie ihrer Sache zehnmal mehr gewachsen wären, würden in Geduld fassen müssen, kommt man nicht weiter. Wie kommt es denn, daß so viele Prozesse, auch Sensationsprozesse, in denen die gleichen Verteidiger mitwirken, ruhig und sachlich und ohne alle unliebsamen Zwischenfälle durchgeführt werden? Diese Tatsache ist unbestreitbar und sie deutet darauf hin, daß in den bedauerlichen Ausnahmefällen, in denen es sozusagen zu „Ausschreitungen" der Verteidigung kommt, keineswegs stets die Schuld allein bei dieser zu suchen ist, sondern daß auch andere Prozeßbeteiligte, insbesondere Vorsitzende, zu solchen Ausschreitungen Anlaß geben, weil sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind und im Verlaufe der nun einmal nicht im Stile einer Betstunde verlaufenden Hauptverhandlung die Ruhe und Sachlichkeit verlieren. Man tritt dem Richterstand nicht zu nahe, wenn man dies feststellt, und man dient dem Richterstand durch diese

Digitized by Google

Feststellung vielleicht mehr, als dadurch, daß man sich darauf beschränkt, ihm „vorbildliche Unantastbarkeit“ zu attestieren. Wer die Verhältnisse mit eben jener Ruhe und Sachlichkeit beurteilt, wie sie jedem Richtenden und deshalb auch jedem Kritiker eigen sein sollte, der wird das von Nordhausen beliebte Verfahren nach dem Grundsatze „in dubio contra“ aufs schärfste verurteilen müssen.

Der neueste Kritiker der Anwaltschaft begnügt sich aber nicht mit der Kritik, er macht auch Vorschläge zur Abstellung der von ihm gerügten Mängel. Nach der Art seiner Kritik wird man sich eigentlich gar nicht darüber wundern können, daß er in erster Linie die Abschaffung von Rechtsanwalt (und Staatsanwalt) vorschlägt! Ecrasez l'infame! Solange dies aber nicht zu erreichen ist, soll man „die Machtvollkommenheit des Richters steigern und ihm zugleich wirkliche Unparteilichkeit ermöglichen“, ihn „dem Kampfgewühl selbst entrücken“. Gegenüber diesen letzten unverbauten Reminiszenzen aus dem Kampf um den Richterkönig nach englischem Vorbild hat der erste Vorschlag auf radikale Beseitigung des Rechtsanwalts und des Staatsanwalts den Vorzug der Originalität, neben der herzerquickenden Naivität allerdings sein einziger „Vorzug“.

In einem Nachwort hat sich der Herausgeber des Kunstwarts der Nordhausenschen Kritik im wesentlichen angeschlossen. Auch er verfällt in den Fehler, für das Schwinden des Vertrauens in die Rechtspflege in der Hauptsache die Anwälte verantwortlich zu machen, auch er verallgemeinert und übertreibt, wenn er ausruft: „Das Verhalten so vieler Rechtsanwälte kann in seiner Widerlichkeit nicht oft genug geschildert und nicht energisch genug gebändigt werden“ (!).* Der Herausgeber sagt am Schlusse dieses Nachworts, daß die unbedingte innere Sachlichkeit der Entscheidungen als wichtigstes Fundament der Gesellschaft gewahrt werden muß. Ein schönes Wort! Es gilt ganz besonders für das Urteil, das dem Kritiker obliegt. Sind Worte, wie sie Nordhausen schrieb und wie sie der Herausgeber billigte und unterstrich, sind diese Worte des Zorns, des Hasses von jener unbedingten inneren Sachlichkeit?

Einer sachlichen Kritik wird sich die Anwaltschaft nie verschließen; sie wird sie jederzeit gern aufnehmen und aus ihr zu lernen suchen. Gegen unsachliche, nach Inhalt und Form maßlose Kritik muß sich die Anwaltschaft verwahren, in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Allgemeinheit, die durch solche Kritik zu ihrem eigenen Schaden des notwendigen Vertrauens in den Stand, der ihre Interessen zu vertreten hat, beraubt wird.

Heinrich Dittenberger

Richard Nordhausen antwortet darauf:

Herr Heinrich Dittenberger stellt schlankweg alle schlimmen Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren mit Sensationsprozeß-Advokaten gemacht haben, in Abrede; er nennt beweislose Behauptungen, was wir alle schaudernd miterleben mußten. Was übrigens jeder von uns, der unglücklicherweise in einen Prozeß verstrickt ist, Tag für Tag neu erlebt. Wer die Übelstände, unter denen die Rechtsuchenden und das Recht von heute leiden, einfach für nicht vorhanden erklärt; wer durch breite Redensarten — Eugen Richter hatte ein bezeichnendes Wort dafür — fressende

* Das Ausrufungszeichen vom Herrn Verfasser.

Digitized by Google

gen mit dem dann folgenden Zugeständnis an die „Zierden des Barreaus", daß sie „ganz gewiß in der Meinung, nur die Rechte ihres Klienten zu wahren, und ganz gewiß in genauer Befolgung der gesetzlichen Vorschriften" handeln, — diese Zierden des Barreaus, die, um notorische Verbrecher zu retten, die Tatbestände rücksichtslos verdunkeln und mit Hilfe der Presse die öffentliche Meinung gegen das Gericht aufstacheln!

Kein Vernünftiger wird bestreiten, daß, wie in anderen Ständen, auch im Anwaltstande Verfehlungen und Mißgriffe vorkommen, aber nur blinde Voreingenommenheit kann sich zu solchen schroffen Behauptungen versteigen, wie sie in den vorstehenden Sätzen enthalten sind.

Und damit begnügt sich Nordhausen nicht. Er meint weiter, daß es auch nichts helfe, nachträglich zu behaupten, die ungeheure Mehrheit der Anwälte verurteile „solche Exzesse", halte sich absichtlich von der großen Verteidigungspraxis fern usw. „Wäre das Mißbehagen in Wahrheit so allgemein, wer könnte dann die Anwaltskammern hindern, von den gefährlich gewordenen Kollegen hörbar abzurücken?" Und ferner: „Zweifellos sehen alle tüchtigen und gewissenhaften Elemente in der Rechtsanwaltschaft zürnend auf dies Treiben. Aber ein Ende machen sie ihm nicht." Dieser Kritiker der Anwaltschaft macht sich hier eine neuerdings mehrfach aufgestellte Behauptung zu eigen, die aber noch niemals jemand zu beweisen auch nur versucht hat. Nordhausen verschweigt deshalb auch, oder er weiß nicht, daß zum Beispiel erst in neuester Zeit das Verhalten einiger Verteidiger in einem, von ihm allerdings nicht erwähnten Sensationsprozesse ehrengerichtlich geahndet worden ist. Er verschweigt oder weiß nicht, daß die Berliner Anwaltschaft erst kürzlich von einigen ihrer Kollegen „hörbar abgerückt" ist. Er verschweigt oder weiß nicht, daß die von ihm zitierte „Berühmtheit" aus dem Anwaltstande entfernt worden ist.

Nordhausen verschweigt vieles oder weiß vieles nicht. Aber eins weiß er offenbar ganz bestimmt: daß an allen jenen Verfehlungen und Entgleisungen allein die Verteidiger schuld sind. Daß derartige unerquickliche Vorkommnisse auch darauf beruhen können, daß auf seiten der Richter, namentlich des Vorsitzenden Fehler gemacht werden, darauf, daß diese ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind, daran denkt er natürlich nicht. Auch das muß sich aber der gewissenhafte Kritiker überlegen. Mit der Phrase, daß Richter und Staatsanwalt gegenüber jenen „Exzessen" der Verteidigung machtlos seien, daß sie sich, auch wenn sie ihrer Sache zehnmal mehr gewachsen wären, würden in Geduld fassen müssen, kommt man nicht weiter. Wie kommt es denn, daß so viele Prozesse, auch Sensationsprozesse, in denen die gleichen Verteidiger mitwirken, ruhig und sachlich und ohne alle unliebsamen Zwischenfälle durchgeführt werden? Diese Tatsache ist unbestreitbar und sie deutet darauf hin, daß in den bedauerlichen Ausnahmefällen, in denen es sozusagen zu „Ausschreitungen" der Verteidigung kommt, keineswegs stets die Schuld allein bei dieser zu suchen ist, sondern daß auch andere Prozeßbeteiligte, insbesondere Vorsitzende, zu solchen Ausschreitungen Anlaß geben, weil sie ihrer Aufgabe nicht gewachsen sind und im Verlaufe der nun einmal nicht im Stile einer Betstunde verlaufenden Hauptverhandlung die Ruhe und Sachlichkeit verlieren. Man tritt dem Richterstand nicht zu nahe, wenn man dies feststellt, und man dient dem Richterstand durch diese

Digitized by Google

Feststellung vielleicht mehr, als dadurch, daß man sich darauf beschränkt, ihm „vorbildliche Unantastbarkeit“ zu attestieren. Wer die Verhältnisse mit eben jener Ruhe und Sachlichkeit beurteilt, wie sie jedem Richtenden und deshalb auch jedem Kritiker eigen sein sollte, der wird das von Nordhausen beliebte Verfahren nach dem Grundsatze „in dubio contra“ aufs schärfste verurteilen müssen.

Der neueste Kritiker der Anwaltschaft begnügt sich aber nicht mit der Kritik, er macht auch Vorschläge zur Abstellung der von ihm gerügten Mängel. Nach der Art seiner Kritik wird man sich eigentlich gar nicht darüber wundern können, daß er in erster Linie die Abschaffung von Rechtsanwalt (und Staatsanwalt) vorschlägt! Ecrasez l'infame! Solange dies aber nicht zu erreichen ist, soll man „die Machtvollkommenheit des Richters steigern und ihm zugleich wirkliche Unparteilichkeit ermöglichen“, ihn „dem Kampfgewühl selbst entrücken“. Gegenüber diesen letzten unverbauten Reminiszenzen aus dem Kampf um den Richterkönig nach englischem Vorbild hat der erste Vorschlag auf radikale Beseitigung des Rechtsanwalts und des Staatsanwalts den Vorzug der Originalität, neben der herzerquickenden Naivität allerdings sein einziger „Vorzug“.

In einem Nachwort hat sich der Herausgeber des Kunstwarts der Nordhausenschen Kritik im wesentlichen angeschlossen. Auch er verfällt in den Fehler, für das Schwinden des Vertrauens in die Rechtspflege in der Hauptsache die Anwälte verantwortlich zu machen, auch er verallgemeinert und übertreibt, wenn er ausruft: „Das Verhalten so vieler Rechtsanwälte kann in seiner Widerlichkeit nicht oft genug geschildert und nicht energisch genug gebändigt werden“ (!).* Der Herausgeber sagt am Schlusse dieses Nachworts, daß die unbedingte innere Sachlichkeit der Entscheidungen als wichtigstes Fundament der Gesellschaft gewahrt werden muß. Ein schönes Wort! Es gilt ganz besonders für das Urteil, das dem Kritiker obliegt. Sind Worte, wie sie Nordhausen schrieb und wie sie der Herausgeber billigte und unterstrich, sind diese Worte des Zorns, des Hasses von jener unbedingten inneren Sachlichkeit?

Einer sachlichen Kritik wird sich die Anwaltschaft nie verschließen; sie wird sie jederzeit gern aufnehmen und aus ihr zu lernen suchen. Gegen unsachliche, nach Inhalt und Form maßlose Kritik muß sich die Anwaltschaft verwahren, in ihrem eigenen Interesse und im Interesse der Allgemeinheit, die durch solche Kritik zu ihrem eigenen Schaden des notwendigen Vertrauens in den Stand, der ihre Interessen zu vertreten hat, beraubt wird.

Heinrich Dittenberger

Richard Nordhausen antwortet darauf:

Herr Heinrich Dittenberger stellt schlankweg alle schlimmen Erfahrungen, die wir in den letzten Jahren mit Sensationsprozeß-Advokaten gemacht haben, in Abrede; er nennt beweislose Behauptungen, was wir alle schaudernd miterleben mußten. Was übrigens jeder von uns, der unglücklicherweise in einen Prozeß verstrickt ist, Tag für Tag neu erlebt. Wer die Übelstände, unter denen die Rechtsuchenden und das Recht von heute leiden, einfach für nicht vorhanden erklärt; wer durch breite Redensarten — Eugen Richter hatte ein bezeichnendes Wort dafür — fressende

* Das Ausrufungszeichen vom Herrn Verfasser.

Digitized by Google

Schäden am Volkskörper totschweigen zu können hofft, der steht dem Problem zu sehr als ahnungsloser Engel gegenüber. Eine Auseinandersetzung mit ihm wäre Zeitverderb. Zeitverderb wäre es, ihm die bösen Würdelosigkeiten vorzuhalten, denen sich der gewisse Teil der Rechtsanwaltschaft in ausschweifender Reklame- und Sensationslust immer wieder schuldig macht (Fall Trenkler). Ich benütze die paar mir zur Verfügung stehenden Zeilen lieber, um noch einmal den Kern der Erörterung wenigstens zu streifen. Richter und Rechtsanwälte dürfen nicht als gleichwertige Faktoren der Rechtspflege angesehen werden. Dafür sind sie viel zu verschieden interessiert, haben sie sich viel zu verschiedene Aufgaben gestellt. Wer uns im Ernst vorreden will, daß der Rechtsanwalt die objektive Wahrheit zu ergründen bestrebt ist, wie der königliche Richter, hat mehr Zug zum Satiriker als zum Polemiker. Der Rechtsanwaltszwang muß fallen; wir brauchen zum Verhandeln mit dem Richter keinen Vormund. Man hat unser Volk politisch für mündig erklärt, indem man ihm das allgemeine Wahlrecht gegeben hat; Schöffen und Geschworene üben das Richteramt aus — aber dieselben Urteilsfinder, diese Männer, die ihres Volkes Schicksale mitentscheiden helfen sollen, sind angeblich unfähig, in eigener Sache ohne Vermittler mit dem Richter zu verkehren. Überall sucht man auf wirtschaftlichem Gebiete den Zwischenhandel auszuschalten — weshalb ist es naiv, dasselbe auf dem Gebiet der Rechtspflege zu versuchen, um so mehr als gerade hier ungeheure Ersparnisse sicher wären! Es geht ohne Anwalt in der Verwaltungs-Rechtspflege, in tausend Strafprozessen, denen kein Verteidiger beiwohnt; es geht in den Kaufmanns- und Gewerbe-Gerichten, und glänzend zwar. Jugendlichen Naiven, die unter sausendem Redeschwall diese Tatsachen unerwähnt lassen, traue ich nicht. Sie wollen bluffen. Aber Bluff ist keine Widerlegung. Richard Nordhausen

Damit hätten die beiden Parteien gesprochen. Was mich anbetrifft, so möchte ich den Herrn Vertreter der Deutschen Anwaltskammer darauf aufmerksam machen, daß es weder Nordhausen noch mir eingefallen ist, „schwere Angriffe gegen die deutsche Anwaltschaft“ zu erheben. Auch Nordhausen hat immer nur von einem Teil der Anwaltschaft gesprochen, von jenem Teile, unter dessen Munterkeit neben den Parteien niemand mehr leidet als ihre vornehmeren Kollegen. Mir persönlich ist es aber auch nicht beigekommen, „für das Schwinden des Vertrauens in der Rechtspflege in der Hauptsache die Anwälte verantwortlich zu machen“. Zu meinem von Dittenberger zitierten Satze zwar bekenne ich mich auch heute, doch habe ich in meiner Ergänzung zu Nordhausens Aufsatz auch energisch genug auf die falsche Auffassung und falsche Ausübung ihres Berufs durch Staatsanwälte hingewiesen. Daß der Staatsanwalt in sehr vielen Fällen nicht mehr der unbefangene Ermittler des Wahren, sondern der Sucher und Hervorheber allein des Belastenden ist, halte ich persönlich für mindestens ebenso bedenklich, wie die Ausschreitungen von Rechtsanwälten. A

Digitized by Google

Begabungen

Je lauter in der Öffentlichkeit gefordert wird, daß das Schulwesen auf die unterschiedlichen Begabungen Rücksicht nehme, um so mehr lenkt die Tatsache und der Begriff der Begabung die Aufmerksamkeit auf sich. Schon jetzt hat man an vielen Orten Schuleinrichtungen mit deutlicher Rücksicht auf die Begabung getroffen. Etwa so, daß die Schüler eines Gymnasiums bis zur viertletzten Klasse die gleiche Bildung durchmachen, in den letzten drei Klassen aber nach eigner Wahl — das heißt nach ihrer Begabung — einen mehr mathematisch-physikalischen oder mehr sprachlich-historischen Bildungweg einschlagen dürfen. Gefordert wird aber noch weit mehr.

Der Verfasser dieser Bemerkung war als Obertertianer und Untersekundaner ein leidenschaftlicher Freund chemischer und gewisser andrer naturwissenschaftlicher Arbeiten; er lernte weit über das Schulmäßige hinaus, arbeitete zu Hause mit rücksichtloser Draufgängerei naturwissenschaftlich und hätte unzweifelhaft, wäre er vor Obersekunda vor die Wahl gestellt worden, die naturwissenschaftliche Bildung vorgezogen. Heute würde er das für einen (übrigens mit den bekannten verschiedenen „Irrtümern" der Natur in jenem Knabenalter vergleichbaren und halbwegs erklärbaren) Fehlgriff ansehen. Nicht, als ob ich naturwissenschaftliche Beschäftigung und Bildung gering achtete, aber meine Lebensrichtung ist doch rein auf geisteswissenschaftliche Dinge und daneben auf Kunst aller Art eingestellt.

Der Herausgeber dieses Blattes erzählt selbst (s. „Avenarianische Chronik", Leipzig 1912, S. 193 ff.), wie stark naturwissenschaftliches Interesse und naturwissenschaftliche Betätigung bei ihm in der Schulzeit und darüber hinaus gewesen ist. War nun seine „Begabung" eine naturwissenschaftliche? Wäre es zweckmäßig gewesen, sie mit besonderem einseitigen Nachdruck auszubilden? Zweckmäßig, ganz allgemein, oder in Hinblick auf seinen späteren Beruf?

Diese Fälle führe ich hier an, um auf die tiefsten Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche mit dem oft so sorglos gebrauchten Worte „Begabung" überdeckt werden. Zu vermehren sind sie gewiß leicht — wie ich selbst aus meiner Jugendbekanntschaft denn noch zwei deutliche Beispiele dieser Art kenne —, und wer sich gewissenhaft über die eigne Jugend befragt, wird vielleicht häufiger als man gemeinhin meint, ähnliche Beobachtungen feststellen können. Mir erscheint zunächst durchaus fraglich, ob man Begabungen überhaupt nach ihrer *stofflichen* Richtung einteilen könne und dürfe, mit andern Worten: ob es eine Begabung für ein bestimmtes äußeres *Objektgebiet* gibt, ob nicht viel eher irgendwelche seelisch-formale Dispositionen das einzig Feststellbare sind, die sich dann mehr oder minder leicht an diesem oder auch an jenem Stoff betätigen können. F. Avenarius betont (a. a. O.), daß er ein wichtiges Nebentalent bei sich erst sehr spät entdeckt habe, das „zum Organisieren". Sollten nicht vielleicht viel öfter Begabungen rein formaler Natur vorliegen, die sich auf allen Gebieten: Naturwissenschaft oder Technik, Geisteswissenschaft oder Kaufmannstätigkeit bewähren würden? Nach dieser Richtung hat K. O. Erdmann in den „Pädagogischen Blättern für Lehrer-

Digitized by Google

bildung" vor Jahren Beobachtungen mitgeteilt, die ebenfalls nicht stofflich ausgerichtet waren und durch ihre psychologische Schärfe besonders fesselten.

Um den Kreis dieser Gedanken abzuschließen: ist es schon schwer, von Erwachsenen zu sagen, was eigentlich ihre Begabung ist, so sind die Schwierigkeiten im jugendlichen Alter noch weitaus größer. Geht man einfach der Neigung nach, so werden sich oft bedenkliche Fehlgriffe ergeben. So kommt man schließlich zu der Auffassung, daß es vielleicht überhaupt nicht gut ist, in übertriebenem Maße mit Schuleinrichtungen sich der Neigung der Schüler zu unterwerfen, sondern daß dort ein gewisser Zwang nicht nur äußerlicher „Zwang" ist, sondern einen viel tieferen Sinn haben kann. Das Gebiet der Begabungen aber ist eines, wo sich auch der Laie mit einiger Vorsicht manche wichtige Erfahrung aneignen kann. Wer dies versucht, wird der Schlagwort-Rederei, mit der jetzt so viel öffentliche Unruhe in Schulsachen gestiftet wird, in dieser Hinsicht bald gefestigter und urteilklarer gegenüberstehen. Hans Herter

Lose Blätter

Friedrich II. von Preußen

Bisher ungedrucktes dramatisches Fragment von Otto Ludwig

[Die Beschäftigung Otto Ludwigs mit dem Friedrich-Stoffe fällt hauptsächlich in das Jahr 1844; die Briefe dieses Jahres sind voll von kurzen und längeren Nachrichten darüber. In einem Schreiben an seinen Jugendfreund Schaller vom 7. August 1844 entwickelt er einen ausführlichen Entwurf zu einem Friedrich-Drama „im größten historischen Style . . . was es dem jetzigen Publikum annehmlich machen kann, ist, daß es ein Spektakelstück wird, mit Lagerfeuer, Musik und Pulverdampf". Er war sich völlig klar über die Schwierigkeit der Aufgabe; ein Brief an seine Braut aus den ersten Monaten des Winters 1844/45 spricht sich darüber aus: „Friedrich II. als Stück behandeln ist allerdings ein verwegenes Unternehmen und es zu gutem Erfolge zu bringen vielleicht nur einem Talent erster Klasse — was man gewöhnlich Genie nennt, was aber sehr dünn gesät ist — möglich. Man versucht's eben; Laube und meine andern Freunde muntern mich aus Kräften dazu auf. Es wird ein neuer Weg werden, den ich darin gehe, es wird mir Mühe kosten, ihn zu bahnen; hat mir's aber geglückt, so werden viele den Weg einschlagen, an Nachahmungen wird es nicht fehlen." Der Brief, dem diese Zeilen entnommen sind, begleitet die Übersendung des Vorspiels „Die Torgauer Heide", das in der Zeitung für die elegante Welt 1844, Nr. 43 und 44 erschienen war. Noch kurz vor Neujahr kann er seiner Braut melden: „Meinen alten Fritz hab ich in acht Tagen begonnen und vollendet . . . . an den Theaterdirektor ist er bereits eingeschickt." Direktor Schmidt in Leipzig ist gemeint. Am 28. Januar 1845 schreibt er wieder, er habe „noch keine Resolution deßhalb erhalten". Es ist fraglich, ob er

Digitized by Google

überhaupt eine erhalten hat: das Stück ist jedenfalls verloren und trotz wiederholter Nachforschungen nicht aufzufinden gewesen. Schade! Denn es wäre für unsern Dichter höchst charakteristisch gewesen. Es kann nicht wundernehmen, daß Otto Ludwig nach einem Briefe vom 28. März 1846 vorübergehend daran dachte, die einmal gesammelten „Materialien" zu einem Roman zu verarbeiten; denn der Gang der Handlung, wie er ihn im Briefe an Schaller entwirft, ist, wie es der Stoff nun einmal mit sich brachte, durch äußere Ereignisse, den Tod der russischen Kaiserin Elisabeth und die Ermordung ihres Nachfolgers Peter III., stark mitbestimmt und damit stark epischer Art. Von höchstem Reize dagegen ist die Charakterstudie des Helden: „was mir am besten gelingt", schreibt er, „seine Charakter- und psychologische Züge". Es wäre wirklich verführerisch, den Vergleich zwischen Otto Ludwig und Gerhart Hauptmann, die beide gerade in ihrer Gegenüberstellung zu Hebbel und Ibsen so viele verwandte Züge aufweisen, an der Hand dieses Entwurfes durchzuführen.

Vom jungen Fritz ist in der ganzen Zeit nicht mehr die Rede. Ein Planheft und ein Entwurf dazu in einem Briefe an Laube stammen bereits aus dem Januar 1844. Vielleicht ist es nicht ganz ausgeschlossen, daß „Zopf und Schwert" ihm den Anstoß zu diesem Anlaufe gegeben hat: die Art wenigstens, wie der alte König die Lichter auslöscht, erinnert unmittelbar daran, und die Hochzeitsangelegenheit mit dem Prinzen von Wales spielt da wie dort eine bedeutsame Rolle. Auch die Zeit legt diese Möglichkeit nahe, denn das genannte Lustspiel von Gutzkow wurde am Neujahrstage 1844 zum ersten Male in Dresden aufgeführt, und Ludwig war ja stets geneigt, sich durch Motive, die von außen kommen, zum eigenen Schaffen anregen zu lassen. Freilich war ihm auch hier die Hauptsache die Charakterzeichnung des jungen Fritz, der sich im ersten Akte dieses Fragmentes schon recht bedeutsam entwickelt. Was den Dichter schließlich von der Vollendung zurückgehalten, vermögen wir nicht zu sagen, vielleicht sogar der Vers, den er — eigentlich überraschenderweise — hier anwendet, und von dem die unmittelbar folgende „Torgauer Heide", deren Stil für den ganzen „alten Fritz" in Aussicht genommen war, allerdings sehr stark absticht. In dem mehrerwähnten Briefe an Schaller heißt es gegen Ende: „Mühselig war's, alle Notizen zusammenzutragen, mühseliger noch wird die Ausführung werden. Ich bin nämlich nicht im Stande, dieselbe Diktion in zwei verschiedenen Stücken beizubehalten, was Schiller sein Geschäft so erleichterte, bei dem Alles, Jungfrau von Orleans, Wallenstein, Tell usw. einen und denselben Styl sprechen, sondern jedes Stück sucht sich bei mir seine eigene Form, jede Person wieder in demselben Stück spricht einen andern Styl. Mir kommt also bei keinem Stücke die Arbeit am vorigen zu gut. Wenn Du meine Sachen lieset, glaubst Du nicht, daß sie von einem und demselben Autor sind." Da zieht er wieder einmal den Vorhang weg von seiner Werkstatt: und dies Fragment lehrt im Vergleiche mit seinem nächsten Nachbar nach Stoff und Zeit, der allbekannten „Torgauer Heide", wie richtig er damit sich selber einschätzt — mahnt aber auch den Kritiker, jedes seiner Werke aus sich selbst heraus zu fassen. P. Expeditus Schmidt]

Digitized by Google

Erster Akt

(Ein Saal im königlichen Schlosse zu Potsdam. Mit den letzten Tönen der Ouvertüre hebt sich der Vorhang. Fritz setzt die Flöte ab; Doris, die ihm gegenübersteht, legt ihr Notenblatt auf das Instrument, an dem Ritter sitzt. Katte)

Fritz: Halt! Einen Augenblick, um zu verschnaufen!
Ei was! Ich mag nicht blasen mehr. Genug!
Hat mich die Weltgeschichte doch gehört.
„Ist sonst von ihm zu melden nichts, so liebt er
Den Wein doch, blies die Flöt auch zum Verwundern."
Ist das nicht Ruhms genug? Damit sei du
Zufrieden, Fritz; gönn andern auch etwas.
(Zu Doris:) Komm, laß uns plaudern, kleine Dorilis.
Hätt ich nicht dich — still; die Musik macht reich;
Sie taugt für Königssöhne nicht. — Sag mir,
Wie hoch du singen kannst.

Doris: Kaum bis zum C.

Fritz: Mir schwindelt; schon dein G trägt mich zum Himmel.
Nun sag, wie tief?

Doris: Nicht tiefer als zum A.
Dem mit dem Striche durch den Kopf.

Fritz: Ganz recht;
So tief, bis in mein tiefstes Herz singst du
Herunter, zwingst den Himmel zwischen A
Und C.

Doris: Mein Umfang ist nicht groß.

Fritz: Und groß
Genug, mich zu umfangen. Gottlos Kind,
Sprich, welchem Himmel stiehlst du all die Seelen,
Womit die Töne du lebendig machst,
So daß sie lachen, weinen und uns zwingen
Es mit zu tun? — Herr Kantor, alter Herr —
Er sinnt, wie er die Herzen quälen soll
Mit seinen schwarzen Punkten.

Katte: In seine Fugen
Vertieft, merkt er den Unfug nicht, den hier
Der blinde Knabe stiftet. Fritz, nimm dich
In acht! Die Kön'gin kommt nunmehr.

Doris (zu Ritter): Ich will
Die Arie singen, die er gerne hört.

Ritter: Das ist zu einfach für die Königin.
Die will Rouladen, Triller, was Brillantes.

Doris: Auch bei den Trillern muß das Herz pausieren,
Ich singe schlecht, sing ich nicht mit dem Herzen.

Fritz: Du herzig Kind!

Doris: Ach bitte sag dem Vater,
Daß er dein Lieblingslied mich singen läßt;
Ich mag nichts singen sonst und kann's auch nicht,
Und weiß, jetzt sing ich's gut —

Digitized by Google

Katte (da die Türe sich öffnet): Die Königin.
Fritz: Nicht doch; die Sonnsfeld, Schwester Wilhelminens Hofmeisterin.

Sonnsfeld (zu Rittern): Die Königin ist nicht
Gestimmt, Musik zu hören heut. Man wird
Sie's wissen lassen, wenn es ihr gefällt.
Ihr möchtet bleiben, königliche Hoheit,
Und sie erwarten.
(Ritter und Doris ab; Fritz winkt ihr einen Gruß zu, und sagt, ihr nachsehend)
Fritz: Gott geleite dich,
Mein lieb, unschuldig Herz.
(Indem sich Ritter und Doris noch empfehlen, die Königin, Wilhelmine, die Bülow)

(Die Königin, der Fritz die Hand küßt, geht mit Papieren, die sie in der andern Hand trägt, nach dem Tische, und sieht sinnend in die Papiere. Wilhelmine hat der Doris nachgesehen. Sie tritt zu Fritz)
Wilhelmine: War das die Doris?
Das Wunderkind?
Fritz: Auf Erden fremd, doch heimisch
Im Land der Engel.
Wilhelmine: Mit den Menschen scheint
Sie wirklich wenig zu verkehren. Mir
Erschien sie unbeholfen.
Fritz: Unbeholfen
Nach eurer Weise. Was ihr habt, das fehlt ihr,
Doch hat sie, was euch fehlt, die Grazie
Der unverkünstelten Natur.
Wilhelmine: Natur
Ist unsre Feindin, denn sie will uns dienen.
Und was wir gelten, gelten wir durch Kunst.
Das leicht bewegliche Gefühl der Frau
Rankt sicher sich empor am Stab der Sitte,
Dem Hergebrachten, Bräuchlichen; du ziehst
Der Tänzerin den Boden untern Füßen
Hinweg, machst du uns frei von jenem Zwang.
Und dieses Kind, nur in Gefühlen lebend,
Und wie du sagst, im Land der Engel heimisch —
Die Welt ist dem nicht Freund, der sie verschmäht;
Es straft auf ihr der schöne Irrtum sich
Oft schmerzlicher als wohlbedachte Schuld
Und du erregst ihr Wünsche, Hoffnungen,
Die nimmer sich erfüllen können. Fritz,
Tu's nicht. Verdirb nicht dich und sie; hörst du,
Tu's nicht.
Fritz: Will ich das fromme Kind verderben,
Verderbe mich, der fromme Kinder schützt.

Digitized by Google

Das schmerzt mich, Rieke. Glaubst du mich so schlimm?
War ich's, so war's mein Laster nicht, so war's
Das Laster meiner Lage. Sachsens Prunk,
Das üppge Schwelgen, das die Triebe stachelt,
Des Sultan August Beispiel und Beredung,
Und seiner Houris türkisch Paradies —
Das Elend macht uns schlecht. Ich wäre nie
Gefallen, war ich frei, durft ich ein Mann sein;
Nun will ich stehn, ein Mann, groß, wie mein Unglück,
Und ihm zum Trotz. Dir sag ich's, Rieke, dir
Und dir allein: Der Schranzen Mienenspiel
Und ihr entehrend Mitleid macht mich toll;
Ich mag ihr Mitleid nicht, verlange nicht
Nach eines Menschen Mitleid. Muß ich tragen,
So muß ich's lautlos, wie des Aschylus
Prometheus. Mit dem Riesen meiner Schmach
Kämpf ich, ein Mann, ring ich ihn nieder, tu
Er's mir — Geschwätz! Geschwätz! und nur Geschwätz!
Kennst du den Fritz noch? So viel ernstes Zeug
In einem Atem.

Wilhelmine: Fritz, mir bangt um dich;
So hab ich dich noch nie gesehn.

Friedrich: Und sollst's
Nicht wieder, sollst's nicht wieder. Einmal, einmal,
Da in der Brust all das geronnen Herzblut,
Ausspein muß ich's einmal, soll's nicht töten.
Einmal muß ich mir's von dem Herzen reden;
Dann will ich schweigen wieder jahrelang,
Ertragen, will, den Tod im Herzen, lachen,
Und Possen reißen, daß der Pöbel sagt:
Hätt ich ein Fünkchen nur von seinem Leichtsinn.
Sieh, Rieke, jeder läßt sich drängen, bis
Zu einem Grad, dann aber bricht er los,
Und schlägt den Notstall der Gewohnheit durch,
Nimmt sein Gesetz nicht mehr von fremder Willkür,
Nimmt sein Gesetz aus seinem Herzen, das
Ihm Gott hineingegraben. Frei erschuf
Ihn Gott; er will sein Recht, nur will er frei sein!
Viel kann Gewalt, doch türm sie rings die Mauern
Um ihn; ein Weg bleibt jedem, wenn er ihn
Nur gehen will.

Wilhelmine: Nicht weiter, Fritz. Mir graut
Vor dir.

Fritz: Gut für die Welt, daß er mein Vater.
Zwei Riesen kämpfend hätten wir die Welt
Zerstampft. Hat er ein Herz von Stahl — bei Gott,
Von schlechterem Metall ist meines nicht.
So wirft sich die Natur zwischen mein Schwert
Und ihn — ich kann nicht kämpfen — ich muß fallen.

Digitized by Google

Geduld! — Ja so, wir sprachen von der Doris —
Wie bin ich nur — so ist's; der Wunde stößt
Sich unaufhörlich an den wunden Fleck. —
Gefangen lernt man nur, was frei sein heißt.
Siehst du, die Königsschule hab ich durch-
Gemacht. Leb ich, sei König das Gesetz,
Und ich im mächtgen Staat von freien Menschen
Ich des Gesetzes erster Diener nur.

Wilhelmine: Ach das sind Träume. Solche Staaten blühn
Nur in des Schwärmers aufgeregtem Hirn.

Friedrich: Sind's Träume — sprich, warum soll ich nicht träumen?
Wer trüg sonst Menschenlos? Ist alles schlimm,
Darf er doch träumen von dem Besseren.
Sind's Träume, nun so träum ich Tag und Nacht —
Sind's Träume — wären es Prophetenträume —
Von einem Deutschland, einem Deutschland, hörst du?
Kein anders, das die Firnen glühen sieht,
Kein anders, was die Nordsee brausen hört,
Kein anders, was den Polen Nachbar nennt,
Kein anders, was den Wein des Rheinstroms keltert,
Klar, ruhig, stark, das Bild des deutschen Menschen.
Und drüber schweben groß, wie unbewegten
Fittichs der Aar in blauer Kläre schwebt,
Deutschland bewachend wie der Augen Kleinod
Vor dem gespreizten Hahn und vor dem Einhorn
Dort überm Meere, das die roten Flaggen
Verbissnen Grimms ihm auf dem Rücken trägt,
Dem Riesen in des Ostens Eispalast —

Königin (legt die Briefe neben sich auf den Tisch, Friedrich und Wilhelmine treten zu ihr): Nun endlich, nun die lang verzögerte
Antwort von England. Ritter Hotham ist
Heut angekommen. Was er mit dem König
Verhandeln soll, schreibt man mir hier. Der Prinz
Von Wallis hat erklärt, nur Preußens Tochter
Reich er die Hand. Sir Hotham hat den Auftrag
Förmlich zu werben für den Erben Englands,
Um Preußens ältste Tochter Wilhelmine.
England ist überzeugt, daß Preußen sich
Nicht länger wird der Heurat widersetzen
Von Preußens Erben mit der englischen
Amalie, das in jener Sache sich
Hat Preußens Forderung gefügt. Der letzte
Und zweifelhaftste Punkt in seinem Auftrag
Ist die Bedingung, jenen schlimmen Günstling
Und Englands Feind der neuverbundnen Freundschaft
Mit England aufzuopfern, den Feldmarschall
Von Grumbkow.

Wilhelmine: Zweifelhaft ist nicht der Punkt,
Nein zu klar nur; er opfert ihn nicht auf.

Digitized by Google

Königin: Er wird. Auch Löwener, den der König achtet,
Hebt seine Stimme gegen ihn.
Friedrich: Was will
Das sagen: England, Löwener? Ein England
Voll Löweners ist Grumbkow nicht gewachsen.
Die Stürme all, die ihn entwurzeln wollten,
Sie haben ihn nur fester eingerammt.
Sie denken nicht an Frau von Blaspiel?
Königin: Sie
War eine Torin, die sich schrecken ließ
Und im Verhör verwirren.
Friedrich: Und sie kam
Nach Spandau. Und der Chevalier Clement —
Sonnsfeld: Ein abenteuerlicher Kopf, ein Schwärmer
Von schnellem Wort und lahmer Tat! Hätt er
Den Boden dieses Hofes nicht betreten!
Er kündigte sich an als einen Engel,
Von Gott gesandt, den König zu erretten;
Er hatte alles, was er nur bedurfte,
Erhabne Sprüche, Dreistigkeit für Drei,
Nur an dem Besten fehlt es — am Beweisen.
Um des Prozesses Ende zu verlängern,
Verflocht er jung und alt in seinen Handel.
Kein Brief mehr ging durch Preußen uneröffnet;
An allem leckte gierig der Verdacht.
Der König schlief nicht mehr. Zum Arsenal
Ward sein Gemach. Von Degen und Pistolen
Umgeben, schloß er nur ein Auge zu;
Das andre sah gespenstig den Verrat
Sein Bett umschleichen und —
Friedrich (einfallend): Er kam nach Spandau.
Ja, dieses Spandau! Seine Majestät
Hat eine kräftge Art, Beweis zu führen,
Der keiner widersteht. Sein letzter Grund
Heißt Spandau.
Sonnsfeld: Denken Sie, was dieser Günstling —
Soll ich es wiederholen — dieser Freche
Selbst Ihnen bieten durfte? Von dem König
Hat er Genugtuung verlangt, weil Sie
Ihr Bild, das er sich angemaßt, ihm nicht
Gelassen. Ist's so lang, daß er dem König
Hat vorgespiegelt, jenes Ohrgehäng,
Das Sie vom König hatten, sei verkauft,
Um Schulden zu bezahlen?
Königin: Dennoch hat
Dieser Allmächtge einst um unsre Gnade
Gebuhlt, und für den Bund mit England sich
Bemüht.
Sonnsfeld: Ja damals war's, als er mit Anhalt

Digitized by Google

Entzweit, dem zorngen Forderer entfloh.
Dem Heros, der die Schlacht bei Malplaquet
Im Graben liegend mitgemacht, vor Krankheit
Stralsunds Kanonen nie auf Schusses Weite
Zu nahe kam, ihm war's nicht einerlei.
Doch half kein Vorwand hier. Hier war kein Graben,
Wie dort bei Malplaquet. Da kroch der feige
Allmächtge, suchte Schutz in Ihrem Schatten,
Und Sie vermittelten das Kriegsgericht.
Dreiviertel seiner Richter waren Ihnen
Ergeben, und so fiel der Spruch für ihn.
Sie hatten sich in Anhalt einen Feind
Gemacht, und Ihr Geretteter, sowie
Er festen Boden untern Füßen fühlte,
Fand mit der Dankbarkeit sich ab, wie vorher
Mit dem Gesetz der Ehre.

Königin: Ja 's bot
Der Kaiser mehr. So war die feilste Ware
Im ganzen Preußenlande nun des Kaisers.

Sonnsfeld: Der König, der kein größer Laster kennt,
Als Feigheit, schickt ihn wohl nach Spandau? Nein,
Dies Spandau ist nur für des Grumbkow Feinde.

Königin: Dem Kaiser war's um den Ostender Krämer.
Das Bündnis von Charlottenburg, worin
Des Nordens Mächte sich vereinigten,
Englands und Hollands Handel zu beschützen,
Den der Traktat von Wien gefährdete;
Das Bündnis von Charlottenburg verdarb
Dem Kaiser seinen Schlaf; da sann er denn
Und sann es aus, es sei nichts Besseres
Zu tun, als jene Mächte zu entzweien.
Da schickt er diesen Gleisner Seckendorf
Hierher. Die schweigende Beredsamkeit
Von hundert Riesen, die er mitgeschickt
Für Friedrich Wilhelm zum Geschenk — wie konnte
Der König hundert Riesen widerstehn?
Noch mehr, des Königs Werbern stand ganz Österreich
Und Ungarn offen; sein war jeder Zoll
Über sechs Fuß von Belgrad bis Toskana.
Der Seckendorf streut Gold mit beiden Händen,
Gab Feste; der Tokaier floß dem König,
Dem sparsamen, umsonst; die Neigungen
Des Königs waren schon des Kaisers Bündner,
Und Seckendorf regierte schon mit Grumbkow
Den König und sein Land, bevor er selbst
Im Wustenhausener Traktat mit England
Um Kaiser Karls zweideutge Freundschaft brach.
Doch jetzt hab ich gewonnen. Jetzo ernt

Digitized by Google

Ich meines Duldens Früchte. Dieser Hotham
Bringt eine Braut, die Hunderttausend wiegt.
Und ohne Mitgift holt er eine weg.
An diese Hölle langt kein Riese des
Treuherzgen Gleisners Seckendorf.

Sonnsfeld: Das gebe
Der Himmel, der gesehn, was Sie geduldet
Und nur zu lang gezögert hat mit der
Vergeltung.

(Ein Page)

Der Page: Draußen steht der Feldmarschall
von Grumbkow, mit ihm Graf von Seckendorf
Und Oberst Derschau, von dem König, spricht er,
Gesandt an Eure Majestät.

Königin: Der Knabe faßt
In einem Odem meinen Haß. Ich will
Sie rufen lassen. (Zu Fritz:) Jetzo gilt's entfernen,
Woran die stets geschäftge List des Feindes
Den Anker werfen kann, der ihn errettet.
Der König darf nicht wissen, daß Sie hier sind.
Noch ist er in Charlottenburg, doch kann
Er morgen kommen, kann es heute schon.
Sie gehen jetzo gleich zurück nach Potsdam
So heimlich, wie Sie kamen, kommen mir,
Wenn ich Sie rufen lasse, nach Berlin.
Der König hat an jeder Wand sein Ohr.
Wir sehn uns froher wieder. (Gibt ihm die Hand zum Kusse)
Gehen Sie.

(Friedrich hüllt sich in einen Mantel und entfernt sich durch eine Tapetentüre. Zur Bülow:)

Sie mögen kommen.

(Grumbkow, Seckendorf, Derschau)

Königin (steht auf und geht einige Schritte auf sie zu):
Was bringen Sie mir von dem König?

Grumbkow: Mög
Uns königliche Majestät verzeihn,
Mißfällt die Nachricht Ihrem Ohr. Wir sind
Die Boten, das Papier nur, das geduldig
Die Züge tragen muß, die drauf geschrieben.

Königin: Setzt Euch vergeblich, bitt ich, nicht in Kosten.
Was ich davon darf halten, steht bei mir.

Grumbkow: So sprech ich in des Königs Worten denn —
(sich umsehend) Doch unser Auftrag gilt der Königin
Allein.

(Die Damen und Wilhelmine entfernen sich auf ein Zeichen der Königin)

Digitized by Google

Königin (da Grumbkow noch schweigt):
Sie hofften wohl, ich würde mich
Erniedern, wortzuwechseln mit den Dienern
Meines Gemahls? — Ich kenne des Feldmarschalls
Von Grumbkows Redekunst. So sprecht.
Grumbkow: Auf solchen
Gehorsam war der König nicht gefaßt.
Königin: Ich will nicht wissen, was der Feldmarschall
Von Grumbkow, will nur wissen, was der König
Mich wissen lassen will.
Grumbkow: Da Majestät
Befehlen. (Liest von einem Papiere.)
„Dem Feldmarschall Grumbkow. — Laßt
Sogleich den Seckendorf, dazu den Derschau
Zu euch berufen, und sowie ihr drei
Beisammen, geht sogleich zu meiner Frau,
Sagt ihr, der Ränke sei ich müd, womit
Sie meinen Hof zu Englands Spielwerk macht,
Und mich blamiert. Aus großer Gnade will ich" —
(sieht vom Papier auf)
Aus großer Gnade, da von Gott das Recht
Dem Vater zusteht, seine Töchter zu
Vermählen; denn die Bibel sagt dem Weibe:
Er soll dein Herr sein; weiter findet sich
Die Formel in der Schrift: er gab die Tochter
Zum Weib ihm — nie: er fragte seine Frau.
Königin: Zum Diener Abrahams, der um Rebekken
Für Isaak warb, sprach Bethuel, ihr Vater:
Laßt uns die Dirne rufen und sie fragen, was
Sie dazu saget. Ich bewundere
Die Bibelweisheit des Herrn Feldmarschalls.
Vielseitig ist der Mann; dem König hilft er
Regieren; mir legt er die Bibel aus.
Zur Sache, wenn's beliebt.
Grumbkow (liest weiter): „Aus Gnade will ich
Zum letztenmal erlauben, daß sie sich
Von wegen der Mariage an den König
Von England wendet; dafür will ich nur
Paro e von ihr, daß, fällt die Antwort Englands
Wie immer unbestimmt und ohne Hand
Und Fuß, sie sich der Heurat meiner Tochter
Nach meinem Sinn nicht länger opponiere;
Es soll die Wahl ihr freigegeben sein
Zwischen dem Markgrafen von Schwedt, und Herzog
Von Weißenfels. Geht sie, was ich nicht glaube,
So billge condition nicht ein, so sagt ihr,
Daß ich mich will scheiden lassen von ihr.
Und ihre Kinder, die sie mir zu Feinden
Erzogen, nicht mehr agnoszieren will

Digitized by Google

Als meine. Gegeben in Charlottenburg,
Am zwanzigsten des Maien siebzehnhundert
Und dreißig. Friedrich Wilhelm.“ —
Das Postskript:
„Führt es ihr zu Gemüte, wie ich nur,
Was billig ist, verlange, die Beschwerden
Gerecht, und mir zur bläme aller Welt
Bekannt, die ewge Bettelei bei England
Um diese Heurat, die depensen nicht
Gerechnet, die die Königin dem Lande
Verursacht durch die Reise nach Hannover,
Von der das Resultat noch kommen soll —“
(sieht auf von dem Papier)
Man sieht, daß England nur mit Preußen spielt
Ein schändlich Spiel — und dennoch sucht man Preußen
An England zu verkaufen.

Königin: Dies Postskript,
Wie reich an Stoff für die Beredsamkeit
Des Herrn Feldmarschalls! Auf dem ebnen Boden
Des Hofes liegt kein eifersüchtger Graben
Des Helden Tapferkeit der Welt, wie dort
Bei Malplaquet; verzeiht erinnr' ich euch
Daran —

Grumbkow: Hier steh ich in des Königs Namen.
Unziemlich wär es, wollt ich meine Sache
Jetzt führen, handelt sich's um die Erwidrung
Des Königs. Schweigend dreht die Zeit ihr Rad,
Was ausgesetzt ist deshalb nicht vergessen.

Königin: An England sucht man Preußen zu verkaufen?
Irr ich mich nicht, ist's schon an Wien verkauft.
Die Mäkler kenn ich, die den Handel schlossen.
Wär's unter meiner Würde nicht, dies Wort
Käm teuer euch zu stehn.

Grumbkow: Nicht teuer hielt man
Des Königs Kammerdiener, den man suchte
Für England zu bestechen — weiß ich, wer?
Fünfhundert Taler gab England dazu.
's war nicht bei Kasse, sonst wär's wohl splendider
Gewesen. Eure Majestät verzeihn,
Erinnr' ich Sie daran.

Königin: Mehr, scheint es, zahlt
Für schlechtre Ware Wien.

Seckendorf: Nicht weiter, Herr
Feldmarschall; wollt ihr gänzlich euch vergessen?
Nicht weiter, königliche Majestät
Kränkt diesen treuen Diener durch Verdacht.
Wie blutet meine Seele, so entzweit
Dies edle Königshaus zu sehn, das Gott
Erhalten möge. Irrtum und Verkennung,

Digitized by Google

Sie haben dieſen Riß gemacht, der gut
Gemeinte Eifer treuer Diener macht
Ihn größer nur, anſtatt ihn zu verkleinern.
Der Kaiſer bietet ſeine Hand,
Die edlen irren Herzen zu vereinen,
Vergeſſen will er freundlich alle Kränkung.
Laſſen Sie England, halten ſich an ihn;
Mein Herr, der Kaiſer, hat ein treues Herz
Für Preußen.

Königin: Graf von Seckendorf, die Kränkung,
Die man hat zugefügt, vergißt ſich leicht;
So leicht vergißt ſich nicht, die man erlitten.
Doch kehren wir zurück zu Ihrem Auftrag.
Der König will, noch einmal ſoll ich ſchreiben —

Grumbkow: Ja er erlaubt's.

Königin: Und fällt die Antwort nicht
Beſtimmt, wie wir ſie wünſchen —

Grumbkow: Majeſtät
Nur wünſchen ſie, der König nicht.

Königin: Man wird
Mich ſprechen laſſen, hoff ich, hier in meinen
Gemächern, ohne mich zu unterbrechen —
So ſoll ich wählen zwiſchen Weißenfels
Und Schwedt. Ich fürchte nicht, der König werde
Den Eidam ſich erwählen, der für ſich
Kaum ſtandesmäßig leben kann. Ich werde
Nach London ſchreiben. Grund hab ich zu glauben,
Die Antwort komme, wie ſie mir erwünſcht.
Dann ſagen Sie dem König: was die Drohung
Betreffe, daß er ſich will ſcheiden laſſen,
Wüßt ich, was ich davon zu halten habe,
Da ich den kleinſten Anlaß nicht gegeben,
Der ihn dazu berechtigt. — Ferner mög er
Mit ſolcher Botſchaft mich verſchonen, denn,
Bei Gott, nichts auf der Welt ſoll mich bewegen,
Die Tochter Englands, mehr den Übermut
Zu groß gewordner Diener zu ertragen.
Genug nun. Gehen Sie.

(Die drei Herren empfehlen ſich; die Damen treten herein und umgeben teilnehmend die Königin, die weinend in einen Stuhl ſinkt.)

Königin: Ich kann nicht mehr!
Das iſt zuviel! — Unruhig war das Meer,
Da ich das Schiff beſtieg als Preußens Braut.
Gegen die Menſchen hätt ich beten ſollen
Um Schutz, und fleht um Schutz gegen das Meer.
O hätt es mich verſchlungen. Hätt es lieber
An einen wüſten Strand mich ausgeſpien,
Als ſanft gehorchend mich hierher getragen,

Digitized by Google

Die Tochter seines Herrn, die Tochter Englands,
In dies unselge Preußen, wo Beschimpfung
Beschimpfung drängt. Des Weibes Fluch reicht auf
Bis zu der Königin. — Gehorchen! Dulden!
Ich will nicht dulden mehr, will leben nur,
Den selgen Tag der Rache zu erleben.
Die einzge Hoffnung ist's, die einzge Blume,
Die auf des Thrones kalter Höhe blüht. —

Page (eilig): Der General von Finkenstein — voll Eile —

Königin: Voll Eile? — Eilig ist man hier in Preußen
Nur, wenn's die Kön'gin zu beschimpfen gilt.
Ich kann nicht einen Menschen eilen sehn,
Ohne zu fürchten, ohne zu erschrecken;
So weit ist dieses stolze Herz gebracht.
Er komme; tragen muß ich's, komm es früher,
Komm's später.

(Vorige ohne den Pagen. Finkenstein)

Finkenstein (beugt das Knie vor der Königin):
Gott erhalte meine Königin,
Und jeder Tag bring ihr solch frohe Post,
Als mir das Glück vergönnt ihr zu verkünden!

Königin: Graf Finkenstein, ich bin vorsichtig worden,
Den guten Posten trau ich schwer; sie haben
Mich mehr betrogen als die schlimmen.

Finkenstein: Hotham —
Der Ritter, Englands außerordentlicher
Botschafter war heut in Charlottenburg
Zwei Stunden lang beim König. Für den Prinzen
Von Wales hat er förmlich angehalten
Um der Prinzessin Wilhelmine Hand.
Dafür erhoffe England, daß der König
Einwillge in die Heurat seines Erben
Mit der Prinzeß Amalie; doch könne
Diese zweite Heurat aufgeschoben bleiben,
Bis es des Königs Majestät gefalle.
Mit gibt ihr England hunderttausend Pfund,
Und Wilhelminen will es ohne Mitgift.
Der König hat sehr freundlich ihm begegnet,
Zur Tafel ihn geladen, die splendider,
Als sonst gewohnt, gesetzt sein wird.

Königin: Was ist das?
Mich dünkt, ich höre schießen.

Bülow: Schon vorhin
Hört ich's.

Königin: Die Artillrie wahrscheinlich

Finkenstein: Die
Ist's nicht; ich müßt es wissen.

Page (eilig): Majestät,

Digitized by Google

Der General von Berk
(Königin winkt, ihn einzulassen.)

Berk: Der König hat ihn
Umarmt — verzeihen Majestät der Freude,
Die mich verwirrt berichten läßt. Soeben
Läßt Wartenleben mir es sagen. — Wissen
Sie schon, was Ritter Hotham —

Königin: Seinen Auftrag
Kenn ich, es war die Doppelheurat —

Berk: Er —
Der König, mein ich, sah sehr freundlich, trug
Dem Ritter auf — so daß man's hören konnte,
An seinen Hof zu schreiben: in Berlin
Find England seine besten Freunde. —

Page: Der Herr von Löwener.

Königin: Er ist willkommen.

Löwener (küßt der Königin die dargebotene Hand): Endlich
Wird Preußen frei vom Joch der Günstlinge,
Vom Einfluß Wiens. Die Doppelheurat ist
Genehmigt. Hören Sie den Donner des
Geschützes? Er verkündet diesen Sieg.
Der Ritter Hotham hat in aller Form
Geworben für den Prinzen Wales. Bei
Der Tafel sprach der König viel mit Hotham;
Ihm standen Tränen in den Augen, als er
Sein Glas erhob und rief: Es lebe unser
Geliebter Eidam hoch, der Prinz von Wales.
Die Kreaturen Östreichs wurden bleich,
Die Unsern wurden rot von Wein und Jubel
Und die Kanonen riefen durch das Land:
Zeit sei es für die Braven, sich zu freuen.

Königin (mit zitternder Stimme): Er selbst, der König rief?

Löwener: Er rief: Es lebe
Der Prinz von Wales, unser teurer Eidam,
Und Tränen standen ihm in seinen Augen.

Königin (die sich setzen mußte): Es lebe —

Löwener: Der Prinz von Wales.

Königin: Gott! mein Gott!
Und Grumbkow —

Löwener: Er muß fallen.

Finkenstein: Ja; nach dem,
Was heut der König hat getan, muß er
Ihn fallen lassen.

Königin (noch immer fassungslos): Ja, er muß — es ist
Nicht anders.

Löwener: Mir sei es vergönnt, die holde
Künftge Kön'gin Englands zu begrüßen.

Wilhelmine (für sich): Er drückt mir eine Krone auf, doch ist's

Digitized by Google

Eine Dornenkrone. — Herr von Löwener,
Mög ich so edeln Mannes Gruß verdienen.

Königin: Du Glückliche! Dir wird ein besser Los!
Der Prinz von Wales kennt keinen Ehrgeiz sonst,
Als schöner Frauen Herzen zu besiegen;
Siehst du gefällig seinen Launen nach,
So bist du Englands Königin und König.
(Sie entläßt die Herren.)

Wilhelmine: Die kalten Diamanten heilen nicht,
Sie bergen nur das frühverwaiste Herz.
Was du ersehnst, davon ist nicht die Rede;
Du bist nicht dein, du armes Fürstenkind.
Was willst du denn? Die Kön'gin wäre glücklich;
An deiner Statt. Du, fürcht ich, wirst es nie.

Zweiter Akt

(Wie in dem ersten Akt, in den Gemächern der Königin im königlichen Schlosse in Berlin. Gesellschaft, die die Königin gibt. Saal brillant erleuchtet. Man sieht durch offene Türen in andere erleuchtete Räume. Unter den Anwesenden, die promenieren: Friedrich, Friederike, Katte, Löwener, Finkenstein, später Grumbkow, der von allen vermieden wird, Seckendorf, Hofherren und Hofdamen.)

(Löwener und Finkenstein in der Mitte des Vorgemachs)

Finkenstein: Der König überfiel ihn. In den Schlafrock
Gehüllt lag er behaglich auf dem Sofa,
Ein Buch in seiner Hand und neben ihm
Die Flöte. Vergebens, daß der Leutnant Katte
Das Buch, die Flöt versteckt, der Kronprinz fährt
Schnell in die Uniform; der seidne Schlafrock,
Den man vergißt, wird seines Herrn Verräter.

Löwener: Hier ist's Verbrechen, einen Schlafrock tragen.

Finkenstein: Der König legt die Uniform nicht ab,
Bis er ins Bett steigt. Der Schlafrock ist ihm
Der Stempel aller Weichlichkeit. Er läßt
Den Prinzen hart an, der durch kalte Ruhe
Des Königs Zorn aufs höchste treibt. Fast kam's
So weit, daß sich der König an dem Prinzen
Vergriff.

Löwener: Der seidne Schlafrock, mein ich, ist
Der wahre Grund solcher Behandlung nicht,
Wie tief auch dieser wahre Grund mag liegen.

Finkenstein: Nicht tiefer liegt er, als der Kön'gin Ehrgeiz,
Der eifersüchtig auf die Neigung sah,
Mit der der König an den beiden ältsten
Von ihren Kindern hing. Was er den Kleinen
Befahl, verbot sie; was der König ihnen
Verbot, sie mußten's tun; so suchte sie,
Sein Herz den Kindern gänzlich abzuneigen;
Doch ihre Strafe ist's, daß ihr's gelang.

Digitized by Google

Denn ihre eigne Waffe kehrt der Günſtling
Nun gegen ſie.

Löwener: Dort ſteht der Kronprinz einſam.

Finkenſtein: Es fürchtet jeder ſich mit ihm zu ſprechen;
Kein Weg führt ſichrer zu des Königs Ungunſt,
Als der durch ſeines Sohnes Gunſt.

Löwener: Man ſagt,
Er lebe locker, trinke, liebe Spiele
Und habe kein Gefühl für ſeine Schmach,
Zuweilen aber ſei er auch ein Grübler;
Bei Torten ſchreib er jetzt und feinen Weinen
An einem Antimachiavell.

Finkenſtein: Er hält
Die Wirklichkeit mit beiden Händen von ſich,
So lang er kann, und träumt von beſſern Zeiten.
Hab ich ſein Herz durchſchaut, ſo iſt's nur Stolz,
Daß lieber er nicht mitleidswert will ſcheinen,
Als durch das Mitleid vor ſich ſelbſt erniedrigt,
Was ihn bewegt, ſich Laſter anzudichten,
Nur daß er keine Schwäche zeigen will.
Und hinter dieſer Larve eines Weichlings,
Der kein Gefühl für Ehre zeigt und Schmach,
Birgt blutend ſich ein ſtolzes, großes Herz.
Seht dort den Günſtling, geſtern war er noch
Umſchwärmt von Bienen und von bunten Käfern;
Heut fliehn ſie ihn, wie ihn die Gunſt geflohn.

Löwener: Dies Volk des Hofs gleicht jenen roten Wilden;
Dem Gotte, den ſie fürchten, opfern ſie.
Wie aber kann er's wagen, bei der Kön'gin,
Die er ſo ſchwer beleidigt, zu erſcheinen?

Finkenſtein: Der Grumbkow wagt ſchon etwas mehr als andre
An dieſem Hof. Verloſchen ſchien ſchon öfter
Sein Stern und war von Wolken nur verdunkelt.
Er hofft, ich weiß es, von dem Mühlberger
Beſuch. Ein feiner Redner iſt der Sachſe
Und ſteht dem Kaiſer. — Dem Beſuch in Dresden
Folgte der Wuſtenhauſener Traktat.

Friedrich (zu den beiden):
Ei, Herr von Löwener, Graf von Finkenſtein,
Iſt jetzt die Zeit bedenklicher Geſichter?
Iſt nicht der Wein geraten? Schreibt man mir
Vom Rheine doch, er blühe, wie noch nie.
Der einzge Grund zur Sorge, meine Herrn,
Woher Gefäße nehmen für den Segen?
Ich wenigſtens, ſo lang man trinkt und küßt,
So lang denk ich, an weiter nichts zu denken.

Löwener: Ihr ſpielt Verſteckens, königliche Hoheit,
Verhüllt mit Reden euer wahr Geſicht.

Friedrich: Ihr habt ein ſcharfes Aug, von Löwener,

Digitized by Google

Seht durch den Efeukranz hindurch den Ehrgeiz
Die Ohren spitzen. Ja was soll ich's bergen,
Denn ruchbar werden muß es doch einmal.
Ein Hinterstübchen möcht ich nicht bewohnen
Im Haus der Weltgeschichte. Friedrich Wilhelm,
Soll's heißen, hat die spanischen Perücken,
Der große Mann, vertilgt zum Heil des Zopfs;
Der zweite Friedrich aber war noch größer;
Er brach dem Zopf den zähen Hals und salbte
Den Tituskopf zum König von Europa;
So war er der Friseur seines Jahrhunderts,
Er schor nicht nur sein Land, er schor die Welt.

(Eine Türe wird geöffnet; der Zeremonienmeister mit dem Stabe voran, hinter ihm nach ihrem Range Herren und Damen, sich führend.)

(Grumbkow. Seckendorf [an der andern Seite der Bühne sieht er erst die letzten den Saal verlassen, dann geht er eilig auf Grumbkow zu])

Seckendorf: Was habt ihr hier zu tun, Unglücklicher?
Ist's euch Vergnügen, euch verhöhnt zu sehn.

Grumbkow: So hebt das Glück und läßt uns wieder fallen,
Wenn nur die Seele nicht ihr Heil verliert.
Todsünden soll man meiden, kleine Fehler
Vergibt uns die Barmherzigkeit.

Seckendorf: Seid ihr
Von Sinnen? Soll das Scherz sein?

Grumbkow: Ernst und Reue,
Daß ich der Wollust eifriger gehuldigt
Als meinem Seelenheil. Im Unglück pocht
An unser Herz des Himmels Warnungsfinger.

Seckendorf: Unglück? Noch ist kein Unglück da. Noch ist's
Zu hindern. Dieser Mühlberger Besuch
Muß ins Geleis die Sache wieder bringen,
Sind wir nur klug.

Grumbkow: Heut fordert Hotham noch
Meine Entfernung aus des Königs Dienst.
Die hunderttausend Pfund, die wiegen wir
Nicht auf. Der König kommt noch heut. Der Ritter,
Ich weiß, kommt uns zuvor. Sowie der König
Im Schloß ist, bittet Hotham augenblicklich
Um eine Unterredung; Preußens Heil
Erfordre sie —

Seckendorf: Und unser Heil erfordert,
Daß ich den König spreche vor dem Ritter.
Habt ihr die Briefe noch, die wir entworfen
Und Reichenbach gesandt, daß er sie uns,
Als hätt er sie aus London uns geschrieben,
Zusenden mußte? Kommt der König doch
Aus Mühlberg, aus den Händen unsrer Freunde.

Grumbkow: Die Briefe — ja — ich trag sie stets bei mir;

Digitized by Google

Man weiß nicht, wie man so was brauchen kann,
Hier nehmt, Herr Graf, doch sag ich feierlich
Mich von den Folgen los. Was jetzt ihr tut,
Ist meine Tat nicht; ich geb euch die Briefe;
Was ihr damit beginnt, ist eure Sache.

Seckendorf: Ist das der Grumbkow noch, vor dem der Hof
Gezittert, der der Königin das Ärgste
Zu bieten hat gewagt?

Grumbkow: Der bin ich nicht mehr,
Der Grumbkow bin ich jetzt, der es bereut.
So lang ein Schimmer noch von Hoffnung ist,
Wag ich —

Seckendorf: Solang wir wagen, ist noch Hoffnung.
Mit diesen Worten wag ich alles.

Grumbkow: Alles
Vernichtet jener Brief an Reichenbach.
Hotham hat das Original der Briefe,
Die ihr dem König zeigen wollt. Sie sind
Von meiner Hand geschrieben; eurer ist
Darin gedacht. Was Östreich zahlen wolle,
Wenn er die Briefe schicke, daß wir sie
Dem König zeigen könnten als von ihm.
Auch dies steht in dem Schreiben, daß der Ritter
Dem König heut noch übergeben wird.

Seckendorf: Das wär verdammt! Verdammt wär das! Verdammt,
Die Furcht bläst euch das ein, Erbärmlicher.

Grumbkow (erschrickt): Es rollt. Der König! Alles ist verloren.

Seckendorf (wild): Zerronnen ist's. Verdirbt die Jammerfratze
Mir nicht das Werk. Fort. Eilt in mein Hotel.
Anspannen laßt den Reisewagen. Dann
Erwartet mich. Die Nacht; kommt es zum Schlimmsten,
Deckt sie mit ihrem Schleier unsre Flucht.
(Führt Grumbkow ab)

Der König (er geht bis in die Mitte des Zimmers, dann setzt er sich und stützt sinnend das Kinn auf den Stockknopf):
Der Grumbkow ist ein Schurke. Gut; ich geb ihn;
Doch muß ich sehen erst, ob England Ernst macht.
Ich trau dem Krämervolke nicht da drüben,
Und will mich nicht von ihm vexieren lassen
Und an der Nase ziehn. — (Er sieht auf) Zum Geier! was
Ist das für eine Feuersbrunst von Lichtern?
Illuminiert die englische Partei
Mit meinem Geld? Von diesen Leuchtern hier
Dampft ein Soldat samt der Montur mir in
Die Luft. (Löscht sorgsam mit dem Stocke einige aus)
Ich will ihm geben, doch nicht eher,
Als nach der Mariage. Sprechen will
Ich erst mit Seckendorf; der scheint ein Kerl noch

Digitized by Google

Von redlichem Gemüt; obschon ein Diener
Des Kaisers, mir von Herzen attachiert.
Kammerdiener: Der Graf von Seckendorf.
König: Kann kommen. (Kammerdiener ab.) Kömmt
Mir wie gerufen.

Worte von Kordelia Ludwig

[Wer heute Otto Ludwigs gedenkt, der lege auch einen Kranz auf das Grab seiner Tochter Kordelia, der unermüdlichen Pflegerin seines Andenkens, die dieses als Vermächtnis gefühlte Amt doch niemals anders als mit der Bescheidenheit höchster Vornehmheit verwaltete!

Von Kordelia Ludwig sind früher einmal „Erlebte Gedanken" erschienen, aber unter dem Decknamen Ludwig Ecard, eine Sammlung von Aphorismen, an denen das Herz soviel Anteil hatte wie der Kopf — der Titel deckte hier einmal den Inhalt ganz. Sie kommen dieser Tage in neuer Auflage mit einem Vorwort von Dr. Merker in der Dieterichschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig heraus. Ebendort aber gibt jetzt E. Zizold nun auch Briefe der Kordelia Ludwig heraus, die in manchem eine Ergänzung der „Gedanken" bringen. Beides werden Bücher für stille, feine und doch starke Menschen sein, beides Bücher nicht für die Vielen, sondern für die Wenigen, aber für die Wenigen werden sie Freunde sein.]

Aus den „Erlebten Gedanken"

Die Tugendlehre der Menschen hat es zu seltsamen Kombinationen gebracht. Sie verlangt Werte, die sie zu leugnen fordert, verdammt Heuchelei — und zieht sie doch groß. Keinem verzeihend, der sein will, was er ist, wittert die Welt in jedem gehobenen Selbstgefühle Überhebung und ruht nicht, bis der Aufrichtige sich falsch erwies und ihr seinen Tribut in falscher Demut zollte.

Nichts verletzt den Geist eines Großen mehr als die Phrasen gedrillter Verständnislosigkeit, die eingelernten Sprüchlein über die Bedeutung Eines, der eben zu bedeutend ist, um von allen begriffen zu werden.

Man will verstanden sein. Jeder! Aber nur der Große, Eigenartige, Fruchtbare, der wert ist, daß ihm auf den Grund gegangen wird, dessen Ideen begriffen und ins Leben umgesetzt zu werden verdienen, hat im letzten Grund ein Recht daran.

Gar mancher, der sich Gemüt zuschreibt, hat nur Phantasie, mit der er die Dinge äußerlich so faßt, wie das Gemüt sie innerlich packt. Die Phantasie mancher Menschen, besonders Dichter, gibt sich so intensiv an Menschen und Dinge hin, daß sie ihr Leid und Freud intuitiv fühlt, freilich nur solange, als sie gerade an der Arbeit ist. Reißt ihr Faden ab, wird der Mensch, der Dichter, allen Gemütes wieder bar.

Die Natur teilt nicht Gaben mit, um sie ungestraft vernachlässigen zu lassen. Sie züchtigt die Unterdrückung edler Triebe, indem sie die groben vergröbert.

Digitized by Google

Gebet ist Konzentration. Jede große Kunstleistung ist ein Gebet, und die Erhebung, die es spendet, des Gebetes Erfüllung.

Kinderfreund ist nicht der, welcher die Kinder um deswillen liebt, das sie ihm bringen an Heiterkeit, Zerstreuung, selbst Arbeit und Mühe, sondern um deswillen, das er ihnen gibt. Wer die Kinder nicht um ihrer selbst willen liebt, umsorgt und umpflegt, den zukünftigen Menschen in ihnen fördernd, hat sich im Auge und nicht sie. Er ist sich Freund in ihnen, seine Freundschaft — trotz aller guten Gaben — nur schöner Eigennutz.

Manch weniger Begabten kränkt der Gedanke, daß er, obwohl mit demselben guten Willen, der Welt zu nützen, ausgestattet, wie seine ihm geistig überlegenen Mitmenschen, doch an Wert hinter jenen zurückstehe. Nicht was der Mensch leistet, macht den Unterschied, sondern was er ist. Jeder ist Erster, der sich und seine Pflicht begriffen hat und sich in ihrem Dienste müht. Der Mensch ist nicht der Ausfluß seines eigenen Willens: er ward. Daß er das ganz ist, was er ist, macht ihn vollendet.

Mancher Kritiker wird durch den Künstler klein, dem er blind dient. Wer die Unehre seines Idols in eitel Ehre verkehrt, dem erkennt man leicht die eigene ab.

Je gewaltiger die künstlerische Zeugungskraft eines Menschen ist, desto mehr Stoff muß er ihr zuführen, desto mehr alles von außen an ihn Herandrängende sich assimilieren. Die innere Glut schlürft alles Brennbare auf, und nichts geht an ihr vorüber, dem sie sich nicht irgendwie vermählte. Der große Künstler setzt in seinen Produkten alles ab, was, sie befruchtend, durch seine Seele geht und sie zur Gestaltung des Alles in Einem treibt.

Mancher, der sich geistreich dünkt, meint auf bloß gütige Menschen herabsehen zu dürfen. Der's wirklich ist, weiß, daß auch die höchste geistige Kultur nur Güte ist und sich mit allem Guten höchster Potenz deckt.

Nicht die Kinder, die ein Weib geboren, machen es zur Mutter, sondern die Liebe, die Darbende erblickt, wo Gleichgültigkeit nur satte Menschen sieht.

Man will nur bestimmten Rassen eine Art Stammesvornehmheit zugestehen. Der vornehme Mensch ist nicht das Resultat zufälliger Kreuzung, sondern äußerer und innerer Erlebnisse, vermöge deren er vage Anlagen zum geschlossenen Charakter bildet. Vornehmheit bedeutet die Blüte einer Individualität, die, unabhängig von Religion, Rasse, Geschlecht sich über die Masse erhebt, und ist, was diese nie sein kann; ein Eigenwert.

Digitized by Google

Aus den Briefen

Hast Du etwas auf dem Herzen gegen mich, so stoße Du ruhig zu, aber sei auch, wenn es unverdient ist, auf kräftige Abwehr gefaßt. Mein ganzes Wesen schreit nach Kraft und wieder Kraft! Nur immer bis zum Äußersten gegangen und vor nichts zurückgeschreckt, auch wenn es hart und bitter ist. Das stärkt und trägt und weckt! Das Leben hat nie mit mir gespielt, und so habe ich auch mit ihm zu spielen nicht gelernt. Alles muß ich wie bei einem Brunnen aus der Tiefe emporziehen, will ich dem Leben das Lebenswerte abgewinnen. Wenn man nicht dem Höchsten nachzustreben trachtet, dem was über das Leben hinaus Wert hat, oder zu haben scheint, so wird das im gewöhnlichen Geleise verlaufende Leben zur Farce und damit unerträglich.

Wer meiner Hilfe bedarf und sei es mein ärgster Feind, dem stehe ich jederzeit zur Verfügung, wer mir aber meine Zeit mit konventioneller Unterhaltung rauben will, dem opfere ich meine wonnige Beschaulichkeit nicht.

Die Ehe von Elisabeth und Robert Browning wäre auch mein Ideal gewesen, und es freut mich schon zu wissen, daß es dies überhaupt gegeben hat. Weil ich das nicht fand, was sie so glücklich waren, ineinanderfassen zu dürfen, darum habe ich ja eben nicht geheiratet, denn nichts halte ich für unsittlicher, als sich in der Ehe zu versuchen.

Einmal habe ich dem Schmerz um den Verlust meiner heißgeliebten Mutter die Zügel schießen lassen, doch nun bin ich wieder gefaßt. Mein Vater hat „Fassung“ als das Höchste gepriesen. Er, meine Mutter, meine Brüder, ich weinten kaum.

Nichts entsetzlicher als wenn die Menschen rechnen: „Gibt er mir auch soviel als ich ihm?“ Das ist das Gift, das sich durch die meisten Lebensverhältnisse zieht und an dem das Beste zugrunde geht. Wer nicht rechnet, der hat schon seinen Lohn.

Das Echte, sei es auch häßlich, hat stets schwer in der Ludwigschen Familie gewogen.

So sehr ich sonst Ellen Key schätze, glaube ich nicht, daß sie meinen Vater verstehen würde. Die Größe meines Vaters beruht zumeist darin, daß er den Boden der *Wirklichkeit* bewußter und beabsichtigter Weise *nie* verläßt, während E. K. ihn oft ignoriert und in der Luft schwebt. Dinge, die immer nur Auserlesenen unserer Gattung vorbehalten bleiben werden und können, traut sie und vor allem mutet sie der trägen Masse zu. Sie hat zu wenig Wirklichkeitssinn und läßt sich von ihrem edlen Enthusiasmus weit über das Erreichbare fortreißen. Das ist natürlich viel leichter und billiger, denn die wenigsten verstehen maßvoll abzuwägen, was möglich und was unmöglich ist und lassen ihre Seelen im hohen, aber eben seiner Unausführbarkeit halber eitlen Fluge über tausend unausweichliche Hindernisse stolz mit hinwegführen. Die

Digitized by Google

einseitige Verehrung Ellen Keys halte ich darum auch für eine Gefahr sondergleichen. Mein Vater betont, daß es auf Naturen, das heißt auf im ganzen unberechenbare Faktoren zu wirken gilt und nicht auf zu präparierende Maschinen, als die sie sich die Menschen denkt. Ist etwa in der Geschichte nicht jederzeit der Rückschlag erfolgt, eben weil der Natur des Menschen nicht zu trauen ist?

Es ist zu schade, daß Frauen, die studieren, oft zu akademisch gedrillt sind und sich nicht in freiem, geistigen Aufschwung bewegen. Das fleißig Erworbene, emsig Zusammengetragene und regelrecht Verarbeitete reicht mir bei weitem nicht an das „Eingeborene", „eigenst" Erfaßte heran.

Welche Wohltat ist es mir doch, wenn mir ein Freund durch Ruhe Widerpart hält. Wenn beide solch Hitzköpfe wären wie ich, wir brennten ja immer gleich lichterloh und wer sollte bloß löschen? Aber ich habe das Gefühl, daß mit meinem lodernden Temperament, um deswillen mich meine Lehrer „ihr liebes Füllen" nannten, ich zugleich das Beste in mir verlöre, — die helle Begeisterung für das „darüber hinaus" über die enge, dumpfe Sphäre der Konvention.

Vom Heute fürs Morgen

Schlafende Gesichter

„Sahst du deinen Freund schon schlafen? Erschrakst du nicht darüber . . .?" sagte Nietzsche.

Ist das nicht merkwürdig: Wir kennen jedes Fältchen im Gesichte unsrer Freunde, unsrer Lieben, wenn sie wachen. Jedes kleinste Zucken der Schalkerei ist uns vertraut auf ihrem Angesicht. Doch wir wissen nichts von ihrem schlafenden Antlitz. Wenn es müde ist und schläfrig, oder gerad erwacht, schlaftrunken, ja, da haben wir es schon gesehen — aber es ist nicht dasselbe, als wenn es schläft, wirklich schläft.

Ich habe einmal in der Fremde draußen am Krankenbette eines Freundes gewacht. Einschlafen sah ich ihn nach langen Schmerzen. Weit ins Traumland hinein verfolgte ich sein Antlitz. Alle Register der Psyche sah ich nacheinander auf dem Angesicht gezogen. Ich war erschüttert: Jahre des täglichen wachen Sehens haben mich nicht so viel von seinem Angesicht lesen lassen, wie diese eine Stunde, als er schlief.

Der Schlaf kommt — der Augen Fransenvorhang fällt — das Stück ist aus. Nein, im Gegenteile: das Stück beginnt erst, wenn der Fransenvorhang fällt. Das andre Stück. Die Augen, diese glänzenden Komödianten, die am Tage schauspielerisch die Bühne des Gesichts beherrschten, sie sind abgetreten hinter die Kulissen. Und wir selber schauen hinter die Kulissen eines Menschen. Was jetzt, nach Sonnenuntergang, noch über die Bühne seines Angesichtes zieht, ist wahr, ist aufschlußreichste Wahrheit und hat keine Mätzchen. Abgefallen ist die Toga der großen Gebärde, zerflattert süßliches Gelächel, zerschmolzen stolz verschlossene Unbewegtheit — bloß liegt die Seele.

All das Zurückgedrängte und das Tagerstickte zuckt jetzt über das Gesicht. Mild und lieblich,

Digitized by Google

düster und heroisch, platt und leer — je nachdem.

Mild und lieblich: Tagsüber hatte er die herrschende Gebärde. Ehern war sein Antlitz und verschlossen, und die zusammengebissenen Zähne lagen in Reihen, wie weiße Hunde auf der Wache. Auf der Wache vor der eigenen Bewegtheit. Jetzt sind diese weißen Wachezirkel halb geöffnet, und an die Oberfläche quillt die Güte.

Düster und heroisch: Tagsüber war er Sklave hinterm Schreibtisch, war er ein Angeschirrter unter tausend Jochen, die ihn drückten, bückten. Jetzt ist er, was er ist: Ein Schlachtfeld heldenhafter Dinge.

Platt und leer: Tagsüber ging er mit gefurchter Stirne durch die Reihen seiner Untergebenen, tat er wichtig, war er voller Dünkel. Nun hat ihm der Schlaf seine Maske vom Gesicht gewischt. Schau ihn an im Traume: er ist platt und leer.

Durch Italien fuhr ich. Ein Künstler saß mir gegenüber mit seiner Frau. Der predigte in hohen Tönen von der Heiligkeit der Kunst und ihrer Jugendfrische; sie mache den Erwachsenen wieder zum naiven Kinde des Glaubens. Und zu allem, was er sagte, setzte er in seinen Augen und auf seinem Antlitz passende schöne Lichter auf. Seine Gattin blieb stumm. Ich hatte Mitleid mit dem Künstler, dem ein stummer und verständnisloser Ehekamerad beschieden war. Dann kam die lange Fahrt in der Campagna. Es ward heiß, und die beiden schliefen ein. Der Schlaf zog die trügerischen Tagesschleier still von den beiden weg. Der Kopf des Künstlers sank hintüber in die Ecke. Ein breiter Mund tat sich ausdruckslos auf, große gelbe Zähne starrten, die Wangen waren schlaff. Ich erschrak: Was für ein verwüstetes Gesicht! Das Gesicht der stummen Gattin aber lag lieblich da, und langsam begannen tagverschüchterte Melodien leise darüber hinzuspielen.

Schlafende Gesichter sind Offenbarungen. Müht euch nicht am Tage, die Gesichter eurer Freunde zu entziffern. Ein Blick darüber, wenn sie schlafen, reißt den Vorhang eines ganzen Lebens auf.

Fritz Züricher

Nochmals „kriegt oder krigt man“?

Richard Dehmels Aufsätzlein im 2. Januarhefte hat die Germanisten unter unsern Lesern zum Widerspruche gereizt, und sie senden uns nun lange sprachwissenschaftliche Ausführungen, die Dehmel tatsächliche Irrtümer nachweisen. Aber zur Überführung schon eines einzigen kecken Irrtümchens, von denen unter Umständen zwei auf eine Zeile gehn, gehört unter Umständen ein grammatikalisches Zeugenaufgebot von zwei Seiten — gehören grammatikalische Gerichtsverhandlungen in den Kunstwart? Sie täten das höchstens, wenn Dehmel auf seine Behauptungen auftrumpfte. Aber dieses tut er nicht, sondern er schreibt:

„Natürlich gestehe ich mit Vergnügen ein, daß ich kein historischer Grammatiker bin und die Fachausdrücke »Umlaut« und »starke Konjugation« inkorrekt angewandt habe. Das ändert aber nichts an der Tatsache der Lautverkürzung von »kriegen« in den Verbalformen, wo auf den Vokal zwei Konsonanten folgen, also »krigst, krigt, krigte, krigtest, krigten, gekrigt«. Diese Tatsache gibt der Herr Grammatikus ja selber zu und belegt sie sogar mit verwandten Beispielen; auch daß die Verkürzung nur in der transi-

Digitized by Google

tiven Bedeutung von »kriegen« (erhalten, bekommen) eintritt, nicht in der intransitiven (Krieg führen), läßt sich durch keine grammatische Terminologik wegdisputieren. Wann und wie diese Lautveränderung zustande gekommen ist, kann dem gegenwärtigen Sprachgefühl gleichgültig sein. Wenn also die offizielle Orthographie dem sprachlich hörbaren Unterschied von »kriegt« und »krigt« keinen sichtbaren Ausdruck gibt, so ist das in der Tat ein »behördlicher Sprachfehler«, oder mindestens doch ein Schreibfehler. Daß die Formen, in denen auf den Vokal nur ein Konsonant folgt, auch in der transitiven Bedeutung unverändert bleiben, habe ich von vornherein schon selbst angedeutet; das sind aber lediglich die Formen »kriege, kriegen, kriegend«. Daß in manchen Gegenden der Konsonant g wie ch, in manchen wie k ausgesprochen wird, tut nichts zur Sache der Vokalverkürzung; die schwankende Aussprache des g kommt ja auch sonst noch vielfach vor und läßt sich orthographisch nicht fixieren."

Dehmel

Slawische Lyrik

Es ist schon lange her, daß Alldeutschland gerührt mit dem Kosaken Abschied nahm von der „schönen Minka"; Heines Spott über die edeln Polen ist dauerhafter geblieben als die mitfühlenden Polenlieder seiner Zeitgenossen. Die politisch-nationalen Gegensätze haben sich seitdem verschärft und eine unbefangene Teilnahme an slawischer Eigenart erschwert. Man denke an die schonungslose Verhöhnung der Südslawen, in der sich unsre Witzblätter seit Jahren ergangen haben. Vielleicht muß sich eine große Volksgemeinschaft solche Vogelscheuchen zimmern, aus nationalem Kraftgefühl und Übermut; immerhin: diese Bilder haben sich zum Teil so deutlich als Verzerrungen erwiesen, daß man wohl endlich das Bedürfnis empfinden wird, sich ernsthafter und gerechter auch um unsre südöstlichen Nachbarn zu bemühen.

Gerade der slawischen Seele ist die Lyrik gemäß mit ihren kleinen Einheiten und jähen Übergängen, und so dürfen wir von der slawischen Lyrik vielleicht die besten Aufschlüsse über die Geistesart jener Rasse erwarten. Den mancherlei Anthologien, die wir besitzen, ist vor einigen Jahren — zu ungelegener Zeit und ach, im Piersonschen Verlage — ein Bändchen gefolgt, das eine Sonderstellung einnimmt, „Sarmatenweisen". Dem Verfasser, Viktor Menzel, verdanken wir neben gediegenen philosophischen und geschichtlichen Arbeiten zahlreiche — leider bisher nur in Zeitschriften erschienene — lebensvolle Erzählungen aus slawischem Stoffgebiet; in der vorliegenden lyrischen Sammlung vereinigt er Übertragungen aus dem Polnischen, Tschechischen, Slowenischen und Ruthenischen mit freien Schöpfungen aus dem Geist der östlichen Welt, die dem Verfasser durch Leben und Studien innig vertraut ist. Es sind in der Hauptsache Volkslieder und Balladen; Liebesspiel und Klage, Kampfjubel und tödliches Heimweh, Tanz- und Hochzeitlieder, Lebensweisheit, Märchen und Sagen: sie spiegeln lebhaft und treu das Leben eines Naturvolkes und die Geschichte der fast geschichtlosen Steppe. Aber in einigen Stücken gibt der Verfasser die selbstgewählte Beschränkung auf und gestaltet, ohne doch den Boden dieser Gedichte zu verlassen, religiös-philosophische Gedanken, so in dem ergreifenden „Iljas Gesicht" oder in dem „Jurod", einem Gegenstück zu Rückerts bekanntem „Chidher". Als Schwächen fallen gelegentliche Brei-

Digitized by Google

ten und Nachlässigkeiten des Reim- und Wortgebrauchs auf; die Bedeutung des Buches sehe ich darin, wie ein fremdes Volkstum in liebender Treue empfangen und wiedergeboren wurde: die schwerste Art von Aneignung und „Übertragung", und sicherlich die wertvollste.

Hans Böhm

Notwendiges Ausrüstungsstück

für ins Ausland reisende deutsche Künstler

Deutscher Künstler, wohin willst du, um zu lernen? —

„Nach Paris natürlich. Da allein lernt man . . ."

Was man in Deutschland braucht. Gehe also nach Paris, aber erlaube, daß ich dir eine Gabe in den Rucksack einbinde, klein wenn auch schwer, eine Fabel Lessings, die ein gut Stück seines Lebenswerks zusammenfaßt. Hier ist sie:

„Der Affe und der Fuchs.

Nenne mir ein so geschicktes Tier, dem ich nicht nachahmen könnte! so prahlte der Affe gegen den Fuchs. Der Fuchs aber erwiderte: Und du, nenne mir ein so geringschätziges Tier, dem es einfallen könnte dir nachzuahmen.

Schriftsteller meiner Nation! — Muß ich mich noch deutlicher erklären?"

Wohlgemerkt: so fragte Lessing. Wir würden uns, versteht sich, so etwas nicht erlauben.

Gustav Frenssen, Sönke Erichsen

Hamburger Theater

Wenn ein Mann, dessen erzählende Schriften in so viel Exemplaren ins deutsche Volk gedrungen sind, wie die Frenssens, plötzlich auf einem neuen Felde zu ackern beginnt, so ist das ein Ereignis, das um seiner Außergewöhnlichkeit und seiner (wenigstens möglichen) Folgenschwere willen erhöhte Aufmerksamkeit, gesteigerte Umsicht und doppelte Zurückhaltung im abschließenden Urteil fordert. Denn man wird nicht erwarten können, daß das neue, unbereitete Feld gleiche Frucht trage wie das alte wohlbestellte und wird doch andererseits, um wenn möglich dem literarischen Arbeiter unnütze, lähmende Mühe und uns ertragloſe Jahre zu ersparen, schon auf Grund der ersten Ernte einen Überschlag über das Kommende wagen und damit, ob man sie in besondere Worte faßt oder nicht, eine Warnung oder eine Ermunterung verbinden müssen, der durch die Begründung möglichst der Charakter einer vagen Prophezeiung zu nehmen ist.

In dem Falle nun, daß er den erworbenen Besitz hinter sich läßt und an einer fremden Stelle von vorn beginnt, befindet sich Gustav Frenssen, der mit seinem dreiaktigen Schauspiel „Sönke Erichsen" (Buchausgabe bei G. Grote, Berlin) kürzlich zum erstenmal auf der Bühne erschienen ist. Zwar bedarf dieses „zum erstenmal" einer gewissen Einschränkung. Schon 1903, als die Stadt Husum ihr achthundertjähriges Jubiläum feierte, ist ein Stück von Frenssen aufgeführt worden, sein Festspiel „Das Heimatsfest". Das aber geschah sozusagen nur halböffentlich, und es war um so weniger Anlaß, die Frage nach den dramatischen Fähigkeiten des Jörn Uhl-Dichters zu stellen, als Frenssen ausdrücklich betonte, daß er mit diesem Zweckspiel keineswegs den Ruhm eines Dramatikers in Anspruch nehme. Wenn Frenssen nun aber jenes Gelegenheitsspiel wieder aufnimmt, zu einem dreiaktigen

Digitized by Google

Schauspiel ausweitet und (seiner Meinung nach) vertieft, wenn er dies Schauspiel als Buch erscheinen und von einem öffentlichen Großstadttheater aufführen läßt, so stellt er uns, seinen früheren Ausspruch aufhebend, vor die Frage nach seiner Befähigung als Dramatiker.

Schwer hat Gustav Frenssen den heimatsüchtigen Helden seines Schauspiels belastet. Am Vorabend des Krieges 1870 öffnet Sönke Erichsen, der bei dem trunksüchtigen Bürgermeister eines schleswigschen Städtchens als Schreiber in Diensten steht, ein amtliches Kuvert und erfährt dadurch vor allen andern von der Mobilmachung. Er stiehlt 1000 Mark aus der Stadtkasse und entflieht, um nicht in den Krieg ziehen zu müssen, noch in derselben Nacht. Seine Tat zieht auch nach seinem Verschwinden noch weitere Kreise und bringt zwei ihm Nahestehenden bitteres Unglück. Der Bürgermeister läßt sich nicht daran genug sein, daß Sönkes Schwester, so sauer es ihr wird, den Fehlbetrag ersetzt, er fordert ihre Hingabe, und die Geängstigte willigt, um den Frevel ihres Bruders zu verdecken, in diese Forderung; Sönkes Freund, der achtzehnjährige Jasper Lornsen, der seiner Jugend wegen nicht nötig gehabt hätte, ins Feld zu ziehen, stellt sich freiwillig, um die Schmach von der Vaterstadt abzuwälzen, und fällt vor Metz. Was hat Sönke Erichsen zu seiner Tat getrieben? Nicht Feigheit; er hat bereits bewiesen, daß er sein Leben wegzuwerfen Kraft genug hat. Dies vielmehr: Er lag mit seiner Heimat in innerem Widerstreit. Der Sproß eines einstmals reichen Bauerngeschlechts, muß er jetzt Schreiberdienste tun, alle Eigenschaften eines Herrn in sich vereinigend, muß er als Knecht sein Leben fristen. Die Heimat hat ihm unrecht getan, also darf sie sein Leben nicht fordern; wider das Unrecht setzt er das Unrecht und — nennt, trotz seines innersten verschütteten Gefühls, Recht, was er tut. Denn wie er als Jüngling beim Lesen des Tell heimlich geglüht und geweint hat, und doch bei öffentlichen Disputen solche Gefühle verleugnete, so hat er auch an jenem Abend getan, was sein waches Bewußtsein — nicht, was sein tiefstes Empfinden forderte. Nach vierzig Jahren, während deren er in Amerika ein gemachter Mann geworden ist, kehrt er am Vorabend des Heimatfestes heim und — ist der Alte. Gerade, weil in der Einsamkeit der Fremde das im Unterbewußtsein Wirkende doppelt, zehnfach mächtig in ihm geworden ist, muß er, um nicht zusammenzubrechen, doppelt, zehnfach so laut als früher in Wort und Tat sein vermeintliches Recht verteidigen. Er kommt nicht als reuiger Sünder, sondern als Fordernder. Die Heimat, behauptet er, hat ihn so geformt, wie er geworden ist; er, der sein Leben ihr geweigert hat, hat darum, wie alle andern, ein Recht, an der Feier bei dem Gedenkstein teilzunehmen, der die Namen der Gefallenen trägt. Aber die Heimat stößt jetzt den, der einst freiwillig ging, zurück. Der aber will bleiben, will mitfeiern, will den Menschen und nicht zum wenigsten sich selbst sein Recht beweisen. So muß er erneut tun, was er nicht wollte, als er kam; und seine Tat muß, auch nach vierzig Jahren noch, fortzeugend Böses gebären. Seine Schwester, die Mitwisserin seiner Verbrechen, stößt er, als sie zu sprechen droht, ins Wasser; als auch diese Tat ruchbar wird und die ganze Stadt gegen ihn aufsteht, da hebt er, schon längst ein Getriebener und kein Treibender, die Hand wider seine Vaterstadt und schleu-

Digitized by Google

dert die Brandfackel in ihre Giebel. Es ist nicht sein Verdienst, daß nur ein paar Scheunen niederbrennen. Jetzt endet, ein modernisierter deus ex maching, Wahnsinn und Tod das tragische Spiel. Als der Festzug herankommt, kniet Sönke Erichsen nieder, reißt den Wanderstock an die Backe, wähnt zu schießen und glaubt, an einer feindlichen Kugel zu sterben, während in Wahrheit ein Herzschlag sein Leben endet. Ein Gruß an die Heimat ist sein letztes Wort. Und dieser Ruf eines Wahnsinnigen ist wahrhaftiger als alle Worte, die der Arme mit wachem Bewußtsein sprach.

Auch wenn Gustav Frenssen nie eine erzählende Zeile geschrieben hätte, müßte jeder Unbefangene bei der Betrachtung dieses Stoffes sehn: das ist der Vorwurf eines weitgespannten Romans, niemals eines Dramas! Denn worin liegt das menschlich Bewegende und damit das künstlerisch einzig Ergiebige dieses Stoffes? Nicht in dem Gegensatz zwischen dem tragischen Ausgang eines Menschenlebens und dem frohen Fest der Allgemeinheit (das ist der übliche zufällige Theatergegensatz, auf Grund dessen Verkommene stets am Weihnachtsfest in den Frieden eines Hauses einbrechen); auch nicht einmal in dem Kampf eines Heimatflüchtigen gegen die Heimat (denn dieser Kampf ist, da die Heimat nur als Wort, bestenfalls Stimmung, nie aber als sichtliche Gestalt durch das Stück gehen kann, künstlerisch nicht darstellbar), sondern vielmehr einzig in der inneren Entwickelung eines tragisch veranlagten Menschen, der, obwohl die Bedingungen zum Guten wie zum Bösen in ihm gleicherweise gelegt waren, von dem Augenblick an, wo er den ersten Schritt vom rechten Wege ab getan hat, unerbittlich dem Verbrechen zugetrieben wird. Glied auf Glied hätte da ineinandergreifen müssen. Jedesmal hätten der Autor und wir sagen müssen: Wahrlich, Sönke Erichsen konnte nicht anders, er mußte so handeln, genau so; auch ich, auch du hätten es getan. Und doch hätte der Held, der uns das gleiche immerfort versicherte, am Ende auf die Knie niederbrechen und, die Hände zu der heiligen Heimat erhoben, eingestehen müssen: Mea ipsissima culpa. Versteht sich: nicht mit Worten, mit der Tat. Daß dann der jetzige Schluß unmöglich gewesen wäre, liegt auf der Hand. Voll bewußt hätte Sönke Erichsen durch freiwilligen Tod sühnen müssen, und es hätte von diesem Tod ein Leuchten ausgehen können, ob er nun eine (nur scheinbar) zwecklose Selbstaufhebung gewesen oder dem Vaterlande, dem Sönke Erichsen sich einst entzog, noch in sichtlicher Weise zugut gekommen wäre. Diesen tiefsten Willen seines Stoffes konnte Frenssen niemals durch ein Drama, sondern nur durch einen tiefschürfenden Roman erfüllen.

Aber er konnte, trotz des Vergreifens in der Form, als Menschenbildner Schönes und Starkes in seinem Drama schaffen. Hat er wenigstens das, von Gelegentlichem und Ausnahmsweisem füglich abgesehen, vermocht? Schon die Hauptgestalt ist im Entwurf steckengeblieben, ist brüchig und unglaubhaft. Frenssen, der das selber gemerkt hat, greift denn auch immerfort ein und redet dazwischen. In endlosen Hinweisen auf das Innere des Helden, Hinweisen, die durch das Geschraubte und die Monotonie, die sie aufweisen, etwas Peinigendes haben, sucht er uns die Sache deutlich zu machen und kommt damit dem beabsichtigten Eindruck nicht zur Hilfe, sondern schädigt ihn

Digitized by Google

auf das empfindlichste. So lese ich auf einer halben Seite folgende Selbsterläuterungen: „Mit wildem Hohn; mit hartem, wildem Schmerz; mit großem, wildem Stolz, Schmerz und Trotz; mit wildem Drohen.“ Und ginge Sönke Erichsen nicht mitwegs auf der Seite ab, die Zahl würde sich auf der zweiten Hälfte der Seite wohl verdoppeln. Noch mehr als bei den Hauptgestalten tritt das Versagen der gestaltenden Kraft Frenssens bei den Nebenfiguren zutage. Diese erinnern an die Menschen jener Primitiven, die, weil sie durch Gestalt, Haltung, Gesichtsausdruck nicht verdeutlichen konnten, was sie ausdrücken wollten, ihnen ein flatterndes Zettelchen aus dem Mund hängen ließen, auf das sie fein säuberlich schrieben, was sie mit der Gestalt zu sagen beabsichtigten. Alle Nebengestalten des Frenssenschen Dramas tragen fortwährend das Verlegenheitsspruchband mit herum. Über ein Wort, einen Begriff, ein Gefühl kommt keine hinaus. Und dies: daß Frenssen als Menschenbildner versagte, richtet sein Stück, nicht, daß er technische Ungeschicklichkeiten begeht (einfach bekreditiert, wo er von innen her entwickeln müßte, Figuren anhäuft, die zu dem dramatischen Vorwurf keine oder geringe Beziehungen haben), nicht daß er sich in der Form geirrt hat und einen Stoff, der nur in einem weit ausgreifenden Roman zu bemeistern war, in den zu engen Rahmen des Dramas zwängte.

Muß ich noch auf die Frage antworten, ob ich an die Entwickelungsmöglichkeit des Dramatikers Frenssen glaube? Hans Franck

Lilienfeins „Tyrann“

Dresdner Theater

Ein Periander-Drama deutete Gerhart Hauptmann vor einigen Jahren in den Aufzeichnungen über seine griechische Reise umrißlich an. Eine Tragödie. Das heißt, wie er sagt: „Feindschaft, Verfolgung, Haß und Liebe als Lebenswut! Tragödie heißt: Angst, Not, Gefahr, Pein, Qual, Marter, heißt Mord, Blutgier, Blutschande, Schlächterei ...“ Wie düsterer Qualm aus zuckenden Flammen stiegen dichterische Ahnungen unter seinem Blick aus dem hamletisch dunkeln Stoff. Treten wir aus deren Bereich in das einfache Licht eines Dramas von Heinrich Lilienfein, das am Dresdner Hoftheater seine Uraufführung fand, so werden wir plötzlich des Abstands fühlbar inne, der stets zwischen sauber arbeitenden Schriftstellern und visionär gestaltenden Dichtern klaffen wird. Ahnungen tieferer Erlebnisse gehen von Lilienfeins „Tyrann“ nicht aus, oder nur so weit, wie sie aus ernstem Gespräch kluger und feinfühliger Menschen auch ohne das vieraktige, überfaltige Gewand klassizistischer Dramatik aufsteigen mögen. Abgewandelt ist der häufige Fall solcher Viertel- oder Halbdichtung durch Lilienfein insofern, als ihm jede Erkünstelung des Tiefen durch das Perverse, des Großen durch das Krasse, des innerlich Gewordnen durch das erklügelt Hingestellte abgeht. Man mag das als bemerkenswerten Vorzug dieses menschlich so anziehenden Verfassers gerade in unserer Zeit buchen und wird dann wohl zu dem Ergebnis kommen, daß über sein „Drama“ reden einigermaßen Verlegenheit ist. Jedes Wort des Tadels scheint dem redlichen Streben und aufrichtigen Fühlen, das darin herrscht, unrecht zu tun. Und doch ist es nur das notwendige Ergebnis, wenn wir suchen, warum uns denn die in ihrer Szenenbildung so erschütternd angelegte Dichtung trotzdem wie

Digitized by Google

Epigonisches gleichgültig läßt. Es fehlt dem Nachfahren an Blick für die Ökonomie der Mittel: er braucht Szenen, um zu erklären und einzuführen, was der Vorfahr mit einer Gebärde, einem Blick und Wort uns verdeutlicht; er braucht viel Worte, um recht schön und feinsinnig auszusprechen, was aus Herzenstiefen rasch, sicher, überwältigend aufquellen müßte. Ein Muster dafür bildet ein Auftritt, worin Lilienfein zwei Liebende einander näher bringt. Ganz fehlt diesem der drängende Atem, die unter der Wortfläche zitternde Hitze; die Beteiligten finden Zeit zu Wortspielen, Figuren und Bildern, die sie sich zuwerfen wie Rhetorenzöglinge, und selbst das Geständnis ist noch verhüllt in eine klügliche Antithese.

Daß am Werk des Nachfahren die Vorfahren — hier Hebbel und Grillparzer — beteiligt sind, versteht sich aus dem Wort selbst. Aber die Mitarbeit steckt nicht allein in der „gebildeten Sprache", die Schillers Epigramm für den Nichtschöpfer mitschaffen läßt, sondern hauptsächlich in der Gestaltbildung selbst. Daher rührt es, daß uns vieles so „bekannt anmutet", wenn wir einem solchen Spätwerk beiwohnen. Die Sklavin Phrixa in Lilienfeins Drama, das „Volk", selbst der schön und innerlich edel angelegte Sklave Thalpios sind beladen mit Erinnerungen an Früheres. Und wiederum bleiben uns alle Gestalten dennoch im Innersten unbekannt, da sie nicht aus ihrem eigensten Leben und Sein reden und handeln, sondern nur aussprechen, was sie in der ihnen vom Verfasser aufgenötigten Lage nach dessen Meinung aussprechen müssen, damit ihr Innenleben nach Möglichkeit deutlich, ihre Handlung Zug für Zug begreiflich werde. Der Epigone ist der Erklärer dessen, was der Dichter unerklärt unserm Schauen, unserm Miterleben aufnötigt. So kann ein Schlußakt so sehr mißglücken, daß man plötzlich die Gestalten kaum wiederzuerkennen vermeint, sie werden, wie die Mathematiker sagen: „überbestimmt", und es zeigt sich erschreckend, daß die bestimmenden Linien nicht auf einen Punkt weisen.

Je deutlicher wir freilich den Typus solcher Werke zu kennzeichnen suchen, um so klarer wird, daß sich ein Einzelstück als typisch niemals beweisen läßt. Und gerade Lilienfein gibt neben typisch Abhängigem verstreut ein paar Worte und Gesichte, welche ahnen lassen, warum er zu diesem Stoff und überhaupt ins Reich poetischen Wollens griff. Insofern wird man sich mit ihm freuen, daß sein Werk wenigstens neben spekulierenden Machwerken von weit niedrigerem Wollen die Gunst eines natürlich fühlenden Publikums errang.

W. Sch.

Shaws „Blanco Posnets Erweckung", Max und Moritzens „Der freie Horst"

Münchner Theater

Eine Bühnendichtung kann nur dann zum Miterleben zwingen, wenn sie über ihre Seele, über die Stellung des Urhebers zu seinem Gegenstand nicht im unklaren läßt: sei es nun, daß der Dichter mehr nur „objektiver" Darsteller sein wollte, oder daß er irgendwie, bewußt oder unbewußt, Partei ergriff. Gegen dieses unverbrüchliche Gesetz sündigt — wie Wedekind — immer wieder Bernard Shaw, und kaum jemals hat er schwerer dagegen gefehlt als in seinem Einakter „Blanco Posnets Erweckung", den die Münchner Kammerspiele in der Übersetzung von Siegfried Trebitsch zur deutschen Uraufführung

Digitized by Google

brachten. Das Stück trägt den Untertitel „eine melodramatische Predigt“, was dem Kenner der englischen Verhältnisse eine Persiflage jener verlogenen Rührstücke ankündigt, die sich bei unsern Vettern überm Kanal besonderer Beliebtheit erfreuen. Es fehlt denn auch nicht an allerlei parodistischen Momenten und nicht an Geißelhieben gegen Scheinheiligkeit und Phrasendrescherei verschiedenster Art; doch ebensoviele Einzelzüge und Dialogwendungen müssen jeden Unbefangenen und natürlich Empfindenden ernsthaft und ernstgemeint anmuten, zumal sie gar nicht „melodramatisch“ erscheinen. Wenngleich auch sie für die äußerste Spitzfindigkeit eine satirische Absicht nicht völlig ausschließen, so verderben sie doch die heiter-parodistische Stimmung aufs peinlichste, weil sie aus Mangel an Takt heillos danebentappen.

Der Vorgang ist in eine kleine amerikanische Stadt des wilden Westens verlegt, in ein Milieu scheinheiliger Säufer, roher Cowboys und verwilderter Weiber, die nach Lynchsensationen gieren. Blanco Posnet, ein resoluter Abenteurer, ist von seinem älteren Bruder, dem frömmelnden Vorsteher der Stadtgemeinde, um sein Erbe betrogen worden; zur Schadloshaltung nimmt er ihm das Pferd aus dem Stall, ohne zu wissen, daß es nur vom Stadtrichter entliehen ist, und geht damit auf und davon, alsbald verfolgt von den Cowboys, die sich aufs Hängen des Pferdediebs freuen. Mitten auf seiner Flucht trifft Blanco eine arme Frau, die ihr sterbenskrankes Kind noch rechtzeitig zu einem Arzt schaffen will: und das Mitleid mit der verzweifelten Mutter „erweckt“ ihn, so daß er ihr das Pferd überläßt und den Verfolgern in die Hände fällt. Man hält über ihn Gericht, wobei es bis aufs Tüpfelchen strengjuristisch zugehen muß, trotz aller Lust zum Lynchen, und das Fehlen eines Zeugen, der Blanco mit dem Pferd gesehen hätte, läßt die Verhandlung stocken. Eine erklärte Dirne, die von dem Führer der Cowboys bestochen ist, sagt wohl schließlich zuungunsten Blancos aus, da aber bringt jenes arme Weib, der trotz allem das Kind starb, den Gaul wohlbehalten zurück und tritt als moralische Entlastungszeugin auf, was zu Blancos Freispruch führt. Mit einem kecken Salto kehrt dann das ethische Pathos aller Beteiligten ins Reale, in die platte Roheit des Milieus zurück: Blanco macht Hochzeit mit der Dirne, die ihn beinahe an den Galgen gebracht hat.

Wie gesagt: man kennt sich bei alledem nicht aus, weder mit dem Verstand noch mit dem Gefühl; kein angeschlagener Ton überzeugt nach irgendeiner bestimmten Richtung. So bleibt als tatsächlicher Effekt des Stückes kaum viel mehr übrig als die bunte Abenteuerlichkeit einer Wildweststzene, die Annahme, daß diese einem verwickelten symbolischen Gewitzel dienen soll, das in der Potenz spottet, auch die eigene Ironie wiederum ironisierend, und endlich die Verstimmung über arge Verstöße gegen menschliches Feingefühl. Der stürmische Beifall, der dem Einakter zuteil wurde, bewies aufs neue, daß die gedankenlose Verbildung unseres Theaterpublikums bis hart an die Grenze vorgeschritten ist, jenseits welcher sämtliche Widersprüche friedlich ineinanderfließen.

Recht niederdrückend wirkte eine unglückliche Veranstaltung des „Neuen Vereins“, die mit lautloser Ablehnung endende Uraufführung der dreiaktigen burlesken Satire „Der freie Horst“ von „Max

Digitized by Google

und Moritz“ im Schauspielhause. Man hatte von dieser Neuheit erzählt, daß sie die Mißstände des modernen Zeitschriftenwesens geißle; was aber stellte sich heraus? Eine verblüffend hilf- und witzlose, für die Bühne durchaus unreife Anfängerarbeit, die, zusammengestoppelt aus ältesten Gemeinplätzen, zudem als offenkundiges Schlüsselstück persönlicher Malice gegen eine Münchner Zeitschrift dienen sollte. Von dem Vorgang sei nur soviel verraten, daß es sich um Enthüllung sämtlicher Redaktionsgeheimnisse der Sensationszeitschrift „Der freie Horst“ und um deren schnelle Ruinierung durch einen Hochstapler handelt.

Hanns von Gumppenberg

Lutzens „Andreas Hofer“

Stuttgarter Theater

Was Lutz gibt, ist eigentlich weniger ein Drama als ein Lebensbild in fünf Aufzügen: Andreas Hofer, der Sieger der Schlacht am Iselberg, seine Heimkehr und die Wiederaufnahme des Kampfes, seine Besiegung, seine Gefangennahme und das Todesurteil. All diese Dinge geschehen, weil es in den Geschichtsbüchern und Volksliedern so steht, aber nicht, weil sie eine Folge der Persönlichkeit und der inneren Entwicklung des Menschen Hofer sind. Aber da Lutz einen Blick für das Theater hat, so findet er in den Liedern und der Geschichte auch die nötigen Gegenstände, um damit drei wirksame Akte auf die Bühne zu stellen. Mehr noch, er stellt seinem Hofer als dem Prinzip der Liebe zum Vaterland dessen Mutter als das Prinzip der Liebe zum ererbten Boden zur Seite. Sie hat keinen andern Gedanken als das persönliche Heil ihres Sohnes. Darum erblickt sie in seinem gefahrvollen Werk eine Verführung der Hölle und schreckt nicht davor zurück, einen Pakt mit dem Landesfeind zu schließen, um dem Sohne wider seinen eigenen Willen das väterliche Erbe zu erhalten. Nachher aber ist sie mit rührender mütterlicher Hilflosigkeit bereit, um das Leben ihres Kindes zu erkaufen, sich des geliebten, so schwer errungenen Besitztumes zu entäußern. An diese Gestalt muß man sich halten, wenn man in Lutz auch den Dichter erkennen will. Den dichterischen Geist aber vermißt man leider in der Gestalt Hofers selbst. Ihr fehlt alles menschlich Überragende. Die äußerliche Führerpose, die er einnimmt, wird nicht gerechtfertigt. Dieser Hofer legt einmal die Waffen nieder, weil er nicht mehr weiß, was er tun soll, und ergreift sie das andre Mal, weil er nicht weiß, was er will. Lutz mag diese primitive Charakterlosigkeit seines Helden gefühlt haben, er sucht sie durch einige Redensarten zu verdecken, die aber im Munde einer solchen Gestalt ziemlich geschraubt klingen. Trotz alledem, Theaterblut ist bei unseren deutschen Bühnenschriftstellern ein besonderer Saft, darum gehört Walter Lutz zu denen, auf die man zu achten hat.

Wulf Haidyl

Natürliche Klaviertechnik

Es ist in einem guten Sinne bezeichnend für unsere Zeit, daß ein Werk wie R. M. Breithaupts „Natürliche Klaviertechnik“ schon die dritte Auflage erleben konnte.* Dies

* I. Band: Handbuch der modernen Methodik und Spielpraxis, Verlag von C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig, 10 und 12 Mark. Ein zweiter Band, der wohl hauptsächlich die psychologische Seite des Gegenstandes behandeln wird, ist in Vorbereitung. Auch eine prak-

Digitized by Google

bedeutet wirklich einen Sieg der „Natur“ über eine Methodik, die zur Qual der Menschheit, insoweit sie Klavierspielen lernte, wider den Geist und wider die Anlage unseres Körpers erfunden und im Laufe der Jahrzehnte zu einer starren Marter ausgebildet worden war. Breithaupts entschlossenes und kampffrohes Buch führte den letzten Schlag: die Fingerakrobatik, das „starre System“, das schematische Üben der Muskeln ohne Verbindung mit dem Kopf, dies alles wird so bald nicht wieder in der Theorie auferstehen, mag es auch (worüber wir uns nicht täuschen wollen) die Praxis leider noch Jahre hinaus in weiten Kreisen beherrschen.

In diesem Sinne begrüßen wir die dritte Auflage des vortrefflichen Buches mit Freuden. Im übrigen wird sie manchen Freund des Buches wohl erstaunen und vielleicht sogar zunächst befremden. Sie ist gegen die erste von etwa 450 auf über 800 Seiten angewachsen, und dies, obwohl einige Abschnitte ausgefallen sind. Kurz, das Werk ist neu geschrieben! Man glaubt auch dem Verfasser gern, daß es ihm Bedürfnis war, aus jener gleichsam leidenschaftlich improvisierten ersten Fassung ein bleibendes, grundlegendes Werk über dies wichtige Thema zu schaffen. Daß er dabei gewaltig in die Breite geriet, daß jede anatomische, physiologische, physikalische Einzelheit auf den 150 Seiten des ersten („psychophysiologischen“) Teils mit äußerstem Streben nach restloser Deutlichkeit dargelegt wird, ist die natürliche Folge seines Wunsches. Der 400 Seiten umfassende Teil „Praktische Klaviertechnik“, der nun von „Sitz und Haltung“ über Grundlagen, erste Übungen, Ausführung der Spielformen, Fingersetzung, Klavierbau, Dynamik, Rhythmik, Agogik, Stil und Vortrag jede Frage umfaßt, die den Klavierspieler je beunruhigen könnte, hat durch die klare und sichere Einteilung des Stoffes bis ins einzelne gewiß gewonnen. Endlich umfaßt ein „historisch-literarischer Anhang“ etwa 180 Seiten, auf denen Musiker des In- und Auslandes und ihre Werke, ferner Bücher über Anatomie, Physik, Musikwissenschaft genannt sind. Der neue Text bezieht sich gelegentlich auf einen „psychologischen Teil“, der in der früheren Auflage eine wichtige und bedeutsame Rolle spielte, nun aber erst später als besondrer Band erscheinen soll. Nach alledem kann man den Wunsch kaum unterdrücken, der Verfasser möge eine leichter verständliche und mehr auf die Bedürfnisse des großen klavierspielenden Publikums zugeschnittene Ausgabe noch neben diesem umfassenden wissenschaftlichen Buch veranstalten. Vor allem könnten die teils sehr ausführlichen, teils sonderbar kargen Literaturangaben, die kaum jemand in diesem Buche suchen wird und die (da sie fast ohne Kritik gegeben werden) den nicht fachlich Gebildeten eher verwirren, entfallen; auch könnten die rein anatomischen Auseinandersetzungen bedeutend kürzer werden. Ein geringerer Preis — der jetzige erscheint übrigens im Verhältnis zum Gebotenen nicht hoch — könnte dann eine noch viel weitere Verbreitung des Werkes ermöglichen, die uns ganz besonders erwünscht schiene. Das vorliegende Kunstwartheft enthält einen dem Abschnitt „Zum Verständnis und Vortrag der wichtigsten Stilformen“ entnommenen Aufsatz über Mendelssohn; er zeigt, was das Buch allenthalben beweist,

tische Schule des Gewichtsspiels ergänzt das Werk.

Digitized by Google

daß Breithaupt kein ängstlicher, übersorglicher Stubengelehrter ist, sondern vor allem als Vollblutmusiker sich der wenig erfreulichen Aufgabe unterzog, mit einem erschöpfenden Buch dem natürlichen Streben des musikalischen Menschen im Klavierunterricht sein Recht zu erweisen und zu erkämpfen. Diese persönliche Bedeutung ist es nicht zuletzt, um derentwillen wir das Buch hier nachdrücklich empfehlen.

S.

Wieder das Berliner Opernhaus

Auch der neue Wettbewerb zum Berliner Opernhaus, zu dem gegen 70 Entwürfe eingegangen sind, hat keinen Bauplan gezeitigt, den man ganz ohne Rückhalt als eine vollendete Leistung preisen kann. Aber dies wäre ein durchaus falscher Schluß: Also haben eure großen Architekten, über deren Ausschluß bei der ersten Konkurrenz ihr gezetert, bloß gezeigt, daß sie auch nichts Besseres zu schaffen vermögen, als die ersten Auserwählten. Denn erstens haben gerade von den besten Künstlern die meisten darauf verzichtet, sich an dem Wettbewerb zu beteiligen; zweitens ist die Durchschnittshöhe der neuen Wettbewerbsergebnisse denn doch beträchtlich höher als die früheren Male, und selbst Arbeiten, die als für den besonderen Zweck durchaus verfehlt bezeichnet werden müssen, zeigen vielfach mehr künstlerisches Vermögen als bei den ersten Entwürfen mit allem Wohlwollen zu entdecken war; drittens aber, wenn selbst die tüchtigsten Architekten, wie etwa Dülfer, der doch öfters gezeigt hat, daß er ein Werk zu organischer Einheit und in geschlossener Spannungslinie zu schaffen vermag, bei diesem Opernhaus nicht zu einem vollen, einheitlich ausgerundeten architektonischen Klange gekommen; so ist das Hindernis wohl weniger in der Unfähigkeit der Künstler, als in dem Objekt zu suchen, ich meine: im Grundriß.

Die Überfülle von Nebenräumen, nicht gerade der Musik dienenden Räumen, auf die ich schon früher hinwies, und die nun auch in dem Gutachten der Akademie getadelt wird, noch mehr aber die unorganische Absonderung dieser umfangreichen höfischen Bedürfnisse aus dem inneren Zusammenhange, wobei diese äußerlich doch zugleich in unmittelbarer Verbindung mit dem Herzen des Grundrisses stehen sollen — dieses ganze Unorganische des Grundwillens erschwert einen harmonischen Zusammenschluß der Massen mit sinnvoller Herausformung der Hauptbauteile doch allzusehr. Man sieht gerade auf dem Dülferschen Entwurf die ganze Quälerei, in die ein konstruktivisch ehrlicher Baukünstler hier geraten muß. Der einzige Entwurf aber, der in genialer Weise diese Massen faßt und wie eine Symphonie in drei Sätzen aus breiter Wucht hochstürmt zu Freiheit und Ausklang, der Entwurf von Hans Pölzig, gerät charakteristischerweise mit den inneren Schwierigkeiten in einen bedauerlichen Konflikt und vermag die Anforderungen des Grundrisses nicht restlos in die künstlerische Gleichung zu bringen. Leider. Der Pölzigsche Entwurf ist als architektonischer Wurf genial, wirklich etwas, das man als eine Verkörperung unserer Gedanken von einem modernen Opernhaus empfindet. Kein Historismus, keine Übernommenheit — mag er den Mut zu dieser Apsisgrundform meinetwegen aus der Erinnerung an das römische Kolosseum gewonnen haben —, durchaus selbstsicher, modern und

Digitized by Google

doch der Tradition nicht widerstreitend, die ganze Form von einem Geist beseelt, groß und klingend. Und doch unmöglich als auf diesem Grundriß aufgeführt mit den inneren Ungelöstheiten und Schwächen. Aber gerade dieser Entwurf beweist auch, daß in unserer Zeit architektonische Genialität da ist, die ein Opernhaus zu erdenken vermag, voll Größe, Eigenart und tönendem Zeitgefühl. Und solange wir diese Hoffnung haben dürfen, sollten wir niemals uns mit etwas Kleinerem begnügen und einen jener nach bescheideneren Zielen strebenden Entwürfe wie etwa den vielgenannten, auch von der Akademie empfohlenen von March wählen, der bei aller künstlerischen Solidität und künstlerischen Empfindung doch kein genialer Künder unserer Zeit ist.

Es bleibt nichts weiter übrig, als: ein neuer Wettbewerb! Ein neuer Wettbewerb, bei dem man den Künstler nicht in die spanischen Stiefel des alten Grundrisses zwängt. Die Forderung einer hinreichenden Berücksichtigung höfischer Bedürfnisse kann ruhig bestehen bleiben, aber sie ordne sich der Allgemeinheit, dem Ganzen, ordne sich dem Künstler in der Fixierung unter und verzichte zum Besten der Kunst auf allzu weitgehende Sonderwünsche. Man darf hoffen, daß unter solchen Bedingungen noch mancher aus den bis jetzt verzichtenden Führern der Baukunst sich gern an dem Wettbewerb beteiligen wird. Und man darf den festen Glauben haben, daß man dann schließlich doch noch zu einem Opernhaus gelangt, dessen wir uns nicht zu schämen brauchen. Es handelt sich um eine große Angelegenheit, und man sollte nicht mit Ungeduld die Möglichkeit einer guten Lösung erschöpfen.

Und noch eins: man erledige vorher endgültig auch die Platzfrage. Ich meine nicht: ob nun wirklich der Königsplatz bestimmt ist. Das scheint ja entschieden zu sein. Obwohl immer wieder gegen diese Wahl opponiert und neue Vorschläge gemacht werden. Sondern: wie man sich die weitere Bebauung dieses Königsplatzes denkt. Ob man ihn für die drei Monumentalbauten, das Reichstagsgebäude, das Opernhaus und das auch neu zu bauende Kriegsministerium, reservieren, oder ihn außerdem mit Privathäusern bebauen will. Das scheint mir doch von Wichtigkeit für die Entwürfe zu sein. Wenn der Platz mitten zwischen bebautem Gelände läge, wäre es vielleicht unsinnig ihn von Privathäusern zwischen den Monumentalbauten freihalten zu wollen. Aber hier am offnen Tiergarten? Des Geldes wegen mag das töricht scheinen. Aber es wird so viel Geld verschwendet, warum nicht auch mal am geeigneten Ort? Zumal doch die Baustellen für die Privathäuser zum Teil nur auf Kosten des Tiergartens gewonnen werden könnten. Es wäre zu wünschen, daß die Bebauung des Königsplatzes auf die drei Monumentalbauten beschränkt würde. Und architektonisch geschlossen könnte der Platz dann durch Kolonnaden werden, wie das schon verschiedene der jetzigen Entwürfe vorgesehen hatten. Das wäre allerdings die Grundbedingung, diesen vorläufig recht unorganischen Freiplatz architektonisch zu einem „Platz“ zu machen. Vielleicht zu einem Platz, der trotz der schlechten Denkmäler sich noch einmal zu Schönheit gestalten ließe.

Erich Vogeler

Neue Zinnformen

Das „Silber des Volks“ war bekanntlich lange Zeit außer Ge-

Digitized by Google

brauch; in den Jahrzehnten der Imitiererei zog man ihm „Alfenid“ und sonstige metallische Präparate vor, die zur Not für „richtiges“ Silber, für „Silber des Reichen“ gehalten werden konnten. Allmählich erst entdeckte man den besonderen Reiz des Zinns, seinen milden, ihm eigentümlichen Schimmer, und nun besann man sich auch auf seine sonstigen Vorzüge: Zinn kam wieder in Mode, so sehr sogar, daß es ganz wesentlich im Preise stieg. Aber nun trieb man's, wie gewisse Porzellan-Manufakturen: man wiederholte nur immer die alten Formen, imitierte sogar, um zu täuschen, und machte künstlich „alt“. Jetzt endlich sind durch die „Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst“ neue Formen gebildet worden, zu denen Richard Riemerschmid und W. von Wersin die Entwürfe gestaltet haben. Wir zeigen von diesen außerordentlich schönen Sachen mit unsrer Illustrationsbeilage einige im Bild. Die Geräte sind durch die Dürerbund-Vertriebstelle für Qualitätsarbeit in Dresden-Hellerau zu beziehen.

Eine Kunstfahrt über Land

Abseits von dem Schienenweg, der Berlin und Posen verbindet, liegt das Dörfchen Tomice. Viel „Besonderes“ gibt's da nicht zu sehen, aber ein vortreffliches Kunstwerk birgt die Dorfkirche: die Grabplatte des Nikolaus Tomicki, die man wohl mit Recht Peter Vischer zuschreibt. Um sie zu sehen, wanderte ich den weiten Weg nach Tomice.

Die Kirche ist ein spätgotischer Ziegelbau, im Innern vollkommen verunstaltet wie alle Dorfkirchen der Provinz Posen. Ich hoffte, sie offen zu finden; sollte es nicht der Fall sein, so nahm ich an, würde der Pfarrer oder der Küster sicherlich in der Nähe wohnen. Die Kirche war nicht geöffnet, und ich mußte also das Pfarrhaus suchen. Aber vergebens forderte ich dort den Kirchenschlüssel, der Pfarrer, sagte man, sei verreist. Ich versuchte mein Heil beim Lehrer. Aber da er nicht zugleich Organist war, besaß er keinen Kirchenschlüssel. Sollte ich den weiten Weg vergebens gemacht haben? Doch der Lehrer war ein verständiger Mann, er schickte ins Pfarrhaus und erhielt endlich den Schlüssel. Die Kirche öffnete sich uns. Wir sahen Peter Vischers Werk. Freilich in welchem Zustande! Die bloße Erzplatte hatte dem biederen Organisten der Kirche nicht gefallen; darum hatte er Ölfarbe, besonders schöne rote, gekauft, und die Linien der Platte ausgemalt. Mit vieler Mühe und peinlicher Genauigkeit hatte er das Werk vollbracht. Der Dekan soll aber für diese Kunst des Organisten kein Verständnis gehabt haben und die Farbe soll inzwischen wieder verschwunden sein.

Der Verunstaltung sind die Kunstwerke in den Dorfkirchen immer noch preisgegeben — wie viele Beispiele gibt es dafür! Aber dem harmlosen Kunstfreund werden sie entzogen. Warum dieses peinliche Verschließen der Kirchen? Wir wissen doch alle, es geht auch ohne das. Was die Gesamtheit angeht, soll auch der Gesamtheit möglichst zugänglich gemacht werden. Freilich, die Andacht vor einem Kunstwerk ist „weltlich“. Aber hat sie nicht gemeinsame Wurzeln mit der religiösen Andacht? Welch einen Nutzen soll die Religion von der ängstlichen Scheidung beider haben? Also sorge man dafür, daß die Kirchen auch dem Kunstfreunde sich leichter öffnen. Kurt Horn

Digitized by Google

„Nur eine alte Brücke"

Zwischen den beiden Hirsauer Klöstern rühmlichen Angedenkens ließ im Jahre 1561 der Abt Weickeersreuther durch den schwäbischen Steinmetz Endriß Perwart eine Brücke über die Nagold bauen. Ein Reisender, der im Anfang des folgenden Jahrhunderts darüber gewandert war, schrieb von diesem Werk des Meisters Perwart, es sei „ein schön steinern Bruck von braunrothen Quaderstücken, mit etlichen Schwibbogen oder Nekhern, darauf man sitzen und sich im Gespräch erlustigen kann, über das Wasser Wälder und beide Klöster vor Augen habend". Also auch dazu baute man früher Brücken, daß man sich zur Erlustigung auf dem Geländer über dem kühlen Wasser niederließ und behaglich den Blick übers Land schickte. Sie waren nicht nur für jene Art Menschen berechnet, die heute als Inkarnationen des „Verkehrs" mit Aktenmappen und Regenschirmen geschäftig darüber hinwegzustürmen pflegen. Die Hirsauer Nagoldbrücke steht noch heut und lädt zu freundlicher Rast, im Wesentlichen unverändert. Wir bitten den Leser, sich das Bild der Brücke recht genau anzusehn: die zart geschwungene Brückenbahn und die Bogen, die sich ihr so trefflich einschmiegen — war, der das einst entworfen und gebaut hat, nicht ein Mann mit feiner Künstlerhand? Der spätere Baumeister, der im Anfang des vorigen Jahrhunderts die Ölmühle mit dem Doppelbach daneben baute, hat das wohl gefühlt und sein Werk mit dem des alten Perwart zusammengestimmt. Nun aber donnert die Riesenwalze des „modernen Verkehrs" auch durch diesen stillen schwäbischen Winkel ihr „Achtung, Platz da!" — Die alte Nagoldbrücke ist ihr nicht mehr breit genug: eine breitere muß gebaut werden. Daß es schade um die Brücke ist, empfindet jeder; aber wenn man sie schonen und eine zweite, ihr und dem Landstraßenbilde eingepaßte daneben bauen wollte, so daß der Verkehr sich vor dem Flusse auflockerte, dann müßte man mehr Geld ausgeben, als wenn man einfach die Brücke verbreiterte und die alsdann im Wege stehende Ölmühle niederrisse. Mehr Geld wegen einer alten Brücke! Für alte Schnitzereien, Bilder, Gläser, Schmiedewerke bringt man das nötige Geld zu Ankauf, Aufbewahrung und Konservierung schon zusammen, die kann man ja in einem Museum aufbauen und als Kunstwerke anstaunen. Aber mein Gott, eine Brücke, über die man doch bloß tagtäglich geht oder fährt, darf man die denn mit den Kunstwerken der Museen auf eine Linie stellen?

Meister Perwarts Brücke ist nicht weniger ein Zeugnis schwäbischer Kunst wie das, was in Museen paßt. Und während an diesen Dingen doch schließlich nur verhältnismäßig wenige Gebildete ihre Freude haben, ist die Brücke in der Nagoldlandschaft mit ihren „Nekhern, darauf man sitzen und sich im Gespräch erlustigen kann", ein Kunstwerk, das allem Volk, ob dem einzelnen bewußt oder unbewußt, einen Blick voll Schönheit mit auf den Weg gibt. Wir werden mit jedem Jahre ärmer an guter alter Kunst außerhalb der Museen. Versteht man nicht endlich, daß damit auch die Seele unsres Volkes ärmer wird? Und kann solche Verarmung an Schönheit und Freude durch irgendwelche Goldströme des modernen Verkehrs je ersetzt werden? Koste die Erhaltung der Hirsauer Nagoldbrücke

Digitized by Google

das Doppelte und Dreifache des einfachen Umbaus, sie ist nicht zu teuer erkauft. Ausgegebenes Geld kann man wieder einbringen, ein vernichtetes Meisterwerk ist für immer dahin. St.

Raubvögel als Naturdenkmäler

Manchem will es scheinen, als ob die Zahl der Vögel, zumal der Singvögel stark abnehme. Diese Annahme trifft aber im allgemeinen nicht zu, es sind nur bestimmte Vogelarten, die allmählich aussterben. Andere wieder, wie beispielsweise die Amseln, breiten sich gerade gegenwärtig sehr stark aus. Die Naturschutzfreunde machen daher einen Unterschied zwischen den Arten, die keinen über das übliche Maß hinausgehenden Schutzes bedürfen, und solchen, die schon so selten geworden sind, daß wir sie als besondere „Naturdenkmäler" betrachten müssen. Unter diesen Begriff faßt Martin Braeß in seinem jüngst erschienenen Heft über die „Raubvögel als Naturdenkmäler"* auch eine ganze Anzahl der gefiederten Räuber in Feld und Forst. Freilich sollen wir über sie nun nicht die übrigen Vögel vergessen. Wir könnten eine ganze Reihe von Vogelarten — meist sind es größere oder mittelgroße Gestalten — aufzählen, die aus manchem deutschen Gau schon völlig verschwunden sind oder deren Zahl doch zu so kläglichen Resten zusammengeschmolzen ist, daß wir auch sie als Naturdenkmäler bezeichnen müssen. Noch schlimmer als diese Kleinvogelwelt sind heutzutage einige Sumpf- und Wasservögel, wie der Reiher, bedrängt. Am schlechtesten aber geht es den stolzen Beherrschern der Luft, den Raubvögeln. An vielen Stellen vertreibt sie der Verkehr, der ihnen die zum Dasein nötige Ruhe und Sicherheit nimmt; dazu räumt die gegen früher so intensiv betriebene Land- und Forstwirtschaft mit den Schlupfwinkeln auf, die ihnen Unterkommen gewährten. Auch der Mensch tut sein äußerstes, um die Raubvögel zu vernichten, er sieht in ihnen nur „Räuber" und knallt nieder, was ihm vor die Flinte kommt. Raubvögel rauben, gewiß, aber wovon leben sie durchschnittlich, was töten sie in ihrer Raubsucht? Die meisten, besonders die Eulen und die kleineren Falken, die Bussarde und Weihen, vernichten eine Unmenge von Schädlingen, von Insekten und namentlich von Mäusen, sie töten also nicht nur nützliche Tiere. Und in wie vielen Revieren gibt es überhaupt noch Raubvögel wie den Uhu, wir meinen den echten Uhu? Braeß bittet sehr ernsthaft jeden Jagdbesitzer auf deutschem Boden, in dessen Bezirk noch ein Uhupaar horstet, solch seltenes Naturdenkmal zu schonen und die Tiere zu erhalten. Viel zu wenig bedenken auch jene Jäger, die jeden erreichbaren Raubvogel erlegen, daß jedes Tier in der Natur seine Aufgabe zu erfüllen hat: die Natur bildet ein harmonisches Ganze, in dem man nicht willkürlich ein Lebewesen streichen kann. Den Raubvögeln fällt da das Amt der Feldpolizei zu, sie säubern die Flur nicht nur von Mäusen u. dgl., sondern auch von krankem, angeschossenem und überstandenem Wild, sie dulden als Gesundheitsbehörde

* Naturdenkmäler. Vorträge und Aufsätze. Herausgegeben von der Staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege. Heft 2. Berlin, Gebr. Bornträger. Diese leicht lesbaren Hefte sind für die weitesten Kreise bestimmt; sie geben auch den Volks- und Schülerbüchereien Gelegenheit, für Naturschutz zu wirken.

Digitized by Google

keine schwachen und kranken Tiere in ihrem Bezirk, nur die kräftigen sollen zur Fortpflanzung gelangen. Man kann nur immer wiederholen, daß im Kampfe gegen Wald-, Feld- und Schermäuse, gegen Ratten, Hamster und Kaninchen Förster wie Landwirt keine treueren Bundesgenossen als die Eulen und die Mehrzahl der übrigen Raubvögel haben. Das bißchen Schaden kommt gegen den Nutzen gar nicht in Anrechnung. Und so sollte man auch die paar Adler schonen, die wir noch unser Eigen nennen. Der Lämmergeier ist bereits ausgerottet, so gebe man dem Steinadler das Gnadenbrot und entschädige allenfalls die Besitzer im Hochgebirge anderweitig gegen den Verlust von Gemsen, Schafen oder Rehkälbern. Fink und Seeadler gehen auch ihrem letzten Stündlein bei uns entgegen, wenn ihnen weiter so tatkräftig nachgestellt wird, während man sie als wertvolles Naturdenkmal mit allen Kräften schützen müßte. Stets sei man eingedenk dessen, was der Altmeister auf dem Gebiete des Vogelschutzes, K. Th. Liebe, erklärte: absolut nützliche und absolut schädliche Vögel gebe es überhaupt nicht. E. Roth

Anzeigen als Anzeichen 12

Aus dem „Berliner Tageblatt“:

Geistig höchststehender jüd. Herr, Inh. altrenom. Firma, Dichter von Ruf, w. baldige

Ehe

mit nur wirkl. intellig., bildschöner Dame, a. Ia relig., sehr vermög. Hause. Nur Damen, die diesen Anforderungen zu entspr. glaub. u. die sich dessen wohl bewusst sind, was l. harmon. Bund Gattin e. Künstlers v. Gottes Gnaden bedeute, wollen vertrauensv. unt. F. L. T. 7590 an die Exp. dies. Bl., Berlin SW. 19 schreiben. Antw. erf. innerh. 8 Tg. Zuschr. geh. nebst Bild originaliter zurück. Anonyme u. Berufsvermittl. bleiben unberücksichtigt.

Hoffen wir, daß der „geistig höchststehende“ Künstler seine Gemütsbedürfnisse „aus Ia relig., sehr vermög. Hause“ befriedigen könne! Das liegt ja im allgemeinen Kulturinteresse, da wir dann aus dem harmonischen Bunde von Vermögen und Ia Religion mit ff. Genie eine Ia Kunst-Sache erhoffen dürfen, wie sie sonst zu teuer käme.

„Laska“

„Armsäliges Geschlecht — da sie keine Gedanken zu tauschen haben, tauschen sie Karten!“ — dies zürnende Wort Schopenhauers soll mich nicht abhalten, die Aufmerksamkeit der Kunstwartleser heute auf ein neues und ungemein geistreiches **Brettspiel** hinzulenken. Erstens nämlich sehe ich den Normalmenschen mit dem Normalmenschen viel lieber Karten tauschen als Gedanken, und bin viel zufriedener, wenn ich die Kaffeehausjünglinge Dominosteine auswechseln sehe, als Weltanschauungen. Zweitens aber ist auch für Leute, die Gedanken zu tauschen haben, dieser Austausch so wenig eine leichte, wie eine ersprießliche Sache. Denn: was man da **formulieren** kann, das ist auch meist schon bekannt, mithin hat seine Bekanntgabe höchstens nur Lehrwert; was aber in einem selbst nach Gestaltung ringt, das mag sich wohl auf einsamen Spaziergängen, oder vielleicht auch ausnahmsweise einmal im freien Vortrage von einem ablösen, aber kaum je in der Unterredung, wo der Gedanke in seiner Bildung, in seiner Kristallisation ja meist durch Einreden der Mitunterredner gestört wird. Allerdings gibt es ja Leute, die ihr ganzes geistiges Vermögen ständig in kleiner Münze vorweisbar haben — dann ist's aber eben auch kleine Münze. Das Spiel dagegen — ich rede hier nur von edlen gedanklichen Spielen, versteht sich — bringt den Geist in eine wohltuende Bewegung, die an sich genau so wenig formulierbaren Inhalt hat, wie etwa ein Musikstück, die aber als eine sanfte intellektuelle Musik gleichzeitig befähigt ist, den Geist zu erholen und zu stärken.

Damit ist gesagt, daß dem Auf-

Digitized by Google

bau eines Spiels, dem Beisammen und Ineinandergreifen der Spielregeln die allertiefsten Erwägungen von seiten des Spielerfinders zugrunde liegen, daß aber diese Regeln, wie sie sich dem Spieler präsentieren, in die denkbar einfachsten Formen gegossen sein müssen, so daß ihr tiefer Sinn dem Spieler nicht als eine Anfangsschwierigkeit aufgegeben wird, sondern in fortschreitender Folge je mehr aufgeht, je länger er das Spiel spielt, und je vollkommener er in ihm wird.

Diesen Forderungen wird in hohem Maße gerecht das hier anzuzeigende neue Spiel „Laska", eine Erfindung des gegenwärtigen Schachweltmeisters Emanuel Lasker. — Lasker ist dem großen Publikum und auch der Mehrzahl der Schachfreunde wohl nur bekannt als „der größte der Meister des Streits", als Besieger von Steinitz und Tarrasch. Nicht allzuviele, glaube ich, wissen, daß er lange Jahre in Amerika Professor der Mathematik gewesen ist, und diese seine mathematische Ausbildung auch in den Dienst der Theorie des Schachs gestellt hat. Freilich in der denkbar allgemeinsten Weise. Lasker hat ein kleines, ungemein inhaltreiches, aber auch nicht leicht zu lesendes Büchlein geschrieben unter dem Titel „Kampf", darinnen er, von den allgemeinsten Erfahrungen des Schachspieles ausgehend, die grundlegenden Definitionen für dasjenige zu geben versucht, was man eine Mathematik des Kampfes nennen könnte. Die Bedeutung dieser Idee ist ebenso groß, wie die bisher vorliegende Ausführung lückenhaft ist. Denken wir nur daran, daß alle Gesetze der organischen Natur (die sich bislang der mathematischen Formulierung durchaus entziehen) nur Abwandlungen des alten heraklitischen Wortes sind: „durch Streit", oder genauer: „nach dem Schema des Streites ist alles entstanden". Wohl, eine Reinbarstellung dieser höchst abgezogenen Gedanken ist dies Laskaspiel. Es ist bewunderungswürdig, wie Lasker es verstanden hat, ein Beisammen von Spielregeln zu ersinnen, das von jedem Kinderverstande leicht durchschaut und ergriffen werden kann, und das doch, für den der seinen mathematisch-philosophischen Hintergrund kennt, die tiefsten Gedanken der Laskerschen Theorie des Kampfes realisiert. Dabei ist es überraschend, geistreich, hinterhältig, und doch in seinem schließlichen Ausgang gerecht — wie, nach der Laskerschen Theorie, jeder Kampf. So sei dies Spiel, das, mit nur zwei Arten von Steinen, denen sich dann im Verlaufe des Spiels noch zwei andre Arten anschließen, und mit den einfachsten Spielregeln ein Höchstes an Spannung und Bewegung bewirkt, auf das beste empfohlen. Großen wie kleinen Kindern als ein Spiel. Denen aber, die sich dies angewöhnt haben: alles, was ihnen sichtbarlich entgegentritt, darnach zu fragen, ob es ein Ausdruck von etwas ist, oder nicht, und es darnach zu werten — denen, sage ich als ein Ausdruck der allgemeinsten Gesetze, die den Kampf überhaupt beherrschen. Es ist etwas Versöhnendes um diese Dinge, die die Höhenunterschiede im Geistigen verbinden, ohne sie zu nivellieren: so war ja auch wohl der Kreisel ebenso anziehend für die Kinder gewesen, die ihn auf der Straße sich drehen ließen, wie für Lord Kelvin, der seine Theorie vollendete. Friedrich Kuntze

„Sachverständige"

Man schreibt uns aus Juristenkreisen:

Digitized by Google

Der Verfasser des Aufsatzes „Sachverständige und Oberverwaltungsgericht“ im 1. Januarheft hätte „gern darüber Bescheid, was da eigentlich die Berufung von Sachverständigen in ästhetischen Fragen überhaupt noch für einen Zweck, für einen Sinn hat“, „wenn der Richter auch in ästhetischen Fragen tatsächlich feststellen kann, was Leute von Geschmack und Natursinn stört und was nicht“. Ich möchte die Gegenfrage stellen: was hat die Berufung des Richters für einen Zweck, wenn tatsächlich die Sachverständigen entscheiden? Ist er nur dazu da, um die Äußerlichkeiten des Verfahrens zu leiten und in der Sache selbst lediglich das Gutachten der Sachverständigen zu wiederholen? Nach dem Willen des Gesetzes ist der Sachverständige nur Gehilfe des Richters, der in seiner Entscheidung frei bleibt und an das Gutachten nicht gebunden ist. Was sollte auch sonst in allen den Fällen geschehen, wo soviel widersprechende Gutachten vorliegen, als Sachverständige vernommen sind? Wenn das Oberverwaltungsgericht von den übereinstimmenden Gutachten der Sachverständigen abgewichen ist, so wird es diese Entscheidung ausführlich begründet haben. Solange man diese Gründe nicht in ihrem Zusammenhang kennt, kann man billigerweise auch nicht Kritik üben. Wohl oder übel ist der Richter nach dem Gesetz unter Umständen gezwungen, sich ein „Oberverständnis über das der Fachleute“ zuzutrauen. Freilich kommt ihm dieses Zutrauen nicht „in der Nacht nach dem Assessorexamen im Schlaf“, sondern er erwirbt es sich erst durch lange und mühevolle Arbeit und Übung in der Kunst, unparteiisch über den Parteien und ihren widerstrebenden Interessen und Anschauungen zu stehen und diese zum Nutzen der Gesamtheit gegeneinander abzuwägen und auszugleichen. In der Frage aber: „was Leute von Geschmack und Natursinn stört und was nicht“ ist schließlich nicht nur der „Fachmann“ sachverständig, sondern jeder Gebildete. Sollte deshalb ein selbständiges Urteil des Richters oder des Richtersenates in dieser „ästhetischen“ Frage ohne weiteres, ohne Prüfung der Gründe, bloß weil es von Juristen ausgeht, als anmaßend erscheinen? P.

Der Verfasser des Aufsatzes antwortet darauf:

Voraussetzung meiner Bemerkungen war, was ich stark betonte: alle die Sachverständigen waren der gleichen Meinung, trotzdem kümmerten sich die Richter nicht darum, sondern erklärten: sie pflichteten ihrer „Ansicht“ nicht bei, sie selber hätten sich das Streitobjekt angesehen und dabei „tatsächlich festgestellt“, es störe entgegen der Sachverständigenmeinung nicht. „Was die Sachverständigen bei ihrer ästhetischen Bewertung »fanden«, war eine unzutreffende »Ansicht«, was die Juristen bei ihrer ästhetischen Bewertung »fanden«, war eine »tatsächliche Feststellung«.“

Wenn unsere Juristen der Meinung sind, in der Frage „was Leute von Geschmack und Natursinn stört und was nicht“, sei schließlich „jeder Gebildete“ zuständig, so nehmen sie damit an, daß „jeder Gebildete“ „Geschmack und Natursinn“ hat. Wäre dem so, so wären alle Bemühungen um ästhetische Kultur überflüssig. Bei gleicher natürlicher Veranlagung wird bei diesen wie in allen Dingen derjenige zu einem Urteil der berufenere sein, welcher die erforderlichen Fähigkeiten am meisten übt, deshalb haben wir auch in ästhe-

Digitized by Google

tischen Dingen Sachverständige. Hätte mein Herr Gegner Recht, warum beriefen und befragten wir dann überhaupt welche?

Zum Thema „Sachverständige" weiteres zu sagen, bleibt späteren Gelegenheiten vorbehalten.

Die Frau als Wohnungsinspektorin

Es ist auf den sozialpolitischen Kongressen des vergangenen Jahres — sei es nun, daß sie sich mit der Bekämpfung der Tuberkulose, der Säuglingssterblichkeit, oder mit der Jugendfürsorge und der Hebung der öffentlichen Sittlichkeit beschäftigten — von maßgebenden und sachverständigen Männern zweierlei allgemein anerkannt worden: daß im Wohnungselend eine der Hauptursachen aller jener sozialen Mißstände zu suchen ist, und daß die Mitwirkung der Frau unentbehrlich sei, um die Wohnungspflege in wirklich zweckmäßiger Weise auszubauen. Verschiedene Bundesstaaten, wie Hessen und Bayern, haben Wohnungsgesetze erlassen; zahlreiche Stadtverwaltungen haben Wohnungsämter eingerichtet. Diese durchaus notwendigen Einrichtungen aber können nur die bautechnischen Verordnungen bessern, wie etwa die Bestimmungen über die Straßenflucht, die Höhe und Tiefe der Häuser, ihr Verhältnis zur Straßenbreite usw. Solche Verordnungen sind natürlich die notwendige Basis, auf der sich die Wohnungsfürsorge im engeren Sinne aufzubauen hat. Um diese selbst aber bis in alle Einzelheiten praktisch durchzuführen, dazu vermögen vorzüglich die Frauen zu helfen; denn es ist dazu notwendig, sachkundigen Einblick in die Führung des ganzen häuslichen Lebens zu gewinnen und die Hausfrau und Mutter bei ihrer eigentlichen Tätigkeit zu beraten. Es genügt nicht, daß der bautechnisch vorgebildete Wohnungskontrolleur mit dem Zollstab in der Hand die Zimmer nachmißt, um zu prüfen, ob der vorgeschriebene Luftraum vorhanden ist; es muß die Art des Wohnens, die Verteilung und Benützung der Räume, es müssen darin vorgenommene Beschäftigungen, Lüftung und Heizung berücksichtigt werden. Mißstände der Art werden dem Auge der erfahrenen Frau leichter auffallen als selbst dem wohlmeinendsten Beamten. Arbeitsteilung zwischen Mann und Frau wird also in der Wohnungsfürsorge besonders fruchtbar sein. So haben denn auch bereits einige Gemeinden, wie zum Beispiel Mannheim und Charlottenburg, ehrenamtlich tätige Wohnungspflegerinnen ernannt, die sich durchaus bewährt haben. Immerhin erfordert dieses Amt ein so gründliches Wissen auf den verschiedensten Gebieten, es stellt so große Anforderungen an Zeit und Kraft, daß es zweckmäßiger sein dürfte, dem Beispiel von Worms und Halle a. S. zu folgen und eine fachlich vorgebildete Frau mit Beamtenqualität anzustellen. Diese wird natürlich eine größere Autorität, eine reichere Erfahrung mitbringen, in engerer Fühlung mit den Behörden stehen, als eine ehrenamtlich tätige Dame. Der Landkreis Worms hat zuerst, schon vor vier Jahren, eine akademisch gebildete Frau als Wohnungsinspektorin angestellt. Sie hat in ihrer Tätigkeit den Beweis erbracht, wie vielseitig und umfassend das Amt sein kann, wenn es in rechter Weise aufgefaßt und ausgeübt wird. Sie ist mehr als eine Wohnungsinspektorin, sie ist eine häusliche Fürsorgerin und Beraterin

Digitized by Google

für alle die Familien geworden, in deren Häuser ihre Arbeit sie führt. Es ist für sie nicht nötig, die Hand überall im Spiele zu haben, denn meist bleibt die eigentliche Hilfe den örtlichen Instanzen überlassen. Aber sie stellt sozusagen das Bindeglied zwischen den Familien und den helfenden größeren Organisationen dar und vermittelt. Immer häufiger wird die Wohnungsinspektorin geholt und erwartet, immer seltener nur als Aufsichtsbeamtin und manchmal unwillkommene Ratgeberin aufgenommen. Die früher laut gewordene Befürchtung, Frauen könnten sich unter der Arbeiterbevölkerung Unannehmlichkeiten aussetzen, ist nicht eingetroffen, nur ist manchmal darüber geklagt worden, „daß eine Frau zu scharfe Augen habe". „Im übrigen", schreibt die Wohnungsinspektorin in ihrem Bericht, „vollbringt man mit Freundlichkeit und Humor oft Wunderdinge." Die Hauptschwierigkeit lag in den meisten Fällen darin, für kinderreiche Familien genügend geräumige Wohnungen zu einem Preise zu finden, der nicht einen unmäßigen Teil des Einkommens verschlingt. Denn gewöhnlich müssen solche Familien für dieselbe Wohnung etwas höhere Miete zahlen, als weniger kinderreiche, weil Kinder zu viel verderben. Sie sind deshalb oft auf ein ruheloses Umherziehen angewiesen. Dr. Kröhne, die Wormser Wohnungsinspektorin, erwartet Abhilfe von der Einrichtung eines obligatorischen Wohnungsnachweises, mit dessen Leitung der Wohnungsinspektor zu betrauen wäre. Die Abstellung von Baumängeln hat dagegen keine Schwierigkeiten gemacht, weil die meisten Wirte einsehen, daß sie spätere Kosten sparen, wenn sie rechtzeitig einschreiten. Als besonders mühevoll erwies es sich, die Leute von der Notwendigkeit des Lüftens zu überzeugen und die Unsitte zu bekämpfen, daß im Schlafzimmer gekocht und gewaschen wird. Bei dem kostspieligen Brennmaterial sucht man die Wärme im Zimmer zu erhalten; man drängt sich im Winter lieber möglichst eng zusammen. Besonders schlimm ist's, wenn man in den schon oft zu kleinen Zimmern auch noch die Kosten für genügend Bettstellen scheut. Die Wohnungsinspektorin hatte daher oft große Mühe, eine Verteilung der Schlafgelegenheiten durchzusetzen, die den Anforderungen der Gesundheit und Sittlichkeit annähernd entsprach. Bei manchen Frauen läßt sich weniger durch den Hinweis auf hygienische Notwendigkeiten erreichen, als dadurch, daß man ihren Ehrgeiz und Stolz auf einen guten Hausfrauenruf weckt. Daß es mit den Hausfrauentugenden manchmal nicht allzu genau genommen wird, ist oft aus der fürchterlichen Enge der Verhältnisse zu erklären. Wenn die Frau sich mit einer Schar schreiender Kinder am Rocke immer auf demselben Fleck herumdreht, wenn jede, auch unsaubere Arbeit in ein und demselben Raume vor sich gehen muß, so wird man sich die Vorliebe dieser Leute für eine „Staatsstube" erklären. An Sonn- und Festtagen wollen sie sich doch auch einmal aus der Alltäglichkeit retten, sie wollen die frischgewaschene Wäsche sauber aus der Hand legen können, Festtagskuchen und andere Vorräte vor der Begehrlichkeit der Kinder bewahren und anderes mehr. Die Wohnungsinspektorin hat diese Leute stets freundlich ermuntert, auch in die „gute Stube" ein Bett zu stellen. Sie hat zur Blumen- und Obst-

Digitized by Google

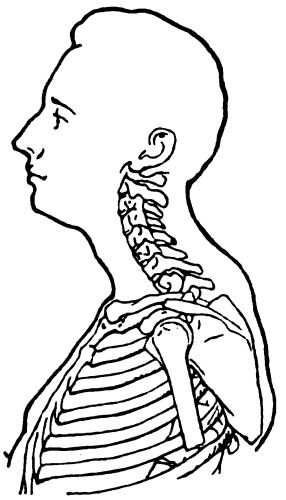
baumpflege, zu guter Lektüre angeleitet. Sie hat zur Bekämpfung der Tuberkulose und der Säuglingssterblichkeit beigetragen, indem sie sich mit den Frauenvereinen in Verbindung setzte und diese zur Anstellung von Haus- und Wochenpflegerinnen, zur Einrichtung von belehrenden Kursen anregte. Bei der Tuberkulosenfürsorge bemühte sie sich, den Patienten klarzumachen, daß die Erfolge der Heilstättenbehandlung nicht auf dem Gebrauch von Arzneien beruhen, sondern auf der Anwendung derjenigen Mittel, die sich jeder auch zu Hause dienstbar machen könne, nämlich Licht, Luft, Sonne, Wasser, Sauberkeit, Ruhe, zweckmäßige Ernährung. Die Tuberkulosen- und die Säuglingsfürsorge gehören nach der Meinung der Wormser Inspektorin zu den notwendigen Aufgaben der Wohnungsaufsicht. So hat sie auch vielfach erfolgreich für das Selbststillen der Mütter gewirkt, das Vorurteil bekämpft, daß Alkoholgenuß die Stillfähigkeit erhöhe. In einigen Familien hat sie, ohne daß die Leute es merkten, eine Art Schutzaufsicht ausgeübt, hat in manchen Fällen die Kinder anderswo untergebracht, wenn die Gefahr der Verwahrlosung drohte. Besonders arbeitete sie dem überall herrschenden Wunsche der Eltern entgegen, die Kinder nach dem Verlassen der Schule gleich verdienen zu lassen, und regte namentlich die Töchter zum Besuch von Schulen an. Wo irgend möglich, suchte sie die heranwachsende Jugend der ländlichen Arbeit zu erhalten: die Wohnungspflege auf dem Lande bedeutet ja eins der wichtigsten Mittel, um der Landflucht zu steuern.

Wenngleich die Tätigkeit der Wormser Wohnungsinspektorin sich hauptsächlich auf ländliche und kleinstädtische Verhältnisse bezieht, so darf sie doch auch für die Großstadt als vorbildlich gelten; freilich wird eine stärkere Spezialisierung und Arbeitsteilung nötig sein. Das Hauptgewicht wäre hier auf ein gedeihliches Zusammenarbeiten zwischen der Wohnungsinspektorin und den übrigen Organen der Wohlfahrtspflege zu legen. Gerade die Wohnungsaufsicht in der Großstadt wäre die geeignete Instanz, um Mißstände aufzudecken und um zu beurteilen, wo die Armenpflege, die Schulspeisung, die Fürsorgeerziehung, der Säuglings- und Wöchnerinnenschutz einzusetzen hätte. Die öffentlichen wie die privaten Einrichtungen der Wohlfahrtspflege kranken vielfach an dem Mißstand, daß ihnen die Hilfsbedürftigen nicht rechtzeitig genug bekannt werden und ihre Unterstützung zu spät einsetzt. Eine wohlorganisierte Wohnungsaufsicht, unter Mithilfe gebildeter weiblicher Beamter, würde am ehesten das Ziel erreichen, das dem Ministerialdirektor Dr. Rumpelt in Dresden vorschwebte, als er bei der Eröffnung der Hygiene-Ausstellung vor zwei Jahren zu Dresden sagte: „Ohne einen gewissen Zwang der öffentlichen Verwaltung in Staat und Gemeinde werden wir auf dem Gebiet der Hygiene nicht auskommen, die Unwissenheit, Trägheit, Nachlässigkeit und den herkömmlichen Schlendrian nicht überwinden können. Aber das letzte Wort ist die Zwangshygiene sicher nicht; die öffentliche Gesundheitspflege muß, wenn wir eine gewisse Vollkommenheit darin erreichen wollen, zur Volkssitte werden, sie muß als Lebensnotwendigkeit empfunden werden.“ Anna Pappritz

Digitized by Google

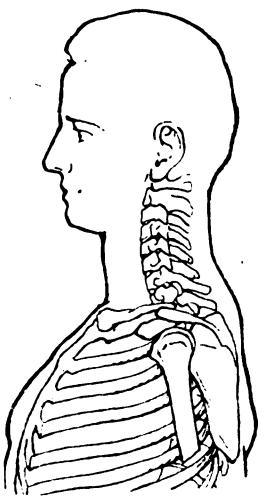
Kopfhaltung

Immer wieder mag der mahnende Ruf der Mutter an die Kinder ertönen „Kopf hoch!“, — immer wieder sieht man, daß er nicht fruchten will. Zu gewissen Zeiten zeigen die Kinder — besonders in den Jah-



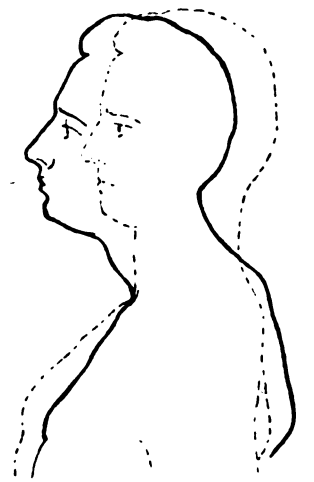
1. Schlechte Halshaltung

ren beginnender Reife — eine verhängnisvolle Neigung, den Kopf vornüber zu schieben. Besonders die Backfische leisten darin Absonder-



2. Gute Halshaltung

liches. Man sehe sie sich auf den Straßen an: ein junges Ding, das schön aufrecht geht, ist geradezu eine Ausnahme. Denn zu der schlechten Kopfhaltung gesellt sich der runde Rücken. Die Arbeitshaltung vom Schreibpult, Nähtisch oder Klavier prägt sich dauernd ein und erzeugt jenen flachbrüstigen Typus, der im Grunde einen nicht mehr normalen Krankheitshabitus ausdrückt. Eine Vertiefung des nach vorn erhabenen Bogens der Halswirbelsäule hat zur



3. Vergleich beider Haltungen

Folge, daß auch der Bogen der Brustwirbel — nach entgegengesetzter Richtung — vertieft wird. Die an den Wirbeln befestigten Rippen erhalten dadurch einen mehr schräg nach abwärts gerichteten Verlauf, das Brustbein ist gesenkt und der Rippenkorb erscheint vorn abgeflacht (Bild 1). Wird aber der Kopf durch Streckung der Halswirbelsäule gut zurückgezogen, und werden mit ihm die Schultern gleichfalls zurückgenommen, dann zeigt auch der Brustteil des Rückgrats eine Streckung, die eine Hebung der Rippen und damit eine schöne Erweiterung der Brust mit sich bringt. Solche

Digitized by Google

Haltung (Bild 2) ist natürlich physiologisch von großer Bedeutung. Gewährt sie doch der Lunge, die bei der Erweiterung des Rippenkorbs durch die Einatmungsmuskeln mit der Innenwand der Brusthöhle in Verbindung bleibt, eine ganz andere Entfaltung. Unser drittes Bild will den Gegensatz dieser guten und jener falschen Kopfstellung noch einmal verdeutlichen, indem die falsche Haltung in ausgezogenem, die richtige in punktiertem Umriß gezeichnet und so der Unterschied zwischen der Abflachung und der Erweiterung der Brust recht augenfällig gemacht ist.* Wer diesen Unterschied begriffen hat, durch Bildbetrachtung und Erklärung und dann durch verständnisvolles Hinschauen auf ein Skelett, der wird hoffentlich in sich einen Antrieb verspüren, gegen schlechte Gewohnheit anzukämpfen. Am besten freilich ist es, wenn die Gewöhnung von Kindheit an g u t war und zum Beispiel der Turnunterricht von allem Anfang an auf das wirklich Nützliche hinarbeitete, indem er mit einsichtsvoller Konsequenz alle solche Übungen bevorzugte, die allen Muskeln, die den Hals und die Schulterblätter zurückziehen und den Rücken strecken, ein Übergewicht verschaffen. Aber das Schlechte und Schädliche ist hier oft tief eingenistet. So gibt es Fälle, wo Rücken und Hals dauernd jene schlechte Form angenommen haben — dann sind zum Beispiel alle Versuche, das Schwimmen zu erlernen, immer wieder erfolglos, weil das Wasserschlucken zu einer Plage ohne Ende wird. — Freilich kann man auch — und hier mögen unsere Leser ihre eigenen anatomischen Kenntnisse von den Gelenken einmal befragen! — „die Nase hoch tragen“ (das heißt den Kopf in den Nacken legen) ohne die Halswirbel gut nach hinten zu führen. Die Mahnung „Kopf hoch!“ verwandeln wir deshalb nach gewonnener Einsicht vielleicht zweckmäßiger in den Ruf: „Hals z u r ü c k!“ Schulmeisterlicher Pedanterie verfallen wir mit ihm nicht. Denn es ist eine Tatsache, daß sich alle Ausländer über die nachlässige Haltung der Deutschen — wenigstens in Norddeutschland, wo ich meine Erfahrungen sammelte — wundern. In Dänemark und Schweden fällt jedem, der die Augen dafür öffnen will, die schöne Haltung besonders auch der Frauen auf. Schöne Haltung aber ist der lebendige Ausdruck inneren Wesens! Wir wollen unseren deutschen Individualismus erhalten — gut! —, aber er möge sich würdigere Gebiete aussuchen, als fahrlässige und gedankenlose Körperverkrümmung. Bis dahin, daß alle unsere jungen Mädchen stier und stur sitzen werden, als ob sie „einen Ladestock verschluckt hätten“, hat's noch eine gute Weile, wenn wir nur auch g e s u n d e Seelen in dem gesunden Körper pflegen. K a r l M ö l l e r

* Die Bilder sind entnommen dem Buche „Zehnminuten-Turnen“ (Atmung und Haltung). Eine Handreichung für das tägliche Turnen von K. Möller. Mit 85 Textbildern und zwei Übungstabellen mit 53 Figuren. 2. Aufl. 1912. B. G. Teubner, Leipzig.

Nochmals: Katholisches im Kunstwart

Unsre katholischen Leser sind der Aufforderung, sich uns Nichtkatholiken gegenüber rückhaltlos auszusprechen, in sehr freundlicher Weise nachgekommen. Wir werden eine kleine Aussprache abhalten können, die vielleicht wirklich dem Zwecke dient: uns gegenseitig

Digitized by Google

besser als durch Zeitungspolemiken kennen zu lernen und so zu erfahren, wo wir nicht miteinander arbeiten können und wo doch. Nur möchte ich die weitere Aussprache um einige Hefte vertagen, da jetzt, sozusagen in der „Saison“ des Kulturlebens, gar zu viel „Aktuelles“ drängt.

Hinsichtlich der Bemerkung von Frau Gnauck-Kühne, Luther habe den Text der beiden letzten Gebote „zu ungunsten des Weibes geändert, dem Hause den Vorrang vor dem Weibe zuerkannt“, macht uns Hofprediger Rahlwes in Meiningen darauf aufmerksam, daß hier ein Irrtum vorliege. „Wir besitzen bekanntlich den Text der Gebote in zwei Fassungen: 2. Mose 20 und 5. Mose 5. Die ursprüngliche liegt in 2. Mose 20 vor, hier aber stehen die in Frage kommenden Worte in Luthers Fassung. »Haus« bedeutet hier auch nicht das Gebäude, sondern das ganze Hauswesen, zu dem Weib, Knecht usw. gehören. Für den katholischen Katechismus kam diese ursprüngliche Form des Gebotes aber deshalb nicht in Frage, weil hier nicht nach dem hebräischen Urtext, sondern nach der griechischen Bibel übersetzt wurde, und diese hat an beiden Stellen die spätere Fassung.“

Staatsformen

Eine Staatsform, die dauern soll, kann man nicht machen. Ein Staat kann überhaupt nicht gemacht werden. Heutzutag aber soll nicht einmal der Poet mehr dichten, sondern er soll machen, und das ist der Grund, warum aus unsrer Zeit nichts auf die Nachwelt kommen wird. Man achtet die still in sich wirkende Macht der Natur im Gemüte nicht mehr; man schämt sich des Gemütes. Und doch geschieht alles Schaffen bewußtlos. Der Geist ist mächtig zum Reproduzieren, zur Kritik — aber im Kunstwerk, im Schöpfungsprozeß selbst kann er doch nur bewußtlos wirken. Sie können keinen Menschen machen, kein Gras, und wollen doch einen Staatsorganismus machen. Das sind die wiedergeborenen Alchimisten, die auch das, was die Natur in der heiligen Nacht des Mutterschoßes brütete, nach Rezepten machen wollten.

Man weiß ja, woraus Gold besteht. Und die Dinge, woraus ein guter Staatsorganismus besteht, weiß man auch — aber leider nur chemisch; die Hauptbedingung des Organismus, die Lebenskraft, ist uns ein Rätsel. Ein solches Rezept ist nun die republikanische Staatsform. Alle äußeren Erfordernisse hat man zusammengestellt; damit hat man aber weiter nichts getan, als wenn man die mechanischen und chemischen Verhältnisse des Menschenleibes aufgestellt hat. Denn das organische Leben, die Lebenskraft, kann man nicht machen. Man will eine Zitrone auf den Baum unsres Volkes pflanzen, denn man hat herausbekommen, daß die Zitrone mehr wert ist als die Pflaume. Kinder, denen ein Baum gefällt, nehmen einen Zweig davon ab und setzen ihn in ihren Garten.

Ihr wollt mit Gewalt; so müßt ihr mit Gewalt erhalten, was ihr gewaltsam gebaut.

Ihr beruft euch auf Amerika. Wie entstand die Republik Amerika? Fiel es ihnen plötzlich ein mit der Republik, und sie machten eine? Die Republik Amerika ist nichts Gemachtes, sondern etwas naturgemäß Gewordenes, nicht bloß entstanden, weil die Amerikaner philosophisch die Republik als die vernünftigste Realisierung der Staatsidee angesehen, oder sie für die „allein mögliche“ erklärt, nicht weil

Digitized by Google

sie Lust hatten, einen staatsphilosophischen Versuch zu machen, sondern weil es in ihren Zuständen das Nächste und Praktischste war, nicht allein, weil es ihre Meinung war, sondern weil auch alle Umstände zur Realisierung ihrer Meinung beitrugen. Es war ein junges Volk ohne historische Hindernisse, nicht übervölkert, sondern der Bevölkerung bedürftig.

Otto Ludwig

Unsre Bilder und Noten

Das Schönste, was dieses Heft im Bilde bringt, hat kein Mensch, die Natur selber hat es unmittelbar geformt, es ist die Totenmaske Otto Ludwigs. Wir besitzen unter allen Bildnissen nach ihm kein einziges, das auch nur annähernd mit ähnlicher Kraft das seelische Wesen dieses Mannes herausgearbeitet hat, wie dieses aus Leben und Tod gewachsene Gebilde der Geisteshoheit.

Wenn das steindruckartige Blatt vor unserm vorigen Hefte durchaus moderne Kunst auch der malerischen Absicht nach zeigte, so zeigt das Blatt vor diesem Heft nach L. M. Wagner, wie sich der heutige Steindruck wieder auf frühere Reize seiner Technik besinnt. Mit drei Platten, wie sie hier verwendet sind, läßt sich beim Zusammendruck in den heut üblichen photomechanischen Verfahren ein Glänzen in allen Regenbogenfarben erreichen — der Künstlerin aber kam es gerade darauf an: so zurückhaltend wie nur irgend möglich zu sein. Deshalb fällt eigentlich nur der rötliche Himmel als besonderer Ton auf, während der olivbraune und der graugrüne Ton wie zwei sich ergänzende Verbündete mit dem andern Partner der Papierfarbe spielen. Durch solche Zurückhaltung ist zweierlei erreicht: tiefe Ruhe, aber zugleich: das Gefühl von innerlichem Reichtum, von Leben in dieser Ruhe. Was beides so wohl zu der Idylle des eingewinterten Städtchens paßt.

Vornehm stille Kunst gibt uns auch das Blatt nach Max Svabinsky. Wir werden neuerdings daran gewöhnt, bei slawischer Bildnerei an einen absichtlich entwickelten und deshalb ästhetisch nicht ganz unverdächtigen „Stil" zu denken, der, so behauptet man, slawischem Wesen besonders gerecht werden soll — bei Svabinsky fehlt jede Art von Gewaltsamkeit. Mag sein, daß die dargestellten zwei Frauen in der gewissen Weichheit ihrer Haltung etwas Slawisches haben, die vortreffliche Malerei ist gute „europäische" Malerei. Aber zugleich Kunst im anspruchsvolleren Sinn, seelisch bei aller Bescheidenheit eindringlich darstellende. Beide Köpfe sind voll von unaufdringlichem aber starkem Leben.

Zu dem Blatte der Hirsauer Brücke gehört ein Rundschaubeitrag dieses Hefts.

Auch das Blatt mit „neuen Zinnformen" illustriert einen solchen. Über Constanz Berneker ist vor ein paar Jahren, anläßlich seines Todes, im Kunstwart gesprochen worden. Er wurde dort als der Fortschrittler auf dem Organistenstuhl gekennzeichnet, der im stockkonservativen Königsberg zu Wagner, Liszt und Hugo Wolf betete. Seither ist ein eigenes Buch über den merkwürdigen Mann von Viktor Laudien erschienen (Charlottenburg, Verlag Paul Lehsten), zu dem Konrad Burdach ein Vorwort geschrieben hat. Darauf seien alle verwiesen, die über

Digitized by Google

Berneker Näheres erfahren möchten. Von den „Sonnenliedern", denen unsere Probe entnommen ist, wird die organische Verbindung von Wort und Ton, die Individualisierung des Gefühlsausdrucks, die meisterhafte Deklamation, die melodische Führung der Singstimme, die intuitive Gestaltung des Klavierparts besonders hervorgehoben. „Selbständig hat Bernekers Kunst den Weg zu diesem neu-lyrischen Liedstil gefunden. Er stand im 62. Lebensjahre, als er diese Gesänge schuf — ein Beweis, wie frisch und jung sein Innenleben pulsierte. Und hätten wir nur diese Sonnenlieder von ihm, sein Kunstschaffen bliebe unvergessen und unverloren."

In Sachen vaterländischer Jugendliteratur

Eine Erklärung

Der Arbeitsausschuß des Dürerbundes hat vor kurzem öffentlich sein Bedauern über die Kotzde-Scholzsche Flugschrift gegen den Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften ausgesprochen und seine Gesinnungsgenossen gebeten, der verdienstlichen vaterländischen Tätigkeit der Vereinigten deutschen Prüfungsausschüsse unter Führung des Hamburgischen das bisherige Vertrauen zu erhalten. Daraufhin haben die Herren Kotzde und Scholz einen „Offenen Brief an den Arbeitsausschuß des Dürerbundes" verbreitet. Wir stellen zur Klärung der ganzen Sache das Folgende öffentlich fest.

1. Kotzde gibt bei Scholz für „vaterländische Ziele" Jugendschriften heraus, für welche Professor Karl Brunner unter dem Titel „Idealismus in der Jugendliteratur" eine Propagandaschrift verfaßt hat. Der Berliner Lehrer Hübner unterzog nun die Brunnerschen Ausführungen einer scharfen Kritik und veranlaßte dann den Berliner Lehrerprüfungsausschuß für Jugendschriften, Kotzdes „Stabstrompeter Kostmann" als minderwertig abzulehnen und beim Hamburger Ausschuß als dem Vorort der Ausschüsse eine Nachprüfung der bisher empfohlenen älteren Schriften Kotzdes anzuregen. Fällt diese Nachprüfung ungünstig aus, so bedeutet das für die Zukunft das Wegfallen der bisherigen Empfehlung der Kotzdeschen Schriften durch die Lehrer-Prüfungsausschüsse, und damit für den Verfasser Kotzde und den Verleger Scholz eine schwere ideelle und geschäftliche Schädigung. Kotzde und Scholz haben also ein starkes Interesse daran, die Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrer sowohl wie die Behörden und das Publikum gegen den Hamburger und den Berliner Prüfungsausschuß einzunehmen. Sie schrieben die „Streit- und Wehrschrift": „Der vaterländische Gedanke in der Jugendliteratur" in Wahrung ihrer berechtigten Interessen, aber nicht als Unbefangene und Unparteiische.

2. Wir sind der Meinung, daß der Antrag auf Nachprüfung der Kotzdeschen Jugendschriften sachlich begründet ist, auch wir halten einige Kotzdesche Jugendschriften für minderwertig.

3. Was uns zum öffentlichen Sprechen gezwungen hat, ist aber nicht dies, sondern das Verquicken des vaterländischen Gedankens mit der Wahrung Kotzdescher und Scholzscher Privatinteressen. Denn die Herren Kotzde und Scholz versuchten nicht etwa nur den Beweis, daß ihnen vom Hamburger Prüfungsausschuß Unrecht geschehe oder drohe, sondern sie versuchten, diese ihnen angeblich feindliche Organisation

Digitized by Google

des Mangels an vaterländischem Geist und der geheimen Förderung der Sozialdemokratie zu bezichtigen und dadurch in allen nationalen Kreisen den Anschein zu erwecken: daß die etwaige Ablehnung Kotzdescher Schriften nicht ihrer Minderwertigkeit, sondern gerade ihrem vaterländischen Gehalt zuzuschreiben sei.

4. Die von Kotzde und Scholz zu diesem Zweck benutzten Angaben berühren zu großem Teil den Hamburger Prüfungsausschuß für Jugendschriften überhaupt nicht, weil die fraglichen Herren ihm gar nicht angehören. So werden Äußerungen des Berliner Lehrers Hübner zu ihrer Diskreditierung verwendet, ebenso der von dem ehemaligen Bremer Lehrer Scharrelmann herausgegebene „Roland", obgleich dessen politische Äußerungen von den Hamburgern unmißverständlich abgelehnt worden sind. Lamszus, dessen „Menschenschlachthaus" in dieser Polemik eine besondere Rolle spielt, ist weder Mitglied des Hamburger Jugendschriften-Prüfungsausschusses, noch ist er das je gewesen, noch ist jenes Buch vom Hamburger Prüfungsausschuß, noch vom Ratgeber oder Jahresbericht oder Weihnachtskataloge des Dürerbundes als Jugendschrift empfohlen worden. Ebensowenig ist der Prüfungsausschuß für die schulpolitischen Erörterungen in der „Pädagogischen Reform" irgendwie verantwortlich. Wenn es anginge, seine Organisation für alle Äußerungen eines jeden verantwortlich zu machen, der einmal zu ihr in irgendeiner Beziehung gestanden hat, so würde sie auch für Kotzde selber verantwortlich sein, denn auch dieser hat früher in freundlichen Beziehungen zu den in Hamburg führenden Männern gestanden. Ferner: die Tatsachendarstellung in der Kotzde-Scholzschen Wehrschrift ist auch als solche unzuverlässig. Schließlich: die Methode selbst scheint uns unzulässig, eine zusammenhängende große Arbeit durch anderes entwerten zu wollen, als durch Kritik dieser Arbeit selbst und ihrer Leistungen.

5. Nun behauptet Kotzde allerdings an andrer Stelle: „daß die Gesamtarbeit dieser Hamburgischen Arbeit unsrer nationalen Kraft zum Unsegen war", und er muß das für seinen Zweck auch behaupten, denn er könnte ja nur durch ihre allgemeine Diskreditierung erreichen, daß die etwaige Entfernung Kotzdescher Schriften aus den Listen empfohlener Bücher von vornherein als unvaterländische Handlung aufgefaßt würde. Während er aber für allerhand herausgegriffene Äußerungen und Handlungen Raum zur Besprechung hat, findet er keinen, um auch nur kurz die eigentlichen Leistungen der Hamburger als ein Ganzes zu beleuchten. Die von jedem Standpunkt aus positiven nationalen Arbeiten des Hamburger Prüfungsausschusses: seine Veröffentlichungen vaterländischer Bücher, seine kritische Förderung anderer, seine Verbreitung auch zahlreicher rein vaterländischer Bücher durch seine Listen, seine Durchsichtung der gesamten deutschen Jugendliteratur, seine Bekämpfung der Schundliteratur, kurz all das, was sein Ansehen in der Jugendschriftenbewegung gemacht hat, wird von Kotzde und Scholz überhaupt nicht besprochen. Von allem Wesentlichen der „Hamburger Bewegung" erfährt derselbe Leser, der gegen diese Bewegung aufgerufen wird, nichts.

6. Die Anschuldigung, die Hamburger trieben antinationale sozialdemokratische Propaganda, scheint uns angesichts ihrer positiven vater-

Digitized by Google

ländischen Arbeiten schlechterdings absurd. Die Grundsätze ihrer Arbeit sind zuletzt zusammengefaßt worden in dem sozialpädagogischen Versuch „Ganze Menschen“ ihres von Kotzde und Scholz mit am schwersten angegriffenen Führers Heinrich Wolgast. Diese Schrift ist preisgekrönt worden von einem Preisgericht, das aus den folgenden Männern, die wohl auch von Kotzde und Scholz nicht heimlicher sozialdemokratischer Vorliebe bezichtigt werden können, bestand: Heinrich Prinz zu Schoenaich-Carolath als Vorsitzendem, Dr. Graf Stanislaus zu Dohna-Berlin, Geh. Archivrat Dr. Ludwig Keller-Charlottenburg, Abgeordneten von Schenckendorff-Görlitz, Prof. Dr. Theobald Ziegler-Straßburg, Stadtrat Dr. Ziehen-Frankfurt, Prof. D. Dr. Zimmer-Zehlendorf.

Daß ein gelegentliches Zusammenarbeiten mit Sozialdemokraten zu „begrüßen“ sei, hat Kotzde in anderm Zusammenhange selbst zugegeben. Die Hamburger haben dadurch, daß sie bei den Veranstaltungen für Arbeiterkinder ihren Beirat nicht ablehnten, gerade nationale Literatur in diese Kreise gebracht, die sonst nicht dorthin gekommen wäre. Übrigens haben sie ihre derartigen Versuche eingestellt.

7. Die geschichtlichen Jugendschriften, die im letzten „Literarischen Ratgeber“ des Dürerbundes empfohlen wurden, waren die folgenden: Vollmers Deutsch-französischer Krieg, Stolls Geschichtliches Lesebuch, Rehtwischs Königin Luise, Biedenkapps Graf Zeppelin, Samuleits Königin Luise, „mit besonderer Freude begrüßt“ Bismarcks Briefe von Stellbrink, von den „Deutschen Charakterköpfen“: Elisabeth Charlotte, Dürer, Pestalozzi, Nettelbeck, Goethes Freundinnen, dann Rochlitzens Erlebnisse von der Schlacht bei Leipzig und Kleins Fröschweiler Chronik. Kein einziges Buch mit vaterlandfeindlicher Tendenz war dabei. Und diese Zusammenstellung machte ungenannt und vollkommen unbeeinflußt derselbe Hamburger Köster, den Kotzde und Scholz sozialdemokratischer Propaganda beschuldigen.

8. Aus seiner, wie dies Beispiel zeigt, durchaus im nationalen Sinne gehaltenen Mitarbeit am Dürerbund-Ratgeber wird von den Herren Kotzde und Scholz nunmehr, da der Dürerbund selbst sich gegen sie gewandt hat, eine Diskreditierung auch des Dürerbundes versucht, als sei dieser national unzuverlässig!

9. Um das glaubhafter zu machen, weisen die Herren auf zwei Sozialdemokraten in unserm Gesamtvorstande hin. Dieser hat nicht nur zwei, sondern vier, aber daneben einhundertundvierzehn unbestritten Nationale, einschließlich Freikonservativen und Konservativen. Im Arbeitsausschuß des Dürerbundes sitzt kein einziger Sozialdemokrat, und seine Arbeit ist bis zur Herausgabe seiner jüngsten Flugschrift, die eingehend „Ratschläge für vaterländische Feste“ erteilt, national.

10. Zu gleichem Zweck wird von Kotzde und Scholz behauptet, der Vorsitzende des Dürerbundes Ferdinand Avenarius sei mit einem Kunstwartaufsatz der nationalen Jugendpflege „in den Rücken gefallen“. Avenarius hat befürwortet, daß sich die Jugendpflege auf beiden Seiten jeder parteipolitischen Bearbeitung der Jugend zu enthalten habe. Diesen Gedanken haben die Führer der nationalen Jugendpflege Emil von Schenckendorff und Generalfeldmarschall Freiherr von der Goltz schriftlich zugestimmt. Freiherr von Schenckendorff hat dasselbe, was Kotzde

Digitized by Google

„in den Rücken fallen“ nennt, sogar ausdrücklich als „sehr willkommen“ bezeichnet.

11. Um unsern Arbeitsausschuß als befangen hinzustellen, wird alsdann behauptet, der Dürerbund sei in dieser Frage „Partei“, weil er sich schon wiederholt für die Hamburgischen Bestrebungen eingesetzt und die Herren auch zur Mitarbeit an seinem Literarischen Ratgeber herangezogen habe. Nach solcher Auffassung wäre jeder Auftraggeber „Partei“ für den, dem er Aufträge erteilt, weil er ihn höher als den andern Hersteller schätzt, und jeder Sachverständige „Partei“ für denjenigen unter zwei Streitenden, dem er nach pflichtgemäßer sachlicher Prüfung recht gibt. Übrigens gehört der Hamburger Prüfungsausschuß nicht einmal als eines der rund 350 korporativen Mitglieder zum Dürerbunde.

12. Die Hamburgische Oberschulbehörde hat durch den Senator von Berenberg-Goßler mitgeteilt, daß sie die Kotzde-Scholzschen Angriffe nachgeprüft habe, und eine beunruhigte Zeitungsredaktion aufgefordert, sich bei der Oberschulbehörde selbst besser zu informieren.

13. Kotzde und Scholz erwähnen in ihrer Schrift, daß ihnen Zustimmungen „von Ausschüssen aus Nord und Süd“ zu ihren Angriffen gegen die Hamburger zugegangen seien, und sie fordern nun die Prüfungsausschüsse der deutschen Lehrer zu einem „mannhaften Worte“ auf. Dieses mannhafte Wort ist mittlerweile gesprochen worden. Es lautet so: „Wir weisen die durchaus unbegründeten Angriffe entschieden zurück, die die Herren Kotzde und Scholz gegen den Hamburger Prüfungsausschuß unternehmen. Aus Überzeugung heißen wir die Maßnahmen des erprobten Hamburger Vorortausschusses gut und sprechen ihm unser volles Vertrauen aus.“ Ihr volles Vertrauen haben von den 121 Prüfungsausschüssen der deutschen Lehrerschaft bis jetzt bereits 115 den Hamburgern ausgesprochen. „Die vaterländische Gesinnung der überwältigenden Mehrheit der deutschen Lehrerschaft ist nicht in Zweifel zu ziehen — die Lehrer sind die treuesten Helfer am vaterländischen Werk“, so steht in der „Wehrschrift“ von Kotzde und Scholz mit gesperrtem Satze gedruckt. Also haben nunmehr die nach ihrer eigenen Bezeichnung „treuesten Helfer am vaterländischen Werk“ Kotzdes und Scholzens angeblich vaterländische Agitation verurteilt.

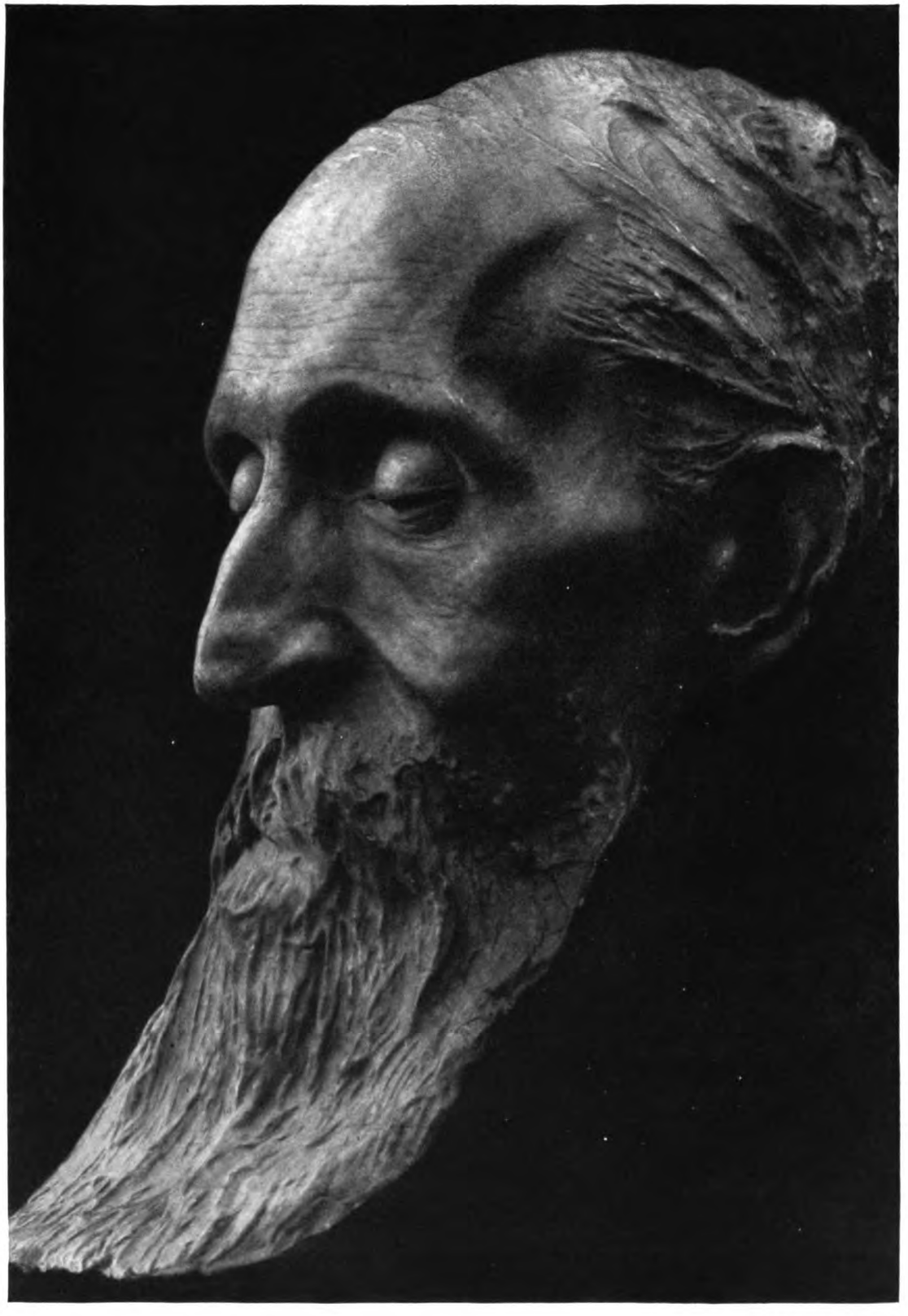
14. Eine Nachprüfung sowohl des Grundsätzlichen in dieser Lehrerarbeit, wie der einzelnen Entscheidungen liegt selbstverständlich zu jeder Zeit im allgemeinen Interesse, wenn die Nachprüfenden sachverständig und wenn sie unbefangen sind. In der Kotzde-Scholzschen Agitation gegen die Hamburger können wir aber nicht mehr sehen als ein geschäftliches Unternehmen zur Wahrung schriftstellerischer und buchhändlerischer Interessen, das durch die Eindringlichkeit, mit der es den vaterländischen Gedanken betont, Fernerstehende über sein eigentliches Wesen täuschen kann.

Für den Arbeitsausschuß des Dürerbundes:

Dr. Ferdinand Avenarius, Prof. Dr. Paul Schumann, Wolfgang Schumann, Dr. Wilhelm Stapel, Dr. Hermann Ullmann.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

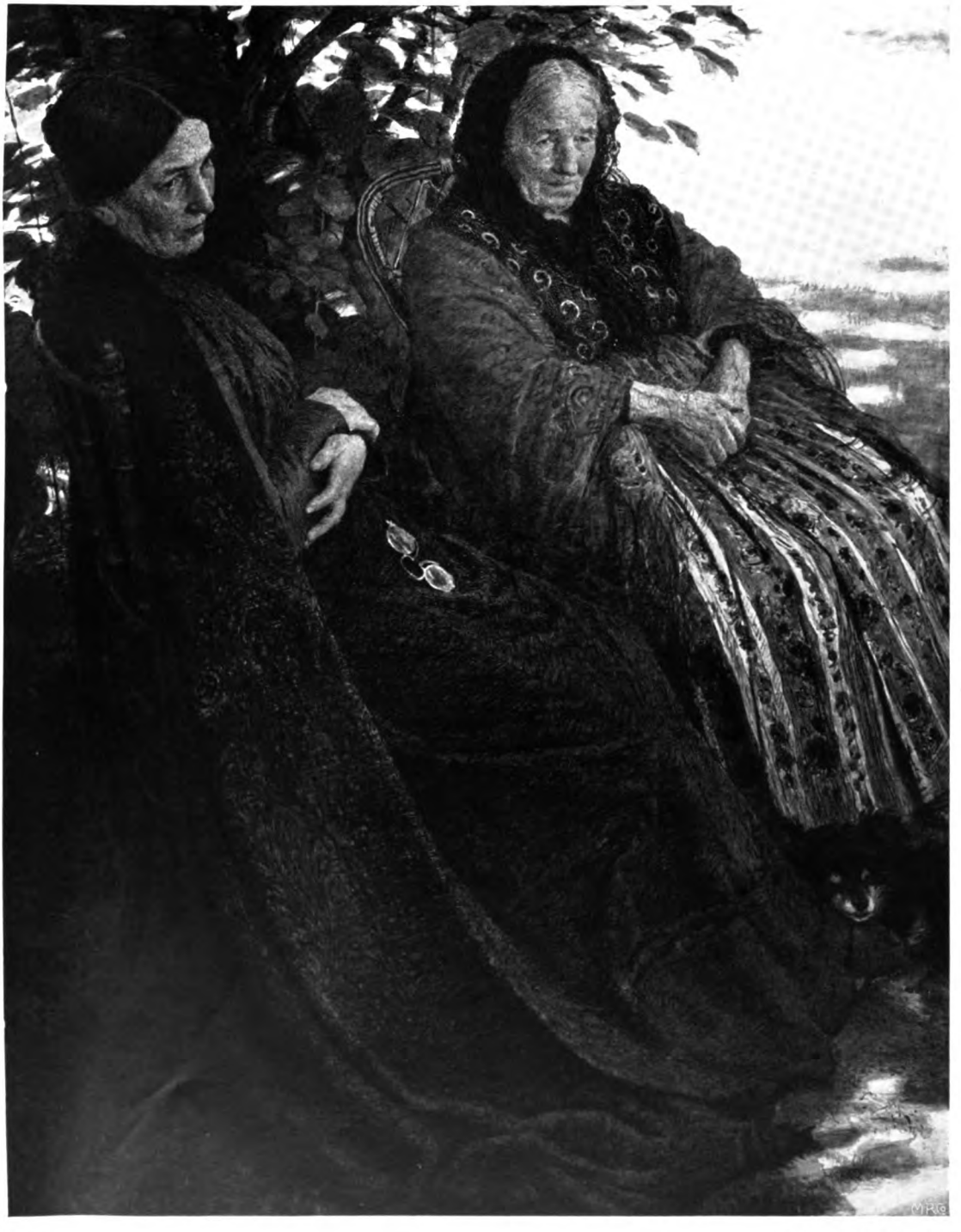


KW

TOTENMASKE
DES DICHTERS

Digitized by Google

Digitized by Google



KW

MAX SVABINSKY

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

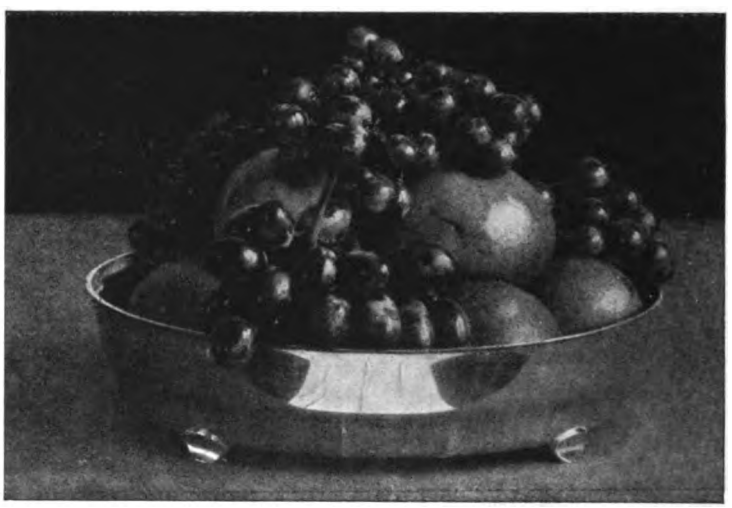
DIE HIRSAUER BRÜCKE

Digitized by Google

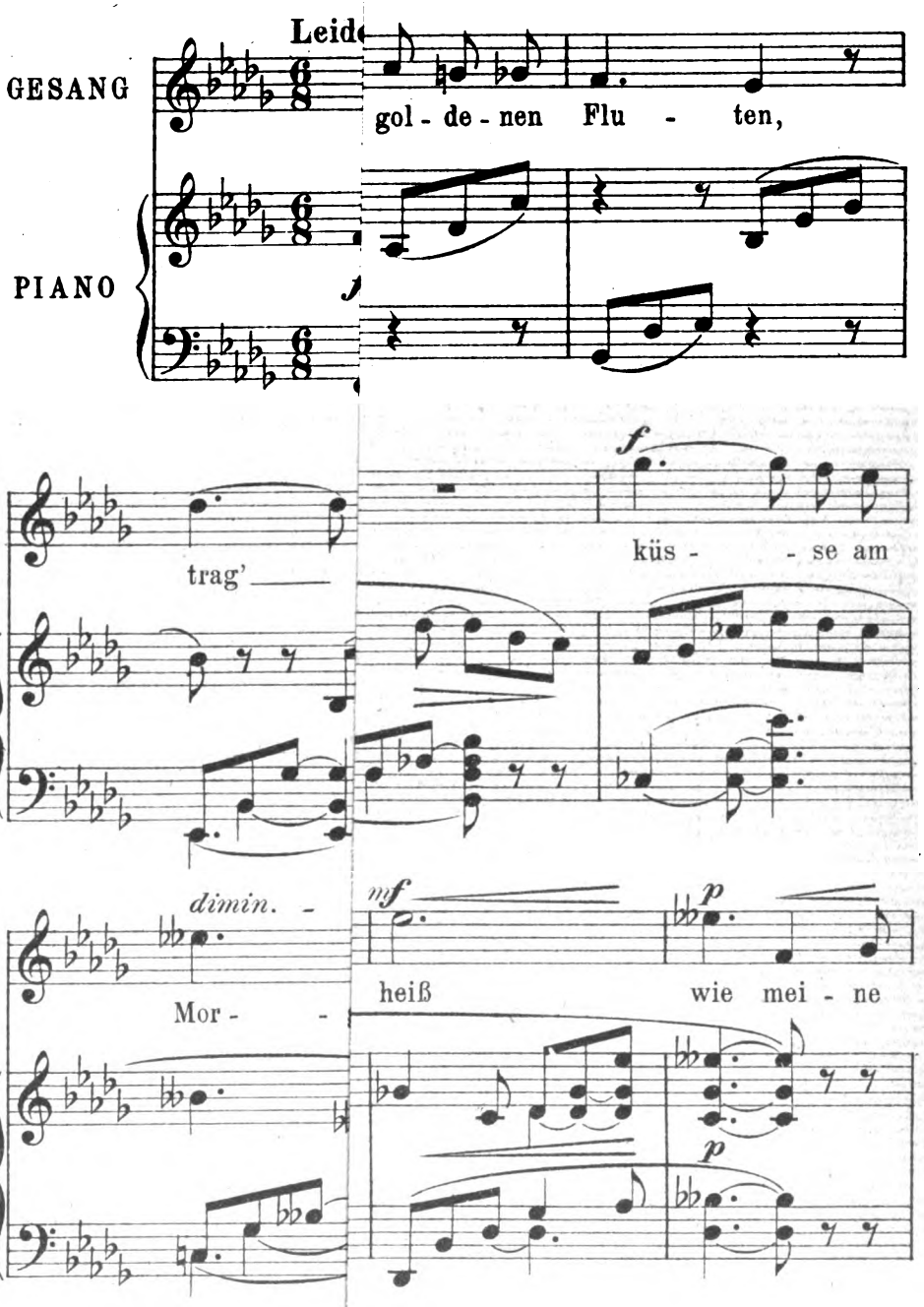
AUS DEM KUNSTWART

ZINNSACHEN VON W. VON WERSIN

Digitized by Google

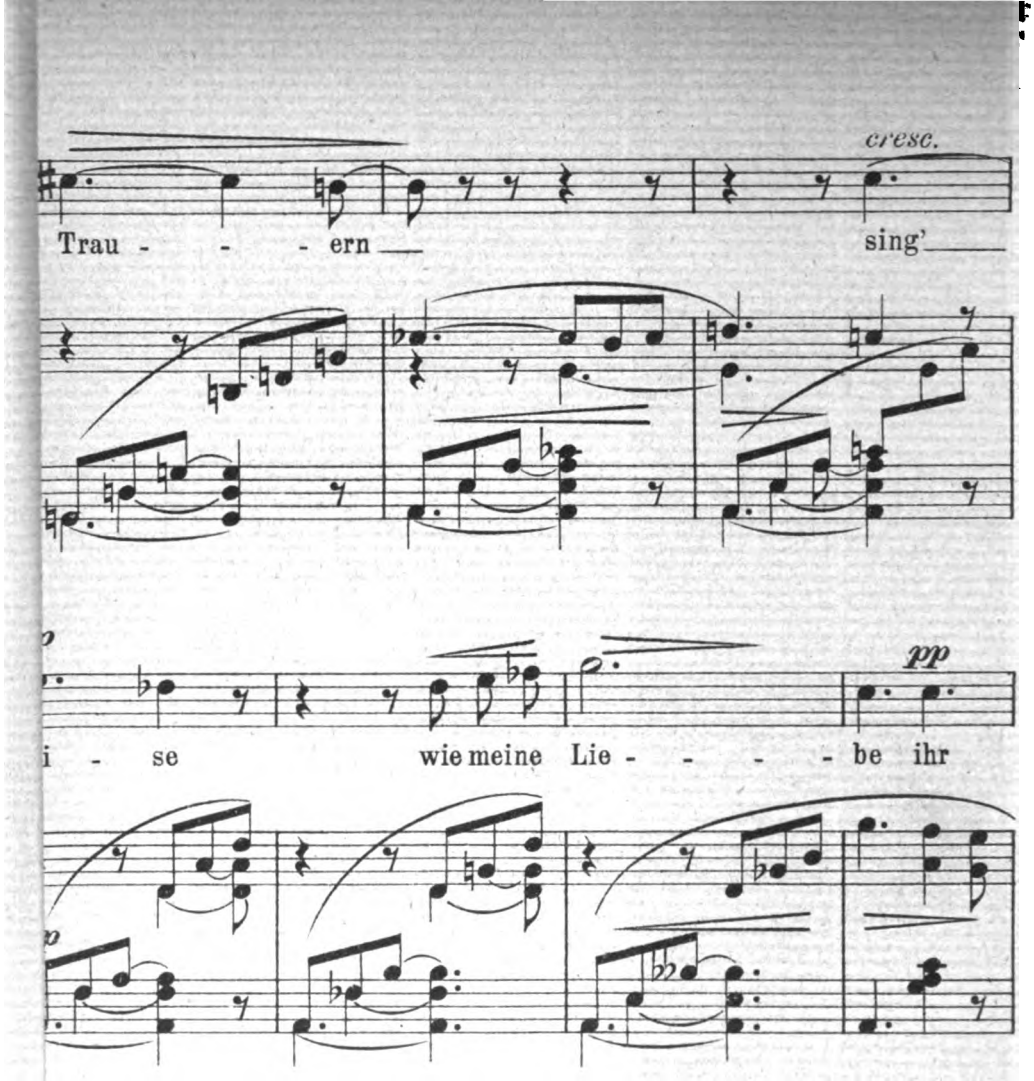


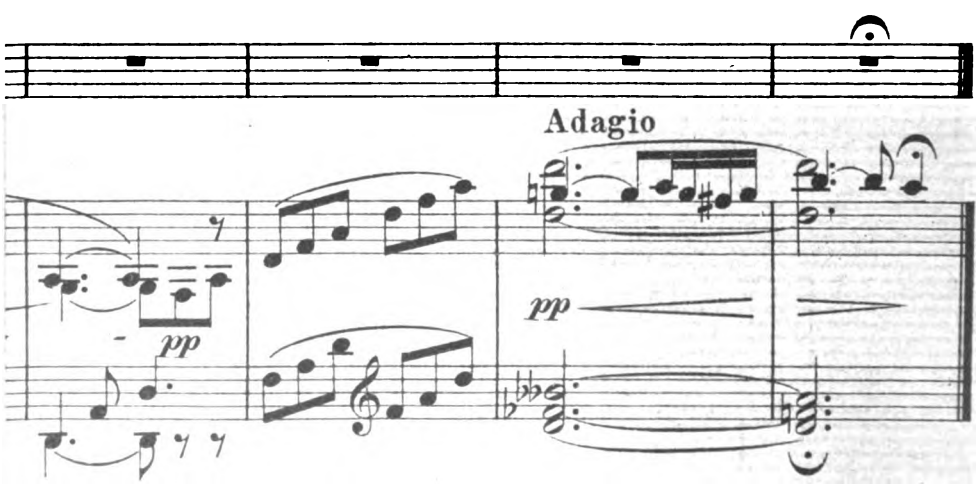
ZINNSACHEN VON RICHARD RIEMERSCHMID UND W. VON WERSIN



Mit besonderer Genehmigung des Ho

Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Jahrg. 26 Erstes Märzheft 1913 Heft 11

C_2H_6O und Begeisterung

An unsere akademischen Bürger

Unsre Kommilitonen in Breslau werden die Erhebung Preußens feiern, und wir hoffen: nicht nur sie und nicht nur die Studenten aller preußischen Hochschulen, nein, die aller deutschen im heutigen Reiche und draußen. So weit die deutsche Zunge klingt, geht ja, was da geschehen ist, alle an. Ob wir in Rußland oder Österreich oder der Schweiz als des Landes freudige Bürger leben, vielleicht um ganz andre Güter besorgt als das Geschlecht von damals und in Vielem vielleicht ganz anders denkend: auch die, deren Ahnen mit dem deutschen Orden im Osten gekämpft, oder mit den Diethmarschen im Norden, oder zur Tellenzeit in der Schweiz oder zur Florian-Geyer-Zeit in Franken und Schwaben oder wieder zur Hoferzeit in Tirol — sie alle fühlen doch Brudergeist in diesem Preußenvolke von 1813, das um geistige Güter irdische, das Gold für Eisen, das Blut für den großen Gedanken gab.

Man kann nicht anders, Kommilitonen, man gerät in hohe Worte, wenn man des Damals gedenkt, denn aus ihm ins Heute kommt's wie ein Rauschen aus einem heiligen Hain. Und doch möchte ich jetzt ganz nüchtern zu Euch reden. Und zunächst auch von gar nichts besonders Mächtigem. Bloß von Kommersen, wie sie jetzt überall abgehalten werden sollen. „Bloß?" Ist denn ein studentisches Festgelage bis zum Landesvater hin nicht eine schöne und gute Sache? Nicht auch eine erhebende, eine begeisternde? Immer nicht, aber oft ist sie eine, und immer könnte sie eine sein. Immer, wo Frische, Kraft und hoher Mut aus Frische und Kraft des starken jugendlichen Menschentums aufsteigen. Nicht nur — aus C_2H_6O.

Kommilitonen, Mitstreiter um die Kultur unsres Volkes: nicht allein in meinen Ohren summt eine Rede nach, in der nur ein Körnchen Wahrheit war, aber ein zu keckes, als das es dann stürbe, wenn wir es übersehn. Eine Rede, von der wir durch die Tat beweisen müssen, daß sie nicht bloß übertrieb und verallgemeinerte, sondern daß sie trotz jenes Körnchens als Gedanke falsch war. „Unser ganzes Couleurwesen", so hat kein Feind, sondern ein Freund unsres Studententums und selbst ein Farbentragender gesagt, „beruht auf den psychischen Wirkungen der alkoholischen Getränke." Ich habe schon, als ich's erfuhr, gefragt, ob man sich dessen bewußt war, was dieses Wort vorwirft, sobald man ihm nachdenkt, was alles es entwertet, wie Vieles und wie Edles es zum Gespött macht. Und ich will heute nicht darauf hinaus, Euch Abstinententum zu predigen. Reden wir diesmal von solchen Fragen nicht, überlassen wir sie heute dem Einzelnen und seiner Lebensführung. Aber den Schimpf des Vorwurfs sollte die deutsche Studentenschaft nun endlich durch eine entschlossene Tat abwaschen: daß sie sich in frohem Beisammensein nicht begeistern könne ohne Alkohol, daß sie zu ge-

Digitized by Google

meinsamem Aufschwung erst durch ihn Hemmungen beseitigen müsse, die sie sonst im Banalen halten würden. Trinke, wer's nicht anders mag, seinen Trauben- oder Gerstensaft, wir alle jedoch sollten endlich dafür sorgen: daß der Komment weder dazu zwinge, noch daß er's nahe lege. Wir sollten endlich sorgen dafür, daß auch der Nichttrinker unter uns beim besonderen wie beim allgemeinen Feste als Vollgeachteter und Ganzwillkommener mit uns sein könne, damit nicht länger selbst bei hohen vaterländischen Feiern der Zwang zum Alkohol Voraussetzung gemeinschaftlicher Erhebung sei. Als wäre die wichtigste Frage, wenn wir großer Güter gemeinsam froh gedenken wollen, die: trinken oder nicht?

Die Zeit ist ernst — es sind nicht nur die Schwarzseher unter uns, die meinen: trotzdem kein fremder Eroberer im Land, ist heute die Weltlage vielleicht kaum minder ernst, als vor hundert Jahren, wo neben Österreich auch Rußland und England zu uns standen. Wenn eines not tut: berauschen wir uns nicht mit Worten, mit Bildern, mit Erinnerungen, die uns mit Selbstherrlichkeitsgefühlen abziehen könnten von der Tat. Die bescheidenste Tat, in der Richtung vorwärts mit Festigkeit unternommen, wiegt ja schwerer als das dröhnendste Wort. Ihr, die ihr noch jung seid, sorgt dafür, daß man sagen kann: bei den studentischen Gedenkfeiern für 1813 war zum erstenmale der alte Komment mit seinem Trinkzwange abgeschafft. Möge jetzt, hundert Jahre nach der deutschen Erhebung, die deutsche gebildete Jugend zum ersten Male beweisen: daß der Gedanke Verleumdung war, sie müsse für ihre Köpfe den Geist aus Flaschen beziehn. Sorgt dafür, und ein neuer Schritt zur völkischen Stärkung ist durch Euch, ihr in die Zukunft Führenden, geschehn! Ferd. Avenarius, Dr. phil. h. c.

Schopenhauer

Als Wagner dem Lenbachschen Schopenhauerbilde gegenüberstand, hegte er nur die eine Hoffnung für die Kultur des deutschen Geistes: daß die Zeit komme, in welcher Schopenhauer zum Gesetz für unser Denken und Erkennen gemacht werde. Zu einer Zeit, wo Schopenhauers Antipode, Nietzsche, noch immer der Modephilosoph ist, könnte man meinen, jener von Wagner herangesehnten Zeit ferner denn je zu sein. Freilich, Schopenhauer war nie Modephilosoph und wird es nie werden. Er war es nicht, was man auch davon gefabelt haben mag. Denn daß zeitweilig Einige mit pessimistischen Allüren schön getan und ein wenig schopenhauerianisiert haben — etwa wie Paul Heyse in den „Kindern der Welt" — das gehört doch schließlich nur zum Satyrspiel des Ruhms. Und er wird es nicht werden. Der da gesagt hat, man solle das Leben verneinen, nicht so sehr wegen dessen Leiden wie wegen dessen Freuden, der kann den Vielen immer nur ein Ärgernis und den wortführenden Wenigen eine Torheit sein. Noch mehr als von Kierkegaard gilt es von Schopenhauer, daß sein Leser „der Einzelne" ist. Er ist so absolut „unzeitgemäß", wie derjenige, der dies Wort prägte, das Entgegengesetzte war und ist. So sehen wir denn auch heute,

Digitized by Google

daß er, der sich mit gutem Grund als „philosophum Christianissimum“ bezeichnete, keinem ferner steht als gewissen christlichen Fortschrittlern der „Jetztzeit“ (um ein von ihm gut gehaßtes Wort zu gebrauchen), gewissen protestantischen Liberalen und Liberalsten, die anderseits so gern — um sich recht modern zu fühlen — mit Nietzsche liebäugeln. Denn bei ihm finden sie ja das liebe Leben und diese Welt so brav gelobt — und damit indirekt ihr Herrgottlein, das Einzige, was ihnen von der tiefen Erlösungsreligion des Christentums zwischen den Fingern zurückgeblieben ist, so daß ein guter Wille dazu gehört, um sie von Juden und Mohammedanern zu unterscheiden!

Und so mußte es kommen, damit es recht klar werde, daß Schopenhauer ein Einsamer für die Einsamen ist. An die hat er ja gedacht mit seiner zuversichtlich stolzen und eigentlich doch so rührenden Antwort auf die Frage, wo er ruhen wolle: „Es ist einerlei. Sie werden mich finden.“ Nie werde ich die Stimmung vergessen, in welcher einst ihrer drei — ein persönlicher Freund des Meisters, Stadtrat Beck, der berufenste Weiterführer seiner Philosophie, Professor Deussen und „Schreiber dieser Zeilen“ — vor der großen grauen Granitplatte, mit dem Namen als einziger Inschrift, auf dem alten Kirchhof in Frankfurt standen und jenes Wortes gedachten. Es wird in Kraft bleiben, so lange es in Deutschland Geister gibt, die nach einer religiös-ethischen Weltanschauung ringen. Diese Suchenden können an Schopenhauer nicht mehr vorbeigehen; sie müssen ihn finden und, jeder nach seiner Veranlagung, mehr oder weniger durch diesen Fund für ihr höheres Leben gewinnen.

Denn es ist keine Frage: Schopenhauers durchgreifende Bedeutung liegt für uns und für die Zukunft vornehmlich auf dem religiösen Gebiete. So groß er auch als Naturdeuter dasteht, so wenig auch seine Lehre auf diesem mehr theoretischen Boden („mehr“, denn alles hängt bei ihm zusammen) je „abgetan“ werden kann, so wirken seine Kräfte doch jetzt hauptsächlich in der praktischen Sphäre des religiösen Lebens. Ein lebhaftes Gefühl davon hatte Eduard von Hartmann, als er schrieb: „Das Entscheidendste und Wichtigste an der Stellung Schopenhauers in der Geschichte der Philosophie ist, daß zum ersten Male in ihm ein Denker mit tiefem ethischen und religiösen Bedürfnis sich schroff gegen den Theismus kehrt“, wenn auch in dieser Würdigung freilich erstens die ausschließliche Betonung des negativen Moments, und zweitens das darauf folgende Zusammenwerfen Schopenhauers mit den Pantheisten recht irreleitend ist. Schroffe Widersprecher gegen den Theismus gab es zu Schopenhauers Zeit viele; aber diese „persönlichen Feinde des Jehova“ kamen teils aus dem Lager der Pantheisten (sie „glaubten nur an Hegel“), teils aus dem des Materialismus. Daß nun der sich nur zu oft in den reinen Traumidealismus verirrende Schopenhauer mit den Materialisten nichts zu tun hat, braucht kaum hervorgehoben zu werden; um eine solche Verwechslung zu begehen, dazu gehört wahrlich ein Baader (der seinen Zuhörern Schopenhauer empfahl als ein Beispiel solcher, welche die Materie indirekt apotheosieren!). „Das Neue und Unerhörte“ aber, wovon

Digitized by Google

Hartmann in der angeführten Stelle spricht, besteht keineswegs nur darin, worin er es sieht, daß nämlich der Einspruch gegen den Theismus aus religiösem Bedürfnis geschieht, denn das kann man von vielen andern antitheistischen Einsprüchen ebensogut sagen; sondern vorzüglich darin, daß Schopenhauer sich ebenso schroff gegen den Weltentfalter der Pantheisten wie gegen den Weltschöpfer der Theisten wendet. Dies ist aber deshalb so entscheidend, weil der Übergang zwischen den beiden — wie Religionsgeschichte und Religionsphilosophie zur Genüge zeigen — durchaus fließend ist, und der Schöpfergott, wenn in die Enge getrieben, durch diesen Übergang sich regelmäßig in den Entfaltergott hinüberrettet und dort ungeschoren bleibt. Ja, recht besehen ist sein Ablehnen des Pantheistengottes noch „schroffer" als das des theistischen Gottesbegriffes. Deshalb ist sein Angriff auf den Theismus mit keinem andern zu vergleichen und wird fortwirken als der wichtigste Faktor in dem Gärungsprozeß des germanischen Christentums, wo das Bestreben, das semitische Element völlig auszuscheiden, immer bewußter die Oberhand gewinnt. Und gewinnen muß, wenn etwas andres und besseres als der klägliche, rationalistische Deismus à la Paulus Heidelbergensis herauskommen soll.

Aber so groß auch dies Verdienst anzuschlagen ist, so haben wir es dabei doch nur mit der negativen Seite seiner religiösen Philosophie zu tun. Bei weitem bedeutender ist die *positive*, die auch eine weit zentralere Stelle in seiner Gesamtphilosophie einnimmt. In der Tat, *die* zentrale Stelle. Denn sie ist der Angelpunkt, in welchem Schopenhauers Naturdeutung in seine Heilslehre umschwingt. Jeder echte Philosoph wird an der Welt zum Philosophen. Bei jedem wird es aber auch unter allen Weltphänomenen ein einzelnes geben, das, gemäß seiner Veranlagung, ihn besonders ergriffen und seine Deutungskräfte ins Spiel gesetzt hat. Dies war nun für Schopenhauer eine Erscheinung, an welcher fast alle andern Denker achtlos vorübergegangen waren, oder welche sie als eine Anomalie zur Seite geschoben hatten; am wenigsten war es jemand eingefallen, sie als das Hauptphänomen anzusehen, von dessen Verständnis alles andre abhinge. Es war das Phänomen des Heiligen. Die Erklärung dieses höchsten Phänomens, in welchem die Phänomenalität anfängt, sich selber aufzuheben, ist das Alpha und Omega seiner Philosophie, und schon in den ersten Aphorismen des Göttinger Studenten finden wir seine Gedanken damit beschäftigt. Wegen solchen Beginnens wurde er von einem Gustav Freytag als „diesen elenden Gesellen" bezeichnet (es ist gut, solche Urteile jetzt niedriger zu hängen). Wegen desselben durfte er selber hoffen, daß das höhere deutsche Publikum einst einsehen würde, daß zu seinem Seelenheil das Studium seiner Schriften notwendig sei; ebenso wie Kant erklärte, seine Philosophie sei unentbehrlich zu dem höchsten Zweck der Menschheit.

Ein Vergleich mit diesem großen Vorgänger, auf dessen Schulter zu stehen Schopenhauer immer freudig bekennt, zeigt am deutlichsten, welchen Riesenschritt vorwärts der letztere auf diesem Gebiete getan hat. Zwar sind auch hier die Verdienste Kants bedeutend genug,

Digitized by Google

sie sind aber wesentlich negativer Natur — er schaffte Raum für eine ethisch-religiöse Lebensanschauung. In seiner positiven Leistung bleibt er aber bedauerlicherweise in einer Pflichtmoral-Theologie stecken, die noch sehr stark im Banne des Tradition-Glaubens steht. Am grellsten zeigt seine Unzulänglichkeit sich darin, daß die innigste Ader echten religiösen Lebens, das tiefe Bedürfnis nach Erlösung, ihm gänzlich verborgen blieb (denn sie spielt in seiner Religionsphilosophie gar keine Rolle) und daß er für das Phänomen, welches Schopenhauers Hauptproblem wurde, nicht das geringste Verständnis hatte. Gestalten wie Buddha, Franz von Assisi, de Rancé wären für ihn nur Beispiele „einer Art Wahnsinns" — bei dem er wohl satirisch anerkennen konnte, daß „Methode darin sei" — oder bestenfalls eine verwerfliche „mystische Schwärmerey".

Erst Schopenhauer ist religiöser Denker; ja vielleicht ist er der einzige religiöse Denker. Karl Gjellerup

„Der ferne Klang"

Diese Oper in drei Aufzügen von Franz Schreker wird den Namen des bisher fast unbekannten Wiener Komponisten schnell in alle Lande tragen. Denn man hat es hier mit einem der stärksten Talente nach Wagner und Bizet zu tun. Er, dessen Dichtung und Musik von Wagner nicht beeinflußt sind, ist wagnerischer als alle bayreuthisierenden Komponisten. Daß er Dichterkomponist ist, würde an sich nicht viel besagen, erhält aber die höchste Bedeutung beim „Fernen Klang". Diese Dichtung ist aus dem Geiste der Musik geboren, und diese Musik konnte zu keiner anderen Handlung geschrieben werden. Das fühlt jeder, der die „Oper" hört und sieht, selbst wenn sie ihm nicht „gefallen" sollte. „Gefällig" ist sie nämlich nicht, das muß man dem Dichterkomponisten nachrühmen. Aber dem Eindrucke der Natur, der Echtheit kann sich niemand entziehen. Im „Fernen Klang" spricht ein Musikpoet, der sich nur so und nicht anders äußern kann. Die Wirkung ist wie die der Natur, nicht wie die einer Komposition. Das erinnert einigermaßen an „Salome" von Strauß und „Louise" von Charpentier, mit denen aber das Drama Schrekers nichts weiter gemeinsam hat. Nur im Äußerlichen fand seine Musik ähnlichen Nährboden. Da weisen aber die Fäden auf allgemeine Zeitströmungen, vor allem auf den Impressionismus. Und hier zeigt sich's, was das Genie den Anregungen der Zeit und Umgebung entnehmen und was es aus ihnen machen kann. Denn all dies bleibt etwas Äußerliches: in den Händen der Komponisteure Formalismus für die Mode des Tages. Einzig der Künstler, wenn wir den so nennen, der aus innerem Drange und sehnsüchtiger Not schaffen muß, gestaltet mit solchen Mitteln, seien sie von sonstwem gegeben, die Illusion des Lebens. Die Mittel sind nur Voraussetzung: die hohe Kunst ruht auf dem klaren Auge und der reinen Seele des vom grauenvollen Zwiespalt des Lebens Gepeinigten, der verzweifeln muß oder sich durch gestaltendes Gebären befreien kann. Daher die „ungefälligen", „entsetzlichen" Vorwürfe bei den Größten: „Ödipus", „Die Räuber", „Faust", „Ju-

Digitized by Google

dith", „Tannhäuser", „Carmen", von unmoralischen Leuten als „unmoralisch" verdächtigt.

Etwas Derartiges ist auch der „Ferne Klang": theatralisch-opernhaft die Geschichte einer Gefallenen, musikdramatisch-symbolisch das Hohelied von der Sehnsucht nach klarem, freiem Künstlertum: der Höhe des Lebens.

Wie Schillers „Räuber" und Hebbels „Judith" (denn auf diesen Höhen gibt es keinen Unterschied zwischen Oper und Drama) ist „Der ferne Klang" das Werk eines Anfängers und zeigt alle Ungeschlachtheiten des Anfängers, z. B. „ein altes Weib" im ersten Akt und „ein zweifelhaftes Individuum" im letzten, die beide überflüssig sind, auch kindliche Verblasenheiten im Dialog und schwülstige Aufbauschungen in der Musik. Aber es ist merkwürdig, wie diese „Mängel", die dem Überfluß zu entstammen scheinen, einen milde stimmen angesichts des mit klarem Auge geschauten und sicherer Hand geformten Geschehens da droben auf der Szene und des aus reichstem Innern geschöpften, unendlich rührenden, bis ins Tiefste aufwühlenden, zum Höchsten klärenden Mitfühlens und Ausdeutens da drunten im Orchester.

Schreker ist ein ehrlicher und selbstbewußter Anfänger. Er hätte die Schwächen dieses Werkes vielleicht beseitigen können. Erst der letzte Akt zeigt eine vollgereifte Kunst. Aber das Ringen um den musikdramatischen Stil in den vorhergehenden Akten (nicht etwa um die musikalische Form, denn die steht im zweiten Akt so staunenswert sicher, wie bei irgendeinem Meister), das Ringen um den eigenen Stil wird ihm besonders wertvoll erschienen sein. Das ist es aber auch für uns, ja es gewährt dem Musiker höheren Genuß als sogenannte durchschlagende Wirkungen, die manchem das wichtigste sind. Ich will damit sagen: der „Ferne Klang" ist so geblieben, wie er gewachsen ist. Und er ist so stark, daß er kleine Schwächen verträgt.

Einige davon sind vielleicht gar keine Schwächen. Wer etwa „Leitmotive" oder „Melodien" im landläufigen Sinne darin sucht und vermißt, tritt mit Vorurteilen heran. Aber auch von der allerneuesten Stimmungsmonotonie und uferlosen Modulierung, die über den Rhein zu uns gekommen ist und einige Male zweiten Aufguß gefunden hat, ist Schreker nicht wesentlich beeinflußt, wenn er auch zweifellos diese Neuromantik in sich verarbeitet hat. Für sein Werk erscheinen mir als musikalisch bestimmend und richtunggebend Klangfarbensymbole in einem unendlichen, unerschöpflichen Reichtum der Variierung. Eine genial empfangene und festgehaltene Grundstimmung erfüllt das Werk, man könnte fast sagen: der Orgelpunkt oder (in Schopenhauerscher Sprache) der Grundbaß der Oper, das hinter den Erscheinungen stehende Metaphysische, das eigentlich Wesentliche des Kunstwerks, das „Ungefällige", das dem künstlerischen Menschen die Angelegenheit zur Herzenssache macht. Und aus jenem Orgelpunkt und um ihn herum flattern die Floskeln, Figurierungen und Farbenmischungen, die die äußeren Geschehnisse beleuchten und die inneren Wandlungen deuten. Den Grundbaß gibt der musikalische Dichter, die Variationen der dichterische Komponist. Im übrigen ist es schwer, ja unmöglich, über solche Dinge mit Worten allein Klarheit zu verbreiten.

Digitized by Google

Mag „Der ferne Klang“ eine Anfängeroper sein, sie erfüllt schon das Wichtigste: die Handlung gibt das Besondere, Zufällige, ihre Musik das Allgemeine, Ewige. Um es für die Ästhetensprache zu übertragen (oder abzuschwächen): Naturalismus und Romantik. Und die Verquickung solch heterogener Elemente kann geeignet sein, das Opernideal (Schreker ist mit seiner Bezeichnung gar zu bescheiden) vom Wagnerschen Musikdrama, das unnachahmlich ist, hinweg auf neue Wege zu führen. Ich denke da an richtungbestimmende Werke, wie „Carmen“, „Louise“, „Pfeifertag“, „Tiefland“, „Rosenkavalier“ und „Ferner Klang“, je verschiedener um so besser. Die Werke der Jüngsten haben am weitesten geführt. Die Opern der Geschäftemacher kümmern niemand.

Rühmend zu nennen ist die Leipziger Aufführung des „Fernen Klangs“ unter Lohses musikalischer und Dr. Lerts szenischer Leitung. Dem Können des Dichterkomponisten und dem Werte der Oper entsprechend, steigerte sich die Begeisterung der Zuschauer mit jedem Aufzuge. Friedrich Brandes

Der Klavierauszug des „Fernen Klanges“ ist im Verlag der Universal-Edition, Wien, erschienen (siehe die Notenbeilage dieses Heftes).

Das Bismarckdenkmal am Rhein

Man darf die Frage, die fast zwei Jahre lang die Fluten der deutschen Kunst aufgepeitscht hat, heute für entschieden halten. Die einzelnen Akte der Tragikomödie, die sich einen nationalen Wettbewerb nannte, hier nochmals heraufzubeschwören, spüren wir keine Lust. Man hat gesiegt und verloren, protestiert und intrigiert, man hat den Süden gegen den Norden ausgespielt, Person gegen Person gehetzt und ein in ferner Wolke thronender Ausschuß, in dessen Handeln Fach- und Sachinteressen der buntesten Art merkwürdig durcheinander zu laufen schienen, hat sich unfähig gezeigt, dem Chaos der Meinungen und Taten zu gebieten. Als Ergebnis sagen wir: kulturpsychologischer Art springt Verschiedenes in die Augen. Zum ersten: die Form der sogenannten freien Konkurrenz ist nicht imstande, bei Aufgaben großen Stiles wie der vorliegenden, die latenten künstlerischen Kräfte eines Zeitalters in klarer und gesunder Form zu erwecken und zu binden. Zweitens aber — und das ist hier schon früher angedeutet worden —: das deutsche Volk will in seiner denkenden und empfindenden Gesamtheit überhaupt kein solches Denkmal, und unsere Kunst ist des monumentalen Geistes nicht mächtig genug, um es als Ausdruck einer bedeutenden inneren Stimmung oder Bewegung zu gestalten.

Durch Sumpf und Gestrüpp ist die Wettbewerbskarre schwerfällig rollend jetzt ans Ziel gelangt. Wilhelm Kreis, der Baukünstler, und Hugo Lederer, der Bildhauer, haben von jenem „Großen Ausschuß“ den Auftrag erhalten, ihren gemeinsam geschaffenen Entwurf zur Ausführung vorzubereiten. Man erinnert sich, daß eine Arbeit dieser Künstler bei dem ersten Wettbewerb zu sehen war, ohne damals einen Preis zu erhalten, daß man später sie Beide, deren Schaffen und künstlerische Gesinnung im Größten bewährt war, als die für die gewollte Aufgabe vor allen andern Bestimmten nannte, daß trotz unwiderlegter formeller Einsprüche

Digitized by Google

die maßgebenden Personen des Unternehmens sie zu einer neuen Bearbeitung des Projektes aufforderten. Nicht ohne bestimmte Erfahrungen des Wettbewerbes und bedeutsame Einwendungen Kundiger zu berücksichtigen. Diese verlangten vor allem einen wesentlich kleineren Maßstab des ganzen Baus — denn die Architektur hatte ja die Plastik im Wettkampfe geschlagen — und damit einen Verzicht auf die künstlerischen Werte der gigantischen Massenhäufung. Man hatte wohl eingesehen, daß die Lage des Denkmalplatzes im Kreise sanft geschwungener und mit verschiedenartiger Bewachsung anmutig belebter Hügel grandioser architektonischer Ausladung nicht günstig sei. Ein Einlenken nach dem Ruhigen, Zurückhaltenden, ja Lyrischen ergab sich daraus von selbst. Der Künstler ist diesen Erwägungen zugänglich gewesen. Damals hatte er aus einem schlichten Rundbau sechs kolossale Rundpfeiler hervortreten lassen und die gewaltige Masse, ein wuchtiges Symbol gefesselter Urkräfte, mit einer freigewölbten und deutlich gestuften Kuppelschale wirksam abgeschlossen. Bis zu sechzig Metern türmte sich die Moles auf, und wenn auch der weiche Hügel, der sie trug, unter ihrer Last fast zu wanken schien, so redete doch ihr stolzer Umriß, der aufs fühlbarste germanischen Geist atmete, die schlichte Plastik ihrer struktiven Glieder eine erhabene Sprache, die sich in dem ehernen Klang ihres Pathos über den gedämpften Harmonien der unterjochten Natur wohl hören lassen konnte.

Das ist nun alles anders geworden. Die Drommeten sind verhallt, die große Geste ist zur gemessenen Attitüde eingeschrumpft. Wilhelm Kreis ist auf Reisen gegangen und hat die Werke der Alten studiert, mit offnen, — ach, allzu offnen Augen und Sinnen. Von seinen Eindrücken und Schlußfolgerungen legt er in einer Rede Zeugnis ab, mit der er das neue Kind seiner Phantasie seinen Richtern übergab. In einer Rede, die, wie Künstlerreden so oft, angesichts der großen Aufgabe zum Bekenntnis geworden ist, dessen gutgefügten und warm empfundenen Worten man gern lauscht. Was uns an diesem künstlerischen Rechenschaftsbericht hier angeht, ist die Tatsache, daß der Künstler vor zwei Monumenten der Geschichte in vollster, hingebender Bewunderung niedersinkt: dem Theoderichgrab in Ravenna und dem römischen Pantheon. Denn diese Hingabe hat jetzt in dem neuen Entwurf, dem auf Grund der rückschauenden Gesinnung entstandenen, sichtbare Form angenommen. Damit aber rühren wir an den Kern der Erscheinung, die den Bau, wie ihn Wilhelm Kreis auf der Elisenhöhe errichten will, aus den sonnigen Höhen der ganz gewaltigen und genialen Konzeption in das ruhig bewegte Flachland der künstlerischen Kompromißwerke herunterzieht. Schon der Wechsel der Abmessungen befremdet: statt zu sechzig Meter Höhe ragt der Bau jetzt nur bis zu deren siebenundzwanzig, am Gesims gemessen empor, und die Breitenverhältnisse sind entsprechend vermindert. Was Kreis jetzt bietet, ist ein Rundtempel, durch zwölf Flachnischen zwischen dorischen Halbsäulen außen gegliedert, welche die Masse in ein Zwölfeck überführen. Über dem glatten, von wenigen schmalen Fensteröffnungen durchbrochenen Friesband ein kräftig behandeltes Konsolengesims, dann als Bekrönung eine flache Schale mit kaum angedeuteter Umrandung des Hypäthralauges. Im Innern setzt sich das Spiel der Nischen fort, nur daß hier die vier Hauptapsiden mit Säulenstellungen geschlossen sind. Das Gesims wird, über rechteckigen Blendfenstern, von einem Kranz

Digitized by Google

stehender Atlanten getragen, die Kuppel ist in aufsteigenden Kreisbögen kassettiert. In der flachen Mittelnische aber, gegenüber dem Portal, thront der Held, das Schwert in der Rechten. Ist die Gesamtanlage wie früher durch eine mächtige Futtermauer gegen den Rhein zu emporgehoben, so legt sich, nach der Bergseite, als neues Motiv ein rechteckiger Hof mit Kolonnaden von dorischen Säulen vor. Ein Verwaltungsgebäude, vom Fluß aus zur Linken, kann derselben Aufgabe dienen wie diese Hallen: die Größe des Tempelbaues zu steigern, die transzendente Wirkung des steinernen Rundes durch die kleineren Systeme von Rechtecken ins Heroische emporzuheben.

Die Linien des künstlerischen Wollens in diesem Entwurf liegen klar zutage. Es ist kein kleiner Geist, der hier um Worte ringt, und sowohl bei dem Architekten, dem Schöpfer des Gesamtbaues, wie bei dem Bildhauer, der den Bismarck bildete, paart sich fachlich bedeutendes Können mit meisterlich-individuellem Stilbewußtsein. Das muß deutlich betont werden, wenn die Bedenken, die hier Ausdruck finden, nicht mißverstanden werden sollen. Stimmen der Ablehnung gegen dies Werk, das des deutschen Volkes Bismarckdenkmal sein soll, hat man schon anderwärts vernommen. Wir glauben uns von dem Vorwurf frei, daß wir ängstlich nach klassischen Vorbildern schielen, wo ein Künstler geschichtlich geweihte Elemente zu neuer und eigener Form zusammenschmilzt. Aber Kreis hat ja die Quelle seines Anschauungswandels selbst bloßgelegt: das Grabmal des Gotenkönigs und den Tempel, den der Nepot des Augustus den römischen Planetengöttern weihte. So ist der Bau an Deutschlands heiligem Strome das geworden, was er nie sein sollte: halb ein Grabmal, halb ein Tempel — ein Heiligtum der Trauer und der Vergötterung. Ein Denkmal? Nein! Wir wissen es ja: das Bismarckdenkmal steht in Hamburg, und der steinerne Riese dort strotzt Stürmen und Epigonen. Der Bau, der sich in dem weichen Ebenmaß seiner lateinischen Formelemente über den Rebenhügeln bei Bingen erhebt, der über die akademisch kühlen Festhallen in gedämpfter Würde aufragt, wird unser Herz nicht stolzer schlagen lassen. Und treten wir ein, so blickt uns in dem antikisch gegliederten Tempelrund ein majestätischer Koloß aus toten Augen kalt entgegen. Darf der Held, der Bismarck heißt, sitzend der Unsterblichkeit entgegenharren? Das Sitzen ist zu allen Zeiten menschlicher Denkmalskunst das königliche Vorrecht der Fürsten, das menschliche der Gelehrten gewesen. Das monarchische Prinzip, das auf ewige Dauer deutet, darf sich im Sitzen verkörpern, so auch die geistige Kraft, die im Kontemplativen Ewiges wirkt, forscht und ruht. Der Held des Geistes und der Tat, der einer Nation neues Leben in die Adern goß, kann nur im Stehen der Vergänglichkeit trotzen. Das Genie, die einzige Ausprägung der jenseits der Wolken schaffenden Weltseele, will mit dem Scheitel die Sterne berühren: es reckt sich empor, ragt, steht. Der sitzende Bismarck ist ein Erbe der ägyptischen Königsgestalten, die die Felsgräber von Abu Simbel bewachen, ein Epigone des Moses in Rom; die gewaltigsten Traditionen bildnerischer Gestaltung lasten auf ihm. Was Lederer gibt, ist ein groß und in breiter Form behandelter Gigant mit gedankenvollem Kopf, eine Majestät des Beharrens, nicht des Handelns. Und in Kreis' feiner, aus warmem Empfinden und hoher Begeisterung geborener Baugruppe ist gleichfalls der stolze Flug der genialen Tat gefesselt. Und was hier fast noch mehr be-

Digitized by Google

drückt: das ursprünglich rein und bedeutend empfundene Deutsche dem klassischen Formgedanken unterlegen.

Wir, gerade wir denken hoch genug von Kreis, um ihn einer Konzession aus anderen als idealen Gründen nicht für fähig zu halten. Wir trauen ihm aufrechte Gesinnung und Furchtlosigkeit vor vielen andern zu. Um so schärfer aber verurteilen wir die Verhältnisse, Erwägungen und Männer, die den großen Aufwand dieses einzigen Denkmalsplanes mit so unglücklicher Hand vertan haben. Erich Haenel

Politik der Bücherei

„Ja, rechnen Sie die Volksbibliotheken denn überhaupt zu den Volksbildungsanstalten?“ — Eine derartige Bemerkung, meint man, könne nur in Deutschland fallen und auch hier nur in Kreisen, die, abgeschlossen vom modernen Kulturleben, „Fortschritt und Bildung“ feindlich gegenüberstehen. Dem ist nicht so. Die ketzerische Äußerung stammt aus dem Munde eines hohen Beamten im englischen Unterrichtsministerium und sie bezieht sich auf die oft und laut gepriesenen englischen Volksbibliotheken und Bücherhallen. Und wer glauben möchte, daß es sich hierbei doch nur um die unmaßgebliche Äußerung eines Rückständlers und Außenseiters handle, der lese im achten Hefte des vorigen Jahrgangs des „Eckart“ Ernst Schultzes Beitrag über die Entwicklung der Volksbibliotheken in England. Wenn der Verfasser, woran zu zweifeln wir keine Veranlassung haben, zuverlässig berichtet und aus englischen Büchern und Zeitschriften richtig zitiert, dann befinden sich die berühmten englischen Public Libraries heute in genau der gleichen Krise wie die deutschen Bücherhallen, die seit etwa zwölf, fünfzehn Jahren unter starker Anlehnung an englische und nordamerikanische Vorbilder gegründet wurden. Auch in England und auch in den Kreisen der englischen Volksbibliothekare bricht sich die Überzeugung immer mehr Bahn, daß Volksbildung — soweit sie überhaupt durch Bücher gefördert werden kann — eine solche Förderung nur von Büchern erhoffen darf, die nicht gemacht, sondern empfunden, erlebt, von wirklichen Kräften der menschlichen Bildung gestaltet worden sind. Also zum Beispiel nicht von „dummen Romanen“, wie Paul Ernst vor einiger Zeit hier im Kunstwart sagte, noch von pseudo- und „populärwissenschaftlichen“ Hervorbringungen, die selbst nur ein Symptom für die Verbildung unsrer Zeit sind. Und dann: auch die Bildung des Volkes und der großen Massen kann nie und nimmer durch einen mechanischen Massenbetrieb „erzielt“ werden, der Kampf für die Volksbildung kann — heute mehr denn je — nur ein Kampf um den einzelnen, um viele einzelne, sein. Daß die englischen Public Libraries, in denen jahrzehntelang mit dem bildungsfeindlichen Massenbetriebsinstrument, dem „Indikator“, gewütet worden ist, auch dieser Erkenntnis sich zu lange verschlossen haben, das ist der andere Vorwurf, der gegen diese Anstalten in neuerer Zeit auch in England von den um die geistige Förderung der Nation Bemühten erhoben wird. Also alles — ganz wie bei uns! Nur daß in Deutschland schon nach zehn-, fünfzehnjähriger Bücherhallenarbeit sich die Stimme der Vernunft und der Wahrheit erhoben hat, während England erst ein Menschenalter und länger brauchte, um das Unfruchtbare, ja unter Umständen sogar Lebensfeindliche des bisherigen Bildungs-Manchestertums der volks-

Digitized by Google

tümlichen Bibliotheken zu erkennen. Was uns, die Freunde der volkstümlichen Büchereien, alles nur ermutigen sollte, uns selbst in jenen neueren, dem deutschen Wesen so natürlichen Strebungen zu bestärken: eine durch immer tiefere und reinere Erfassung des Bildungsgedankens geleitete und veredelte Bildungspolitik, an Stelle der betriebseligen Bibliothek- und Lesepolitik! Pädagogisch-soziale Organisation zur individuellen Stützung und Förderung möglichst vieler geistiger Existenzen an Stelle des die geistige Volkskraft gefährdenden laisser aller.

Das ist die Meinung, die immer deutlicher durch eine klar umschriebene Bewegung innerhalb der am volkstümlichen Bibliothekwesen interessierten Kreise vertreten wird. Ein Buch, das die „Politik der Bücherei" behandelt, müßte sich deshalb mit diesen Gedanken und Bestrebungen — zustimmend oder ablehnend — doch wohl auseinandersetzen. Um so mehr, wenn das Buch von einem Verfasser stammt, dessen Name genügt, um die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich zu lenken. Ladewig, der kürzlich im Verlage von Ernst Wiegandt in Leipzig ein umfangreiches Werk jenes Titels hat erscheinen lassen, hat auf bestimmten Gebieten der Innenverwaltung und Bibliothekstechnik unbestrittene Erfolge errungen, die ihm auch heute noch die Achtung aller Bibliothekfachleute sichern. So wird denn auch der Fachmann, wenn er gegenüber den Haupt- und Nebenfragen der Bildungspolitik einen festen Standpunkt gewonnen hat, aus Ladewigs Buch wiederum viele Anregungen und manchen Gewinn schöpfen. Auch ein Laie, der etwa bisher überhaupt noch nichts vom volkstümlichen Bibliothekwesen wußte, kann schon durch die inhaltliche Übersicht des Buches eine erste nützliche Anregung empfangen.* Aber für die Kreise der überhaupt erst anzuregenden Neulinge ist das Buch so wenig allein geschrieben, wie für den eigentlichen Fachmann. In gleichem Maße wendet es sich an die, die sich als Nichtfachleute schon in irgendeinem Sinne mit der modernen Bücherhallensache beschäftigt haben. Aber gerade diesen Kreisen wird mit dem Buche nicht das geboten, was sie in erster Linie verlangen dürfen. Über all die Gedanken, Erwägungen und Sorgen, die heute in England und in Deutschland eine ganze Reihe von Freunden der Volksbibliothek erfüllen, geht Ladewig mit einer kaum begreiflichen Nichtachtung hinweg. Es hat etwas Rührendes, wie er, der liberale Optimist, noch einmal seinen goldenen Bibliothekstraum träumt, von Dingen spricht, die für uns im nächsten Menschenalter wahrscheinlich nicht in Betracht kommen, dafür aber im ungeschmälerten Glauben an die Macht des Buches alle Realität von heute, alles Bestimmtsein des geistigen Lebens der Massen durch soziale und wirtschaftliche Verhältnisse nicht beachtet. So vermag er sich freilich als rechter Realpolitiker zu sehen, wenn er auch heute noch, wie vor zehn Jahren, glaubt, mit Karl May, Marlitt, Eschstruth und Genossen gegen die Seelenverkümmerung ankämpfen zu können, zu der das Leben der Zeit die große Masse der Armen und Schwachen im Geiste verurteilt. Ist diesen allen auch sicher nicht mit dem guten, dem lebens-

* Mit Vorsicht zu benutzen sind freilich auch die der Bibliotheks-Verwaltung und -Technik gewidmeten Kapitel des Ladewigschen Buches. Leser, die hierüber ein Urteil gewinnen wollen, verweise ich auf meine eingehenden Darlegungen in Nr. 9 und 10/11 des Zentralblattes für Volksbildungswesen, Stuttgart, Kohlhammer, 1912.

Digitized by Google

feinen und lebenskräftigen Buche zu helfen, — mit der Art von Literatur, für deren Mitdaseinsrecht in der öffentlichen Bücherhalle Ladewig in Schrift und Praxis von jeher eingetreten ist, doch wohl erst recht nicht. Von der Frage der „Arbeit am Einzelnen" im modernen Volksbibliothekbetriebe, die im Kunstwart und in neueren Dürerbundveröffentlichungen ja wiederholt behandelt worden ist, soll hier nicht noch einmal gesprochen werden, — genug, daß die umfangreiche „Politik der Bücherei" auch hier nichts weiter als ein paar nichtssagende Randbemerkungen zu geben hat.

Das ist zu befürchten: soweit jene an der Volksbildung beteiligten Laien, für die Ladewigs Buch so sehr mitbestimmt ist, noch selbst in der alten selbstsicheren volksbildnerischen Hurrastimmung befangen sind, werden sie daraus durch seine Ausführungen nicht aufgeschreckt werden. Soweit sie schon unsicher geworden sind und nach einem Neuen und Besseren ausschauen, werden sie durch die „Politik der Bücherei" enttäuscht und verwirrt werden. Und soweit sie endlich schon das Unhaltbare des bisherigen Betriebes klar erkannt haben, werden sie durch das neueste Hauptwerk der deutschen Bibliothekfachliteratur geradezu aufgefordert werden, an der Möglichkeit einer Umgestaltung und Erneuerung dieses Teils des Volksbildungswesens zu verzweifeln und damit die volkstümliche Bücherei überhaupt zu verwerfen. Alles für den Volksbibliothekar neuerer Richtung genügender Anlaß, sich nicht mit den positiven Würdigungen in der Fachpresse zu begnügen, sondern auch in einem allgemeinen Kulturorgane auszusprechen, daß von Ladewigs „Politik der Bücherei" aus kein Schluß auf die tatsächlichen Zustände, Bestrebungen und Bewegungen auf dem Gebiete der deutschen volkstümlichen Bibliotheken gezogen werden kann. Walter Hofmann

Marxismus und Sozialismus

Der Marxismus will mehr sein als eine bloße Wissenschaft, als ein Orientierungsprinzip für den Sozialismus; er will der Sozialismus selber sein. Weckte und unterhielte er nicht wirklich den Glauben an eine Zauberkraft der Worte des „Kapitals": wie könnte er sich bei der Verteidigung gegen irgendeinen gefährlichen Angreifer so gebärden, als handle es sich zugleich für den Sozialismus um Sein oder Nichtsein? Jeder Arbeiter fühlt, daß der moderne Sozialismus etwas Natürliches, Wirkliches, Unumstößliches ist; indem man ihn nun glauben macht, das Marxsche Kapital habe den Sozialismus ganz oder zum Teil hervorgezaubert, geschaffen, wird er dazu verführt, auch den Marxismus für etwas Natürliches, Wirkliches, Unumstößliches zu halten. Der sozialdemokratische Agitator braucht darum nur eine offenkundige Tatsache des sozialen Lebens mit einem aus Marx' „Kapital" abgeleiteten Satze in Zusammenhang zu bringen: sofort wirkt sein Wort wie ein Abrakadabra, ein Beschwörungsspruch, durch den sich in der Vorstellung des gläubigen Hörers eine Erfahrung in einen marxistischen Begriff verwandelt, ähnlich wie einem Staatsgläubigen die sinnlichen Eindrücke vom Vaterlande und seinem Volke sich in Bestandteile des abstrakten Begriffes „Staat" verwandeln, also daß er wähnt, wer den „Staat" schädige oder gar zerstöre, schädige oder zerstöre zugleich Vaterland und Volk. Für den Marxisten wiegt der ihm bei-

Digitized by Google

gebrachte marxistische Begriff ebenso schwer, wie die von ihm sinnlich erfaßte Tatsache; er ist daher unzugänglich für jede Kritik, weil er die Empfindung hat, als wolle man ihm ans Leben selbst gehen.

Die Herrschsucht des Marxismus gebiert seine Feindseligkeit gegenüber aller freien wissenschaftlichen Forschung, die irgendwie geeignet ist, über soziale Erscheinungen neues Licht zu verbreiten. Bei der Zusammenkunft der deutschen Hochschullehrer im Jahre 1909 tat der Heidelberger Professor Max Weber die Äußerung, es sei ihm unbegreiflich, wie man sich vor der Zulassung sozialdemokratischer Dozenten fürchten könne; sie würden sich beim Kolloquium, der Prüfung durch die Universitätsprofessoren, doch nur blamieren. Das gab dem „Vorwärts" Anlaß zu einer Betrachtung über das Verhältnis der Sozialdemokratie zur „bürgerlichen Wissenschaft". Er wolle nicht bestreiten, daß sozialdemokratische Dozenten beim Kolloquium wenig Aussicht haben würden, gut abzuschneiden. Es sei eben falsch und gefährlich, anzunehmen, daß es eine voraussetzungslose Wissenschaft geben könne. Die Naturwissenschaft setze eine durchgängige Verknüpfung der Tatsachen nach dem Kausalgesetz voraus; wer aber auf religiösem Boden stehe, dürfe diese Voraussetzung nicht annehmen. Jede Wissenschaft müsse gewisse Wahrheiten als gegeben voraussetzen und immer das Unbekannte auf das Bekannte zurückführen. Die Diskussion über das Marxsche System zeige am besten, wohin die Annahme der Voraussetzungslosigkeit in der Wissenschaft führe. Man spreche ganz verschiedene Sprachen und rede daher aneinander vorbei. So setze der „bürgerliche" Nationalökonom als selbstverständlich voraus, daß das Wertgesetz ihm den Bestand der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erkläre; deshalb verstehe er die Marxsche Theorie nicht, die gerade die Widersprüche dieses Systems aufzeige.

Auf solche Weise suchen die Marxisten immer die Unwiderlegbarkeit *ihrer* Wissenschaft durch „bürgerliche" Kritiker nachzuweisen; obgleich sie, wie ja aus der Erwägung des „Vorwärts" erhellt, sich selbst sehr wohl zutrauen, die Theorien bürgerlicher Ökonomen zu widerlegen. Wenn es, streng genommen, keine voraussetzungslose Wissenschaft gibt, so gibt es doch so etwas wie eine voraussetzungslose, vorurteilsfreie Forschung. Der voraussetzungslose Forscher muß selbst allgemein anerkannte Lehren auf ihre Grundbedingungen prüfen, und wenn sie diese Prüfung nicht bestehen können, aufs neue die Tatsachen untersuchen, um ihr Gesetz zu entdecken. Daß er das nicht kann, ohne politisch und wirtschaftlich unabhängig zu sein, ist eine Binsenwahrheit, aber man braucht sich doch nur daran zu erinnern, daß die „bürgerliche" Wissenschaft viele Märtyrer gehabt hat, um ihren Freiheits- und Wahrheitsdrang zu würdigen. Jedenfalls können in dieser Hinsicht selbst bürgerliche Nationalökonomen einen Vergleich mit marxistischen aushalten.

Der „Vorwärts" versteht unter einem „bürgerlichen" Nationalökonomen einen solchen, der als selbstverständlich voraussetzt, „daß das Wertgesetz ihm den Bestand der kapitalistischen Wirtschaftsordnung erkläre". Das läßt sich von Franz Oppenheimer nicht sagen; denn der glaubt nicht an den Bestand der kapitalistischen Wirtschaftsordnung, hat vielmehr in einer Reihe wissenschaftlicher Werke nach-

Digitized by Google

zuweisen gesucht, daß der Kapitalismus mit dem großen Grundeigentum im Lauf der weiteren weltwirtschaftlichen Entwicklung völlig zugrunde gehen muß. Dennoch läßt man sich auf Seiten des Marxismus auch mit ihm auf keine ernsthafte Auseinandersetzung ein. Marx sagt im Vorwort zur zweiten Auflage seines „Kapitals", die Wortführer der deutschen Bourgeoisie hätten dieses erst totzuschweigen versucht, wie ihnen das mit seinen früheren Schriften gelungen war: „Sobald diese Taktik nicht mehr den Zeitverhältnissen entsprach, schrieben sie, unter dem Vorwande, mein Buch zu kritisieren, Anweise »Zur Beruhigung des bürgerlichen Bewußtseins«." Ähnlich ist die Situation, in der sich Oppenheimer seit nunmehr 18 Jahren dem Marxismus gegenüber befindet. Seiner neuesten Schrift: „Die soziale Frage und der Sozialismus" schickte er statt eines Vorwortes einen „Offenen Brief an Herrn Karl Kautsky" voraus, worin er diesen aufforderte, einmal persönlich an seiner Theorie Kritik zu üben, anstatt sie der richterlich kritischen Bemühung von Herren anzuvertrauen, die keinen wissenschaftlichen Namen einzusetzen haben. Im „Vorwärts" wie in der „Neuen Zeit" wurde ihm darauf mit Hohn geantwortet. Der „Vorwärts" spottete über den „neuesten Marxüberwinder", der das öffentliche Mitleid für sich herausfordere, da er von den Marxisten totgeschwiegen werde. Er stehe „höchstens den sozialistischen Utopisten nahe, die seit mehr als 50 Jahren endgültig überwunden sind"; im übrigen möge seine Theorie dem „Liberalismus" einen populären Leitfaden liefern können, der Arbeiterschaft habe er nichts zu bieten. Ähnlich höhnte und spottete die „Neue Zeit": „Oppenheimer ist nicht der erste Privatdozent, der die marxistische Theorie überwindet, und er selbst hat diese Operation schon vorher des öfteren in einer Reihe von Büchern vorgenommen. Stets wird uns versichert, diesmal sei endlich Marx gänzlich totgeschlagen. Aber es vergeht kein Jahr, so hält es ein anderer Privatdozent oder auch derselbe Privatdozent in einem andern Buche für nötig, den mausetoten nochmals noch gänzlicher totzuschlagen." Auf die Oppenheimersche Herausforderung ließ sich Herr Kautsky natürlich nicht ein.

Wie Oppenheimer ergeht es den Vertretern der syndikalistischen Theorie. Kein Sozialdemokrat, sondern der „bürgerliche" Nationalökonom Sombart hat in Deutschland zuerst die syndikalistische Bewegung gewürdigt, indem er ihr in der letzten Auflage seines Buches über den „Sozialismus und die soziale Bewegung" ein besonderes umfangreiches Kapitel widmete. „Kein Zweifel," sagt Sombart, „die Syndikalisten wirken außerordentlich anregend. Sie bringen die träge Masse der sozialistischen Gedankenwelt wieder etwas in Fluß und verhindern die völlige Erstarrung. Darin dem »Revisionismus« vergleichbar, wenn nicht überlegen. Denn an vielen Stellen dringt ihre Kritik tiefer als die der Revisionisten." An anderer Stelle rühmt Sombart von den syndikalistischen Theoretikern, „daß sie in die Schäden unserer Kultur zweifellos tiefer hineinleuchten als irgendeine andere sozialistische Doktrin. Wo insbesondere die Altmarxisten Lösungen oder — gar nichts sehen, sieht der Syndikalismus erst Probleme: So wenn er die Schwächen der Demokratie und die Gefahren der Demagogie aufdeckt; wenn er auf die mensch-

Digitized by Google

heitzerstörenden Kräfte der staatlichen Zentralisation und der Bureaukratisierung unseres gesamten Lebens hinweist und namentlich: wenn er die Kulturwidrigkeit und Menschenunwürdigkeit unseres auf Differenzierung und Integrierung der einzelnen Arbeitsleistungen aufgebauten Systems der Arbeit hervorhebt. Und zu all dieser Kritik hinzufügt: Keiner dieser Übelstände würde aus der Welt geschafft werden, auch wenn alle Produktionsmittel längst der Gemeinschaft überliefert wären, das heißt: auch wenn die kapitalistische durch die sozialistische Produktionsweise ersetzt worden wäre." Man wird vergebens in der marxistischen Literatur nach einer ähnlich unbefangenen Würdigung der Vorzüge der syndikalistischen Lehren suchen. Obgleich der Syndikalismus in Frankreich den Marxismus fast völlig verdrängt, in England und seinen Kolonien wie in den Vereinigten Staaten angefangen hat, das Orientierungsprinzip der Lohnarbeiter zu werden, und trotzdem ein lebender Denker ersten Ranges, Henri Bergson, sein geistiger Nährvater ist, wird diese Bewegung in den Spalten sozialdemokratischer Zeitungen und Zeitschriften mit geringschätzigen Bemerkungen abgetan, als handle es sich um eine Rückkehr fremder Sozialisten zu einem längst überwundenen Zustand der sozialistischen Wissenschaft.

Unsere Lohnarbeiterschaft würde sich die Herrschaft des marxistischen Dogmas kaum gefallen lassen, wenn man nicht draußen im „Bürgertum" so häufig eine merkwürdige Furcht vor zwei Worten hegte, vor „Sozialismus" und „Zukunftsstaat". Sie wirken auf viele bürgerliche Politiker wie Vogelscheuchen auf furchtsame Vögel. Aber nur vor den Worten, nicht vor den natürlichen Dingen, die sie bezeichnen sollen, hat man Furcht, weder vor dem Sozialismus der Wirklichkeit, der sozialen Bewegung, noch vor den gegenwärtigen Anfängen eines Staates, der erst werden will. Die soziale Bewegung wie die Bildung eines sozialen, erst in der Zukunft sich vollendenden Staates sind Vorgänge, die heute unter reger Mitwirkung einer gewaltigen Mehrheit aller Zeitgenossen sich in allen Kreisen der modernen Kulturmenschen abspielen. Jede organische Auffassung der Volkswirtschaft ist waschechter Sozialismus. Will beispielsweise Ruhland die gesamte Güterproduktion durch „Gründung von Syndikaten auf der ganzen Linie des Erwerbslebens" unter Leitung eines „Reichsvolkswirtschaftsrats" nach Analogie des Reichsgerichts geregelt wissen, derart, daß sich das gesamte Wirtschaftsleben so vollzöge, als ob die Beteiligten lauter „Brüder und Freunde" wären, so kann man das nicht anders als sozialistisch bezeichnen. Wenn Ruhland im Marxismus ein Erzeugnis des ihm verhaßten „wirtschaftlichen Individualismus" sieht, eine Abart des „Kapitalismus" selbst, so berührt er sich hierin mit Gustav Landauer, dem der Marxismus die „papierne Blüte am geliebten Dornstrauch des Kapitalismus", die „Pest unserer Zeit und der Fluch der sozialistischen Bewegung" bedeutet. Landauer meint sogar, der wahre Sozialismus könnte nur „in Todfeindschaft gegen den Marxismus" erstehen. Diedrich Hahn bezeichnete Ruhland einmal als den „größten Wolkenschieber, den wir im Bunde haben". Aber der Bund der Landwirte kann ihn nicht entbehren, weil auch er heute ein Orientierungs-

Digitized by Google

prinzip für die soziale Bewegung braucht. Er bedarf eines sozialistischen Theoretikers, der die soziale Bewegung in der landwirtschaftlichen Bevölkerung in ein Bett zu leiten versucht, worin sie den Interessen der gegenwärtigen Produktionsleiter am wenigsten schaden kann. In dieser Hinsicht hat Ruhlands System den großen Vorzug, daß es die Lohnarbeiterbewegung nur nebenbei berücksichtigt, daß es an den mittelalterlichen Sozialismus anknüpft, dessen bewegender Mittelpunkt die Idee vom „gerechten Preise“ war, während sich der moderne Sozialismus um die Idee vom „gerechten Lohn“ dreht und damit der sozialen Frage im Wirtschaftsleben statt auf dem „Warenmarkte“ auf dem „Arbeitsmarkte“ nachspürt.

Im bürgerlichen Liberalismus hat sich die soziale Bewegung, das heißt der lebendige Sozialismus, längst gegen das Manchestertum durchgesetzt, und im Zentrum offenbarte der Kampf zwischen der Berliner und Kölner Richtung, wie wenig auch das „katholische Deutschland“ gegen den Strom des wirklichen Sozialismus zu schwimmen vermochte.

Aus Furcht vor dem „Zukunftsstaate“ sich einreden, der Gegenwartsstaat könne und müsse ewig dauern, hat so wenig Sinn, wie das Verfahren der Kaiserin-Witwe Tsusi in China, als sie kurz vor ihrem Tode aus Furcht vor der revolutionären Bewegung in einen Verfassungsentwurf hineinschreiben ließ: „Die Dynastie hat ewige Dauer.“ Die Wirklichkeit hat sich um diese papierne Ewigkeit wenig bekümmert. Man kann es bewunderungswürdig finden, wenn ein Kapitän mit seinem Schiffe untergehen will, wenn aber auch die ganze Besatzung und die Passagiere dem Beispiel folgen wollten, so wäre das Wahnsinn. Den Freunden des Gegenwartsstaates darf es aber ein Trost sein, daß ihn keine Macht der Erde umstürzen kann, bevor er nicht wirklich wert ist, zugrunde zu gehen. Wir haben in Deutschland vorerst nur sozialistische Budgetbewilliger kennen gelernt, aber im Auslande machte man auch schon häufig mit sozialistischen Ministern Bekanntschaft. Jedesmal zeigte es sich, daß sie nach kurzen, ergebnislosen Anläufen, revolutionär zu wirken, genau so „reaktionär“ regierten wie ihre Vorgänger, und daß sie von ihren Parteigenossen des „Verrates“ beschuldigt wurden. Ein Gegenstück hiezu bedeutet die staatsmännische Wirksamkeit des Staatssekretärs Grafen Posadowsky. Als er seine ministerielle Laufbahn begann, war er ein Gegner der Sozialpolitik, aber sein Amt verwandelte ihn in einen ihrer wärmsten Anhänger. Heute bekennt er aus Erfahrung, daß sich die Sozialpolitik in ihrer Entwicklung ebensowenig aufhalten lasse wie die Industrie.

Sozialismus ist nichts Neues, sondern etwas Uraltes. Modernen Sozialistentötern und Gewaltanbetern sei das Studium der Sprüche Kungfutses, wie sie in deutscher Sprache bei Eugen Diederichs in Jena als „Gespräche von Kungfutse“ erschienen sind, empfohlen. Da liest man:

> Der Meister sprach: Wer kraft seines Wesens herrscht, gleicht dem Nordstern. Der verweilt an seinem Ort und alle anderen Sterne umkreisen ihn.

An anderer Stelle:

Digitized by Google

Der Meister sprach: Wenn man durch Erlasse leitet und durch Strafen ordnet, so weicht das Volk aus und hat kein Gewissen. Wenn man durch Kraft des Wesens leitet und durch Sitte ordnet, so hat das Volk Gewissen.

Sozialismus heißt: Überwindung des Herrschaftsprinzips durch das Genossenschaftsprinzip. Für die Entwicklung der Kulturmenschheit war das Herrschaftsprinzip immer nur ein Notbehelf; es mußte jeweils dem Genossenschaftsprinzip auf einem Gebiet weichen, sobald zwei oder mehrere Menschengruppen, die durch eine von Siegern über Besiegte verhängte Gewaltordnung zusammengefügt waren, innig genug verschmolzen waren. In dem Augenblicke, wo ein siegreicher Stamm anfing, Kriegsgefangene als Sklaven zu verwerten, statt sie zu töten und zu fressen, machte das Herrschaftsprinzip seine erste Konzession an das Genossenschaftsprinzip; denn mochte der Bewegungsspielraum des Sklaven auch noch so eng begrenzt werden, es war eine Arbeits- und Interessengemeinschaft zwischen dem Sieger und Besiegten begründet. Jeder weitere Fortschritt des Genossenschaftsprinzips ergab sich von selbst in dem Maße, als bei den Herrschenden die Erkenntnis von seiner Zweckmäßigkeit kam. Wenn jeweils ein kriegerisches Jäger- oder Hirtenvolk ein Bauernvolk unterwarf, über ihm seinen Staat aufrichtete und sich als sein Herrenstand bei ihm, über ihm ansiedelte, so zwang es zunächst die Besiegten, den Löwenanteil der Kosten der gemeinsamen Wirtschaft zu bestreiten. Je mehr aber die Spannkraft des Herrenstandes infolge unverdienten Wohllebens nachließ und die der Untertanen durch den beständig auf sie ausgeübten politischen Druck zunahm, um so mehr wurde der Herrenstand genötigt, den Kreis der an der Staatsgewalt teilnehmenden zu erweitern und gleichzeitig innerhalb dieses Kreises die Unterschiede der einzelnen Machtanteile auszugleichen. Diese Entwicklung mußte und muß ihren Gang gehen, bis innerhalb der Volksgesamtheit volle Bürgerfreiheit herrscht. Das ist der Augenblick, da das Recht der Ungleichheit, der überlegenen Gewalt des Schwertes, das Recht, das Mehrberechtigte an der Arbeit und dem Arbeitsertrage von Minderberechtigten zuläßt, der Gleichberechtigung freier Gesellschaftsmitglieder Platz machen muß.

Im Wirtschaftsleben begegnet das Genossenschaftsprinzip heute nur deshalb so starkem Widerstande, weil die Umwälzungen durch die moderne Technik viel rascher neue Möglichkeiten für seine Anwendung schufen, als die Anpassungsfähigkeit der arbeitenden Menschen bewältigen konnte. Wenn sich die Zahl der wirtschaftlich Abhängigen unaufhaltsam auf Kosten der wirtschaftlich Selbständigen vermehrte, während infolge der erleichterten Bildungsmöglichkeiten zugleich die Zahl derer, die zu leitenden Stellungen befähigt sind, wuchs, so blieb den vielen brachgelegten Kräften nichts übrig, als die überkommenen Herrschafts- und Zwangsformen im Wirtschaftsleben zugunsten mehr genossenschaftlicher Formen zu bekämpfen. Politische Agitatoren sind Leute, von deren Willenskraft und Intelligenz das Wirtschaftsleben keinen oder ungenügenden Gebrauch zu machen versteht. Ein intelligenter Handlungsgehilfe zum Beispiel, der vor dreißig, vierzig Jahren noch die sichere Aussicht haben konnte, selbständiger

Digitized by Google

Kaufmann oder Prokurist zu werden, wird heute, wo solche Möglichkeiten schon verschwindende Ausnahmen geworden sind, den Beruf in sich verspüren, seine Standesgenossen gewerkschaftlich und politisch organisieren zu helfen. Was ist nun das Umsichgreifen des zuerst in der Handarbeiterschaft angewandten Gewerkschaftsprinzips in allen Berufsgruppen anderes als Sozialismus? Wenn man den Mut hätte, sich das einzugestehen, so würde der sozialdemokratische Arbeiter bald den Marxismus nicht mehr als die einzige Form lebendigen Sozialismus betrachten, und man könnte sie allmählich daran gewöhnen, sich auf eine ernsthaftere Diskussion darüber einzulassen, wie der wirkliche Sozialismus zu fördern sei. Heute freilich lassen sie sich von den Trägern des Marxismus einreden, es sei so gut wie gar nichts zu tun, ehe nicht die Mysterienwächter des „Kapitals" durch das Proletariat die politische Macht erobert haben und festbesoldete Beamte des Zukunftsstaates geworden seien. In Wirklichkeit sind Sozialismus und „Eroberung der politischen Macht" unversöhnliche Gegensätze. Man stelle sich einmal vor, die Richter kämen auf den Gedanken, daß sie die politische Macht erobern müßten, um sie ihrer Rechtsprechung botmäßig zu machen. War es nicht gerade ein großer Kulturfortschritt, als die Kabinettsjustiz aufgehoben und die Rechtspflege autonom gemacht wurde, und erhofft man nicht gerade eine weitere Vervollkommnung der Rechtspflege von einer besseren Sicherung ihrer Freiheit und — politischen Ohnmacht?

Man pflegt im Bürgertum noch vielfach von einer weiteren Ausbreitung des wirklichen Sozialismus eine Vernichtung des „Individualismus" zu befürchten. Auch das ist Aberglaube. Sozialismus und Individualismus verhalten sich zu einander wie Praxis und Theorie. Eine Theorie ist „grau", ist weltfremd, wenn sie nicht ohne Gewalt in die Praxis übertragen werden kann, genau dasselbe gilt von jedem „Individualismus". Ein Theoretiker, der die Praxis kennt, und daher mit geistigen Mitteln zu lenken vermag, wird immer einem andern überlegen sein, der mit der Praxis nicht vertraut ist, es sei denn, diesem stünde politische Macht zu Gebote, um die Praxis zu zwingen, sich seinen am grünen Tisch ausgeheckten Plänen zu fügen. So wird auch ein Individualist, der mit praktischer Menschenkenntnis ausgestattet ist, viel mehr vermögen, als ein anderer, der das Wesen derer, auf die er einwirken soll, nicht kennt noch kennen lernen will, vielleicht nur aus Standeshochmut — es sei denn, politische Gewalt gliche den Unterschied aus. Da nun politische Macht immer kostspielig ist, so muß im Laufe der Zeit die praktische Theorie über die unpraktische, also auch der soziale Individualismus über den unsozialen siegen. Wie sprach doch Meister Kungfutse 500 Jahre vor unserer Zeitrechnung? „Wer kraft seines Wesens herrscht, gleicht dem Nordstern. Der verweilt an seinem Ort und alle anderen Sterne umkreisen ihn." Der wahre Sozialismus ist eine alte ewige Wahrheit, er widerspricht nicht wahrem Individualismus, sondern ist dessen Bedingung.

Otto Corbach

Digitized by Google

Vom Hochschulleben

Zur Gründung einer hamburgischen Universität

Diesmal war es Hamburg, von dem wir eine Besserung der schwerstwiegenden Übelstände im deutschen Hochschulleben erhofften. Denn keine Gründerin konnte, so schien es, mehr berufen sein, Besseres zu schaffen als was wir überall haben, Vorbildliches für die großen Ziele und Gedanken der Universitätreform, eine Organisation, die dann durch die still anregende Kraft des Vernünftigeren allmählich das Veraltete auch anderswo von mehreren und mehreren als solches erkennen ließe. Zudem: Hamburg ist voraussichtlich für einige Zeit die letzte Stätte dazu; auf Dresden wird man kaum rechnen, und ehe sich an den bestehenden Universitäten etwas Neues durchsetzt, können viele Jahre vergehen.

Warum geschieht so viel für die Reform der Schule, so wenig für eine Reform der Universitäten, ja auch nur für eine Aussprache darüber?

Als der Kunstwart vor vierthalb Jahren zum ersten Male über die notwendige Reform der Universitäten sprach, war unsere erste Klage, daß so wenig Teilnahme für diese Fragen zu bemerken sei. Kommt das nur daher, daß der Deutsche sich seinen Stolz auf die „Vorbildlichkeit" der deutschen Universitäten sich nicht nehmen lassen will? Wir wissen es nicht. Aber unbestreitbar sehen viel zu Wenige die tief im Wesen der Wissenschaftformen verankerten, durch Überlieferung und Organisation befestigten Schäden unsrer Hochschulen. Insbesondere werden sie von viel zu wenigen unter den Hochschullehrern selbst gesehn, die an ihre Formen gewöhnt sind. Der Stillstand im Hochschulleben hat aber auch politische Gründe, die wohl am allerwenigsten im Sinne einer auf öffentliche Wahrhaftigkeit gerichteten Kultur liegen.

Von größter Bedeutung ist die rechtliche Innengestaltung der Universitäten für alles, was an ihnen geschieht. Diese Seite wird ja, natürlich auch mit aus politischen Gründen, von oppositionellen Zeitungen häufiger betrachtet. Als hervorstechendster Fall wird der des Nationalökonomen Bernhard in Berlin gelten können, der vom Ministerium gegen den unzweideutigen Willen der Fakultät der Berliner Universität aufgedrängt wurde, was nachmals zu den peinlichsten inneren Streitigkeiten führte, die das Ansehen der Universität schädigten. Aus jüngeren Tagen stammen die verschiedenen Fälle, wo das preußische Ministerium im wesentlichen aus kirchenpolitischen Rücksichten wiederum gegen den Fakultätwillen seinem Willen Geltung schaffte; vor uns liegt da ein Zeugnis des bedeutenden Theologen Jülicher, der die zwanzigjährige Geschichte der „Entmündigung einer preußischen Theologischen Fakultät" geschrieben hat*, ein ebenso bitteres wie wahres Dokument, das nicht nur die traurige Geschichte der Marburgischen Berufungen durchwegs sachlich und mit einwandfreier Klarheit schildert, sondern auch die Tendenzen des Ministeriums und die gesamte zeitgeschichtliche Bedeutung der Fragen. Je mehr ein gewisser „moderner", aber nicht liberaler Geist in die ordentlichen Professuren zwangmäßig eingeführt wird, um so mehr beherrscht er die Prüfungen. Mit andern Worten: es kann um so leichter dahin kommen, daß unsere künftigen Seelsorger und Diener am Wort jahrelang während

* Broschüre, 58 S., J. C. B. Mohr, Tübingen, 1 M.

Digitized by Google

ihres Studiums und bis zu den Prüfungen gezwungen werden, gar vieles zu lernen, zu wiederholen und mehr oder minder zu bekennen — entgegen ihrer Überzeugung! Daß dies wiederum der Wahrhaftigkeit einen schlechten Dienst erweisen heißt, liegt klar. Aber das Ministerium scheint diese nicht eben hoch zu schätzen, deutet doch sogar Jülicher den Vorwurf an, daß es die Marburger Fakultät nicht nur übergangen sondern daß es ihr gegenüber geradezu einen falschen Anschein zu erwecken versucht habe. Jülicher weist nachdrücklich auch darauf hin, wie die geistige Bedeutung der betreffenden Fakultäten so gemindert wird. Endlich leuchtet wohl jedem ein, daß die Uneinigkeit innerhalb der Fakultäten auch den Lehrbetrieb schädigen muß, worüber der Fall Bernhard ja schon hinreichend aufklärte.

Der dritte Fall ist der Straßburger. Dort katholisierte ein „diplomatischer Notenwechsel" mit dem heiligen Stuhl einen nichttheologischen Lehrsitz. Man mag diese Tatsache an sich nicht gar so bedenklich finden, da sie wohl in der Absicht festgelegt wurde, eine gewisse Annäherung zwischen den streng abgeschlossenen katholischen und den übrigen Gliedern der Hochschule anzubahnen. Eine entsprechende nichtkatholische Professur wäre dann freilich zur Ergänzung zu fordern. Sehr bemerkenswert ist aber auch hier, mit welchem Maß von Heimlichkeit und gleichzeitig von Rücksichtlosigkeit die fragliche Verabredung durchgeführt wurde.

In Marburg wiederum war die Professur des Philosophen Cohen zu besetzen. Man wählte einen Psychologen, und diese willkürliche Ausschaltung der Philosophie zugunsten einer Sonderwissenschaft rief eine Entrüstung verschiedener Kreise wach. Rein die Sache bedenkend vermag ich diese nicht zu teilen, da nach meinem persönlichen Dafürhalten die umfängliche Darbietung philosophischen Lehrstoffs durch Historiker und Verwalter des philosophischen Erbes zwar in der „Tradition der deutschen Universitäten" liegt, aber tatsächlich in dem bisherigen Umfange nicht innerlich notwendig ist, während anderseits eine Förderung der Psychologie schon lange als dringendes Bedürfnis erkannt wurde. Doch ist der Vorgang ein neues Anzeichen, wie gern man „von oben" die Meinung der Nächstbeteiligten übergeht, die man sonst so oft als „Autoritäten" heranzieht.

In all diesen Fällen beklagen wir nicht einen Bruch des Rechtes. Es liegen hier tatsächlich Macht und Recht in einer Hand zusammen. Aber einen Bruch mit der Gewohnheit und Überlieferung. Und zwar mit einer guten, achtenswerten Gewohnheit. Das Vorschlagerecht der Fakultäten verliert seinen Sinn und Zweck, welcher mit der Freiheit der Lehre innig verknüpft ist, wenn es Gewohnheit wird, es zu übergehen und die Vorschlagenden allmählich öffentlicher Mißachtung auszusetzen. Das Recht der leitenden Stelle gibt erst zusammen mit der Rücksicht auf die Fakultät ein Bild der Verhältnisse, wie sie die Gebildeten Deutschlands kennen und als Ausdruck ihrer Meinung fordern.

Gibt nun der Hamburger „Antrag des Senats an die Bürgerschaft" betreffend Gründung einer Universität (im Druck bei L. Friedrichsen & Co. Hamburg erschienen) Hoffnung, daß solche Vorgänge dort vermieden werden?

Die in Preußen waltende politisch gerichtete Machtentfaltung hat auf den Plan der Universität Frankfurt bereits stark eingewirkt. Und auch schon dieser neue Antrag für Hamburg zeigt Spuren von den preußischen Adlerfängen. Dies hängt mit der Frage der sogenannten Berechtigungen

Digitized by Google

zusammen; man will in Hamburg durchaus eine Universität, welche Doktoren schaffen, Prüfungen abhalten kann und vor allem eine, deren Semester in den andern Bundesstaaten den Examinanden „angerechnet“ werden. Von Preußen aus machte man nun eine Reihe von wohlbedachten Bedingungen, nach deren Erfüllung man die hamburgischen Semester „anrechnen“ wolle; und diese erscheinen selbst in dem glatt und vorsichtig geschriebenen Antrag des Senats noch drückend. Soweit es sachlich (wegen der Semesteranerkennung) auch nur einigermaßen zu begründen war, hat man eine den andern Universitäten gleiche Organisation gefordert und damit gewisse Versuche innerer Neugestaltung soweit möglich abgeschnitten. Überhaupt, der ganze hamburgische Entwurf ist ein Muster dafür, wie dem Anschein nach etwas „Eignes“, Neues, Besonderes geplant wird, in Wahrheit aber, in allen wirklich belangvollen Punkten eine schwächliche Wiederholung des überall Bestehenden. Ein inneres Recht zur Gründung einer solchen Universität, ein Recht im Namen der Kultur ist nicht ersichtlich.

Schon das Verhältnis zwischen Vorschlagerecht der Fakultäten und Berufungrecht der Behörde wird in eben der Art geregelt, welche die bedenklichen politischen Beeinflussungen des Hochschullebens erlaubt. Die Behörde will sich nicht verpflichten, den Rat der Fakultät zu beachten; der Umfang und die Form des Rates der Fakultät wird nicht einmal festgelegt.

Auch die Disziplinierung des Privatdozenten wird, wie die „Begründung“ des Antrags zugibt, im wesentlichen nach der Weise der preußischen Gesetzgebung vorgeschlagen, man traut also weder dem „Professorenrat“ (Senat der Universität) noch der Fakultät die Sorge dafür zu, daß ein Privatdozent nicht „die Pflichten verletzt, die ihm seine Stellung als akademischer Lehrer auferlegt oder sich durch sein Verhalten der Achtung, des Ansehens oder des Vertrauens, die seine Stellung fordert, unwürdig zeigt“. Da in solchen Dingen oft außersachliche Einflüsse eine Rolle spielen, ist auch diese Form der Rechtgestaltung höchst bedenklich.

Von größter Bedeutung ist drittens die Disziplinar-Gesetzgebung für die Studenten. Um deren würdige Gestaltung geht seit langer Zeit ein Kampf durch das Hochschulleben, und wie sich ein Gesetzgeber zu diesen Fragen verhält, daran vor allem erkennt man heute seinen Geist. Eine große Zahl von Hochschullehrern, Juristen, studentischen Vereinen und Tagungen haben die veraltete und vor allem die unsichere Form des Studentenrechts als eine Quelle von Plagen und Ärgernissen, Ungerechtigkeiten und Willkür gekennzeichnet,* und auch maßgebende Stellen (Rektorenversammlung) haben dies bereits hie und da anerkannt. Die seltsamen Mißstände, daß Studierende von 25 Jahren heute vereinrechtlich oft schlechter gestellt sind als junge Arbeiter von 18 Jahren durch das Reichsgesetz, daß die rechtliche Lage der Studierenden der Willkür einer

* das wichtigste Material darüber: P. Szymank, „Die Reformbedürftigkeit der Gesetzgebung für Studierende“, München 1908; „Denkschrift (nebst Entwurf eines Gesetzes) betreffend die Regelung der rechtlichen Stellung“, herausg. vom freistud. Bunde, K. F. Koehler, Leipzig 1913 (enthält auch Gutachten hervorragender Professoren); Kühnert und Kranold, „Wege zur Universitätsreform“, München 1913.

Digitized by Google

oft einfach als „Gegenpartei“ zu kennzeichnenden Halbbehörde (Rektorat oder Disziplinarbehörde der Universität) ausgesetzt ist, da die Paragraphen keinerlei Kasuistik enthalten, — solche Mißstände schleppen sich von Jahr zu Jahr fort; und man wird den Eindruck kaum abwehren können, daß die Behörden hier wesentlich deswegen nichts bessern, weil die vorhandenen Bestimmungen ihrem Bedürfnis nach möglichst unbehinderter Machtentfaltung dienen. Der hamburgische Antrag kommt in gewissen Einzelheiten entgegen, zum Beispiel indem man die veraltete Lächerlichkeit der Karzerstrafe beiseite läßt und — was wichtiger ist — eine letzte Instanz außerhalb der Universität schafft. Aber was will das besagen gegen die gänzliche Unsicherheit im Gang des Disziplinarverfahrens, die man durch Kautschukbestimmungen fast schlimmer als in manchen alten Satzungen wieder zu schaffen gewillt ist! Nichts von regelrechtem Verfahren, von Verteidigung, Ermittlung, Öffentlichkeit; nichts von Bindung der schwersten Strafen an *bestimmte* Verfehlungen; keine schriftliche Urteilsausfertigung; dafür wiederum die leidige Beschränkung des Vereinrechtes, daß keine nichtstudentischen Mitglieder „erlaubt“ sein sollen, und die Unterstellung des Vereins unter die „Genehmigung“ des Rektors. Dazu die peinliche Befugnis der Behörde, „unter besonderen Umständen“ das Verfahren wieder ungültig zu machen. Insgesamt läßt der Antrag kaum einen Hauch des Geistes verspüren, der heute die Studentenschaft und die rechtlichen Beurteiler der Verhältnisse belebt. Das ist um so merkwürdiger, als man sonst sichtlich bestrebt ist, den Zuzug von auswärtigen Studenten zu erleichtern und zu fördern. Natürlich enthält der auf solches Entrechten der Studierenden angelegte Entwurf auch kein Wort über die vortreffliche, in Leipzig verwirklichte, Organisation der Studenten zu Ausschüssen, die als ständige Vertretung der studentischen Interessen gelten könnten. Da man trotz der wunderlich naiven „Begründung“ (S. 155 des Antrags), es handle sich „im wesentlichen“ um „Ordnungsvorschriften“, nicht an einfachen Dilettantismus der Gesetzgeber glauben kann, so muß wohl Absicht in dieser Art Bureaukratismus stecken.

Indes, die Hochschulreform wird nicht etwa allein im Namen des Rechts und irgendeiner Lehr- oder Lernfreiheit gefordert, obwohl auch diese Begründung wohl genügen sollte, sondern im Namen einer *Bildung*, welche diesen Namen verdient. Statt daß überall auf Gelehrsamkeit und auf Prüfungen hin gedrillt wird, wünschen wir eine durchgeistigtere Art der Bildung, so zwar, daß neben Facharbeit auch noch Zeit und Kraft zu wirklicher Persönlichkeitbildung bleibt. Wir wünschen allgemeine Kollegien, Einführungen, Übersichten, persönliche Berührung zwischen Lehrenden und Lernenden, Berücksichtigung der Gegenwart statt historizistischer Blickumschränkung, Berücksichtigung der Lebenswerte und der Berufaufgaben statt formalistischer Kleinausbildung und stofflicher Überfütterung.* In alledem wird eine Besserung, wenn man den Lehren der letzten zwanzig Jahre trauen darf, nicht von den ordentlichen Professoren, den zu Beamten gemachten Wissenschaftern, die an die Prüfungordnungen gebunden sind, ausgehen**; sondern nur eine mehr selbständige Organisation der Studenten-

* Von diesen Fragen ist ausführlich in dem Aufsatze „Universität, Bildung und Studium“ gesprochen (Kw. XXIII, 4).

** Daß auch dazu Ansätze, in dem trefflichen Verein für Hochschulpädagogik, da sind, weiß ich natürlich. Vielleicht wird einmal von diesen

Digitized by Google

schaft und eine Entlastung der Lehrenden von jenen Verpflichtungen, im Verein mit den zweckmäßigeren Formen der Anstellung und der Lehraufträge kann allmählich hier zum Guten wirken.* Dies ist es, weshalb wir aufs tiefste die Niederhaltung der Studenten und die Politisierung der Lehrkörpererneuerung beklagen, die nun auch Hamburg mit bemerkenswerter Unselbständigkeit einführen will. Daran kann die ungewöhnliche Verteilung der Fakultäten auf die Lehrfächer nichts ändern, die lediglich auf die vorhandenen Einrichtungen und nach den preußischen Maßgaben zugeschnitten ist, und ebensowenig die Verleihung gewisser Wahlrechte an die außerordentlichen Professoren und ähnliche Reförmchen.

Aus all diesen Gründen verspricht der neue Hochschulplan für die deutsche Bildung, wie wir sie verstehen, nichts. Man sollte gegen ihn wirken, damit nicht auch eine der letzten Möglichkeiten versäumt werde, Besseres als das überall Bestehende zu schaffen.

Doch ist der Antrag des Senates noch nicht Gesetz! Die Bürgerschaft hat noch ein Wort mitzureden; darum sei hier darauf hingewiesen, wie *leicht* es gewesen wäre, den Antrag wertvoller zu gestalten. Daß mühelos besser gearbeitete und menschenwürdigere Disziplinarbestimmungen hätten vorgeschlagen werden können, leuchtet ohne weiteres ein. Auch die Eingliederung eines Studentenausschusses wäre von Wichtigkeit und leicht zu erreichen gewesen; es ist nicht zu sagen, wieviel ein solcher für die innere Reform der Universitäten bedeuten kann. Nicht minder einfach hätte eine den Forderungen der Wissenschaft und Kultur mehr entsprechende Form der Lehrkörperergänzung gefunden werden können.

Zu den dringendsten Forderungen eines organischen Betriebes gehört ferner eine innigere Verbindung der Universität mit dem *Volkshochschulwesen*. Es ist kaum glaublich, aber es ist so; der Antrag lehnt diese von der Bürgerschaft geforderte (!) Einrichtung kurzerhand ab, da das über die Leistungfähigkeit der jungen Universität hinausgehe. Wenn wirklich die Universität im ersten Jahre mit ihrer Eigenorganisation zu sehr beschäftigt wäre, so könnte ja die Volkshochschulangliederung gesetzlich ein Jahr gestundet werden. Daß diese für die Bildung der Lehrer und Lernenden so überaus wichtige Lehrform, die nicht allein möglich gemacht sondern zwangmäßig eingeführt werden sollte, *dann* noch die Universität überlaste, sollte man angesichts der Wiener und anderer Verhältnisse nicht zu behaupten wagen. Der Vorschlag, daß die — „Patriotische Gesellschaft" diese Aufgaben übernehmen solle, gewinnt so fast einen ironischen Charakter. Hierin dürfte die Bürgerschaft nicht nachgeben!

Am meisten läge es aber im Interesse der Bildung, wenn wir endlich eine *Universität ohne Prüfungen* bekämen. Davon spricht der Antrag gar nicht, der vor allem darauf bedacht ist, sozusagen gesellschaftlich

zu reden sein. Einstweilen sind sie jedoch auf kleine Kreise beschränkt und in ihrer ganzen Anlage wenig wirksam.

* Als dringendster Grund für die Erweiterung der bestehenden Lehreinrichtungen zur Universität steht im Antrage des Senates — das Bedürfnis der Professoren nach mitarbeitenden Schülern! Recht besehen heißt dies: ein großer Teil von den Studierenden soll möglichst tief und zwangmäßig in Betriebe eingeführt werden, deren Bildungwert ihren fachwissenschaftlichen Wert nicht annähernd erreicht; man will gerade das recht eigentlich erzeugen, was tunlichst zu vermeiden oder zu ergänzen wäre.

Digitized by Google

den künftigen Hamburger Dozenten das gleiche Renommee zu schaffen, wie den übrigen. Man legt vor allem auf die oben bezeichneten „Berechtigungen“ Gewicht, in der Meinung, ohne solche keine Studenten heranziehen zu können. Ich glaube nicht, daß nach der zweitgrößten deutschen Stadt, nach einer Stadt wie Hamburg keine Studenten kämen, gewiß nicht, wenn man dort die erste und vorläufig einzige deutsche Reform-Universität gründete! Der Antrag selbst stellt die Behauptung mehrmals nachdrücklich auf, ohne den Beweis dafür im mindesten zu erbringen. Doch selbst gesetzt, daß man der Anrechnung der in Hamburg verbrachten Semester bedürfte, wozu bedarf man der Promotionen und Prüfungen? Es ist von einigen abgesehen (wie den juristischen Prüfungen, die einen praktischen Wert für Hamburg haben) kein zureichender Grund aufzufinden. Ein „Prestige“ für die Hamburger Universität sollte man aber darin suchen, daß man etwas besonders Gutes, nicht nur etwas Alltägliches schüfe! Wenn die künftigen Hamburger Professoren Hervorragendes in lebensvoller Arbeit mit ihren Hörern leisten, werden sie ohne Prüflinge Studierende heranziehen. Mit den Prüfungen aber legt man dem Betriebe der Universität jene ganze geschäftliche Last auf, jene zahlreichen öden Vorbereitevorlesungen und Einpaukereien, jene Masse von stumpfer Lernarbeit, die der lebendigen Bildung so starr im Wege stehen. Die Frage, ob man die Anrechnung der Semester auch ohne hamburgische Prüfungen hätte haben können, wird aber überhaupt nicht aufgeworfen. Ob sie in den diplomatischen Verhandlungen behandelt worden ist, bleibt dunkel. Auch hierin ergibt sich also, daß man im Wesentlichen, nicht in kleinen gut wirkenden Äußerlichkeiten, dem Schema nachgearbeitet hat. Wie denn auch im Antrage des Senats fast ausschließlich diejenigen Schriftsteller als Autoritäten angeführt sind, die mit dem Bestehenden zufrieden waren.

Was ohne Erfüllung dieses Mindestprogramms in Hamburg erstehen kann, ist schließlich eine Privatangelegenheit der Hansarepublik. Gewiß wird allgemein der Einfluß des Geistigen auf den Lauf der Kultur auch durch eine solche Universität gefördert. Wer aber die heutigen Verhältnisse kennt, wird daran nur eine bescheidene Freude haben. Ich fürchte, man täte besser daran, die wertvollen Einrichtungen, die Hamburg jetzt schon hat, kraftvoll zu fördern, als für den Scheinwert einer Universität so viel im Keime schon Schwaches neu zu gründen, wenn man einmal eine wirklich im Kulturwesen führende Universität nicht haben will. Wird aber der Antrag des Senats Gesetz, so haben wir die Versäumnis einer nie wiederkehrenden kulturpolitischen Gelegenheit zu beklagen, wo für die deutsche Bildung etwas wahrhaft Bedeutendes hätte geschaffen werden können.

Hans Herter

Lose Blätter

Der Heidereiter

Von Kurt Gencke

Am einsamen Hof im Heideland
Um Mitternacht pocht eine Hand:
„Tu auf, Marie; tu auf, Marie,
Im Moor zum Mond der Rabe schrie:

Digitized by Google

Eh mit Reif der Morgen graut
Auf das Haupt der schönsten Braut,
Eh die Hähne dreimal krähen,
Soll's geschehen! —"

Voll Unruh, im Traume, lag Annemarie.
Im Hofe die ärmste Magd war sie.
War treu und schön, war traut und jung —
Doch alles, ach, nicht wert genung!
Geliebt nicht, verlassen lag Annmarie . . .
Nun träumt ihr ein Traum, den träumte sie nie!
Ihr kroch was ins Hirn . . . ihr träumt ein Mord . . .
Verfehmt ist die Brücke, verflucht ist der Ort.
Und der dort zum Grund im Moor versank
Und sinkend im Suhl ihr Herzblut trank
Und mit brechendem Auge sie angeschaut
Und sank hinab — im Traum ihr graut! —
Der Herr war's vom Hofe! —

Von ihm ihre Not,
Und er bracht ihr noch Hohn zum Kummerbrot!
Nun war schon das bräutliche Bett der Braut,
Der schönsten Tochter im Lande, gebaut.
Die war um ihr Goldhaar noch schöner gar,
Als das traute, schöne Feinsliebchen war,
Das arme! —

Annmarie, traumschwer, im Bette lauscht —
Die Stimme spricht wieder, die Windnacht rauscht.

„Der Herr kommt spät. Der trinkt wo, der lacht,
Und morgen umbraust ihn Hochzeitsnacht!" —
O stürb er mit mir! stöhnt Annemarie.
O wär meine Seele geboren nie!

Windgeseufz, Gewitterdrud,
Markrüttelnd, schüttelnd Bein und Blut:
„Eh die Hähne dreimal krähen,
Wird's geschehen!" —

Licht! Licht! Sie stößt mit Händen hin am Bette,
Kein Strahl fällt ein, der sie errette!
Wer bist du, der so schaurig ruft?
Wo halftert dein Roß, das stampft und huft?
Wo reitest du Reiter, wo reitest du hin?
Deiner Worte Ton grauft Seel und Sinn!

„Still, Seelchen! Dort weidet kein Sternenschein;
Kein Rabe wird reden, kein Kreuz und kein Stein.

Digitized by Google

Geh, wo die Erde im Moor verſinkt,
Am Teufelsſumpf das Brücklein winkt —
Dort wirſt du fragen die Stimmen am Steg:
Wer kommt im Morgengraun den Weg?“

Wer — kommt — im Morgengraun — den Weg?
Was ſoll ich um Mitternacht hören am Steg —?
„Das weiß deine Säge, die Axt an der Wand!“
Wer trägt ſie zur Brücke am Höllenrand?
„Deine Hand! Deine Hand!“ . . .

Es runt, es raunt des Schweigens Meer —
Sie wälzt ſich hin, ſie wälzt ſich her.
Sie reckt ſich im Bette, die Hand am Ohr . . .
Der Nachtwind ſtößt ans Scheunentor.
Nichts regt ſich,
Bewegt ſich . . .
Nur Murmeln im Brunnen vergurgelnder Wellen,
Von Hof zu Höfen die Hunde bellen . . . .
Alle Feuer verſinken und wollen ſchlafen,
Längſt jede Seele gelandet im Hafen
Des Friedens, nur Mariens nicht —
Allerſeligſte Jungfrau,
Hörſt du mich nicht?! —

Am Herd die Katze glüht und ſpinnt.
Im Schornſtein ächzt und irrt der Wind
Und klirrt am Giebel, Dach und Krahn
Und rüttelt wach den Wetterhahn
Und fährt durchs Haus, treppab, treppauf —
Da — horch! — kommt's wieder und ſpricht: „Tu auf!“ . . .
Dann alles ſtumm
Weltum. —

Sie ſchließt die Augen. Da — tritt's ein . . .
Ein Finger rührt ſie kalt am Bein —
Tappt nach dem Kopf dann, taſtet vor,
Träuft ihr Alraunenſaft ins Ohr:
„Wer lachte, verlachte die Ruhe dein?
Komm, Liebchen! Weinen und Lachen iſt mein!“

Vor Schauern klafft ihr Angeſicht:
Sie hört es, ſie fühlt es und ſieht es doch nicht! —
Was flüſterſt du, Fremdling, und klinkſt an der Tür?
Weich von mir, ich komme dir nimmer herfür!
Was ſaugt an mir dein hohler Ton?
Geht mir ins Blut wie Sucht und Mohn?
Treibt mich ins Elend und weiter,

Digitized by Google

Als ritte der Heidereiter! —
Ach, daß mich's ertränkte, dies Herzeleid,
Und trieb mich, trieb mich thuleweit!

Da kommt es wieder und blickt sie an,
Bückt sich und brütet und haucht heran:
„Ehedenn die Hähne krähn,
Heb dich auf, mein Tausendschön!
Wo über Mooren das Brücklein schwebt,
Um Frühlingssümpfe die Windsnacht webt,
Dort wirst du hören drei Stimmen am Steg:
Er kommt im Morgengraun den Weg!"

Verkrochen, im Angstschweiß, bebt Annemarie,
Würgt, in das Laken verbissen: „Nie!
Ich tu's nicht! ich tu's nicht!" sie wühlt ihr Haar —
Die Stimme hallt draußen: „Der Tag macht's wahr!
Wer dort im Frührot als Erster geht,
Der geht zur Wonnenacht — und kommt zu spät!" . . .

Wie Wolfszahn schlägt's ihr ins Gewissen,
Sie wälzt das Haupt voll Gram im Kissen,
Und ihre Seele schreit hinein . . .
Wo wächst das Kraut „Vergessesein"?!

O Treue hin, o Liebe hin,
Nun geht es wieder: spinn, spinn, spinn!
Spinn Herzeleid, spinn, spinn, Marie:
Zwölf Kerzen der Jungfrau von Wallery! —
So ringt sie, trinkt sie in die Kissen,
Kein Menschenzweig, der abgerissen,
Im armen Bettchen, kalt, allein,
Ach, und so einsam — doch zu Zwein! . . .

„Hundsgebell und Hahnenschrei!
Heb dich auf, schön Annmarei!
Lasse keinen aus grauer Macht,
Eh's getan ist, eh's vollbracht!
Heb dich auf, schön Annemarei,
Hundsgebell und Hahnenschrei!" —

Da starrt ihr das Blut, da stockt ihr die Luft,
Nachmitternachtswind wie aus Grabesgruft
Haucht über die Heide, her und hin:
„Was träumst du, mein Trautchen —? spinn, spinn, spinn?
Noch glüht im Herd ein Aschenrest:
Fach an und wärm der Braut das Nest!"

Digitized by Google

Nachmitternachtswind, Nachmitternachtswind
Weht über die Heide und spinnt und spinnt:
„Drei Scheite Holz, Schwarzkohlen auf,
Und die tausendmal glühenden Schwüre darauf
Des Falschen! —

Heb dich auf, schön Annmarei,
Hundsgebell und Hahnenschrei!“ —

Schön Annemarie sucht Strumpf und Schuh,
In ihrem Busen, ein Schloß fiel zu —
Von ihrer Seele, ein Reif sprang aus . . .
Sie starrt in die tropfende Nacht hinaus.

Horch! Dommelruf in Schilf und Rohr,
Der Regenpfeifer klagt im Moor,
Ein Hund schlägt an, der Rappe scharrt . . .
Am Hoftor leise der Riegel knarrt.

Sie lallt was und murmelt und jagt dahin . . .
Irrlicht im Suhle, da tanzt es darin!
Von Hügel zu Hügeln braut Nebel ins Land —
Da raucht schon die Brücke, und blitzt ihre Hand! —
Hier dringt kein Hall von Menschenmund,
Kein Senkblei zur Hölle tiefunterstem Grund!

Am Rande drei Stimmen sprachen im Rat,
Die schrille, die scharfe, die dumpfe der Tat:
Die erste: b e g e h e! Die zweite: g e s c h e h e!
Die dritte sprach: w e h e! —

Still in Lüften irrt's und wimmert,
Aber Sümpfen glüht's und flimmert,
Unkenbrut in Wind und Flut,
Vollgetrunken Totenblut —
Ringsum raunt es und runt im Land:
„Was funkelt die Säge in Liebchens Hand?“

Trapp, trapp, ein Rappe, sein Reiter lacht,
Das Brücklein zittert, die Planke kracht,
Ein Vogel krächzt, ohne Ruh, ohne Ruh,
Die Säge lechzt und schrächzt dazu,
Der Reitersmann, huß! der hilft und hackt,
Die Axt schlägt schauerlich den Takt. — —

Die Säge ruht. Es ist getan.
In Liebchens Auge flackert der Wahn.
Ihr Birkenleib zusammenduckt . . .
Ein Wetterleuchten der Ferne zuckt.

Digitized by Google

Dann springt sie auf und rast dahin —
Du Süßer im Suhle, wir tanzen darin!
Im Hof erst hält sie, hockt sich am Herd —
Schaurig, im Roßstall, wiehert ein Pferd.
Und fern am Brühle Krähengekrächz:
„Wer sägte die Brücke? Wer rächt's? wer rächt's —?!"

Nachmitternachtswind, Nachmitternachtsgraus,
Nachmitternachtswinde durch Hallen und Haus.

Da rutscht sie hin und kriecht zur Tür:
Gelobt sei, Maria, du Mutter auch mir,
Will spinnen, will spinnen allabendlich hier:
Geweihte zwölf Kerzen, die bring ich dir,
Drei Lilien, wie Milch weiß, von Elfenbein, —
Ach, wirst du mich nicht benebein —
Verflucht bin ich in Höllenpein!
Maria in Schmerzen, ach, neige dich mir . . .
Zwölf Kerzen ich bringe, drei Lilien dir!

Dann wird es still und stumm und tot,
Die Stille webt am Morgenrot . . .

Im Holz der Wurm macht pick . . . pick . . . pick;
Die alte Uhr takt tick . . . tack . . . tick . . .
Sonst alles ruhig, ruhlos stumm,
Nur tick und tack die Zeit geht um.

Sie lauscht und lauscht in Nacht und Land,
Kein Trost, kein Stern ihr zugesandt!
Morgenluft und Mondenstrahl,
Menschenherz voll Erdenqual.
Kranichschwarm im Osten schwebt,
Und die Mörderseele bebt —
Und der Blick des Mordes lugt
In die Nacht hinaus und sucht . . . .

Der Wurm im Holze pocht — pick . . . pick;
Im Uhrhaus hackt sein seltsam Tick
Das Stundenmännchen, ruhlos stumm;
Nur tick und tack das Graun geht um! —

Ihres Mörderauges Schimmer,
Nachtverglast, ein Irrgeflimmer,
Glimmt im Trüben, glüht noch immer . . .

Horch —! Die Uhr hebt aus und brummt . . .
Welt und Kreatur verstummt.

Digitized by Google

Dreimal dröhnt es . . . trum . . . trum . . . trummm . . .
Und die Zeit ist wieder stumm. —

Am Weidenstumpf
Vor Moor und Sumpf,
Da dröhnt es dumpf
Vorüber . . .
Geht Schritt um Schritt ein Mannestritt,
Ein hohler Hall geht mit dem Schritt —
K o m m ü b e r . . . .
K o m m ü b e r . . . .

Wie wird ihr kalt, wie wird ihr warm —
Es hebt sich grau ein Nebelarm;
Im Dämmerungsdampf, aus grauendem Land,
Wächst übers Moor eine graue Hand . . .

Raucht heran und kommt zu packen,
Spreizt sich und klammert ihr kalt um den Nacken,
Und zieht und zieht, die wachsende Hand,
Ihr Haupt hinaus ins weiße Land.
Der atmende Leib schleift hinterdrein,
Es schlürft ihr Schritt, es schlottert ihr Bein.
Und neben ihr wieder, morgenumloht,
Der Reiter vom Morgen- ins Abendrot!
Es flattert sein Mantel im feuchten Wind,
Und wie sie hart am Brücklein sind,
Da biegt er den Rappen stracks hinter sie:
„Blick auf, Marei! fahr wohl, Marie!“ —

Sie hebt den Kopf, versteint und blickt
Und starrt hinüber wie bestrickt:
Da kommt er, da kommt er — Maria, steh bei! —
„Herr, bleibe, bleib drüben, der Tod ist Marei!“ —

Der höhnt sie und hört nicht — nun ist es zu spät! —
Zum dritten Male der Hahn jetzt kräht!

Da gleißt es, da reißt es sie selbst auf die Brücke:
So rett ich dich, rette dich, Liebster, dem Glücke! —
Das Gangbrett zittert, die Planke kracht —
Hörst du's? Posaunen der Hochzeitsnacht!

Und aus den Weiden rauscht auf ein Rab —
Da gurgelt um beide das Heidegrab.
Sumpfblasen platzen . . . dann brautstille Nacht —
Der Reiter der Heide, der reitet und lacht
Unter den bleichenden Sternen —
Hufschlag in Fernen . . . .

Digitized by Google

Aus Walter von Molos Schiller-Roman „Ums Menschentum“

[Der starke Widerhall, den Walter von Molos neues Werk heute schon bei vielen Deutschen gefunden hat, bestimmt uns nicht allein, auch die Kunstwart-Leser damit bekannt zu machen. Es bildet den ersten von drei Bänden einer dichterischen Lebensdarstellung Schillers, mit der Molo — einer der recht eigentlich „Modernen“ unter den Jüngeren von heute — sozusagen einen zweiten Abschnitt seiner Lebensarbeit beginnt. Freilich führt er nicht in die Ergebnisse philologischer Forscherarbeit ein, von klassischen Gedanken und Vorstellungen ist seine Darstellung wenig durchzogen; dafür entrollt sich das Kind-, Knaben- und Jünglingleben Schillers in seinem ganzen herben und tiefbewegten Kampfe vor uns. Aus den kleinen Anfängen des württembergischen Kleinstädtertums, in welchem sein Vater als schlechtbezahlter und wenig beschäftigter herzoglicher Soldat sich mühsam erhält, strebt der Junge schon früh hinauf zu den Höhen reinen Empfindens; inmitten des Wustes überlieferungfrommer und geistig begrenzter Alltäglichkeit, dem Molo die Sorgfalt und Treue des Naturalisten widmet, träumt er von Beglückung durch die Religion, durch die Poesie, durch Bildung des Geistes und Herzens, bis in frühen Jahren schon die erste eigne Dichtung dem vor der Zeit Reifenden gedeiht. Da greift Karl Eugens harte Hand in das schmerzreiche und ärmliche Idyll der vom Vater schon verschulmeisterten Jugend. Sein Wunsch ist für den abhängigen Offizier Befehl, Fritz Schiller wird Zögling der seltsam willkürlichen Karls-Schule, die eben die erklügelt gute Absicht mit böseſter Tyrannei durchführt. Hier gilt Demut und Ekstase nicht mehr allein, die Härte und Ungerechtigkeit des Herrschenden erzwingen vom Kind schon innere Gegenwehr, Heuchelkünste, also Selbstbesinnung. So erwachen die geistigen Kräfte und sie stählen sich im ständigen Kampfe ums Dasein inmitten von totem Regelwesen und ängstlicher Unterdrückertücke; ihre Jugend ergreift sehnsuchtvoll leidenschaftlich die freien Geisteskräfte, die sich draußen in Goethe, Lessing, Schubert, Klopstock regen und den Deutschen Shakespere und die Freiheit eigengesetzlichen Kunstschaffens bringen. Aus Gärung und Unempfindung, Widerspruch und Gestalterantrieben brechen Schillers „Räuber“ hervor. Als der Herzog endlich auch den vielverfolgten und überreifen Jüngling noch mit Verboten umspinnt und sein Menschenrecht tritt, reißt er sich los und sucht fern von Heimat und Freunden einen Ort, wo sein „Menschentum“ gedeihen soll.

Damit schließt die Dichtung, in der etwas vom tiefsten Willen und Trachten des geistigen Menschen widerklingt und die jedenfalls selbst dem Widerwilligen Schillers Jugendkämpfe in die nächste Blicknähe bringt und jene für sein Werk so ungemein bedeutsame Zeit überhaupt. Je weniger unsre ästhetische Beurteilung Schillers „Genie“ anerkennen mag, um so mehr können und dürfen wir die großartige Kraft, die in seiner Selbstentwicklung waltet, bewundern. Dazu verhilft Molo in überzeugender und eindringlicher Weise. Die lebendige Natürlichkeit der Schulszenen und der geistigen Krämpfe, wie er sie, technisch oft überraschend kurz und sicher, zeichnet, deutet vielleicht neue Möglichkeiten an, dergleichen zu betrachten. Drei normale Schiller-Biographien sagen vom Menschen Schiller weniger als ein solches Buch.

Digitized by Google

Für den rein ästhetisch wertenden Betrachter dürfte das Buch weniger Bemerkenswertes bieten. So kunstvoll es ist, so viel Stoff auf weniger als 300 Seiten darzulegen, so wird doch dieser Vorteil mit einer gewissen Härte der Sprache, Härte der Szenenführung erkauft. Es fehlt die Atmosphäre, welche hier alles verbände, wie denn auch das weitere geistig-politische Leben des Jahrhunderts nur gelegentlich hereinwirkt. Das liegt im Stoff, aber auch im Stil begründet; und was der Biograph dort weniger hat, hat er hier mehr. Man darf auf die folgenden Bände gespannt sein, die nun den weltbekannten Schiller gestalten sollen. Möge ihnen die Frische und Klarheit der Jugenddichtung bleiben und die Reife, der Gedankenreichtum und die Fülle des Mannesalters sich dazugesellen. W. Sch.]

„Ums Menschentum" erschien im Verlage Schuster & Löffler, Berlin. 5 Mark.

[Wir bringen im folgenden zwei Szenen aus Schillers Leben in der Karls-Schule, welche die bedrückende menschliche und die rauschvolle geistige Lage des jungen Sturmdichters besonders lebhaft darstellen.]

Fritz Schiller hatte die Anstaltsregeln durchbrochen. Er war geständig und mußte daher gestraft werden. Nur durch Strenge lernt der Mensch die Schäden seiner Aufrichtigkeit erkennen.

„Zieh Er Sein Hemd aus, Eleve Schiller!" befahl der Oberaufseher, der mit aufgekrempelten Ärmeln stand, „und streck Er sich bäuchlings auf die Bank: Er hat einen Wecken auf Borg genommen. Vor die Gefräßigkeit — denn die herzogliche Kost ist mehr als hinreichend! — bekommet Er zwölf Weidenstockhiebe und davor, daß Er bei einer Stubenmagd Koffee in Heimlichkeit getrunken hat, davor verdiente Er noch mehr! Doch der Durchlauchtigste Herr Herzog hat in seiner unrecht verwendeten Gnade die Strafe davor in Karzer und ein Strafbillett umgewandelt. — Allons, Unteroffizier, halt Er den Kerl, er ist mager wie das herzogliche Windspiel; zuvor aber reich Er mir noch das Prügelholz."

Krampfhaft klammerte sich Fritz Schiller an der Exekutionsbank fest. Zähneknirschend empfing er die entehrenden Schläge. Keinen Laut zwang der Schmerz aus seiner Kehle. Er betete zu Gott, der ihm gnädig war. Gott sollte, Gott mußte ihn stärken! Gott mußte ihm Kraft schenken zur Gegenwehr! Die Schläge brannten gleich Feuer.

Wie eine Vision stand hinter den zusammengepreßten Lidern des armen Knaben mit einem Male der Ritter Götz, der sich stärkerer Feinde wehrte, im Drama des Frankfurters Goethe, das Scharffenstein allnächtlich mit Bewunderung las. „Dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel", betete er. „Die Nichtswürdigen werden regieren mit List, und der Edle wird in ihre Netze fallen", das sprach der Götz, ehe er starb! „Und vergib uns unsere Schulden, wie wir unsern Schuldigern vergeben", flehte das Herz. „Lasset das Bild der Gottheit im Menschen von neuem uns schaffen." „Recht gern, recht gern," sagte der Prinz in „Emilia Galotti", „ein Todesurteil wär zu unterschreiben? Nur her geschwind, es könnte schon geschehen sein, ich bin eilig." — O Gott, o Gott, wie schmerzten die pfeifenden Hiebe! Wie ein Held, wie ein Held, männlich und kühn, war der Scharffenstein vor dem Intendanten gestanden, der ihn quälte: „Warum hat Er nicht im Moment geantwortet, als ich Ihn

Digitized by Google

fragte?" — — „Weil ich nicht aufgepaßt habe. Ihre Strafe muß contra meine Unaufmerksamkeit gehen, nicht contra mein Wissen. Das Ohr hat schlecht funktionieret, nicht der Geist!" Ganz richtig — auweh! — ganz korrekt war schon Scharffensteins Deutsch gewesen und wie hatten sie gezittert für ihn! Doch der Intendant vergaß die Strafe zu diktieren. So glänzte wohl der gute Engel vor dem Herrscher der Hölle! Eine Ode, nur eine Ode, konnte das in sich fassen! . . .

„Steh Er endlich auf! Will Er noch mehr? Und wisch Er sich das Blut vom Rücken, sonst ist Sein Hemd rot beim Tanzunterricht. Steh Er nicht so dissolut, als könnt Er nicht bis dreie zählen, Er Schuft! Gestern hat ein Frauenzimmer dreimal nach Ihm gefraget, bis wir sie energisch verwiesen haben. Heh! Sag Er, wer war sie denn? Sie war propre gewachsen. Wer war sie? Geh Er zum Teufel, wenn Er's nicht sagen will! — Den Nächsten, Herr Gehilfe!" Und der Oberaufseher spuckte in die Hände. —

Nach dem Mittagessen, dem Schiller als Büßender hatte untätig zusehen müssen, kam der Herr Intendant höchst eigenfüßig und brachte ihm die Nachricht, daß der Herr Herzog sich, bedauernderweise, bemüßigt gesehen hätte, einen Brief zu vernichten, der an Fritz Schiller in die Anstalt gelangt wäre. Der Herzog wolle entschieden st hoffen, daß so etwas nicht mehr vorkäme! Sonst: sein Vater wäre im Sprechzimmer; er dürfte hinübergehen, wenn er wollte; jedoch: zum Nachmittagsunterricht habe er wohlvorbereitet anzutreten!

Fritz Schiller lief fluchtartig durch den langen Gang und drückte hastig die Türklinke nieder; dort war ein Stück Elternhaus!

Sorgenvoll und tieftraurig blickte ihn sein Vater an. Fritz Schillers Herz begann mit einem Male närrisch zu schlagen. Müde und alt sah der Vater aus; das Kind empfand Mitleid mit den kummervollen Augen seines Schöpfers.

„Herr Vater," sagte Fritz Schiller und ein Lächeln übersonnte sein bleiches, verhärmtes Antlitz, „grüß Gott! Wie gehet es daheim? Es ist lieb von Ihnen, daß Sie mich aufsuchen. Ich hab Sie sehr lieb." Und er griff aufquellend nach der Vaterhand. Sie wurde ihm verweigert; auch da mauerten sie an der Trennungswand.

„Das ist nicht der rechte Weg, um herauszukommen. Unter elfen ist Er der siebente! Das ist nicht viel vor die herzogliche Gnad! Warum ist Sein Preis im Griechisch allein geblieben? Wir hatten schon Hoffnung! Man kommet nicht raus aus den Sorgen! Er machet dem Namen Schiller wenig Ehr, Er versumpfet im besten Boden! Fritz! Fritz! Täglich beten wir für ihn, daß ihn Gott zurücklenke. Wir hatten jetzt viel schweren Schmerz . . ." Er senkte das ehrliche Antlitz und stieß mit dem derben Schuh an die Diele, langsam sagte er: „Bet Er heute abend andächtiger — Sein kleines Schwesterle Charlotte, so kurze Zeit bei uns weilen durfte, ist gestern in die Grube gesunken."

„Tot? Mein kleines Schwesterle? Der Tod in unserm Haus?" Wie ein Schlag vor die Stirne war's. „Herr Vater! Wie traget's die Mutter?" Nun kam Kritik in die angstvollen Augen: „Warum hat man nicht geschrieben? Bin ich hier eingegraben, von allem Lebendigen ausgestoßen? Hat meine Mutter viel geweinet und viel Harm gehabt? Sagen Sie Herr Vater! Warum durfte ich ihr nicht Stütze sein? Die arme,

Digitized by Google

kleine Charlotte? Heh! Hat man den Brief vielleicht spolieret und aus aufmerksamer Rücksicht für mich verbrannt?"

„Fritz, Fritz! Mäßige Er sich!"

„Die Bande der Natur halten hier nicht! Hier gilt andre Losung, als in der Menschen Herz Eintritt verleiht. Ich bin nicht mehr Ihr Sohn, Herr Vater; was glaubet Ihr? Mich zeugete die Hand, die mir den Fraß reicht. Wisset Ihr das nicht? O, Ihr ratet mir Mäßigung und merket nicht, daß man Euch selbst bestiehlt. Recht so, recht so! Traurig zum lachen und lächerlich tot ist die Welt! . . ." Ein dicker ungepflegter Aufseherkopf schob sich jäh durch die halboffene Tür. Schillers rotes Herzblut sank vom Kopfe nieder. Angsterfüllt sah der Vater den Aufseher an. Was kam nun?

„Noch fünf Minuten!" sagte der Aufseher unwirsch, „dann hat Er genug geplappert mit Seinem Herrn Vater. Und schrei Er nicht so! Neuestens befiehlt der Herr Herzog, daß mit leiser Stimme zu reden sei und daß die Zusammenkünfte mit denen gleichen Namens auf fünf Minuten zu bemessen seien; es graffitieret mancher zu sehr hinaus!" Die Tür sank zu, es war totenstill.

Mechanisch hob Fritz Schiller den mahnenden Finger; er wußte, daß nun der Ehrenmann horchte; reichlich war die Angebetaxe bemessen. Ein verächtlicher Zug wuchs um den scharfgeschnittenen Mund; schamvoll und von sich selbst angeekelt, zog er den gestreckten Warnefinger ein. Schon trieb auch ihn die Furcht. O, sie wußten, die Menschenwürde zu rauben! „Also: warum Herr Vater," sagte er heiser, gequält und todmüde, „warum hab ich's erst jetzt erfahren müssen? Habet ihr mir nicht geschrieben?"

„Ich war selbst da, Fritz — weil die maman vom Kinde nicht weg wollte, solang wir es noch hatten — und hab um Urlaub zum letzten Ehrengang petitionieret; auch die Phine war gestern da, um Ihn zu sprechen; das dumme Ding hat nicht gewußt, daß es hier ausgeschlossen wäre, hereinzukommen."

„Das Phinele!" nickte Fritz Schiller in todtrauriger Erbitterung, „es war also das Phinele, das nach mir fragte." Wild und verächtlich hob er den Kopf. „Nicht einmal da machen sie Halt!"

„Was hat Er?"

„Nichts! O nichts, Herr Vater! Man hat mir also den Urlaub verweigert? Ich hatte hier ja so wichtigeres zu tun: ich mußte die Namen der Fürsten des heiligen römischen Reiches auswendig lernen und die Waden exerzieren, da konnte man doch meiner Träne nicht Urlaub geben? Nicht wahr? Herr Vater? — — Redet, redet, redet schnell und reichlich, Herr Vater; der Aufseher, der Kettenhund, sitzet vor der Tür und hat das Stundenei zur Hand. Redet, Herr Vater! Die Seele läßt sich herrlich kommandieren, versuchet es nur einmal! Sie ist ein geducktes, gehorsamstes Maschinenzeug." Die geballten Fäuste dämmten und glätteten die Rede zu ruhigerem Wort: „Hat der Herr Vetter geschrieben? Was machet die Großmutter Kodweiß zu Marbach? Kommet sie öfters zu euch? Und des Herrn Vaters Bäumleins? Gedeihen sie wohl?"

Unsicher griff der Vater die Degenquaste entlang; er verstand sein Kind nicht mehr. „Fritz, komm Er zu sich; Er gefällt mir nicht!" mahnte er dumpf. „Kehr Er zurück in die Realität!"

Digitized by Google

„Was machet der Vetter zu England; sagen Sie, Herr Vater; das interessieret mich sehr! Was machet er?“

„Das ist wohl ein andrer Mann, als Er! Der bringet den Namen Schiller der Nachwelt zu! Er verleget Bücher und strebet ohne Ende. Nun sucht er die Maschine, so sich drehet sans force. Er wird geehret und anerkannt; höchste Personen nehmen seine Widmungen an.“

„Schneller, schneller, Herr Vater, im Anklagebrief! Ehe Sie sechzig zählen ist das Rendezvous am Ende!“

„Fritz! Was hat Er denn? Er ist stark aufgerühret und das Böse schwimmt oben. Er ist mager und bleich. Fritz! Treibet Er Heimlichkeiten? Der Herr Medikus saget auch, Er wüchse zuviel; das schlaget sich oft auf Kopf und Gemüt. Drei Zoll hat sich Sein Körper in einem Jahr gestrecket; das ist zuviel!“

„Saget's dem Herzog; der ändert auch das!“

„Fritz, Fritz! Bet Er zu Gott, daß er Ihn stärke, erleuchte und gehorsam mache! Gott ist der einzige Hort, den wir haben. Er ist groß und allmächtig, er erweitert den Blick, daß wir uns erhöben und den Umkreis der Welten sähen, in den wir eingekettet sind; Fritz, Er muß sich in Gott inbrünstig verklammern, dann wird Ihm leichter; das lehrt Ihn folgen, denn Gott will, daß einer gesetzt sei über viele! Alle gehorchen, nur Er lamentiert. Fühlt Er denn anders? Überheb Er sich nicht; wir Menschen sind gleich. Wenn Er wüßte, Fritz, was wir Eltern leiden, wie lange die Nacht im Kummer ist! Alltäglich weinet die arme maman, sie erhoffet nichts mehr von Ihm, dem sie einst voll vertraute. Fritz, sei Er nicht verstocket; will Er unser Gebet durch eigenes Handeln unterstützen? Fritz, was ist, wenn seine maman im Kummer stirbt? Dann verfolgt Ihn der Vorwurf des Gewissens durchs ganze Leben.“

„Herr Vater, Herr Vater,“ des Sohnes Stimme schluchzte, „grüßen Sie meine Mutter und sagen Sie ihr, sie sollt weiter hoffen auf mich. Sie sollt, sie müßt! Es ist ihre Pflicht, an mich zu glauben, solange meine Brust im Atem geht. Sagen Sie ihr das! O, Herr Vater, auch an Ihnen ist viel gefehlet worden, nur Sie merken es nicht. Wie schrecklich alles ist! — Streicheln Sie, Herr Vater, streicheln Sie mich; ich bin so ohne Liebe, daß die seufzende Kreatur kläglich heulet, trotz all der Wissenschaft, die sie einquälen zum Überfluß!“ — Er stand mit geschlossenen Augen, jäh riß er sie wieder auf, mit der bangen Frage: „Nicht wahr, Herr Vater, es ist nicht wahr, was der Hoven sagt, daß Sie mich an Ihn gebunden hätten auf Lebenszeit, durch einen revers?“

„Was hat Er da wieder dagegen? Er bleibet im herzoglichen Hausdienst. Jawohl!“

„Ihr habt's getan? Ihr habt's getan! Verschachert wie ein Stück Vieh auf Lebenszeit? Weil ich gratis freß und gepeiniget werd, habt ihr mein Leben verkaufet? An Ihn?“

„So ist's doch jedem von früher geschehen, seit der Herr Herzog neuestens Zöglinge nehmet vor Geld! Die maman und ich haben den Zettel unterschrieben als Gegenzahlung vor seinen Freiplatz — wie alle andern . . .“

„Die Mutter? Die Mutter gebet ihr Kind weg, verratet es? Ist das der Abgrund? Trillert er?“

„Was hat Er?“

Digitized by Google

Ehe Kaspar Schiller hinzuspringen konnte, lag sein Sohn ohnmächtig auf dem Boden.

Es saß sich wohlig, nach dumpfen Krankenwochen, im sinkenden Sonnenschein.

Fritz Schiller schloß die Augen und fühlte dankbar, wie ihm der Abendwind den Nacken strich. Gierig trank er die langentbehrte Freiheit in sich ein. Kurz und kärglich bemessen war auch die Rekonvaleszentenzeit; man mußte sie nützen.

In der hellen Öffnung der beschnittenen Allee stand rot die untergehende Sonne. Tiefdunkle Schatten krochen über die Gipfel der Alb. Unheilig sah aus den Neckarbergen die Nacht, sie umfing schon die ferne Ebene, aus der, wie zum Abschied, die Weiler rauchten. Sanfte Schleier woben über dem blüteschweren Unterland. Fernher blitzte eine heimkehrende Pflugschar. Schon flirrten zu Ludwigsburg die ersten Lichter, der Hohe-Asperg schlug mürrisch den Mantel um und ging gelassen zur Ruh.

Ein kühler Hauch schlich aus dem Walde durch die gestutzten Laubwege und Astehallen bis hin zum einsam träumenden Menschen, der endlich Zeit und Ruhe fand, sein Inneres hemmungslos im Fluß zu lassen. Die nackten Göttinnen des Altertums fröstelten auf ihren Postamenten, sie zogen die kunstvoll drapierten Hüllen vor, die mehr benachrichtigten und zeigten als verbargen. Ängstlich schrie im Vogelhause eine gefiederte Brust; gefesselte Beine kratzten wider Stäbe, die sie gefangen hielten. Lautlos schwirrte ein Käfer in der lichtleeren Dämmerung.

Fritz Schiller hob das verinnerlichte Auge, mit glücklichem Ruhelächeln sah er fern über den Bergen den Abendstern. Er empfand sich als ein Stück des Ganzen. Seine Seele lobpries die Schöpfung, die dem Gestirn befahl, die Nacht dem einen Erdteil, das Licht dem andern, im Wechselspiel der Drehung, täglich neu zu schenken. Wie mild war das Leben, das aus der Natur entwuchs! Und sie war mächtiger als alle irdische Macht. Tag und Nacht wachte etwas über ihm, das stets da war: Gott, der Herr!

Leiser rauschten und andächtig die Bäume, der rauschende Fall der Wasserspiele hinter den Gewächshäusern stürzte langsamer, der Duft der Rose schwebte, hingegeben zum Preis des Schöpfers, in der lauen Abendluft, die paradiesisch den geschorenen Rasen überstrich. Wohlig und entspannt empfing alles den belohnenden Tau und ward Gefühl des Abends, Gefühl des Geborgenseins.

Fritz Schiller saß aufrecht und es lohte in seinen Augen. Er war stark wie nie. Gefühl! Gefühl!

— für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott, du gabest mir Natur,
Teil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!

Ein schwerer Schritt knirschte auf dem Kiesweg. Langsam und schmerzlich kam Fritz Schiller in diese Welt zurück. Wer stahl ihm den Frieden, der so kurz gewesen war?

Den Hut im Arm, stand unter der Modeperücke der Herzog vor ihm.

Digitized by Google

Er musterte den bleichen Eleven mit stechendem Blick und stieß den Krückstock mit der Onyxzwinge auf.

„Bleib Er sitzen und laß Er für heute den Rockkuß! Er ist ja malade; das entschuldigt Ihn! — Was macht Er mir für unangenehme Chosen? Er ist da, um den Geist zu bilden, nicht um siech zu liegen. Es fehlet Ihm wahrlich an nichts bei mir; warum will Er nicht froh sein? Basedow könnt Ihn nicht anders erziehen und die Rousseauschen Prinzipien, soweit sie was taugen, sind die meiner Anstalt, auf die die Welt siehet. Herr Voltaire ließ sich drüber berichten und lobte sie. — Ich halte Ihn fern von Sünde und Weltschlechtigkeit, Ich lasse Ihn aufwachsen unter Baum- und Tierseelen, damit Er die eigene fände. Statt, daß Er jubilieret, hängt Er den Kopf. Freiheit ist des Menschen höchstes Gut, ich verschaffe sie Ihm, ich befreie Ihn von allen Ketten der Sorge, selbst von den unsichtbaren, die am schwersten lasten: vom Elternhaus! Ich hab's am eigenen Leibe gesehen, wie die Familie die Persönlichkeit ertötet; ich bin gegen Verwandte und gegen meine Erzieher zu Felde gezogen, mein Lehrer wurde gebüßt wie jeder andre, der mir widersprach . . .

Doch ich verzeihe als Philosoph. Ad exemplum: gestern haben Wir Seinen Taufpat, der einmal gegen Uns häßlich konspiriert hat, den Rieger, in Ehren und Gnaden wieder aufgenommen, weil sich's für intelligente Menschen nicht geziemet, nachzutragen. Von morgen ab heget er mir am Hohen-Asperg die Gefangenen. Der einmal wilderte ist nachher der beste Heger!

A propos, was ich Ihm sagen wollte: Seine Mutter hat Ihm Backwerk gesendet zur Heilungsfeier. Das muß Er noch heute zurückschicken! Schreib Er dazu, Er verbitte sich in Hinkunft solche Inkommodität aten von daheim. Den Brief hat Er mir vorzulegen, ehe er abgeht. Zur Schwäche erziehe ich nicht; ich bin ein Mann von principes! Ich kehr mich an niemanden, an gar niemanden, denn: an meinen Kopf. Er ist ein schlechter Schüler, aber ich vertraue doch Seinem ingenium; die Schulsäcke sehen nur, solange die Zeile reicht. Aber: mach Er mir's nicht so schwer, mich daran zu vergnügen, andre glücklicher zu machen, als ich es selber bin. Geh Er unter die Menschen, schließ Er sich nicht ab: Leutseligkeit ist das Sinnbild der Tugend. Seh Er mich!"

Sinnend hob Karl Eugen den Stock und starrte zergrübelt in die sinkende Nacht. „Professor Abel sagt mir, daß Er einen guten Kopf für die Philosophie hätte. Denk Er ein wenig für mich und quäl Er sich, wenn Er doch von mir lebet und durch mich Sein eigenes Denken graft; Er ist da für mich! Denk Er nach über das Thema, so Uns momentan beschäftigt. Weiß Er was von der Standhaftigkeit tugendsamer Frauen? Sind tugendsame Frauen standhaft? Repondier Er mir auf die Frage mit all Seiner Kenntnis von innen und außen, so Er von alten Autors weiß; die jungen verstehen nichts; ich hab mich überzeugt! Je mehr Er denket, desto gesünder wird Er sein. Er hat für die Arbeit noch drei Tage Krankenurlaub. Bon soir!"

Langsam und gesenkten Hauptes wandelte Karl Eugen dem Kavaliersbau zu. Mit verschränkten Armen trug er den Hut auf dem Rücken und dachte an Franziska von Hohenheim, die so gleichmäßig kühl und begehrenswert blieb. Grübelnd und verlorenen Schrittes versank er hinter den zugestutzten Hecken.

Digitized by Google

Knallrot war Fritz von Hoven im Antlitz, als er in Schillers Frieden brach:

„Schiller, wir haben ein neues Buch! Komm mit! Wir lesen es im Repetitionssaal. Der Petersen geht herum und schreit Weltgeschichte vor, damit der Nies vermeinet, wir studierten gemeinsam; der Scharffenstein liest vor, damit wir's alle hören. Den Kapf, der's Buch nicht gelten lassen wollte, weil er sagt, er hätte sich am Ende nicht umgebracht, den haben wir rausgetan! Komm, o komm doch! »Warum so grenzenlos an Gefühl und warum so eingeengt in der Kraft des Vollbringens.«" Fritz von Hoven verdrehte die Augen und zog den Freund heftig beim Arm.

„Hoven? Stehet das im Buch? Wer hat's geschrieben? Wie heißet das Buch? Sag! O sag!" Fritz Schiller umklammerte den Freund.

„Vom Goethe ist's, der den Götz schrieb und heißet: Die Leiden des jungen Werthers."

„Hoven! Hoven!!" Erschauernd stand Fritz Schiller, ein Schauder durchrann ihn, er verehrte sich selbst. „Hoven!" er riß den Freund fast zu Boden. „Den gleichen Gedanken hab ich mit Zaudern gedacht und wollte in Tränen zerfließen." Alles in ihm bäumte und warf Blasen. „Soll ich nicht berufen sein, wenn ich ähnliches denk, wie die Größten, die ich verehre! Gib mir einen Stoff und ich will glücklich sein! Einen Stoff!"

„Deswegen komme ich! Wir wollen zusammen einen Roman schreien la Werther und ihn Herrn Haug senden, der zu Stuttgart das „Schwäbische Magazin" redigieret. Der hat von der Maria Theresia, auf die er ein Gedicht gemacht hat, den Dichterkranz bekommen und ist kaiserlicher Hof- und Pfalzgraf, der den Lorbeer vergibt, der muß unsere Namen ins Ausland tragen. Der Friedrich Haug muß uns bei seinem Vater protegieren. Der Petersen und der Scharffenstein machen auch mit. Sei du der Führer! Wir wissen, du hast schon manches gedichtet. Ich mach die breiten Stellen und du die kurzen; du hast den dramatischen Schwung! Der Scharffenstein ist der Lyriker, er hat's selber gesagt!"

„O Freunde, wo reißt ihr mich hin! Die Ruhe ist still und einfach; größer als das größte Wort; ich hab's gefühlt! doch es sei; ich spür in meiner Brust die Lose! Ich will, ich will und es muß gelingen! Mensch will ich sein, nicht Herzogsknecht!"

„Komm, komm; wir wollen heute noch beginnen."

Ein Mann ging durch die Reihen der ängstlich flüsternden Akademisten. Sie hoben sich auf die Zehenspitzen und sahen mit grausiger Wollust, wie er mit ihren Kameraden experimentierte.

Er ließ die Burschen ernst und heiter dreinsehen — ein Blick des Herrn von Seeger genügte, um diese Gesichtsphänomene auf Wunsch hervorzubringen — er maß und prüfte die Gesichter mit dem Längenmaß. Er kontrollierte die Seelen.

Hoven, der an einer Götz-Nachahmung „dichtete", fand heute kein Gehör bei Schiller. Vergebens vertraute er dem seine literarischen Nöte an, „daß die Sache kein Ende hätte und die notwendige Tendenz ihm selbst noch nicht klar wäre". Fritz Schiller sah hochinteressiert dem Manne mit den schwärmerisch-wilden Augen zu; seine Ohren waren taub für die Schmerzen der gewollten Poesie, die auch in seinem Innern rasten und

Digitized by Google

brüllten. „Meinst du, es gibt eine Wissenschaft vom inneren Menschen, Scharffenstein?“ fragte er, „meinst du?“

„Professor Abel saget, daß Herren Lavaters Physiognomik nicht ohne Boden sei; man könne wohl aus Körperteilen auf die Eigenschaften der Seele schließen. Da schau hin, jetzt zeichnet er des Kempff' Silhouette!“

Alle streckten sich, und über Fritz Schiller kam wieder das unleidige Zittern, das ihn stets befiel, wenn sein Fühlen vorauseilte und allein in menschenfernen Gebieten war. Der Mystizismus des katholischen Gottesdienstes zu Gmünd stand vor seinen erschaudernden Augen, die sich einwärts wandten; die Sagen und Märchen der Jugendzeit verbanden sich mit den Mondlandschaften des heimlich gelesenen Ossian zu unheimlichem Blick hinter die Weltkulissen. Sein Kopf wehrte sich. Mit scharfen Augen, die sich nicht imponieren lassen wollten, sah er den Hantierungen des Züricher Predigers zu. Herr Lavater prüfte, ernst und strenge, den Kopf des Zöglings, er betastete und maß ihn, heiligen Eifers voll, der Aufklärung entgegenzutreten, die dem Körper seine Rechte verlieh.

„Das ist Material für meine Sammlung,“ sagte schwer erregt und hocherfreut die helle Stimme, die von schwelgerischer Phantasie erzählte, „hier sieht man deutlich, daß die Seele Herrscherin ist und den Körper bildet. Hier ist ein Exempel gewonnen, wie die Menschenkenntnis zur Förderung der Nächstenliebe beizutragen befähiget ist.“ Aufgeregt fuhr er noch einmal die unfertige Bubennase des Anstaltbösewichts entlang, derweil die Zöglinge vor seinem Urteil bebten und mit scheu bewundernden Blicken sein Seelenwissen quittierten. „Das ist ein moralisch und seelisch hochstehender Mensch! Wie heißet er? — Kempff? Der Kempff ist ein Heiliger, der verkannt wird!“ Den flammenden Blick rundum sendend legte er die Hand herausfordernd auf des Dümmsten und Schlechtesten Haupt.

Totenstill war's; selbst Herrn von Seegers schnellfertige Miene erstarrte in der vorübergehenden Besorgnis, daß er manchmal manchem Zögling in manchem könnte Unrecht getan haben. Noch immer stand Herr Lavater mit verzückten, übersinnlichen Augen, die grenzenlos in uferlosen Hoffnungen schwärmten.

„Was sagest du, Schiller? Ist's nicht schrecklich, wie tief er ins Leben sieht?“ flüsterte Hoven.

„Schiller, gib Antwort; wie sollen wir bei solchen Verhältnissen jemals Gerechtigkeit üben?“

Langsam und sicher, mit gelöschtem, ruhigen Blicke sah Fritz Schiller seine Freunde an; ein verächtliches Lächeln kräuselte seinen eigenwilligen Mund. Er sagte bedächtig: „Herr Lavater ist ein Riesenvieh!“ Nun wuchs das bange Lächeln zu voller Blüte aus, er umfing den Hoven und Scharffenstein und schwenkte sie. „Lasset euch doch nicht imponieren von dem da mit seinem Zollstab!“

Ein erlösendes Gelächter scholl Herrn Lavater entgegen.

„Wird Ruhe gehalten werden?“ schrie Intendant von Seeger, dem es fürchterlich war, daß das „Ausland“ vermeinen könnte, er hätte schwache Disziplin in der Anstalt, „bei sonstigem Eßentzug!!“

Sie standen wieder mit unbeweglichen Zügen in Reih und Glied. Verstohlen und dankbar sahen sie zu Fritz Schiller auf, der einen Nimbus zerstört hatte, der sie für Wochen ins Zweifeln geworfen hätte.

Digitized by Google

Doch Fritz Schiller merkte seiner Freunde verehrende Blicke nicht; sein Kopf, der sich zum erstenmal getraut hatte, eine geistige Autorität anzutasten, sah nun auch in eigner Sache klar: Was er bis heute geschrieben hatte, war schlecht. Die Erkenntnis stand plötzlich vor ihm: Man durfte nicht mit kleinlichen Mittelchen arbeiten, wollte man etwas Großes, Weltumfassendes, leisten.

Die Nachahmung gelingt nur den Halbbegabten; die Nichtkönner und die Begnadeten müssen darin versagen.

Viel hatte der treue Scharffenstein zu stützen, seit der Traum des Kunstwerkes in Schiller zu Ende war.

Selbst weh im Herzen, streichelte Scharffensteins Wort den Freund:

„Was hast du, Schiller? Sei nicht kleinmütig; auch ich bin gescheitert mit der Poesie. Wir alle!“

„O Scharffenstein, euch war es nur Spiel; bei mir ist nun alles aus und vorbei.“

„Hast nicht du die gleiche Zukunft vor dir wie wir andern? Ich werd Offizier, das ist nicht viel bei den jetzigen Zeiten, du kannst Sekretär und mehr werden.“

„Du malest schön; dir ergibt sich die Kunst auf anderm Gebiet; mir bleibt das traurige Verzichten!“

„Schiller! Wie kannst du so sprechen! Du, dem die Verse vom Munde fließen wie andern nicht die gewöhnliche Rede.“

„Scharffenstein, sag das nochmals!“

„Ja, ich fühl deine Sendung, du beißest dich durch! Du darfst nicht verzagen! Du mußt durch Dick und Dünn gehen. Du darfst nicht den andern gehorchen — nicht einmal dir selbst, wenn du schwach bist!“

„Und wenn es fehl geht?“

„Dann — dann muß Gott helfen! Aber: es wird gelingen! Und sonst: Du bist auch dann noch ein Mensch, der Arme und Beine hat.“

„O Scharffenstein, dir blühet noch ein anderes Leben; du bist stark und schön, du wirst im Felde sterben als kühner Soldat oder die Fahne in der Faust die feindlichen Schwadronen verjagen und den Dank aus des Fürsten Tochter Hand empfangen, im Angesichte des siegreichen Heeres. Ich aber: Ich bin häßlich und der Schlechteste im Fechten und Voltigieren und jeder lacht, der mich sieht. Widersprich nicht, deine Güte des Mitleides schmerzte mich; ich will dir nur klar auseinanderlegen, warum ich als Poet Karriere machen muß! Ich bin zum Geistigen gedrängt; was euch ein mißglücktes Spiel war und bleiben wird, mir wäre es ein zerbrochenes Leben; ich wäre am Ende. Was soll ich auch als blecherner Jurist mit all dem Formelkram? Kühn werf ich ihn ab und recke mich; gut, aber: Scharffenstein, was soll ich Klassenletzter und einzige Hoffnung meiner Familie, meinem Vater sagen? Und zu anderm tauge ich nicht! Ich seh nimmer aus vor Herzensbangigkeit und quälender Angst. Mir brennt nur mehr dieses eine Licht, vielleicht erwisch ich noch das wahre Leben, das die Menschen ehrt, statt der Paragraphen und Gamaschen, in die man mich preßt . . .

Scharffenstein, Gott muß mir helfen, denn er ist barmherzig. Du hast recht: er wird mir helfen! Ruhig werd ich dereinst vor seinem

Digitized by Google

Throne stehen, wenn die Posaune ruft. Dann will ich hellen Blickes vortreten und sagen: O Herr, das Pfund, das du mir gabst, ich hab es redlich gemehret zum Wohle der andern. Scharffenstein, Scharffenstein und Er: ruhend auf seiner Wolkenbank! Wird er mir verzeihend winken und mich eingehen lassen ins Land der ewigen Seligkeit, weil ich mir treu war und wahrhaft lebte? O Scharffenstein, meiner liebsten Freunde Allerliebster, steh mir zur Seite im grausen Jammertal, auf daß ich Kraft finde zu widerstehen den bösen Mächten. Sei mein Freund für ewig und immerdar und glaub an mich!"

Krampfhaft umfing er des Freundes starke Faust. Als er das besonnene Feuer in den treubewundernden Augen sah, wollte er andächtig und dankbar die Hand küssen. Doch der Freund zog ihn an die Brust und strich ihm seine heiße Stirn, hinter der ein Krater dampfend qualmte, der stürmischen Ausbruch vorbereitete.

Sie saßen schweigend, bis das Blut wieder ruhiger strömte.

„Hast du meinen »Eroberer« gelesen? Was sagst du dazu, Scharffenstein? Dem Hoven gefällt er nicht; dem ist er zu wild!" Schillers Blick bohrte und wühlte im Freund.

„Er ist schön und hat Kraft für drei. Kraft kann ich nicht tadeln! Ich meine, Schiller, die Welt wär besser, läse und beherzigte sie deinen ehernen Worteprall. Man höbe die Menschheit höher, wenn Ehrgeiz und Ehrbegier schwänden."

„Und das Versmaß? Die Bilder? Sitzt jedes Wort am andern? O sag! Der Petersen hat drüber weggelesen, als glaubte er nimmer an mich."

„Ich glaub an dich!"

„O Scharffenstein!" Vor innerer Erregung schluchzend umfing er aufs neue den Freund. „Du glaubst an mich! Weißt du, was das Wort in meine Adern gießt? Zehntausend Höllen reißt es ein und tötet den pestilenzialischen Anhauch der Kleinmütigen. Es schmeißt die Pygmäenbrut ins Dunkel und gibt mir Kraft." Er ballte die Faust, daß der magere Arm erzitterte; unter den buschigen Brauen schoß ein fremder Blitz hervor. „Kraft! Kraft! O Ewiger, ich fühl mich am Grabesrand noch einmal stark und die Harpyen weichen! Scharffenstein, Scharffenstein, ich muß ein Dichter werden, dessen Name durch die Welt läuft. Aus diesem Schwabenhirn muß sich ein Werk aufbauen in die Ewigkeit, und ich werd das ragende Haus den Menschen schenken, damit sie drin wohnen in Freiheit; ich aber will dann still beiseitegehen und weinen, weinen vor Glück, das ich Armer schenken durfte, weil es mir selber versagt war."

„Du bist groß, Schiller!"

„Doch ich sitze da und erlebe nichts! Scharffenstein, ich sitz in Papieren, statt in der pulsierenden Welt, deren eisernes Räderrollen ich kaum höre. Heißes Wollen und Eingeengtsein rennen wider einander an in mir. Lasest du Klinger? Wie die feindlichen Brüder, Karl, der Edle und Kühne, mit der Bruderkanaille, voll Heuchelei und Feigheit, kämpft, so kämpft Gutes und Böses in mir und ich kann's nicht gestalten, weil ich nicht Ruhe der Betrachtung hab. Meinen »Studenten von Nassau« hab ich verbrennen müssen; man hat mir zu oft hineingetrommelt und hineingelärmt mit unnötigen Dingen; sonst hätt ich

Digitized by Google

früher klar gesehen: ein Libertiner darf nicht durch Selbstmord enden. Gib mir die Fassung der Ruhe, die gefestigte Gelassenheit im Schicksalswalten, die Fähigkeit, falsch zu sein und anders zu reden als zu denken. Das Rückgrat, daß ich nicht zittre, wenn der Seeger winkt. Wie des göttlichen Beaumarchais' Anschleichen in der hinterhältigen Rede, so muß des Dichters Wesen sein! Göttlich, göttlich ist das gebracht, Scharffenstein! Wie ein heuchlerischer Schmeichler und Schuft benimmt er sich, um Gutes zu wirken. Wer das so könnte! Wer die behagliche Temperatur des Gemütes hätte! Wer das Geld oder die Macht dazu hätte oder: nein, laß mich leiden, aber gib mir einen Stoff, Scharffenstein; zehn Jahre meines kurzen Lebens, mein letztes Hemd, für einen Stoff, an dem ich mich weisen kann! Ich bin wer, vertraue mir! Ich darf dir ja glauben, Scharffenstein! Scharffenstein, wenn sie in mir läsen! Wenn sie in mich sähen! Gott wird mir viel zu verzeihen haben, denn ich sündige viel in jähen und wilden Gedanken! Doch: ich will Gutes!"

Mit der Hand fuhr er die schweißnasse Kehle entlang; seine Rede ging nun in scheuer Freude bebend, an die ringenden Mächte in ihm, die nicht mehr zur Ruhe kamen. „Wohin reißt ihr mich noch, stürmische Gefühle? Wollt ihr mich segnend ins Verderben schmeißen? Es sei!!" Und er breitete strahlenden Auges die Arme. — „Scharffenstein, Scharffenstein! Trau mir und keinem andern! Halt zu mir und in einer kleinen Weile liegt die Welt uns zu Füßen!" Im sehnenden Überschwang umarmte er den heißgeliebten Freund, sie küßten sich — eine unschöne Stimme riß sie auseinander.

„Kommet hinunter in den Saal, ihr Verliebten! Eine Neuigkeit! Die Akademie ist nach Stuttgart verlegt! Wir übersiedeln!"

„Von wem weißt du's, Boigeol?"

„Kühlt euch erst ab!" Er stob mit anzüglichem Lachen zur Tür hinaus.

„Boigeol ist kein edler Mensch! Scharffenstein, hüte dich vor dem!" Schillers Augen warnten.

„Juchhei!" Der Kapf sprang durch die Türe herein. „Nun kriegen meine Fähigkeiten die große Welt, die sie zur Entfaltung brauchen! In Stuttgart mach ich Karriere! Dort gibt's Weiber, die einen kräftigen Kerl soutenieren! Und dein Vater, Schiller, wird Garten-Intendant auf der Solitüde! Weißt du's schon?"

„Scharffenstein!!" Fritz Schiller preßte hocherregt, in jäher Angst, des Freundes Hand. „Ich hab seit Tagen nicht an zuhause gedacht. Das gab es in mir noch nie! Vater und Mutter vergaß ich über dir. Scharffenstein! Sprich mich ledig durch dreifache Lieb! Scharffenstein!!"

Vom Heute fürs Morgen

Ein Wort für Johannes Müller

Bei Johannes Müllers großem Erfolge konnten die Gegenstimmen nicht ausbleiben. Ich habe nicht den geringsten Wunsch, sie gedämpft zu sehen, so wenig als, wie ich glaube, Johannes Müller selbst ihn hat. Aber ich möchte einige Gründe anführen, aus denen ich glaube, daß der Mann zu schade für eine gewisse lächelnde Behand-

Digitized by Google

lung ist. Mag man nämlich persönlich sowohl seine Blätter wie seine Vorträge als seine Idee vom persönlichen Zusammenleben ablehnen, so scheinen mir doch in allen dreien Momente, welche sie zu den erfreulicheren Zeichen der Zeit stempeln.

Wir andern Literaten oder Publizisten oder Schriftsteller oder wie man uns nennen will, die wir die Kulturangelegenheiten der Nation verhandeln und durchdenken, haben fast nie Gelegenheit, zum ersten Schritt den zweiten zu tun, zum ersten Wort das wichtigere zweite zu sagen. Bücher schreiben? wohl gar Bücher über ernstere, mehr innerliche Angelegenheiten? Ja, wenn wir derweilen das Leben suspendieren könnten. Ach, mein Herr, diese Dinge gehen nicht. Sie mögen sehr wertvolle Dinge zu sagen haben, aber das Publikum trägt sie nicht. Und unsre Revuen? Unmöglich, mein Herr! Nachdem wir erst vor drei Monaten einen Aufsatz über diese schweren und wenig interessierenden Dinge gebracht haben, können wir unmöglich schon wieder einen bringen! Unsre Revuen sind zum größten Teil nach dem Prinzip des Varietés eingerichtet, die Geistesakrobaten werden in ihren Produktionen unter dem Gesichtspunkt vorgesetzt, daß möglichst alle Spezialitäten in jedem Heft vertreten seien. Hier nun hat es jemand durchgesetzt, sich sein eigenes, persönliches Organ zu schaffen. Das will immerhin Respekt.

Ich kenne die „Grünen Blätter" wenig, die Vorträge gar nicht. — Tatsache ist doch, daß es Müller gelungen ist, sehr viel Liebe auf seine Person zu sammeln. Was mehr ist: der ganze Gedanke oder besser: die Tat, wieder mehr mit dem gesprochenen Wort und der lebendigen Gegenwart zu wirken, scheint mir ernster Achtung wert.

Endlich der mir persönlich am wenigsten eingehende Punkt: das Haus. Das mag dasjenige in Müllers Wirksamkeit sein, das am schwersten überzeugt. Immerhin, man hat öfter darauf hingewiesen (zum Beispiel tat es Harnack), daß die radikale Abschaffung der Klöster eine vorschnelle Maßregel der Reformation war, daß eine Umwandlung nach den neuen Ideen besser gewesen wäre, daß eine Friedensstätte für Schiffbrüchige eine sowohl menschenfreundliche wie würdige Anstalt sei. Nun, Schloß Mainberg ist noch etwas anders orientiert. Aber mir scheint, auch da sei in aller Freiheit ein Keim aufgegangen, den es nicht bekömmlich sein dürfte, niederzulachen. Nicht bekömmlich, meine ich, für die Lacher. Denn Johannes Müller seinerseits dürfte den Humor haben mitzulachen.

Bonus

Letztmals kriegt oder krigt man?

Einige Leser möchten doch gern hören, was sich denn eigentlich gegen Dehmel sagen lasse. Gut, geben wir von den Einsendungen an uns die liebenswürdigste wieder, die unsern großen Germanisten Geheimrat Behaghel zum Verfasser hat:

Unter der Hand des Dichters gestaltet sich die Wirklichkeit zu wundersamen Dingen, und er gibt den hergebrachten Worten neue, ungeahnte Bedeutung. Dazu treibt ihn sein Geist, das ist sein gutes Recht. Wenn aber seine Gesichte mitten zwischen nüchtern sachlichen Betrachtungen stehen, so ist zu befürchten, daß nicht jeder merkt: das sind ja luftige Gebilde der Einbildungskraft, und so ist es vielleicht nützlich, daß der Sprachforscher seinen

Digitized by Google

Sprachgebrauch dem des Dichters gegenüberstellt. Wenn neben kriegte ein krigte tritt, so ist das nicht Umlaut, sondern Verkürzung des Vokals. Mögen — mochte ist dazu kein Seitenstück, denn der Vokal in mochte ist zu allen Zeiten kurz gewesen, wie auch ich niemals langen Vokal gehabt hat. Auch wird ich in Süddeutschland nicht iech oder iach gesprochen, sondern das Wort besteht aus einem kurzen i und jenem Kehllaut, der dem Norddeutschen so sehr auffällt, obwohl er ihn an anderer Stelle der Wörter selber spricht. Ob es kriegte oder krigte heißt, es ist immer schwache Konjugation; stark wäre er krach, wie es in mitteldeutschen Gebieten für Dehmels krigte heißt. Unsere Schriftsprache ist nicht von Hause aus ein norddeutscher oder mitteldeutscher Dialekt; es ist nicht richtig, daß nach allgemeiner Übereinkunft die norddeutsche (sogenannte hannöversche) Aussprache für ganz Deutschland maßgebend geworden sei. Ich möchte also behaupten, daß Dehmel gegenüber den Gesetzen unserer Sprachentwicklung sich starke dichterische Freiheiten herausnimmt, und möchte empfehlen, gegenüber seiner Weisheit sich auf die Seite der amtlichen Rechtschreibung zu stellen.

O. Behaghel

Schopenhauers Vorlesungen*

Es entspricht der Bedeutung Schopenhauers, die wir an anderer Stelle dieses Heftes hervorgehoben haben, daß jetzt, hundert Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Schrift, eine bisher unbekannte Darstellung eigener Hand seiner Gesamtphilosophie veröffentlicht wird und somit, gleichsam als ein Symbol ewig wirkenden Schriftstellertums, ein zentenarischer Ring Schopenhauerscher Publikationen geschlossen wird. Dies Schlußglied bilden die in Berlin, im Sommersemester 1820, gehaltenen Vorlesungen, die jetzt erschienen sind, als der neunte und zehnte Band der neuen, unter den Auspizien Prof. Deussens edierten Gesamtausgabe. In seinem hohen Bewußtsein von der Würde des Schriftstellertums hat Schopenhauer sich zwar sehr mißbilligend über Veröffentlichung von Vorlesungen geäußert; was seine eigenen betrifft, so gilt wohl aber auch von ihnen, was er von den Briefen sagte; „Nach meinem Tode mögen sie tun damit, was sie wollen.“ Und wir wollen ganz entschieden eine Gesamtdarstellung seiner Philosophie, von ihm selber einige Jahre nach der Abfassung seines Hauptwerkes geschrieben, nicht entbehren. Neue Aufschlüsse über Hauptfragen seiner Lehre wird freilich niemand hier erwarten. Aber ein Schopenhauerkenner wird nicht lange in diesen Bänden zu blättern haben, bevor er dies und jenes entdeckt, das in den Schriften nicht zu finden ist. So, um das auffallendste Beispiel zu nennen, die 130 von diesen großen Seiten umfassende Darstellung der Logik, bei welcher man unwillkürlich an die Erzählung Gwinners erinnert wird, wie er zu seinem Befremden eines Abends an der Wirtstafel einem Herrn den Satz A = A hatte demonstrieren hören und ihn ein Gesicht dazu machen gesehen, als spräch er mit seiner Geliebten von der Liebe. Andererseits bietet aber das Werk auch gerade dem Neuling bedeutende

* Artur Schopenhauers Philosophische Vorlesungen, Piper & Co., München. (2 Bände. Preis broschiert 16 Mark; in Leinen gebunden 20 Mark; in Halbfranz 24 Mark.)

Digitized by Google

Aus „Kunst und Leben" 1913 (Berlin, Fritz Heyder)

AUS DEM KUNSTWART

LUDWIG VON ZUMBUSCH: KAMPF

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorteile. Während nämlich ein solcher beim Lesen des Hauptwerkes verschiedenes supplieren muß — Kants transzendentale Ästhetik, die Abhandlung „Von der vierfachen Wurzel usw." — dies aber meistens nicht tut, sondern später nachträgt, wobei man die richtige Ordnung verrückt: bekommt der Leser hier das Ganze in einem ununterbrochenen Strome; und die große Ausführlichkeit des mündlichen Vortrages (bei gleicher Stoffmenge [dem Umfange nach] weit über die doppelte Seitenzahl), die auch häufigere und größere Exkursionen in das Gebiet der Geschichte der Philosophie mit sich führt, erleichtert nicht wenig das Verständnis. Es ist deshalb wohl möglich, daß von jetzt ab diese letzte Veröffentlichung den bequemsten Eingang bilden wird für einen, der die Lehre Schopenhauers kennen lernen will. Der unvergleichliche Genuß freilich, den das Lesen des größten philosophischen Schriftstellers gewährt, wird ihm dabei nur stellenweise zuteil. Gj.

Lamszus' „Menschenschlachthaus"

Der Lehrer Lamszus ist zwar nicht, wie die Herren Kotzde und Scholz frischweg als Tatsache angeben, Mitglied des Hamburger Prüfungsausschusses, er ist das auch niemals gewesen, aber diese Behauptung mit ihrem Drum und Dran hat doch so viel Reklame für sein „Menschenschlachthaus" gemacht, daß wir uns nun auch an dieser Stelle mit ihm beschäftigen müssen. Unser Gesamturteil kommt dabei auf das des Jahresberichts hinaus: es ist ein Buch voller Leidenschaft und Anschaulichkeit, das sehr geeignet ist, auf den Leser in seinem Sinne, in dem des Verfassers, zu wirken. Zur Jugendschrift eignet es sich ganz und gar nicht, wie es ja auch weder von den Hamburgern, noch von uns irgendwo als solche empfohlen ist. Der reife Erwachsene aber wird gut tun, es kennen zu lernen, schon, weil es die ein-, ich möchte sagen: die aufdringlichste Propagandaschrift der Kriegsgegner ist, die von einem Deutschen in letzter Zeit verfaßt wurde, und weil man diese „Richtung" kennen muß. Daß es dem Buch an wirklicher Vertiefung, ja schon an reicher Verarbeitung der Friedens-Idee fehlt, ist aber auch Tatsache. Was mich persönlich anbetrifft, so muß ich freilich sagen, daß es auf mich nach den ersten Kapiteln wegen der häufenden Schreckenskammertechnik überhaupt versagt.

Mit der Mobilmachung beginnt es. „Es ist das Vaterland, dem wir geschworen haben, und muß es sein, so wollen wir als Bürger sterben." Nun die ersten Übungen, dann der Transport ins Feld. Gedanken, wie sie Wilhelm Jensen in seinen „Liedern aus Frankreich" umsungen hat („Auch drüben steht einer Mutter Sohn" und ähnliche) weben durch den Text. Als neue aber und fortan immer in Wiederkehr: es ist kein Ringen mehr Mann gegen Mann, es ist fortan ein Maschinenkampf, und wer stirbt, stirbt nicht mehr Soldatentod, sondern Maschinentod. Die erste Schlacht, die zweite, höchst eindringlich geschildert der Kampf gegen den „Wald", den schießenden Wald, in dem man rein gar nichts sieht, und der doch die Reihen niedermäht, bis er von den Überlebenden gestürmt wird. Das Gräßliche steigert sich im Kapitel „Sumpf". Dann ein Nachtbild: erst das Verderben aus den Luftschiffen droben, dann das Hochsprengen der Feinde aus dem geladenen Feld, „die fliegende Erde", das entsetzlichste von allem — Bil-

Digitized by Google

der, wie sie ähnlich grausenhaft kaum schon gemalt worden sind. Nun beginnt der Wahnsinn zu spuken. „Helm ab zum Gebet!“ brüllt plötzlich ein Reservist, und „»Herr Hauptmann«, ruft die harte, nackte, freche Stimme, die wir alle kennen, »haben Sie nicht Watte, daß wir uns die Ohren zustopfen können?«“ Meuterei, Kampf gegeneinander, der Erzähler flieht, dann taumelt er hin, ihm „sprühen Bilder im Gehirn und sprühen aus dem Kopfe heraus“, als hört er wieder „Feuer!“, aber die Salve kracht in die Luft, hüben wie drüben gibt man's auf. Er erschießt sich selbst. Ein Kapitel „Wir armen Toten“ macht den Schluß. „Wir mußten sterben, damit die andern leben konnten. Nun hat das arme Deutschland Luft. Wir sind satt und still. Sie aber haben Land! fruchtbares Land!“

Wenn einige Leute der Ansicht scheinen, daß auch erwachsene Leute solch ein Buch nicht lesen „dürfen“, so scheint mir das nicht sehr klug. Wir wären doch eine jämmerliche und vor allem: wir ergäben eine höchst kriegsuntaugliche Gesellschaft, wenn wir uns den Krieg der Zukunft nicht als den Kampf zwischen Maschinen vorstellen könnten, der er unzweifelhaft in höherem Maße werden wird, als die früheren Kriege waren. Je mehr wir uns an den Gedanken daran gewöhnen, je weniger werden wir, wenn er einmal da ist, von seinen Erscheinungen überrumpelt werden. Der Gedanke, daß gerade die Vervollkommnung der Kriegstechnik die Kriege seltener und seltener und schließlich wohl gar unmöglich machen würde, und sei's wegen Wahnsinn und Meuterei, ist auch nicht zuletzt von militärischen Sachverständigen da und dort ausgesprochen worden. Dann: wenn wir uns über die Tendenz solch eines Buches moralisch entrüsten, so müssen wir uns vor allem über Männer wie Tolstoi moralisch empören, deren ethische Werte wir doch eigentlich gelten lassen, auch wenn wir ihre intellektuellen anzweifeln. Aber Lamszus' Buch leidet an andern Mängeln. Da es im wesentlichen Maschinenkriegentsetzen mit eingestreuten Gesprächen und Monologen darstellt, so zeigt es alles auch nur in der Beleuchtung der Kriegs-Affekte. Ferner: auf ein paar Seiten, so daß sich Krasseste mit Krassem umschlingt und sozusagen zusammen mit ihm tanzt. Es würde auch einen viel weiteren Umfang erfordern, das Kriegs- oder Friedensproblem nach seinen verschiedenen Seiten wirklich darzustellen. Und dann: so begabt Lamszus ohne Zweifel ist, als ein starker Dichter erweist er sich hier nicht. Er kann von der Mitte ab nicht mehr steigern durch Hinaufheben auf immer weitere Umschau. Nicht nur kraß, sondern auch irreführend und geradezu sinnlos ist der erstaunlich kolportagemäßige Titel. A

Dramen von Heinrich und Thomas Mann, Stucken und anderen

Berliner Theater

Nie zuvor, scheint mir, stand die Entsagung, die Enthaltsamkeit von allen kräftigeren und resoluteren Mitteln der Gestaltung in so hohem Kurse wie heutzutage: etwas „vornehm“ zu vermeiden, etwas in weitem Bogen zu umkreisen, was einmal in den Geruch des Wirksamen, des Erprobten oder gar des Erfolgreichen geraten ist, gilt manchem mehr als die positive Leistung eines erfüllten Wollens. Zumal unsern Ästheten ist die Negation des Erwarteten und Natürlichen zu einem Ruhmestitel, zu einer Ehrensache

Digitized by Google

geworden, die ihnen — sagen sie uns oft genug selbst — um keinen Publikumserfolg, um keine Tantiemen feil sind. Das Instrument, auf dem sie spielen, macht dabei gar keinen Unterschied. Ob Novelle, Roman oder Drama, sie bauen in jedem Falle auf das, was sie nicht haben, sie fordern in jedem Falle Lohn und Dank für das, was sie ganz verschweigen oder halb gesagt schleunigst wieder verschlucken. Unendlich ihre Überlegenheit, wenn sie auf eine naive Frage, warum sie gerade vor dem entscheidenden Moment die Hand sinken ließen, mit hochgezogenen Brauen antworten: „Gerade das, sehen Sie, wollte ich nicht. Ich dachte mir, daß man es erwartete, da aber hab ich mich vollends kühl dagegen gemacht." Und nun stehst du da, ganz kleinlaut und beschämt womöglich, und weißt gar nicht, wie du zu solcher eisigen Einsamkeitshöhe mit deinem armen Blick emporklettern sollst ...

Zu diesen freiwillig Geknebelten, die in Einzelheiten und Nebensächlichkeiten zu viel können, als daß man ihnen ihre Armut im Wesentlichen und Entscheidenden ohne weiteres glauben möchte, gehört mir auch Heinrich Mann. Ich weiß und fühle, daß seine Begabung außerordentlich ist, und wenn ich an gewisse, mit schier unheimlich stilisierter Realistik geballte Stellen seiner Romane, zumal der „Kleinen Stadt" denke, muß ich ihn auch für einen außergewöhnlichen Könner und Gestalter halten. Aber an das Letzte und Tiefste hat er noch nie gerührt; eh es dazu kam, fiel noch jedesmal der Artist dem Dichter in den Arm: „Halt, Bruder, vergib dir nichts! Alles andre, nur um Gottes willen sich nicht gemein machen!" In seinem neuen Schauspiel „Die große Liebe", das, noch von Brahm angenommen und auch wohl besetzt, ein paarmal im Lessingtheater gespielt wurde, geht er nicht mal bis zu jener Grenze, wo man an einen Trotz des Nichtwollens glauben könnte. Schon beträchtlich früher zieht er die Kutte trappistischer Entsagung an, hängt Laden vor die Fenster, daß nur ja das Licht nicht hereindringe, bindet Tücher unter die Trommel, daß nur ja das Fell keinen Klang gebe. Zu einem befreienden oder erlösten Ausbruch in den Gefühlen seiner Liane Löwen, die zwei Männer mit Schnitzeln oder Abfällen ihrer Liebe abspeist, während sie auch den dritten, wahrhaft Geliebten, mit der „großen Liebe" satt zu machen weder Mut noch Herz noch Hingebung noch Phantasie genug hat, kommt es gar nicht; aber auch ihr Liebhaber, der Komponist, hat viel zu wenig Feuer, um diese mit Verstand, Berechnung und bewußter Reflexion gepanzerte Weltdame, die nicht von ungefähr in die nächste Nachbarschaft verbrecherischer Umtriebe gerät, in Flammen zu setzen und so zu durchglühen, daß ihr Unverletzliches, ihre Seele, ihr großes, wahres Gefühl heraustritt. So reiben sich die beiden Welten, die des glitzernden Scheins und die des echten, seelenwüchsigen Gefühls, nur ein bißchen aneinander, um dann aus der Sphäre dramatischer oder gar tragischer Möglichkeiten beide alsbald wieder in die tote Isoliertheit ihres einseitigen Extrems zurückzuschnellen, ohne unser inneres Schauen und Erleben auch nur um das Geringste bereichert zu haben.

Mit dem heroischen Stildrama hat das Deutsche Theater trotz all seinen redlichen Bemühungen immer noch wenig Glück. Thomas Manns „Fiorenza" mit dramatischem Blut und Leben zu erfüllen, gab es offenbar schon während der Proben auf. So kamen diese Szenen der

Digitized by Google

florentinischen Renaissance, die doch einen vollen Widerhall der wilden, brausenden Zeit geben möchten, in die gedämpfte Intimität des Kammerspielhauses und blieben dort, was sie im Buche (Berlin, S. Fischer) sind: eine rhetorisch-dialektische Auseinandersetzung zwischen der versinkenden, mit allem Schmuck des Daseins angetanen Welt der Mediceer und dem düster heraufsteigenden Gestirn Savonarolas, des eifernden Buß- und Strafpredigers, der alles, was jene Herrliches und Kostbares geschaffen, wie nichtsnutzigen Tand hinwegfegen möchte. Vergebens die Mühe des Dichters, durch künstliche Retardation und wohlberechnete Steigerung das für den letzten Auftritt aufgesparte Zusammentreffen Lorenzos und Savonarolas zu einem Fanal historischer Weltbeleuchtung zu machen; umsonst seine Absicht, durch die in den Mittelpunkt gestellte Gestalt der Buhlerin Fiore, die bei aller berückenden Lieblichkeit doch so etwas wie die Abstraktion der sündigen, lockenden und verwirrenden Stadt Florenz sein soll, die Hefe eines persönlichen Schicksals in den zähen Teig der Ideen zu bringen — der erkältende Doktrinarismus einer geschichtsphilosophischen Kopfarbeit wird nicht überwunden. Die Regie hätte gut daran getan, das manchmal an Gobineaus Renaissanceszenen gemahnende Kulturgemälde dem Ort der Aufführung entsprechend noch deutlicher als Fresko oder Flachrelief einer reflektierenden Dialogkunst zu geben; die grellen Farben und jähen Lichter, die sie aufzusetzen trachtete, betonten nur noch mehr die undramatische Willensmüdigkeit der drei „Akte".

Für so kurzsichtig oder publikumsblind wird wohl so leicht keiner die Reinhardtische Theaterleitung halten, daß sie angenommen haben könnte, mit der „Fiorenza" einen Erfolg auch nur von bescheidener Dauer zu erzielen. Augenscheinlich begnügte sie sich hier mit dem tröstlichen Gefühl, dem zeitgenössischen Schaffen gerade da, wo es von den Geschäftsbühnen gemieden wird, eine Reverenz erwiesen zu haben, die mehr Pflicht als Gewinn und Verdienst bedeutet, zumal da sich Thomas Mann ja inzwischen für den Weg des Erzählers entschlossen hat. Andre Gedanken hegt dasselbe Theater vielleicht bei dem zähen Eifer, den es der Dramatik Eduard Stuckens schenkt. Zum wenigsten scheint es mit den vielen überzeugten Freunden, deren sich dieser redlich strebende, unermüdlich arbeitende erfreut, zu denken: Nun, wenn es ihm mit den Gralsdramen nicht gelang, die Burg des Erfolges zu stürmen, so vielleicht mit dem härteren Wurf seiner „Astrid", diesem germanischen Treuedrama aus dem rauhen Bezirk der altisländischen Sagas. Damals habt ihr ihm vorgehalten, er hülle sich absichtlich in die schimmernde Prunkrüstung bilderseliger Worte und schwellender Reime, um seine dramatische Unkraft dahinter zu verstecken. Wohlan, jetzt wirft er Helm und Harnisch von sich, holt sich seinen Stoff statt aus dem üppigen Artus-Kreise aus der primitiven Welt der Laxdoelasage, wo Mann und Weib ihre Leidenschaften blank und bloß zur Schau tragen. Da werdet ihr ihm den Vorwurf eines Trugkampfes in der Tarnkappe nicht mehr machen können. . . . Nein, wirklich, so geschmacklos war Stucken nicht, den Pomp seines „Gawân" oder „Lanval" auch nach Altisland hinüberzunehmen. Aber wer hat ihm das im Ernste zugetraut? Daß er Kultursinn und schmiegsames Stil-

Digitized by Google

gefühl besitze, haben wir ihm von Anfang an gerne bescheinigt. Nur fürchteten wir im Gegensatz zu seinen wohlmeinenden Freunden, daß ihm in einem strengeren Klima die Zucht der Gedanken, die Konsequenz des dramatischen Aufbaues und die Energie der Charakterführung erst recht versagen würde. Und darin haben wir uns leider nicht getäuscht. Schon der fünffüßige Jambus, mit dem er sich jetzt bescheidet, hat weder Stahl noch Eisen genug, um in den Stein jener rauhen Erdensöhne und -töchter zu beißen. Und wie vor diesen Strengen und Starken die Form in epigonenhafter Schwäche stumpf wird, so erst recht die Gestaltung des urtümlichen Konfliktes zwischen Frauentreue und Mannestreue, zwischen Herrentum hier und Herrntum dort. Astrid, die Tochter Osvifs, steht zwischen Volli, ihrem rechtmäßigen Gemahl, und Kjartan, dem Geliebten ihres Herzens, der sie scheinbar vergessen oder verschmäht, jedenfalls nun eine andre gefreit hat, wie Brunhild zwischen Gunther und Siegfried, wobei die kleine anmutige, aber unbedeutende Hrefna, Kjartans mehr aus Trotz denn aus Liebe gekürtes Weib, die Rolle der Kriemhild spielt. Hier wie dort läßt sich der Leidenschaftsdrang der ebenbürtigen Frau zum ebenbürtigen Manne nicht bannen. Es ist die Tragik dieser Frauen der altnordischen Sagas, daß sie nicht vergessen können, daß sie im Guten wie im Bösen die Treue halten müssen. So ist alle Versöhnlichkeit Kjartans, alle Weichheit Vollis umsonst: Astrids in ihrem Frauenstolz gekränktes Herz will seine Rache, Kjartan, so heiß ihre in seiner Nähe neuerwachende Liebe ihm auch entgegenschlägt, muß fallen — von Vollis, seines Freundes und geliebten Pflegebruders, mörderischer Hand. Als dann dieser Totschlag von den Kjartan-Mannen an Volli gerächt wird, wirft sich Astrid zwischen die Schwerter und sucht im Tode Heilung des unseligen Zwiespalts, von dem ihr Herz im Leben zersplittert wurde ... Dieser Zwiespalt einer Frauenseele, die von der Treue gegen sich selbst und der Liebe zu dem andern grausam hin und her gerissen wird, will mit härterer Faust angepackt sein, als Stucken sie hat. Was er an moderner Psychologie in den alten starren Stoff hineinträgt, erweicht ihn, statt ihn zu härten und zu schärfen. Wo Stämme wachsen möchten, zieht er feines Rankenwerk, das sich mit diesem Boden nicht verträgt. Wo Sturmwind brausen sollte, läßt er weiche Lüfte spielen, die diesem Himmel fremd sind. So wirft er die Gefühle aus dem Geleise der Natur, anstatt sie fest und unerbittlich in sich selber hineinzupressen. Es ist und bleibt sein Verhängnis, daß er nicht durch die Oberfläche der Dinge dringt, ob er nun im schweren Prunkgefährt des doppelt gereimten Nibelungenverses um die Gralsburg kreist oder in bescheidenerem Aufzuge an dem zerbrechlichen Stabe neuzeitlicher Sentimentalität zu den Lachstälern Altislands wandert.

Zwei Revisionen älterer, schon anderswo aufgeführter Stücke führten zu recht verschiedenen Resultaten. An Ernst Hardts Jugenddrama „Der Kampf ums Rosenrote“ konnte das Deutsche Schauspielhaus wohl eine gewisse Wärme und Besonderheit des Erlebnistones aufdecken, nicht aber die Glut und Fülle stürmischer Eroberleidenschaft lebendig machen, die nach dem Willen des Dichters aus diesem Kampf der Generationen, diesem Ringen um den Segen des selbstgepackten rosenroten Lebens sprühen sollte. Dagegen gewann

Digitized by Google

Tolstois fragmentarische Szenenfolge „Der lebende Leichnam“ im Deutschen Theater unter Reinhardts Regie eine malerische Totalität und seelische Durchschlagskraft, wie man sie ihr nach der Aufführung in der Neuen Freien Volksbühne nicht im entferntesten zugetraut hätte. Was dort ein dürrer Stecken moralisierender Lehrsamkeit schien, wurde hier ein blühender Baum allermenschlichsten Lebens, in dessen Zweigen das Glück mit zager Kehle seine sanften Lieder singt, während unten am Fuße die Quellen des tiefsten Schmerzes rinnen . . .

Das Neueste an deutschen Lustspielen und Schwänken zu erhaschen, waren andere Bühnen diesmal flinker als die reichshauptstädtischen. So kamen wir um den Ruhm der Uraufführung sowohl des Bahrschen „Prinzips“ wie des Presber-Schönthanschen „Retters in der Not“, wenn wir die Versäumnis auch möglichst bald nachholten. Unbestritten aber blieb uns die Ur- und Erstaufführung des „Wieselchens“ von Leo Lenz, einer Backfisch-Glorifizierung, wie das Königliche Schauspielhaus sich keine holdere und süßere wünschen könnte. Hier werden mit zehn Millionen — nur Francs jedoch, denn das Stück spielt in Frankreich, weil man sonst fragen könnte: Dichter, woher hast du deinen Geist und Witz? — alle Schwierigkeiten hinweggeräumt, die sich zwischen den Herzen des mundfertigen Nichtchens und des großm...ütigen Onkelchens auftürmen, und alles geht so lieb, so glatt, so rührend zu, daß, wenn das Stück nur neun Monate länger spielte, sicher der selige Kotzebue selber aus den Wolken herabsteigen würde, um Onkel Gastons und Frau Wieselchens erstes Kindchen aus der Taufe zu heben. Friedrich Düsel

Jugendwerke von Otto Ludwig

Dresdner Theater

„Die Torgauer Heide“ und „Hanns Frei“ mit der besten Bühnenkunst voller Liebe aufgeführt zu sehn, diese Freude, die Otto Ludwig selber nie geworden ist, verschaffte das Dresdner Hoftheater zur Gedenkfeier seinen Freunden. Oft wird sie kaum erneuert werden, aber es überraschte doch, wieviel Zuschauerbehagen sich durch das ganz köstliche Bühnenbild aus dem Fritzischen Feldlager Ludwigscher Anschauung und durch die schnelle Munterkeit guter Schauspielkunst aus dem breiten Nürnberger Bürgerschwank herausholen ließ. Dichterisch freilich bedeutete das nicht viel; das Torgauer Lager zeigt, daß der junge Ludwig noch lange kein Wallenstein-Schiller war, und „Hanns Frei“, der heimgekehrte Landsknecht mit dem großen Schnabel und dem kecklustigen Herzen hat zwar drollige Spielgesellen, einen vorgeahnten Beckmesser sogar, aber das Hin und Her dieses Damensteinschiebens würde auf minder guter Bühne an die Stunde erinnern, da Großmutter Patiencen legte. Ludwig den Bedeutenden hätten uns die „Makkabäer“ oder der „Erbförster“ oder von Bruchstücken das zum „Gracchus“ zeigen müssen. Aber trotzdem: Otto Ludwig war's auch. Wenn man will: der von des Gedankens Bläße noch wenig angekränkelte, der noch nicht im Problem-Ringen sich zerquälende Ludwig — der Ludwig, der in seinem Gartenhäuschen und abseitigen Zimmerchen bei allerlei geliebtem Idyllischen neben dem Kämpfer Ludwig auch dagewesen ist bis ans Ende. Nicht der Rivale Hebbels und der Vorarbeiter Ibsens — ach, waren die weit —, sondern der Zeitgenosse Ludwig

Digitized by Google

Richters. Ludwig der Skrupellose, der nicht nur durch die Heiteretei dem Erzähler zur Seite geht, sondern auch „zwischen Himmel und Erde“ zu finden ist und sogar in den „Erbförster“ hineinguckt. Der Abend hatte etwas von Familienfeier.

Lublinskis „Kaiser und Kanzler“

Heidelberger Theater

Niemals würde ich ein Stück aufführen, dessen Held unausgesetzt auf dem Krankenbett liegt! Das war die Antwort eines Theaterdirektors, dem ich einst des verstorbenen Lublinski letzte Tragödie nannte. Nun hat man in Heidelberg doch die Aufführung gewagt. Es wird trotzdem wohl dabei bleiben, daß „Kaiser und Kanzler“ den tatkräftigen Theaterdirektor nichts angehen. Das ließe sich schön beweisen. Die Gestalten müssen, da der Kaiser krank ist, alle an sein Bett herangebracht werden, eine technische Aufgabe von höchster Schwierigkeit. Da es sich um ein weltgeschichtliches Geschehen von weitläufigster Art handelt, das über Länder und Meere hin spielt, muß eine große Fülle von Handlungen am Krankenbett exponiert werden, eine zweite Schwierigkeit erster Ordnung. Die dritte: trotzdem darf das Krankenzimmer nicht zum politischen Ministerkabinett werden wegen Gefahr der Langweile, also müssen noch Nebenhandlungen einbezogen und der Haupthandlung ein tieferer, geistig fesselnder Sinn verliehen werden. Wer nun meint, Lublinski sei an diesen Schwierigkeiten gescheitert, der würde erstaunen, wie glatt und sicher sein Drama läuft. Es ist alles restlos überwunden, was hemmen könnte, jede Möglichkeit bedacht und jede Erinnerung an Ungeschick verbannt. Aber gerade dieser Vorzug wird zum Verhängnis Lublinskis, wie seiner „Schule“. Denn die Klarheit des Ablaufs ist mit der Lebensarmut der Gestalten erkauft. Das beginnt hier bei den Frauen, die nur Statistenworte zu reden haben und blutleer herumstehen. Es greift aber auch tief in die Hauptgestalten der beiden feindlichen Freunde hinein. Ihr Riesengeschick — sie tragen beide Völkerschicksale und Gedankensysteme — könnte nur von einem großartigen Temperament, von leidenschaftlichem Denken und Handeln, von vielseitiger, stets bereiter innerer Kraft getragen werden. Menschen zu sein, haben sie in dem strengen Gefüge dieser kurzen Akte und Szenen nicht Zeit und Raum, sie sind nur Abhängige vom Bedürfnis einer kunstvollen Tragödie. Und daneben haben sie viel Zeit für die Aufgabe, alles auszusprechen, was die tiefere Bedeutung des Geschehens ausmacht. Nachdem also ein großer Kunstverstand Szenen gebildet hat, die alle technischen Gefahren überbrücken, füllt sie der Poet mit — Ideen. Nur an einigen, doch sehr wenigen Stellen haucht der fünfaktige Zweikampf auch etwas von jener Glut, deren Atem allein das Ganze unserm Herzen nahebringen könnte. Mit alledem soll gesagt sein, daß sich das Stück nicht auf der Bühne halten kann, denn die technische Bravour, die Tiefe des Denkens, die Ahnung möglicher dichterischer Hochbezirke fesseln keine Menge.

Aber es gibt ein besonderes Sich-erfreuen an alledem. So wie es viele fesselt, einem Maler oder Bildhauer auf die arbeitenden Hände zu sehen, so kann man hier dem Poeten in die Werkstatt blicken. Lublinski gehörte zu denen, die das schon durch ihre reiche Erfahrung, ihren leidenschaftlichen Kunsternst

Digitized by Google

und ihr hohes, wenn auch nicht ursprüngliches Können lohnen.

W. Sch.

Selbstverständliches und Nachdenkliches aus einer Theaterleitung

Diese neue Flugschrift des Dürerbundes ist dem ständigen Theater gewidmet, wie eine frühere sich mit vorübergehenden Liebhaberbühnen beschäftigte. Ich spreche darin ganz kurz von meiner persönlichen Erfahrung in Mannheim und glaube das meinem Leumund schuldig zu sein; hauptsächlich aber vom Spielplan, vom Personal, von der Arbeitsweise und den Hemmnissen, die in hundertfältiger Gestalt auftreten. Da ich ein Theater leitete, das unter städtischer Aufsicht stand und von der Stadt ausgezeichnet unterstützt wurde, soweit es sich um finanzielle Dinge handelte, scheint mir die Kritik, die ich an der Tätigkeit der Theaterkommission übe, allgemeineren Wert zu haben; denn es ist der durchaus gesunde Zug der Zeit, alle sogenannten Stadttheater in die städtische Regie hinüberzuführen. Früher waren sie oft den Ausbeutereien roher Theatergeschäftsleute überantwortet. Aber die Grenze zwischen Kommission und künstlerisch-administrativem Leiter muß schärfer gezogen oder mit feinerem Gefühl eingehalten werden, als es dort geschah, wohin man mich vor drei Jahren berufen hatte. Mit den Gepflogenheiten, die im Beamtenstaate möglich und ersprießlich sind, kommt man beim Theater nicht weit. Hier muß mehr Freiheit und, wenn es sich um den Zusammenschluß zu gemeinsamer Arbeit handelt, auch wieder strengere Unterordnung herrschen als anderswo.

Ferdinand Gregori

Klaviermusik

Der an dieser Stelle angestrengte Versuch, die Befriedigung der musikalischen Bedürfnisse im Hause unabhängig von den Folgen des wüsten Konzerttreibens zu machen, wird erst dann in stärkerem Grade gelingen, wenn die Einsichtsvollen im Publikum sich dessen bewußt werden, daß unter dem äußeren Schein der überwiegenden Mehrzahl der Konzerte kein innerer Kern verborgen ist, kein Kern, der gesunde Früchte zeitigen kann. Dann werden sie sich nicht länger darüber täuschen lassen, daß es Virtuosen im wahren Sinne des Wortes nicht mehr gibt. Ein solcher soll seine ihm ureigene Kraft in der Hervorbringung künstlerischer Wirkungen zeigen. Diese Kraft muß dem eigenen Empfinden und der eigenen Erkenntnis entspringen. Äußert sie sich nur in dem etwas besseren oder geringeren Nachmachen von dem, was andre schon vorgemacht haben, so können daraus keine Heldentaten werden. Diese Schwäche des Nachmachens ist der Grund, warum das Konzertwesen in unsern Tagen, namentlich im Hinblick auf die einzelnen Künstler, auf keiner rühmenswerten Stufe steht. Ihre Programme sind wie die welkenden Blätter des Herbstes: sie fallen ab und hinterlassen weiter keine Spur. Eine innere, über die flüchtigen Augenblicke des Abends hinausreichende Beziehung zwischen dem Spieler und dem Hörer ist kaum noch vorhanden, und der Hörer fühlt nicht das Bedürfnis, den Eindruck der Darbietungen weiter in sich fortwirken zu lassen. Vor ungefähr vier oder fünf Jahrzehnten spielte Alfred Jaëll, der zu den feinfühligen Meistern des Klavierspiels gehört hat, in seinen Konzerten das damals noch wenig bekannte und — erkannte „Warum“

Digitized by Google

von Schumann und wußte darin so innig zu seinem Publikum zu sprechen, daß dieses das Stück stets noch einmal zu hören wünschte. Als vor einigen Jahren der Versuch gemacht wurde, das Publikum mit dem „Albumblatt“ von Engelbert Humperdinck zu befreunden, blieb es davon ziemlich unberührt und fand dann in der Tagespresse die absprechende Bemerkung, daß nur „die Freundeshand“ dieses harmlose Stück dem Spieler auf sein Pult gelegt haben könne! Trotzdem darf es an dieser Stelle nicht unbeachtet bleiben; denn es gehört zu jenen kleinen Gedichten in Tönen, die aus dem Gemüt zum Gemüt sprechen wollen.

Das Albumblatt (Max Brockhaus, Leipzig) ist kein modernes Prunkstück. Der Komponist hat es seiner Schwägerin gewidmet, wodurch wohl angedeutet werden soll, daß eine dankbare Empfindung bei dem Gedanken an das glückliche Zusammenleben in der Familie diese schlichten, aber doch eindringlichen Klänge hervorgerufen hat. Bei aller Einfachheit der Durchführung verrät sich in der überaus feinen Stimmführung doch der Meister der kontrapunktischen Arbeit, und von dem Gesichtspunkte der kunstgemäßen Geschicklichkeit aus verdient eine so weise Beschränkung mehr Anerkennung und Bewunderung als das in unsrer Zeit so beliebte Wühlen in Überladungen und Verrenkungen des musikalischen Satzes. Das reizende Werk Humperdincks atmet Anmut und Natürlichkeit. Gerade diese letztere Eigenschaft findet sich auch in den Werken eines andern musikalischen Schöpfers, der darum in seinem Streben Humperdinck so nahe verwandt ist, wenn dieser Umstand auch noch keine allgemeine Würdigung gefunden hat. Wenn die Wogen der Unnatürlichkeit, die jetzt so hoch gehen, sich wieder gelegt haben werden, dann werden auf der klaren Kunstfläche auch die Werke eines Siegfried Wagner eine gerechtere Beurteilung und eine allgemeinere Billigung erleben, als sie jetzt finden. Wie gelangen sie aber auf das Klavierpult des Kunstwarts? Um dramatische Musikwerke kennen zu lernen oder sich deren Einzelheiten ins Gedächtnis zurückzurufen, ist stets der beste Weg, sich die vollständigen Klavierauszüge mit Text genau anzusehen, selbst wenn nicht alle darin sich findenden Schwierigkeiten überwunden werden können. Dazu hat nicht ein Jeder die nötige Zeit und Ruhe; aber zu einem Potpourri mag er auch nicht greifen, was ihm nicht verdacht werden kann, da die mit diesem Namen bezeichneten Sammlungen von Themen aus den einzelnen Werken ein wenig anständiges Gepräge zeigen. Unter den Werken Siegfried Wagners ist der „Herzog Wildfang“ noch am wenigsten bekannt geworden. Wenn heute ein Werk nicht zu einer Sensation geworden ist, so kümmert sich die Menschheit wenig darum, mag es einen viel größeren und länger dauernden Wert in sich tragen als die Sensations-Erzeugnisse. Wenn auch in deren Klavierauszüge kaum ein Mensch tiefer hineinblickt, da sie meistens viel zu schwer zu lesen sind, oft selbst für den Musiker von Beruf, so müssen sie doch wenigstens auf dem Klaviere liegen, da sie zu einer — „stilvollen“ Einrichtung gehören. Gegen diese Torheiten gibt es kaum einen erfolgreichen Kampf: ihre Überwindung liegt in ihnen selbst. Unterdessen sollten aber die Schönheiten, die im „Herzog Wildfang“ schlummern, nach und nach weiteren Kreisen be-

Digitized by Google

kannt gemacht werden. Der Verleger des Werkes (Max Brockhaus, Leipzig) hat sie in einer Phantasie für Klavier — nicht in einem Potpourri — zusammenfassen und durch leichte Übergänge verbinden lassen. In dieser Form bildet die Phantasie ein Werk für sich.

Größere Schwierigkeiten als die beiden eben genannten Werke, wenn auch keine unüberwindlichen, bietet die „Serenata" von d'Albert (Hofmeister, Leipzig). Ein stolzer Sänger, der die Gitarre vortrefflich zu spielen versteht und auch ein Kenner der harmonischen Spitzfindigkeiten und Kühnheiten ist, steht unter den Fenstern der angebeteten Schönen. Sein Gesang wird durch vorüberziehende übermütige Karnevalsscharen unterbrochen; denn anders wird man den Mittelsatz wohl nicht deuten sollen, da sonst der Gegensatz zu dem Hauptsatze doch zu schroff sein würde. Sehr lustig, wenn auch in etwas verzwickten Akkorden, schließt die Begleitung das Stück ab: in schnellen, aber ganz leisen Sprüngen eilt der Sänger davon. Sollte sich d'Albert entschließen, noch eine etwas erleichterte Ausgabe zu veranstalten, so dürfte er eines großen Erfolges sicher sein.

Manche wertvollen Blüten und Blumen der Klavierliteratur vertragen allerdings keine Erleichterung oder Bearbeitung, so sehr eine solche auch im Interesse begeisterter Kunstfreunde zu wünschen wäre. Dahin gehört die wundervolle „Bénédiction de Dieu dans la solitude" von Liszt, auf die im 2. Maiheft 1907 an dieser Stelle hingewiesen wurde. Ich deutete damals an, daß „sich vielleicht durch eine vierhändige Einrichtung eine weitere Verbreitung erzielen ließe", und erkläre nun, daß ich dies für ganz unmöglich halte; denn inzwischen ist eine Bearbeitung für zwei Klaviere erschienen, die geradezu abschreckend wirkt. Sie rührt von Emil Sauer her und läßt erkennen, daß nicht ein jeder, der das Glück genossen hat, von Liszt Unterweisungen zu empfangen, auch in das Wesen des Liszt'schen Geistes eingedrungen ist, nicht einmal in das Wesen des Liszt'schen Klaviersatzes; denn die eng aneinandergeschlossenen Begleitungsfiguren verlieren völlig ihren Reiz, wenn sie von zwei Händen ausgeführt werden müssen. Sie werden selbst bei einer noch so vorsichtigen Ausführung leicht den Eindruck Czernyscher Übungen hervorrufen. Das Stück ist ein Dankgebet — der Gebetdichtung von Lamartine nachgebildet. Nun denke man sich dieses Gedicht von zwei Personen gleichzeitig gesprochen — oder so, daß die eine Strophe von dieser, die andre von jener gesprochen wird: das muß einen herrlichen Eindruck machen! Genau so wird es den beiden Spielern am Klavier ergehen: sie müssen sich selbst vorkommen wie zwei Handwerksburschen, die fröhlich ihren Weg fortsetzen und dabei — das neueste Lied aus der „Lustigen Witwe" strophen- und abwechslungsweise zum besten geben! In solchen Dingen ist denn doch zur größten Vorsicht zu mahnen. Eduard Reuß

Die Sonne und der Städtebau

Wie wichtig das rechte Verhältnis von Sonne und Schatten für die Wohnung ist, darauf wurde im Kunstwart schon hin und wieder, etwa gelegentlich des berühmten zu schonenden „Anilinteppichs" (Kw. XXIII, 3) hingewiesen. Jetzt, wo es in Preußen endlich ein neues Wohnungsgesetz geben soll, verlohnt es

Digitized by Google

sich, einmal grundsätzlich auf diesen Punkt zurückzukommen; denn die alten, viel beklagten Übelstände können in Zukunft nur verhindert werden, wenn man von vornherein eine falsche Führung der Straßenlinien unmöglich macht.

Wenn jemand eine Wohnung mietet, so ist allemal eine der ersten Fragen: Hat die Wohnung Sonne? Und in der Tat ist es von höchster Wichtigkeit, Sonne — aber auch nicht zu viel Sonne, zu haben. „Dove non viene il sole, viene in medico." Sogar im Sonnenlande Italien, in dem die Bevölkerung den größten Teil des Jahres auf der Straße lebt, und wie man meinen sollte, Luft und Sonne genug haben müßte, hat sich die Wichtigkeit des Sonnenlichtes in der Wohnung zu einem so bedeutsamen Sprichwort niedergeschlagen. Es gibt Wohnungen, deren Fensterreihe ganz nach Norden gelegen ist, in deren Zimmer nie ein Sonnenstrahl dringt. Es gibt solche, die die volle Sonne des ganzen Tages — „genießen", kann man da kaum noch sagen; denn im Hochsommer wird dieser Vorzug zur Qual. Beide Arten Wohnungen sind mit Recht sehr unbeliebt. Sie gehören den Straßen an, die genau von West nach Ost laufen.

Was nun beim Städtebau vermieden werden könnte und müßte, wäre das Anlegen solcher Straßenlinien. Wenn die Fluchtlinie annähernd über Kreuz zu den Himmelsrichtungen gezogen würde, so wäre jeder Wohnung ihr Recht an Sonne und Schatten, je nach Tages- und Jahreszeit, gesichert. Damit wäre viel für die Gesundheit der Bewohner getan. Statistiken hierüber gibt es freilich noch nicht, sie wären vielleicht interessant. Den Sachverständigen, die jetzt am preußischen Wohngesetz arbeiten, denen ferner, die bei der Anlage neuer Städte mit zu raten und zu taten haben, kann es nicht dringend genug empfohlen werden, diesem Gegenstand ihre volle Aufmerksamkeit zu widmen. M. B.

Der Künstler im kunstgewerblichen Betrieb

Die Frage der Mitarbeit des Künstlers an der gewerblichen Herstellung, in der sich ja die spezifisch kunstgewerbliche Seite der Stoffveredelung verkörpert, bedarf noch der Klärung. So namentlich hinsichtlich ihrer Einfügung in den Organismus des wirtschaftlichen Betriebes. Die neuere Entwicklung hat hier — veranlaßt durch eine Reihe von Erfolgen — die völlige arbeitsteilige Loslösung der künstlerischen Arbeit im eigentlichen Sinne von der technischen Ausführung des Gegenstandes im Stoff immer stärker ausgebildet. Nach meinen Beobachtungen scheint es aber, als ob man in dieser Beziehung teilweise wieder einen Schritt rückwärts wird tun müssen, wenn auf die Dauer die Güte der Produktion nicht leiden soll. Völlige Arbeitsteilung erweist sich als angebracht vor allem in denjenigen Kunstgewerben, bei denen die künstlerische Gestaltung der Hauptsache nach eine Aufgabe der Raumgestaltung ist, also etwa bei Möbeln. Der Künstler tritt hier als Organisator der architektonischen Mittel auf, ähnlich, wie für den wirtschaftlichen Organismus der Unternehmer. Aber überall da, wo der künstlerische Reiz eines Gegenstandes in der liebevollen Ausführung der Einzelheiten liegt, wie bei Schmuck, Schnitzereien, Ziselierarbeiten und ähnlichem, genügt die sozusagen disponierende

Digitized by Google

Arbeit eines von der technischen Ausführung getrennt sitzenden Entwerfers nicht. Denn dort ist die höchste qualitative Veredelung gebunden an die von künstlerischen Antrieben geleitete, gleichzeitig aber zur vollendeten technischen Ausführung befähigte Hand. Diese Gedanken sind nicht neu, aber die Entwicklung zeigt, daß wir da und dort im Begriffe sind, sie zu vergessen.

Johannes Buschmann

Berliner Fortschritte

Es ist immer erfreulich von Änderungen nach der guten Seite hin berichten zu können, doppelt, wenn es sich um die Reichshauptstadt handelt, da ihr Einfluß nach der guten wie nach der schlechten Seite hin so außerordentlich groß ist.

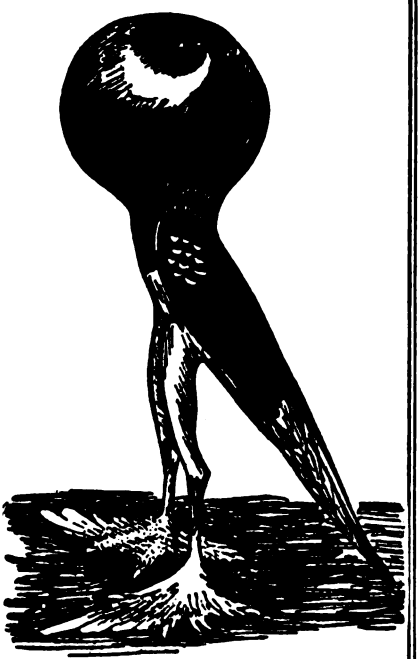
Der im vorigen Jahre ins Leben getretene Zweckverband Groß-Berlin hat endlich doch wenigstens eine gewisse kommunale Einheit der so unselig zersplitterten Groß-Berliner Gemeinden gebracht, und einzelne gute Folgen fangen an sich zu zeigen: ein leitender städtebaulicher Architekt ist angestellt, in das Chaos der widerstreitenden und schlechten Bebauungspläne scheint allmählich etwas mehr Ordnung und Fortschritt zu kommen und, vor allem, es dürfte nun endlich die Berliner Waldfrage durch ein großes Abkommen zwischen dem Forstfiskus und dem Zweckverband nach langen Verhandlungen einer leidlich befriedigenden Lösung entgegengehn. Man hat auch den Eindruck, daß mit dem Einzug Wermuths als Oberbürgermeister mehr frische Initiative und Großzügigkeit in die Berliner Stadtverwaltung eingezogen ist. Auch die Verwaltung des ja ganz dicht mit der Stadt Berlin verwachsenen großen Vorortes Schöneberg erfreut sich neuerdings des Rufes, guten modernen Gedanken zugänglich zu sein. Die Stadt hat eine solchen Strömungen wohlgesinnte Stadtverordnetenmehrheit, und mit ihrem jetzigen Oberbürgermeister Dominicus haben die Schöneberger vor noch nicht ganz zwei Jahren einen tatkräftigen Mann von der gleichen Gesinnung an ihre Spitze gestellt. Die Gründung einer Organisation ferner, die recht erhebliche Bedeutung für das Berliner Bau-, Wohnungs- und Ansiedlungswesen erlangen kann, ist jetzt vom Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg in die Hand genommen worden, nämlich die eines besonderen Vereins für das Groß-Berliner Kleinwohnungswesen nach dem Muster der schon längere Zeit bestehenden ähnlichen Vereine in Rheinland, Westfalen usw. Ganz besonders erfreulich ist ferner, daß nunmehr endlich auch in der Stadt Berlin eine umfassende kommunale Wohnungsaufsicht als Wohlfahrtseinrichtung, wie sie schon zahlreiche Städte bei uns besitzen, eingeführt werden soll. Der Magistrat hat eine entsprechende Vorlage an die Stadtverordneten gemacht und diese werden der Selbstverwaltung ja kaum das Armutszeugnis ausstellen, daß sie sie ablehnten oder verkümmerten. Die Bauordnungsbestimmungen für die Berliner Vororte sind in den letzten Jahren gleichfalls nicht unwesentlich im Sinne einer Beschränkung des Mietkasernensystems und Förderung und Erleichterung des Kleinhauses reformiert worden. „Es ist doch ein Anfang gemacht." Nimmt man hinzu, daß das örtliche Groß-Berliner Schnellbahnnetz gegenwärtig erhebliche Fortschritte macht, und daß auch in den großen Massen der Bevölkerung, wie das zum Beispiel die Erfahrungen der im Kunst-

Digitized by Google

wart besprochenen Baugenossenschaft „Ideal“ in Britz bei Berlin zeigen, das Interesse für gesunde Wohnungsverhältnisse zu wachsen scheint, so eröffnen sich in der Tat nicht unerfreuliche Aussichten. Auch das darf gelobt werden, daß jetzt den großen monumentalen Baufragen in Berlin doch mehr Interesse und Verständnis entgegengebracht wird als früher. In dem Bau großer Geschäftshäuser ist viel architektonisch Erfreuliches geleistet worden. Für die Erweiterung der Universitätsbauten ist glücklicherweise, wie jetzt verlautet, noch in letzter Stunde ein Entwurf von Stadtbaurat Hoffmann zugrunde gelegt worden. Und die Entwicklung der Frage des Opernhausbaus zeigt doch wenigstens das eine, daß man über die Stufe gleichgültigen Verderbenlassens solcher Aufgaben hinaus ist.

Um ein wirkliches Gesamturteil zu fällen, müßte man ja freilich noch außerordentlich viel mehr, namentlich auch den Stand und die Entwicklung der herabziehenden Gegenkräfte, an denen es ja nicht fehlt, kennen. Immerhin: wieviel trostloser sah es noch vor fünf Jahren aus! Kein Zweckverband, nichts als ein Chaos zersplitterter Kirchturmsinteressen, die Berliner Stadtverwaltung reichlich rückständig, die Waldverwüstung in vollem Gange, nur erst wenige Kämpfer gegen die allgemeine Verderbnis auf dem Plan! Diese wenigen Kämpfer aber haben nicht geruht, allmählich sind es ihrer mehr geworden, der Stein kommt ins Rollen. Wieder ein Zeichen, daß selbstlose Arbeit, auch wenn sie anfangs aussichtslos erscheint, gerade in unsrer schnellen Zeit „über Nacht“ zu Einfluß kommen kann. K. v. M.

Snob als Züchter



„Was ist das eigentlich?“, fragt der Leser, wenn er sich in diesem Bilde zurechtgefunden hat, das so schlecht herauskommt, weil die Vorlage so schlecht gedruckt war. Sehr geehrter Leser, dieses Unglückswesen ist kein Scheusal, sondern „eine ausgesprochene Ziertaube“, ja, sie befriedigt in dieser Hinsicht alle Ansprüche so sehr, „daß man sie mit Recht als Königin unter den Taubenrassen bezeichnet“. Nämlich Sie müssen wissen: „durch den Flug wird der Körper zu groß, die feinen Knochen und die elegante Taille verschwinden“. Also werden durch Hunger und sonstige Mißhandlungen solche „Preistiere“ zu Ausstellungszwecken gezüchtet. Snob ist dann von ihnen „weg“. Das wird mit Ernst und Billigung in dem Fachblatt „Der Geflügelhof“ mitgeteilt, dem wir auch die Ab-

Digitized by Google

bildung der „Königin unter den Taubenrassen“ entnehmen.

So weit also wären wir auch schon beim Tierzüchten da und dort.

Die Erhaltung der Naturschönheit auf dem Lande

Zur neuesten Dürerbundflugschrift*

„Die Pflege der Landschaft, der heimischen Tierwelt, der besonderen Eigentümlichkeiten, eine gewisse Rücksichtnahme auf das Allgemeinwohl muß wieder als eine wirkliche Pflicht empfunden werden, über die man amtlich und öffentlich bei geeigneten Gelegenheiten ohne weiteres verhandeln kann.“

Meine Dürerbund-Flugschrift „Die Erhaltung der Heimatschönheit auf dem Lande“, deren wesentlichsten Inhalt diese Worte zusammenfassen, beschäftigt sich auf Grund langer Erfahrungen mit der in Norddeutschland vielbeklagten Verödung der Feldgemarkungen und geht den Ursachen nach, die im Laufe der Jahrzehnte dazu geführt haben und die noch immer fortwirken. Sie soll dabei keine bloße Anklage sein, sondern in aller Kürze den Weg zur Besserung der Verhältnisse zeigen, mit Anpassung an die notwendige, fortschreitende Kultur des immer enger werdenden heimischen Bodens. Unsere wachsende Volkskraft kann an keiner Stelle mehr in Unkultur wohnen; aber der deutsche Idealismus, der so oft schon Großes schuf, darf deswegen doch nicht im bloßen Nützlichkeitsprinzip kläglich zugrunde gehn.

Neuerdings werden Besorgnisse wegen befürchteter Naturverödungen auch im Süden des Reiches laut, namentlich in Bayern. Hier sieht man einer Erweiterung der „Flurbereinigung“ entgegen und knüpft daran in manchen Kreisen schlimme Bedenken. — Die Flurbereinigung ist zweifellos eine Kulturmaßnahme von höchster Bedeutung für den strebenden Bauernstand, für die fortschreitende Landwirtschaft überhaupt und für den Staat. Auch für die Heimatschönheit? fragen manche Naturfreunde. — Ja und nein, je nachdem man einseitig dabei vorgeht oder mit kluger Erwägung aller Umstände Schönheit und Zweckmäßigkeit vereinigt. Es ist verständlich, daß bei den geplanten wirtschaftlichen Neueinrichtungen der Feldfluren manches wird fallen müssen, was in seiner Urwüchsigkeit das Auge entzückte, aber einer besseren Bodennutzung in seinem bisherigen Umfange entgegensteht. Eine angemessene Freilegung und Entwässerung der Ackerfelder, eine gewisse Regelmäßigkeit der Wege- und Grabenführungen, der Planfiguren und infolgedessen auch der Fruchtstände in den Gewannen ist leider unerläßlich. Nicht nötig ist dagegen die rücksichtslose Kahlmachung aller Felder, Wiesen und Hänge bis auf den allerletzten Baum und Strauch; nicht nötig ist die kurzsichtige, grundsätzliche Einebnung der für Menschen und Vögel so notwendigen Quellen und Wasserstellen mit ihrem Buschwerk. Man kann es mit einiger Geschicklichkeit fast immer so einrichten, daß sie an die neuen Wege und Gräben oder an passende Grenzen heranfallen und der Gemeinschaft erhalten bleiben. Nicht erforderlich ist ferner die weitgehende Niederlegung aller Bodenstufen (Terrassen, Feldraine) an den steilen Hängen. Sie macht das Landschaftsbild öde und schädigt die Vogelwelt. Nicht geboten, auch nicht einmal praktisch sind endlos geradlinige Wege. Schädlich sogar ist eine zu große Streckung der Gräben und Bäche. Die Wiesengründe

* München, Georg D. W. Callwey, 30 Pfg.

Digitized by Google

vertragen sehr gut eine gelegentliche Ausuferung des Baches, viele Besitzer wünschen sie sogar. Eine Entwässerung der seitlichen Tiefstellen ergibt sich im Berg- und Hügellande auch ohne die beliebte und leider so teure „Regulierung" des Gesamtlaufes bei der Neueinteilung der Grundstücke fast von selbst. — Eine von diesen Grundsätzen der Erfahrung beherrschte „Flurbereinigung" kann sehr erfolgreich sein, ohne das Landschaftsbild zu entstellen. Nötig dazu ist aber eine zielbewußte öffentliche Meinung, welche die Nützlichkeitfanatiker und auch die gelegentliche, rücksichtslose Selbstsucht im Zaume hält sowie die ausführenden technischen Beamten leitet und stützt. Hierzu mitzuhelfen, ist der Zweck der genannten Schrift. Zweckmäßigkeit und Schönheit schließen sich nicht aus, sondern gehören zusammen. R. Hempel-Kassel

Bewerbungsschreiben

Das Bewerbungsschreiben war an der Reihe. Ich gab in meiner Handelsklasse keine Erklärung und keine Anweisung, sondern sagte: „Schreiben Sie einmal aus Ihrer Geschäftserfahrung heraus einen Bewerbungsbrief — irgendeinen —, Sie haben volle Freiheit."

Da schrieben sie fünfzehn Briefe. Vierzehn Briefe davon fingen an mit: „Bezugnehmend auf Ihre geschätzte Annonce in der ... Zeitung." Vierzehn schlossen mit: „Im Falle Sie meiner Bewerbung den Vorzug geben sollten, versichere ich Sie...." In vierzehn Briefen stand: „Sowohl in der einfachen wie doppelten Buchführung bin ich durchaus perfekt." „Die Festsetzung eines Gehalts darf ich Ihrer werten Kulanz überlassen." Und nur ein einziger von den fünfzehn Briefen lautete so: „Ich kann das, was Sie in Ihrer Annonce fordern. Ich verlange 200 Mark im Monat. Ich komme morgen früh vorbei."

Als ich die Briefe gelesen hatte, mußte ich verreisen. Ein Kollege korrigierte an meiner Stelle die Bewerbungsschreiben und gab sie an die Schüler zurück. Vierzehn Schülern erteilte er eine annehmbare Note. Und einem gab er eine glatte Vier.

„Mensch," sagte er zu diesem, „Sie haben da einen netten Bewerbungsbrief zusammengeschrieben — drei Sätze, und alle fangen mit Ich an — und der Stil — und zweihundert Mark wollen Sie . . ."

Später sind die vierzehn Briefschreiber brave Durchschnittskommis geworden mit 100 bis 150 Mark monatlich. Und nur einer von den fünfzehn wurde noch in jungen Jahren Direktor eines großen Handlungshauses, dessen Bedeutung er vervielfachte. F. Z.

Anzeigen als Anzeichen 13

Aus einer Leipziger Zeitung:

Das Jahr 1913

muss jedem routinierten Menschen

10000de Mark Verdienst

bringen, wenn er nur über einige Mittel, schon von 800 Mark an, verfügt. Für

Den grössten Jubiläumsschlager

von Königen und Bundesfürsten empfohlen,

geben wir einige noch verfügbare **Vertretungen** ab.

Vollständige Einrichtung und **jede Unterstützung** vom Stammhaus. Fertiger bewährter Organisationsplan! Keine besonderen kaufmännischen oder Branchekenntnisse erforderlich.

Unser Bevollmächtigter ist heute **Donnerstag** und morgen Freitag 11—1 und 3—7 Uhr

„Hotel Sedan", Leipzig.

Stangenhaus & Co., Berlin W 62.

Digitized by Google

Wir wissen nicht, ob diese „patriotische Sache“ die Werningsche ist, die ja tatsächlich „von Königen und Bundesfürsten empfohlen“ wurde und weiter zum Jubel der Sozialdemokraten über Land läuft, weil der gute Geschäftsmann nicht nur die Kriegervereine, sondern auch die städtischen und staatlichen Behörden mit den vaterländischen Fahnen vor seine Kassa spannt. Es kann sich ebensogut wie um Wernings „Festspiele“ um eine „Konkurrenz“ handeln, denn es gibt schon welche, weil in der Tat jetzt „jeder routinierte Mensch“ in „Patriotismus“ 10 000de Mark „verdienen“ kann. Ohne „kaufmännische oder Branchenkenntnis“ sogar; in „Patriotismus“ wird auf der Leipziger Messe schon als Branche für sich von eigenen Reisenden gehandelt.

Und wir? Nein, wir schämen uns nicht, ein Jahrhundert nach dem großen Aufstande dem zuzusehen, nein, wir fördern das, wir empfehlen's. Man lese diese Anzeige noch einmal und denke dabei an Stein, Fichte, Scharnhorst, Gneisenau, Arndt — kann man's, ohne vor sich selbst zu erröten? Ja, sind wir denn überhaupt noch wert, diese Männer feiern zu dürfen? A

Feine Gesellschaft

Es handelt sich hier nicht um den Kino, sondern um Berlin. Und nicht um diese rastlose, blanke, krafterzeugende Dynamomaschine Berlin, sondern um die, für die sie arbeitet. Es handelt sich um das Problem, wie höchste Tüchtigkeit und erbärmlichste Wertlosigkeit ruhig in einem zusammen wohnen können, ohne daß eine die andere erschlägt. Es handelt sich also im letzten Grunde doch wieder um das typische Problem Berlin.

Der Tatbestand ist folgender: In einem der größten Kinotheater Berlins wird jetzt seit vielen Tagen das Sensationsdrama „Treffbube“ gezeigt. Untertitel: Liebestragödie aus Berlin W.W. Eine Bankiersgattin verliebt sich in einen Kunstschützen aus dem Zirkus. Mit Erfolg. Die Tiergartenvilla wird zum Schauplatz dieser Leidenschaft. Sein Bruder will den Liebbetörten retten, was diesem natürlich nicht paßt. Der Bankier kommt dahinter, schießt sich mit dem rettenwollenden Bruder, der edelmütig die Schuld des andern auf sich nimmt und klagt auf Scheidung. Die Frau überredet ihren Geliebten zur Flucht. Er soll zum Zeichen seines Einverständnisses eine rote Rose im Gürtel tragen. Der edle Bruder erwischt einen Brief, weiß also alles, und als der Liebbetörte bei der Vorstellung wirklich mit einer roten Rose erscheint, wird der Bruder so von Schmerz überwältigt, daß er statt des Treffbuben unter der Achselhöhle das Bruderherz daneben durchschießt.

Das alles sei scheußlich, meinen Sie? Aber jeder, der unsre Kinoprogramme kennt, wird Ihnen sagen, es sei nur ein wenig scheußlicher und dümmer als der Durchschnitt. Dafür ist es ein Sensations-Hauptschlager, für den sich das betreffende Kino das alleinige Aufführungsrecht ausbedungen hat. Ein Duell mit einem Kunstschützen, dazu noch mit dem unrechten; Erschießung eines Bruders durch den andern ad majorem gloriam der Leidenschaften von Berlin W.W., rote Rose, Flucht, halb Irrsinn, halb Kolportageroman: man wird verstehen, daß das Berliner Publikum dies Kinotheater stürmt, um sich an dieser übermenschlichen Leidenschaft und an dieser übermenschlichen Gefühlsroheit aufzuerbauen. Jede Plebs hat die Oberschicht, die ihr gebührt,

Digitized by Google

und außerdem freuen sich die Banklehrlinge, wenn ihr gestrenger Chef von Kunstschützen betrogen wird. Es ist alles da: Tiergartenviertel, Zirkus, Blut und Ehebruch, Entlarvung der feinsten Gesellschaft und Sieg der Muskeln eines Niedergeborenen, was einen Weltstadterfolg verbürgt!

Aber, wie ich sagte, es handelt sich nicht um den Kino. Nicht um das „Kino-Drama". Die mit Verlaub: Schweinerei kommt erst. Auf dem Programm steht nämlich (und in den Zeitungsnotizen war's breit und mit Andeutungen gespickt ausgeführt), daß die Bankiersfrau von einer „geheimnisvollen Dame aus der Gesellschaft Berlins" gespielt werde! Einer Dame, einer richtigen Dame, aus dieser Gesellschaft, wo man mit Kunstschützen zu Bett geht und mit Ehescheidungsklagen aufsteht. Und um diesen Happen den lieben Berlinern recht schmackhaft, recht schmalzig zu machen, war der Name der Bankieuse so gewählt, daß jeder Zeitungsleser an eine Berliner W. W.-Dame denken mußte, die in zwei Skandalprozessen, halb Falschspiel, halb Ehescheidung, eine große Rolle gespielt hatte. Sie hieß nämlich Dolly.

Man sprach in letzter Zeit so viel von der Zensur und ihren Übergriffen den harmlos-unschuldigen Kinobesitzern gegenüber. Mir scheint, daß sie diesem „Treffbuben" gegenüber aufs sträflichste versagt hat. Denn hier, wie in unzähligen andern Fällen hat es sich gezeigt, daß dieses Weltstadtpublikum vor sich selbst geschützt werden muß. Vor sich und seinen Damen aus der ersten Gesellschaft. Wie muß eine Gesellschaft aussehen, die sich so abmalen lassen kann und es dann (den Platz zu 5 Mark) auch noch begeistert ansieht. Wie muß eine Masse moralisch und sozial beschaffen sein, die ihre Führer in dieser giftig schillernden Atmosphäre anstaunt und sich dazu drängt, auch einmal der Prostitution einer wirklich und wahrhaftigen „Dame" beizuwohnen! Eine seltene Einheitlichkeit: Film-Erfinder und Regisseur, Kinobesitzer und Besucher von 1—5 Mark, die durch ihre jubelnde Zustimmung jeden Abend im Kassenrapport den harmlos schmunzelnden Veranstaltern ein Vertrauensvotum ausstellen.

Ich saß einmal im Theater bei „Frühlings Erwachen". Neben einer Mutter und einer Tochter. Die Mutter sah von Zeit zu Zeit verzweifelt auf die Tochter, und ich machte mich schon aufs Aufstehenmüssen gefaßt, wenn die Mutter ihr bedrohtes Lamm aus Wedekinds Fängen retten wollen würde. Aber ich hatte mich getäuscht. Die Mutter-Verzweiflung stieg aus andern Tiefen. Denn nachdem auch noch der „vermummte Herr" ein Verstehen dieses Stückes ihr zur gänzlichen Unmöglichkeit gemacht hatte, sprach sie flehend zur Tochter: „Du mein Gott, was sollen wir denn dem Vater erzählen?" Die Tochter besann sich verzweifelt und sagte dann schüchtern: „Wir können . . . wir können ja sagen, sie hätten Diabolo gespielt!" So und nicht anders ist das Publikum, nur daß sich diese Berliner von „Frühlings Erwachen" eher Heu- und Weinbergszenen als Mädchenspiele erzählen würden. Das wußten die Bastardväter des „Treffbuben". Das Zeug kann so langweilig sein, wie es will. Schlecht aufgeführt, wie erfunden. Wenn es nur zwei augenfällige „Vorzüge" hat, die der Plebs den Typ geben. Brennpunkte, die auch die fernste Destille in Berlin N. noch erwärmen: Sie betrügt einen Tiergärtner mit einem Kunstschützen, einem

Digitized by Google

von uns, mit Stallgeruch und Muskeln. Und wird für uns, für unsre Groschen, für unsern Sonntagabend von einer „Dame der ersten Gesellschaft“ gespielt. Ein Zyniker würde von sozialem Ausgleich sprechen: Sonst sind die Mädels von A. und O. für die Herrn von W. und W.W. da. Heut aber gibt sich die Dame von W.W. dazu her, ihre Schande lichtbildern zu lassen. Und sehr möglicherweise ist sie noch stolz darauf. Ulrich Rauscher

„Prinzen im Gedränge“

Unter dieser Überschrift bringen die Münchner „Neuesten“ das folgende Stimmungsbild aus dem winterlichen Partenkirchen:

„Am Gartenzaun des Hauses Gibson, wo die kleinen Prinzen wohnen, bleiben die Passanten stehen, recken die Hälse, pressen die Gesichter an die Gitterstäbe. Treten die Prinzen dann, in Begleitung ihrer englischen Nurse und des Generaloberarztes, der ihnen als Mentor beigegeben ist, heraus vors Tor, so führt ihr Weg sie durch eine Menschengasse; der oder jener ehrfürchtige Untertan zieht den Hut, einige Damen knixen. Die beiden Hoheiten sind winzige schlanke Bübchen, in weiße Sweater wie kostbare Bündel wohlverpackt; sie haben überaus feine, ernste Gesichtel, noch etwas bleich und angegriffen von der Kinderkrankheit, die sie kürzlich überstanden. Nach dem Sportplatz begeben sie sich nicht wie zu einem ausgelassenen Vergnügen, sondern wie zu einer pflichtgemäßen Unterrichtsstunde. Es liegt ihnen ob, sich während der Zeit ihres Kuraufenthaltes dem Sport zu widmen, und nicht nur dies! Vor allem haben sie hier auch zu lernen, wie man die Berührung mit einem zudringlichen Publikum erträgt. Ein Schwarm neugieriger Beobachter folgt ihnen auf Schritt und Tritt. An der Rodelhütte, wo sich die Wintergäste sammeln, geraten sie in ein Kreuzfeuer gestielter Blicke; ein Raunen geht durch die Menge, daß dies die Prinzen sind. Kodakapparate werden auf sie gerichtet wie Maschinengewehre auf den anrückenden Feind.

Das Publikum von Partenkirchen ist ziemlich gemischt; wie könnte das auch anders sein. Es gibt Arbeiter dort, die die Eisbahn fegen, Ortseinwohner und Angestellte des Sportklubs, muntere Bauernkinder, die sich nach der Schule im warmen Wintersonnenschein tummeln; das sind alles freundliche und gescheite Menschen von natürlichem Taktgefühl. Sie sind niemandem im Wege und damit basta. Nun gibt es aber auch noch das Fremdenpublikum, Fremde aus der näheren und weiteren Umgebung, Fremde, die vorzugsweise von Berlin herkommen, ohne dieses ihr nordisches Licht unter den Scheffel zu stellen. Da, wo die Prinzen sind, da sind auch sie. Vielleicht glauben sie, daß eine heilkräftige Vornehmheit von der unmittelbaren Nähe des erlauchten Blutes auf sie übergeht, oder sie hoffen den Bewegungen und Manieren dieser feinen Kleinen abzugucken, wie man sich benimmt. Da gibt es alte Großmamas und junge, farbenfreudig aufgeputzte Damen aus Berlin W. W., die, das Lorgnon vor den Augen, die beiden Prinzen in immer engerem Kreise umwatscheln. Andere blinzeln ihnen vertraulich zu, als seien sie schon auf dem Sprunge, mit dem ganzen kaiserlichen Hause Bekanntschaft anzuknüpfen. Und wieder andere führen ihre Sprößlinge heran wie zur Besichtigung der Seelöwen im Zoologischen Garten. Eine besonders Ungenierte winkt auch noch ihrem Gat-

Digitized by Google

ten, zeigt triumphierend auf die Prinzen und ruft ihm zu: »Sind se nich reizend?«

Die Prinzen rodeln, und alles stürmt die Rodelbahn; sie werden zur Skibahn geführt, sofort hat sich in ihrem Rücken ein Kreis von Verehrern und Verehrerinnen gebildet. Und plötzlich steht dicht neben dem älteren, dem Prinzen Wilhelm, der einst die Krone tragen wird, wie aus dem Boden gewachsen, ein schäbiger, schlotteriger Jüngling, elegant wie ein Börsenjobber zweiten Ranges, beugt sich prüfenden Blickes von oben her über den Erben der Kaiserwürde und mustert ihn sachlich vom Kopf bis zu den Füßen, als ob er bei sich dächte: »Nu, wenn de erst mal Chef bist, wirste auch jute Jeschäfte machen?« Es scheint, der Prinz hat schon gelernt, wie man sich in der Menge bewegt. Er achtet seiner nicht im mindesten, aber unmerklich, instinktiv rückt er ab von ihm und von der ganzen dunklen Masse da hinten und stößt mit einem verträumten Kinderlächeln sein Stöckchen spielend in den sauberen, blinkend weißen Schnee. — »Look!« sagt der Mentor, um ihn aufmerksam zu machen, auf einen glänzend gelungenen Telemarkenschwung. Doch der Prinz verharrt achtlos bei seinem Spiel; diese populären Künste lassen ihn offenbar kühl. Viel schöner als all die springenden, laufenden, drängenden Menschen um ihn her kommt der silberne Schnee ihm vor, der sich so wunderbar ballen und rollen läßt, in dem man sich so herrlich wälzen könnte, wenn es nur erlaubt wäre ....

Nun ist auch diese Pflicht getan: man ist im Publikum, im Gedränge gewesen, man hat sich wieder einmal geübt, die Menge zu ertragen."

Wer unser Publikum kennt, wird zugeben, daß dieses lebenswahre Bildchen durchaus nicht mit dick aufgetragenen Farben gemalt ist. Es gibt ein Seitenstück zu der Schilderung, die wir einmal aus Berlin brachten, wenn dort vor einem Laden ein Hofwagen hält. Aber eins, das noch um so viel widerwärtiger ist, als hier die widerstandschwache Kindheit das Opfer der Hohlköpfe wird. Daß diese ihrerseits das Erbärmliche ihres Benehmens nicht fühlen, erklärt sich ja eben daraus, daß sie hohl sind, aber ihr Zusammenrollen um die Prinzenkinder bewirkt, daß diesen das „Gedränge", die „Menge", in deren „Ertragen" man sich nach des Berichterstatters treffendem Worte „üben" muß, sehr leicht als „das Volk" erscheinen kann. A

Zum Thema „Unsere Verschleierer"*

Liberale Zeitungen drucken einen Brief Ludwig Fuldas ab, in dem er sich zum Thema Judentum und Deutschtum ausspricht. Gegen diesen Brief zu polemisieren, finde ich keinen Grund. Fulda sieht die Dinge anders, als ich, und sieht Dinge nicht, die mich besorgt machen, aber ich begreife, daß ein jüdischer Schriftsteller so sieht, und glaube, daß wir uns mit ihm auch auf der Grundlage seiner eigenen Meinungen verständigen könnten. Nur: wie kommt Fulda zu den Voraussetzungen seines Briefes?

Es heißt darin: „Ein zionistischer Rassefanatiker, so schreiben Sie mir — stimmt mit den antisemitischen darin überein, daß kein Jude fähig sei, an der deutschen

* So wurden die betreffenden Journalisten nach der Kunstwart-Aussprache von jüdischer Seite genannt. A

Digitized by Google

Kultur mitzuarbeiten; er bestreitet deutschen Dichtern jüdischer Abstammung ihre deutsche Heimat und verweist sie, wenn sie überhaupt ein Recht haben wollen, ihre Gedanken und Empfindungen auszudrücken, auf das Hebräische." Wo hat der Gewährsmann Fuldas das gelesen? Von den Zionisten, die im Kunstwart sprachen, hat es keiner gesagt. Wer es irgendwo sonst von einem Zionisten gesagt findet, kriegt 2 Mark 50 Belohnung. Weiter: der „Berliner Börsen-Courier" leitet die Veröffentlichung des Fuldaschen Briefs folgendermaßen ein: „Man war in der letzten Zeit in den holden Blättern, welche mit Hilfe blinder Vorurteile Aufklärung verbreiten, so originell, den deutschen Schriftstellern jüdischer Abstammung die Berechtigung zum Gebrauch der deutschen Sprache zu bestreiten." Bitte, wo fanden Sie diese Hanswürste? Ich habe dergleichen weder unter den rabiatesten Antisemiten noch Zionisten gesehn. Dann wird bedauert, daß „selbst ernsthaftere Zeitschriften, wie der »Kunstwart« sich bei der Tatsache nicht beruhigen können, daß die Begabung vom Zufall der nicht kontrollierbaren Rassengemeinschaft unabhängig ist". Man muß schon sagen, die Erfassung des Problems in diesen Zeilen ist tief, aber immerhin, der Kunstwart versichert dem Börsen-Courier: über diese Tatsache hat er sich beruhigt. So sehr, daß die „Aussprache mit Juden" von ganz anderen Dingen handelte.

Die Hauptsache für diese Sorte von Literaten ist immer wieder: Nebel brauen. Weil sie nicht gewillt oder nicht fähig sind, die eigentlichen Schwierigkeiten zu erfassen, über die sich Juden aus allen Lagern im Kunstwart aussprachen, deshalb bleibt ihnen ein dunkles Gefühl des Unbehagens und der Wunsch, schon die Beschäftigung mit diesen Fragen als etwas Unzulässiges, Unvornehmes, Rückständiges hinzustellen. Mag es hundertmal schlechterdings dumm sein, die Tendenz einer gegenseitigen Aussprache als antisemitisch hinzustellen, bei der sich viel mehr Juden als Nichtjuden beteiligten, man versucht das, denn man will eben gar keine Aussprache. So müssen die „Leidenschaft", die „blinde Wut", die „Orgien des Rassenfanatismus" und die Narreteien heran, die man Fulda vorgeredet hat und die der Börsen-Courier aus eignem reichassortiertem Lagerkeller heraufholt, um den Popanz zu machen, vor dem man dann behauptet: das stand im Kunstwart. Da und dort in der Presse wird der Fuldasche Brief tatsächlich als eine Entgegnung gegen „den" Kunstwart bezeichnet. Was ungefähr heißt, die Sache auf den Kopf stellen, um sagen zu können: sieht sie nicht albern aus? Anderseits behaupten durch Herrn Kurd von Strantz die Antisemiten öffentlich: ich hätte „vor dem Preßjudentum eine starke Verbeugung gemacht". Was hilft mir's: es merkt es ja nicht! A

Denkmalschutz im Kriege

Die Sorge um den Denkmalschutz im Kriege hat nun den folgenden Aufruf gezeitigt:

„Es gibt Schäden im Gefolge des Krieges, die nicht unbedingt mit seiner Natur verbunden und die daher vermeidbar sind. Auch den begeisterten Freund des Krieges wird Trauer ergreifen, wenn große, herrliche, schöpferische Werke des Künstlers und des Gelehrten in Flammen aufgehen, wie die Alexandrinische Bibliothek oder das Heidel-

Digitized by Google

berger Schloß, wenn der Parthenontempel oder das Grabmal des Hadrian zerschmettert werden. Der Krieg atmet Kraft und Gewalt, er ist männermordend, weil er es sein muß. Aber die Werke des schöpferischen Geistes könnten und müßten allezeit auch im Kriege, als heilig und der ganzen Menschheit gehörig gelten, also unantastbar sein. Hat doch die »Genfer Konvention« unnötige Grausamkeiten und Kriegsgreuel bei allen Kulturvölkern wider alles Erwarten in hohem Grade beseitigt! Warum soll nicht eine neue »Konvention« die unersetzlichen Werke von Kunst und Wissenschaft: Denkmäler, künstlerische Bauwerke, Bildergalerien, Bibliotheken, Museen, wissenschaftliche Institute für den Kriegsfall in ihren mächtigen Schutz nehmen, zum Segen der Welt! Fern von jeder Politik, lediglich als Sachwalterin der adligsten Kultur, soll eine Vereinigung aller Freunde von Kunst und Wissenschaft in allen Ländern, besonders in Deutschland und Frankreich, als den voraussichtlichen Vorkämpfern eines etwaigen Zukunftskrieges, in Wirksamkeit treten! Wir rufen jeden wahren Freund dieser hohen Kulturgüter auf, sich unserem Bunde anzuschließen und nach Möglichkeit für unseren Gedanken zu wirken! Dieser Bund soll durchaus unpolitisch und übernational sein."

Zuschriften in dieser Sache sind an Prof. Gustav Eberlein, Berlin, Meineckestraße 12, zu richten.

Ottos „Familienreform"*

Es ist das größte Glück für das Problem der Erziehung, daß der älteste und natürliche Faktor für die Aufgabe der Charaktergestaltung, die Familie seine Erziehungsaufgabe auch in unsrer nervös überhasteten Zeit noch nicht vergessen hat. Soweit die Interessen einer Familie auch auseinandergehn mögen, die Erziehungskräfte, die dem Familienleben eigen sind, regen sich immer wieder und bleiben wirksam. Fremdartig erscheint uns nur, daß Vater und Mutter so mancher Familie, die sich durchaus modern nennt, die bewegende Kraft menschlichen Einwirkens durch eine gewisse Blasiertheit in Fragen der Kindererziehung ersetzt hat und nicht mehr verdrängen kann. Alle verantwortungsvollen Fragen der Familienerziehung erledigen sie mit der bestechenden Oberflächlichkeit, die Halbgebildete durch ihr Schlagwort vom „gesunden und natürlichen Egoismus" besticht und zur Nachahmung verführt. Ihnen sind eheliche Kinder der größte Luxus, den es gibt. Sie machen, wie Berthold Otto ironisiert, nur außergewöhnlich hohe Kosten, zu deren Bestreitung man sogar gesetzlich angehalten wird, und bringen absolut keinen wirtschaftlichen Nutzen. Weil ihnen die ganze Einrichtung der Ehe problematisch geworden ist, erscheint ihnen Kinderhaben als eine Last. Alle Weltanschauung läuft da auf ein bloßes Genießen und eine Streberei nach sichtbaren Erfolgen hinaus, die sich eigener Verantwortung möglichst entziehen möchten. Weil aber einer solchen „Weltanschauung" jede Art geistiger Substanz von vornherein mangelt, so wird das Leben keine notwendige Anspannung und Ablösung von Taten und Begebenheiten mehr, sondern verliert die uralten und tiefmenschlichen Sorgen: wozu wir leben, was unsre

* Familienreform zum Heil der Eltern oder Kinder und des Volkes vorgeschlagen von Berthold Otto. Berlin-Lichterfelde 1912. Verlag des Hauslehrers.

Digitized by Google

eigentliche Kraft und Fruchtbarkeit ist. Dem entgegen bedarf das Leben mehr geistige Ursprünglichkeit, mehr die schaffende Innerlichkeit, welche die verbindenden und aufwärtsdrängenden Kräfte im Menschenleben wiederauffindet und zur ethischen Wirksamkeit führt. Die innere Bewegung des Lebens muß gegen Verflachung und Verarmung des Denkens wirken und der heilige Ernst der Selbstverantwortlichkeit wieder Eigentum des Einzelnen werden. Dazu will die Familienreform, die Berthold Otto vorschlägt, helfen. Wer in der Durchbildung seiner Persönlichkeit die fruchtbare Sammlung gefunden hat, wird ein gesundes Familienleben als Steigerung seiner Kraft empfinden. Wie das Zusammenleben der Ehegatten vergeistigt wird, so entwickelt sich dann auch ein geistiger Verkehr zwischen Eltern und Kindern. Wo nun Verständnis zwischen Eltern und Kindern sich herausgebildet hat, da entwickelt sich dann in zweiter Reihe Verstehen zwischen Lehrern und Schülern, in dritter zwischen Erwachsenen und Kindern überhaupt. Darüber hinaus sucht Berthold Otto durch die Natur der Sache selbst die weitere Möglichkeit der Verständigung zwischen verschiedenen Berufsständen, Verständigung zwischen verschiedenen Bevölkerungsschichten, Verständigung zwischen verschiedenen Parteien, nicht bloß politischen, sondern auch zwischen wissenschaftlichen Parteien zu erzielen, wo es bisher nur gegenseitigen Haß oder gegenseitige Verachtung gab. Der Weg aber zu dieser Verständigung führt durch eine Reinigung unsres vielseitigen Erkenntnislebens. So, glaubt Berthold Otto, wird eine Familienreform weit über die Familie hinaus wirken als ein Werk der Versöhnung im Volksganzen überhaupt. Dreierlei würden die Eltern in einer Tat schaffen: sich selbst eine zweite Jugend, ihren Kindern das höchste Erdenglück, das die wirtschaftlichen Verhältnisse ermöglichen, dem Volke eine Fülle ungebrochener Körper-, Willens- und Geisteskraft. Ernst Hering-Lichterfelde

Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit

Es wird die Dürerbündler freuen, daß sich unsre Vertriebsstelle vortrefflich schnell eingeführt hat: sie hat in dem Vierteljahr vor Weihnachten schon Kunden vom Bauernstand bis zum hohen Adel gewonnen, die anfänglichen Betriebsschwierigkeiten (diese „Kinderkrankheiten“ aller neuen Unternehmungen) glücklich überwunden und schon recht stattliche Abschlüsse gemacht. Der Beanstandungen seitens der Besteller waren fast überraschend wenige, des Lobes dagegen war nicht nur von Privaten, sondern auch in der Presse viel. Vorschußlorbeeren, auf die wir nicht stolz sein dürfen, aber die gute Gesinnung freut uns und die Anerkennung, daß wir hier einem Bedürfnis entgegenkommen. Eine ganze Anzahl von Männern und Frauen hat die neue Anstalt geradezu wie ein „Kolumbusei“ begrüßt. Trotzdem verhehlen wir uns keinen Augenblick, daß wir hier noch in den ersten Anfängen eines Unternehmens stehen, das nicht nur für alle Beteiligten nützlich, sondern sogar von volkswirtschaftlicher Bedeutung werden kann. Kann — wenn ihm die bewußte und konsequente Unterstützung unsrer Freunde nicht nur bleibt, sondern wenn sie sich noch wesentlich

Digitized by Google

verstärkt. Vor allem auch durch das Werben für den Gedanken dieser Vertriebsstelle: drei sehr große „Fliegen" zugleich zu fangen: erstens die Bürgschaft für guten Einkauf zu bieten, zweitens, die Produzenten zu gutem Schaffen anzuregen, und drittens: den etwaigen Ertrag nicht für irgendeine Privatgeldtasche, sondern wieder für gemeinnützige Arbeit zu gewinnen. Jetzt stehen wir nun vor Ostern und vor den Umzugsterminen des Aprils. Wir bitten alle unsre Freunde recht sehr, sich der Anstalt ausgiebig zu bedienen. Der große illustrierte Katalog ist von der „Gemeinnützigen Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit in Dresden-Hellerau" gegen Einsendung von 1 Mark zu beziehen. Die Vertriebsstelle erteilt aber weit über die hier verzeichneten Werke hinaus ihren Rat und vermittelt auch weitere Ankäufe.

An Herrn Wilhelm Kotzde

Bevor wir die Aufklärung abschließen über die angeblich vaterländische Agitation der Herren Kotzde und Scholz gegen die Lehrer und seit dem Eingreifen des Dürerbundes auch gegen uns — möchte ich einen Zwischenfall erledigen.

Ein hochangesehener Theologe in Berlin hat sich in der Entrüstung über Kotzdes Verdächtigungen zu den folgenden Mitteilungen über diesen Herrn gedrängt gefühlt. Ich lasse den Namen des Einsenders und die der sonst Beteiligten vorläufig weg, doch können sie genannt werden, falls Herr Wilhelm Kotzde den Tatbestand bestreitet.

1. Als sich bei den Reichstagwahlen sämtliche bürgerliche Parteien einschließlich der Freisinnigen vereinigt hatten, um die Wahl des sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Stadthagen zu verhindern, kamen aus dem linken Flügel der Freisinnigen gegen dieses Zusammengehen Proteste. Der Verfasser und Mitunterzeichner des Flugblattes, welches sich zugleich gegen die Konservativen und gegen ein Zusammengehen der bürgerlichen Parteien zur Bekämpfung des Sozialdemokraten wandte, war Wilhelm Kotzde.

2. Sofort nachdem das Flugblatt zur Druckerei gegeben war, trat jedoch Kotzde an den Mitunterzeichner unter vier Augen heran: ob der Herr nicht zur Druckerei zurückgehen und seinen, Kotzdes, Namen streichen wolle, er fürchte nämlich von seinem Hervortreten Verlegenheiten in seinem Privatinteresse.

3. Kotzde war als Lehrer noch nicht pensionsberechtigt. Um trotzdem seine Pensionierung zu erlangen, benutzte er die einflußreiche Hilfe eines sozialdemokratischen Stadtverordneten, in dessen Haus er verkehrte.

Es handelt sich hier um Ereignisse aus dem Jahr 1907. Die Äußerung Wolgasts über ein Liliencronsches Kaisergedicht, aus welcher Kotzde (übrigens in irreführender Darstellung) mit höchster Entrüstung den Vorwurf sozialdemokratischer Neigungen gegen die Hamburger erhebt, geschah im Jahre 1898.

Ich frage Herrn Wilhelm Kotzde, der sich jetzt als so begeisterten wie rückhaltlosen Kampfgenossen der Konservativen gegen die Sozialdemokratie seit seiner Jugend gibt und immer wieder beteuert, allein aus idealen und nicht etwa aus irgendwelchen Privatinteressen die hamburgischen Lehrer sozialdemokratischer Neigungen zu verdächtigen:

Digitized by Google

gibt er die Wahrheit dieser Beschuldigungen zu?

Ferdinand Avenarius

Zur Kunst

Wert der Phantasie. Wäre unsre Anschauung stets an die reale Gegenwart der Dinge gebunden, so würde ihr Stoff gänzlich unter der Herrschaft des Zufalls stehen, welcher die Dinge selten zur rechten Zeit herbeibringt, selten zweckmäßig ordnet und meistens sie in sehr mangelhaften Exemplaren uns vorführt. Deshalb bedarf es der Phantasie, um alle bedeutungsvollen Bilder des Lebens zu vervollständigen, zu ordnen, auszumalen, festzuhalten und beliebig zu wiederholen, je nachdem es die Zwecke einer tief eindringenden Erkenntnis und des bedeutungsvollen Werkes, dadurch sie mitgeteilt werden soll, erfordern. Hierauf beruht der hohe Wert der Phantasie, als welche ein dem Genie unentbehrliches Werkzeug ist. Denn nur vermöge derselben kann dieses, je nach den Erfordernissen des Zusammenhangs seines Bildens, Dichtens oder Denkens, jeden Gegenstand oder Vorgang sich in einem lebhaften Bilde vergegenwärtigen und so stets frische Nahrung aus der Urquelle aller Erkenntnis, dem Anschaulichen, schöpfen. Der Phantasiebegabte vermag gleichsam Geister zu zitieren, die ihm, zur rechten Zeit, die Wahrheiten offenbaren, welche die nackte Wirklichkeit der Dinge nur schwach, nur selten und dann meistens zur Unzeit darlegt. Zu ihm verhält sich daher der Phantasielose wie zum freibeweglichen, ja geflügelten Tiere, die an ihren Felsen gekittete Muschel, welche abwarten muß, was der Zufall ihr zuführt. Denn ein solcher kennt keine andere, als die wirkliche Sinnesanschauung: bis sie kommt, nagt er an Begriffen und Abstraktionen, welche doch nur Schalen und Hülsen, nicht der Kern der Erkenntnis sind. Er wird nie etwas Großes leisten; es wäre denn im Rechnen und der Mathematik.

Kunstgenuß. Die Werke der Dichter, Bildner und darstellenden Künstler überhaupt enthalten anerkanntermaßen einen Schatz tiefer Weisheit: eben weil aus ihnen die Weisheit der Natur der Dinge selbst redet, deren Aussagen sie bloß durch Verdeutlichung und reinere Wiederholung verdolmetschen. Deshalb muß aber freilich auch jeder, der das Gedicht liest oder das Kunstwerk betrachtet, aus eigenen Mitteln beitragen, jene Weisheit zutage zu fördern: folglich faßt er nur so viel davon, als seine Fähigkeit und seine Bildung zuläßt; wie ins tiefe Meer jeder Schiffer sein Senkblei so tief hinabläßt, als dessen Länge reicht. Vor ein Bild hat jeder sich hinzustellen wie vor einen Fürsten, abwartend, ob und was es zu ihm sprechen werde; und wie jenen, auch dieses nicht selbst anzureden: denn da würde er nur sich selbst vernehmen.

Vom echten Kunstwerk. Der bloße Begriff ist ein vollkommen Bestimmbares, daher zu Erschöpfendes, deutlich Gedachtes, welches sich, seinem ganzen Inhalt nach, durch Worte kalt und nüchtern mitteilen läßt. Ein solches durch ein Kunstwerk mitteilen zu wollen, ist ein sehr unnützer Umweg. Daher ist ein Kunstwerk, dessen Konzeption aus bloßen deutlichen Begriffen hervorgegangen, allemal ein unechtes. Wenn wir nun, bei Betrachtung eines Werkes der bildenden Kunst, oder beim Lesen einer Dichtung, oder beim An-

Digitized by Google

hören einer Musik (die etwas Bestimmtes zu schildern bezweckt), durch alle die reichen Kunstmittel hindurch, den deutlichen, begrenzten, kalten, nüchternen Begriff durchschimmern und am Ende hervortreten sehen, welcher der Kern dieses Werkes war, dessen ganze Konzeption mithin nur im deutlichen Denken desselben bestanden hat und demnach durch die Mitteilung desselben von Grund aus erschöpft ist, so empfinden wir Ekel und Unwillen: denn wir sehen uns getäuscht und um unsere Teilnahme und Aufmerksamkeit betrogen. Ganz befriedigt durch den Eindruck eines Kunstwerks sind wir nur dann, wenn er etwas hinterläßt, das wir, bei allem Nachdenken darüber, nicht bis zur Deutlichkeit eines Begriffes herabziehen können. Das Merkmal jenes hybriden Ursprungs auf bloßen Begriffen ist, daß der Urheber eines Kunstwerks, ehe er an die Ausführung ging, mit deutlichen Worten angeben konnte, was er darzustellen beabsichtigte: denn da wäre durch diese Worte selbst sein ganzer Zweck zu erreichen gewesen. Daher ist es ein so unwürdiges wie albernes Unternehmen, wenn man, wie heutzutage öfter versucht worden, eine Dichtung Shakespeares oder Goethes zurückführen will auf eine abstrakte Wahrheit, deren Mitteilung ihr Zweck gewesen wäre. Denken soll freilich der Künstler bei der Anordnung seines Werkes: aber nur das Gedachte, was geschaut wurde ehe es gedacht war, hat nachmals, bei der Mitteilung, anregende Kraft und wird dadurch unvergänglich. Schopenhauer

Unsre Bilder und Noten

Ludwig Zumbuschs Buben- und Mädelköpfe, wie wir ihnen in der „Jugend“ begegnet sind und wie auch ein „Gesundbrunnen“-Kalender ihm eines verdankt, sind allerliebste Sachen, aber man täte dem Künstler doch Unrecht, wenn man sein Vermögen nach ihnen beurteilen wollte. Das köstliche Mädchenbildchen, das diesem Heft vorgesetzt ist und dessen Original sich Zumbusch wohlbedacht für den eigenen Raum zurückbehalten hat, leidet in unsrer Wiedergabe gleich fast allen solchen Farbendrucken an der Autotypiasis, zeigt aber trotz dem schwarzen Anlauf mehr Ursprünglichkeit und mehr malerische Intimität als das meiste, was von ähnlichen Gaben unsres Künstlers sich allgemeinster Beliebtheit erfreut. Wie lustig dann die Federzeichnung des Bildes „Kampf“ aus dem Kalender „Kunst und Leben“! Nicht nur, weil das starke Geschlecht mit so aufrichtigem Entsetzen der heldenhaften Frauenrechtlerin unterliegt (man beachte auch den verzweifelten Griff des linken Opferarms), sondern zugleich wegen des großen Stils der kompositorischen Aufmachung. Scheint doch die pyramidenförmige und isolierte Gruppe gerade wichtig genug für einen Heldenkampf vor Ilion. Nur darf man über den Feinheiten und Lustigkeiten nicht vergessen, daß wir von Zumbusch auch schon große Kunst erhalten haben. Das Bedeutendste, was er uns gab, bleibt für mich sein „Hochgericht“, dessen sich die Leser wohl noch von einem früheren Kunstwartjahrgange (XIII, 16) her erinnern, und das auch in unser Balladenbuch übergegangen ist. Ein Werk, bei dem mit einer ganz merkwürdigen Stimmungskraft die Karikatur zum groß Schauerlichen benutzt war. Schade, daß wir auf

Digitized by Google

diesem Wege nach dem Monumentalen hin so wenig nur von Zumbusch erhalten! Vielleicht ist „das Alter und die Jugend“, die wir heut abbilden, bisher sein letztes derartiges Werk. Das alte wehe Motiv vom Blühen und Welken und vom Neide des Welkenden auf das Blühende groß, einfach, gleichsam selbstverständlich hingestellt.

Von Artur Schopenhauers wunderbarem Greisenhaupt, in dem jede kleinste Linie Geistiges aussagte, waren schon mehrere gute Lichtbilder bekannt, uns scheint aber doch: von solch charakteristischem Leben keines. Das Original ist nur ein kleines Bildchen, wir haben's für den Kunstwart vergrößern lassen. Möge es zugleich für die neue Deussensche Schopenhauer-Ausgabe des Piperschen Verlags in München werben, der wir die Vorlage verdanken und die solche Werbung verdient.

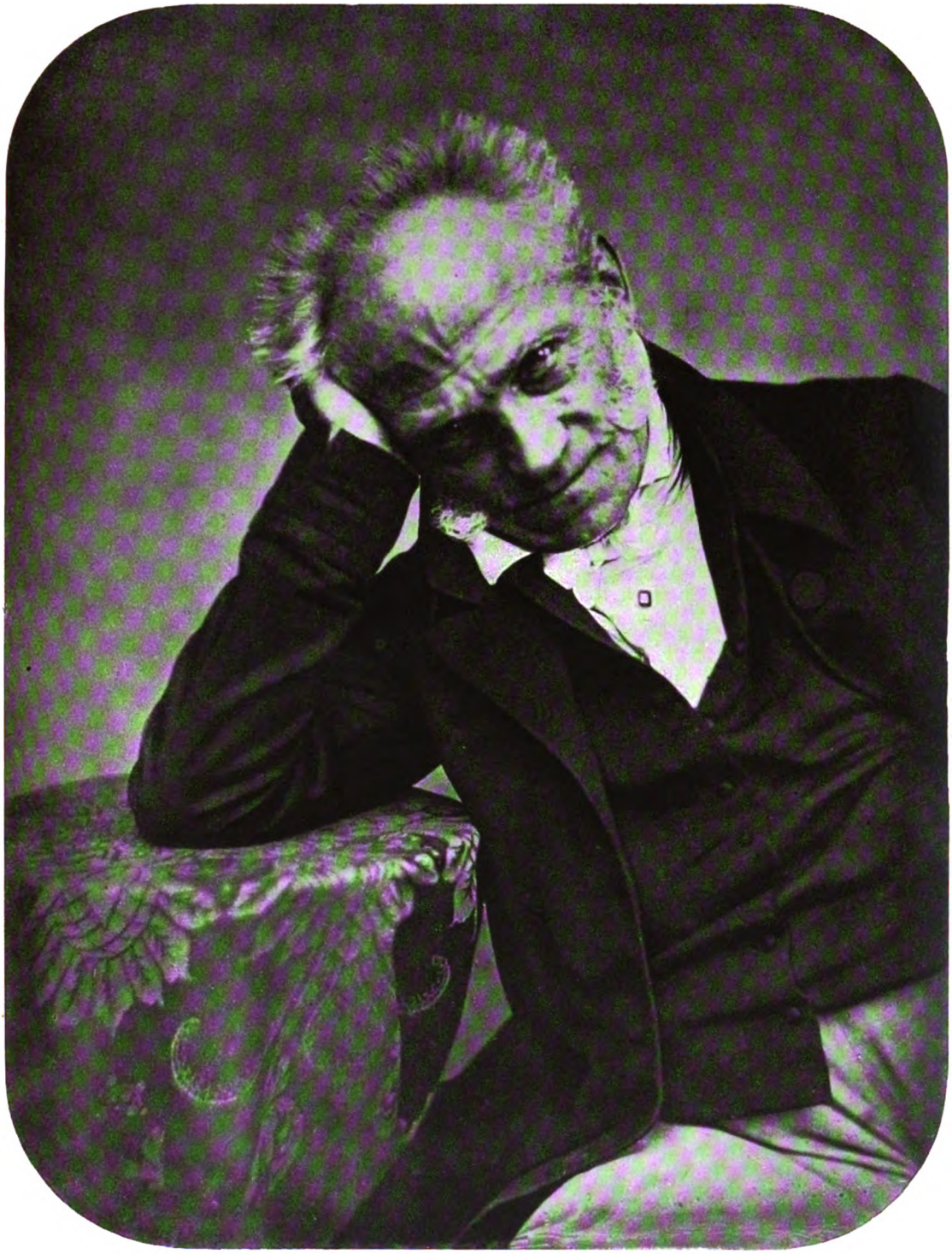
Dann bringt unser Heft in der Illustrationsbeilage sieben Bilder zu dem Aufsatze „Das Bismarck-Denkmal am Rhein“.

A Franz Schrekers Oper „Der ferne Klang“, von der wir in einem Aufsatz dieses Heftes sprechen, behandelt das Schicksal eines jungen Komponisten und seiner Jugendgeliebten. Er verläßt sie, um, einem rätselhaften Klange folgend, in die weite Welt zu gehen, die Höhe der Künstlerschaft, das Glück zu erringen. Als Fritz zurückkehrt, sind die Eltern seiner Gretel tot, sie selbst ist verschollen. Nach Jahren findet er sie in Italien bei einem zweifelhaften Tanzfest als gefeierte Dirne und stößt sie voll Verachtung von sich. Wieder sind Jahre vergangen. Tiefer und tiefer ist Gretel gesunken. Des kranken Geliebten Oper „Die Harfe“ führt sie ins Theater. Und aus dem Liede der Not und Sehnsucht erklingen ihr Schmerz und Verzweiflung um das verlorene Liebesglück. Sie wird ohnmächtig aus dem Theater geführt. Die Liebenden finden sich wieder. Jetzt fühlt Fritz, daß er das Glück besingen kann: Der rätselhafte Klang ist sein Besitz geworden. Aber die stürmenden Eindrücke vernichten den Kranken: er stirbt in den Armen der Geliebten.

Mit Erlaubnis der Universal-Edition (Wien) geben wir als Notenbeilage eine der letzten Szenen der Oper. Was wir im Aufsatz über den musikalischen Stil dieses Werkes zu sagen versuchten, kann durch dieses Bruchstück veranschaulicht werden. Friedrich Brandes

Herausgeber: Dr. h. c. Ferdinand Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortlich: der Herausgeber. Mitleitende: Dr. Hermann Ullmann, Dr. Wilhelm Stapel, Wolfgang Schumann. Für bildende Kunst: Prof. Paul Schultze-Naumburg in Saaleck bei Kösen in Thüringen — Für Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Dr. Richard Batka in Wien XIII/6 — Sendungen für den Text ohne Angabe eines Personennamens an die „Kunstwart-Leitung“ in Dresden-Blasewitz — Manuskripte nur nach vorheriger Vereinbarung, widrigenfalls keinerlei Verantwortung übernommen werden kann — Verlag von Georg D. W. Callwey — Druck von Kastner & Callwey, kgl. Hofbuchdruckerei in München — Geschäftsstelle für Berlin: Georg Siemens, W. 57, Kurfürstenstraße 8 — Geschäftsstelle für Österreich-Ungarn: Hofbuchhandlung Moriz Perles, Wien I, Seilergasse 4

Digitized by Google



Vergrösserung nach einem Bild aus der Deussen'schen Schopenhauer-Ausgabe des Verlags R. Piper & Co. in München

KW

Arthur Schopenhauer

Digitized by Google

Digitized by Google

Verlag von J. Löwy, Wien

AUS DEM KUNSTWART

LUDWIG VON ZUMBUSCH, DAS ALTER UND DIE JUGEND

Digitized by Google

Digitized by Google

ZU DEM BEITRAGE: DAS BISMARCKDENKMAL AM RHEIN

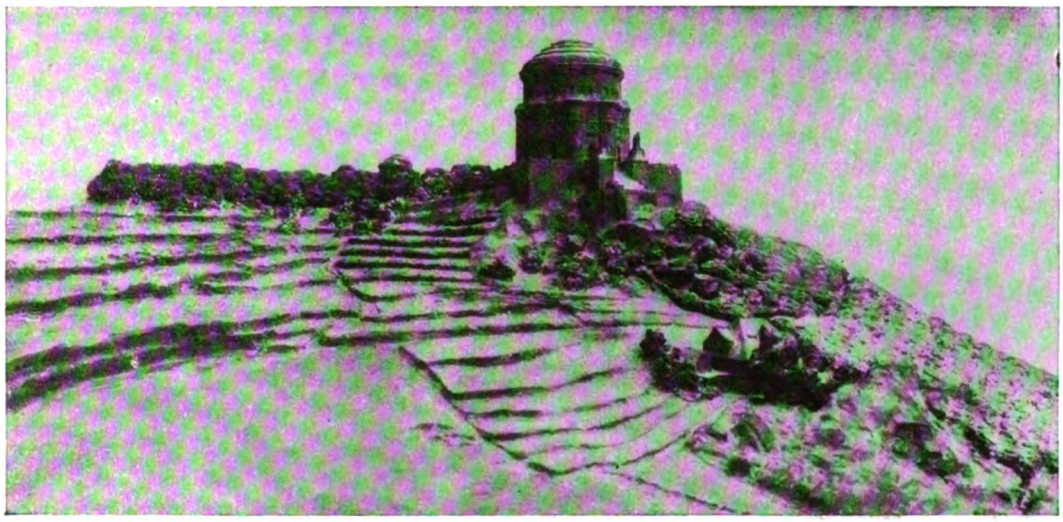
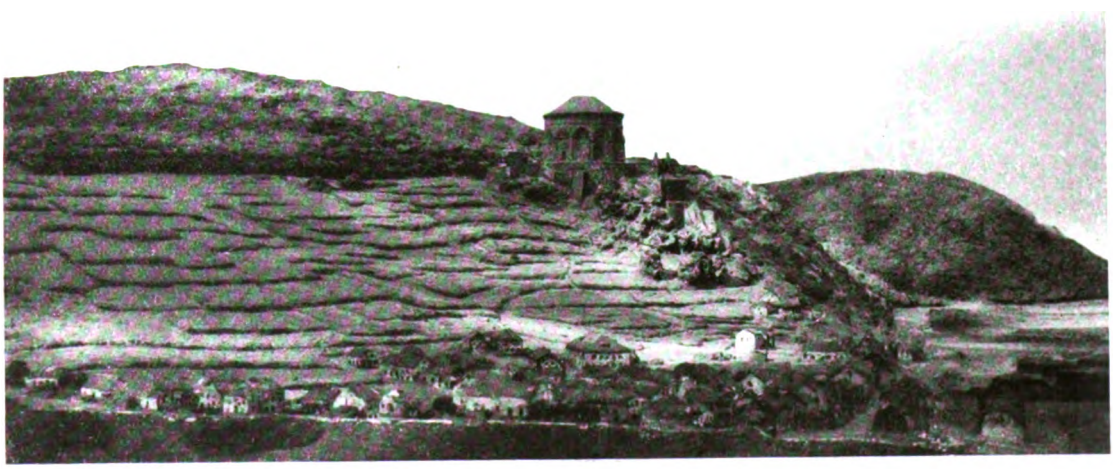


ABB. 1: DER ERSTE ENTWURF VON WILHELM KREIS



AUS DEM KUNSTWART

ABB. 2: DER ZUR AUSFÜHRUNG BESTIMMTE ENTWURF VON WILHELM KREIS. ANSICHT VON BINGEN HER.

Digitized by Google

ABB. 3: DER ZUR AUSFÜHRUNG BESTIMMTE ENTWURF. ANSICHT VON NORDEN.

Digitized by Google

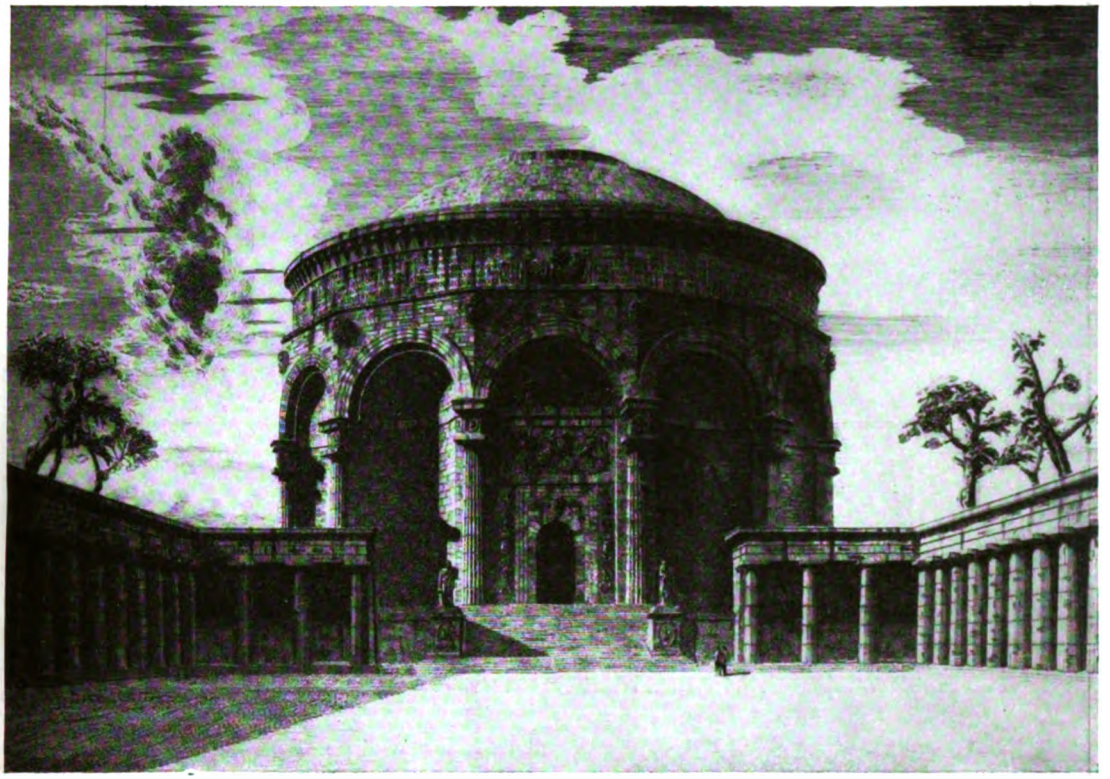
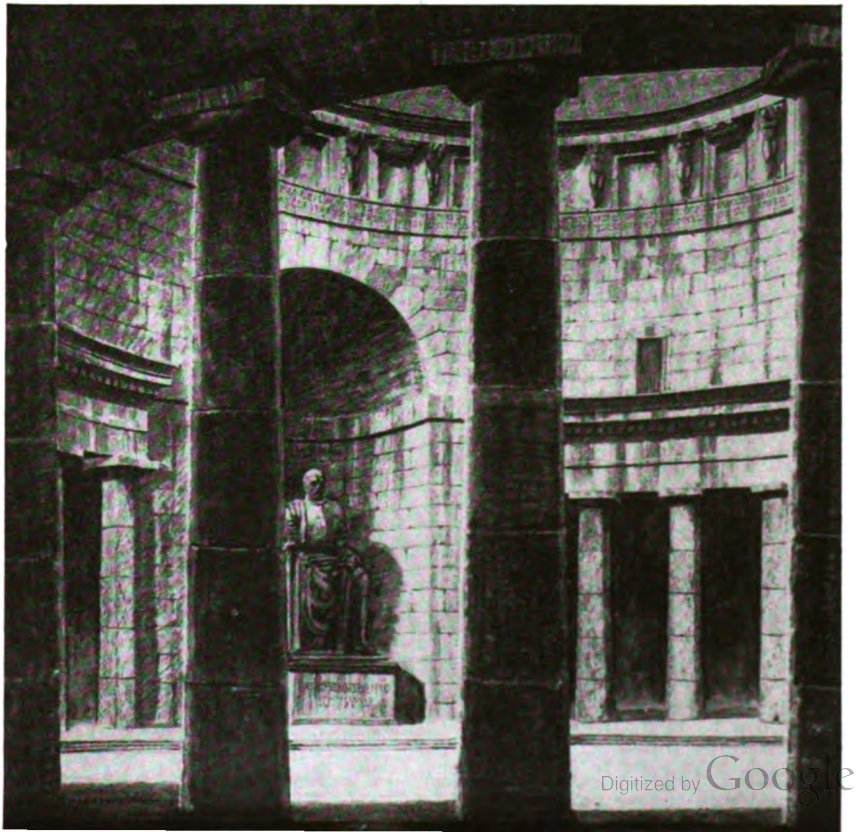
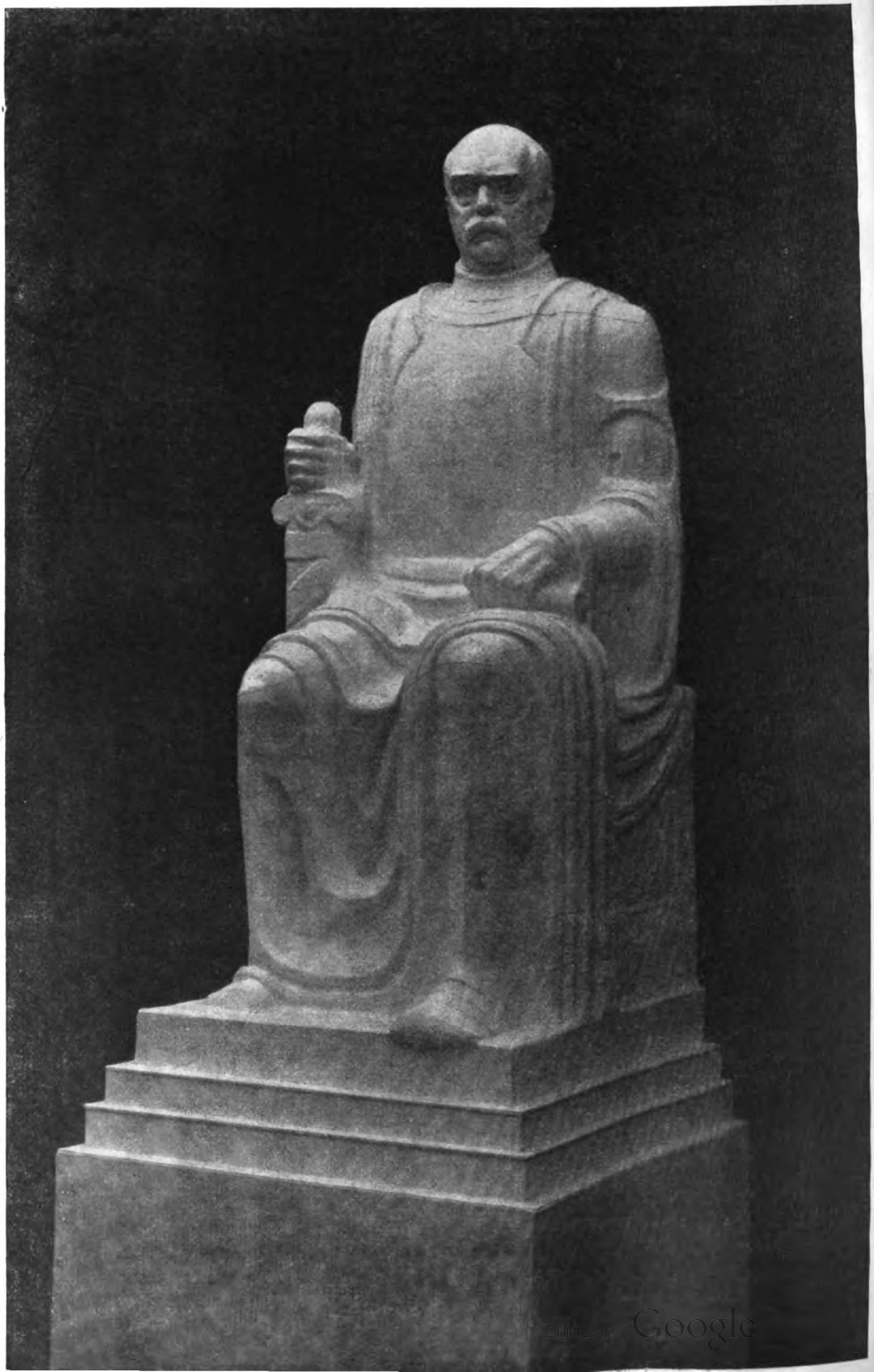


ABB. 5: ANSICHT VOM FESTPLATZ HER



Digitized by Google

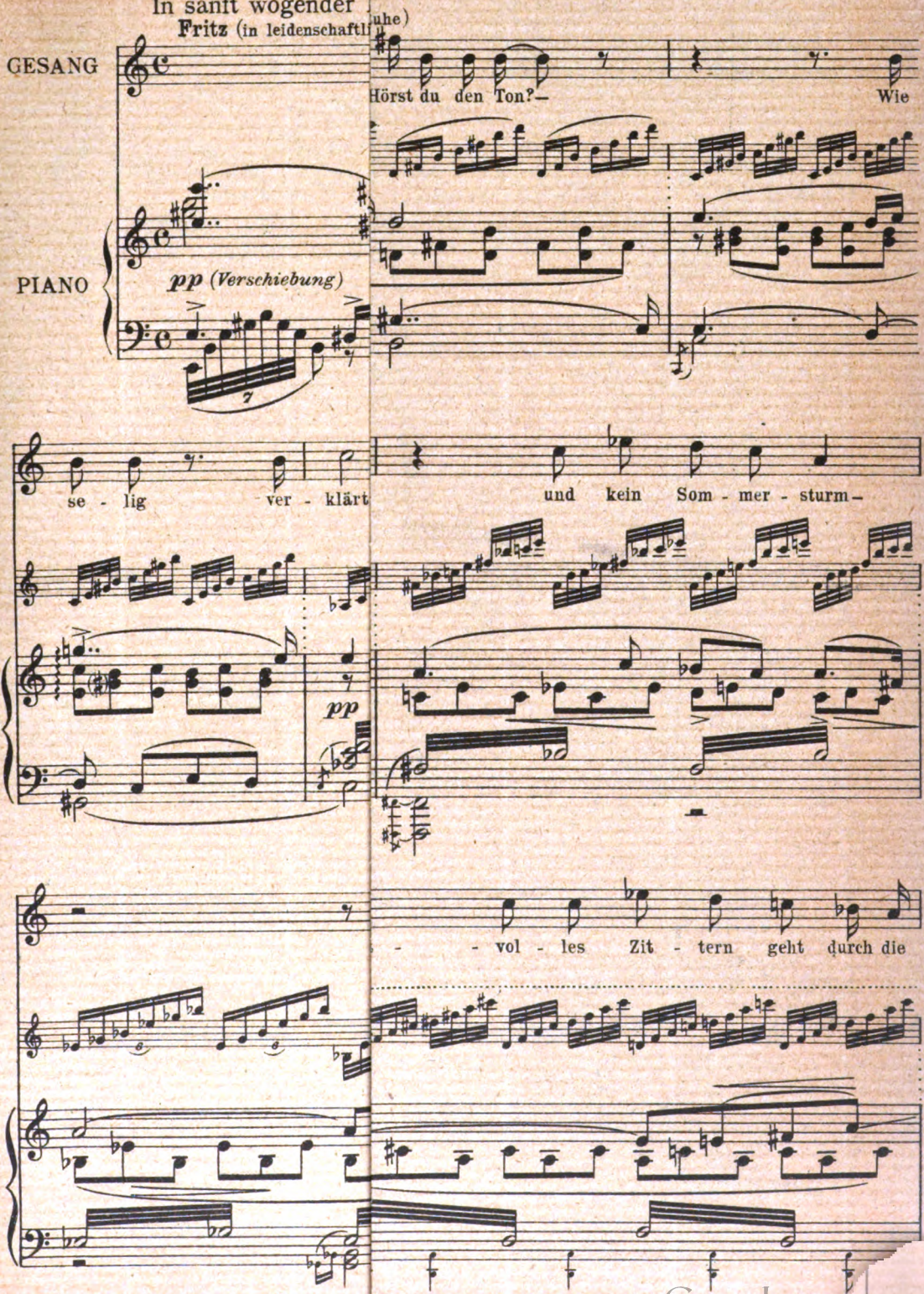
ZU DEM BEITRAGE: DAS BISMARCKDENKMAL AM RHEIN



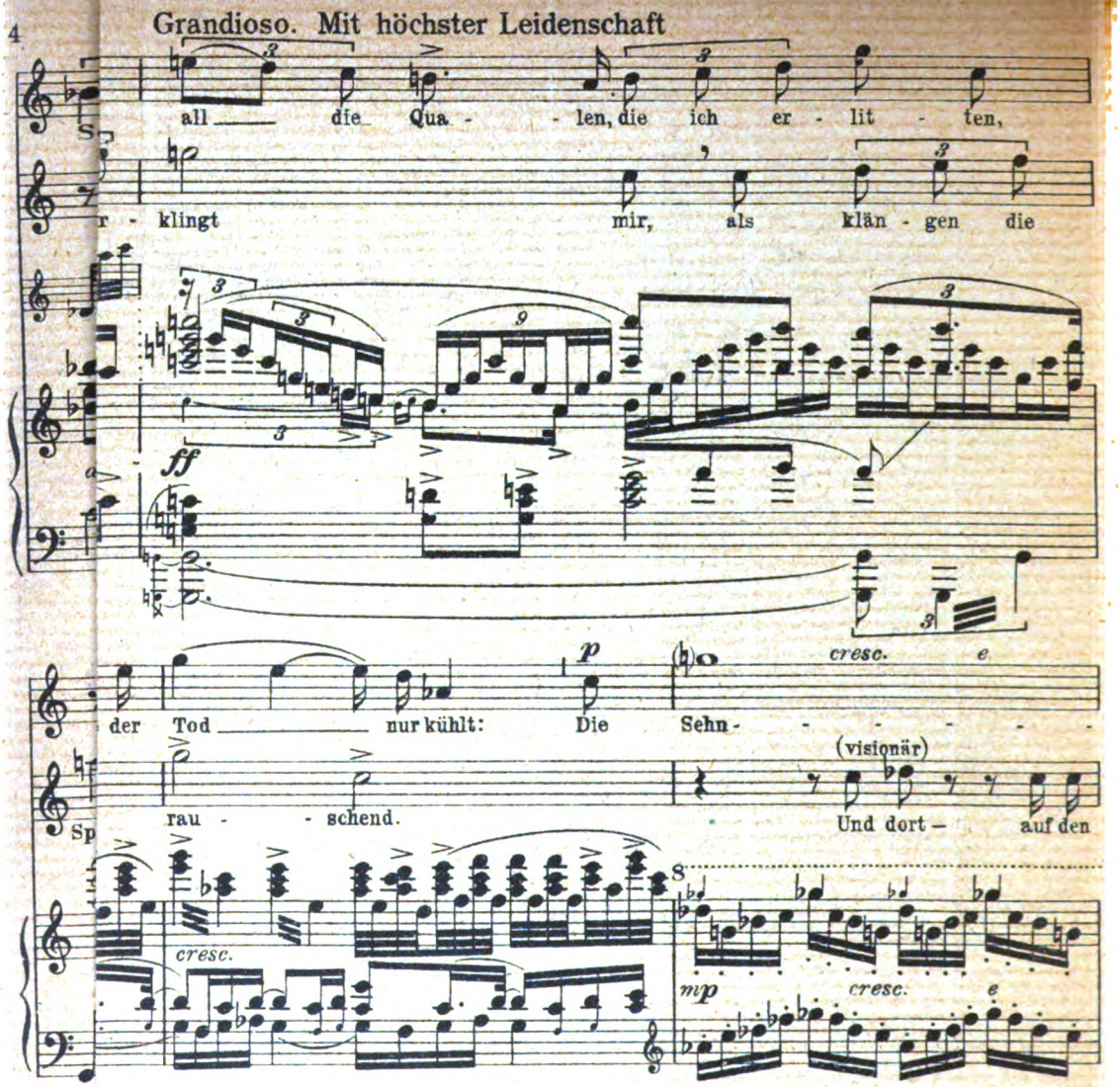
Digitized by Google

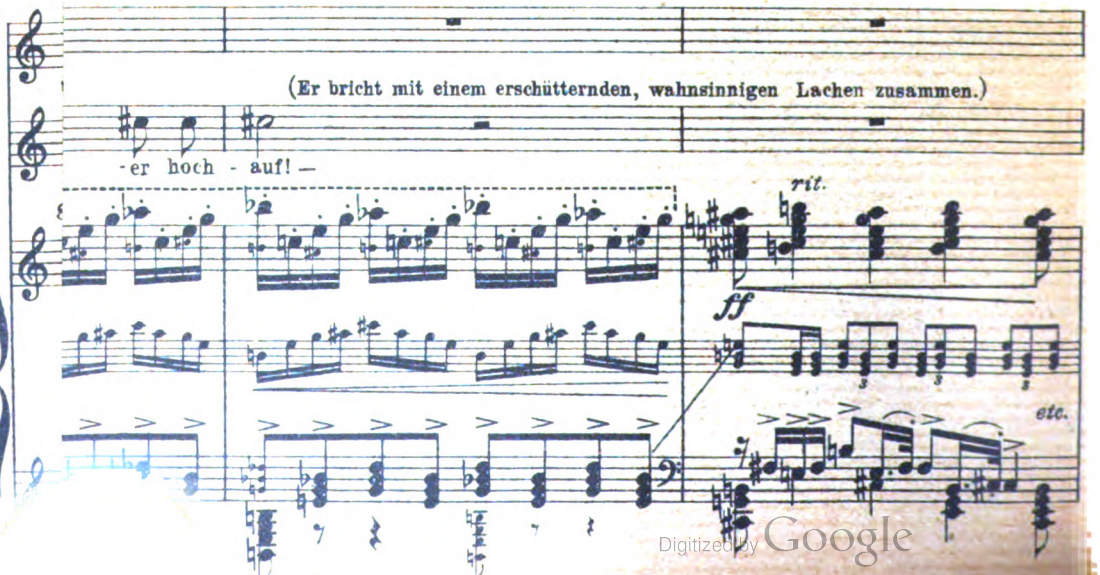
SCHREKER

Aus der Oper:
DER FERNE KLANG



Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

Paul Leschhorn, Tauwetter

Digitized by Google

Jahrg. 26 Zweites Märzheft 1913 Heft 12

Die Kirchen auf!

Ostergedanken

An meinem Hause vorbei fließt der Strom, und nun ist Eisgang darauf. Große Schollen, silbrige, abgestoßene schon und abgerundete, von weißen Glasstück-Kränzen umränderte Kristall-Inselgefährte wandeln in würdiger Bewegung mit fürnehmem Knistergetuschel langsam und feierlich ab ins Meer. Sonst ist es nur auf den Höhen, am Horizonte noch weiß, und auch da ist, sozusagen, kein Verlaß mehr darauf, so graut es und bräunelt es schon. Hier drunten aber im Tal spinnt es durch die Bäume in bronzenem, goldigem, grünlichem Gepunktel und Gefleck, und auf den Wiesen liegt die Saat als breites Grün. Vogelstimmen dazu — die Amseln, die Stare. Und horch: da jubelt ja auch wieder der süße Kindergesang der Lerche! Osterzeit — es ist als hörte dein leibliches Ohr den Himmel und als sähe dein leibliches Auge ihn niederschweben vom Blau. Und drunten: als sähe es in all den Knospen das Ewige selbst sich emporheben aus Tiefen, die zu begraben schienen und die nur bargen.

So schreiten wir mit Hochgefühlen durch diese Zeit, wärmer und freudiger im Herzen, mutiger im Erwarten, williger zu tüchtigem Schaffen. Aber es ist nicht jede Zeit Ostern, Pfingsten, Weihnacht, wo das religiöse Fühlen zu allen als gemeinsamer Festgast kommt. Wir brauchten's immer, auch im Alltage, auch bei der Arbeit, und die Starken von uns haben's auch immer, die Schwachen aber nicht. Warum sorgen wir nicht besser dafür, daß es auch zu den Schwachen komme, zu denen doch jeder zu Zeiten gehört, und nicht nur durchs Bibelwort, sondern auf jedem Wege und zu jeder Gelegenheit? Warum versperren wir uns allen die Möglichkeit, sich in den ehrwürdigen Räumen der Kirchen zu stillem Ausruhen des Geistes abzusondern vom Marktlärm und vom Tagesgeschrei? Und da doch nur in den großen Städten würdigere Räume wenigstens hie und da zur Verfügung stehn, warum verweisen wir unsere Feste, auch die hohen und ernsten, sobald sie nicht kirchlichen Wesens sind, in so unzähligen Fällen aus den Gotteshäusern in die Tanzsäle und Kneipen?

„Die Kirchen auf!", wir rufen das heute nicht zum erstenmal, und wir rufen's in die protestantische Welt auch nicht allein. Als wir gelegentlich der Goethefeiern im Jahre 1900 Geistliche um ihre Meinung fragten, schloß sich die weit überwiegende Mehrzahl dem Wunsche an, und nicht in Gleichgültigkeit, sondern in Wärme. Die Reformation hat die Kirchen geschlossen. Sie mochte das in Besorgnis tun, mit dem alten Brauche katholisches Wesen zu fördern; die Räume schienen vielleicht der frischen Erinnerungen zu voll, als daß man die Gemeinde ohne das leitende Wort der Prediger gesichert genug vor den Geistern des Ehedem glaubte. Kirchen waren ja nicht mehr nach katholischer Auffassung Gotteshäuser, sie sollten

Digitized by Google

nur noch Versammlungsräume der Gemeinden sein. Gerade deshalb ist die Fortdauer der Beschränkung ein Widersinn. Der Übergang liegt lange zurück, heut braucht sich keiner mehr deshalb zu sorgen. Es handelt sich auch um kein Prinzip, denn es gibt evangelische Kirchen, die wochentags offenstehn, und es gibt auch im Süden und Westen Orte, in denen man sie längst ohne Bedenken auch für weltliche Feste freigibt. Was wir für ganz Deutschland wünschen, ist nichts Unzulässiges, nichts Unmögliches und nichts Unerprobtes.

In unsern Gotteshäusern quillt ein Brunnen der Ruhe, des Friedens, der Einkehrstimmung die Wochen über fast ungenützt. Gerade in den Städten, gerade in den Großstädten sollten sich die Kirchen gastlich auftun Allen, die irgendwann am Tag in ihnen verweilen wollen. Der oder jener mag das „mißbrauchen", wie er's in katholischen Orten „mißbrauchen" mag — wem schadet oder was schändet das? Die andern finden hier die Stätte, die nicht irgendwelcher Geschäfte und nicht des drängenden Heute wegen, die Stätte, die des Ewigen wegen da ist. Auch in den schlechtesten modernen Kirchen wird der Besucher das empfinden. In den guten neuen und in den guten alten wird hier vornehme religiöse Kunst in Bildern zu ihm sprechen, Kunst, die zusammengewebt ist mit dem Raume, und der Edelgeist groß gestalteten Raumes selber. Wann sind denn eigentlich die Kunstwerke in unsern protestantischen Kirchen vom Volke mit Sammlung zu besehn, nur während des Gottesdienstes, und ist das die Absicht? Und was wohnt erst, was lebt sonst noch in den Räumen der alten Kirchen! Nicht nur von Frömmigkeit, auch von Geschichte und vor allem: von Gemeinschaftsgefühl. Laßt getrost auch diejenigen in unsern Kirchen rasten, die im strengen Sinne nicht mehr zur Kirche gehören: die Kirchen werben.

Wo aber die würdigen Volks- und Gemeindehäuser noch fehlen, in denen sich die Männer und Frauen zur Beratung ernster Dinge finden können oder zur schönen Feier irgendwelchen edlen wenn auch „weltlichen" Gottesgutes, dort sollten wir die Kirchen auch zu solchen Zwecken öffnen. Ohne ängstliche Bedenken darum, ob der Geistliche von Amtes wegen mit sprechen, ob überhaupt ein religiöser Gegenstand in Rede sei und ob die, welche da reden werden, auf kirchlichem Boden stehn oder nicht. „Wollt ihr in der Kirche Schoß wieder die Zerstreuten sammeln, macht die Pforten weit und groß, statt sie künstlich zu verrammeln!" Geibels Wort gilt in mancherlei Sinne. Was wir wünschen, hieß es im Kunstwart damals vor dreizehn Jahren, „wir wünschen's vom Standpunkt des Volkserziehers aus ohne jeden frömmelnden Hintergedanken. Wir wünschen es, weil der edle Raum den Gedanken Ernst und Loslösung vom Alltäglichen und schon damit mehr Weihe brächte. Wir wünschen es ferner, weil der dann gemeinschaftlich benutzte ernste Raum den kirchlich Gläubigen wie den kirchlich Nichtgläubigen das Bewußtsein des gemeinsamen Anteils an idealen Gütern stärken würde, wie ein gemeinsames Tedeum der verschiedenen Konfessionen das Gefühl der Zusammengehörigkeit in erhobenen Gefühlen stärkt."

Digitized by Google

Hebbel,

von zwei Standpunkten gesehn

I

„Richtet, auf das Ihr gerichtet werdet!“ Denn ein jedes Urteil spiegelt auch den Urteiler selber in all seiner Unzulänglichkeit. Wer über Hebbel reden will, sollte vor allem andern der Pflicht der Dankbarkeit genügen für die gewaltigen Dinge, die seine Kunst uns gebracht: schon um dem Irrtum vorzubeugen, als meine er selber den Titanen zu überragen, wenn er den Standpunkt aufsucht, um ihn zu überschauen. Vielleicht würden so manche, und zwar gerade die allergeläufigsten Urteile über Hebbel von selber verschwinden.

„Hebbels Produktion geht von der Reflexion aus: sein Schaffen erliegt seinem Verstande.“ — Wirklich? Auch dort, wo sich's vor uns auftürmt, gewaltig und düster wie in Riesenpfeilern und Bogen einer urweltlichen Kunst? — Siegfried ist gefallen: am Domtor „klopft“ der tote Herr der Welt „mit so viel Kronen als er Finger hat“, aber im Heiligtum kennen sie nur den „Bruder Siegfried mit so viel Sünden als er Haare hat“. Und wie er nun einzieht, da entbrennt an seiner Bahre Blitzschlag auf Blitzschlag der Wortkampf zwischen der Klägerin Witwe und dem Mörder Hagen; der greift, da vor ihm die Wunden des Gemordeten blutend wieder aufbrechen, nach dem Schwerte seines Opfers und befestigt's an seiner Seite.

„Es sei darum! Nun hört's gewiß nicht auf!“

Und wer Augen hat, um zu schauen, der muß, sollte man meinen, das elementare Wesen der Hebbelschen Dichtung allerorten aus Tiefen aufzucken sehen, in die der schärfste Verstand aus eigner Kraft nicht hinabzureichen vermag. Ich erinnere nur an das Fest, auf dem sich Mariamne in todestrunkenem Verlangen die Vernichtung herantanzt von der rasenden Eifersucht des geliebten Gatten, da er ihr Menschentum entwürdigt hat. Oder an den Todesgang Klaras, dem ihr die bittre Not, was Hirn und Herz am festesten gehalten, Stück um Stück entreißt und in Trümmer schlägt, so daß sie mühselig stammelnd selbst die Worte des Vaterunsers nicht mehr aneinander zu reihen vermag. Oder an Golo, wie sich seine verheerende Leidenschaft an der reinen Flamme entzündet, in der Genovevas keusch verhaltene Liebe zum ersten Male aufglüht, da sie vom Gatten sich trennt.

Auch wird Hebbels Kunst keineswegs nur von der planetarischen Glut genährt, aus der sich Gestirne entwickeln. Seine Lyrik, sie bringt mit dem Tiefsten das Zarteste: „Quellende, schwellende Nacht, Voll von Lichtern und Sternen.“ „Ich sah des Sommers letzte Rose stehn, Sie war, als ob sie bluten könne, rot.“ „Trinkt des Weines dunkle Kraft, Die euch durch die Seele fließt.“ „Dein Auge glüht nicht mehr wie einst, Und deine Wang ist nicht mehr rot.“ „Alle Wunden hören auf zu bluten, Alle Schmerzen hören auf zu brennen.“ „Wenn zwei sich ineinander still versenken, Nicht durch ein schnödes Feuer aufgewiegelt.“ „Seele, vergiß sie nicht, Seele vergiß nicht die Toten!“ Freilich von einer so erdenfrohen Bildlichkeit wie die Gottfried Kellers ist diese Lyrik nicht: die Anschauung

Digitized by Google

gibt gleichsam nur den Stoff her, der sofort vom geistigen Feuer ergriffen und verzehrt wird — aber die reine Flamme, in der es emporschlägt, trägt die Elemente wundersam geläutert und unser Schauen läuternd empor. Und auch die trauliche „Hauswärme“ eignet ihm endlich, die das „Heimchen am Herde“ nötig hat, um atmen zu können. Woher sonst das treue Gedächtnis, woher die Pietät, mit der all jene Besonderheiten des engen Bürgerlebens bewahrt werden, vom Braut- und Sterbehemd an bis zu dem Platz, wo der Ordnungssinn den Hausschlüssel aufhebt? Warum trifft uns denn das Schicksal Klaras mit solch erdrückender Wucht, warum wird uns, als ginge es um unser eigenes Leben? warum sonst, als weil uns Hebbel so innig heimisch gemacht hat in ihrer Welt, in der hinter jedem bunten Fähnchen und jeder Nelke im Scherben Entbehrung und herzliche Liebe sich birgt?

Und so hoch wie Hebbels Dichterkraft sich zu erheben vermag, so zart und herzlich sie zu gestalten versteht, so tief blickt seine Erkenntnis in die Gesetze ihres Schaffens. Wir wollen es nicht vergessen: der Ästhetiker Hebbel, der den Poeten angeblich zum Ideenjäger und Problemfänger umzüchten will, er ist es, der über die Symboliker ohne individuelle Gestaltungskraft spottet:

„Wäre es wirklich so schwer, das Haus zum All zu erweitern?
Schlagt die Wände nur ein, Freunde, so ist es getan!“

Er zeigt in tiefsinnig treffendem Bilde, wie der Dichter sich dem Unaussprechlichen nähern kann, das er als schöpferische Gewalt des Daseins empfindet:

„Blumen nur hätt ich gemalt und Bäume und Kräuter, nichts weiter?
Lieber Tadler, nur so wird ja die Sonne gemalt!“

Und er, der „spitzfindige Grübler“, hebt zwar das unentbehrliche Amt des Verstandes in der Kunst nachdrücklich hervor, aber er weist ihn auch zugleich in die Schranken, die er der gestaltenden Kraft gegenüber zu wahren hat:

„Jegliche Frage gestatt ihm, doch keine einzige Antwort,
Und du erkältest dein Bild nimmer, du läuterst es nur.“

Erst wenn wir dies alles uns vor Augen gerufen haben: die elementaren Kräfte seiner Kunst, ihre blutvolle Wärme, die überschauende Klarheit seines Urteils, kurz all das, was ihn in die Nähe der Größten aller Zeiten rückt und hoch über alle emporhebt, die ihm bei uns nachgefolgt sind, erst dann dürfen wir, ohne die schuldige Ehrfurcht zu verletzen, fragen: was unterscheidet und scheidet ihn von diesen Größten?

Hebbel war sich des Abstandes wohl bewußt: eine Kopfnische nur erwartet er von der Zukunft in der Halle, in der das Standbild Shakesperes ragt; und über das „Nichts“, sagt er, habe ihn gerade so viel hinaus, als ihm zum „Halbgott“ fehle. Und allerdings, schon der Kreis, in dem sich Hebbels Gestalten bewegen, er wird von seiner Subjektivität enger gezogen, als es etwa bei Shakespere der Fall ist: ein stärkeres sittliches Bewußtsein, Blut vom ganz besondern Blute des Dichters, läßt sie insgesamt als eine engere Gruppe Zusammengehöriger im Weltganzen erscheinen. Aber auch innerhalb dieses

Digitized by Google

Kreises behauptet sich Hebbels Darstellungskraft nicht durchweg auf den Höhen, zu denen ich hingewiesen habe. Die Mängel im Einzelnen sind zu bekannt, als daß ich dabei zu verweilen brauchte. Schon Otto Ludwig wies auf den Notbehelf hin, und Richard Wagner verhöhnte es als Prahlerei: seine Helden suchen sich oft gegenseitig dadurch zu kennzeichnen, daß einer vom andern erzählt, was für besondre Leute sie seien. Verwandt damit ist, in den jüngeren Werken zumal, die Neigung seiner Personen zur Selbstspiegelung in längeren Monologen; ebendort häuft Hebbel nicht selten den spekulativen Gehalt, bis die individuellen Formen gesprengt werden, und gar manches Mal entspricht nur das, was seine Menschen äußern, der Situation und dem Charakter, das Wie der Äußerung aber widerspricht. Ich will nur an die Satzbildung in der Maria Magdalena erinnern: werden da nicht auf weite Strecken hin die Perioden so ineinander geschlungen und gelöst, als handle sich's darum, ein begriffliches Geflecht herzustellen, und nicht darum, den Rhythmus der Leidenschaft tönen zu lassen?

Wohl treten mit dem Reifen seiner Kunst diese Unzuträglichkeiten immer stärker hinter den Vorzügen zurück, manchmal sind sie überhaupt nur scharf spähenden Augen noch sichtbar, ganz verschwinden sie aber nicht. Sie stellen eben durchaus nicht bloß Entgleisungen dar, sondern sie hängen letzten Endes mit einer tieferen Eigentümlichkeit seines Wesens zusammen. Gewiß ist das Gerede über den verstandesmäßigen Ursprung der Hebbelschen Poesie in der Hauptsache auf ein gröbliches Mißverstehen seiner theoretischen Auseinandersetzungen zurückzuführen: seine tiefsten und schmerzreichsten Lebenserfahrungen sind es, über die er redet, aber freilich, er sucht sie mit schärfster Dialektik auf abstrakte, allgemeinverbindliche Formeln zu bringen — erhitzt verlangt die Brust nach kalter, kühlender Sternenluft — und da wird ihm nun mit einer Umkehrung des Sinnes vorgeworfen, er behaupte, das Drama müsse nicht vom Leben selber ausgehn, sondern von der Absicht, spekulative Formeln zu illustrieren. Dennoch ist soviel wahr: das Verstandesmäßige bei Hebbel, das bewußte Sich-Rechenschaft-Ablegen von seinen Ideen, greift praktisch, unterm Schaffen, hinüber in Regionen, wo es nicht mehr vernommen werden dürfte.

Ich will hier nicht von den mißlungenen Stücken reden wie von der Julia, in der das Lebendig-Darstellerische fast ganz zurücktritt hinter dem Räsonnement, mag's auch das Räsonnement eines Hebbel sein; oder von der Agnes Bernauer, wo die Stimme des Dichters gerade in den wichtigsten Augenblicken verstummt. Nein, auch in den Meisterwerken Hebbels findet dies verhängnisvolle Übergreifen statt; denn allzu besorgt, allzu mißtrauisch steht sein Verstand dem dichterischen Triebe gegenüber, der aus den Tiefen des Unbewußten das Lebensbild heraufholt: „Stimmen die Verhältnisse auch?" Und indem der Verstand sie nachprüft, da geschieht's, daß er sein Fragerecht überschreitet und sie nach seiner Ratio umzumodeln versucht: was bei der Charakter- und Schicksalsentwicklung im Verhältnis von Keim zu Blüte steht, er setzt es nicht selten in die starrere logische Beziehung von Ursache zu Wirkung. Damit aber erhält das Drama der „Not-

Digitized by Google

wendigkeit", das Hebbel geben will, einen Anstrich der Absichtlichkeit. Und der verhärtet zuweilen seine Züge und stempelt es dadurch wieder gerade zu dem, was es nicht sein will, zu einer Singularität. Wie wird z. B. einer Klara in der Maria Magdalena der Weg von allen Seiten mit kunstvoller Unerbittlichkeit verstellt durch Charaktere und Ereignisse, die alle mit schärfster Logik in Beziehung zueinander gesetzt sind — und dennoch, während unser Verstand sich überwunden geben muß, macht sich die bedrängte Brust unwillkürlich Luft: „Nein, so grausam ist trotz allem die Natur nicht, daß sie ihrem Geschöpfe nicht einmal einen freien Atemzug mehr gönnte vor der Vernichtung!" Und spät erst, erst am Gyges, macht Hebbel zu seinem „Erstaunen" die praktische Erfahrung zu dem, was er vorher nur „geahnt": „daß der Künstler, wenn er von einem Gegenstand mächtig ergriffen wird, sich um den Gehalt desselben gar nicht ängstlich zu kümmern braucht, sondern daß dieser ganz von selbst hinzutritt, wie der Saft in die Bäume, vorausgesetzt allerdings, daß er ihn in der Brust trug". Aber auch in dieser Tragödie noch, wo sich alle Blüten der Hebbelschen Dichtung auftun, auch hier noch tritt nackter, als gut tut, der Anteil des Verstandes hervor in der Genauigkeit, mit der Rhodope dem Gatten und seinem Freunde ihre besondern Plätze zur Sühne anweist für den an ihr begangenen Frevel: das Rechnen in der Abrechnung spitzt bei allem Edeln dieser Berechnung die Vergeltung so zu, daß das Moment der Leidenschaft davon zurückgedrängt wird.

Daran, an der leisen Aberspitzung der „Logik" in den Verhältnissen, scheitert auch sein Lustspiel, erlischt die unbefangene Fröhlichkeit im „Diamant", so trefflich das Stück bis in die Einzelheiten hinein angelegt ist.

Weiterhin verlockt ihn diese Vordringlichkeit seines Verstandes zuweilen vom geraden Wege abzuirren, den er selber dem Tragöden vorzeichnet. So erneuert er „die alten Gesetzestafeln" in individueller Fassung: das Drama in seiner höchsten Potenz stellt das menschliche Individuum im Kosmos, d. h. als Naturwesen, als „Weltgeschöpf" dar. Aber von diesem natürlichen Kern aller großen Dichtung weg zieht es ihn immer wieder nach außen: es lockt ihn, in den Schicksalen seiner Helden nicht nur die „zeitlichen" Ideen und Probleme aufzuweisen, ihre sozialen Beziehungen, die sich als sekundäre Folgen jenes Grundverhältnisses einstellen, sondern er stellt diese „Gesellschaftsideen und Probleme" zuweilen auch so dar, als wären *sie* seiner tragischen Weisheit letzter Schluß. Freilich hat er auch dabei, anders als ein Ibsen, immer noch das im Auge, was für die Gesellschaft aller Zeiten Geltung behält. Kandaules geht an der Rache zugrunde, die er selber durch die rücksichtslose Eigensucht seines Wesens über sich heraufbeschwört: er weiß, daß seiner Gattin Männerblicke „wie der Tod" sind, und doch führt er den Freund betrügerischerweise mit Hilfe des unsichtbarmachenden Ringes vor ihr Lager; denn er braucht „den Zeugen", um sich ihrer Schönheit voll freuen zu können. Als Fürsprech des Dichters aber erklärt derselbe Kandaules den Sinn des Stückes dahin: an das Beharren in Traditionen, an den „Schlaf der Welt" dürfe mit weckender Hand nur rühren, wer die Kraft hat, ihr vollwertiges Neues dafür zu bieten — als wäre er selber bloß

Digitized by Google

an einer solchen Überschätzung seiner Kraft gescheitert. Und noch auffälliger tritt dieses merkwürdige Veräußerlichen im Gegensatz zur eigenen Tiefe darin zutage, wie Hebbel seine historischen Phantasien in seine Menschendarstellung hineinspielen läßt: man denke nur an das Auftreten der heiligen drei Könige im Herodes mit ihrer Ankündigung einer neuen Weltphase, oder daran, wie die Geschlossenheit der Nibelungentragödie durch verwandte Prophezeiungen Dietrichs gelockert wird. Oder gar an den abenteuerlichen Plan Hebbels, im „Moloch" ein Drama zu schaffen, das die Entwicklung von Religion und Kultur an der Geschichte des deutschen Volkes versinnbildlichen sollte: gerad als könnten die verschiedenen Kulturstufen der Menschheit einem Dramatiker seines Schlages mehr geben als den Stoff, an dem er das Ewig-Menschliche in ihrem Wechsel zur Darstellung bringt: als könnte die Absicht, diesen Wechsel, diese Wandlungen selber darzustellen, dem Drama zu seiner tiefsten Wirkung verhelfen.

Und noch etwas, das nicht übersehen werden darf. Hebbel vermeidet es auffällig, Gestalten, die nur mit einem Zuschuß von Verbrechertum glaubhaft werden können, als solche zu geben. Freilich, er will die Notwendigkeit aufzeigen, mit der ein jedes Individuum, das sich seiner Leidenschaft überläßt, vom Schicksal gebrochen wird, darum reizt es ihn natürlich, das auch und gerade an den edelsten Gestalten anschaulich zu machen. Aber er überschreitet dabei zuweilen die Grenzen der Möglichkeit und lädt der Natur auch hier wieder manchmal eine Grausamkeit auf, die sie nicht kennt. Golos hohes sittliches Bewußtsein ist für mein Empfinden wenigstens ganz unvereinbar mit den wilden Freveln, durch die er vor allen andern gegen sich selber wütet: mit solch erbarmungsloser Klarheit läßt die Natur keines ihrer Geschöpfe den Selbstvernichtungsprozeß in stetiger Steigerung vollziehen. Und Herodes, der sein Weib zweimal heimlich „unters Schwert" stellt, um sie ermorden zu lassen, wenn er fällt, er kann wohl so viel Edles in seinem Wesen bergen, um den Wert des Edlen zu fühlen und den echten Edlen damit zu täuschen — niemals aber kann er, wie Hebbel doch will, eine im Kerne edle Natur sein, die nur in der Raserei der Eifersucht, unter dem Zwange ungeheurer Ereignisse so handelt: denn auch die können den Ausdruck seines Wesens wohl steigern und entwickeln, nicht aber dies Wesen selber verwandeln: oder es gibt ein pathologisches Schicksal, wie es Hebbel zu allerletzt im Auge gehabt haben wird. Für mich bleibt hier die einzige tragische Figur in geläutertem Sinne Mariamne: die ist so tief in ihre Liebe zu Herodes verstrickt, daß sie trotz allem Schauder vor der würdelosen Wildheit seines Innern den Tod herbeirufen muß, um sich von ihm zu befreien.

Aber genug von den ehrwürdigen Narben, die sich dieser große Dichter und Denker im Lebenskampfe geholt. Ehrwürdig, weil sie von Schlachten zeugen, zu denen es allen unsern modernen Dramatikern am Mark fehlt als Krankenpflegern der Schwäche und Verherrlichern des Schwächlichen: auch dem Begabtesten unter ihnen, Gerhart Hauptmann. Ich habe den Raum, der mir zur Verfügung stand, zu großem Teile dazu benutzt, die Schattenseiten der Heb-

Digitized by Google

belschen Kunst zu erörtern. Ich habe das zu seinem hundertsten Geburtstage nicht getan, um an dem mir teuren Vermächtnis herumzumäkeln, sondern vielmehr, um zu zeigen: man braucht nicht blind zu sein gegen die Schwächen und Absonderlichkeiten Hebbels, um ihn verehren zu können. Ja, ich hoffe dargetan zu haben, wie letzten Endes auch bei der Beschäftigung mit ihnen die großen Grundlinien seines Wesens zutage treten, der mächtige Knochenbau seiner Persönlichkeit. Nur mit ein paar Worten noch will ich auf jenes Werk hinweisen, das mir als sein gewaltigstes erscheint. Auf die ehernen Verse, vor denen es einem Mörike ward, als poltre in sein Stübchen ein Felsblock: auf die Nibelungen. Denn jene wilde Freude, die die bluttriefenden Lieder und Sagen unserer germanischen Vorzeit beseelt, die erste stolze Freude an der Kraft ihres geistigen Willens gegenüber dem eigenen Leibe, sie ist es, die sich hier geläutert zu ihrer höchsten dichterischen Vollendung erhebt in dem Schicksalstrotz und der Todestreue des Burgundengeschlechts und ihres riesigen Führers. Und zum Schlusse möchte ich sein Demetriusfragment wenigstens erwähnen, denn dort hat Hebbel kurz vorm Tode, ja sterbend, sein Persönlichstes niedergelegt. Das Leiden und der Stolz seiner jungen Jahre spricht daraus: in edelm Trotze behauptet sich der Zarenbastard unter den polnischen Adligen, die auf ihn hinabschauen, mit einer Selbstzucht bei allem Trotz, die den „Knecht“ freier erscheinen läßt als seine adligen Dränger. Und an seinem Ausgange gelingt es Hebbel nun auch die Tragik des Edlen auf höchster Höhe zu zeigen: Demetrius geht im Wesentlichen zugrunde an der Echtheit seiner Herrennatur: weil er als wahrer Herrscher gebietet, um für andere zu sorgen, weil er sein Land nicht ausbeuten lassen will für seine Parteigänger, eben darum wird er von den Vorteilsschächern „entlarvt“, die ihm zum Throne verhalfen.

Nicht leicht hatte es Hebbel im Leben und in der Kunst: gehemmt, hin und her gerissen durch den Dämon im Innern, hat er sich durch Gestrüpp und Dornen draußen geschlagen. Aber siegreich hat er den Lebenskampf bestanden. Der Jüngling vollzog nur „mit bebender Hand“ das Urteil der tragischen Muse: wie eine Vernichtung seines Selbst empfand er es, daß das Individuum in der schrankenlosen Betätigung seines Eigenwillens gebrochen werden müsse. Da mag auch ihm die „grauenhafte“ Vereinsamung des Einzelnen und der „ewige Haß“ der Geschlechter nicht bloß in „gottverlassenen“ Stunden wie etwas vorgekommen sein, das seinem Wesen nach keinen Ausgleich zuläßt: denn das ungebändigte Individuum ist freilich weder zur Freundschaft reif noch zum Glücke der innigsten Vereinigung, die dem Menschen sein Genius aufspart. Aber der Jüngling ward zum Mann. Und der Mann erschaute es schließlich: in diesem Gebrochenwerdenmüssen liegt mehr als eine bloße Notwehr, wodurch „das Universum“ die durchs Übermaß gestörte Harmonie wieder herstellt. Dies Brechen seiner triebhaften Willkür muß ein jeder selbst in die Hand nehmen, der nicht im Tier untergehen will. Ja auf diesem Wege allein ist's dem Menschen möglich, sein höchstes Glück zu erringen: nur so schmiedet er sich seinen eigenen Willen, wird er Herr seines Schicksals, so weit es unsre Abhängigkeit von den Natur-

Digitized by Google

KW

Dr Ludwig Loewe.

Digitized by Google

Digitized by Google

gesetzen erlaubt. Oder wie es Hebbel selbst in seiner klassischen Besprechung des Prinzen von Homburg ausdrückt: „Es leuchtet wohl jedermann ein, daß uns in diesem Drama auf eine Weise, wie es sonst nirgends geschieht, der Werdeprozeß eines bedeutenden Menschen in voller Unmittelbarkeit vorgeführt wird: daß wir in das charakteristische Durcheinander von rohen Kräften und wilden Trieben hineinschauen, aus denen ein solcher meistens hervorgeht, und daß wir ihn von seiner untersten Stufe an bis zu seinem Höhepunkte begleiten, auf dem der ungebändigt schweifende und in seiner Regellosigkeit der Gefahr der Selbstzerstörung ausgesetzte Komet sich in einen klaren, auf sich selbst beruhenden Fixstern verwandelte."

Denn nur darum handelt es sich für Hebbel, und nicht etwa um die kümmerliche Naseweisheit, als Moralist von außen her dem Menschen Sittengesetze vorschreiben zu wollen, der das Zeug zu einer eignen Persönlichkeit in sich hat. Wenn trotzdem die Klagen über die Enge seiner ethischen Ansichten nicht verstummen, so liegt das einmal daran: sicherlich ist nicht wenigen Leuten jedes selbständige Wollen, jeder kategorische Imperativ an sich verhaßt, da er sie hindert, sich ungestört einem lässigen oder geschäftigen Triebleben je nach Temperament hinzugeben. Dann aber wird das besondre Wollen und Sollen, das seine Dichtung beherrscht, von einem unbequemen strengen Verantwortungsgefühl beseelt: es kennt kein Recht ohne Pflicht und schlägt in die Zerfahrenheit unserer Tage hinein wie eine gepanzerte Faust. Hebbels Männergestalten sind dessen Zeugen vom Meister Anton an über Tobaldi und Herzog Ernst bis zum Hagen. Gerade darum aber wird er ein dichterischer Wegweiser zum höchsten Ziele für den, der dem Leben mehr abgewinnen will als Landstreicherwillkür: die Freiheit, die aus der Selbstbeherrschung hervorgeht.

Leopold Weber

2

Mitten zwischen all die Begeisterungsfeste, durch die das deutsche Volk die hundertste Wiederkehr seiner Befreiungstaten, den Beginn jenes großen und stürmevollen Zeitalters seiner politischen Renaissance in diesen erinnerungsreichen Tagen feiert, fallen zwei Daten, deren Gedächtnis heilig ist in der Entwicklungsgeschichte der deutschen Kunst. Am 22. Mai wird man den hundertsten Geburtstag Richard Wagners begehen, dem das Schicksal die Gnade schenkte, vollenden zu dürfen und ein Erfüller seiner selbst zu sein — jene unvergleichliche Gnade, die Goethe zuteil ward und Henrik Ibsen und die Friedrich Hebbel, dem zutiefst tragischen Menschen und Dichter, dessen Geburtstag am 18. März zum hundertsten Male sich jährt, versagt blieb.

Drei Namen bezeichnen die große Entwicklung, die im letzten Jahrhundert unsre deutsche dramatische Dichtung genommen hat: Heinrich von Kleist, Friedrich Hebbel und Gerhart Hauptmann. Seltsam ungleich sind ihnen die Lebenslose gefallen.

Heinrich von Kleist war von den dreien der unglücklichste; sein Dasein war ein rastlos unaufhaltbares Vorwärtsstürmen in dionysischer Schöpferwollust. Er ging jäh dahin, verzweifelnd, unerkannt, ein Opfer verhängnisvoller Verkettungen persönlicher und zeitlicher Verhält-

Digitized by Google

nisse. Die glückhafteste Natur ist Gerhart Hauptmann, der früh emporstieg, Sieger ward über persönliche und künstlerische Krisen und, aufrichtig gefeiert, als ein Ungebrochener, die Schwelle des fünfzigsten Lebensjahres jüngst überschritt.

Hebbel trug sein Lebensschicksal in sich: „Man wird nur, was man schon ist." Erwachsen in engen, widrigen Lebensverhältnissen, der Sohn einer schwermütigen Landschaft mit grüblerischen Menschen, hat er hart und mühsam für seine dichterische Sendung ringen müssen. Gedrückt und gequält, doch nie verzweifelnd wie Kleist, hat er sich durchgesetzt, hat er schlimmste Verirrungen und Verwirrungen seines Lebens — wie das unnatürliche und zuweilen bedrohliche Verhältnis zu Elise Lensing — überwunden; freilich nie mit dem souveränen Lächeln eines leichten Siegers. Von Erniedrigungen, Anfeindungen, Neid und Verkennung gemartert, hat er stets den großen und stolzen Glauben an sich selbst bewahrt. Zu einem Kunstwerk allerdings hat er sein Leben nie frei ausgestalten können; denn er war eine tragische Natur. Fällt doch auch in seinen wenigen Komödien stets sogleich eine dunkle Untermalung auf — wie im „Diamanten" oder selbst in dem ausgelassensten seiner Werke, dem Künstlerdrama „Michel Angelo". Aber fern war ihm auch die sich einwühlende Schmerzenswollust Kleistens. Der überlegene Intellektualismus, der sein ganzes dichterisches Schaffen sichtbar beherrscht und bisweilen auch wohl tyrannisiert hat, gab ihm die Kraft, allen Widerwärtigkeiten seines Daseins siegreich standzuhalten. Und wenige Monate vor seinem Tode ward ihm noch der herrliche Triumph zuteil, den Tag anbrechen zu sehen, an dem sein deutsches Volk ihn endlich erkannte. Laube, der ihm bisher nur Schwierigkeiten bereitet hatte, mußte dem allgemeinen Drängen nachgeben und die „Nibelungen" im Burgtheater aufführen. Ein großer und entscheidender Sieg wurde errungen. Zum ersten Male sah sich Hebbel mit Enthusiasmus gefeiert. Es war wenige Wochen vor seinem 50. Geburtstage. Im Herbst desselben Jahres schon führte sein körperlicher Zusammenbruch zur Katastrophe. Über dem letzten Akt der gewaltigen Demetriustragödie, in der endlich sein großes Ideal von der Vereinigung des antiken Stiles mit dem Shakespereschen beinahe restlos verwirklicht ward, starb er dahin. Die letzten Zeilen des Fragmentes hatte er, dessen Zähigkeit wie einst mit dem Leben so noch mit dem Tode um seine Kunst rang, mit dem Bleistift fast unleserlich aufs Papier gekritzelt. Und so umschwebt sein Ende jene verklärte Tragik des Moses, der angesichts des gelobten Landes dahin gehen mußte. Hebbel starb, wie vor Jahresfrist August Strindberg, just in dem Augenblick, da ihm die ersten Früchte reiften.

Das Werk, das er zurückließ als Dramatiker, Lyriker, Kunstphilosoph und Kunsttheoretiker, war ein unvergängliches Vermächtnis an die kommenden Menschen. Freilich verging noch eine geraume Spanne Zeit, ehe man sich dessen ganz bewußt wurde. Ibsen und die große Kunstbewegung in den neunziger Jahren haben erst den Weg zu Hebbel gebahnt. Heute wird er — wie veraltet auch technisch bei ihm manches schon erscheinen mag — durchaus als ein *moderner* Dichter empfunden; als einer, der Probleme unseres heutigen Denkens und Empfindens gestaltet, Verzweigtheiten der menschlichen Seele auf-

Digitized by Google

gedeckt und dem deutschen Drama tiefere und verfeinerte Ausdrucksformen errungen hat. Er steht uns Heutigen um vieles näher als etwa sein Zeitgenosse Grillparzer, den wir nicht als ein so notwendiges Glied in der Entwicklung unsres Dramas empfinden, sondern selbst in seinen bedeutendsten Werken als einen eigenstarken Ausläufer des Weimarischen Kunstzeitalters.

Hebbels große und in ihrer ganzen Gewalt vielleicht noch nicht einmal aufgedeckte Bedeutung ruht darin, daß er die Gegenwart und Heinrich von Kleist verbindet.

Kleist war der erste moderne Dichter, der erste, der verwickelte Naturen erfaßte und schuf, wie er uns Hermann den Cherusker schenkte und Friedrich von Homburg. Kleistens Kunst aber haftet etwas Chaotisches an, etwas Elementares, Sprunghaft-Wildes. Er schuf kraft einer urhaften Leidenschaft des Blutes, des sinnlichen Ergreifens. Hebbel aber — und darin liegt seine eigenste Wesenheit — schuf kraft einer Leidenschaft des Denkens.

Durch alle seine Schöpfungen geht der große Dualismus seiner dichterischen Natur, in der Intellekt und sinnliche Anschauung stets miteinander rangen. Diese Zweiheit ist seine große Stärke und Schwäche zugleich. In seinen geringeren Dichtungen überwiegt seine Dialektik und treibt ihn zu Spitzfindigkeiten, zu talmudistischen Plänkeleien des Geistes — wie in dem seltsamen Drama „Julia", in dem alle Gefühle mit Reflektionen verkettet sind und die Menschen wie Figuren auf dem Schachbrett zueinander in Beziehung gesetzt werden, so daß ihnen schließlich vor der Gebundenheit ihrer Schicksale schaudert. So äußert beispielsweise die Heldin des Stückes, die zwischen einen Wohltäter und einen Geliebten so gestellt ist, daß der eine ihr den andern verdeckt, in jähem Grauen: „Wohl sind sie unergründlich, die Verschlingungen des Lebens! Schließ die Augen! Der Abgründe sind zu viele, um den Sturz zu vermeiden! Da ist's besser, gar nicht zu sehen."

Dieses Überwuchern des Dialektischen, das wir in manchen Dramen des Schweden Strindberg wiederfinden, der nur noch einseitiger und verbohrter tüftelte, würdigt die Menschen zu Marionetten herab. Oft ist darum wohl Hebbel der Vorwurf gemacht worden, daß seine Dramen Rechenexempel seien. Herbert Eulenberg hat dies einmal zum Anlaß einer gründlichen Abfertigung der dramatischen Theorien Hebbels genommen, vor deren blinder Anbetung er nicht mit Unrecht unberufene Hebbelepigonen warnt.

Selbst in Hebbels bedeutendsten Dramen stört hin und wieder die allzu weit ausgesponnene und fast spielerische Dialektik, mit der die einzelnen Gestalten sich und ihre Taten selbst zergliedern — wie etwa Golo, der Verbrecher aus Reinheitssehnsucht, seine eigene Leidenschaft immer wieder zerfasert und zerpflückt. Fast bizarr erscheint seine Betrachtung an Dragos Leichnam, mit der er sich über den Mord hinweghilft:

„Ein Mord! Was ist ein Mord? Was ist ein Mensch?
Ein Nichts! So ist denn auch ein Mord ein Nichts!

Digitized by Google

Und wenn ein Mord ein Nichts ist, dien er mir
Als Sporn für das, was weniger als ein Mord,
Und also weniger als ein Nichts noch ist!"

Und doch liegt vielleicht dieser fliegenden Hast des Denkens eine sehr feine Beobachtung der Mörderseele zugrunde. Jedenfalls verdanken wir gerade dem bohrenden Intellekte Hebbels die starke Geschlossenheit und Abrundung seiner bedeutendsten Dramen, die aber doch keineswegs so restlos, regeldetrimäßig aufgehen, wie Herbert Eulenberg meint. Wo, wie in „Herodes und Mariamne" oder im „Gyges", verstandesmäßiges Erfassen und sinnliche Anschauung einander die Wagschale halten, da gelingen Hebbel Schöpfungen, deren Monumentalität, Abgründigkeit und Eindruckstärke ihresgleichen suchen — eben gerade kraft des großen Dualismus seiner Dichternatur.

Aus Hebbels ganzem Werke, aus den Schicksalen seiner Menschen, ihrem Tun und Leiden flammt ein starkes Ethos empor. Seine tragischen Gestalten gehen zumeist daran zugrunde, daß sie gegen ein „du sollst!" oder „du sollst nicht!" freveln.

Hebbel trug in sich ein strenges, forderndes Christentum, das bedingt war durch seine ganze menschliche Entwicklung von frühester Jugend an und das in schroffstem Gegensatze steht zu der hingebenden, mitleidenden Menschlichkeit Gerhart Hauptmanns. Bezeichnend hierfür ist eine Stelle aus Hebbels schlicht und anschaulich niedergeschriebenen Kindheitserinnerungen. Er spricht von den ersten Eindrücken, die er als Sechsjähriger in der Klippschule der alten männerhaften Jungfer Susanna empfing: „Merkwürdig war, daß Luther in meiner Einbildung fast unmittelbar neben Moses und Jesus Christus zu stehen kam; doch hatte es ohne Zweifel darin seinen Grund, daß sein donnerndes »was ist das?« immer augenblicklich hinter den majestätischen Lakonismen Jehovas herscholl."

Hebbel erfaßte seine Menschen niemals nur menschlich, sondern stets sogleich in ihrem durch ewige Gebote und Verbote beherrschten Zusammenhang mit dem Weltganzen. So kommt es, daß ein kalter Hauch selbst seine größten Schöpfungen durchweht; aber auch die grenzenlose, unendliche Perspektive danken wir diesem Wesenszug.

Etwas von der harten, zäh in das einmal Angepackte sich verbeißenden Art des Meisters Anton war auch in Hebbel. So erklärt es sich, daß wärmeren, rein menschlichen Naturen, wie in der „Maria Magdalena" dem Jugendgeliebten Klaras und seiner großen aufdämmernden Erkenntnis: „darüber kommt ein Mann schließlich doch hinweg" bei Hebbel die letzte Kraft, zu überzeugen, fehlt. Um wieviel stärker, menschennäher und inniger sind jene Worte, die Gerhart Hauptmann für das Schicksal seiner Rose Bernd findet: „Was muß die gelitten han."

Hebbels Menschen sind letzten Endes nicht Menschen, sondern Symbole des Menschlichen. Denn höchstes Kunstgesetz für ihn war, „aus der singulären Erscheinung das Unendliche zu veranschaulichen".

Judith ist das Weib, das, seine Grenzen überspringend, gegen das

Digitized by Google

ewige Gebot frevelt: „Ein Weib soll Männer gebären, nicht sie töten!“ und dem sich die angemaßte Tat grauenvoll verwandelt. Sie mußte erst als Weib, als Individuum befleckt werden, um Holofernes schlachten zu können. Und die scheinbare Befreierin ihres Volkes rächt schließlich nur die Erniedrigung ihrer Weiblichkeit. Ihr Schicksal ist Symbol eines Weltgesetzes.

In der „Judith“ frevelt ein Einzelwesen gegen sich selbst, indem es die Grenzen, die ihm als Teil des Makrokosmus gesteckt sind, mißachtet. Furchtbarer aber ist die Sünde der Individuen gegeneinander. Sie ist die Wurzel der Tragik in den beiden gewaltigsten und geschlossensten Dramen Hebbels. Kandaules und Herodes töten das Liebesleben im Weibe; sie rühren blind und eigensüchtig an die tiefsten Schauder des Geschlechterkampfes. Dem urewigen Thema vom Liebeshaß — von Kleist in den dionysischen Dithyrambus der „Penthesilea“ gebannt — hat Hebbels überlegener Intellektualismus die höchste Gestaltungsform gegeben. In der „Genoveva“ sagt einmal Siegfried, der Ahnungslose, der unwürdig ist, seiner Gemahlin Heiligkeit zu besitzen, da er sie nie ganz erfassen kann, zu Golo, dem Verleumder:

„Ich stelle mich als Mann zum Mann, ich kann
Nur stehn für mein Geschlecht, für ihres nicht.
Was einem Weibe möglich ist, wer hat's
Erforscht!“

In diesem Bekenntnis der letzten Einsamkeit jedes Individuums liegt die Tragik des Herodes und des Kandaules beschlossen, die nur dem Dämon in der eigenen Brust folgen können. Dicht nebeneinander schlummern Liebe und Haß, wenn ein Mann und ein Weib sich umschlingen. Aus der Einsamkeit der Einzelwesen wird der ewige, nie endende Kampf der Geschlechter geboren, wenn Blut zum Blute drängt und doch die letzte Fremdheit nicht überwindlich ist.

Dieser Grundgedanke Hebbelscher Dichtung, der von Anbeginn sein Schaffen beherrschte, machte ihn auch zum dramatischen Erneuerer des Nibelungenepos, dessen tiefster Sinn jener ewige Fluch alles Menschlichen ist, daß aus Liebe Haß und aus Lust Leid entspringt.

Dithyrambisch gesteigert ist das Liebeshaßmotiv in dem Verhältnis Siegfrieds zu Brünhilden. Sie zieht des Blutes innerste Notwendigkeit, „der Zauber, der die letzte Riesin ohne Lust wie ohne Wahl zum letzten Riesen treibt“, zu Siegfried hin. Sie muß ihn schon darum hassen, weil sie ihn lieben muß. Ihn aber treibt sein Dämon zu Kriemhilden, der Menschlichen; und er begeht die Todsünde, als er jenen Zauber, der ihn mit Brünhilden verkettet, zum Truge mißbraucht. Er muß sterben — und Hagen, der ihn meuchelt, ist nur der Vollstrecker einer Notwendigkeit. Ein hohes Ethos liegt in seiner Tat; er aber frevelt auch, indem er sie nicht aus diesem Ethos heraus vollbringt, sondern sie mit Neid befleckt — mit dem Neid, der haßt, weil er lieben müßte.

Dies ist der letzte Sinn des Nibelungenschicksals, daß Frevel und Sühne durch Liebe und Haß aneinander geschmiedet sind, bis endlich das große Gericht des Hasses über all die Menschen hereinbricht und alle mit sich reißt:

Digitized by Google

„Hier hat sich Schuld in Schuld zu fest verbissen,
Als daß man noch zu einem sagen könnte:
Tritt du zurück . . . . .“

Hebbel fand in den beiden letzten Akten von „Kriemhildens Rache“ das große Pathos der Vernichtung. Die Flammen der brennenden Banketthalle züngeln den Rhythmus dazu. Hier ist der Menschen Blut zu Eis erstarrt und all ihr Loderndes aus ihnen herausgetreten, sengend und verzehrend.

Und aus dem großen Schutthaufen, der wüsten Schädelstätte, blühen die strengen und starken Worte Dietrichs auf, der dem müden Etzel die Herrschaft der Welt abnimmt: „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich!“ Es ist die Verkündigung einer neuen Zeit, da der Dämon in der menschlichen Brust gebändigt werden soll durch die heiligen Gebote der christlichen Ethik. Hebbel, der im einzelnen den klaffenden Riß zwischen Heidnischem und Christlichem im Nibelungenstoff nicht zu verkitten vermochte, ist im Schluß des Zwiespaltes wunderbar Meister geworden. Er liebte es überhaupt, seinen Menschen und ihren Schicksalen den Zusammenstoß zweier Zeiten, einer vergehenden und einer werdenden, als Hintergrund zu geben, wie er ja stets die Individuen in das Ganze des Weltgeschehens hineinstellte. So trifft auch den Herodes in seiner tiefsten Verzweiflung und Verödung die Verkündigung des Christuskindes und kettet den Schicksalgeschlagenen, ohnmächtig Aufbegehrenden an den Aufstieg eines neuen Zeitalters.

Mit dem Problem des Christentums hat Hebbel sich unablässig beschäftigt. Noch zeugen wenige herrliche Bruchstücke von seinem Plan eines Christusdramas, das wohl viel zu gewaltig erdacht war, als daß es hätte geformt werden können. Unter seinen Aufzeichnungen darüber ist ein Satz bemerkenswert, der den Schluß der Nibelungentrilogie in das rechte Licht setzt: „Der Ekel der Menschheit vor sich selbst war die Wurzel des Christentums.“

Einmal hat Hebbel die Idee von der Entsühnung der Menschheit durch das Leiden eines reinen Geschöpfes gestaltet — in der „Genoveva“, die als dramatische Komposition sehr ungleichmäßig, mit einem Zuviel an Reflektionen überladen und doch eine seiner strahlendsten Dichtungen ist. Ihr tiefster Sinn wird der alten Hexe und Zauberin Margareta vom Geist des ermordeten Drago offenbart:

„Er (d. i. Gott) tat im Anbeginn den Gnadenschwur,
Daß er das arme menschliche Geschlecht
Nie tilgen will, wenn alle tausend Jahre
Auch nur ein Einziger vor ihm besteht.“

Genoveva entsündigt durch ihr unschuldiges Leiden die Menschheit, — nicht etwa den Einzelmenschen. Als Siegfried, ihr Gatte, sie nach sieben Jahren des Leids wiedergefunden hat und all das Unrecht, das er ihr zugefügt, reuig erkennt, gehört sie ihm nicht mehr an. Nur um sieben Tage des irdischen Glücks noch bittet sie Gott. Dann aber muß sie fort aus der Welt. Ihr Leben gehört der Menschheit, und die Einzelnen mußten sie leiden lassen, damit sie ihr Entsühnungswerk vollbringen konnte:

Digitized by Google

„Sie aber hat, wie jener edle Stein,
Für jeden Schlag durch einen Funken sich
Gerächt, der sie verklärt."

Hebbel hat in der „Genoveva" das Mysterium von der Entsühnung der Welt durch das duldende Erleiden gestaltet. In Hauptmanns „Armem Heinrich" ward uns das Gegenstück geschenkt: Das Mysterium von der Entsühnung des Einzelnen durch das handelnde Mitleiden. Beide Dramen, die aus der innersten Seele ihrer Schöpfer erwuchsen, sind der tiefste dichterische Ausdruck des Christentums in unsrer Zeit.

Nicht nur der ethische Gehalt des Christentums, auch das Problem der Religionsstiftung hat den Denker Hebbel gereizt. In seinem „Moloch" glaubte er die Emanation der Gottesidee darstellen zu können. Die Gestalt des Religionsgründers faßte er dabei wieder rein tragisch. Hieram, Hannibals Bruder, der mit dem Molochbilde dem Brand Karthagos entfloh und zu den Teutonen nach Thule kam, versündigt sich an der Gottesidee, indem er sie zum Werkzeug seines Rachegedankens herabwürdigt. Und an dieser Versündigung, durch die, wie in der „Judith", das Individuum sich überhebt, muß er schließlich zugrunde gehen, während die Idee, die größer ist als der Mensch, der sich ihrer bediente, in der Welt weiter wirkt und ihn selbst zum Werkzeug erniedrigt. Hieram ist Prometheus wider Willen. Und der Grundgedanke des Molochstückes ist der, daß über dem Einzelnen das Weltganze steht, die große Idee, das Vorwärtstreibende, dessen Gefäße die Menschen sind — der Gott, mag er nun Moloch heißen oder irgendwie anders.

Wenn Hebbels „Moloch" Fragment blieb, so liegt es wohl daran, daß das ganze Problem allzu verstandesmäßig angepackt war. Selbst die beiden vollendeten Akte sind recht doktrinär, zuweilen merkwürdig unsinnlich. Die Anfänge der höheren Kultur, die Hieram im Namen seines vermeintlichen Werkzeuges Moloch, den Naturmenschen bringt, werden fast systematisch vorgeführt. Das wahrhaft Ergreifende an diesem Fragment ist das Gigantische des Gedankens. Wenn Kleistens „Robert Guiskard" allzu gewaltig, allzu sinnlich erfaßt war, um von einer künstlerischen Form gebändigt zu werden, so war der „Moloch" vielleicht, wie das Christusdrama, allzu groß erdacht, um sinnliche Gestalt zu gewinnen. Es spricht für den starken Dichterinstinkt Hebbels, daß er ihn nicht vollendete, und es zeugt gegen den ungerechten Vorwurf seiner Gegner, er habe stets nur Gedanken dramatisiert.

Neben der dialektisch scharf erfaßten Verschlingung von Schuld und Sühne offenbart Hebbels Schaffen das Wirken einer dämonischen Kraft. Nie ward vorher oder nachher die Besessenheit eines Menschen packender dargestellt, als in der grandiosen Volksszene der „Judith", wo der stumme Daniel plötzlich zu reden beginnt und sein „Steiniget! Steiniget!" unter die Menge wirft. Ein Dämon haust in Holofernes, der die Welt durchrast im Grauen vor sich selbst und seiner Größe und

Digitized by Google

gepeitscht von der Wollust nach dem Stärkeren. Ein Dämon treibt Golo zu Schuld und Verbrechen an Genoveva, die seine innerste Seele als Heilige verehrt und deren Duldergröße er immer wieder in Versuchung bringen muß — weil nichts ihn stärker reizt, als das Unmögliche, die Unberührbare in seinen Armen zu erniedrigen. Ein Dämon jagt sie alle: Kandaules, der seinen eigensten und keuschesten Besitz fremden Augen frevlerisch preisgibt; Herodes, dessen Eifersucht in die Zukunft vorwärtsstürmt und vor dem Grabe nicht halt machen kann. Schönheit ist der Dämon der Agnes Bernauer, und des falschen Demetrius Dämon ist seine echt königliche Art.

Alle Schauder des Menschseins sind wach in Hebbels Werk. Eine dunkelgroße Schattierungskunst hat jene Szene der „Maria Magdalena" geschaffen, wo Klara, die Todgeweihte, in namenloser Angst zum letztenmal das Vaterunser vor sich hinbetet und die einfachen Worte mühsam zusammensucht, während der Bruder, aus unverschuldeter Haft in die Enge des väterlichen Hauses heimgekehrt, ein Seemannslied hoffnungsfroh anstimmt.

Nur ganz selten erwachsen zartere Blumen in dieser düsteren Atmosphäre. Wie ein Frühlingswunder mutet des jungen Giselher Liebesglück bei Markgraf Rüdigers blondem Töchterlein an. Ein letztes Leuchten vor dem Einbruch der großen Katastrophe des Hauses. Hagen, der Dunkle, ist mitten unter ihnen; und ihm ruft Gunther, der allmählich aus unköniglicher Schwäche zur Größe des Erleidens emporwächst, mit blutig-lustiger Ungezwungenheit also zu:

„. . . Und du
Bist unser Tod, wenn's drunten wirklich steht
Wie du's uns prophezeist. Doch — komm nur — Tod!"

Reine Komödien hat Hebbel, der Tragiker und Grübler, nie erschaffen können, so oft er's auch versucht hat. Der „Diamant" und der „Rubin" sind sinnreiche Spiele mit manch lustigem Zug. „Das Trauerspiel in Sizilien", darin die Hüter des Gesetzes zu Raubmördern werden, und ein Dieb der Gerechtigkeit Geltung verschaffen muß, gibt nach des Dichters eigenen Worten „ein tragisches Geschick in untragischer Form".

Einen besondern Reiz für Hebbel hatte auch das Paradoxe menschlicher Verhältnisse. So rührt er unerbittlich und grausam an das schaudervoll Groteske der Vereinigung Gunthers und Brünhildens. Kaum geboren, erstirbt schon wieder das Lachen vor den Worten:

„Ja, Gunther, ich bin wunderbar verwandelt!
. . . . . in dir und mir
Hat Mann und Weib für alle Ewigkeit
Den letzten Kampf ums Vorrecht ausgekämpft.
Du bist der Sieger, und ich fordere nichts,
Als daß du dich nun selbst mit all den Ehren,
Wornach ich geizte, schmücken sollst. . . "

Ein einziges Mal hat Hebbel in dem Zweiakter „Michel Angelo", den er selbst sehr bezeichnend in einem Brief an Kühne ein „himmelblaues Drama" nannte, seiner Laune freies Spiel gelassen. Aber-

Digitized by Google

Hierbei, mein verehrtester Freund, übersende ich Ihnen mein Dankschreiben an's Comité. Es enthält zugleich die Modificationen der beanstandeten Stellen, und wird, wie ich hoffe, genügen. Nicht weniger lege ich eine Quittung über den Empfang des Geldes bei.

Was haben Sie Aermster aber meinetwegen schwitzen müssen! Mit Ehrfurcht staune ich das von Ihrer Hand geschriebene Protocoll an, dessen Gegenstand mein unglückliches Gedicht ist! Hätte ich, als ich den ersten Hexameter zu Papier brachte, eine Ahnung davon gehabt, wie viel Mühe ich Ihnen auflegen würde: vielleicht hätte ich schon den zweiten verschluckt. Sie müssen nämlich wissen, daß ich die Wonnen, die mit der Abfassung von Protocollen verbunden sind, gründlich kenne. Vor einem Viertel-Jahrhundert hatte ich fast täglich Individuen über

AUS DEM KUNSTWART

EIN BRIEF FRIEDRICH HEBBELS AN DEN DRAMATURGEN JULIUS HAMMER IN DRESDEN

Digitized by Google

ihre Heimathsrechte zu verhören, denn ich saß
auf einer finstern Ackerstube, von der ich noch
jetzt, wahrscheinlich zur Büßung meiner Sünden
zuweilen träume. Wie wußte ich damals Lü-
cke von stumpfen Geistesträften zu schätzen,
die nicht wußten, wo sie gestern gewesen
waren und deren Biographie auf einem hal-
ben Bogen ging. Wie schnaubte ich ein gutes
Gedächtniß an, das Aussicht gab, ein halbes
Buch Papier zu füllen! Und nun habe ich selbst
Anlaß zu einem Protocoll von acht Seiten,
die Abschrift ungerechnet, gegeben! Ja, das
Mitleid, das ich Ihnen ausdrücke, kommt
von einem Krokodill, denn indem ich Sie
wegen der Arbeit, die Sie bereits meinetwegen
gehabt haben, beklage, sinne ich listig über
die beste Manier nach, wie ich Ihnen eine neue
auflegen kann. Denken Sie sich; ich habe in
dem Brouillon meines Gedichts die Correctur
nicht angemerkt, die ich später in der Stein-

schrift machte und jetzt, wo ich es zum zwei-
ten Mal copiren lassen will, kann ich diese
aus dem Gedächtniß nicht ergänzen. Es sind
nur wenige: im fünften Gesang die Schilderung
des Herbstes; im sechsten, bei der Flucht der
Mutter ein paar Stellen, alle drei an meiner
Hand auf den ersten Blick erkennbar, und viel-
leicht (ich weiß es nicht einmal gewiß) irgendwo
ein oder zwei Verse eingeschoben. Wenn Sie
es nicht für den Superlativ der Unverschämte-
heit erklären wollen, so bitte ich Sie, mir
diese kleinen Varianten durch irgend einen
dienstbaren Geist herausschreiben zu lassen,
und wenn Sie es dafür erklären sollten,
so — bitte ich doch darum; Eile hat es
aber nicht, auch bitte ich bloß um das Ein-
geschobene, was höchstens eine Octav-Seite
ausmachen kann, unterzustecken weiß ich
die reisgrenzten Truppen schon! — Wir
haben hier gestern unseren alten Feldmar-

schell begraben und mit ihm viel Glück! der
Mann saß volle 92 Jahre in seiner Haut
und brachte diese zuletzt doch noch zu 900,000 fl
an; was will man mehr? Buchstäblich: sein
ehemaliger Armen-Lieferant gab ihm einen
Schuldschein über diese Summe unter der Be-
dingung zurück, daß er sich bei ihm, dem Li-
feranten, auf seinem Tiedisch herausgeputz-
ten sogenannten Heldenberge" beisetzen lasse.

Mit den besten Grüßen an Sie und Ihr
Haus

Ihr Fr. Hebbel.

Wien d. 18
Jan: 1858.

Digitized by Google

mütig hüpfen die gereimten Versreihen dieses Stückes dahin, in dem sich Hebbel mit der Torheit und dummen Eitelkeit mancher Kunstkritiker auseinandersetzt — mit jenem „unmotivierten Gerede, das sich so oft für Kritik ausgibt und das Gegenteil davon ist". Ein lustiger Einfall des Michel Angelo, der eine eigene Statue vergraben ließ, auf daß sie als antikes Kunstwerk von den „Kennern" gepriesen würde, nahm Hebbel zum Vorwand, einige gehörige Nasenstüber auszuteilen, von denen auch das allzu selbstbewußte Mäzenatentum nicht verschont bleibt. Die Unarten der Kritik werden hier belacht: die billige Methode, grundverschiedene Künstler gegeneinander auszuspielen oder mit der angeblich verstandenen Vergangenheit die noch weniger verstandene Gegenwart totzuschlagen, und andre. Manch künstlerisches Bekenntnis ist geschickt eingeflochten, und in der großen Bußpredigt Michel Angelos an die entlarvten Heuchler glaubt man Hebbel selbst zu hören. Die Ehrfurcht vor allem künstlerischen Wollen und Vollbringen, auch beim Kleinsten noch, wird hier verkündigt:

„Doch weiß ich auch: mehr fehlt mir nicht
Zum Phidias, als euch gebricht,
Um mir zu gleichen, und wie ich ihn,
So habt ihr mich zu ehren! Wir knien
Nicht bloß vorm allerhöchsten Gott
Und treiben mit seinen Heiligen Spott,
Wir beugen uns nicht dem Kaiser allein
Und werfen auf den, der ihm folgt, den Stein:
Wir fangen beim jüngsten Heiligen an
Und ehren den Kaiser im letzten Mann."

Das Drama „Michel Angelo" ist, wenn auch bisweilen mit Bitterkeiten untermischt, Hebbels ungezwungenste und heiterste Schöpfung — kein Lustspiel im eigentlichen Sinne, aber doch ein lustiges Spiel mit tieferer Bedeutung.

Gar wenig frohe Gesichter findet man in dem schweren schweigenden Zuge dunkler Gestalten, die der Dramatiker Hebbel zum Leben erweckte. Fast alle leiden sie unter ihrem Menschentum. Unerbittlich hat sie das Schicksal hineingestellt in den Kosmos. Sie lieben und hassen einander und müssen einander vernichten. Denn sie alle tragen den großen ewigen Widerspruch in sich — jenen Dualismus, Einzelwesen zu sein und doch nur Glieder eines höheren Ganzen. Gegen Ende seines jäh abgebrochenen Lebens hat Hebbel ihnen noch den Zarenbastard Demetrius zugesellt, der, Oedipus gleich, in blindem Vorwärtsstürmen — ein von seinen Gefühlen und allen Göttern seines Lebens Betrogener — der Schuld verfällt, ein Betrüger zu sein und bleiben zu müssen. Er ist der Dunkelste unter den Schicksalsgeschlagenen; einer, der erst siegen mußte, um ganz zu unterliegen.

Nur ein Weib ist leuchtend herausgehoben aus den Verdammten. Genoveva, die Heilige, die sie alle entsühnt, da sie Mensch ward, um durch ihre makellose Reinheit Gott wiederum mit der Menschheit auszusöhnen. Viel Gewaltiges hat Hebbel erschaffen; aber nichts Reineres, Edleres als den Epilog der Genoveva-Dichtung: Die Auf-

Digitized by Google

erstehung des Göttlichen in der Welt und seine alsbaldige Himmelfahrt.

Wohl wird stets unter den Menschen wieder geschehen, was zuvor geschah und immer wird es dann heißen: „Der Teufel hatt sich quer vors Licht gestellt Und hetzte uns, da stachen wir drauf los Und trafen unsere Freunde.“ Immer wieder wird die große Nacht der Nibelungen hereinbrechen, Schuldlose und Schuldbefleckte gleicherweise vernichtend. Aber wenn nur einmal in tausend Jahren eine Genoveva leiden kann, wird von ihnen allen die Verdammnis genommen, und sie alle werden befreit von der Last und dem Fluche ihres Menschenschicksals: Judith und Kriemhild, Golo und Siegfried, Kandaules, Herodes und Demetrius.

In dieser Verkündigung, in diesem Evangelium, das in der Genoveva kristallklar sich offenbart, aber durch alle seine Schöpfungen unsichtbar wirkt und webt, liegt der bleibende, man darf sagen: ewige Wert des Dichters und Ethikers Hebbel. Diesem Hebbel sollte in den Tagen der Erinnerung vor allem gehuldigt werden. Wohl verehren wir auch den scharfen und klaren Denker, den Aufschürfer heutiger Probleme, den großen deutschen Geistesverwandten Henrik Ibsens, der Tiefstes der menschlichen Seele bloßlegte und der Kunst erschloß. Wohl erkennen wir seine Fehler und Schwächen, sein manchmal verbohrtes Grübeln, das Spielerische seiner Dialektik und das Gefährliche seiner schroffen Theorien. Aber vorbehaltlos dürfen wir uns beugen vor seiner großen tragischen und letzten Endes doch beseligenden Erkenntnis von der Zweieinigkeit des Menschlichen und des Göttlichen in der Welt. C. F. W. Behl

Alte und neue Predigtweise

Wer die Kultur einer Zeit genau beschreiben will, darf an ihrer Predigt nicht vorübergehen. Wer aber die Predigt einer Zeit beschreiben will, darf noch weniger die Einflüsse außer acht lassen, die ihre Kultur auf sie ausübt. Beide Sätze gelten; denn es steht mit der Predigt wie mit mancher andern geistigen Wirksamkeit: teils bildet sie einen Zweig der geistigen Gesamtarbeit, die wir Kultur nennen, weil sie die natürliche Art der Menschenseele befreien, bilden und emporheben soll, teils nimmt sie auch wieder an allen großen Veränderungen des gesamten Kulturlebens Anteil. Zwar ist es immerhin gewagt, Geschichtschreiber einer Bewegung sein zu wollen, die noch im Fluß ist; aber es ist doch vielleicht für beide Teile, sowohl für die Freunde der Predigt wie für die der Kultur von Wert, die Fäden herüber und hinüber zu ziehen. Dabei muß freilich einiges vorbehalten bleiben: einheitlich und klar ist immer mehr die grundsätzliche Theorie als die Praxis selbst auf einem so weiten Gebiet, wie es die Predigt einer Zeit ist. Gewinnt die theoretische Auffassung der Aufgabe ihr Bestes an der Arbeit von Leuten, die, mit dem Ohr an den Lippen des Zeitgeistes, neue Inhalte in neuen Formen ihren aufhorchenden Hörern anbieten, so hinkt natürlich die allgemeine Praxis, die auf kirchlichem Gebiet noch langsamer folgt als auf jedem andern, um ein volles Jahrzehnt hinterdrein.

Digitized by Google

Darum ist es auch das Recht einer voranstürmenden Theorie, die polemische Karikatur ihr gegenüber zu gebrauchen; denn so schafft sich immer alles Neue mit seinem Recht auf Ungerechtigkeit das frohe Bewußtsein, zu großen Dingen berufen zu sein. Und wenn zu befürchten ist, daß dieses Zerrbild noch lange nicht die Abneigung vieler kirchenfremder Kreise zum Ausdruck bringt, dann wird es doch schon Hintergrund genug für das Neue bilden, um etwas Sinn für dieses zu erwecken. Zumal wird das der Fall sein, wenn sich in dieses Bild Züge mischen, die aus dem geistigen Gut moderner Kulturbestrebungen herrühren.

I

Wie also sieht das Zerrbild der Predigt aus? Woher stammt die unangenehme Empfindung, die man häufig mit dem Wort „Predigt" verbinden muß. Man denkt dann ohne Zweifel an allerlei Dinge, die uns peinlich geworden sind. Man hat den Eindruck des Künstlichen, des Gemachten, des Überstiegenen und Unwahren. Künstlich wird es, während es Kunst, Volkskunst sein sollte, überstiegen wird es, während es eine Erhebung sein sollte, unwahr ist es, was als ein Dienst an den wahrsten Werten gedacht war. Es scheint alles so schön — die „schöne" Predigt — und es sollte doch vor allem echt sein, es klingt wie hohles Pathos und es sollte doch die tiefste Stimme eines keuschen Menschen sein, der von seiner Begegnung mit der Wahrheit selber zu erzählen hat. Und woher kommt das? Eine Predigt hat einen Text, das heißt: ein Stück aus der biblischen, also der israelitisch-urchristlichen Literatur. Dieser für viele heilsame, für andere verderbliche Zwang verführt leicht dazu, statt ein Inneres zu äußern, das an diesen großen Urkunden sich geklärt und gestärkt hat, logische, geschichtliche und ästhetische Kunststücke mit jenem Bibelabschnitt vorzunehmen. Ferner: verführt schon immer alle religiöse Arbeit dazu, welt- und gegenwartsfremd in geschichtlichen und überirdischen Fernen zu schweben und die wirklichen Dinge wie durch ein buntes Kirchenfenster anzusehn, so ist das auch der Fehler der Predigt gewesen. Eigensinnig blieb sie auf bestimmten Voraussetzungen geschichtlicher und dogmatischer Art bestehn, die wie etwa die alten patriarchalischen Verhältnisse des sozialen Lebens oder die vorwissenschaftlichen der Naturerkenntnis, ein für allemal vergangen sind. Dann schalt man den Scharen der Kirchenflüchtlinge verdrießlich nach. Diese bringt aber kein Schelten zurück, solange sie fürchten müssen, daß in der Kirche statt ihrer selbst ihre Väter und Großväter gemeint werden. Und endlich hat man den Eindruck, daß, wie alles Alte und besonders alles Kirchliche seine starre Form findet, die allmählich zum Gesetz, zum Selbstzweck, zum Heiligtum wird, daß so besonders auch die Predigt ihre kanonische Form erhält, die ein Thema nach einem Text in drei Teilen, und zwar in der Sprache Kanaans, mit Blümlein, Sternlein und Geschichtlein zu mißhandeln zwingt. Man hat den Eindruck, daß der Mann da oben, wie in seinen Talar so in eine heilige Form hineinschlüpft, in der er weniger sich selbst als seinen echten natürlichen Menschen verleugnen muß, um sich eine halbe Stunde oder länger mit geduldigen Schläfern auf einer imaginären Ebene fern von allem Jetzt und Hier umherzubewegen.

Digitized by Google

Wie gesagt, ist diese Schilderung durch und durch einseitig und ungerecht; es hat immer feine, ehrliche, tiefe Prediger gegeben; aber mit dem Recht der polemischen Karikatur sei dieser Hintergrund gezeichnet, um die neuen Ideale desto stärker hervortreten zu lassen. Sie sind nicht von heute, sie sind aus großen allgemeinen geistigen Bewegungen herausgewachsen. Zuerst haben wir nämlich einmal wieder *entdeckt, was die Bibel* und was das Evangelium *ist*. Das tut zwar beinahe jede Zeit — ein Zeichen für den Ewigkeitzug an beiden; aber wir glauben es ganz besonders getan zu haben. Statt in der Bibel ein Gesetzbuch zu finden, das unser Denken an altes Denken, das unser Leben an altes Leben fesselt, haben wir das Leben in ihr selbst entdeckt. Wir haben durch die Oberschicht mit so vielen abgestorbenen Halmen hinuntergegraben und sind an die lebensfrischen Wurzeln gekommen. Und seitdem wissen wir, daß in der Bibel die Sprache von Menschen spricht, die tiefen Eindrücken von Welt und Leben, wie sie in den empfänglichen Untergrund ihrer Seele vorgedrungen sind, einen Ausdruck gegeben haben, der zum Teil ewig und für alle Zeiten klassisch, zum Teil aber auch bloß für ihre Zeit berechnet und verständlich war. So fassen wir, was bisher starres Gesetz des Denkens und Glaubens schien, von unten her an, und es wird zum Ausdruck: zum Ausdruck für große, Richtung gebende Persönlichkeiten, die darin ihren klassischen, ihren ewigen Wert bezeugen, daß sie, unerschöpflicher als Dante und Faust, noch viele Geschlechter zu leiten und zu nähren imstande sind. Welche, man möchte sagen: heilige Freude ist es, von all den scheinbaren Widersprüchen in den Gedanken zu der Einhelligkeit im Leben der Seele hinunterzusteigen, wie sie die durch ein Jahrtausend getrennten Urheber und Gestalten der Bibel zu einem einzigartigen Chor von Zeugen für die unsichtbare Geisteswelt verbindet! Der *Kern* bleibt das *Evangelium*, das heißt die Botschaft, die sich an Jesu Namen knüpft, die, wenn man alles geschichtliche und gedankliche Drum und Dran abzieht, darauf hinausläuft, uns einen freien, tapfern Lebensmut und einen über das Irdische erhabenen sittlichen Lebensstand zu geben, der sich auf die Gewißheit von einer großen ewigen geistigen Welt und einem ernsten guten höchsten Willen stützt.

Und dann haben wir unsere *Gegenwart entdeckt*. Wir haben teilgenommen an dem Zusammenbruch der alten engen Weltauffassung und an der Erweiterung des Weltbildes nach allen Seiten hin, wir leben fröhlich mit unsrer Zeit, die einfache patriarchalische Verhältnisse durch neue freiere, wenn auch noch so verwickelte ersetzt; wir wissen und fühlen es mit, wie schwer man es heutzutage hat, nicht nur seinen idealistischen Glauben mit der Naturphilosophie zusammenzubringen, sondern vor allem: sich in den modernen Lebensschwierigkeiten mit einem klaren Gewissen zu behaupten. Besonders aber hat uns der Geist der Wahrhaftigkeit und der Wirklichkeitssinn aus dem Dunst der Träume und aus dem Bereich wohliger Illusionen herausgerissen, so daß wir die Dinge sehen wollen, wie sie wirklich sind, um sie dann aber auch anzufassen und sie zu gestalten, wie wir es sollen. Das Evangelium, wie es wirklich ist, also eine wirkliche Kraft, den Menschen zu erheben über sich selbst, weil es das frohe Wort von einer großen

Digitized by Google

guten Geisteswelt bringt — und der Mensch von heute, wie er wirklich ist, also der Mensch, der arm werden will im Reichtum und zerflattern im Allzuviel der auf ihn einstürmenden Eindrücke und Gewalten — dieses Evangelium und diesen Menschen zusammenzubringen, das ist die Aufgabe, die den besten unter unsern jungen Theologen ihre heilsame Unruhe bereitet. Nicht die Welt begreifen, sondern leben lehren, nicht die Vergangenheit erklären, sondern das Leben der Gegenwart bemeistern helfen, das wird darum ihre Aufgabe sein.

Endlich haben wir noch eines entdeckt: wir haben wieder Sinn für die Wahrheit des Menschen, zumal des Zeugen für eine Welt der Wahrheit bekommen. Die Durchschlagskraft echter Überzeugung samt der Verantwortlichkeit, dem Ewigen nur in voller gesammelter Aufrichtigkeit gegenüberzutreten und zu dienen, das Recht und die Pflicht der Persönlichkeit, weder alten und neuen Formen, noch dem koketten Suchen nach Eigenart zu dienen — das alles ist uns neu aufgegangen. Daß Schönheit nicht bloß formelle Regelmäßigkeit, sondern Ausdruck erhöhten Seelenlebens und zwar echter, ungesuchter Ausdruck eines solchen sein soll, das haben viele von uns von der modernen Kunsttheorie gelernt. Nicht nur daß man wenig angeregte Pfarrhäuser ohne „Meisterbilder“ und modern-ästhetischen Sinn findet, der Geist der wahrhaftigen neuen Schönheit macht sich auch überall wenigstens kritisch geltend. Und selbst wenn die vielen „Fälle“ in der evangelischen Kirche eigenständiges, in das Innere der religiösen Persönlichkeiten hineingrabendes Verständnis des Evangeliums und eine in jedem Sinn neuzeitlich-eigenartige Predigtweise hindern wollten, was sie sicher nicht sollen, so ginge doch der Strom dieses freudigen neuen Geistes über alle solche Dämme ungehindert hinweg.

Aus dem allen folgt das Ideal der neuen Predigt: es tauche einer ein in das neue Evangeliumsverständnis und in das Leben unserer heutigen Welt, und er wird merken, wie beide nacheinander verlangen. Diesem Verlangen diene er als Mittler, indem er die Kraft der in ihrer Tiefe religionspsychologisch erfaßten Bibel durch sich hindurchgehen läßt, wie nur er gerade sie erfaßt und erfassen muß. Diese persönlich gefaßte Bibelkraft leite er in Formen, wie sie sich aus dem Wesen der Sache von selbst ergeben, in die heutige Welt hinein.

2

Das ist das Soll der neuen Predigt; entspricht ihm auch ein Haben? Einige Vorbemerkungen mögen dazu dienen, die Antwort auf diese Frage recht zu begründen und zu begrenzen. Mit der Predigt steht es anders als mit jeder Volkskunst: diese wird allgemein erreichbar, wenn sie durch den Druck oder sonstwie veröffentlicht wird; dahin strebt sie und in diesem Streben liegt ihr Recht und ihr Sinn. Die Predigt hat ihren Beruf erfüllt, wenn sie vor der Gemeinde gehalten worden ist; nur da lebt sie eigentlich, wo sie von dem Prediger vor einer bestimmten Gemeinde gehalten wird; ihr gedrucktes Dasein ist eine in der Sache selbst nicht begründete Daseinsform. Darum ist es gar nicht möglich, Bestimmtes über die Predigt einer Zeit zu sagen; nur soweit geht das an, als man es wagt, von den gedruckten Predigten aus auf alle zu schließen, soweit sie diesen als

Digitized by Google

Kennzeichen oder auch als Vorlagen dienen. Für uns kann es sich hier nur um wenige kennzeichnende Erscheinungen handeln, die sich als solche durch klare Merkmale oder gar durch großen Absatz zu erkennen geben. Dabei muß man auf die beiden Begriffe *neu* und *modern* achten: wir wollen den ersten als Ausdruck für die Zeit und den zweiten als einen für die Art gebrauchen. Natürlich ist nicht alles modern, was neu, aber auch nicht alles neu, was modern ist: alte Zeiten kehren wieder mit ihrem Geschmack und die unmittelbare Vergangenheit reicht weit in die Gegenwart hinein. Auch auf unserm Gebiet gibt es nicht nur wieder auftauchende Moden, wenn gleiche Zeitlagen und gleiche Aufgaben und Gegensätze wiederkehren; es gibt auch Abergangsstile, seltsame Zusammenfügungen, die sich oft an bestimmten Merkmalen erkennen, oft aber auch nur als Stimmungen fühlen lassen. Es gibt alten Wein in neuen Schläuchen und neuen in alten, es gibt immer noch alten Wein in alten Schläuchen, aber auch neuen in neuen.

Jede Art von Predigt findet ihren *Hörerkreis*; der Hörerkreis erzieht auch oft den Prediger. Wir zählen ein paar Prediger in Gruppen auf, die nach dem eben angedeuteten Verhältnis von Wein und Schlauch geordnet sind. Zuvor fassen wir noch einmal das Wesen der modernen Predigt kurz zusammen, wie es sich aus jenen theologischen Voraussetzungen ergibt, die den Prediger bilden, und aus den allgemeinen Verhältnissen, die den Hörer bestimmen.

Einmal ist der Einfluß des großen Vorgangs deutlich, den man *Säkularisation* nennt. Der Priester weicht dem Menschen, dem Dichter, dem Volkserzieher, die überlieferte Kirchenart dem frischen Hauch der Welt und dem frohen schaffenden Sinn für das herrliche Leben der Gegenwart. Das Feierliche und Abgesonderte tritt hinter natürlichen einfachen Formen, die sich bewußt oder unbewußt diesem Gegenwartsleben anschmiegen, zurück. Die alte Gemeindepredigt spaltet sich in Dorf- und Stadtpredigt, in Predigten für Gebildete, Arbeiter, Soldaten. Alte steife Formen weichen freien Bildungen, die Bibel- und Kirchensprache dem gehobenen Umgangston, der Text dem wirkungsfrohen persönlichen Herzenszug, die Analyse wirft sich mehr auf die scharfe Erfassung der modernen Seele als auf die des Textes, des Themas oder der großen objektiven Glaubensdinge. Man will weniger überweltliche Gegenstände und Geschehnisse als die moderne Seele beschreiben und sie zum siegreich-persönlichen Leben in dieser Welt Gottes stark machen.

So tat es der Rationalismus vor hundert Jahren auch; und doch sind wir das Gegenteil von Rationalisten im eigentlichen Sinn des Worts. Vielmehr tritt alles, was *irrational* ist, in den Vordergrund: das Ich mit seiner unwägbaren persönlichen Kraft verdrängt die Klarheit und Kraft der Schriftworte und der Heilstatsachen, Psychologie verdrängt die Logik, rednerisches Ausströmen starker Gedanken die Disposition, Phantasie und Stimmungen die strenge Gedankenfolge. Neben dem *weltfrohen Eingehn* auf die Menschen zwischen Teleskopen und Maschinen geht ein stark *mystischer Zug* durch die moderne Predigt hindurch, eine Gabe aus der Tiefe der Seele an ein abgehetztes Geschlecht.

Digitized by Google

Ist dies modern, dann sind es die Predigten von Oskar Pank „Ich schäme mich des Evangeliums von Christo nicht“ nur in geringem Maß. Aber das ist kein Fehler, nur eine Tatsache. So wenig neu gleich modern, ist auch modern gleich gut und unmodern gleich schlecht. Hier spricht in alten geordneten Formen altes Evangeliumsgut ein Mann aus, der vor allem ein treuer Seelsorger ist. Immer spricht er in sein Leipzig hinein, und er bietet keine Probleme, sondern Lebenslösungen. Das geschieht im guten alten Stil; nur in etwas schematischen Bemerkungen ragt das neue Weltleben herein. Ich kann mir denken, daß solche Reden jemand sehr gern liest, der am Sonntag oder in tiefen Seelenstunden seine Ruhe vor dem modernen Leben haben und das Heilige pietätvoll nur in alten Formen aufnehmen will. Und solche gibt es auch unter den modernen Leuten. Ähnlich wirken die Predigten von H. Hering. Der Titel „In Ihm war das Leben“ trifft ihr Wesen vorzüglich. Einmal kennzeichnet er den biblischen Geist und Stil, dann die tiefe Jesusfrömmigkeit, dann aber auch das Leben der Seele, das ihm entströmt und in die empfänglichen Seelen der Welt überfließen will. Hier ist alles fein abgestimmt: mit Ton und Sprache stimmt der Geist seiner Zurückhaltung, der selten das Ich des Predigers hervortreten läßt; statt fest anzupacken gibt er seine Meditationen über das Stück aus Gottes Wort und dem Leben, die zu verbinden er sich vorgenommen hat.

Ähnlicher Zurückhaltung befleißigt sich H. Bassermann in dem nachgelassnen Band „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest?“ Hier redet in den Formen alter feiner Rhetorik ein edler Geist, der es versteht, über seine dialektischen Ausführungen, die die Welt des Lebens und die des Christentums miteinander verbinden, einen stillen poetischen Glanz auszugießen. Spricht hier ein Geist, der einmal modern war, in ältern Formen, so bot der Dichter-Prediger Schmitthenner in dem schönen Band „Brunnenrast“ sein frohes und freundliches Christenherz in tausend neuen Formen: er malt und singt, er erzählt und dramatisiert, alles glänzt und strahlt von eigenartigem Leben, und die Sonne Jesu fällt vor unsern Augen auf alles um uns her, auf Gesunde und Kranke, auf Natur und Friedhof, und die Bibel bringt er an ihren schönsten Stellen, an ihren Geschichten und Gestalten zum Reden, daß mancher sie gar nicht mehr wiedererkennt. S. Keller verrät in seinen Predigten, etwa der Sammlung „Menschenfragen und Gottesantworten“ die oben gekennzeichnete Verbindung von altem Inhalt und neuen Formen. Die alte Jesus- und Bluttheologie bringt er in einer oft ans Impressionistische streifenden Form. Vergleiche und Beispiele aus dem modernsten Leben täuschen nicht darüber hinweg, daß wir es mit einem methodistischen Pietisten alten Schlags zu tun haben, der sich aller auf Gefühl und Phantasie wirkenden Mittel unsrer Zeit mit volksrednerischer Kraft zu bedienen weiß.

Und nun der neue Wein in neuen Schläuchen. Es sind die Leute, die sich bewußt auf die modernen Leute einstellen, und die modernen Leute, die Lehrer, die Ingenieure, die Arbeiter und Suchenden aller Stände kommen auch. Da ist Dörries, dessen Predigtsammlung richtig „Die Welt Gottes“ heißt. Die heutige Welt, die Welt der Ma-

Digitized by Google

schinen und der wirtschaftlichen Kämpfe zu durchdringen mit dem Geist des Gottes Jesu, der ein vorwärtsdrängender und helfender Gott ist, macht er sich zur Aufgabe. Ganz frei ist seine Form, modern Sprache und Anschauungsstoffe. Den größten Erfolg haben die Predigten von Geyer und Rittelmeyer „Gott und die Seele“ und „Leben aus Gott“. Ihre Note ist vor allem die rückhaltlose Darbietung des eignen Innern; der Welt um sie her mit ihren Problemen und Lebensschwierigkeiten bieten sie teils einfache praktische moderne Lebenskunst, teils tiefe Eckehartsche Mystik. In immer neuen Weisen, ohne strengen Gedankengang, mit vielen Erläuterungen, Erinnerungen und Vergleichen halten sie den fahrigen modernen Menschen fest und schaffen im einzelnen das neue Christentum, das dann der Dogmatiker und Ethiker von ihnen ablesen kann. Baumgarten wirft in seinen „Jesuspredigten“ und in der Sammlung „Altes und Neues aus dem Schatz des Psalters“ die Wucht einer mit Bibelgeist und mit modernem Weltsinn gesättigten Persönlichkeit in diese suchende und ringende Zeit hinein; bald hilft er Gedankenfragen, bald soziale Aufgaben lösen. Voll und stark rauschen seine rednerischen Perioden dahin. Ähnlich greift die Predigt von Ragaz in „Dein Reich komme“ in die Gegenwart hinein; starke Töne voll Glaubens an das Reich Gottes, das kommen muß, um die sozialen Dinge zu bessern, sendet er oft in hohem, geradezu prophetischem Schwung aus, und sie finden die Seele vieler Gebildeten und auch Arbeiter. Einen ganz neuen Typus religiöser Erbauungsrede hat Friedrich Naumann begründet, indem er in kristallklarer Sprache und mit hohem dichterischen Gefühl die Verbindung von Bibelgeist und modernem Seelen- und Arbeitsleben zum Ausdruck brachte, die für seine ganze Persönlichkeit bezeichnend ist. G. Traub hat diesen Typus weiter entwickelt. Seine Hilfe-Andachten sind gesammelt unter dem Titel „Aus suchender Seele“. Auch Traub, gleichmäßig durchdrungen von Jesusgeist und dem stolzen Sinn für diese neue Welt, weiß mit unerbittlichem Wahrheitsernst und Wirklichkeitssinn, mit allen Mitteln psychologischer Analyse dem Geist dieser Zeit ins einzelne nachzuspüren und das Evangelium aus seiner alten patriarchalisch-agrarischen Form in modernes Industriegedankengut zu überführen. Dabei ist die Schönheit seiner Sprache die eines modernen Baus: keine Schnörkel, keine Stimmungmacherei, sondern alles knapp, gehalten von innen nach außen, voll innerer Wahrheit und Kraft. Vielleicht werden diese Andachten einem spätern Geschichtschreiber von Wert sein, um ihm zu zeigen, wie die moderne Kultur, die so wahrhaftig in einem Warenhaus oder Bahnhof spricht, die in unserm Sinn für große wahrhaftige Einfachheit sich kundtut, auch in Predichten und Andachten ihren Ausdruck fand, um den alten und immer neuen Bibel- und Christusgeist einer neuen Zeit zuzuführen, die ihm ebenso ihre Form gibt, wie sie seiner noch selber bedarf.

Friedrich Niebergall

Felix Draeseke

Draeseke ist am 26. Februar im Alter von 77 Jahren gestorben. Solange wir zurückdenken können, war er ein „berühmter" Musiker, aber kein „populärer". Dafür war seine Eigenart allzusehr ausgeprägt, so sehr, daß sie manchmal die Grenze des Eigensinns erreicht hat. Ja, man kann trotz seiner Bedeutung als Musiker sagen, daß die Kraft seiner Geistigkeit, seiner Persönlichkeit noch stärker gewesen ist: einer Persönlichkeit, die ihre Zeit begriffen und über ihr gestanden hat. Daher seine allbekannte scheinbare Wandlung, die von vielen mißverstanden worden ist. Gerade in ihr zeigte sich der festgefügte Charakterkopf inmitten des musikalischen Modegetriebes. Draeseke war ein Mann und Künstler von echt deutscher Art: einer, der nicht um die Gunst des Tages und um den Beifall der Menge gebuhlt hat, ein Eigengearteter, mit allen herrlichen Vorzügen und Schwächen des Eigengearteten. Künstlerischer Grundsatz war ihm „das Streben, nirgend seine Zeit zu verleugnen, sie vielmehr zum musikalischen Ausdruck zu bringen, mit freudigster Benutzung der uns zustehenden modernen Kunstmittel, seien sie harmonischer, rhythmischer, instrumentaler Art, aber all dies zugleich bei möglichster Anlehnung an die klassischen Meister". Das bestimmte auch seine Stellung in der Musik unserer Zeit. Auf allen Gebieten der Komposition hat Draeseke Eigenartiges geschaffen: Lieder und Balladen, Klavier- und Chorwerke, Kammermusik, Opern, Oratorien, Symphonien, Messen usw. Mehreres davon, wie die Tragische Symphonie, die Klaviersonate quasi Fantasia, die Ballade Pausanias, der a cappella-Chor „Die Heinzelmännchen", das A-dur-Quintett, das Quartett in C, die Orchesterserenade in D-dur, ist im Konzertsaal heimisch geworden. Ebenso hoch stehen aber auch das H-moll-Requiem, die Messe in Fis-moll, die Männerchorkantate „Kolumbus", das Adventlied, die Osterszene aus Goethes Faust, das Klavierkonzert in Es-dur und manches andere. Das äußerlich Wichtigste kam im hohen Alter Draesekes: die allgemeine Anerkennung seines großen Oratoriums „Christus". Noch voll von freudiger Erinnerung dieses Ereignisses mag der herbe, kantige, schroffe, selbst in diesem Lebenswerk die Grenzen des Menschlichen nicht verleugnende Meister dahingeschieden sein. Die Schaffenskraft war unversiegt geblieben: die gewaltigen Christus-Chöre sind Draesekes herrlichstes Vermächtnis. Eine nachgelassene Oper „Merlin", die im April zum ersten Male aufgeführt werden soll, gibt vielleicht neue Anregungen. Denn des Sinnens und Schaffens war bei diesem Feuergeist kein Ende. Noch sei seiner tiefen und humorvollen Musikschriftstellerei gedacht (Kontrapunkt und Harmonielehre in Reimen), mit der er schließlich (Die Konfusion in der Musik) bei den Größen des Tages aneckte, nicht ohne sie, wie die Folge zeigte, zur Besinnung zurückzuführen. Draesekes geistige Physiognomie erinnert wie kaum noch die eines andern Musikers an Beethoven, mit dem er auch äußerlich das traurigste Schicksal des Musikers hat teilen müssen. Daß er seit langen Jahren schwerhörig war, mag viele Eigenheiten seiner Musik mit erklären, besonders ihre reine Geistigkeit und ihren Verzicht auf sinnliche Wirkungen, sicher-

Digitized by Google

lich auch ihre tiefe Innerlichkeit, ihre Abgewandtheit vom Effekt und von der Mode des Tages. Voll herzlicher Teilnahme trauert die musikalische Welt um einen ihrer Besten.* Friedrich Brandes

Gegen das Ausrotten in deutschen Kolonien

Zur deutschen Geweihausstellung 1913

„Plus royaliste que le roy"

Wie alljährlich hat die Deutsche Geweihausstellung zu Kaisers Geburtstag für einige Wochen ihre Pforten geöffnet. Was des deutschen Weidmanns Herz an Trophäen aus deutschen Gauen erfreuen kann, zeigt sie ihm in verschwenderischer Fülle und geordnet mit einer Liebe und einem Verständnis, wie sie nur in langer Überlieferung gedeihen können. Unser Kaiser ist hier selbst einer der Aussteller, ist der erste Besucher, und die Großen des Reiches führen hier so gut wie manch bescheidener Jägersmann alljährlich den Beschauern das Beste vor Augen, was in herrlichsten deutschen Revieren im letzten Jahre und nur im letzten Jahre heranreifte, was endlich dann nach geduldigem Warten der Büchse verständigerweise verfallen mußte, an Hirschgeweihen aus den Ebenen und Bergen, an Rehkronen, Damwild, Schwarzwild, unsern vaterländischen Antilopen endlich, den Gemsen, und manch anderm edeln Wilde. Damwild aber, wie das neuerdings auch von unserm Kaiser gestreckte Ovis musimon, das Wildschaf oder „Muffelwild", haben sich erst allmählich deutsches Bürgerrecht erworben oder beginnen, es sich zu erwerben. Seit einer Reihe von Jahren — der Verfasser dieser Zeilen durfte hier vor langen Jahren einer der ersten Aussteller sein — findet der Besucher neben all dem heimischen Edelwilde auch die sein Auge wunderlich anmutende Wehr von allerhand deutschkolonialem Wilde, reich an Art und Zahl und seltsam schön an Gestalt.

Manch alter deutscher Jäger kann das noch nicht recht begreifen, drückt sich auch heute noch scheu an diesem „Getier" vorbei und hat vielleicht sogar im stillen (ganz im stillen!) einen kräftigen Weidmannsfluch auf den Lippen all dem „seltsamen Zeug" gegenüber! Er kann's nicht „unterbringen" und kennt nicht Nam noch Art all der frembartigen Pracht, die da die Wände schmückt. Ist nun aber zufällig ein englischer Jäger unter den Anwesenden, wie ändert sich da das Bild! Mit einer erstaunlichen Sicherheit „spricht er die einzelnen Trophäen an", weiß, wo etwa sie geschossen sein können, und erzählt uns, wie sein Vater oder Großvater, wenn nicht gar Ur- oder Ur-Urahn da oder dort in fernem tropischen Revier Ähnliches erbeutete und nach England heimbrachte. Ein ganzes Stück Welt und Kolonialgeschichte spricht daraus und wohl auch in gegenwärtiger Stunde noch allerhand mehr für einen, der viel „da draußen" weilte. Der Vater! Der Urahn! Du lieber Himmel, so weit reicht für uns Deutsche die koloniale Jagdgeschichte wahrhaftig nicht! In England

* Der Kunstwart hat sich seit langer Zeit bemüht, dem Verständnis für Draesekes Schaffen in weiteren Kreisen vorzuarbeiten, wir erinnern insbesondere an die Aufsatzfolge über den Meister von Georg Göhler (Kw. XVI, 11, 20, 23). Auch eine Reihe unsrer alleredelsten Notenbeilagen verdanken wir ihm. Draesekes Bildnis haben wir zweimal gebracht (Kw. XVII, 9 und XXIV, 1).

Digitized by Google

aber ist sie verknüpft mit den allerbesten Namen, die später in den Kolonien von sich reden machten, denn nicht wenig verdankt Britanniens Kolonialgeschichte den Männern, die irgendwo in der Welt jagten, „nur jagten", nachdem ihnen das alte England zu klein, zu zivilisiert geworden war, in bezug auf Erwerb von Ländern und Flächen weit überm Meere da draußen und infolge frühzeitiger Kunde über diese und ihre Bewohner. — Wenig weiß ich aus deutscher Kolonialgeschichte da zu melden. Nur von der Decken, der aufs nächste verwandt ist mit dem Fürsten von Pleß, dem letzten Heger urgermanischen Wildes, des Wisents, in Deutschland und einem der Hauptaussteller der alljährlichen Geweihausstellung, lebt hier ruhmreich in der Geschichte deutsch-kolonialer Bestrebungen fort. Von der Decken zog aus, als es in der Welt noch etwas zu erspähen und zu erobern gab — auch in das heutige Deutsch-Ostafrika — und längst schon, seit etwa fünfzig Jahren, deckt dieses Tapferen Gebein afrikanisches Land. — Und heute, im Jahre 1913 fällt es immer noch schwer, unserm deutschen Weidmann Gefallen, Freude und Interesse an unserer herrlichen neudeutschen überseeischen Tierwelt da draußen in Afrika und in unsern andern Besitztümern zu erwecken.

Und doch ist heute die Jagd und was damit zusammenhängt, viel volkstümlicher und nationalökonomisch wertvoller als ehedem! Woher trotzdem die Gleichgültigkeit? Deutschland hat eben seine heimischen Jagdgründe besser erhalten können als Old England, und im besonderen unsere Fürsten und Großen besitzen einesteils erfreulicherweise zu gute eigene Jagdreviere im Vaterlande, um auf überseeische Jagden angewiesen zu sein, andererseits haben auch sie, wie alle Deutschen, zu wenig koloniale Überlieferung.

Ich bin überzeugt, daß unser Kronprinz da anders denkt, seit er in Indiens Wunderwelt den Urzauber tropischer Natur und Jagd genossen und seine Eindrücke in einem Werke niedergelegt hat, welches Zeugnis gibt, daß der Erbe des Thrones nicht mit Alltagsaugen in diese Pracht der Schöpfung geschaut hat. Ich glaube auch, daß der König von Sachsen seit seiner Nilreise und seinem so erfolgreichen Besuche im Sudan empfänglich geworden ist für diese Werte, daß auch in ihm tropischer Fauna ein mächtiger Protektor gewonnen ist. Aber man braucht nicht unter den Inhabern oder Erben von Thronen zu suchen, wenn man hochgesinnte Menschen finden will, die all dem tropischen, deutsch-kolonialen Tierleben Interesse und Verständnis entgegenbringen und die diese Herrlichkeit der Urschöpfung hoch genug einwerten, um sie erhalten und geschützt wissen zu wollen. (Schieße du erst einmal einen Löwen, mein heimischer Freund in grünem Rock, werde du erst einmal „genossen" und du gibst anders „Laut", um in der Weidmannssprache zu reden!)

Manch deutschen Offizier kenne ich heute und manch andern Mann, der so denkt und im weiteren, größeren Deutschland der Übersee auch die uns mitüberkommene herrliche Fauna in sein Herz geschlossen hat.

Aber kaum einer darf und kann seine Stimme laut und öffentlich erheben zu ihrem Schutze, ihrer sachgemäßen Pflege und Behandlung. Die einen sind irgendwie im Staatsdienste, die andern innerhalb anderer Ämter tätig, die ihnen verbieten, sich mit diesen Dingen öffentlich näher zu beschäftigen. Und dann: es gehört eine große Liebe der Natur gegenüber dazu, sich den Angriffen auszusetzen, die gewisse, einflußreiche Ver-

Digitized by Google

treter des Handels und andere Elemente sofort gegen den erheben, der sie in ihren bisherigen Ausbeutungssystemen stört oder behindert. . . .

So ist es gekommen, daß wir auch jetzt noch, bei Eröffnung der Deutschen Geweihausstellung 1913 und bei der Besichtigung ihrer Schätze an Trophäen aus deutschkolonialen Revieren nur wenig erfreut und befriedigt sein können über das, was uns der koloniale Wildschutz im letzten Jahre gebracht hat.

Der Leser glaubt, daß ich zu schwarz sehe? Ich gebe Proben!

Der Antwerpener Elfenbeinhandel nennt die Höchstzahl für das letzte Handelsjahr mit 385 000 Kilo! Wenn diese Ziffer auch nicht genau auf das eine letzte Jahr zu rechnen ist: ähnliche Ziffern weist dieser Markt allein schon während jedes einzelnen der letzten zwanzig Jahre auf, und dabei ist zu bedenken, daß außer Antwerpen noch andere große Märkte in Frage kommen, so daß man die Zahl noch etwa um das Doppelte aufrunden muß. Der Einwand der Händler, daß viel Elfenbein, das aus früherer Zeit stammt, „vergraben" in Afrika auf die Verwertung harre, ist allzu durchsichtig und abgenutzt.

Derselbe Antwerpener Markt weist aber für das Jahr 1912 nur noch 498 Kilo Flußpferdzähne und nur noch 160 Kilo Nashörner auf. Kein Wunder, wenn die Zahl der allein in Deutsch-Ostafrika in den letzten traurigen Jahren getöteten Nashörner von sehr guten Beobachtern auf über 30 000 Stück geschätzt wird!

Ein anderes Bild! Ist der Bison in Nordamerika nicht von Händlern in den letzten sechzig Jahren ausgerottet werden? Der Grönlandwal (B. mysticetus L.) nicht von den Walfängern bis auf ein oder ein paar Stück? Die Walfänger vernichten jetzt eben, mangels Walen im Norden, die Wale im Atlantischen und Indischen Ozean vollständig, sie haben dabei die Keckheit, in einem auch an mich versandten Zirkular die Wale als nur „ausgewandert" zu bezeichnen, während ihnen doch genau bekannt sein muß, daß sie eine Art nach der andern ausrotten!

Die Nordlandfauna Grönlands und Spitzbergens, geht sie nicht reißend ihrem Untergang entgegen?

Die Deutschafrikanische Fauna wird nicht dezimiert? Die Paradiesvögel Deutsch-Neuguineas werden nicht bald verschwunden sein? Der Edelreiher in der ganzen Welt? Karl Hagenbeck lügt, wenn er mir weit über ein halbes Hundert von Vogelarten als vom Schmuckfederhandel (für Damenhüte!) ganz oder nahezu ausgerottet nennt? Und so geht die Kette von Sterbenden fort in langer, langer Reihe!

„Übertreibungen", sagen die Händler. Sie wissen das alles besser und verkündigen ihre Weisheit in den zur Beruhigung der Gutgläubigen herausgegebenen Waschzetteln an die Presse. —

Sehen wir näher zu, wie es allerorten mit der Vernichtung der Tierwelt aussieht.

Die russische Regierung hat soeben ein Gesetz erlassen, wonach für drei Jahre kein einziger Zobel mehr gefangen, getötet oder gehandelt und exportiert werden darf. Warum? Aus weiten Gebieten, so am Baikal, an der Lena und vielen anderen Revieren sind die Zobel heut teils vollständig, teils fast vollständig verschwunden. Das hat der Handel in verhältnismäßig kurzer Zeit durch immer höhere Preise, die den Pelz-

Digitized by Google

jägern geboten wurden, zustande gebracht. Was geschehen sein muß, um die russische Regierung zu einem dermaßen durchgreifenden Schritt zu bewegen, das möge sich der Leser selbst sagen. Spricht das nicht Bände? Und glaubt man wirklich, in drei Jahren sei dieser Mißgriff langer Jahrzehnte wieder gutgemacht? — — — Ein amerikanischer Bison wertet jetzt schon für Tiergärten lebend ein kleines Vermögen. Der Grönlandwal existiert nicht mehr. Im Indischen und Atlantischen Ozean werden, wie schon erwähnt, die dort lebenden Wale eben jetzt von recht gut „prosperierenden" Gesellschaften ausgerottet ohne jede Kontrolle und Beschränkung. Niemand denkt an ein Nennen der Zahl. In letzter Stunde gelang es wenigstens, die „pelagische" Jagd auf Robben im hohen Norden zu verbieten zum Schrecken der Pelzhändler, sonst wären auch diese Kinder des Ozeans völlig aus dem Buche der Lebendigen gestrichen worden! Eine große Bewegung ist im Gange, um alle Robben und Seehunde der Nord- und Ostsee bis weit hinauf in den Norden zu vernichten. „Die von menschlichen Fischern ausgefischten Gründe werden sich dann wieder bestocken." Höre ich ein Lachen? Die Nordlandfauna in Grönland und Spitzbergen? Es sitzen dort allein jeden Winter an hundert und mehr Fangexpeditionen, in der Regel bestehend aus je zwei Nordländern und einem Eskimobastard. Dieser hat von seiner Eskimomutter die Fanginstinkte, von seinem europäischen Vater den dem Eskimo unbekannten Erwerbssinn geerbt. Jedes dieser Trifolien vernichtet während eines Winters bis zu hundert und mehr Eisbären mit — Strychnin, und eine Anzahl Füchse dazu. Und an hundert Fangexpeditionen dieser Art sind allein in Spitzbergen jeden Winter unterwegs . . . Wer von uns weiß das und wer kümmert sich um diesen schmählichen Mord? Wo stand das je zu lesen? — Die Edelreiher in der ganzen Welt? Sie sind schon vernichtet in China und vielen andern Ländern, so in Australien in den meisten Brutgebieten und in Nordamerika. In Südamerika geht jetzt die Ausrottung ihren Gang. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika lassen neuerdings gesetzlich keine Vogelfeder mehr ins Land hinein und schützen die kleinen Reste der noch vorhandenen Edelreiher. Daran sollten wir uns ein Beispiel nehmen. Zum hundertsten Male sei hier wiederholt, daß die Lüge von den ausgefallenen Federn der Reiher nur ein Händler...märchen ist. Die Federn werden nur von lebenden Vögeln erbeutet und die Jungen müssen ohne Ausnahme qualvoll verhungern, weil die Alten stets während des Fütterns der Jungen erlegt werden, da sie die schönen Federn nur zur Brutzeit tragen. Aber die Händlerpresse, so die „Modistin", wird stets wieder das Gegenteil verbreiten. Dagegen ist nichts zu machen. Gute, frische Federn brachten — ich bürge dafür — bis zu 400 Mark (!) für die Unze (das sind 30 Gramm) auf den Auktionen des Jahres 1912 in London. Ist das nicht ein ungeheurer Preis? Er steigt noch immer, und er macht jeden Schutz illusorisch, denn er wirkt so verlockend auf die Reihertöter, daß sie in Florida sogar die Reiherwächter töteten, um dann die Reiher selbst erlegen zu können. Die verdienstvolle Audubon-Society schützt die Reste der einst nach ungezählten Millionen zählenden weißen Edelreiher in den Staaten der Nordamerikanischen Union: Florida, Georgia und Südkarolina, dann Nordkarolina, Texas und Oregon, und gibt die Zahl der Brutpaare mit (nur noch!) wenigen Tausenden genau an. Einst aber bildeten die schneeweißen Edelreiher den Schmuck jeder wasserreichen Gegend

Digitized by Google

Nordamerikas! Das englische Oberhaus nahm ein Gesetz an, das unter anderm auch die Einfuhr der Reiherfedern nach England verbietet. Das Unterhaus hat aber seine Zustimmung noch nicht gegeben, weil es — mit Recht — auf die unbeschränkte Einfuhr Frankreichs und Deutschlands hinweist. (Nur die Vereinigten Staaten von Nordamerika haben bis jetzt jede Federeinfuhr gesetzlich verboten.) England läßt aber aus keiner seiner Kolonien irgendwelche Vogelfedern zum Export heraus, auch keinen Paradiesvogel aus Neuguinea. — England hat in Britisch-Ostafrika allein fünf europäische „Gentlemen-Wildhüter", die ihrerseits wieder über einen Stab von schwarzen Spähern verfügen. Keine Handelsware kommt aus dem Lande heraus, die nicht auf Konterbande, bestehend aus Wildhäuten oder Gehörnen oder Vogelfedern untersucht wird. Kein Eingeborener darf die Jagd ausüben außer in bestimmten Fällen. — So oder ähnlich handelt England in allen seinen Kolonien, weil es weiß, daß nur solche Maßregeln zum Ziele führen. England duldet keine Feuerwaffen im Besitze von Eingeborenen. England weiß, daß man keine Wildreservate schützen kann, wenn man nicht die Ausfuhr von Wildhäuten und Gehörnen usw. verbietet (außer in bestimmter Zahl auf einen Jagdschein). Ebenso handeln die amerikanischen Behörden in Alaska mit größtem Erfolg. Wir Deutschen haben jetzt im Frühjahr 1913 trotz aller Ereignisse der letzten Jahre noch keinen einzigen weißen „Gentleman-Wildhüter" im wildreichen Deutsch-Ostafrika! (Also noch immer trotz aller Wildschätze keinen Beamten für diese Dinge im Hauptamte, einen Mann, der für alles das verantwortlich ist!) Wir Deutschen haben noch keine Kontrolle der Ausfuhr in bezug auf Konterbande an Trophäen und Wildhäuten usw. Wir Deutschen lassen die Eingeborenen in Deutsch-Ostafrika und Togo ruhig das Wild weiter vernichten. Die erlegten Trophäen darf der Schwarze verkaufen, was ihm in Britisch-Ostafrika schwere Strafe eintragen würde. Wir Deutschen lassen Wildfelle und Häute ruhig weiter zur Ausfuhr in Deutsch-Ostafrika zu. (In Deutsch-Südwestafrika ist Wild nur noch im Innern in nennenswerter Zahl zu finden.) Wie sollten wir auch den Handel stören dürfen? Das geht doch nicht, wenngleich es bei den Engländern in der Nachbarkolonie allerdings geht! Wir Deutschen haben in Togo Bezirke, in deren einem einzigen die Eingeborenen an 40 000 Gewehre sich erwerben durften. Kein Stück Wild ist dort mehr vorhanden. Wer hat diese Gewehre an die Eingeborenen verkauft, seit wann besitzen die Leute so viele Gewehre, und wer hat ein Interesse daran, diese Waffen weiter an die Eingeborenen zu verkaufen? Was tun die Leute in diesen nun völlig wildleeren Bezirken mit den Waffen? Wie verträgt sich das mit den mir aus dem Herzen geschriebenen Worten, die Ende Januar 1913 Major Kurt Schwabe über den südwestafrikanischen Aufstand in der „Täglichen Rundschau" schrieb, wo er ausführte: daß seinerzeit niemand den blutigen Aufstand in Südwestafrika erwartet und ihn geahnt habe . . . und wo er mit Recht gegen eine Verminderung der Schutztruppe sich ausspricht?

Aus dem kürzlich erschienenen Amtlichen Jahresbericht, herausgegeben vom Reichskolonialamt „Die deutschen Schutzgebiete in Afrika und der Südsee 1911/12" durfte man hoffen, irgend etwas Näheres über den sich endlich nach englischem, bewährtem Beispiel langsam — sehr langsam! — auch bei uns herauskristallisierenden Schutz der uns mit den Kolo-

Digitized by Google

nien überkommenen herrlichen Reichtümer an Wild und wilder Tierwelt zu erfahren.

Was des Kaisers Majestät in bezug auf den Schutz der Reste des im Raubbau ausgebeuteten deutschostafrikanischen Elefanten in regem weidmännischen und vorbildlich menschlichen Sinne vor kurzem angeordnet hatte, daß dieser, in Indien so anstandslos inmitten hoher Kultur durch die Jahrtausende als erhaltungsfähig erwiesene Gigant jetzt, so, wie in Britisch-Ostafrika geschützt werde — ich entnahm es der Denkschrift. Ferner, daß der schreiende, unglaubliche Mißstand abgestellt ist, wonach der Inhaber eines „großen" Jagdscheines schießen konnte, was er wollte, also zum Beispiel sechzig Elefanten!

„Es muß jedoch — entgegen den übertriebenen, in der Heimat geäußerten Vorstellungen — betont werden, daß ein allgemeiner Rückgang des Wildes nicht zu verzeichnen ist", fährt der Bericht dann fort. — Und dabei dürfen die Eingeborenen jagen und die Trophäen verhökern, stehn also eigentlich besser, als die Weißen. —

Demselben Werke entnimmt man an anderer Stelle, daß von Südwestafrika über einheimisches wildes Tierleben überhaupt nichts mehr zu berichten ist, daß die Paradiesvogelausrottung amtlich noch immer als „Jagd" (die englische Regierung hat längst jeden Paradiesvogelmord völlig untersagt!) bezeichnet wird und aufblüht, zu einer Art von „Goldfieber" geworden ist (!), daß amtlich zur Ausfuhr und Verzollung im Jahre 1911 wieder 8779 Paradiesvogelbälge im Werte von 278 475 Mark angemeldet wurden (es wurden aber auch 2470 Kilo Schußwaffen eingeführt!) ... So geht es im einzelnen fort. — Von Jagd schutz findet der Leser nichts, wohl aber die Nachricht, es hätten sich Walfanggesellschaften in Südwestafrika etabliert. ... Und in Kamerun habe sich der Elfenbeinexport um ein Kleines gehoben. ... Vom Elefanten kein Wort. — Nun aber finde ich etwas Erstaunliches. Nach Togo, dem Lande, dessen Einwohner man schon so stark mit Waffen versehn hat, daß in einem einzigen Bezirke über 40 000 Vorderlader angetroffen werden (aber längst nicht mehr eine Spur von Wild, denn man hat es noch nie für rätlich gehalten, dem Lande eine Spur von Jagdverordnung zu geben!) importiert man 1911 wieder über 15 000 Stück Feuerwaffen und 165 000 Kilo Schießpulver, Zündhütchen, Schrot und Patronen.

Die Meinungen gehn hier auseinander, und zwar erheblich.

Das Reichskolonialamt, das für diese Dinge weder über einen besondern Referenten im Hauptamte verfügt, noch, wie die Engländer, über solche Spezialbeamte beispielsweise in Deutsch-Ostafrika, sagt, das Wild habe dort nicht abgenommen. —

Meine Freunde undd meine Wenigkeit sind durchdrungen von der gegenteiligen Ansicht. Wir halten den Wildstand für dezimiert. Und nun ist es an der Zeit, an anderer Stelle alles eingehend zusammenzufassen, was mir von den Vorgängen der letzten zwei Jahrzehnte aus eigener Anschauung und nach den Mitteilungen glaubwürdiger und kompetenter Männer bekannt ist. — Das aber wird ein Büchlein werden müssen. Ich werde gute Mitarbeiter haben.

Wir können schwerlich erwarten, daß diese Zustände sehr bald durch den Druck der öffentlichen Meinung gebessert werden. Die große Menge

Digitized by Google

steht diesen Dingen zu fern, sie läßt sich nur zu leicht durch die Märchen beruhigen, die ihnen eine gewisse Händlerpresse auftischt. Hier muß der deutsche Weidmann eingreifen. Für ihn ist es eine Ehrenpflicht, wie den Wildbestand des engeren Vaterlandes so auch den des größeren Deutschlands zu pflegen. An unsere Jäger wende ich mich deshalb heute, an alle sachkundigen Besucher der deutschen Geweihausstellung von 1913: sie möchten helfen, eh es zu spät ist. C. G. Schillings

Kulturwacht für Konstantinopel!

Bei der Beurteilung der Balkanunruhen sollte nicht immer nur nach politischen Gründen gesucht werden. Für alle die wirren Ereignisse läßt sich auch ein kulturell-ethischer Grund erkennen: Die siegreich durch die ganze Welt vorschreitende europäisch-christliche Kultur mußte in ihrem Stammland Europa bislang ein Volk mit fremder Kultur und Religion dulden, das sie als Fremdkörper empfand und nach dem Naturgesetz aller lebenden Organismen abzustoßen oder in sich aufzulösen suchte.

In Wahrheit hat auch die Türkei sich dem europäischen Einfluß nicht zu entziehen vermocht. Neben den äußern Beweisen ist besonders bezeichnend der Zug, daß die europäischen Türken in bezug auf Kriegsführung stark christlich empfinden im Gegensatz zu ihren asiatischen Völkerschaften wie auch zu ihren religiösen Vorschriften. Japan gab uns ein Beispiel, wie ein Volk mit eigener, nicht mehr entwicklungsfähiger Kultur sich dem Abendland mit Willen unterwarf. Trotzdem braucht es längere Zeit, um bei sich auch die feineren Wirkungen unsrer Kultur reifen zu sehen. Die Türkei aber gehört zu den Ländern, die nur widerwillig sich dem Vordringen europäischen Wesens fügen. Die Jungtürken, die nach japanischem Vorbilde vorgehen wollten, scheiterten. Da nun hier nicht planmäßig gearbeitet wird, so entsteht wie überall unter solchen Umständen eine traurige Mischkultur, die schon manchen ernsten Europäer zu der Meinung brachte: es sei eine Versündigung an dem fremden Volke, es mit unsrer Kultur zu „beglücken“.

Der Grund für diese Erscheinung liegt darin, daß wir fast allein dem Kaufmann die Aufgabe überlassen, unsre Kultur zu verpflanzen. Der Kaufmann aber — das liegt im Wesen seines Berufes — liefert nur die Kulturmittel an das zu kultivierende Land, und für ihn gilt dabei nur das Gesetz von Angebot und Nachfrage. Durch das aufgehäufte Material wird ein Volk aber noch nicht kulturell gehoben, wenn es ihm unberaten gegenübersteht und aufs Geratewohl nach diesem oder jenem Erzeugnis greift. Wissen wir doch aus unserm eignen Vaterlande, wieviel ernste, freiwillige Arbeit nötig ist, um selbst den Menschen, die inmitten unsrer Kultur groß geworden sind, die Augen zu öffnen, daß sie sehen lernen, was gut und böse, schön und häßlich ist. Wieviel nötiger ist eine solche Erziehung zur Kultur an einem Platze wie Konstantinopel! Hier arbeiten keine Missionare wie bei den „wilden“ Völkern, die bei ihrem Streben doch auch immer das Kulturziel im Auge haben; hier ist allein der Kaufmann der Kulturträger, und von ihm kann man billigerweise nicht verlangen, daß er sich nur als Erzieher

Digitized by Google

fühlen soll. Davon „kann er nicht leben“. Es fehlt somit eine Instanz in Konstantinopel, die das Gewissen Europas darstellte.

Wem fällt die Aufgabe zu, die Kulturarbeit dort zu überwachen? Sicher zu allererst den Europäern, die dort wohnen. Und da gerade wir Deutschen die Uneigennützigkeit unserer Türkenfreundschaft betonen, so mögen wir denn auch aus dieser Freundschaft eine besondere Verpflichtung vor andern Völkern herleiten! Erforderlich wäre vor allem, daß den Türken in den europäischen Kolonien am Goldenen Horn ein Musterbeispiel europäischer Kulturgemeinschaften dargeboten würde. Wieweit das in Wirklichkeit der Fall ist, wieweit es zu erreichen wäre, und welche Aufgaben den Europäern „daheim“ bleiben, das möchte ich aus einer kurzen Skizzierung der hiesigen Verhältnisse ableiten.

Die Fremden- oder Frankenstadt Pera-Galata kann man als eine in sich ziemlich geschlossene europäische Stadt von rund 100 000 Einwohnern betrachten. Da sie die Botschaften und Konsulate einschließt, so umfaßt sie ungefähr alle Bevölkerungsschichten einer ähnlich großen europäischen Residenzstadt. Aber im Innern zeigt sie doch eine wesentlich andere Struktur. Zum ersten besteht sie aus Angehörigen verschiedener Nationen und zerfällt dadurch in gesonderte Kreise. Zudem hat sie einen türkischen Bürgermeister, aber einen, dem die Einwirkung auf seine Schützlinge in den meisten Verwaltungszweigen entzogen ist, da diese die Staatsangehörigkeit ihres Mutterlandes besitzen. Daraus leitet sich das ganz eigenartige Schulwesen ab. Es ist der Stadtverwaltung fast ganz entzogen, da jedes Volk seine eigenen Schulen unterhält. Bildungswesen wird hier zur nationalen Kampfarbeit; die Einheit der europäischen Kultur zerfällt dadurch wieder, wenn anderseits auch wieder ein Ansporn in diesem Wetteifer liegt.

Bildungsfragen sind immer in hohem Grade auch Geldfragen. Die Aufbringung der Summen fällt hier, da keine staatliche Aufgabe vorliegt, dem Opfersinn eines verhältnismäßig kleinen Kreises zu, und der freiwilligen Steuer entziehen sich natürlich viele. Die Stadt hat darum eine Reihe schwer um ihr Dasein kämpfender Schulanstalten, auf die man wohl als Zeichen nationaler Opferwilligkeit freudig hinweisen kann, die aber an der Größe der Aufgabe gemessen, die uns hier zufällt, nur einen Bruchteil des Wünschenswerten darstellen.

Mit den Schulanstalten ist das europäische Bildungswesen hier ziemlich erschöpft. Und darin liegt der größte Mangel. Nirgendwo sonst merkt man in so starkem Maße wie hier an den eingeborenen Fremden, den „Peroten“, wie nötig gerade in den Jahren nach der Schulzeit die Bildungsmöglichkeiten sind. Bei uns draußen hat doch sogar jeder der vielgeschmähten Vereine irgendein Interesse, das durch die Gemeinschaft gepflegt werden soll. Hier fehlen der europäischen Jugend gerade in den Jahren des Heißhungers nach Anregungen und Erkenntnissen die vielen geistigen und künstlerischen Bestrebungen, die das Leben in Europa so lebenswert machen. Und da gerade der „Perote“ zu allermeist den Verkehr mit den Türken herstellt, so sollte er ganz besonders gut den Typ eines gebildeten Europäers darstellen. Könnten wir es erreichen, daß man mit Freude von deutscher Kulturarbeit in Konstantinopel reden könnte! Es wäre wohl möglich, wenn alle Freunde ernster Arbeit im Sinne des Kunstwarts sich zu einem Kreis der Kulturwächter zusammen-

Digitized by Google

schlössen. Eine doppelte Aufgabe würde diesem Kreise dann zufallen: über eine Reinhaltung und Veredlung der Kultur in der europäischen Welt Konstantinopels zu wachen, und eine planmäßige Einwirkung unsres Wesens auf die türkische Welt fördern zu helfen.

Gewiß sind auch hier eine ganze Reihe von guten Ansätzen, die auszubauen wären.

Da ist das deutsche Tageblatt, der „Osmanische Lloyd". Der wies selbst vor einiger Zeit darauf hin, daß das geistige Leben in den Kreisen der hiesigen Deutschen bedauerlich schwach sei. Die Zeitung erfüllt aber an ihrem Teil nicht die Aufgaben, die ihr zukommen. Ein Beispiel: Die Türken fallen in der letzten Zeit wieder in ihre mittelalterlichen Sitten zurück; sie knüpfen die Übeltäter in aller Öffentlichkeit auf. Der „Lloyd" bringt einen Bericht darüber, erzählt von den Tausenden, die zuschauten und macht bekannt, wann die nächsten derartigen Schauspiele stattfinden werden. Auf demselben Raume hätte das Blatt den Türken klarmachen können, daß solche Vorgänge nach europäischer Meinung verrohend auf die Menschen wirken und darum der Öffentlichkeit entzogen werden sollten. Zeigte sich die Freundschaft doch lieber darin, daß man den Freunden von derartigen Handlungen abrät, anstatt alles gut zu finden!

Eine erfreuliche Erscheinung ist eine deutsch-französische Zeitschrift, die seit einem halben Jahre erscheint, namens „Oriens", und die sich Pflege der Geschichte und Heimatfreude zum Ziel gesetzt hat. Sie arbeitet damit Hand in Hand mit der internationalen „Société des Amis de Stamboul".

Die beiden großen gesellschaftlichen deutschen Vereine Peras lassen bislang jedes Bemühen um geistige oder künstlerische Förderung des Deutschtums vermissen. Wertvoll in dieser Beziehung sind dagegen der Männergesangverein in Pera und der deutsche Ausflugsverein. Im Sinne des Volksbildungsvereins wirkt außerdem der deutsche Botschaftsprediger auf einen Kreis junger Männer und junger Mädchen. Damit wäre immerhin eine Reihe von Anknüpfungspunkten für eine planmäßige Arbeit mit großem Ziel gegeben.

Beklagenswert sind die hiesigen Theaterverhältnisse. Unter dem Titel „Theater" versteht man hier durchweg den Kino. Am besten sind die Franzosen dran; da ihre Sprache am allgemeinsten verbreitet ist, so können französische Schauspieler und Schauspielerinnen am ehesten wagen, hierherzukommen. Es finden sich darum gewöhnlich im Laufe des Winters mehrere Gesellschaften ein, die klassische und moderne Stücke bringen. Deutschland ist durch die Operette vertreten. O, das ist auch ganz in der Ordnung; die Musik ist ja doch das Gebiet der Kunst, auf dem unsere Vorherrschaft noch am wenigsten angefochten wird! Wir haben da auch „Erfolge". Wer am Sonntagabend von seinem Ausflug nach den Ufern des Bosporus auf einem der vollbesetzten Dampfer zurückfährt, kann häufig beobachten, wie Deutschland diese internationale Stadt gerade auf dem Gebiete der Musik „erzieht". Das Publikum gerät dann in Stimmung und fängt nicht selten zu singen an. Durchweg „deutsche Musik" mit deutschem Text. Nämlich: „Lustige Witwe", „Walzertraum", „Trinkn wir noch n Tröpfchen"! Muß einem Deutschen da nicht vor Stolz das Herz groß werden?

Um da zu helfen, müßten die „Kulturwächter" nach dem Vorbilde

Digitized by Google

der Südamerikanischen Theatergesellschaft eine solche für den Balkan gründen. So könnte man eine gute Schauspielgesellschaft für einige Winterwochen hierher bekommen und auf ihren Spielplan Einfluß haben.

Auch die europäische Jugend hier hat Schutz nötig! Das weiß man in Deutschland wohl nicht: daß all die Abseihliteratur, die daheim nun Gott sei Dank ausgekehrt wird, auf Peras Straßen feilgeboten wird. Auf Schritt und Tritt Sherlock Holmes, Nic Carter usw. — in allen Sprachen übrigens, nicht zum wenigsten in den „Lettern Homers". Gerade die Griechen, die mit unermüdlichem Eifer Europas Kultur in sich aufnehmen, saugen ein und verbreiten auch dieses Gift.

Schon diese knappe Aufzählung zeigt, wie segensreich die Arbeit eines Kreises ernst arbeitender Menschen sein könnte. Dazu kommt noch das schier unerschöpfliche Gebiet der Aufgaben, die bei einer Einwirkung auf die Türken sich ergeben würden. Hier fällt aber auch der Heimat eine besondere Aufgabe zu. Auch dafür ein Beispiel: Im vorigen Jahre wurde die neue Brücke über das Goldene Horn eingeweiht. Ein deutsches Werk. Die Zeitungen der konkurrierenden Völker übten Kritik und fanden, daß sie ästhetische Ansprüche nicht befriedigen könne. Die deutsche Zeitung wies diese „neidischen" Bemerkungen zurück und erklärte, daß die Brücke auch künstlerisch hervorragend sei, sich dem Stadtbilde und der Kunst dieses Landes anpasse usw. Damit machte sie sich geradezu einer Verbildung der Leser schuldig, denn das Viermillionenwerk der Brücke hat wohl die Vorzüge deutscher Ingenieurarbeiten: Solidität, Zweckmäßigkeit usw., aber es ist reine „Fabrikarbeit", bar all jener künstlerischen Gestaltung, die dieser bevorzugte Platz gebieterisch verlangte.

In einem solchen Falle darf nun weder die deutsche Zeitung noch dürfen die „Kulturwächter" an dem fertigen Werk öffentliche Kritik üben: denn — wer die hiesigen Verhältnisse kennt, weiß es — über eine solche deutsche Selbstkritik würden die wachsamen Konkurrenten herfallen und dem deutschen Handel eine merkbare Wunde schlagen. Für solche Fälle wäre nötig, daß die Kunstwartfreunde daheim die Kritik übernähmen, denn in Deutschland sitzen ja auch die Lieferanten, für deren Ohren solche Urteile bestimmt sind.

Konstantinopel — Georg Kleibömer

Lose Blätter

Aus neueren Predigtbüchern

[Diese kleine Auswahl will nicht „Belegstellen" geben für das, was Niebergall in seinem Aufsatz ausführte, sie will nur an einzelnen Beispielen zeigen einmal, wie heute Lebensfragen auf der evangelischen Kanzel behandelt werden, und zum andern, wie man biblische Gestalten und Vorgänge für unser Empfinden lebendig zu machen sucht. Auf irgendwelche theologische „Richtung" haben wir dabei keine Rücksicht genommen, denn gerade darauf wollen wir ja hinwirken, daß man in diesen Dingen nicht immer zuerst nach der theologischen Stellung der Verfasser fragt. Wenn trotzdem dieser oder jener einen Klang vermißt, der ihm lieb ist, so wolle er bedenken, daß bei einer solchen Auswahl immer viel

Digitized by Google

Zufall mitspielt, schon, weil uns nicht alle Sachen, die wir wohl bringen möchten, zugänglich sind. Und ferner: der die Stücke auswählt, kann ehrlicherweise nur das anderen mitteilen, was ihm selbst irgendwie wertvoll geworden ist. Seine religiöse Stimmung läßt sich also schlechterdings nicht ausschalten. Aber dafür kann er einstehen, daß nur wirklich bis zur Klarheit Durchempfundenes, wirklich Durchdachtes, kurz, daß nur Reifes geboten wird, und nur Echtes, nicht Phrase, nicht Nachgeschwätztes. Von Samuel Keller und anderen hätten wir gern auch einige Proben gegeben. Zufälligkeiten machten das unmöglich. Wir hoffen, mit einer zweiten Lese gelegentlich das Bild abzurunden.

Die ausgewählten Stücke sind den folgenden Sammlungen entnommen: Baumgarten, Altes und Neues aus dem Schatz des Psalters (Verlag von Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen, geheftet 1,20 M., gebunden 1,80 M.). — Baumgarten, Jesuspredigten (Verlag von Mohr, Tübingen, geh. 3 M.). — Geyer und Rittelmeyer, Gott und die Seele (Verlag von Kerler, Ulm, geb. 7,50 M.). — Schmitthenner, Brunnenrast (Verlag für Volkskunst, R. Keutel, Stuttgart, geb. 8 M.). — Traub, Gott und die Welt (Buchverlag der Hilfe, Berlin-Schöneberg, geb. 3 M.). — Traub, Aus suchender Seele (Buchverlag der Hilfe, kart. 3 M., geb. 4 M.). — Ragaz, Dein Reich komme (Verlag von Helbing & Lichtenhahn, Basel, geb. 5,20 M.). St.]

Mit der Klarheit kommt das Gnadenlicht. Sobald der Entschluß sich durchgerungen, vor Gott wahr zu sein, alsobald ist auch die Gewißheit da: er vergibt, denn er ist der Vater, der seine Kinder kommen sieht und ihnen entgegenkommt, weil er sie auch als Sünder unverändert liebt. Und nun steigt die Sonne auf, das beglückende Licht einer solchen Stunde. Wie oft solche Stunden kommen, das ist sehr verschieden bei den verschiedenen Menschen. Oft ist es nur eine Stunde, da wir den Segen der Sünde erleben; aber von dieser Stunde streckt sich das Licht über das ganze Leben. „Wohl dem, dem die Übertretungen vergeben sind, dem die Sünde bedeckt ist, wohl dem Menschen, dem der Herr die Missetat nicht zurechnet.“ Wer das einmal erlebt hat, den verläßt das Gedächtnis daran auf seinem ganzen Lebensgange nicht. Es liegt nicht so, daß die seligsten und fröhlichsten Menschen die sind, die keinen Bruch in ihrem Leben, in ihrem Selbstgefühl erlebt haben, die immer geradezu gegangen sind und niemals darüber unklar waren, daß ihre Füße auf heiligem Land vorwärts gingen. Selig und fröhlich im Tiefsten sind nur die, die die tiefsten Brüche des Lebens kennen und durch Gottes Gnade darüber hinausgeführt sind zu neuer Einheit und Gewißheit. Das gebrochene Licht ist das schönste, nicht das ungebrochene, das aus einem wolkenlosen Himmel strahlt, sondern das durch viele Wolken hindurchgedrungene, vielfach gebrochene, am Ende siegende und Wolken vergoldende Abendlicht. Das verklärt am stärksten. Baumgarten, Altes und Neues

Wer das fertig bringen würde, sein „Ich“ zu vergessen und sich doch nicht selbst zu verlieren, das wäre ein Lebenskünstler! Und diejenigen, die es annähernd leisteten, sind erstaunt, wenn man ihnen solche Anerkennung zollt: sie wissen so wenig darum, wie die Sonne um ihre Schönheit.

Der Mensch hat zwei Ich. Das eine besieht sich gerne im Spiegel;

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

H. PHIELER

Digitized by Google

LIBRARY

Digitized by Google

das lebt nur von Schein und Oberfläche. Von außen will es bewundert sein, in der Gesellschaft will es glänzen; von anderen gesehen, von anderen beurteilt werden gilt als der Höhepunkt. Es ist das Ich, womit sich der Mensch hervordrängt. Alle anderen sollen ihm dienen und sein Bild bekränzen. Dieses Ich lebt nur von vielen und vielem. Daneben steht ein anderes Ich. Das versteckt sich und ist unsichtbar wie Luft und Duft. Es wurzelt tief, wächst langsam, ist nie fertig. Es liebt sein eigenes Haus, aber nur, weil es darin das Schönste und Beste hineinlegen will. Sein Genuß ist Selbstkritik. Je strenger der Maßstab, desto lebhafter der Trieb, weiter zu kommen, besser zu werden, höher zu steigen. Dieses Ich lebt nur von wenigem, meistens nur von dem einzigen „Du“: es zieht seine Nahrung aus Brunnentiefen, verborgen und doch klar, tief und mächtig, und diese Brunnentiefen heißen Ewigkeit.

Stets kämpfen die beiden miteinander. Sie wenden jede Kriegslist an. Man kann sie oft kaum voneinander scheiden, und der Mensch weiß manchmal nicht, welches das Kleid des andern geborgt hat. Aber im Innersten empfinden wir's doch handgreiflich, wem wir in dem entscheidenden Augenblick, da wir handelten, eigentlich dienen wollten. Wir kennen uns zu genau, als daß wir nicht wüßten, was uns im Entschluß am nächsten lag: Erfolg oder Gesinnungstreue, Gewinn oder Dienst, Nutzen oder Liebe. Gewiß, die Grenzen kannst du mit dem Verstand nie unwidersprochen ziehen; immer können wir einen anderen Beweggrund vermuten, und je schlechter wir sind, desto mehr finden wir überall nur eigennützige Motive. Aber das beweist nichts für das Leben in seinem großen Zug.

Das innerste Menschenherz ist voll starker Sehnsucht. Dort will jedes Ich befriedigt sein. Es ringt nach Licht und Größe. Der Ekel, der uns überkommt, wenn wir nur um das eigene Götzenbild tanzen, ist der beste Bürge für die stärkere Anziehungskraft, die das andere Ich für uns hat. Drum seit eigene Menschen, aber nicht eigensüchtige! Seid wirkliche Ichs und nicht eingebildete! Vergiß dein Ich und gewinne dich selbst! Wenn wir uns wegwerfen in Not und Gefahr, überwinden wir sie und werden selbst groß. Der Egoist wagt nichts; er rechnet nur. Der Lebendige glaubt, hofft. Deshalb hat nur der ein wirkliches „Selbst“, der es ganz auf eine Ewigkeit hin wagt; dem anderen bleibt sein Ich inhaltlos, hoffnungslos. Denn es vergeht, wie alles um ihn. Sein Inhalt war ja nur er selbst und weiter nichts. Er hatte keinen Bund mit anderer Macht geschlossen.

Traub, Aus suchender Seele

Es ist recht lächerlich und recht traurig, wie Menschen, die selbst nicht getrost sind, den Versuch wagen, andere zu trösten. Wißt ihr, was diese oft angewendeten Tröstungen der Ungetrösteten sind? — Phrasen! Da besucht jemand einen kranken Freund, den der Tod bereits gezeichnet hat, und sagt: Ach, vielleicht wird es doch wieder besser mit dir werden! Da tritt ein anderer zu einer schmerzgebeugten Witwe und meint: Zerstreuen Sie sich, reisen Sie; verzagen Sie nicht; die Zeit heilt alle Wunden! Dieser jämmerliche Trost der Trostlosen lindert den Schmerz nicht, sondern er reizt nur zum Widerspruch. Wißt ihr, welchen Trost ich mir wünsche, wenn ich einmal todkrank bin? Da möchte ich, daß ein starker Freund zu mir käme, einer der selbst getröstet ist, weil er Gott nicht nur nennt, sondern aus persönlicher Erfahrung kennt,

Digitized by Google

und zu mir sage: „Nicht wahr, du weißt doch, daß du nicht unentbehrlich bist in der Welt, und daß es deine Ehre ist, daß dich Gott, der deiner nicht bedurft hätte, doch hat brauchen wollen? Sieh, nun kommt der Tod an dich heran und du sollst fallen auf dem Schlachtfeld deines Gottes. Du bist klein und alle deine Arbeiten und Sorgen, all dein Lieben und Hoffen — es sind Kleinigkeiten. Aber dein Gott ist groß. Halte dich nur nicht in der entscheidenden Stunde deines Lebens an deine kleinen Dinge, wie der Versinkende nach dem Grashalm greift, der ihn nicht trägt, sondern klammere dich an den Großen an, der durch Christus dein Gott, dein Vater ist, und wage das Größte, das ein Mensch wagen darf, das Seligste, was er fühlen kann, das Gewisseste, das er zu wissen imstande ist: Vater, in deine Hände befehle ich meinen Geist, du hast mich erlöst, du getreuer Gott."

Geyer und Rittelmeyer

Der Sonnenschein ist ein Gruß von Gott. Gott ist wie die Sonne weit, weit von uns entfernt, denn er wohnt in einem Lichte, da niemand zukommen kann. Unsere Gedanken tragen uns nicht in seine Nähe, und je mehr wir auf den Sprossen menschlicher Erkenntnis emporgestiegen sind, um so deutlicher erkennen wir, daß Gott sein Angesicht verschleiert hat, so daß kein Sterblicher ihn schauen kann. Gott ist weit, weit von uns entfernt. Und zugleich ist uns Gott wie das Sonnenlicht so nah! Dem Herzen zeigt er seine Gegenwart an; im Gewissen ruft uns seine Stimme, in den Stunden hoher Freude und tiefer Trauer klopft er an unsere Türe. Die Kindlein reden mit dem, den die Weltweisen nicht ergründen können. So ist die Sonne weit von uns entfernt, endlose Räume legen sich zwischen sie und unser Auge, und doch ist uns nichts so nah als ihr Leuchten. Der Sonnenstrahl, der in die Stube des Kranken leuchtet und über sein Bett hinhuscht, ist gerade für ihn und nur für ihn da. Was ist fern und was ist nah? Der Gott, der uns Nahrung und Kleidung gibt, der Gott, zu dem wir täglich beten: „Unser Brot gib uns heute", der ist uns nahe, und es gilt nur das Auge auftun, daß wir ihn sehen, wie er mit den vollen Erntewagen einzieht in unsere Höfe, wie er sich mit uns an den Tisch setzt und Arbeit und Ruhe mit uns teilt. Er ist nahe, der uns im Sonnenschein grüßt. Er wacht an der Wiege der Kinder und geht mit dem Jüngling hinaus in die Welt. Er kommt zu denen, die nach ihm rufen, und drückt den Sterbenden, die nach ihm die Hand ausstrecken, sanft die Augen zu.

Geyer und Rittelmeyer

Wir gingen unter blühenden Bäumen. Ein weißes Leuchten ging von ihnen aus wie von silberglänzenden Sternen. Es war wirklich feierlich in dieser duftigen Kirche. Kein Wort zwang zur Stille, keine Predigt zum Aufhorchen: aber unmittelbar sprachen die Hunderttausende von flimmernden Blüten zu Herzen. Man verlor den Mut, etwas zu sagen. So kommt die große Ehrfurcht über den Menschen. Im selbstgeschaffenen Wort bemächtigte er sich noch der Erscheinung, er zwingt sie in seine Gedankenwelt und schätzt sie nach seinen Worten. Wo aber das Wort versagt und nur das Auge trinkt, daß das Herz voll wird, da berührt sich kleine Kraft mit unendlicher Welt. Ich wollte, man würde öfter stille stehen unter blühender Krone und schweigen und etwas in sich selbst

Digitized by Google

wachsen lassen, wie es da draußen wächst und schiebt und sich dehnt. Das ist Schwärmerei, wenn du nicht weißt, was du tust. Das ist Lebensempfängnis, wenn du mit dankbarem Willen etwas in dir neu werden läßt.

Traub, Aus suchender Seele

Es ist ein merkwürdiges Ding um den Glockenschlag. Es vergehen Tage, da vernehmen wir keinen einzigen, so viele Glockenstühle auch rings um uns auf Kirchtürmen sitzen. Das Geräusch der Stadt verschlingt sie, oder unsere Sinne sind für sie verschlossen. Ein andermal wieder findet der Glockenschlag den Weg durch das Wagengerassel und die Geräusche der Hantierung hindurch, und er findet unser Ohr offen, wir hören ihm zu, bis der letzte Schlag verklingt und verschwebt, da wissen wir, wieviel von unserer Lebenszeit verronnen ist. — Nun aber haben wir nicht bloß Zeit, sondern auch Ewigkeit. Und auch die Ewigkeit hat ihren Glockenschlag. Er kündet nicht, daß sie verrinne, denn sie bleibt ja, wohl aber kündet er, daß die Ewigkeit da ist und daß wir sie ergreifen sollen in unserer verrinnenden Zeit: Die Erdenstunde wird zur Trägerin der Ewigkeit. Bald ist eine Stunde der Trübsal, bald der Errettung, bald eine Stunde voller Reichtum, bald eine Stunde voll Verlangen und Sehnen. Da sagt der Glockenschlag Ewigkeit an. O daß wir geübte Ohren hätten für den Klang aus der höheren Welt, o daß wir es vermöchten, die himmlische Beute zu gewinnen, die in der Schale einer solchen Stunde an uns vorüberschwebt. Auch heute, vielleicht auch jetzt schlägt uns eine Ewigkeitsstunde. Gebe Gott, daß wir sie hören! Gott helfe uns, daß wir sie auskaufen.

Schmitthenner

Zeit. Keiner hat sie gesehen, keiner sie gegriffen. Und doch war sie, ehe ihr alle wart, und wird eure Urenkel begleiten und Geschlechter, die ihr nicht kennt. — Die unendliche Zeit! Sie gleitet wie die Eidechse und läßt sich nicht von der Stelle schaffen, wie Urgestein. Alle Dinge sind in sie gekleidet und nirgends sahst du die Nähte ihres Gewands. Sie ist da und doch nicht da. Wo ist der Augenblick, den ihr haschen wollt; sobald ihr danach greift, ist er entflohen, und sein Bruder trat an seine Stelle, gleich wie er. Lebt die Zeit im Jahr oder in der Sekunde? Sage es mir und bringe sie her! Du kannst sie teilen, so winzig klein wie du willst, und du kannst sie dehnen ins Grenzenlose. Jetzt macht sie den Augenblick zur Ewigkeit und füllt eine Sekunde mit tausend Empfindungen. Dann läuft sie wie eine Schnecke langsam und störrisch. Sie stellt alles nebeneinander, kleinstes und größtes, und doch empfindet kaum jemand das Band, mit dem sie fesselt. Wie ein Hauch legt sie sich auf Frühling und Herbst und wie ein Kerker umschließt sie Welt und Geschichte. Was du dir vorstellen kannst, ist ihr Diener, aber niemand sah die Stätte ihres Throns. Sie fliegt aus in die Lande wie ein Adler, der seine Jungen deckt, und sie stürzt sich auf den Menschen wie der Geier, der zerfleischt. —

Dort, wo die Zeit geboren wurde, spielte und wuchs, kannst du etwas erfahren von Gottes Kraft. Denn es war Einer, ehe die Tage sich einholten im Laufe und die Jahre rannen. Und ehe sie kamen, da herrschte das Schweigen. Aus der Tiefe dieser Stelle, da kam die Zeit. Was war das aber für ein Herr, der die Zeit ersann und ihr Marschtempo

Digitized by Google

bestimmte; der die weiten Grenzen der Zeitlosigkeit ausmaß, um nun die Zeit zu schicken zu Freud und Leid der Menschen. Die Gedanken werden stille. Denn sie verlieren sich. Ich nenne dir die alte Gottes-Weisheit in einem einzigen Wort. Es heißt: die Zeit.

Traub, Aus suchender Seele

Die Windstille hat ihre eigentümliche Gefahr. Da atmet der Mensch ein, was er selber ausgeatmet hat, und je länger er dies tut, desto sicherer wird er vergiftet. Schauet doch, wie in diesen lauen, windstillen Tagen des Frühherbstes sich alles, was grün und frisch war, zum Sterben wendet. Die letzte Rose entblättert sich noch als Knospe und durch ihren frühsten Duft weht ein Hauch der Verwesung. Und so geht es dem Menschen auch in der Windstille. Frisch und kraftvoll ist er gewesen, als der letzte Sturm ihn gerüttelt hat, aber jetzt wird er bald trockene Zweige zum Himmel strecken. In dieser lauen, müden Windstille gehen seine Einbildungskraft, seine Fähigkeit, sich anzuschließen und aufzuschließen, seine Lust, die Menschen liebzuhaben, seine Kraft und seine Kunst zu Ende. Er wird alt und trocken und kann es nicht hindern, obgleich er es fühlt. Er spinnt sich ein und friert, und so wartet er auf den letzten Windstoß, der ihn fällt. Und wie es dem einzelnen ergeht, so den Gemeinschaften, den kleinen und den großen und den größesten. Kein freies Hoffen will mehr gedeihen, alle Früchte erscheinen wie verspätet. Eine allgemeine Schwermut und Verdrießlichkeit steigt auf wie Nebel aus den Wiesen und lagert sich schwer und kalt auf die Gemüter. Wo es noch lebendig zugeht, da ist die Selbstsucht der Kommandeur. Die sogenannten Ideale aber sind Schatten, sind Namen. Sie leben in Festreden, aber nicht in den Herzen und nicht in den Handlungen. O Jugendzeit, du goldene Zeit, ach, wie liegst du so weit, so weit! Wir dürfen Gott den Herrn nicht bitten, daß er die Stürme loslasse, denn sie würden vieles in Trümmern zurücklassen, was heute steht; wohl aber müssen wir zu ihm flehen: Hilf uns, daß wir nicht innerlich veröden in dieser Windstille. Eine Sehnsucht nach Gott steigt da in den Gemütern auf. Im Sturmgebrause schreit man zu Gott, aber in der Windstille seufzt man zu ihm. Wenn Gott schweigt, dann wird die Stille zur Todesstille. O Gott, schweige doch nicht also und sei doch nicht so stille!

Schmitthenner

Es ist ein seltsamer Zustand, wenn man Vögel singen, Wasser rauschen, Menschen laufen, Schiffe fahren sieht und nichts dabei selber mitzutun hat. Es ist, wie wenn großmächtige Blöcke auf dem Bauplatz angefahren werden, aber man weiß noch nicht, welchen Platz sie im Neubau einnehmen. Das Herz muß sich erst ausweiten, um alles hereinzulassen, und es muß gleichzeitig tief Atem holen, damit es die neue Welt in sich einsaugt. Man verliert sich und wird selbst nur zum Teil der Umgebung. Den Herrn zu spielen hat man aufgehört und ist abhängig von dem Ganzen, das uns umflutet. Es bringt von allen Seiten auf uns ein. Wir gehen in keiner Richtung. Wir empfinden nur, daß wir rundum in Anspruch genommen werden. Und das ist fröhliche Zeit. Solches Gehenlassen der Seele macht den Menschen gesund. Alle aufgerichteten Zäune fallen. Man lebt wieder auf, weil man am Quell

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART

HEINRICH PHIELER: DER TOD DES MATTATHIAS

Digitized by Google

Digitized by Google

des ganzen Lebens einen Trunk getan hat. Darum soll der Körper der Seele danken. Haufenweis trägt sie neues Leben in Adern und Nerven. Denn nur sie weiß etwas vom Ganzen und vom Eigenen. Der Körper gehört zur Masse; er ist Stückgut. Die Seele geht vom Ganzen ins Einzelne und vom Einzelnen zum Ganzen, und in diesem Wechsel besteht alles Leben.

Traub, Gott und Welt

Ist es wirklich wahr, daß der Wunderglauben ein Zeugnis eigner Schwachheit ist? Man erschrickt bei dem Gedanken und doch bohrt er sich langsam und fest ein. Sicher rechne ich nie mit Dingen, die mir helfen könnten, wenn ich Kraft genug in mir fühle, die Dinge zum Dienste zu zwingen. Trotzdem werde ich, nach rückwärts sehend, vom gelungenen Werk oft urteilen: es ist mir doch so wunderbar, daß es zustande kam. Was heißt das überhaupt, Wunder oder nicht? Ich ging hinaus in Frühlingsblüte. Aber Nacht war sie gekommen. Die Zweige jauchzten und die Äste sangen; die Vögel pfiffen und die Lüfte jubelten. Es war ein großes Klingen in der Welt! Man kommt sich nie so ohnmächtig vor wie im Frühling, der die Glieder schlaff macht, und ist nie so zukunftsfreudig wie in solchen Tagen. Woher dies seltsame Gemisch? Eine Wundermacht geht an uns vorüber und berührt uns mit ihrem Hauch. Wir verspüren das Überquellende, all ihre ungebändigte Kraft. Sie strömt auch durch uns hindurch. Wir sind ja nichts anderes als ein Buchstabe der Natur. Aber in dieser Empfindung wonniger Kraft liegt zugleich die sehnsüchtige Demut, weil man doch nur ein winziges Teilchen vom Ganzen umschließt, nur ein Durchgangspunkt für Ströme, ein Schnittpunkt für Linien ist und doch gern mehr sein wollte. In solcher Stimmung erlebt man Wunder und kann Wunder tun. Falscher Wunderglaube kommt nur dann auf, wenn wir uns aus dem Ganzen lösen. Dann treten wir dem gegenüber, aus dem wir stammen, binden es in andere Gesetze und Formeln und wissen nicht mehr, daß wir als Menschen bloß ein Teilchen der weiten Natur sind. Kennt die Natur Wunder? Kennt sie keine? Eine törichte Frage. Sie ist voller Wunder, voller Kunst. Aber sie prangt nicht mit ihren Wundern, sie weiß nichts davon, sie ist einfach da und grüßt. So auch der Mensch, der nicht mehr sein will als er ist. Er ist des Wunders liebstes Kind. Reiche Töne umschließt sein Herz, tausend Empfindungen kennt seine Brust. Er spielt auf Saiten, die er nicht gemacht, und singt mit Stimmen, die er nicht geschaffen. Aber das alles geht verloren, sobald er's gewissermaßen ausspricht und in Wort und Begriff vor sich hinstellt wie einen Götzen, vor dem man kniet, der aber nichts antwortet. Nein, der Mensch in seiner Gesundheit rechnet nicht mit Wundern, weil er selbst ein Wunder ist. Aber das vergesse er nie! Er freue sich seiner Kräfte und schaffe als ein Teil des Ganzen. Dann erfährt er, wieviel er kann. Will er drüber hinaus, dann verläßt ihn gottgegebene Kraft, und in seinem Gedankenspiel fällt er zu Boden. Frühling ermüdet, Frühling erfrischt. Er macht klein, weil er der Kräfte zu viel ausschüttet, groß, weil alles von ihm zehrt.

Traub, Gott und Welt

Auch dies tiefe Wort „Überzeugung" ist heute der Mode zum Opfer gefallen. Junge Leute, die gerade anfangen, von ferne her ein klein

Digitized by Google

wenig vom Leben zu ahnen, haben bereits ihre „Überzeugung“. Andre, die zu faul sind, über ihr Denken und Handeln Rechenschaft abzulegen, verkriechen sich hinter dasselbe Wort und bilden sich noch wunder wie Großes dabei ein, daß sie ihre „Überzeugung“ verteidigen. Man kann sich ohne diese festesten Gewißheiten gar nicht mehr sehen lassen. Man handelt damit wie mit Wechseln an der Börse, die meist — jemand anders gehören. Um eine wirkliche Überzeugung ist es eine schwere Sache. Die gleichen Leute, die das Wort so leicht im Munde führen, erschrecken, wenn man zu ihnen von Wiedergeburt reden wollte. Beides ist doch dasselbe. Ob das eine Wort weltlicheren, das andre kirchlicheren Klang birgt, darauf kommt es nicht an: in der Sache fordern sie eins. Dieses Eine heißt: eine neue Zeugung. Das geht nicht von heute auf morgen. Neue Menschen brauchen noch länger als die, die aus dem Schoß der Natur hervorbrechen. Überzeugung bedarf langes Wachstum. Sie kann nicht gemacht werden; man kann sie nur stille und dankbar wachsen lassen. Was will das bißchen Begießen, Ausjäten, Erdemischen, Raupenvertilgen besagen gegenüber dem starken, selbsttätigen Wachsen des Baums in Gottes Sonnenschein? Was können wir mit unserm Reden, Widerlegen, Fernhalten, Erziehen ausrichten, wo eine feste eigne Überzeugung sich in die Höhe reckt? Das weite Leben allein schafft überzeugte Menschen. Der Leib kriecht aus dem Mutterleib und ist in seiner Art fertig; die Seele kriecht durch das Leben mit seinen tausend Windungen, und wer weiß, wann sie fertig wird? Hat sie irgendeine sichere Erfahrung gemacht, von der sie lebt, so ist das eben zum unabtrennbaren Keim neuen Lebens geworden. Das geht seltsam zu. Meist so still, daß man die Änderungen gar nicht einzeln merkt, von denen die Zeugung des neuen Menschen abhängt — oft so rasch, daß wir erstaunen. Gestern noch sahen wir auf den Backen unsrer Äpfel am Baum nichts von dem Rot, das uns heute grüßt. Drum hasse ich die Menschen, die sich mit ihren Überzeugungen tummeln wie ein Liebhaber auf dem Roß vor seiner Liebsten Fenster. Heilige Augenblicke sind es, in denen man sich bewußt wird, daß man unter keinen Umständen anders sei. Solange man irgendwo nach einem Ausweg sucht, lebte man nicht selbst in seinen Gedanken und Vorsätzen. Man hatte sie, aber man war sie nicht. Wo wir selbst in Frage kommen, wo es nicht heißt: wollen wir ein Stück von uns töten, sondern: wollen wir uns töten oder wollen wir leben, da ist das Wort „Überzeugung“ am Platz. Da wächst unser eigen Leben; das sind wir. Das kann und soll uns dann niemand rauben.

Traub, Gott und Welt

Gott, der sein Kleid, die Schöpfung, so herrlich geschmückt, der uns den übervollen Becher kredenzt, der den Saft aufsteigen läßt in seinen Bäumen, deren Frucht und Harz unseren Körper schmückt, Gott will, daß wir diesen Luxus suchen, daß wir uns schmücken, er will den Luxus der schönen Erscheinung. Unser äußeres Leben soll werden eine symbolische Darstellung unseres geistigen Seins, und, wer in unsere Hütte tritt, der mag — es handelt sich da nicht um große, sondern um kleine, zarte Dinge — wahrnehmen, daß uns umgibt ein treues Abbild dessen, was in uns lebt. Ja, Gott hat sich ein Strahlenkleid gegeben in der Natur und uns ein Staubgewand; aber er will, daß

Digitized by Google

wir dies Staubgewand, unseren niedrigen Leib, schmücken, daß er widerstrahle die ewige Schönheit. Baumgarten, Altes und Neues

Der Lebensstil, die Art, wie wir uns geben, wie wir verkehren, ist durchaus nicht gleichgültig, nicht etwa zu vergleichen mit Kleidern, die man auszieht und beiseite legt, und auf die ein geistvoller Mensch gar kein Acht hat. O nein, in diesem Lebensstil, in der Art, wie wir uns geben, soll sich unser Inneres zeigen, die Kleider sollen passen. Bei allem echten Menschentum ist das so. Das prägt sich aus in der Gestalt, im Wesen, im Gehaben, in der Art, sich zu äußern, sich zu kleiden. Und wenn man uns einwendet, das seien wesentlich ästhetische Gesichtspunkte und gehörten nur in die Ästhetik, dann kann das Wort unseres Meisters uns eines Besseren belehren: „So lang der Bräutigam bei den Hochzeitsleuten ist, können sie nicht fasten." Da zeigt sich ein Nichtkönnen und ein Müssen. Diese Formen gestalten sich nicht nach Zufall und Willkür, sondern von innen heraus. Nein, meine Freunde, das ist ein Kapitel nicht aus der Ästhetik, sondern aus der Ethik. Wir Menschen haben Aufgabe und Pflicht, das, was wir in uns tragen und was unser inneres Leben ausmacht, auszuprägen, unser Inwendiges zu einem Äußeren werden zu lassen und so der Umgebung die Möglichkeit zu schaffen, aus unseren Lebensäußerungen den Rückschluß zu machen auf die Seele, die in uns ist. — Wir müssen frei werden von dem Mitmachen der Mode. Mag Italien die geistige Heimat für den und jenen sein, zieht dich kein eigen Bedürfnis dahin, so gehe nicht nach Italien! Mögen andere in der Musik ein Lebenselement, eine unentbehrliche Lebensluft finden; ist sie für dich kein Bedürfnis, dann bleibe du fern dem Konzertsaal! Hast du kein Bedürfnis, dich gesellschaftlich auszutauschen, führt dich dein Lebensgang in die Stille, so laß dir durch niemand gefälligen Zwang auferlegen! Gefällt dir ein runder Hut oder ist es kleidsamer für dich, weite und volle Formen zu tragen, so nimm, was zu deinem Wesen steht! Die Abhängigkeit von der Mode, von dem, was dem „Herrn Omnes" gefällt, diese Abhängigkeit von dem Stil anderer Leute, diese Verkleidung und Vermummung, ja man darf es wohl sagen: in das Narrengewand der Zeit, das stimmt wahrhaftig nicht zu der Freiheit, zu der wir berufen sind. Die Form wird unwahr. Lebensstil ist Lebenswahrheit, Mode ist Lüge. Aber wir haben nicht bloß in den äußeren Dingen der Kleidung, sondern in der ganzen Art, wie wir uns geben, wie wir im Leben stehen, was wir mitmachen, was wir pflegen, wem wir uns entziehen, abgesehen von dem, was uns Amt und Beruf auferlegt, in all dem haben wir der inneren Nötigung, der Wahrheit Ausdruck zu geben, die in uns ist, mag man noch so sehr die Nase über uns rümpfen. Laßt uns nicht vergessen, wie Jesus anstieß! Ja er stieß an auf Schritt und Tritt. Und sie rümpften über ihn die Nase in jeder Gesellschaft. Er aber ging ruhig mitten hindurch, mit der Gestalt, die ihm von innen erwachsen war.

Baumgarten, Jesuspredigten

Denken wir an unsere so vielfach entartete Geselligkeit! Das Psalmwort: „daß der Wein erfreue des Menschen Herz", ist es nicht beschämend für so viele Feste und Trinksitten, bei denen der Weingenuß

Digitized by Google

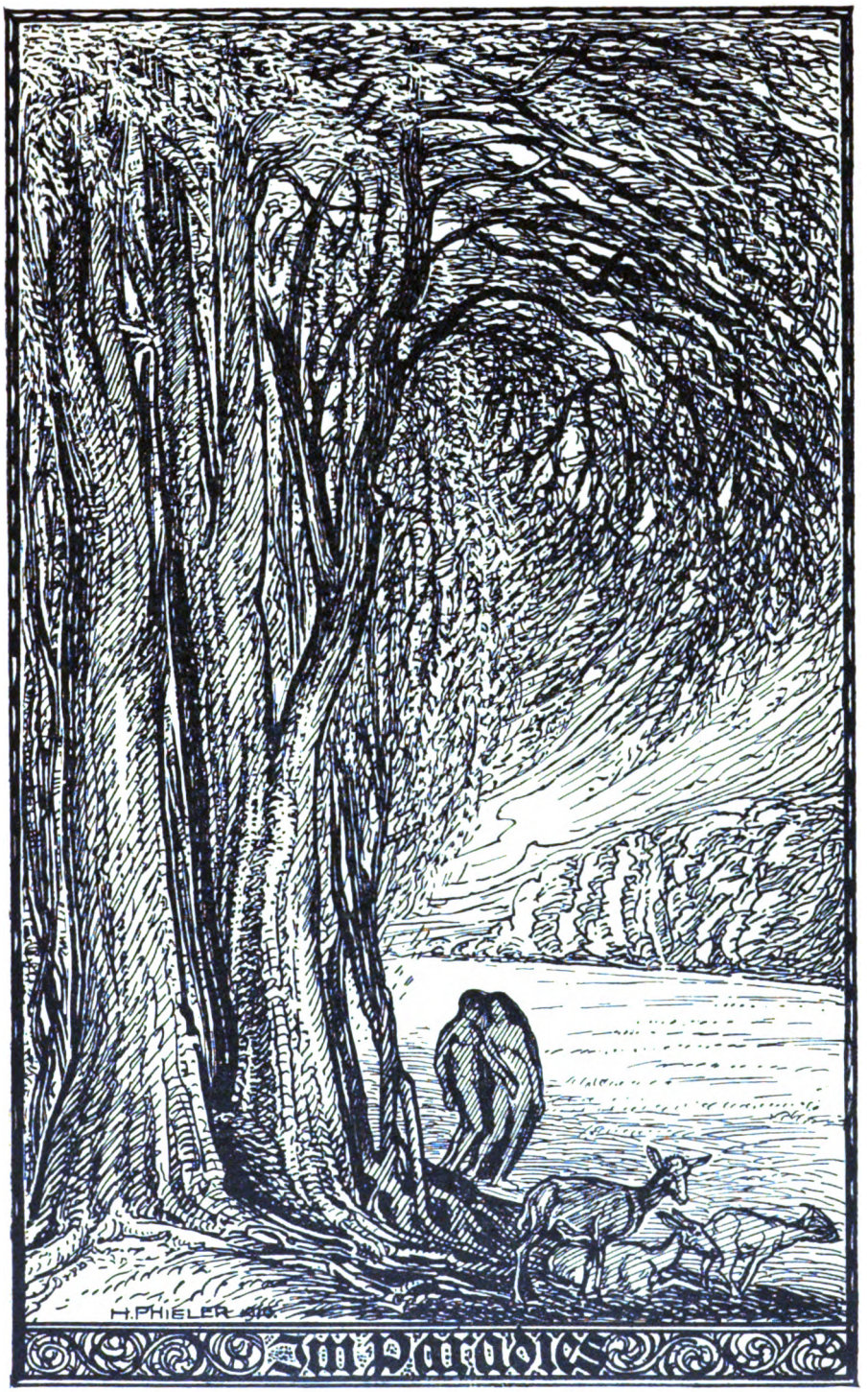
nichts ist als Sinnengenuß, keine Erhöhung unserer Geselligkeit, keine Steigerung herzlicher Fröhlichkeit. Wenn darin nicht unsere gemütlichen Beziehungen einen erhöhten und belebten Ausdruck finden, dann kann man nicht von Erfreuen des Herzens reden, dann sind wir nichts als ungesellige Weinsäufer ohne Wahrheit und Würde edleren Menschentums. Nur wenn die frohen Feste auf die sauren Wochen folgen, wenn die schöne Form, der begeisternde Wein der Widerschein eines kämpfenden, nach höherem Lebensinhalt ringenden Wesens ist, dann ist unsere Geselligkeit geweiht und würdig. Aber wie vielen sind die geselligen Formen nichts als leere Formen, nichts als Muß und Pflicht, statt herausgestaltet zu sein aus dem Drange sympathischer Seelen, sich anderen darzustellen und in der Gemeinschaft die Lebensfreude zu erhöhen. Recht und Würde gewinnt der schöne Überfluß, die sinnliche Freude immer nur, wenn sie die Ruhepunkte, die Pausen eines kämpfenden, strebenden Lebens erfüllt und weiht. — Lassen wir uns doch nicht anstecken von den nüchternen Nützlichkeitsnörglern! Das ist eine Sorte Menschen, mit denen unser Herr und Meister am wenigsten Gemeinschaft hielt. Er hielt es mit jenen großzügigen und warmherzigen Geistern, mit jener Frau, die alles, was sie hatte, verschwendete, um den tiefen Ausdruck ihrer Dankbarkeit zu erweisen. Er liebte die Kinder, die wahrlich nicht entsagungsfroh sind, er liebte sie freilich nicht, wenn sie nur auf das Eigene bedacht waren, wohl aber, wenn sich mit dieser harmlosen Genußfreudigkeit der Sinn verband, der gern erfreut. Was ist lieblicher als ein Kind, das mit der einen Hand die anziehende Gabe in seinen eigenen Mund und mit der anderen in den Mund der kleineren Schwester steckt? So sollen auch wir unser Leben führen.

Baumgarten, Altes und Neues

Ihr sagt: ja sollen wir denn nicht alle Menschen unserer Erde liebhaben? Ist es nicht etwas Engherziges und Lächerliches, seine Liebe auf die Volksgenossen beschränken zu wollen? Steht nicht sogar in der Bibel: in Christo gibt es weder Jude noch Grieche? Gewiß, und niemand hat es besser gewußt als Jesus, daß Gottes Ziele hoch hinausgehen über das eine Volk Israel. Und doch hat er sein Volk so liebgehabt, hat sich fast ängstlich auf sein Volk beschränkt, um zunächst einmal ihm zu helfen, seine Aufgabe zu lösen, um zunächst einmal in ihm den Willen Gottes zu verwirklichen! Ob es jemals dahin kommen wird, daß die Menschen alle auf Erden eine einzige große Familie bilden, steht dahin. Aber kein Zweifel ist darüber, daß Gott uns zunächst hineingestellt hat in unser deutsches Volk, daß unser deutsches Volk noch große Aufgaben zu lösen hat, gerade auch religiöse Aufgaben, für die es uns braucht, daß alle unsre Lebensaufgaben hier in diesem Volk liegen, und daß Gott selbst uns so deutlich als nur möglich zuruft: Hilf mit — bei aller Wahrhaftigkeit und Gerechtigkeit gegen andere Völker —, daß zunächst in deinem Vaterland Jesus die Seele deines Volkes werde! Es mag uns dabei ein wirklicher Trost sein, daß selbst der, dessen Erlösung und Liebe der ganzen Welt galt, sich doch zunächst und vor allem seinem eignen Volk widmen mußte.

Geyer und Rittelmeyer

Digitized by Google



AUS DEM KUNSTWART

H. PHIELER

Digitized by Google

Digitized by Google

Wie viele treue, ernste Christenleute hegen bloß eine Pilgrimsmoral! Ihnen scheint diese Erde ein Durchgangspunkt lediglich, durch welchen man sich möglichst ohne zu tiefes Eingehen hindurchschlägt, um dort die ewige Heimat und Ruhe zu finden. Darum hören viele Christenleute auf, gegen das Böse anzukämpfen, gegen die Ungerechtigkeit anzugehen, sich einzusetzen gegen das öffentliche und private Unrecht, und halten es für besonders christlich, wenn man sich aus dem Kampf und der Unruhe zurückzieht. „Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!“ So sind wir denn keine treuen Jünger Christi, wenn wir nicht brennen für das Recht und hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit wie nach etwas, davon unser Leben abhängt. Nach Gerechtigkeit im privaten wie im öffentlichen Wesen. Deshalb wird ein Christenmensch niemals Ungerechtigkeit leiden wollen und Frieden suchen um jeden Preis, wird vielmehr nur den Frieden grüßen, der auf der Gerechtigkeit fußt, und wird nicht rufen „Friede, Friede! — und ist kein Friede“, sondern nur auf den Frieden hinarbeiten, der sich mit der Gerechtigkeit, mit der Ehre und der Sicherheit des Volkes verträgt. — Es ist ja richtig, die großen Kämpfe der Nationen gehen, man sagt es uns immer wieder, nicht um ideale Güter. Sie gehen um Handel und Erwerb und um äußere Ausdehnung. Sie sind Kämpfe um die Futterplätze, um die Plätze an der Sonne. Aber auch hier ist wieder zu sagen: eine jede Nation hat ihr besonderes Lebensrecht, ihre Aufgabe, ihre innere Wahrheit. Es ist nicht richtig, wenn man heute Angriffskriege so schlechthin verwirft. Es gibt auch Angriffskriege, die Selbsterhaltungskriege sind. Die Dinge liegen nicht so einfach. Doch wir haben nicht für diese Fragen hier Klarheit zu suchen. Aber das sollen wir sagen: Wer es gewöhnt ist, wer so erzogen und innerlich gerichtet ist, daß er einen Kampf um die Wahrheit, um sein Recht, um seine Überzeugung, um das, was ihm nach seiner Überzeugung zusteht und nötig ist, wer einen solchen Kampf zu scheuen sich nicht gewöhnt hat, vielmehr alles auf das Spiel setzen kann, der wird das auch anwenden auf das Leben seines Volkes. Und diese Grundsätze gelten auch im Verkehr unter den Völkern. Wir wissen es, meine Freunde, es können nicht zwei Nationen dieselbe Sache ganz gleich ansehen; diesseits und jenseits des Kanals gruppieren die Dinge sich anders. Das kann gefordert werden, daß wir gerecht sind auch gegen anderes Verständnis. Aber wir können doch nicht anders, als die Dinge so sehen, wie wir durch die Geschichte unseres Volks sie zu sehen gewöhnt sind, die uns zu gewissen Ansprüchen berechtigt und genötigt hat. Dafür müssen wir eintreten. Das können wir ohne alle Ungerechtigkeit gegen andere, ohne alle wüste, chauvinistische Herabsetzung unserer Nachbarn. Wir können einfach fest und klar unser Recht, unsere Wahrheit, wie wir sie kennen, wie sie uns geworden ist, behaupten gegen jedermann. Und das ist, ich sage es noch einmal, im Geiste Christi. Denn er hat niemals uns geboten, Liebe zu üben auf Kosten der Wahrheit, Versöhnlichkeit auf Kosten der Gerechtigkeit, Frieden zu suchen auf Kosten ehrlicher Überzeugung von unserem Recht.

Baumgarten, Jesuspredigten

Daß wir zu dem Kinde gehen nach Bethlehem, und daß wir darum zu unsern Kindern gehen in der Weihnacht, das ist am Ende das tiefste

Digitized by Google

Geheimnis der Weihnachtsfreude: Ein Kind ist uns geboren. — Das ist am Ende doch das Geheimnis aller wirksamen Erziehung, daß wir uns hineinversetzen in die Kindheit, zurückgehen in die Keimzellen menschlichen Fühlens und Fassens, und ich möchte sagen, es ist die Weihe der Menschenknospe, was uns in der Weihnacht so tief berührt.

Baumgarten, Jesuspredigten

Der Heiland der Welt ruht sich aus auf einsamem Feld am grünen, schattigen Brunnen. Wenn wir uns in dieses Bild versenken, kommt über uns ein wohliges, heimatliches Gefühl. Wir gedenken an den Brunnen, der zu den Spielen unserer Kindheit gerauscht hat. Wir sehen uns selbst mit dem großen steinernen Krug, den uns die Mutter anvertraut hat, daß wir das würzige Wasser vom stadtberühmten Brunnen über die Straße holen. Wir gedenken des Augenblicks, wo wir mit den Eltern zu ungewohnt später Stunde heimgekehrt, mit Entzücken und Grausen zum erstenmal in unserem Leben vernommen haben, wie die Brunnen so laut rauschen in der tiefen Stille der Nacht. Wir stehen wieder träumerisch vor dem aufspringenden Wasserstrahl und sehen, wie in sanfter Majestät der glitzernde Schleier niederwallt. Wir wandern wieder mit andern Freunden an dem sprudelnden Brunnen des Städtleins und hören das Knirschen der Eisenstäbe, auf die die Kübel geschoben werden, und hinter uns verklingt das Lachen der Mädchen, die um den Brunnen stehen und plaudern, bis das Wasser überläuft. Und wir gedenken an den Born auf unserem Friedhof, aus dem die Leute das Wasser schöpfen, das die Blumen auf den Gräbern tränkt. So denken wir an all die lieben Brunnen im Waldesschoß und auf dem Marktplatz, im stolzen Park und im Gassenwinkel, unter der Linde und im Fabrikhof. Wo sie auch sind, in ihrem Murmeln, Rauschen und Klingen bekommt die Erde eine Stimme, sie raunt und singt uns zu ihre wundersamen Geheimnisse, und so erst wird uns das Land zur Heimat. Es gibt kein ergreifenderes Bild des menschlichen Lebens als das Bild eines Wanderers, der am Brunnen rastet. Das Land ist voller Sonnenglut. Das reife Ährenfeld steht unbewegt in der windstillen Luft. Ein müder Dunst verhüllt die Berge. Nichts ist lebendig als die flimmernde Sonnenglut, die über den Spitzen der Halme quirlt. Aber unter dem breiten grünen Wipfel rauscht ein Brunnen. Da ist es schattig und kühl. Der Wanderer hat sich den Staub von den Füßen geschüttelt, um ihn nicht auf den frischen, grünen Rasen zu tragen. Und nun sitzt er wohlig auf dem Brunnenrand, er hat den Hut von der heißen Stirn gezogen und neben sich auf den Rand gelegt. Er schaut dem Falter zu, der über das Wasser flattert, und atmet tief auf, und jeder Atemzug gibt ihm Erquickung. — Liebe Freunde, denket an eure Vergangenheit. Ist nicht alles, was euch je erfrischt und gestärkt hat, was euch wohlgetan, euch mit dem Leben versöhnt, euch mit neuer Hoffnung erfüllt hat, einer solchen Brunnenrast ähnlich gewesen? Das Alltagsleben versinkt in Vergessenheit. Lebendig bleiben uns nur die außerordentlichen Eindrücke, die uns großen Schmerz erzeugten, oder uns eine seltene Erquickung schenkten. Nur an die letzteren wollen wir jetzt denken. Was waren sie anders als ein kurzes Ausruhen am Brunnenrand? So verschieden die Brunnen in unserem Heimatland sind, so verschieden auch die Quellen,

Digitized by Google

aus denen der erquickende Trunk stammt, und der würzende Hauch entsteigt. Nur von den heimlichen, stillen, verborgenen lasset mich ein Wort sagen. Gestern war es ein stiller Gang, ein andermal ein trauliches Gespräch in der Dämmerstunde, oder es war ein Wiedersehen mit einem lieben alten Freund, oder es war ein Wiederfinden zweier Herzen, die sich verloren, oder es war ein schönes Lied, das die Seele selber zum zitternden, drängenden Quell gemacht hat. Immer aber war es eine kurze Stunde, ach, so kurz. Das Lied verklang, das Gespräch verstummte, der Gang endete auf der lärmerfüllten Straße, auf das Wiedersehen kam das Scheiden, und auf das Wiederfinden folgte das Wiederverlieren. Und doch, wie sind wir so froh, daß unser liebes Erdenleben solche Brunnen hat, wie sind wir Gott so dankbar, daß er es uns vergönnt, immer wieder zwischen die Mühsal, den Staub und die Hitze der Wanderung hinein ein wenig rasten zu dürfen an einem sprudelnden Quell unter einem grünen Baum. Schmitthenner

Gewiß, die weinende Frau war kein fertiger Engel. Sie hatte ein leidenschaftliches Herz und ein schuldbeladenes Gewissen. Gemein geworden war sie nicht, aber sie war in schwere Schuld geraten, in eine Schuld, die vor den Leuten schrie, so daß sie geächtet war und die Sünderin hieß. Aber sie hatte eine zitternde, Gott suchende Menschenseele, die nach dem Ewigen verlangte. Das hatte sie bei Jesus gefunden, eine wahrhaftige Frömmigkeit, eine wirkliche, damit verbundene Heiligkeit und eine göttliche Milde, hier ist eine reine, einzig reine Hand, die sich voll Liebe ihr entgegenstreckte, sie zu retten. Da erkannte sie ihre Sünde, die ihr unter allen Strafpredigten der Gerechten verborgen geblieben war, da fühlte sie tiefe Reue, aber zugleich auch eine stille, frohe Hoffnung, es ist nicht zu spät, ich kann ein anderer Mensch werden, ein neues Leben beginnen. Und wie sie nun hört, Jesus sei zu Tisch in dem Hause des Simon, da drängt es sie, ihm ihre Verehrung, ihre Liebe, ihre Dankbarkeit zu zeigen. Aber wie sie nun hinter ihm steht, da kann sie nur weinen, nichts als weinen. Uns schauert, denn es ist ein heiliges Ding um solche Tränen. O Simon, wie könntest du Gott danken, wenn dein Herz solche Tränen hätte. Und während sie so weint und weint, schließt sich ihr Herz der Gnade des Heilandes auf, wie der Blumenkelch dem Morgensonnenstrahl. Und sie hebt ihre Augen und schaut ihn an. Er hat mit Simon gesprochen, sie hörte nicht was, sie schaut und wartet auf einen Blick, auf ein Wort. Und er schaut sie an mit unendlicher Freundlichkeit und spricht zu ihr: deine Sünden sind dir vergeben. Und wie sie nun regungslos bleibt und zu ihm emporblickt in unaussprechlicher Dankbarkeit, als wolle sie ihm sagen: so vergissest du meine Vergangenheit, und ich darf dir dienen, und du nimmst mich arme Sünderin an, du Allerbarmer? da spricht er zu ihr: dein Glaube hat dir geholfen, gehe hin mit Frieden. Da steht sie auf und wendet sich stille der Türe zu und geht hin im Frieden. — Amen. Schmitthenner

Das Kreuz wurde in die Höhe gezogen. Ein müder Mensch hing daran. Striemen trug sein Leib; er war zusammengebrochen, als er das eigene Kreuz noch selber tragen sollte. Nun hängt er da, verhöhnt und verlassen. Die Soldaten würfeln um seine Kleider. Er hat kein

Digitized by Google

Eigentum mehr. Was ihm noch auf dieser Erde gehört, sind einige wenige Stunden, Augenblicke voll körperlicher Qual und seelischer Angst. Dann hat er hier nichts mehr zu sagen. Wie vieles hätte er noch gerne gesagt, wie vieles noch gerne getan. Er denkt umher! Seine arme Mutter, die ihn kaum verstanden hatte! Seine Freunde, die er aus ihrer Laufbahn gerissen, und die nun so verwirrt werden! Das Volk von dürstenden Seelen, das blind im Dunkeln tappte! Es ließ sich alles so gut übersehen, hier oben vom Kreuzesstamm: dieses Menschengemisch voll verständigen Unverstandes. Diese Leute hatte er geliebt, gesucht, umworben. Und nun versagte ihm die Stimme, versagten ihm die Sinne: war das alles, was er gewollt, Einbildung gewesen? Führte der Weg zur Wahrheit denn immer in den Tod, der Weg zu den Herzen der Menschen nur ans Kreuz? Das sollte die Welt sein, die Gott geordnet hat? Solcher Widersinn war ja unbegreiflich. Und die Sonne begann zu sinken. Blutigrot ging sie früher wie sonst hinab. Eine dunkle Wand stieg jenseits der Berge auf und verhüllte das Angesicht der Erde. Der Mann am Kreuz wußte nicht aus noch ein. Alles verschwamm vor seinen Augen. Nur eins, eins empfand er so sicher, so gewiß, wie sein Blut, das rann, wie sein Herz, das jagte: er hatte die Menschen so heiß geliebt. In diesem Augenblick sah er Gott. So starb er. Nein; so lebt er. Denn sie konnten ihn nicht töten. Der Geist der Liebe stirbt nicht; er wird nie müde und wirft Samenkorn um Samenkorn auf das Land. Es war ein warmer Abend, als Jesus schied. Es wurde den Menschen heiß ums Herz.

Traub, Gott und Welt

Es gibt ein stellvertretendes Leiden. Gibt es auch ein stellvertretendes Schuldtragen und Schuldsühnen? Ja, antworten wir, und es bildet sogar den Gipfel der von uns geschilderten Ordnung. Schauet wieder in die Welt hinein! Wie alltäglich ist doch dieses scheinbar Seltsame! Sehen wir nicht, wie die Mutter eintritt für die Fehler ihres Kindes? Sie trägt nicht nur deren äußere Folgen, sie leidet auch innerlich darunter, viel, viel mehr als das Kind selbst, sie ringt in ihrer Seele mit ihnen und besiegt sie so, wenn anders sie ausharrt! Wie mancher rohe, von leidenschaftlichen Trieben beherrschte Mann ist durch die Hingabe einer reinen, seelenstarken Frau gereinigt und gerettet worden. Sie trug seine Schuld und litt unsäglich, viel mehr als er. Und was wir so im stillen und kleinen beobachten, bildet im großen das Lebensgesetz der Welt! Wo in einem Volke große Nöte da sind, geistige oder materielle — wer leidet am meisten darunter? Gewiß nicht die Schuldigen selbst, die gehen in Verblendung und Sattheit dahin. Es sind vielmehr diejenigen Menschen, die selbst am wenigsten Schuld tragen, die tiefsten, ernstesten, treusten. Sie empfinden die Gesamtschuld als eigene, sie suchen nach Mitteln der Abhilfe, sie mahnen, zürnen, arbeiten, sie ziehen sich damit Anfechtung, Undank, Hohn und Haß zu und werden zu Märtyrern. Wer hat mehr getan, das Gericht von Juda zu wenden als Jeremias? Und wer hat mehr gelitten, als es kam? Die anderen wußten sich irgendwie damit abzufinden, ihm brach das Herz. Aber allerdings wurde seine Lebensarbeit, sein Opfer nachher der Fels, auf den das neue Israel sich stützte. Es ist nie die Masse, die die geistige Not

Digitized by Google

eines Volkes am meisten empfindet, es ist immer nur eine Minderheit der Besten und Reinsten. Sie leiden, sie kämpfen, sie mahnen und werden dafür verkannt, als Schwarzseher gescholten, als Narren verlacht, sie leiden stellvertretend für die Schuld der andern und retten damit die anderen. Von ihnen lebt die Masse. Ragaz

Was sagen wir den Betrübten zum Troste? Wir rufen ihnen zu: „Was sucht ihr den Lebendigen bei den Toten? Er ist nicht hier, er ist auferstanden." Glaubet doch nicht, daß etwas Gutes und Wahres je verschwinden könnte aus Gottes Welt. Es muß sterben, aber nur um sich zu verwandeln und höher zu steigen. Wir fragen: Wo in aller Welt findet denn ein solches Verschwinden statt? Schauet hinaus in die Natur. Ist dort Sterben nicht überall ein Neuwerden? Das Blatt, das welk vom Baume fällt, verwandelt sich wieder in Pflanzensaft und Blattgrün, der verwitterte Fels wird im Tale zu fruchtbarem Land. Nichts, gar nichts läßt die große, sorgliche Mutter alles Lebens umkommen und immer schafft sie höher hinauf. Blicket aber vor allem in die Geschichte, diese größte Offenbarung Gottes, hinein. Wo ist hier irgend etwas Großes einfach verloren gegangen? Was uns am Griechentum als das Herrlichste erscheint, das freie, schöne Menschentum, ist es nicht mit enthalten, ja verklärt und erhöht in der Gotteskindschaft, die mit Jesus der Welt aufleuchtete — haben nicht die Griechen selbst in ihm die Erfüllung ihres Sehnens begrüßt? Hat Israels Geschichte nicht im Christentum seine wahre Fortsetzung erhalten, neigen sich nicht Moses und Elias vor Jesus, dem Vollender von Gesetz und Propheten? Die gleiche Ordnung kehrt in der Geschichte des Christentums selbst wieder. Die ersten Jünger erwarteten, daß Jesus bald wiederkehren werde auf den Wolken des Himmels in Glanz und Herrlichkeit; diese Hoffnung zerfloß; aber wenn sie nun den Zug Jesu durch die Jahrtausende schauen könnten und die Herrlichkeiten, die sein schöpferisches Wort auf dieser Erde ins Dasein gerufen, müßten sie dann nicht gestehen: „Das ist noch wunderbarer, als wir gehofft hatten." Ragaz

Vom Heute fürs Morgen

... und verschied

Zum Karfreitag

Von jeher haben in der Leidensgeschichte der Evangelien diese beiden Worte besonderen Klang: Er neigte das Haupt und verschied. Luthers Sprachgefühl hat es der Musik leicht gemacht, hier ihre Töne zu finden. Feierlich klingen die paar Laute und ganz schlicht. Wo der Tod an den Menschen herantritt, hört das Schwätzen auf und das Wortemachen verliert seinen Sinn. Die Sache spricht. Es geschieht etwas. Die harte Tatsache drängt sich zwischen Wünsche, Überlegungen, Hoffnungen, Gedanken. Mag man später diese Tatsache wieder mit noch so viel geistreichen Nachweisen verkleiden, daß es so hätte kommen müssen, daß ein Segen darin lag, daß es besser so gewesen — sie machen keinen großen Eindruck auf mich, diese Versuche des rechthaberischen Denkens. Denn wäre es anders gekommen,

Digitized by Google

so hätte der Gedanke wieder seine Kunst bewährt im Andersdeuten. Diese Kunst ist groß und gut, aber sie schafft nicht. Sie hinkt nur dem wirklichen Geschehen nach, und verliert oft den inneren Zusammenhang mit dem tatsächlichen Wirken Gottes.

So bleibe ich stille stehen vor dem Mann am Kreuz und sehe zu. Die Kunst des gesamten Mittelalters hat immer wieder diesen Vorgang zu bewältigen versucht, und wir sehen vielleicht erst heute, da der Bann kirchlicher Auffassung schwindet und die Künstler ihr eigenstes Empfinden frei schalten lassen können, wie reichen Spielraum diese Tatsache auf Golgatha dem menschlichen seelischen Anschauen gewährt. Ich bleibe still stehen vor dem Mann am Kreuz und sehe zu.

Ist das denn das Richtige? Kann man zusehen bei offener Ungerechtigkeit? Darf man betrachten und beobachten bei vollem Rechtsbruch? Empörung, sittliche Empörung scheint das einzig erlaubte Gefühl. Vielleicht ist die älteste christliche Entwicklung selbst daran schuld, daß sie sich nicht elementar entlud. Die orientalische Welt war eine Welt der Willkür und der Gewalt, und das einzelne Menschenleben wog leicht. Man war solcher Schauspiele gewohnter, als wir das heute uns vorstellen. Vor allem aber staub für die Christengemeinde das Bewußtsein, daß Christus lebt, im Vordergrund. Diese unbeschreibliche Jugendkraft, in welcher sie der Macht spottete, und über dem Kreuz nur den offenen Himmel erblickte, ließ langsam die Empörung über das Unrecht auf Golgatha abnehmen, je gewaltiger die Gewißheit des siegreichen Osterglaubens zunahm. Das Gemüt des Menschen neigt sich von vornherein den günstigen Deutungen zu und freut sich der Möglichkeit, irgendwo im Dunkel den Lichtstreifen zu sehen, den es ersehnt hat. Die Christenheit sah nicht nur einen Lichtstreifen, sondern goldenes Licht. — So verlor langsam die Nacht ihren Schauer. Karfreitag wird Durchgangspunkt. Sein Ernst wird beeinträchtigt. Man weiß gewissermaßen, daß das Drama doch gut ausgeht. Die Tragik, die das Menschenherz läutert, füllt den Schlußakt nicht bis zum Schluß.

Man kann nämlich unter dem Kreuz auf Golgatha zu ganz anderen Gedanken kommen, als den gewohnten. Ich meine das so: Wir werden so erzogen, daß wir nur den Segen dieses Todes erkennen sollen. Das mag an seiner Stelle so bleiben, wenn das eine Wörtlein „nur“ wegfällt. Das „nur“ ist herrisch und verschiebt die Tatsachen. Hat man nicht ein Recht, zu fragen, wie denn alles sich entwickelt hätte, wenn dieses Kreuz nicht dastände oder wenn es dieser Mannesjugend nicht so früh ein Ende bereitet hätte? Wir empören uns nicht nur über die Lauheit, mit welcher man von jeher den Bruch des Rechts in der Breite der Masse hinnimmt. Erdbeben und Unruhe in den Gräbern malen die Evangelisten an den Rand der Kreuzigungsgeschichte. Sie taten recht daran! Die Erde bebt, wo das innere Recht verletzt wird, und die Geisterwelt erregt sich, wo die Brutalität sich durchsetzt. Wo es nicht so ist, da soll man diese Rechtsempfindung wachrufen mit Engelszungen. Das ist ein Flammenzeichen von Golgatha her wie vom Areopag, damit nicht weiter unschuldig Blut auf Erden vergossen werde. Aber tiefer greifen jene andern empörten Gedanken. Welche Fülle von Möglichkeiten wurde jäh verschüttet an jenem Tag! Der Anfang einer Bewegung war da. In

Digitized by Google

rohen Umrissen lag ein Entwurf da, so roh, daß die späteren Jahrhunderte sich ebenso gerecht dünkten, wenn sie diesen Rahmen mit Glaubenszwang und Lieblosigkeit ausfüllten, als wenn sie schlichte Treue und Liebe pflegten. Wie wäre alles geworden, wenn die Zeit dazu geschenkt worden wäre, diese Umrisse zu füllen mit lebendiger Gestaltung? Statt dessen wird diese Jugend weggerissen durch Verrat und Justizmord, und der Mund, der eben erst die Welt zu segnen begonnen hatte, schließt sich wieder. Ist es dem Menschengeschlecht nicht vergönnt, daß solch ein Mensch Plan und Bau in deutlicherer Gestalt vor ihm darstellen darf? Empörung packt das Herz unter dem Kreuz auf Golgatha.

Ich weiß, wie viele schon lange ungeduldig werden bei solcher Rede. Sie werfen mir vor, daß ich blind sei gegen die folgende Geschichte und daß ich den Segen dieses Kreuzes nicht kenne. Ach, ich kenne ihn wohl. Ich stand öfter dort, als ihr meint und fand auch manchmal stillen Trost. Aber damit habe ich mich nie täuschen können über das andere klare Empfinden, daß dieser plötzliche Abbruch eines Anfangs, der kaum begonnen war, mit daran schuld ist, daß die Geschichte der christlichen Kirche so voll Irrung und Wirrung wurde und die reinen Wirkungen jener Zeit sich so langsam durchsetzten. Es ging ähnlich wie bei dem Samenkorn, das der Sämann sät. Es hatte zu wenig Zeit zum Wurzelschlagen. Der heiße Tag von Golgatha verbrannte gar viel. Wir wissen heute gar nicht mehr, wieviel tatsächlichen Schiffbruch in Judäa hin und her diese Katastrophe mit sich führte. Es ist leicht zu sagen, daß ja nachher der Osterglauben sich siegreich durchgesetzt habe. Die ganze Erbitterung, mit welcher die christliche Welt der Mönche und Fanatiker später kämpfte gegen alles, was nicht den Namen Christi trug, ist auch ein Erbteil jenes jähen Bruchs, der die Saat des Friedens und der inneren Ruhe zerstörte, ehe sie zum Reifen gekommen. Jesus hätte das Reine und Große überall anerkannt, wo er es gefunden. Er verkündete den Heiden einen Platz im Himmel vor den Rechtgläubigen seines Stamms. Aber die ihn später anbeteten, handelten im Zorn und zerstörten mit dem Unreinen auch das Reine, mit dem Abgeschmackten auch das Schöne und Große. Sie nahmen Rache für den Tag von Golgatha in ihrer Weise. Denn Rechtsbruch kann Menschen schlecht machen und führt oft zu neuer Gewalttat.

So werde ich immer stiller vor dem Mann am Kreuz und sinne nach. Meine Gedanken gehen vielleicht fehl, weil sie scheinbar in die Nacht tauchen statt in das Licht. Ein anderer gehe seinen andern Weg. Ich wünsche nur, daß wir den Weg dort auf die Höhe zu den drei Kreuzen uns nie verdrießen lassen. Man muß allein sein können auch mit Schmerz und Tod und Grausamkeit. Vermag man das nicht, so ist man für den Kampf des Lebens schlecht gerüstet.

Traub

„Konfirmation" oder „Einsegnung"?

Das Wort Konfirmation lernte ich erst kennen, als ich in die Stadt aufs Gymnasium kam. Bei uns zu Haus sagte man Einsegnung. Die Konfirmanden hießen Betschüler, der Konfirmationsunterricht hieß Betschule oder Betstunde. „In Beten gehn" besagte dasselbe wie das „in den Konfirmations-

Digitized by Google

unterricht gehn". Es war für den kleinen Sextaner keine leichte Quälerei, sich des „unfeinen", „bäurischen" Ausdrucks zu entwöhnen und sich die Zunge auf städtisch und gebildet zu zerbrechen. Zumal ich mir bei dem Wort Konfirmation ebensowenig denken konnte wie mein Pensionsvater, der es mir beibrachte. Freilich lernte ich bald, confirmare heiße „befestigen". Was aber ein Betschüler mit Wällen und Mauern zu schaffen habe, blieb mir noch lange unklar. Mein Pensionsvater wußte es auch nicht.

Aber was beten ist, das wußte ich, seit meine Mutter es mich gelehrt hatte. Daß ein Betschüler sich mit ernsten, heiligen Dingen befaßte, davon hatte ich ein klares Gefühl. Der Name umkleidete seine Träger mit ehrfürchtiger Scheu. Daß Gott die Felder segnet und daß man auf das Haus Gottes Segen herabfleht, war mir gleichfalls bekannt. Ein Mensch, der zum Leben eingesegnet wird — die besondere Nähe des Allgegenwärtigen schien um ihn zu weben. Bei dem abstrakten „konfirmieren" mit seiner rein gedanklichen, nicht anschauungsmäßigen Analogie zwischen der Befestigung einer Stadt und eines Menschen oder, wenn man will: mit seiner bereits übertragenen Bedeutung des Stärkens und Kräftigens habe ich nie etwas Heiliges empfunden.

Die „Konfirmation" ist den pastoralen Studier- und Amtszimmern entsprungen. Nicht die warmherzigen volkskundigen Seelsorger, sondern die studierten Bureaukraten haben das Wort bei uns eingebürgert. Damit haben sie nicht nur eine Sünde wider ein geradgewachsenes deutsches Wort und wider eine vortreffliche Ausprägung deutschen Fühlens und Vorstellens begangen — damit haben sie unser Volk um ein Stück frommen Empfindens ärmer gemacht.

Betschüler und Eingesegnete: dazu paßt nicht eine „Fête" mit (ausgezählt) 157 hocheleganten Gratulationskarten und 39 Blumentöpfen, paßt nicht Wein und Baumkuchen und eine brechend volle Tafel, passen nicht Dutzende von zylindergekrönten Gratulationsbesuchen zu Fuß, im Wagen und im Automobil. Auch paßt dazu nicht der erste Schwips und der erste Kater. Die beiden Wörter wehren sich dagegen. Ein unverstandenes Fremdwort aber hat nicht diese gesunde, innere Widerstandskraft.

Von oben herab ist das neue Wort ins Volk gekommen, ebenso wie die eben aufgezählten schönen Dinge. Von oben her sollte man beginnen, den Fehler wieder gutzumachen. Chr. Wienecke

Ernst Lissauers Gedichtzyklus „1813"

Wer Lissauers zwei frühere Gedichtbände kannte, war wohl nicht erstaunt, daß es ihn zu den an Gemeinstimmungen so schweren Ereignissen von 1813 zog. Ein leidenschaftliches Suchen nach Ausdruck dessen, was Viele bewegt, ein Umtasten massenpsychologischer Erregungen und ein Festhalten volkstümlich-starker Gesichte, aus denen die einfache, leidenschaftliche unreflektierte Auffassung des Lebens schaut, dies ist auch in dem bei Dieberichs in Jena herausgekommenen Zyklus Lissauers das Wesentliche. Die „Erscheinung Napoleons" als eingeborenen Sohnes des Satanas, den Nahkampf mit Kolben als Racheakt im Sinne des uralten „Auge um Auge", die Wetterzufälle im Krieg als himmlische Zeichen, so faßt eine tiefgewurzelte aber nicht über sich selbst irgend hinausblickende Denk- und Fühlart die großen Ge-

Digitized by Google

schehnisse. Lissauer lebt sich mit wahlverwandtem Drängen in sie ein; seine Visionen sind stark und haben wirklich den Klang von Sagen und Erscheinungen, wie sie das Volk kennt. Indes haben sie nicht deren Form; diese stammt vielmehr so offenbar von einem ringenden, feilenden und zusammensetzenden Lyriker höchst moderner Absicht, daß ein Rest von Zwiespalt auch den stärksten Gedichten dieser Art noch anhaftet.

Schlichter und sicherer wirken die Stücke, in denen ein bezeichnendes, bedeutsames geschichtliches Ereignis in anschaulicher und geballter Schilderung vorüberzieht: „Der Durchzug" nach Rußland, „Moskau", „Tauroggen", „Die Freiwilligen", „Die Eheringe" und ähnliche. In manchen davon tritt die stille Macht eines vom Weltlauf her bestimmten Tuns und Geschehens wirklich mit ihrem Eisenklang ein. Das eigentlich Kriegerische scheint sich Lissauer zu entziehen: Gedichte wie das Reiterstück „Blücher", die „Leipziger Schlacht", der „Lützower Handstreich" haben mit all ihrer körperhaften Anschaulichkeit einen Zug von mühsamer Bildung, völlig fehlt das Reitertempo, die rasche Aufklärung des Lesers, das ungehemmte Temperament, das „geflügelte Wort" in jedem Sinne, in der „Leipziger Schlacht" schließlich auch das monumentale Maß. Als „Silhouetten" sind dem Kreise der Gedichte eine Reihe Versuche eingefügt, mit wenigen Gedichtzeilen das Bestimmende gewisser Persönlichkeiten zu geben: Kleist, Fichte, York, Friedrich Wilhelm III., Scharnhorst, Körner, Blücher und Gneisenau. Sehen wir recht, so bleibt eine scharfe Profilierung des Bildes einer Persönlichkeit stets Sache des ordnenden, teilenden und wieder zusammenfügenden Denkens. Ein Vorgang liegt also zugrunde, der eigentlich mit dem Entstehen lyrischer Gedichte nicht viel zu tun hat. Man fühlt sich auch durch Lissauers Silhouetten kaum in ein Miterleben versetzt, eher aufgefordert, als Zuschauer die „Richtigkeit" seiner Zeichnung nachzuprüfen. Diesem Verhängnis könnte eine erzgegossene Form der Charakterstudien vielleicht etwas steuern helfen, auch das intuitive Losgehen auf das Innerste der Gestalt. Lissauers nachdenksame Abtastung gewisser Äußerlichkeiten, sein Suchen nach dem Gestus oder der richtigen Einordnung der Persönlichkeit in die Geschichte entbehrt dieser beiden Stützen — dichterische Art haben sie also eigentlich nicht; man kann dies zugeben, selbst wenn man mit einzelnen Bemerkungen darin übereinstimmt.

Aber das Jahr 1813 haben wir gewiß noch eine Fülle von dichterischen Versuchen zu erwarten; an künstlerischem Ernst wird keiner den Lissauerschen übertreffen, an Gewandtheit so mancher, an innerlicher Verwandtheit mit dem Stoff trotz Lissauers dringlichem Einspüren in ihn vielleicht doch dieser oder jener. Was zu wünschen wäre, ist: daß die aus Lissauers Buch sprechende Gesinnung nicht vereinzelt bliebe, da sie vielleicht das Stärkste daran ist. Nicht als ob die sehr freisinnige, wenig untertänige Silhouette Friedrich Wilhelms sonderlich wichtig erschiene. Man mag über diesen König vielleicht auch anders denken, auch manche andern freimütigen und feinfühligen Darsteller, Fontane zum Beispiel, haben ihn ja weit günstiger aufgefaßt. Auch daß am Schlusse die Reaktion von 1815 mit bitteren Streichen getroffen wird, gibt nicht den Ausschlag. Aber welchen Reichtum an großartigen Feierstoffen und vollen Tönen Lissauer aus der Geschichte heraus-

Digitized by Google

holt, wie er vor allem Leiden und Harren, Erwachen und Aufspringen des Volkes, wie er die Gestalten der ihm erwachsenen großen Führenden, nicht der Dynastien, wie er die dämonische Kraft des Gegners zeichnet, das eröffnet wirklich Einblicke in die eigentlich großen Motive jener Zeit. Eben sie nachzuerleben erscheint als die vornehmste Aufgabe, welche uns im Jahre 1913 gestellt ist. Ez. Nibden

Franz Adam Beyerleins „Frauen"

Hamburger Theater

Anläßlich Beyerleins Roman „Stirb und werde" ist im Kunstwart mit großer Wärme darauf hingewiesen worden, daß der Verfasser von „Jena oder Sedan" mit ihm den Aufstieg vom achtbaren Schriftstellertum zur Künstlerschaft vollzogen habe. Es liegt darum nicht nur nahe, sondern es ist, da Möglichkeiten verpflichten, geradezu unabweisbar, anläßlich seines Schauspiels „Frauen"* die Frage zu stellen, ob auch der Verfasser des Zapfenstreichs, also der Theaterschriftsteller Beyerlein, den gleichen Weg zur Höhe gegangen ist.

Das Thema des Schauspiels scheint auf den ersten Blick das uralte „Der Mann zwischen zwei Frauen" zu sein. Tatsächlich aber hat das Schicksal des Mannes, haben seine Herzensnöte, seine Sehnsucht, seine Taten, seine Winkelzüge, seine Abirrungen und seine Rückkehr, für Beyerlein nur geringes Interesse gehabt. So hat er den Hofkapellmeister Raimund Thurneysen nur ganz obenhin charakterisiert und mit ihm noch einmal gegeben, was tausend andere vor ihm, manche besser, viele gleich gut, viele schlechter, gaben: Das Bild eines weichherzigen, verwöhnten, unsteten, leicht entzündlichen Künstlers. Weit mehr lag Beyerlein die Gestaltung der beiden Frauen am Herzen. Sie sind ihrem Wesen nach als Schwestern gedacht. Ihr Empfinden geht im Grunde nur wenig auseinander, trotzdem Welten sie zu trennen scheinen. Sowohl in Regine, der ehrsamen Frau, wie in Hella, der „sittenlosen" Künstlerin, ist der Drang zu schrankenlosem Ausleben mit der Sehnsucht nach der Wohligkeit innerhalb der durch Herkommen geschützten Bezirke gepaart. Nur hat, nach außen hin, bei der Frau des Kapellmeisters diese Sehnsucht, bei seiner Geliebten jener Drang die Oberhand gewonnen. Der Gang der inneren Handlung besteht nun darin, daß beide Frauen sich durch den Konflikt ihrer Wesensgebrochenheit bewußt werden und, durch Leidenschaft, Schmerz, Wahrheitsmut und Bekenntnis reifer und reicher geworden, ihren bisherigen Weg erhobenen Hauptes zu Ende gehen. Sie sind ja beide nur Teile des Weibes, typische Teile. Niemals wird eine imstande sein, des Mannes Traum voll zu erfüllen. Bei der einen wird er sich nach der andern sehnen, bei der andern nach der einen zurückverlangen. Die Wirklichkeit, die sie darstellen, wird nie ohne Rest in seinem Traum aufgehen; immer aufs neue wird er vor die Frage gestellt werden, auf welcher Seite ihm der größte Teil erfüllt ist und, je nach seiner Art, sich für die eine oder die andere entscheiden, falls er nicht ganz obenhin lebt und der Entscheidung dauernd ausweicht. Und das Schicksal der beiden Frauen? Obwohl sie Wesensschwestern sind, wird es, da das Äußere bestimmend ist,

* Buchausgabe: Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Digitized by Google

völlig verschieden ausgehen. Das Ende Hellas wird der Revolver bringen; Frau Regine wird an ihrem Kind Halt finden und wohl auch den Gatten zurückgewinnen, der in der Stunde der Aussprache erkannt hat, wie vieles (nicht alles!) seine Frau, ohne daß er es wußte, von dem besitzt, was er bei der andern suchte.

Hat Franz Adam Beyerlein in seinem Schauspiel „Frauen" diesen Vorwurf gestaltet? Er hat ihn aufgegriffen, umrissen, bühnenmäßig hergerichtet; er hat ihn nicht in schaubares, tiefdringendes Leben umgesetzt. Die Charakterisierung selbst der beiden Frauen ist mehr gewollt als gekonnt. Dazu sucht das Schauspiel vielfach durch theatralische Kniffe, statt durch von innen her leuchtende dichterische Mittel zu wirken. Wie, beispielsweise, die Tochter Reginens auf dem dramatischen Schachbrett verwandt wird, das ist nicht kunstvolles, den Kenner entzückendes, überlegenes Spiel, sondern ist auf die vielen berechneter Bluff. Wie denn überhaupt die Handschrift des Schauspiels, um zwei letztjährige, stoffverwandte Stücke heranzuziehen, mehr an Sudermanns „Der gute Ruf" als an Hauptmanns „Gabriel Schillings Flucht" erinnert.

Verehrter Dichter des „Stirb und werde"-Romans: in diese Richtung geht der Weg, der über den Zapfenstreich hinausführt, nicht.

Hans Franck

Mein Wallenstein

In meinem Zimmer hängt eine Photographie vom Niagarafall. Paßt auf, jetzt decke ich die Fälle mit den beiden Händen ab von der Umgebung — was seht ihr? Ein leeres Stück Papier, auch wenn ihr's mikroskopisch untersucht. Und jetzt — ich gebe die Umrahmung wieder frei? Brausenden Gischt und donnerndes Getöse.

Dreißig Jahre hing die alte Holzuhr an der Wand. Das ist so lange, daß sie in dem Raume, den sie ausfüllt, erzne Spuren ihres Daseins ausgrub. Unverlöschlich ausgrub. Jetzt ist sie weg. Ein leerer Fleck gähnt von der Wand. Und dennoch: wenn ich meine Augen schließe und sie wieder öffne — so hängt die alte Holzuhr wieder an der Wand — ich sehe sie deutlich.

Denkt ihr daran, wie wir noch Kinder waren — damals, als es noch nicht echte Dampfmaschinchen für die Kleinen und noch keine Puppen mit Phonographchen in den Leibchen gab — da hatten wir als Schaukelpferd eine schwarz und weiß gefleckte Walze mit vier starren Stecken unten und einem aufgesetzten umgebognen Holzzylinder oben. Herr im Himmel, hatten wir die Walze lieb — nein doch: das Schaukelpferd. Und wie umarmten wir den Holzzylinder-Hals des treuen Rosses!

Kinder wir — wir sind selber in den Dingen, die wir lieben. Zu tiefst darin und schaun von drinnen hinaus uns selber in die Augen...

Neulich sah ich wieder nach langer Zeit den Wallenstein. Auf dem Theaterzettel stand:

Personen:

Wallenstein . . . . ***

Und diese Sterne wiederholten sich am Fuß des Zettels mit dem Zusatz: Herr X. aus Ypsilon als Gast.

Herr X. aus Ypsilon! Der berühmte X.! Also gingen wir hinein. Die eherne Tragödie rollte ab. Im Donnergang der Weltgeschichte und des Dichtergenius riß sie zum hunderttausendstenmal die Hörer fort. Das war ein Händeklatschen, das waren Lorbeerkränze, die dem

Digitized by Google

weltberühmten Wallensteintragöden auf die Bühne flogen, mit flatternden Schleifen.

Und doch . . .

„Das war der größte Wallenstein, den ich gesehen!“ rief mein Vetter beim Nachhausegehen.

„Hm“, sagte ich.

„Oder hast du etwa jemals einen größeren gesehen?“

„Ich weiß nicht recht — es ist schon lange her —“

„Na, da wär ich aber doch begierig. Erzähle mal.“ Und ich erzählte.

Vor dreißig Jahren wär es gewesen. Freilich nur in einer kleinen Stadt und nicht einmal auf einem Hoftheater. Und sechzehn Jahre sei ich damals alt gewesen. Mit runden heißen Augen hätt ich in die Welt gesehen damals. Und ein Billett hätt ich geschenkt bekommen vom Vater eines Kameraden, dem ich Nachhilfstunden gab. Auf dem Theaterzettel seien freilich nicht drei Sterne hinterm Wallenstein gestanden. Sondern der Direktor selber habe ihn gegeben, den Wallensteinschen Helden. Und es sei gerade des Herrn Direktors fünfzigjähriges Bühnenjubiläum gewesen, das wüßte ich noch ganz genau. Wie ich überhaupt noch alles von dem Abend wußte. Eine Offenbarung wäre es für mich gewesen, wie dieser Wallenstein sich gab, wie er sprach und unsre Herzen in die Weißglut der Begeisterung versetzte. Unsre Herzen — denn ich hatte noch einen Kameraden neben mir. So ergriffen waren wir von diesem Spiele, daß wir schon im dritten Akte uns im Dunkeln unsre Hände gaben, unsre Hände drückten. Das hieß: auch wir wollten Helden werden, Helden wie der Wallenstein dort auf der Bühne. Dann fiel der Vorhang. Wie zwei Feuerkohlen aus dem Herde fallen und die Stufen abwärts kollern, so stolperten wir die Theatertreppe hinunter in die Nacht hinaus. Lange konnten wir nicht reden. Und dann seien wir nicht nach Hause gegangen, zum Schrecken unsrer Eltern. Sondern auf den Bergen vor der Stadt seien wir die ganze Nacht umhergeklettert. Da hätte sich unsre Zunge gelöst. Und wir hätten in das Tal gerufen mit starker Stimme. Und hätten deklamiert und mit den Armen wild gefochten bis knapp vor Morgengrauen. Und es sei der Höhepunkt meines Lebens gewesen. Das wüßte ich ganz sicher. Und all das hätte der gottbegnadete Darsteller des Wallensteins zuwege gebracht.

„Fünfzigjähriges Bühnenjubiläum, sagtest du?“ unterbrach mich hier mein Vetter, „und in deiner Heimatstadt, nicht wahr? Und vor dreißig Jahren...?“ Eine Woche später sandte er ein altes Zeitungsblatt. Mit Blaustift war im Feuilleton was angestrichen.

„Den Wallenstein gab gestern der Direktor unsres Volkstheaters. Es war zu Ehren seines fünfzigjährigen Bühnenjubiläums. Es fällt uns aus diesem Grunde schwer, Kritik zu üben. Lieber hätten wir geschwiegen. Dennoch halten wir's für unsre Pflicht zu sagen, daß man nicht mehr spielen soll in einem Alter, wo die Zähne fehlen. Wir sind die letzten, welche die Verdienste des Direktors als Leiter unsrer Bühne nur entfernt verkennen möchten. Aber es geht einfach nicht an, mit einem krumm gebeugten Rücken erste Helden darzustellen. Es geht nicht an, daß ganze Sätze in einem undeutlichen Gemurmel untergehen. Es geht nicht an, daß eine Stimme, welche scheppert, als ob man auf einer zerbeulten Gießkanne herumschlüge...“

Das werde ich mir nicht gefallen lassen. Meinen Helden mir in meiner Brust ermorden lassen, worin

Digitized by Google

er dreißig Jahre lebte und gute Dinge zeugte! Ich werde meinen Helden wieder pflegen. Ich setze ihm die Zähne wieder ein, die der Kritiker ihm ausgeschlagen hatte, ich werde seinen Rücken wieder schmiegsam machen, den die Mißgunst umgebogen hatte, ich werde seine alte Heldenstimme wieder rollen lassen.

Ich weiß wohl, es wird lange dauern, bis ich wieder so weit bin. Aber es muß gelingen: Denn wer gibt mir meinen Wallenstein denn wieder, wenn ich's nicht selber tue? F. Züricher

Schönbergs Gurrelieder

Unter den deutschen Vertretern der linksten musikalischen Moderne ist Arnold Schönberg jedenfalls der interessanteste Charakterkopf. Jahrelang hat er sich in Wien mühselig fortgebracht, indem er anderer Leute Operetten instrumentierte, und die gelegentlichen Vorführungen seiner Werke, welche die kleine, aber fanatische Schar seiner Anhänger in Wien zustande brachte, waren stets mit öffentlichen Skandalen verbunden. In der allerletzten Zeit erst wurde das anders. Die Gegner blieben diesen Veranstaltungen fern, die Parteigänger waren unter sich. Und jetzt, nachdem er Wien verlassen hat und nach Berlin übergesiedelt ist, scheint der Prophet sogar im Vaterlande etwas gelten zu sollen. Die erste Aufführung seiner „Gurrelieder" ist für ihn ein Triumph geworden, und zwar nicht etwa vor der eingeschworenen Gemeinde, sondern vor einem tausendköpfigen Publikum.

Tragikomisch mutet einen bloß an, daß gerade Schönberg selber dieses Sieges nicht recht froh wird, weil er sich inzwischen nach einer ganz andern Richtung hin entwickelt hat. Es soll hier nicht die Frage aufgeworfen werden, wieviel die lange, schnöde Verkennung und Verhöhnung dazu beigetragen hat, ihn aus seiner natürlichen Bahn herauszudrängen und ihn zum Trutzkomponisten und Justamentsmusiker zu machen. Aber beklagenswert ist es freilich, dem hochbegabten Schöpfer des Sextettes „Verklärte Nacht" und dieser vor einem Jahrzehnt entstandenen „Gurrelieder" jetzt als mondsüchtigem Pierrot wiederbegegnen zu müssen.

Der Zyklus der „Gurrelieder" des dänischen Dichters Jacobsen führt seinen Namen nach dem Schauplatz der „Handlung", der sagenhaften Burg Gurre, wo die schöne Tove von König Waldemar geliebt wird. Als sie ein jäher Tod ihm entreißt, hadert der Verzweifelte mit Gott und muß darum mit seinen Mannen als wilder Jäger nachts ruhelos über die Erde fahren. Dieser Zyklus gab dem Komponisten nun freilich Gelegenheit, alle Höhen und Tiefen seiner Kunst zu durchmessen. Das Werk ist zunächst ausgezeichnet instrumentiert, von einem der Seltenen, die ursprüngliche Klangfarbenphantasie haben, die nicht bloß geschickte Farbenreiber sind. Nirgends eine Überladenheit oder wüstes Experimentieren. Alles am rechten Platz, im rechten Maß. Wenn ich in Schönberg kein solches Weltgenie erblicken kann wie seine Korybanten, so liegt das vor allem an seiner Melodik, die im Gelände zwischen Wagner und — Puccini ihre Wurzeln hat. Aber die individuelle Note mangelt auch ihr nicht ganz, und man findet hier genug strömenden, von Empfindung gesättigten Gesang, genug charaktervolle Deklamation, die auch nach den Gesetzen der heutigen Ästhetik als schön gelten dürfen. Mögen in dem drei Stunden währenden Zyklus die Räder Schönbergs auch zuweilen

Digitized by Google

leer laufen, so füllen sie sich doch bald wieder mit wertvollem Stoff. Sogar das Talent zur effektvollen Schreibweise tritt nicht selten zutage. Und wie er die Überleitung von der gespenstischen Schreckensnacht zum Tagesanbruch melodramatisch behandelt, um dann beim Sonnenaufgang die volle, den ganzen Abend aufgesparte Pracht des gemischten Chorklangs zu entfesseln — das ist ein Coup von höchstem Raffinement, der einen für einen Augenblick an der Ehrlichkeit und Unmittelbarkeit dieser Tonsprache irremachen könnte.

Aber doch macht sie mir sonst den Eindruck, ehrlich und unmittelbar zu sein. Wie könnte sie auch sonst so begeisterte und opferwillige Anwälte finden? Sage doch einer, daß unserer Zeit der Idealismus fehle, wo sich Künstler finden, die das kostspielige Unternehmen einer solchen Aufführung wagen, welche nicht weniger als einen Sprecher, fünf Solisten von höchster Musikalität, drei Männerchöre, einen gemischten Chor und ein Orchester von 140 Mann einem unbemittelten einflußlosen, von keinem Mäzen geförderten, von der kompakten Mehrheit als „Narr" verhöhnten Komponisten freiwillig entgegenbringen! Wie immer aber man sich zur heutigen Phase Schönbergs stelle, so bezeugen diese Gurrelieder eben doch wieder: daß er kein die sauren Trauben des gewohnten musikalischen Ausdrucks verschmähender Schlaufuchs gewesen ist, sondern ein Mann, der alles das in nicht alltäglichem Maße *konnte*, was man in seinen letzten Werken leider vermißt, und was man ihm vor kurzem auch in seinen Erstlingen nicht zugestehen wollte.

Richard Batka

Paul Leschhorn

Es ist nun schon länger als ein Jahr her, da zeigten wir den Lesern ein Blatt von Paul Leschhorn, Nebeltag im winterlichen Bergwald (Kw. XXV, 7). Paul Leschhorn, wer war das? Die prüfenden Kunstfreunde unter unsern Lesern, bedeutende Künstler dazwischen, waren überrascht: da ist schon wieder „auch einer", und man wußte doch nichts von ihm! Aber sie waren überrascht nur bis zum ersten Nachdenken. Geht es doch mit der Berühmtheit wie mit den Orden: will man sie, so muß man nach dem Witzwort nicht dort sein, wo sie verdient, sondern dort, wo sie verteilt wird. In Straßburg, wo Leschhorn lebt, wird kein Künstlerruhm „verteilt". Und würde er's, Leschhorn wäre nicht der Mann, zum Ruhm-Geschäft sich einzustellen.

Mich hat auf ihn aufmerken lassen: daß hier wieder einem das Erleben des Natureindrucks und das Vermitteln dieses Erlebens durchaus die Hauptsache war, nicht ein artistisches Bilden auf irgendein geschmackvolles Produkt als solches hin. Das schweigende Schleierweben des Nebels im Winterwald, die Phantastik der reif- und schneeübersponnenen Bäume, das weiche Verträumen des Lichts da draußen, all das Intime im Beisammen mit der Einsamkeit ist für Leschhorn das Erste, das *Wesentliche*, welches er durch alle Zustände des Schaffens bis zur Vollendung festhält. Er wäre nicht Künstler, wenn ihm die Ausdrucksmittel nicht Sprache würden, aber dann redet er nicht, um schön zu sprechen, sondern um mitzuteilen. Unsre heutigen Blätter mögen davon zeugen, wie sehr dieser Holzschneider und Radierer seine Technik von Fall zu Fall der Aufgabe anpaßt.

Digitized by Google

Wenn das Ergebnis auch sehr geschmackvoll ist, so ist es doch niemals nur geschmackvoll. Neben dem charaktervollen und schönen Kunstblatt freut uns immer auch die Natur, wie sie der Künstler genossen hat und uns mitgenießen läßt: „seht, das erlebte ich dort draußen“. Er führt uns nicht an ihr vorbei, er führt uns zu ihr. A

Friedrich Offermann †

Mit dem Bildhauer Friedrich Offermann ist in Dresden ein Mann gestorben, dem der Kunstwart als einem seiner ältesten Mitarbeiter besondern Dank schuldet, dessen Kunst zu anderer Zeit höherer Ehren genossen hätte als heut, der aber auch als Vorsitzender der Dresdner und der Deutschen Kunstgenossenschaft in nicht unwichtigen Kämpfen als einer der Führenden mitgewirkt hat. Nur gab sich vielleicht in all dem sein wesentlicher Beitrag zum Leben unsrer Tage noch nicht, sondern in dem Einfluß seiner regen und reichen aristokratischen Persönlichkeit. Er war ein Lebenskünstler, dem der Scherz gewinnend fein in Aug und Mund blühen konnte, wenn er sich an den guten Dingen der Welt nicht berauschte, sondern bereicherte. Aber er war auch ein Lebenskämpfer, der bei wichtigen Fragen unbedingt sich selbst getreu die letzten Folgerungen der Sache zog, wie er sie sah. Auch wir haben ihm eine Zeitlang schroff gegenübergestanden, aber die Achtung vor dem Menschen in ihm konnte keinem vergehn. Würden sie in unsrer Kultur wieder häufiger, diese ganzen, vielleicht irrenden, aber immer suchenden, diese freien, wahrhaftigen und unbestechlichen Menschen, um wieviel freudiger könnten wir in die Kämpfe ziehen, auch wenn sie noch schärfer würden! A

Corinth-Ausstellung

Anselm Feuerbachs bitter anklagendes „Vermächtnis“ ist ein längst und gänzlich veraltetes Buch. Unsre mit tausend ästhetischen Augensalben geschmierte Zeit übersieht kein Genie. Schon in den Windeln entdeckt sie es, und sie hebt es mit ihnen auf den Thron. Und wenn ein Dichter oder Künstler den großen Tag erlebt, wo er fünfzig Jahre alt wird, dann birst die Welt unter Zimbel- und Paukenschall. Die Corinth-Ausstellung in der Berliner Sezession, die das gesamte bisherige Werk des in der Mitte seiner Schaffenskraft stehenden Malers, fast ein Vierteltausend große Nummern, umfaßt, hätte zu einer andern Zeit wohl die Bedeutung einer ganz ungewöhnlichen Ehrung gehabt. Heut bei den allgemeinen amerikanischen Maßstäben unsrer Huldigungen erscheint sie gar nicht mehr als etwas so Ungeheures. Und das hat nun auch wieder sein Gutes. An den korybantischen Lärm gewöhnt, geht man unbefangen, mit klaren Sinnen umher, ruhig erkennend und ruhig erwägend.

In Berlin ist der Kampf um die Kunst immer wieder weniger ein Kampf um die Ewigkeits- als um die Zeitwerte, weniger um die Persönlichkeit als um die Richtung; man könnte sagen: weniger ein Kampf um die Kunst, als ein Kampf um Kunstprinzipien. Das ist in mancher Hinsicht und bei der dogmatischen Engherzigkeit und Ungerechtigkeit, zu der solch ein Kampf immer sich zuspitzt, zu beklagen. Wir haben erlebt, daß damals, als die impressionistischen Theorien die Schanzen des Akademismus stürmten, noch der letzte impressionistisch eingeschworne Trommeljunge in der neuaufgestellten Rangliste über einen Hans Thoma etwa zu stehen kam.

Digitized by Google

Aber abgesehen davon, daß ein Hans Thoma das lächelnd ertragen konnte — wenn der Sturm vorüber und das Banner siegreich weht, dann werden schon die Helden von den bloßen Trommlern unterschieden, dann nützt das Theorientrommeln nichts, dann legitimiert nur die lebensvolle Leistung, und schließlich ist es gleich, auf welchen zeitlichen Malanschauungen die Leistung ruht, die künstlerische Persönlichkeit besteigt den Thron. Es macht uns heute nicht viel aus, ob Max Liebermanns Kunst der regelrechte Impressionismus ist oder sonst etwas.

Und so können wir auch die Corinth-Ausstellung betrachten als die Darstellung einer künstlerischen Persönlichkeit als solcher, und nicht der Mittel, deren sie sich zu ihrer Darstellung bediente. Corinth war einer der Führer in den Kämpfen einer bestimmten Zeit, aber er ragt so hervor, daß er schon ruhig aus einem Führer ein ganz gewöhnlicher Maler werden kann, um nicht übersehen zu werden. Es ist etwas an seinem Werk, das noch recht lange dauern und manche Kunstrevolutionen und Kunstputsche überleben wird. Er hat einige Bildnisse gemalt, in denen das Menschliche, vielleicht nicht in übergroßer seelischer Vertiefung, aber in einer Fülle, Kraft und Unmittelbarkeit des Lebens und in einer organischen Ausgerundetheit und Einheit sich darstellt, wie das nicht gerade alltäglich ist. Es gibt Stilleben von ihm von einem Reichtum inneren saftigen Lebens, das rein in Malerei ausgedrückt ist. Besonders solche Gelegenheitssachen sind es, die oft so ganz Malerei sind, aber Malerei jener Art, die ein volles, wirkliches, menschliches Erleben, die auch als Naturalismus eine Vision, ein Gesicht ist, bis in den Winkel hinein mit der großen einheitlichen Empfindung gefüllt. Man bleibt vor manchen Landschaften, Ansichten von der Natur, von Menschen, Früchten, Blumen und toten Dingen stehn mit einer Freude der Augen, man nickt „das ist Malerei!“ Eine Malerei, die die Augen aller Zeiten werden genießen können.

Dann aber trifft man auch jene Bildereien an, Schildereien, Kompositionen, die leider bei aller Pinselfülle doch bloß zusammengestellte Modelle bleiben, zusammengestellt, um halt ein Bild zu machen, im Grunde nicht anders, als es auf der Akademie geübt wird. Bei den kleineren Alltäglichkeitsbildern wäre das nicht so schlimm, wohl aber ist es schlimm bei den monumentalen Konzeptionen. Und weil diese Kompositionen so selten ganze, einheitliche, erlebte Visionen sind, so nützt nachher alle Malerei nichts, um Leben, Einheit und Fülle hineinzubringen; die große seelisch rhythmische Bindung fehlt. Einzelheiten und trotz Malerei leere Stellen. So üppig Corinths Temperament ist, zu wirklicher Monumentalität gelangt er nicht. Und noch etwas anderes wird man gewahr. Selbst da, wo die Größe und Einheit der Konzeption wirklich mal vorhanden scheint, und die Empfindung das ganze Bild füllt, kann sich das Ganze doch nicht einheitlich zu einem malerischen Rhythmus von wahrer Größe erheben. Man spürt, es ist nicht nur die Persönlichkeit, sondern auch die Kunstform, das Prinzip, die Richtung, die bei solchen Aufgaben versagt. Hier erleidet mit Corinth zusammen der Impressionismus eine Niederlage.

So geraten wir bei Betrachtung der Corinth-Ausstellung doch wieder in die Zeitkämpfe hinein. Die Veranstalter dieser Ausstellung sind gewiß auch nicht ganz frei von kämpferischen Absichten gewesen,

Digitized by Google

man darf wohl annehmen, sie wollten hier noch einmal den Impressionismus in einem seiner stärksten Vertreter gegen die andrängenden antiimpressionistischen Tendenzen des nunmehr Modernsten ins Feld führen. Und man muß sagen, in dieser Hinsicht hat man mit der Ausstellung keinen Sieg errungen. Im Gegenteil. Gerade in Corinth hat der Impressionismus seine Ohnmacht zur Monumentalität, das heißt also: zu dem, wonach die stärkste Sehnsucht unserer Zeit geht, sichtbar erwiesen. Mag man in den Modernen auch bis jetzt noch keine positive Leistung anerkennen, das eine muß man gerade im Anblick der Corinth-Ausstellung zugeben: ihre Grundabsichten sind eine Notwendigkeit. Erich Vogeler

„Reserve"-Andenken

Man schreibt uns:

„Wieder naht die Zeit, wo beim Militär die »alten Leute« zur Reserve beurlaubt werden und in die Heimat zurückkehren. Bekannt ist die Sitte, daß sie alle Andenken mitnehmen. Leider aber geben die Leute ihr gutes Geld meist für den plumpsten Schund aus, und zwar in hübschen Summen, denn sie sammeln vielfach das ganze letzte Dienstjahr hindurch für diesen Zweck. Die Andenken werden dann gemeinsam beschafft, entweder nach Katalogen oder nach Mustern, die von eifrigen Händlern vorgelegt werden. Werden nun solche Andenken überhaupt irgendwo einigermaßen geschmackvoll hergestellt? Ich kenne keine geschmackvollen. Und doch wirken die Sachen fort, denn sie bleiben als Erinnerungen an die Soldatenzeit und an die Stadt in Ehren. Namentlich auf dem Land hat sich der Geist der Hausgreuel ganz sicher zu einem guten Teil durch die Reserve-Andenken verbreitet.

Als Beispiel dieser Produkte diene der »Reservekrug«, der vor mir steht. 20 Zentimeter hoch, sieht er aus, als ob mindestens ein Liter hineinginge, während er einen hohlen Boden hat und nur einen halben Liter faßt. Zum Renommieren mit dem Saufenkönnen. Der Fuß nun ist nach Art einer überreich gegliederten, aber in allen Maßen verzerrten attischen Basis gebildet, seine Grundfarbe ist weiß, aber jeder Trochilus und jeder Torus ist anders bemalt. Über dem Fuß ein gut handbreites, glattes Stück, auf dem Artillerie in verschiedenen Gefechtsmomenten schandbar verzeichnet abgebildet ist. Der Vordergrund des Bildes wird abgeschlossen von einer äußerst sinnvollen Zusammenstellung sämtlicher Gegenstände, die mit dem militärischen Leben etwas zu tun haben, in der Mitte eine Achselklappe, von Geschossen umrahmt. Auf dem Deckel ein geradezu entsetzliches Modell eines Geschützes, das nach allen Seiten zugleich herunterzufallen droht. Der Lafettenschwanz des Geschützes steht zudem noch in ständigem Konflikt mit einem Adler, der mit gespreizten Flügeln von unten gegen ihn anstürmt und eigentlich als Handhabe zum Öffnen des Deckels dienen soll.

Ähnlich an Wert sind fast alle derartigen Produkte, die mir vorkamen.

Bei der Beschaffung derartiger Andenken erwüchse einsichtigen Offizieren, Unteroffizieren und nicht zuletzt auch Einjährig-Freiwilligen, die beizeiten darüber unterrichtet wären, eine dankbare Aufgabe. Auch den sattsam bekannten Reservebildern mit den eingesetzten Köpfen könnten sie mehr Aufmerksamkeit widmen. Allerdings können diese Bemühungen nur dann Erfolg haben, wenn eine bessere Ware an-

Digitized by Google

gefertigt und den Beteiligten rechtzeitig bekannt wird."

Unsre Leser wissen: solche Klagen sind für uns nicht neu. Aber auch Besserungsversuche sind nicht neu; wir wissen, daß insbesondere Offiziere sich der Sache angenommen haben, wie der „Kasernenkultur" überhaupt. Der Dürerbund wäre dankbar, wenn ihm unter der Adresse: Dürerbund (i. S. Kasernenkultur) Dresden-Blasewitz aus militärischen Kreisen Näheres mitgeteilt würde. Zum Beispiel darüber: Wieviel Geld gibt die Kompagnie jährlich für derlei aus? Was ist am meisten beliebt? Wer sind die Fabrikanten und Lieferanten? Aber wir bitten auch Angehörige der Industrie, mit Vorschlägen an uns heranzutreten.

Qualitätsarbeit oder Wertarbeit?

Der „Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins" gefällt es nicht, daß wir das neue Dürerbund-Unternehmen „Gemeinnützige Vertriebsstelle deutscher Qualitätsarbeit" genannt haben, denn das Wort „Qualitätsarbeit" gefällt ihr nicht. Das können wir ihr trefflich nachfühlen, denn wir selber mögen es auch nicht, vielmehr: wir finden's scheußlich. Nur: wir wissen, wie wir schon andeuteten, kein besseres Wort, das an dieser Stelle ebenso brauchbar gewesen wäre, hier, wo Hersteller und Abnehmer sofort wissen mußten, was gemeint war. Die Sprachvereinszeitschrift schlägt vor: „gute Arbeit" oder „gediegene Arbeit" oder schlichtweg „deutsche Arbeit", aber der Begriff „Qualitätsarbeit" ist ein besonderer Handelsausdruck, der sich nicht ohne weiteres mit jenen Wörtern deckt. Ein Tisch zum Beispiel kann gute, er kann sogar gediegene deutsche Arbeit sein, „Qualitätsarbeit" jedoch im Sinne der Handwerkskunst wird er erst, wenn zugleich alle Anforderungen, die Zweck und Material stellen, aus der Sache heraus in der Form durchgestaltet sind. Einen technisch noch so gut und gediegen gearbeiteten Schrank zum Beispiel, der einen altertümlichen kopiert, würde man kaum als zeitgenössische Qualitätsarbeit bezeichnen.

Aber ein andres Wort ließe sich vielleicht einbürgern. Hersteller und Verbraucher verwandten hier das Wort „Qualität" im Sinne von „guten Eigenschaften", von Werten — sollten sie sich nicht an den kurzen Ausdruck „Wertarbeit" gewöhnen können? Er ist noch nicht eingebürgert, vorläufig also ist er im Geschäftsleben noch unbrauchbar, vorläufig müssen wir noch bei „Qualität" bleiben. Aber wir wollen ihn im Kunstwart von jetzt ab gebrauchen. Wenn er gleich den andern von uns eingeführten Ausdrücken von den Gebildeten angenommen wird, so wird er bald in die Sprache der Geschäftswelt übergehen. Dann läßt er sich auch in den Namen der Vertriebsstelle einführen.

Sie können's nicht lassen

Ein seltsames Gegenstück zu der Cabiner Historie, von der wir im gleichen Hefte sprechen, haben die deutschen Städte geliefert. Der Kaiser hat sich bekanntlich zu seinem Regierungsjubiläum die kostbaren Geschenke verbeten; man möge, darum bat er, die hierfür bestimmten Gelder lieber zu wohltätigen oder gemeinnützigen Stiftungen verwenden. Nun hörte man zwar, daß die deutschen Städte eine „künstlerisch ausgeführte Adresse" herstellen ließen — aber warum sollten sie nicht? Solch eine Adresse

Digitized by Google

pflegt ein nicht gar zu kostspieliges Ding zu sein, bei dem die richtigen Hände wirklich feinen Geschmack entfalten können; und daß man dem Kaiser seine Glückwünsche in würdiger Form übermittelte, das verstand sich ja von selbst. Ein paar tausend Mark sind von den deutschen Städten an den Kaiser kein nennenswertes Geschenk. Da hörte man: 40 000 Mark sollte die Sache kosten. Hatte man unsre ersten Graphiker gewonnen oder handelte sich's um eine feine Gabe mit Miniaturen unsrer ersten Künstler? Die genannten Namen deuteten nicht darauf. Und nunmehr hieß es: der betreffende Kunstprofessor habe erklärt: bei „voller künstlerischer Wirkung" ließe sich's unter 80 000 Mark nicht machen. Nämlich deshalb nicht: weil die betreffende Adresse etwas viel Verschmitzteres sein wird als man ahnte. Eine Adresse sonst besteht aus Pergamentblättern zwischen einem lederüberzogenen Deckel, aber diese Aberadresse wird bestehen aus sieben Blättern, die aus vergoldetem Kupfer mit Silber gemacht sind, und auf das Kupfer und Silber kommt Gold, Perlmutter, Emaille, Elfenbein und was wissen wir sonst noch, damit die 167 schenkenden Städte mit ihren Wappen den Huldigungstext begleiten.

Nun mag sagen, wer's streng nimmt: und wenn ihr nur achtzigtausend Mark branwendet außer den Stiftungen, die ihr ja selbstverständlich noch machen werdet, so ließen sich noch diese achtzigtausend Mark besser anwenden, falls nur fünf Menschen davon tagtäglich Mittagstisch erhielten.

Aber wir wollen's gar nicht so streng nehmen. Wir wollen nur fragen: Merkt ihr eigentlich nicht, daß ihr auf alle Fälle etwas erstaunlich Geschmackloses macht? Eine Zweckgestaltung, bei der der wesentliche Zweck zu sein scheint: wie kann's möglichst teuer werden? Wie möglichst luxuriös, wie möglichst protzig? Dabei ohne Mitwirkung wirklich freier Kunst! Liest man von der „vollen künstlerischen Wirkung", die hier erstrebt ist, so gruselt einem vor der vollkommenen Unkultur der Idee. Ihr macht kein der deutschen Städte würdiges Kaisergeschenk, ihr macht etwas, wie es dem Ideal eines Börsianers entsprechen könnte, der sich's zum Jubiläum seiner Bank aufstellen würde, um zu sagen: das kann ich mir leisten! Vorausgesetzt, daß er nicht in der besseren Gesellschaft schon lange genug verkehrte, um „Kultur gelernt" zu haben. Und solches Kunstgewerbe im Sinne der Gründerzeit bieten die deutschen Städte dem Kaiser!

Von der Münchner Nachtlebens-Kultur

In München kocht's. Wehe, die Polizei hat einen Akt unerhörter Gewalt begangen: ein neues teures Weinlokal, das Odeonkasino sieht sich durch Verlegung der Polizeistunde von drei auf zwölf Uhr zur Schließung gezwungen. Nun vergeht kaum ein Tag, an dem nicht irgendeine Erklärung, eine empörte Rechtfertigung, eine Gegenerklärung oder sogar ein gewichtiger Leitartikel über die ungeheure Angelegenheit den Zeitungsleser aus seiner königlich bayrischen Ruhe aufschreckt. Wer vermöchte auch ruhig zu bleiben, wenn alle Welt — so steht es schwarz auf weiß, vor Entrüstung schreit, höhnt und aufbegehrt, weil die Polizei die Fremdenstadt München in Verruf bringe.

Indessen empfiehlt sich das Reservatrecht der königlich bayrischen Ruhe doch gerade in diesem Falle.

Digitized by Google

Was ist eigentlich geschehen? Die Polizei hat die Schlußstunde eines eleganten Lokals verkürzt, in dem zu oft wiederholten Malen die festgesetzte Polizeistunde (um *drei*!) übertreten, und wo nicht nur während des Faschings, sondern auch später noch ohne Erlaubnis getanzt wurde. Dieser Tanz soll, sagt die Polizei des weiteren, manchmal Formen angenommen haben, die in der Öffentlichkeit nicht geduldet werden könnten. Die Unternehmer des Lokals erklären, das alles sei ganz unerhört übertrieben und die Maßregelung demgemäß ein Willkürakt. Inzwischen hat die Regierung besagten Willkürakt bestätigt. Sollte wirklich einer geschehen sein, so gibt es wohl auch im schwarzen Bayern Verwaltungsgerichte, die man anrufen darf um das, was rechtens ist.

Nun kann man ja so liberal und demokratisch sein, daß man *überhaupt* von einer polizeilich geregelten und überwachten Nachtruhe nichts wissen will. Gut, dann verfechte man diese Meinung. Man kann auch den nächtlichen Lärm, den „Radau" für das wahre Zeichen einer unentwegt fortschreitenden „Kultur" und für wahrhaft großstadtwürdig halten. Gut, so mag man mit Gründen dafür kämpfen. Aber was hat denn dieser großstädtische Kulturkampf damit zu tun, daß die staatlich angestellte Behörde nach den bestehenden Vorschriften verfährt und ohne Ansehen der Person und der Gesellschaftskreise gegen ein beliebtes Sektlokal der eleganten Welt genau so einschreitet wie gegen die nicht minder beliebten Animierkneipen? Letzteres hat die Münchner Polizei gerade in jüngster Zeit, wie die Gerichtsverhandlungen ausweisen, mit sehr erfreulichem Erfolge getan. Wünschen unsere entflammten Münchner wirklich *zweierlei Maß* von der Polizei? Eins mit viel Schaum für die, die's zahlen können, und ein gutgemessenes Strafmaß für die — andern?

Es ist merkwürdig: sobald die „Fremdenstadt" geweckt wird (3/4 Millionen Gäste, 20 Millionen Umsatz im Jahr), so schäumt urplötzlich die Volksseele über wie ein gutgespritzter Maßkrug. Bekanntlich kommen ja die dreiviertel Millionen Fremder zu allererst deshalb nach München, um unser berühmtes Nachtleben kennen zu lernen. Deshalb hat der „Verein für Kunst und künstlerische Kultur" entschieden den Vogel abgeschossen, als er mit Inserat zur Subskription aufforderte auf eine Schrift, die „die kulturelle Bedeutung des Odeon-Kasinos für München und Münchens Nachtleben" ins rechte elektrische Licht rücken will. Wenn das kein guter schlechter Witz ist, so werde ich unverweilt subskribieren, da ich aus all dem bisherigen Geschrei nichts über sotane Bedeutung, noch über den künstlerischen Wert des Münchner Nachtlebens überhaupt erfahren habe.

M. *Kindl*

Kaiser und Pächter

Fassen wir's einmal ganz kurz zusammen. Im Deutschen Landwirtschaftsrat spricht der Kaiser zu seinen „Berufsgenossen", angeregt, liebenswürdig, höchst offenherzig und fast studentenmäßig im Ausdruck, wie eben einer spricht, der sich „ganz unter uns" fühlt, von seinen Erfolgen als Landwirt. Wie er „melioriert" habe, und wie er ein bißchen eitel drauf sei, als erster den Petkuser Roggen dort in die Gegend gebracht zu haben — so großartig sei der, daß sich die Nachbarn ordentlich um ihn geprügelt hätten. Man müsse nur tapfer ans Werk, er habe auch einen Pächter, der nichts taugte, „hinausgeschmissen" und nehme nun

Digitized by Google

„die Geschichte in eigne Regie". Bei den Zuhörern Bravo und Klatschen — freilich, man weiß nicht recht, bei wie vielen und bei welchen.

Aber dem ersten Akt folgt ein zweiter. Die nachbarlichen Berufsgenossen jenes Pächters stellen ihm, den Landrat an ihrer Spitze, ein glänzendes Vertrauensvotum aus: er sei durchaus kein Stümper und Pfuscher gewesen, sondern ein ausgezeichneter Sachverständiger. Den Petkuser Roggen aber kenne man in jener Gegend schon seit zwanzig Jahren.

Und noch ein dritter Akt ist gefolgt. Der Pächter ist nämlich gar nicht „hinausgeschmissen", er sitzt noch heutigestags auf Rehberg bei Cadinen, weil er die Kündigung des Kaisers als vertragswidrig nicht angenommen hat. Eben ist in dieser Sache von der Elbinger Zivilkammer das Urteil gesprochen. „Das Gericht ist der Ansicht, daß der Rechtsstandpunkt des Beklagten (also des Pächters) nicht bloß nicht undiskutabel, sondern durchaus akzeptabel ist. Der Kläger (also der Kaiser) wird daher mit seiner Klage unter Auferlegung der Kosten abgewiesen."

Daß diese erstaunliche Sache den Kaiser vorsichtiger machen werde gegen die Leute, die ihm Gott weiß was vorreden und für deren Mitteilungen ihm die Möglichkeit der Nachprüfung fehlt — wird man's hoffen dürfen?

Aber zweierlei Gutes ist auch dabei. Das Benehmen der Elbinger Landwirte, auch der beamteten, beweist, daß der Rückgratschwund denn doch auch im Osten nicht eine so allgemein verbreitete Krankheit sein kann, wie manche behaupten. Und ferner: es gibt wie zu des alten Fritzen Zeiten noch Richter nicht bloß in Berlin, sondern auch noch sonst im Lande. Womit zwar nur ganz und gar Selbstverständliches festgestellt ist. Aber doch etwas, das sonderbarerweise im In- und Auslande manchmal vergessen wird, wenn man von norddeutschen Verhältnissen spricht. A

Nach Schuhmeiers Ermordung

Dem österreichischen Sozialdemokrat Franz Schuhmeier, der von dem christlich-sozialen Arbeiter Paul Kunschak ermordet wurde, erwiesen mehrere Hunderttausende die letzte Ehre. „Es war so," berichtete ein bürgerliches Wiener Blatt, „als ob die ganze Stadt nicht nur um den Mann trauerte, sondern auch ihre Entrüstung darüber aussprache, daß er in der Blüte der Jahre und in der Vollkraft seines Schaffens durch Mörderhand sterben mußte ... Keine Partei wollte abseits stehen, da es galt, um den Mann zu trauern, der, ein urerbeingesessener Wiener, seine besten Kräfte dem Volkswohl weihte." Am offenen Grabe sprachen zahlreiche sozialdemokratische Führer, unter anderm zwei reichsdeutsche.

Wenn ein politischer Machthaber der „bürgerlichen Gesellschaft" einem Attentat zum Opfer fällt, dann verurteilt die sozialdemokratische Presse zwar auch eine solche Bluttat, weil sie vernunftgemäß grundsätzlich den politischen Mord als Mittel im Klassenkampfe verwirft; aber sie sucht doch zugleich nachzuweisen, daß auch der Mörder ein Opfer sei, nämlich ein Opfer ungerechter sozialer Verhältnisse. Das ist immer verdienstlich; denn die Mitverantwortlichkeit der Gesellschaft tritt wohl nie so deutlich zutage wie bei politischen Morden. Nicht ohne Grund geschehen solche in Rußland so häufig, in West-

Digitized by Google

europa so selten. Könnte die Strafjustiz wirklich vorbeugend wirken, so müßte es umgekehrt sein. Wo ständen wir übrigens heute auf dem Kulturwege, wenn immer nur das alttestamentarische Gebot: „Auge um Auge, Zahn um Zahn" als Mittel im Kampfe der Gesellschaft gegen verbrecherische Triebe angewandt worden wäre? Die Sicherheit von Leben und Eigentum des Kulturmenschen hat in dem Maße zugenommen, wie er seine sozialen Verhältnisse verbesserte.

Gewöhnlich sind politische Mörder Geächtete der „bürgerlichen" Gesellschaft; da kostet es natürlich einem sozialistischen Kritiker keine Überwindung, den Wurzeln der Bluttat eines solchen in der sozialen Umwelt nachzuspüren. Diesmal handelte es sich um einen Verfehmten sozialdemokratischer Gewerkschaften. Jetzt konnten sozialdemokratische Kritiker zeigen, daß sie ein stärkeres Kulturgewissen haben als ihre bürgerlichen Gegner. Sie sind den Beweis leider schuldig geblieben. Sie machten kaum Versuche, den Mord an Schuhmeier aus sozialen Verhältnissen mitzuerklären. Man suchte im Gegenteil im Proletariat den Haß gegen diesen Mörder zu schüren, indem man ihn einen „Verräter an der Klasse, der er selbst angehört hat", brandmarkte, der aus bloßer Mordlust „mit kaltem Blute" den Mord geplant, „mit kalter Überlegung" ihn vorbereitet, und „mit Tücke" jede Einzelheit vorbedacht habe. Die Behauptung des Mörders, daß er von der sozialdemokratischen Arbeiterschaft verfolgt und von Arbeitsstätte zu Arbeitsstätte gehetzt worden sei, wies der „Vorwärts" zurück.

Es ist aber doch zweifelsfrei festgestellt worden, daß Kunschak wenigstens zweimal von einer Arbeitsstätte durch sozialdemokratische Arbeiter vertrieben worden ist, weil er sich nicht zwingen lassen wollte, in ihre Organisation einzutreten. Man hat die betreffenden Werkmeister durch Drohungen genötigt, Kunschak zu entlassen. Die sozialdemokratischen Arbeiter sahen in der Ausübung eines solchen Terrorismus ihr gutes Recht; man empfand gar nicht, daß man eine Art Verfehmung ausübte; man hat eben nur für Verfehmte Mitgefühl, die innerhalb der „bürgerlichen" Gesellschaft um ihrer sozialdemokratischen Gesinnung willen aus Brot und Stellung gejagt werden. Mag nun Kunschak später wirklich durch eigene Schuld andere Stellungen verloren und schließlich wirklich, wie der „Vorwärts" behauptet, aus „Arbeitsscheu" dauernd beschäftigungslos geworden sein: die Partei, zu der Schuhmeier selbst gehörte, sollte sich dennoch von der Mitverantwortlichkeit nicht freifühlen. Denn es ist eine ungewöhnliche Seelenstärke erforderlich, um die Wirkungen einer Verfehmung durch Klassengenossen, wie sie Kunschak mindestens zweimal erlebt hat, verwinden zu können.

Nietzsche fordert in seiner „Morgenröte" einmal dazu auf, zu erwägen, daß die Einbuße, welche die Gesellschaft und die einzelnen durch die Verbrecher erleiden, der Einbuße ganz gleichartig ist, welche sie von den Kranken erleiden: „Die Kranken verbreiten Sorge, Mißmut, produzieren nicht, zehren den Ertrag anderer auf, brauchen Wärter, Ärzte, Unterhaltung und leben von der Zeit und den Kräften der Gesunden." Trotzdem würde man jetzt den als unmenschlich bezeichnen, welcher dafür an den Kranken Rache nehmen wollte. Das

Digitized by Google

tat man aber einst, und das tut man noch bei manchen wilden Völkern. Man sah oder sieht im Kranken einen „Schuldigen“. Nietzsche hält es nun für einen großen Kulturfortschritt, daß man jetzt anfange, der entgegengesetzten Anschauung zu huldigen, und in jedem Schuldigen einen Kranken zu sehen und ihn als einen solchen zu behandeln. Er macht sich damit zum Fürsprecher altruistischer Gedanken sozialistischer Färbung, so sehr er sonst das verabscheut, was man sozialistisch nennt. Die Sozialdemokratie, in deren Namen an dem Mörder Kunschak mehrere Male eine barbarische Art praktischer Rechtspflege ausgeübt wurde, hat noch eine Gelegenheit, zu beweisen, daß sie in der Behandlung von Gegnern dem Christentum und der „bürgerlichen Gesellschaft“ nicht nachsteht, sondern voraus ist. Sie kann öffentlich auf jeden Anspruch auf „Rache“ verzichten, wenn „bürgerliche“ Richter über den Mörder Schuhmeiers Recht sprechen; sie kann gegen eine Auslieferung an den Henker oder das Zuchthaus protestieren und einer Überweisung an Irrenärzte das Wort reden: Hic Rhodus, hic salta.

Malzan

Zur Organisation des Krieges

Die Militärweisen der außerdeutschen Völker sind sich schnell genug darüber klar geworden, daß bei dem Schlusse: es sei eigentlich preußische Taktik und Kolmar von der Goltz, die auf den Schlachtfeldern von Kirkilisse und Lüle-Burgas lägen, der Wunsch der illegitime Vater des Gedankens war. Was diese Schlachtfelder lehren, das ist nicht der Sieg der französischen über die deutsche Taktik, das ist eine einfache Bestätigung der alten Fabel des Menenius, es stünden alle Dinge in näherer oder fernerer Abhängigkeit vom Magen: das türkische Heer ist ja buchstäblich verhungert.

Trotzdem fordern die Ereignisse zu innerer Einkehr auf und alle, die ihr Land lieben, werden die letzten sein, eine solche Aufforderung auszuschlagen. Da muß sich ein jeder das Tor seiner Einkehr selbst aussuchen; der Kunstwart wird zunächst diejenige Tür wählen, über der das Wort „Organisation“ geschrieben steht. Natürlich ist hier nicht die militärische Organisation im spezifischen Sinne gemeint — diese Fragen gehören in die Fachblätter —, sondern die, wenn ich so sagen darf, soziologische, die Frage nach der Eingliederung des Militärkörpers in den Volkskörper.

Ich hörte neulich ein geistreiches Wort, das hier als Leitmotiv dienen kann: die ärgste Verschwendung, die ein Staat betreiben könne, sei die mit dem Geist seiner Bürger. Das ist eine allgemeine Wahrheit, die übrigens gewiß auch für alle Zweige des menschlichen Tuns gilt. Auf den vorliegenden Fall angewendet nimmt sie die Form dieser Frage an: nützt der Staat alle Möglichkeiten, die das bürgerliche Leben ihm bietet, im Heeresdienst wie in der Heeresorganisation voll aus? Da scheint mir denn in der Tat eine noch vollständigere Auswertung möglich zu sein und das auf zwei Arten. Erstens sollte man womöglich kein spezifisches militärisches Können dem militärischen Betriebe verlorengehen lassen. Im Kriege ist alles verwendbar; der Kaufmann komme auf die Intendantur, der Landwirt habe die Armeelieferanten zu beaufsichtigen, den Techniker führe

Digitized by Google

man der Automobilabteilung oder den Waffenfabriken zu. Es ist dabei ja gar nicht nötig, daß diese Leute den Anforderungen des eigentlichen Heeresdienstes selber gesundheitlich gewachsen seien; man könnte sie ja durch Ausbildung des Institutes der Ersatzreserve gleich der ihrem Können angemessenen Bestimmung zuführen, ohne sie im übrigen durch den normalen Bildungsgang der Rekruten durchgehen zu lassen. Der Krieg schafft soviel neue Institute und stellt soviel spezialistische Anforderungen, daß es gar keine spezialistische Fertigkeit des bürgerlichen Lebens gibt, die da nicht ihre Stelle finden könnte. Zweitens. Auch von den Fertigkeiten, deren Träger dann wirklich unter die Fahne kommen, werden bis heute voll ausgenutzt nur die des Menschen- und des Tierarztes. Dies ist ein vortreffliches Prinzip, das aber auszubauen wäre. Die modernen Waffen sind so verwickelt, daß man möglichst vom Tage seines Eintritts an gerechnet, keinen Ingenieur ihnen verlorengehen lassen sollte; dem weitverzweigten Verwaltungsapparat sollte die Kraft eines jeden nutzbar gemacht werden, der im bürgerlichen Leben eine analoge Beschäftigung treibt; dem militärischen Verwaltungs- und Rechnungswesen im Kriege wird die Unterstützung eines jeden im bürgerlichen Leben stehenden Bankbeamten und Kaufmanns ganz gewiß nichts schaden.

Die Türkenniederlagen haben unwidersprechlich dies eine gelehrt: daß die Schlachten entschieden werden nicht allein durch das Verhalten der Truppen vor der Front, sondern demnächst vor allem durch das, was der Schlacht vorhergeht — das ist durch die Ausbildung der Truppen — und durch das, was hinter dem Schlachtfelde vorgeht, das ist die Organisation des Krieges als soziologischer Erscheinung. Die Schlachten werden gewonnen unter anderm auch auf den Exerzierplätzen und in den Intendanturen. So unbedingt vortrefflich bei uns gewiß auch die militärische Vorbereitung des Krieges ist, so ist doch die soziologische Vorbereitung ein Thema, an dem man nie auslernen kann. Der Krieg bringt eben ein viel innigeres Durcheinander des Militär- und des Bürgerstandes, als es der Frieden je bieten kann. Die zwei Kasten werden dann eine: das Volk in Waffen. Und deshalb ist es nötig, möglichst viel zwischen Militär und Bürgerstand vermittelnde Kräfte schon zur Friedenszeit der Organisation des Krieges zuzuführen.

F. K.

Die Zeit und die Dame in Berlin W

Im Türkenkriege fallen täglich Hunderte von Menschen, verhungern, verbluten, verkommen elend aus Mangel an notwendigster Pflege und Nahrung. Die Cholera kommt dazu. Wir hören von all dem und fragen uns schaudernd, ob keine Hilfe dafür ist. Wir durchfühlen das unermeßliche Elend, und von den Halbbarbaren, die am Balkan kämpfen, geht unser Denken weiter, über Rußlands und Österreichs Konflikte, bis zu dem Punkte, wo vielleicht auch wir hineingezogen werden in den Kampf. Dann werden es nicht mehr die Fremden sein, mit denen wir leiden, sondern wir werden für unsre eigenen Männer und Söhne zittern. Wir fragen uns: Wo gibt es Hilfe? Und jede von uns überlegt sich im Stillen: Was hast du zu tun, wenn das Vaterland

Digitized by Google

seine Männer ruft? Was in unserm Kampfgebiet, der Krankenpflege? Werden wir heute auch noch andere, neue Wege finden, dem Lande unsrer Kinder im Kampfe zu nützen — neben den Männern und für die kämpfenden Männer? Ach, wären unsere Tage länger, wären unsre Kräfte größer, damit wir mehr zu wirken vermöchten! Wir, die wir unsre, der Frauen volle Freiheit erkämpfen möchten, um sie im Dienst des Ganzen zu verwerten.

In solche Gedanken versunken beteiligte ich mich neulich beim Tee wenig an dem Gespräch um mich herum. Aber plötzlich horchte ich auf. Mir gegenüber saß eine ganz junge Frau, die sonst von Gesundheit strotzte. „Warum ich heute so abgespannt bin? — Ja, wissen Sie, ich lerne jetzt Bridge. Man weiß ja nicht, wie man die Zeit hinbringen soll. Vier Stunden habe ich mich heute damit gequält!" Gequält? — Hatte ich den Ausdruck nicht heute schon irgendwo gehört? Ach ja — der Hunger quält, besonders wenn man verstümmelt ist und sich nicht von der Stelle bewegen kann. Dann quält auch der Durst, und wenn man faulendes Wasser trinkt, dann quält einen die Cholera zu Tode.

Aber ihr habt recht, meine Damen, das sind schmutzige, unappetitliche Sachen. Und wenn es auch eueren Vätern nicht besser ergangen ist, als sie sich „Siebzig" in Frankreich quälten, und wenn auch euere Männer und Söhne vielleicht einmal so qualvoll sterben werden — vielleicht habt ihr Glück und erlebt es nicht mehr. Wer wird auf die unsichere Möglichkeit hin, daß man es einmal erlebte, „über so was nachdenken"! Die Männer selber verlangen das ja nicht von euch, sie selber verbieten es glücklicherweise. Bleibt darum flirtende, kleine Mädchen, bleibt dumm-nette kokettierende Weibchen, und quält ihr euch einmal, so quält euch mit — Bridge.

Josephine Frfr. v. Reitzenstein

Ostereier suchen

Wer nicht nur Kinder-Papa ist, sondern auch Kinder-Onkel, der hat beim Ostereiersuchen nicht nur mit wohlerzogenen Kindern zu tun, wie selbstverständlich sämtliche eigene, sondern auch mit — andern, wie immerhin denkbarerweise einige eingeladene. Die Meute wird losgelassen, unter Kleidchen und Höschen beinelt es butzendweise über Wege und Beete. „Hurra, ich hab eins!" „Ich zwei!" „Aber das habe ich zuerst gesehn!" „Pfui nein, ich!" Die Großmächte kommen, der Friede kehrt, äußerlich, ein. „Hurra, noch eines!" „Aber das gehört ganz, ganz und ganz bestimmt mir." Und so weiter. Nicht immer, bewahre, nur ausnahmeweise. Aber indessen immerhin nicht gerade selten und jedenfalls häufiger in Gesinnung denn in Tat, zumal, wenn die Glucken nicht bei den Kücken sind.

Verehrliche Eltern: beseitigt den Brauch, daß jedem kleinen Zweibein das zugehöre, was es findet. Erstens, dieser Brauch ist ungerecht: es gibt Zufälligkeiten auch schon bei Kindern, und ihr wollt ja auch nicht die Findegeschicklichkeit belohnen, sondern die Bravheit. Zweitens: es bekommt so möglicherweise der Bescheidene weniger als der Kecke. Drittens aber: wenn ihr etwa corriger la fortune spielt, damit Hänschen Paulen seines „finde" und Paul Gwendolinchen ihres, so merkt das Gwendolinchen oder Paul wahrscheinlich. Jedenfalls aber seid — wie mal bis jetzt die Voraussetzungen sind —

Digitized by Google

dann ihr ungerecht. Viertens: dieser Brauch nagt vom Hübschesten ab, was ein Kind haben kann, vom uninteressierten, vom ästhetischen Vergnügen am Spiel, und er reizt die Keime der Gewinnsucht.

Darum: Suchen und Verteilen seien zweierlei! Wer am meisten und geschicktesten aufklaubt von dem, was der treffliche Hase versteckt hat, ein Hoch ihm und eine Ehre! Verteilt aber werde das gemeinsam geerntete Ostergut genau wie der Gabensack des Weihnachtsmannes von denen, die über des Weihnachtsmannes und des Osterhasen eigentliche Wünsche am besten Bescheid wissen, von den Alten.

Glaubt dem Erfahrenen: es geht so! Und wenn man der kleinen Welt vorher auseinandersetzt, wie's gehalten werden soll, so ist sie selber ganz und gar damit zufrieden. A

Wie verbündet man sich zur Volksbildungsarbeit?

Bei vielen Gelegenheiten stellt sich aus praktischen und allgemeinen Gründen der Wunsch ein, die verschiedenen, aus Parteien, Konfessionen und Weltanschauungen erwachsnen Volksbildungsbestrebungen für gemeinsame Arbeit zu vereinigen. Damit ist ein Organisationsproblem gestellt, das bei jedem Schritt nach vorwärts neue wertvolle Einblicke und Fragen liefert. Zunächst zeigt sich, wenn wirklich eine Zentralstelle sich findet, der alle Arbeiter auf einem bestimmten Gebiete der Volksbildung Vertrauen schenken, ein durch seine Buntheit immer wieder erstaunliches, vielleicht auch manchmal erschreckendes Bild des deutschen Kulturlebens. Es treten so grundsätzlich und im wesentlichen verschiedene Auffassungen von den letzten Zielen der Bildung zutage, daß es zunächst überhaupt unmöglich scheint, auch nur vor ganz umgrenzten praktischen Aufgaben, wie etwa der Bekämpfung der Schundliteratur, eine Einigung zu erreichen. Immerhin gelingt es hier wenigstens zu gewissen Zielen, und zu diesen hin können nun auch gemeinsame technische Mittel benützt werden. Man arbeitet dann jenseit der trennenden Doktrinen und lernt nebenbei sich selbst untereinander besser zu verstehen. Wie denn überhaupt bei solchen Gelegenheiten recht klar wird, was arbeitende Dürerbündler hundertfach erfahren: mehr als alle theoretischen Auseinandersetzungen fördern ein paar Wegmärsche gemeinsamer Arbeit.

Alle solche Fortschritte scheinen aber in dem Augenblicke gefährdet, da man nicht nur bekämpfen, sondern positiv schaffen will. So ist im Kampfe gegen die Schundliteratur das wertvollste Mittel die Verbreitung guten Lesestoffes, aber in der Bestimmung dessen, was dahin zu zählen sei, zeigen sich alsbald die schärfsten Gegensätze. Musterlisten, vorbildliche Kataloge und Ratgeber der verschiedensten Richtungen stehn einander gegenüber, und so viele Bücher ihnen gemeinsam sein mögen: gerade in den nicht gemeinsamen sehn die Parteien zumeist das wesentliche ihrer Auswahl.

So wäre also alles Streben nach Zentralisation auch auf diesem Gebiete reine Utopie? Da doch die Gegensätze so scharf sich gegenüberstehn, daß jeder praktische Schritt, den eine Zentralstelle versuchen wollte, durch irgendwelchen Widerspruch gehemmt wird? So könnte eine solche Zentrale günstigsten Falles Material sammeln und dieses zur unverbindlichsten Auskunftserteilung nutzen?

Die Dürerbündler wissen sehr

Digitized by Google

wohl, daß eine Einigung keine Utopie bedeutet. In der Dürerbundarbeit, die freilich viele Gebiete und eine ganze Gruppe von verwandten Gesinnungen umschließt, vereinigen sich Angehörige aller Parteien.

Aber auch in einer Zentralstelle, die einer ganz bestimmt umgrenzten praktischen Aufgabe, wie der Bekämpfung der Schundliteratur, dienen will, zeigt sich, wie mir scheint, doch ein Fortschritt über die alten Gegensätze hinaus. Die Gegensätze verschwinden nicht, aber sie ordnen sich neu nach im eigentlichen Sinne sachlichen Fragen: „Gilt es, in der Auswahl der Schriften, zumal für die Jugend (wie in der Büchereiarbeit), möglichst weitherzig oder möglichst streng nach eindeutigen, erzieherisch-kulturkritischen Grundsätzen zu verfahren?“ „Gebührt insbesondere allen Gutgesinnten das Wort oder nur dem Dichter allein?“ „Darf Tendenz, sofern sie nur in ihrer Richtung gut ist, ohne weiteres mitsprechen oder muß sie unter allen Umständen gestaltet sein?“ „Ist eine besondere, im Wesen andre Kinderliteratur nötig oder ist dem Kinde ebenso wie dem Erwachsenen, wenn auch zumeist in andern Stoffgebieten, doch auch nur das erlebbar, was dichterisch geformt ist?“ „Darf überhaupt der Erzieher die Bildungsunterschiede zwischen Kind und Eltern, innerhalb der Familie, oder auch außerhalb, im Volksganzen, betonen und verschärfen, oder muß er vielmehr danach streben, sie zu überbrücken?“ Über alle diese Fragen hinaus zeigen sich die größten und ernstesten der nationalen Erziehung: „Dürfen wir das Ideal einer kulturellen Einigkeit des Volkes aufgeben, den Bildungsunterschieden in unsrer Arbeit bis zur Nachgiebigkeit entgegenkommen, für Volk und Jugend andre Bildungsstoffe wählen als für die Gebildeten und Erwachsenen? Hat Erzieherarbeit, die jenes Ziel aufgibt, überhaupt noch einen Sinn? Muß also nicht auf dieses Ziel hin alle Bildungsarbeit streng gesichtet werden? Und ist der Weg, wie Anhänger der spezifischen Jugendschrift sagen, breit, oder ist er vielmehr schmal, so schmal, daß nur strengste Selbstkritik und sorgfältigste Arbeit auf ihm weiterführt?“

Uns schiene erwünscht: daß man alle Gegensätze klar formuliert, die mit der Arbeit als solcher zusammenhängen, so daß sie sich möglichst sachlich und frei von den persönlichen Beigaben auszuwirken vermöchten. Dann würde man nicht schlechter, sondern besser sehen können, ob, wo und wie man zusammenarbeiten könne.

Hermann Ullmann

Zu den Verdächtigungen gegen die Lehrer

Für heute ist zu vermelden, daß in der Budgetkommission des preußischen Abgeordnetenhauses der Minister befragt wurde, ob es wahr sei, daß bei den Prüfungsausschüssen der Lehrer die Sozialdemokratie begünstigt oder daß dort vaterländische Schriften zurückgesetzt würden. Und der Minister — der preußische Kultusminister — erwiderte: von jenen Beschuldigungen wisse er zwar, aber so weit er habe feststellen können, seien sie unbegründet. Zuerst sagte das Entsprechende die Hamburger Oberschulbehörde. Dann tat es der Dürerbund. Dann bemerkte man, daß ††† Wolgasts grundsätzliches Buch von einem nationalen Preisgericht mit dem Prinzen Schönaich-Carolath an der Spitze gekrönt war. Darauf sprach mit scharfem Mißtrauensvotum gegen Kotzde und Scholz einstimmig durch ihre Prü-

Digitized by Google

fungsausschüsse die gesamtdeutsche Lehrerschaft. Dann bezeichnete die Korrespondenz des „Deutschen Lehrervereins", dessen Mitglieder doch von Kotzde und Scholz als „treueste Helfer am nationalen Werk" umworben waren, Verdächtigungen wie die ihrigen geradezu als „Perfidie". Dann ward bekannt, daß unser Kotzde seinerseits bei den Wahlen, wie er sich ausdrücken würde, „der Sozialdemokratie Vorspanndienste" geleistet, sozialdemokratische Hilfe für seine Person und sozialdemokratisches Geld für seine „Freie Lehrervereinigung" angenommen hatte, neun volle Jahre nach jenem Wolgastschen Wort, das seine vaterländische Seele heute so entsetzet. Und nun auch noch der preußische Kultusminister! Hat auch er keinen Sinn fürs Vaterland oder erstreckt sich die hamburgische „Gewaltherrschaft" auch über ihn? Wir sind doch wohl endlich im Satyrspiel.

Zwar: Das Geheimnis all der ablehnenden Urteile ist eigentlich einfach: die betreffenden Herren glaubten das Vorgeredete nicht blind, sondern sie prüften nach. Hierzu nicht verpflichtet hielt sich indessen der „Vaterländische Schriftenverband", den Kotzde um Hilfe anging. Der sagt noch heutigestages frisch-fröhlich nach, es sei „unwiderleglich nachgewiesen, daß die Hamburger der Sozialdemokratie Vorspanndienste leisten" und „die vaterländische Erziehung der Jugend, auch auf dem Wege literarischer Beratung von Schule und Elternhaus" verhindert. Diese Hamburger, die z. B. auf einer einzigen Seite der Kösterschen Dürerbund-Flugschrift „Welche Bücher geben wir unsern Kindern?" ein Buch über Friedrich II., drei über die Königin Luise, eins über Blücher, zwei über Nettelbeck, eins über Scharnhorst, zwei über Körner, eins über Schill, eins über Bismarck, eins über Moltke empfehlen! Bewiesen, meine glaubfreudigen Herren, ist über die sozialdemokratische Propaganda des Hamburger Prüfungsausschusses nichts, alles ist nur mit Wagemut behauptet. Aber beweisbar in dieser Beziehung ist: daß gerade der Hamburger Prüfungsausschuß sozialdemokratische Neigungen um ihn herum, deren Dasein kein Mensch bestreitet, hemmte und abwies.

Eben gibt mir noch jemand ein Flugblatt Kotzdes „Gegen Avenarius", das der Herr an die Presse versandt hat. Erstens steht darin: Ich hätte getan, als wenn sich sein Angriff gegen mich in Sachen der Jugendpflege gegen einen andern Aufsatz gerichtet hätte, als den er gemeint habe. Kotzde schrieb in seinem „Offenen Brief an den Dürerbund": „Wenn Ihr geistiger Führer, Herr Avenarius, der nationalen Jugendpflege in seinem Kunstwart ganz ernsthaft und nachdrücklich vorwirft, sie mache es ebenso wie die Sozialdemokratie, nur daß sie national nenne, was ihrer Parteiauffassung entspreche: Monarchie, Dynastie, Standestrennungen, Kapitalismus — so deutet das auf eine gewisse Unempfindlichkeit in Fragen, in denen wir, die wir um eine Stärkung vaterländischen Fühlens uns mühen, sehr empfindlich sind. Alle, die Zeit und Kraft an diese Sache setzen, werden es Herrn Avenarius nicht vergessen, daß er der vaterländischen Jugendpflege durch diese offenbare Verdächtigung in den Rücken fiel und Verwirrung stiftete." Unsre Leser mögen den Aufsatz „National" (Kw. XXVI, 1) selber daraufhin nach-

Digitized by Google

lesen, wie vortrefflich Kotzdes Charakterisierung paßt. In dem „Offenen Brief an den Dürerbund" stand aber noch gar nicht, daß er diesen Aufsatz meinte. Also dacht ich: wenn er dich wegen deiner Meinungen über Jugendpflege verdächtigt, so weise darauf, daß sogar der Generalfeldmarschall v. d. Goltz und der Freiherr von Schenckendorff deinen Meinungen über Jugendpflege zugestimmt haben, nämlich, weil sie sie verstanden. Aber was Kotzde seinerseits nicht verstanden hatte, war ja eine Stelle aus dem Aufsatze „National" gewesen. Eine überaus peinliche Feststellung — nämlich: für Avenarius, redet Kotzde seinen Lesern vor.

Zweitens klagt der Arme, wie immer, so diesmal: man verdächtige ihn. Die Technik kennen wir ja. Wieviel steht denn in seiner sogenannten Kampfschrift gegen die Lehrer außer Verdächtigungen noch? Kotzde zwang dazu, daß man einen, der Ungezählte in einer Weise verdächtigte, die ihnen Amt und Brot nehmen konnte, auf seine Zuverlässigkeit hin beleuchtete. Damit beim Rauschen all seines sittlichen Pathos derjenige vorsichtig bleibe, der die Unterlagen seiner Verdächtigungen nicht nachprüfen kann.

Daß Kotzde zum Hintertreiben des Zusammenschlusses aller Bürgerlichen gegen die Sozialdemokratie einen Wahlaufruf verfaßt und unterzeichnet hat, von dem er gleich darauf unter vier Augen vorsichtigerweise seine Unterschrift zu streichen bat, diese Tatsache bestreitet Kotzde nicht, ich könnte sie ja auch beweisen. Sondern: von ihr, der Hauptsache, schweigt er. Dann aber dreht er's, als machte ich ihm aus seinen bewährten intimen Beziehungen zu verschiedenen Sozialdemokraten einen Vorwurf. Die Erleuchtung ist über ihn gekommen: es gibt auch unter den Sozialdemokraten Männer, mit denen zu verkehren nicht nur Gewinn bringt, sondern auch ehrenhaft ist. Freilich und ganz gewiß. Aber das ist die Frage: darf einer so mit Sozialdemokraten verkehren wie Kotzde und trotzdem mit heiliger Empörung in vaterländischem Weheruf Lehrer öffentlich anklagen, weil sie, noch dazu neun Jahre früher, Äußerungen getan haben sollten, die vielleicht als sozialdemokratisch gedeutet werden können? Und vergessen Sie auch nicht, Herr Kotzde: Sie haben dem Dürerbunde das Recht bestritten, in vaterländischen Dingen mitzureden, weil unter seinen 118 Gesamtvorstandmitgliedern vier, nein, wie Sie glaubten, nur zwei Sozialdemokraten säßen. Wo bleibt nach Ihrer Logik nunmehr Ihr Recht dazu?

Kotzde und Scholz haben erklärt, sie würden „nicht locker lassen". Schön, so wird der Dürerbund die ganze Agitation Kotzde-Scholz gegen die deutsche Lehrerschaft mit einer Widerlegung bis ins Einzelne und mit einer Aufklärung der Zusammenhänge in einer besondern Flugschrift herausgeben und jedermann jederzeit zur Verfügung halten.

Das lohnt sich schon des Lehrerstandes wegen. Die Münchner „Neuesten" schrieben neulich: „Gegen den nachgerade unerträglich werdenden Terrorismus, den solche Geschäftspatrioten auszuüben suchen und schwächeren Charakteren gegenüber tatsächlich ausüben, indem sie jeden, der ihre Ware als das bezeichnet, was sie ist, als unpatriotisch, antinational, als verkappten Sozialdemokraten ausschreien, soll-

Digitized by Google

ten alle anständigen Leute, sollten auch alle anständigen Zeitungen Front machen. Sie würden sich damit wirklich ein nationales Verdienst erwerben." Das stammt auch aus der Lehrerkorrespondenz, und trifft zu. A

Gesinnung und Leistung

Was ist Leben? Das gewiß nicht, was der Gedanke an das leere Blatt, das man vollschreiben will, einer lahmen Phantasie abjagt. Was sind Erlebnisse? Eindrücke, von denen man nicht weiß, ob man sie festhalten soll oder nicht, und denen man sich nur überläßt, um sich einbilden zu können, daß man noch nicht tot sei, wird niemand dafür halten. Leben ist der innere Tigersprung, der Sättigung irgendeiner Art erstrebt. Ein Erlebnis ist da, sobald eine Möglichkeit zur Wirklichkeit geworden ist. Freilich hat jeder Tagelöhner das Recht, seine Tochter Laura oder Elisabeth taufen zu lassen und sich vorzulügen, wenn er sie küßt, er küsse die Geliebte Petrarkas, und wenn er sie ohrfeigt, er ohrfeige eine Königin von England. So mag denn auch ein Schriftsteller, der sein Herz so lange umrührt, bis es Blasen aufwirft, diesen hohlen Blasen immerhin die höchsten Namen beilegen; er verarge es der Kritik aber nicht, wenn sie dem Publikum, ihrer Pflicht gemäß, zuruft: bei diesem Wirt ist der gute Wein nur auf dem Schild zu haben, nicht in der Gaststube. Hebbel

Unsre Bilder und Noten

Das Bildnis Hebbels, das wir dem Heft einfügen, ist derjenigen Photographie nachgebildet, die Hebbels Witwe (ihr gehörte die Vorlage) am liebsten war. Der interessante Brief Hebbels an Julius Hammer, der hier zum ersten Male veröffentlicht wird, ist einem Original nachgebildet, das uns eine Leserin freundlich zur Verfügung gestellt hat.

Von Paul Leschhorn spricht ein kleiner Beitrag der heutigen Rundschau. Das Blatt „Tauwetter" vor unserm Heft, das einen farbigen Linoleumschnitt wiedergibt, ist so schön, daß auch den „Kunst für die Kunst"-Mann kaum Wesentliches daran stören dürfte: wie einfach ist die Komposition, wie geschlossen das Bild, wie technisch einwandfrei sind die Mittel und (was nicht das Leichteste war) wie glücklich ist die Gefahr der „Süßigkeit" vermieden, die bei diesen Farben lauerte.

Auch das zweite Blatt, die Brücke, ist nach einem Linoleumschnitt angefertigt, und die Technik tritt charakteristisch hervor. Das Abschneiden beispielsweise bei den Baumkronenrändern, das Anwischen der Druckfarbe mit dem Pinsel. Sind solche Schnitte nicht Gaben, wie gemacht dazu, auch ein größeres Publikum allmählich für die Werte von Originalkunst aufzuschließen? Welche noch so „farbenprangende" mechanische Vervielfältigung eines Gemäldes könnte sich damit an unmittelbarem ästhetischen Reize vergleichen! Und nun vergleiche man dieses Blatt mit dem „Tauwetter" und mit dem voriges Jahr von uns wiedergegebenen Leschhornschen Schnitt — jedes ist von Grund aus anders „angefaßt"! Und das besagt: mit jedem Werk ist ein neues Erlebnis gestaltet.

Ganz anders wieder ist die Radierung, mit der uns Leschhorn noch einmal in den verschneiten Wald zurückführen mag. Schnee in

Digitized by Google

der Luft, aber alles klar. Auch im Verweilen bei diesem Bild wird man eine ganz eigene Landschaftstimmung emporsteigen fühlen.

Dann bringen wir drei Zeichnungen von Heinrich Phieler in Elberfeld, jenem merkwürdigen Künstler, den die Leser vielleicht aus seinem, soviel wir wissen, bedeutendsten Werke kennen, dem „Abendmahl", das der Kunstwart als Vorzugsdruck herausgegeben hat. Die Mängel Phielers liegen klar, seine Vorzüge gehen wohl nicht sofort ein, aber wer sie erkannt hat, dem bleiben sie. Es waltet ein Ernst, eine Wuchtigkeit, ein religiöses Tief-Erleben in einigen dieser Blätter, das nicht ohne Größe ist. Unsre Bilder sind einem auch sonst empfehlenswerten „Biblischen Lesebuch" entnommen, welches Ostermai, Tögel und Neuberg bei Klinkhardt in Leipzig herausgebracht haben.

Ein Schattenriß von Ernst Penzoldt mag dem Heft noch etwas weltliche Osterstimmung mitgeben. Darin liegt sie doch wohl, wie die beiden sich sehn. Uns ist das Werkchen vor manchem lieb; es ist etwas Volksliedmäßiges nicht nur in seinem Stoff, etwas Innerliches und Inniges.

Auch mit unserer Notenbeilage gedenken wir Friedrich Hebbels. Walter Niemann, der als Kritiker und als Tonkünstler den älteren Lesern des Kunstwarts bekannt ist, hat eine fünfteilige Suite für Klavier nach Worten Hebbels als op. 23 erscheinen lassen, deren letztes Stück, das abschließende „Notturno", wir im folgenden wiedergeben. Wie dieses an das vorgedruckte, unerschöpflich schöne Gedicht „Abendgefühl" angeschlossen ist, so lehnt sich jedes der Stücke an ein Hebbelsches Gedicht an (Präludium: „Durch Sturm und Regen", Idylle: „Genoveva an der Quelle", Ballade: „Die Heide", Romanze: „Frühling", aus „Mutter und Kind"). Wenn es auch nicht der rücksichtslose Mensch und erschütternde Tragiker Hebbel ist, welcher diesen Tonsätzen das innere Leben erregt, so kann man doch wohl in der zurückhaltenden, feinfühligen Weise etwas vom Innenleben des Poeten erspüren; hier will jede Harmonie berücksichtigt, jede Phrase eigens bedacht, jeder Klang, jede Pause innerlich erfaßt werden, und mancher feine Reiz erschließt sich erst dem nahe Herzutretenden. So ist ein Stück „charakteristischer Musik", nicht Programmmusik, entstanden, das die Bekanntschaft lohnt, da es ganz von innen heraus erfaßt ist und nicht an Äußerlichkeiten haftet, auf keine literargeschichtlichen Erinnerungen abzielt. Allzu leicht zugänglich ist es nicht, wenigstens nicht in allen Teilen — unsere Probe ist wohl das einzige Stück, das sich jedem stimmungfähigen Spieler ohne weiteres aus sich heraus erschließt.

Leichter gehalten sind zehn kleine Stücke „Schwarzwald-Idyllen" von Niemann, die als op. 21, ebenfalls im Verlag C. F. Kahnt, Leipzig, erschienen. Die harmlosen, manch reizvolle Erfindung verarbeitenden Tonsätze zeigen den Komponisten von einer andern Seite, und sind zum Teil als Jugendmusik verwendbar. Beide Hefte kosten je 2,50 M. S.

Herausgeber: Dr. h. c. Ferd. Avenarius in Dresden-Blasewitz; verantwortl.: der Herausgeber — Verlag von Georg D. W. Callwey, Druck von Kastner & Callwey, k. Hofbuchdruckerei in München — In Österreich-Ungarn für Herausgabe u. Schriftleitung verantwortl.: Dr. Rich. Batka in Wien XIII/6

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Paul Leschhorn

Digitized by Google

Digitized by Google

AUS DEM KUNSTWART *ERNST PENZOLDT*

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

BEILAGE ZUM KUNSTWART

WALTER NIEMANN,
Op. 23 No. 5

NOTTURNO

Abendgefühl

Friedlich bekämpfen
Nacht sich und Tag.
Wie das zu dämpfen,
Wie das zu lösen vermag!

Der mich bedrückte,
Schläfst du schon, Schmerz?
Was mich beglückte,
Sage, was war's doch, mein Herz?

Freude wie Kummer,
Fühl' ich, zerrann,
Aber den Schlummer
Führten sie leise heran.

Und im Entschweben,
Immer empor,
Kommt mir das Leben
Ganz wie ein Schlummerlied vor.

Friedrich Hebbel

Nachdruck verboten

Largamente, molto sostenuto e tranquillo

Träumerisch, weich und sehnsuchtsvoll gehalten

schwebend

PIANO

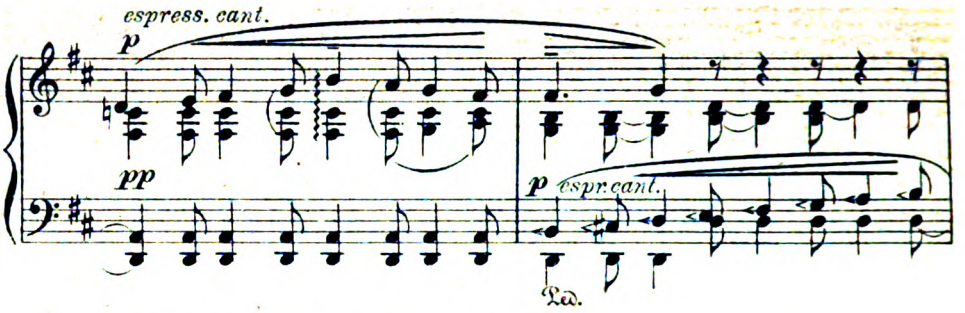
ppp *pp*

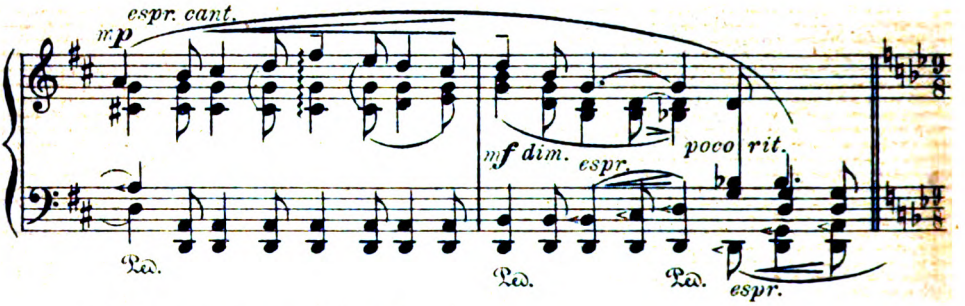
dim. *poco meno* *pp* *poco espr.*

dim.

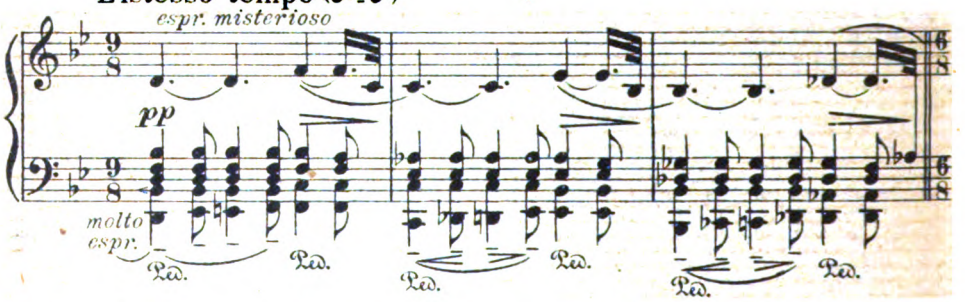
Mit Genehmigung des Verlags C. F. Kahnt Nachfolger in Leipzig. — Aufführungsrecht vorbehalten
Copyright 1912 by C. F. Kahnt Nachfolger, Leipzig

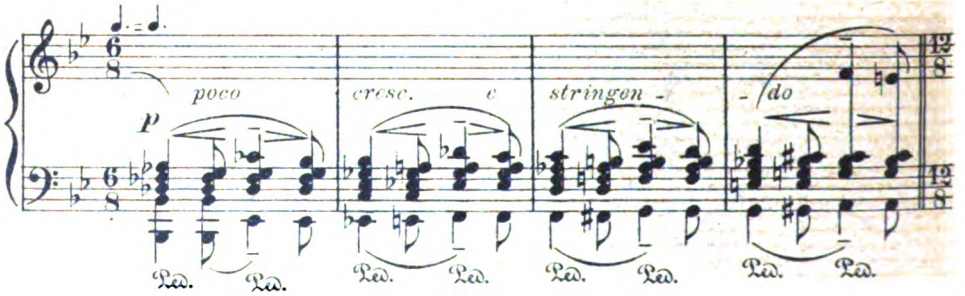
Digitized by Google

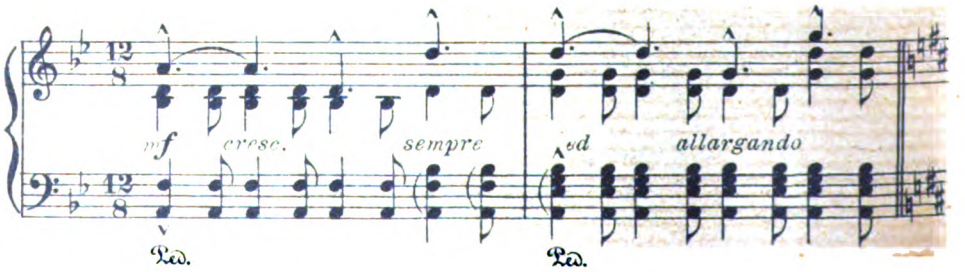




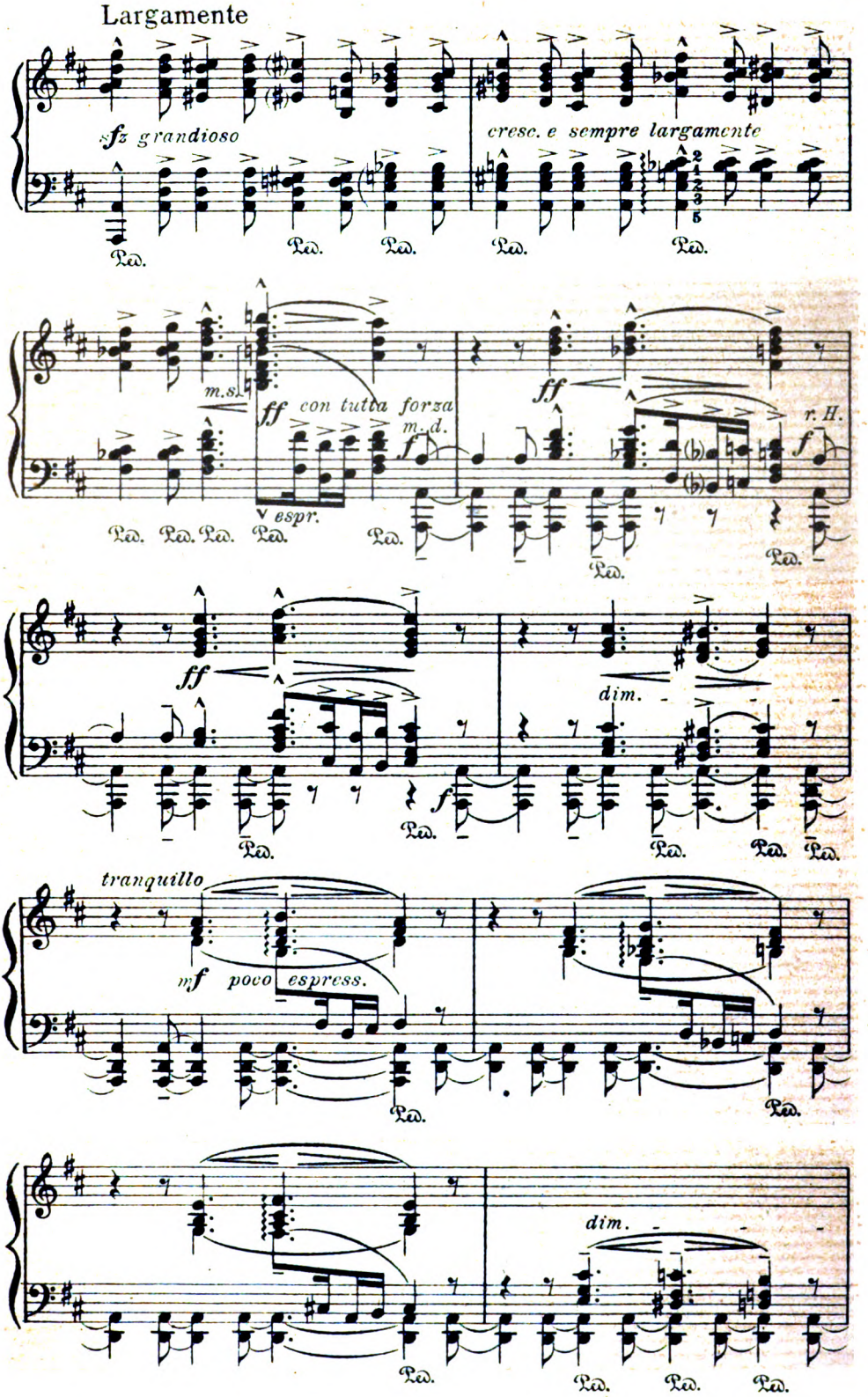
L'istesso tempo (♩.=♩.)



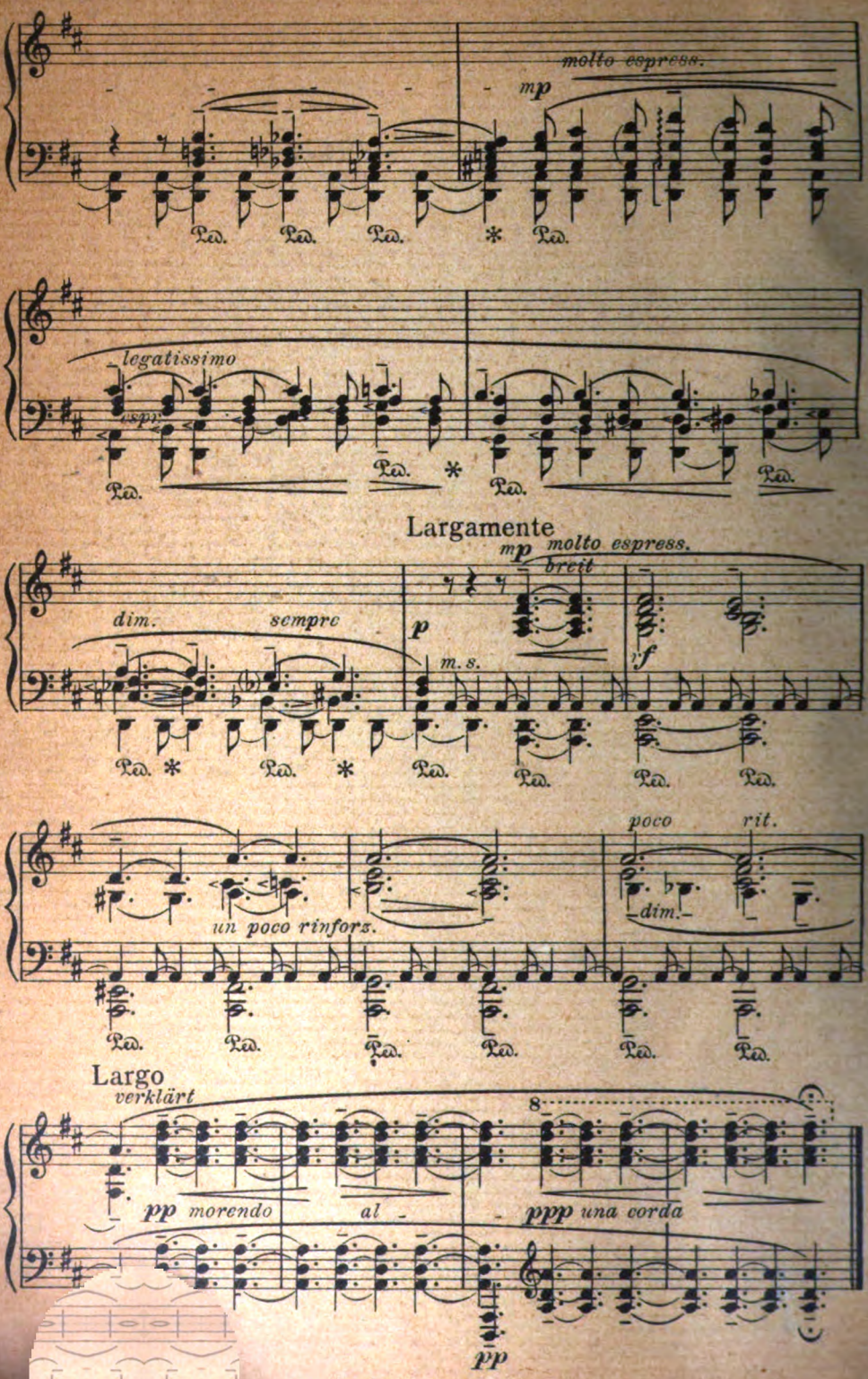




Digitized by Google



Digitized by Google



Stichn. Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

Digitized by Google